


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 932

DIE·WOCHE

·MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band III, (Heft 27–39)

vom 1. Juli bis 30. September 1910.



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68.



I. SACHREGISTER.

1. Romane, Erzählungen und Skizzen.

2. Belehrende Aufsätze.

3. Unterhaltende Aufsätze.

4. Gedichte.

5. Ständige Rubriken.

II. Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

T.

U.

V.

W.



DIE·WOCHE

Nummer 27. Berlin, den 2. Juli 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 27.



Die sieben Tage der Woche.

23. Juni.

Der Kaiser trifft zur Teilnahme an den Segelregatten in Kiel ein.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg stattet in Stuttgart dem König von Württemberg einen Besuch ab.

Im englischen Unterhaus erklärt der Premierminister Asquith, die Regierung werde Gelegenheit geben, über das Frauenstimmrecht in zweiter Lesung abzustimmen, auf weitere Beratungstadien jedoch verzichten.

Das bulgarische Königspaar trifft in Paris ein.

Aus Albanien wird von einem heftigen Kampf zwischen den türkischen Truppen und den Arnauten unter Debreli Jussuf berichtet, bei dem diese große Verluste erlitten.

24. Juni.

Bei der Reichstagstichwahl in Friedberg-Büdingen wird an Stelle des verstorbenen Abgeordneten Grafen von Oriola der Sozialdemokrat Busold gewählt.

Das österreichische Abgeordnetenhaus nimmt den Etat für 1910 in dritter Lesung an.

Aus Rostow im Gouvernement Jekaterinoslaw wird der Ausbruch einer furchtbaren Choleraepidemie gemeldet.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß auf der Eisenbahnlinie nach Manzanillo sich auf einem steilen Abhang vier Wagen von einem Militärzug lösten und zertrümmert wurden. Dabei kamen 37 Personen ums Leben.

25. Juni.

Der Kompetenzkonfliktsgerichtshof in Berlin entscheidet in dem Prozeß des Hauptmanns a. D. von Hellfeld gegen den russischen Staat, daß der Rechtsweg für unzulässig zu erachten sei.

Kaiser Franz Josef eröffnet den ungarischen Reichstag mit einer Thronrede, in der die Neureglung des Wahlrechts als dringendste und unaufschiebbare Aufgabe bezeichnet wird.

In Wien wird das Urteil gegen den des Giftmordes angeklagten Oberleutnant Hofrichter verkündet; es lautet auf 20 Jahre verschärften schweren Kerker und Kassation des Offizierranges.

26. Juni.

In Portugal wird ein neues Ministerium unter dem Vorsitz des Führers der Regeneradoren Teixeira de Souza gebildet.

Das Deutsche Derby in Hamburg-Horn wird von dem Gradiger Orient (Abb. S. 1128) gewonnen.

In Konstantinopel überreichen die Kretaschutzmächte der Pforte eine Note, in der es heißt: den Kretern sei bekannt gegeben worden, daß die Mächte fest entschlossen seien, die türkische Souveränität zu wahren. Die türkische Regierung möge daher die Aufregung der Bevölkerung beschwichtigen.

27. Juni.

In Mexiko werden der Präsident Diaz und der Vizepräsident Corral wiedergewählt.

In Danzig wird die 51. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure eröffnet.

28. Juni.

Es wird bekannt gegeben, daß der preußische Finanzminister Freiherr von Rheinbaben aus dem Amt geschieden ist, um das Oberpräsidium der Rheinprovinz zu übernehmen. Gleichzeitig wird der Rücktritt des Staatssekretärs des Auswärtigen Freiherrn von Schoen angekündigt, der an Stelle des in den Ruhestand tretenden Fürsten Radolin als Botschafter nach Paris geht. Sein Nachfolger wird der Bukarester Gesandte von Kiderlen-Waechter (Porträte S. 1127).



Der Beginn des Luftverkehrs.

Von Hauptmann a. D. A. Hildebrandt.

Eine neue Epoche im Verkehr hat mit dem 22. Juni begonnen, an dem Tage, an dem das starre Luftschiff „L. Z. VII", jetzt „Deutschland" genannt, als erstes Verkehrsluftfahrzeug der Welt unter der Führung seines Erfinders, des Grafen Zeppelin, die Abnahmefahrt mit 20 Fahrgästen an Bord von Friedrichshafen nach Düsseldorf durchgeführt hat! Die prophetischen Worte des längst verstorbenen, berühmten amerikanischen Aeronauten John Wise werden jetzt in Erfüllung gehen: „Unsere Kinder werden nach jedem Teil der Erde reisen können, ohne die Belästigung von Dampf, Funken oder Seekrankheit, und mit einer Schnelligkeit von zwanzig geographischen Meilen in der Stunde." Wieder können wir Deutschen stolz darauf sein, daß der zähen Tatkraft eines der Unsrigen eine in der Weltgeschichte hochbedeutsame Tat gelungen ist: den Luftverkehr zu eröffnen, womit wir allen Plänen anderer Länder zuvorgekommen sind! Und wieder war es für unsern Volkshelden Zeppelin nicht leicht, gegen eine Welt von Vorurteilen sein seit vielen Jahrzehnten gehegtes Projekt, die Luft dem Verkehr zu erschließen, durchzusetzen.

„So fürchterlich sind auch die Gefahren, denen man sich dadurch aussetzt, wenn man sein Leben diesen noch unvollendeten Maschinen so leichtsinnig anvertraut, und man kann glauben, daß dieses unwiderstehliche Werkzeug mit schrecklicher Gewalt einstürzen muß, wenn sich ihm ein Gegenstand widersetzt." — „Eine Menge dergleichen Unfälle sind bereits bekannt, und viele werden vorsätzlich verschwiegen, weil es nicht zum Vorteil dieser Spekulation gehört, solches kundwerden zu lassen." So schrieb man, wie der verstorbene General-

postmeister Dr. Stephan in einem Vortrag: „Weltpost und Luftschiffahrt" mitgeteilt hat, im Jahr 1829 in einem bedeutenden technischen Werk über die Eröffnung des Verkehrs mit Dampfschiffen, und ebenso hat man geschrieben, als im vergangenen Jahr die Gründung der Deutschen Luftverkehrsgesellschaft erfolgte, und ähnlich wird man sicher jetzt und auch später noch schreiben, wenn mal irgendein Unglück bei einer Luftlinienfahrt sich ereignen sollte! Doch der Fortschritt bricht sich Bahn gegen allen Kleinmut, und stets werden sich Menschen finden, bei denen das Wort von Horaz Geltung hat: „Der muß ein Herz von Steineichen und dreifachem Erz gehabt haben, der sich zuerst in schwankender Planke auf das furchtbare Meer hinauswagte."

Der große Luftozean, der ebenso wie zu Zeiten Dr. Stephans „für den menschlichen Verkehr noch so gut wie öde und leer ist", ist nunmehr durch deutsche Energie dem Verkehr erschlossen. In allen Kulturstaaten, in denen man sich mit dem Bau von Luftschiffen beschäftigte, hatte man in den letzten Jahren den Gedanken des Grafen Zeppelin aufgenommen, weiter ausgebaut und in die Tat umzusetzen gesucht. Doch bis jetzt ist alles Mühen vergebens gewesen, die Schwierigkeiten konnte bislang niemand meistern!

In Berlin wurde im September 1908 eine Motorluftschiffgesellschaft — nicht zu verwechseln mit der so erfolgreichen Motorluftschiffstudiengesellschaft — begründet, die schon einen Tarif für Luftfahrten festgesetzt hatte. Für 20 Mark sollte man 20 Kilometer fahren, für einen höheren Preis entsprechend weiter und für 300 Mark bis zu 750 Kilometer. Man stellte sogar für später die Ermäßigung des Preises für ein Luftkilometer auf 15 Pfennig, also nicht viel mehr wie für ein Kilometer der ersten Klasse der Eisenbahn, in Aussicht. Man hat bald nichts mehr von diesen Plänen gehört. Auch die Projekte der Internationalen Luftschiffahrtsausstellung Ila, einen regelmäßigen Luftverkehr zwischen Frankfurt und Wiesbaden sowie anderen Städten einzurichten, konnten nicht in die Tat umgesetzt werden, obgleich die Luftschiffe „Zeppelin", „Parseval", „Clouth" und „Ruthemberg" eine Reihe wohlgelungener Fahrten in die Umgegend unternommen haben.

Von Luzern gedachte man mit Z.-Luftschiffen nach Friedrichshafen, Stuttgart, Frankfurt und weiter nach dem Norden Luftreisen zu unternehmen. Der Landesverband Württemberg des rührigen und so praktische Arbeit leistenden Deutschen Luftflottenvereins hatte schon auf Veranlassung seines Vorsitzenden Generalleutnants von Berger die Vorarbeiten für eine in Stuttgart zu errichtende Halle durchgeführt. Die Konkurrenz der Franzosen hat die Deutschen aus diesem Unternehmen durch ihre der Schweiz geleisteten großen Versprechungen gedrängt, mit dem Erfolg, daß die Luzerner noch heute auf die Eröffnung einer Luftschiffstation warten können. Die sicher herrliche Genüsse bietenden Fahrten in dem majestätischen Bergland um den Pilatus herum sind bislang nicht zustande gekommen. Schon im September 1909 glaubte die Gesellschaft „Astra" auch in Frankreich ihre Fahrten aufnehmen zu können, aber vorläufig scheint noch jetzt die Aussicht hierzu gering zu sein. Auch in Oesterreich gedachte man in diesem Jahr während der Jagdausstellung eine ständige Luftschifflinie zwischen Prater und Kobenzl einzurichten. In dem zur Durchführung gebildeten Ausschuß befanden sich außer dem verstorbenen Bürgermeister Lueger die drei Vizebürgermeister, Prinz Alois Liechtenstein, Graf Anton Auersperg, Geheimrat Dr. Mach und eine Anzahl bedeutender Gelehrter und einflußreicher Beamten. Die Oesterreicher, die die erste Bergbahn der Welt über den Semmering gebaut hatten, hofften auch die erste Luftverkehrslinie der Welt zu erhalten. Vergebens, wir sind ihnen zuvorgekommen!

Vor genau zwei Jahren, im Juni 1908, ist allerdings tatsächlich schon in Amerika ein Lenkballon mit Fahrgästen aufgestiegen, jedoch endete diese Luftreise gleich mit einer Katastrophe. In San Franzisko hatte sich eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 50 Millionen Mark gebildet, die einen regelmäßigen Luftverkehr mit Neuyork einrichten wollte. Der Ingenieur John Morell hatte ein riesiges Ballonettluftschiff unstarrer Bauart erfunden, in dem er 500 Personen zu befördern gedachte. Ein als „Modell-Luftschiff" bezeichneter Ballon von riesigen Dimensionen machte in Berkeley in Kalifornien mit 20 Fahrgästen seinen ersten Aufstieg. Sobald der Führer aber in etwa 100 Meter Höhe von den fünf Motoren zwei in Gang setzte, konnte die Hülle den entstehenden Luftdruck nicht aushalten, der Stoff platzte, und das Luftschiff stürzte mit großer Geschwindigkeit zur Erde. 20 Insassen und Morell selbst wurden mehr oder minder schwer verletzt; drei Personen sind später an den Folgen dieser Verletzungen gestorben. Leichtsinnigerweise hatte man mit dem Fahrzeug vorher keine Probefahrten unternommen! Ein anderer Plan der amerikanischen „Aerial Navigation Company", Neuyork mit Boston, Philadelphia und andern großen Städten durch Luftschiffe zu verbinden, ist ebenfalls nicht zur Ausführung gekommen; bei dem Erbauer des amerikanischen Militärluftschiffes Baldwin hatte man schon fünf Lenkballons bestellt. Hieraus ersieht man, wie bedeutend die Schwierigkeiten sein müssen, wenn trotz erheblicher Geldmittel andern Ländern das nicht gelungen ist, was bei uns bald schon etwas Altes sein wird!

Die Delag, wie die neue Luftschiffahrtsaktiengesellschaft genannt wird, ist bei der Bestellung ihrer Luftschiffe großzügig vorgegangen. Die in der Mitte unter dem starren Gerüst befindliche, fest durch die Hauptträger mit ihm verbundene Fahrgastkabine läßt an Behaglichkeit nichts zu wünschen übrig. Bequeme Sessel laden zum Ausruhen ein, und die in der „Woche" veröffentlichten Bilder zeigen, wie man durch die großen Fenster einen herrlichen Rundblick über das Land genießt, ohne daß sich auch bei dem empfindlichsten Menschen irgendein Schwindelgefühl einstellen kann. Es ist überhaupt eine irrige Ansicht, zu denken, man würde bei Luftfahrten leicht von Schwindel befallen; gerade das Gegenteil ist merkwürdigerweise der Fall! Personen, die sich gelegentlich einem Ballon anvertraut haben, obwohl sie auf der Erde so sehr an dieser Krankheit litten, daß sie nicht einmal einen Balkon betreten konnten, haben im Luftschiff das Schwindelgefühl gänzlich verloren, aber auf der Erde wurden sie wieder davon befallen. Auch für Atzung ist gesorgt, und der viel belächelte, leichte und gewandte Luftschiffkellner reicht den hungrigen Fahrgästen die nötige Stärkung. Wie lange wird es noch dauern, und es finden während einer längeren Fahrt regelrechte Diners in dieser Luxuskabine statt! Die Teilnehmer an der Fahrt nach Düsseldorf heben ganz besonders auch den ruhigen Gang des Luftschiffes hervor; nichts von dem bei Dampfschiffen vielfach so unangenehm empfundenen Stampfen des Fahrzeuges! Auch das Geräusch der Luftschrauben

dringt kaum bis in den Fahrgastraum. Wer wird wohl der Erste sein, der zu einem Diner in den Lüften mit Musik einladet? Alles ist so leicht wie möglich eingerichtet, man speist auf Aluminiumtellern und darf natürlich nur „leichte" Getränke zu sich nehmen.

Beim Luftverkehr, der genau so oder vielmehr noch in höherem Maß als die Seeschiffahrt von Wind und Wetter abhängig bleibt, wird natürlich die Einhaltung eines bestimmten Fahrplans häufig nicht möglich sein. Schon am vergangenen Sonntag konnte der in Köln durch Plakate veröffentlichte Fahrplan des ungünstigen Wetters halber nicht innegehalten werden. Zu ermäßigten Preisen, 100 Mark für die Fahrt, sollte der „Deutschland" dreimal von Düsseldorf nach Köln und zurückfahren; es konnte jedoch keine dieser geplanten Luftreisen stattfinden. Graf Zeppelin hat allerdings schon bewiesen, daß man auf Grund richtiger Beurteilung der Wetterlage sehr wohl zu einer bestimmten Stunde an einem bestimmten Ort einzutreffen vermag. Bei der Fahrt mit dem Prinzen Heinrich nach Konstanz, bei der mit dem Kronprinzen nach Donaueschingen zum Kaiser und jetzt bei der Fahrt nach Düsseldorf hat er mit militärischer Pünktlichkeit die angesagte Zeit eingehalten.

Die Kosten der Luftreisen werden vorläufig immer noch größer sein als bei Fahrten in der Eisenbahn oder im Automobil; sie sollen jedoch vorzugsweise dem Vergnügen dienen, dem die Menschen bekanntlich den größten Teil ihrer Einkünfte willig opfern. Vergleicht man diese Luftschiffahrten aber beispielsweise mit einer schwierigen Hochgebirgstour, bei der der Bergsteiger mehrere Führer braucht, oder mit einer Fahrt in einer Dampfjacht, so zeigt es sich, daß sie kaum teurer sind als diese.

Der Zeitgewinn kann bei günstigem Wind, wie bei der jüngsten Fahrt nach Düsseldorf, ein erheblicher sein. Oft werden Fälle eintreten, in denen beispielsweise dem Kaufmann solcher Zeitgewinn schon von außerordentlicher Bedeutung ist. Wie lange wird es dauern, und man eröffnet auch den transatlantischen Luftschiffverkehr, indem man, wie es jetzt schon durch den Oesterreich-Amerikaner Joseph Brucker geplant ist, unter Ausnutzung der Passatwinde von Spanien oder Teneriffa aus nach Amerika fliegt.

In der Luft brauchen wir keine Eisenbahnschienen mit ihrem kostspieligen Unterbau und keine Brücken. Auch die viel hervorgehobene Gefährlichkeit des Luftverkehrs ist nur für ängstliche Gemüter vorhanden, die man graulich machen will. Die Luftschiffe sind so vervollkommnet, daß man vor Unfällen fast ebenso sicher ist wie in der Eisenbahn. Die letzte Katastrophe war die der „République", die im vergangenen Sommer durch das Abfliegen eines Schraubenflügels zerstört wurde. Die Technik hat schon wieder Mittel gefunden, in Zukunft auch solche Unglücksfälle zu verhindern.

Auch die Landung, die beim Freiballonsport schon so viele Opfer gekostet hat, ist vollkommen ungefährlich. Noch vor kaum drei Jahren allerdings wurde selbst von Fachleuten, die das Wesen der Motorballonfahrten noch nicht richtig erfaßt hatten, behauptet, die Landung mit einem starren Luftschiff auf festem Boden müsse immer mit einer mehr oder minder großen Havarie enden; ein „sehr glattes" Herunterkommen werde zu den Seltenheiten gehören. Die Tatsachen haben diese Ansichten, die sich auf die Erfahrungen beim Freiballon stützten, der eigentlich überhaupt nicht landen, sondern nur stranden kann, längst widerlegt. Selbst bei starkem Wind kann der starre „Zeppelin" vollkommen ungefährdet auf den festen Boden niedergehen.

Sicherlich werden wir auch bald einen Schnellverkehr mit Aeroplanen haben, die mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 70 bis 80 Kilometer die Luft durchmessen. In 10 bis 12 Stunden können wir alsdann von Berlin nach Paris gelangen, während der beste Schnellzug mindestens 17 Stunden gebraucht. Da der Betrieb eines Aeroplans außerordentlich billig ist, so wird sich sicher in der Zukunft ein größerer Verkehr mit ihnen entwickeln. Das Versäumnis eines Eisenbahnzuges oder eines Anschlusses wird für einen eiligen Fahrgast, der in wichtigen Angelegenheiten zu einer bestimmten Stunde an einem Ort sein muß, nicht mehr sehr verhängnisvoll sein. Der Aeroplan wird ihn schneller als die Eisenbahn an sein Ziel befördern. Bei günstigem rückwärtigem Wind können auch die Luftschiffe ihre Geschwindigkeit bis auf 150 und mehr Kilometer steigern. Das von dem verunglückten Hauptmann Ferber geprägte Wort: „Unsere Zukunft liegt in der Luft" hat sicher seine Berechtigung.

Verkannte Freunde.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Wollte man den Schaden berechnen, den alljährlich die Pflanzenfeinde aus dem Tierreich anrichten, so würde man zu so gewaltigen Summen kommen, daß von ihnen allein die gesamte Heeres- und Marineverwaltung aller Staaten bezahlt werden könnte. Nicht Millionen, sondern Milliarden Mark gehen allein durch tierische Schädlinge alljährlich dem Nationalvermögen der Völker verloren. Von der Erkenntnis dieser Tatsache ausgehend, ist man deshalb auch überall mit mehr oder minder großem Erfolg bemüht, die tierischen Schädlinge zu bekämpfen. Nun sollte man meinen, daß jeder darauf bedacht sein müßte, natürliche Bundesgenossen in diesem Kampf nach Möglichkeit zu schonen, zu hegen und zu pflegen. Aber leider ist das nur in seltenen Ausnahmefällen der Fall; meistens werden im Gegenteil aus Unkenntnis gerade die erfolgreichsten nützlichen Tiere vernichtet, als ob sie die gefährlichsten Feinde wären. Zu dieser Unkenntnis gesellt sich gar häufig noch ein törichtes Vorurteil, dem unendlich viele unserer besten Gehilfen im Kampf gegen die Schädlinge zum Opfer fallen. Es ist dringend nötig, daß unsere Jugend, ganz besonders die weibliche, darüber aufgeklärt wird, daß Tiere, wie Spinnen und Kröten, überaus nützlich und zu schonen sind. Gerade die jetzt beginnende Ferienzeit bietet recht schöne Gelegenheit, die Tiere mit Muße in ihren Lebensgewohnheiten zu beobachten. Die Stunden, die man darauf verwendet, sind köstliche.

Um unsere verkannten Freunde zu finden, brauchen wir nicht lange suchen. Wenn wir des Morgens unseren Spaziergang machen, treffen wir gleich eine ganze Anzahl von ihnen dort an, wo vor dem Wald Gebüsch sich hinzieht, aber auch im Wald selbst sehen wir die reizenden kunstvollen Gewebe der verschiedenartigsten

Spinnen. Wir lagern uns bei einem solchen Spinnennetz so, daß wir es beständig im Auge haben. Zunächst betrachten wir seinen Bau. Mit langen Fäden ist es zwischen den Stämmen im Wald aufgehängt, die so fein sind, daß wir Mühe haben, sie zu sehen. Wunderbar mutet es uns an, so regelmäßig ist es gefertigt. Und indem wir seinen Bau genauer studieren, desto mehr drängt sich uns die Frage auf, wie wohl die Spinne das Netz gefertigt haben mag. Um die Spinne bei der Arbeit zu beobachten, muß man sehr früh aufstehen, wozu wir ja jetzt in den Ferien reichlich Gelegenheit und Muße haben. Während wir das Netz aufmerksam studieren, fliegt eine Fliege gegen seinen Faden und bleibt hängen wie an einer Leimrute. Unruhig zappelt sie mit den Beinen und verfängt sich dabei wieder mit einem Faden. Da kommt auch schon die Spinne herbei. Im Nu hat sie der Fliege einen Biß versetzt, der diese lähmt. Dann umwickelt sie die Beute mit einem Faden und hebt sie entweder für später auf oder verzehrt sie auch wohl sofort. Nachdem etwaige Schäden am Netz ausgebessert sind, begibt sich die Spinne wieder auf ihren Beobachtungsposten, der bald mitten im Netz, bald seitwärts von ihm liegt. Daß die Fäden die Fliege sofort festhalten, liegt daran, daß sie mit unzähligen kleinen, klebrigen Knötchen besetzt sind. Achten wir auf unsern Spaziergängen einmal auf die „Spinnweben", so werden wir gar schnell zu der Ueberzeugung gelangen, daß durch die Spinnen eine große Menge Ungeziefer vertilgt wird.

Eine zweite große Gruppe verkannter Freunde tritt uns unter den Käfern entgegen. Vor allem sind es die reizenden Laufkäfer, die ganz gewaltige Mengen schädlicher kleiner Tiere vernichten. Viele gehen nicht nur am Tage, sondern auch des Nachts auf Beute aus und werden dadurch weniger auffällig in ihrem nützlichen Tun und Treiben. Ein etwas großer Stein, der am Wege liegt, bietet gewöhnlich einer ganzen Anzahl einen kühlen Schlupfwinkel während des heißen Tages. Auch die Larven dieser Käfer sind gierige Räuber, die ganz außerordentlich viel Schädlinge vertilgen. Ein Käferchen, das meist geschont wird, das Marienkäferchen, ausgezeichnet durch sein siegellackrotes Flügelkleid, auf dem verschieden viele schwarze Pünktchen zerstreut sind, ist unser bester Freund, wenn es gilt, lästige Blattläuse zu vernichten. Ganz besonders ist es die Larve dieser Käfer, die in der Vertilgung von Blattläusen Außerordentliches leistet. Den Pflanzenfreund erfüllt es mit ordentlichem Wohlbehagen, wenn er sieht, wie diese Tierchen unverdrossen eine Blattlaus nach der anderen fassen, aussaugen und die leere Hülle hinter sich werfen. So beobachtete Freiherr von Schilling, daß eine halbwüchsige Larve in 9 ½ Stunden 244 Blattläuse vertilgt hatte! Eine dritte sehr nützliche Käfergruppe sind die Weichflügler, zu denen auch das Glühwürmchen gehört. Die Larve des letzteren ist eine ganz besonders tüchtige Schneckenvertilgerin. Endlich seien von den Käfern noch die Kurzflügler genannt, flinke langgestreckte Tierchen, deren feste Oberflügel, wie schon der Name andeutet, sehr kurz sind, so daß sie nur einen kleinen Teil des Körpers bedecken. Man kann sie mit Fug und Recht auch als Raubkäfer bezeichnen, denn was ihnen auch von kleinem schädlichem Getier in den Weg kommt, das wird unbarmherzig getötet und getilgt.

Im Berliner Tiergarten bildet die Raupenplage Jahr für Jahr eine Quelle unausgesetzter Mühe und Arbeit für die Verwaltung. Es ist sehr schwierig, im Winter die Raupennester von den hohen Eichenbäumen herunterzuholen, und die Zahl der Raupen, die dann im Frühjahr das junge Laub so gründlich abfressen, daß die Bäume ganz kahl werden, beträgt Millionen. Auch in diesem Jahr war die Plage wieder einmal ganz unerträglich, und in der Tages- und Fachpresse wurde die Frage lebhaft erörtert, wie man der Plage wohl am besten Herr werden könne. Während der Streit noch hin und her ging, hatten verkannte Freunde sich ans Werk gemacht, und was Menschenhand nicht vermochte, das leisteten diese kleinen Bundesgenossen in bewundernswerter Weise. Eines Tags bemerkte man, daß die Raupen, die sonst eifrig von Zweig zu Zweig krochen und ihre verderbnisvolle Arbeit verrichteten, träge wurden, unlustig herumsaßen und nichts vom schönsten jungen Laub wissen wollten. Von Tag zu Tag nahm die Zahl der faulen Raupen zu. Der Fachmann erkannte schnell die Ursache. Ichneumonen waren an der Arbeit gewesen. Diese zu den Aderflüglern gehörigen Insekten sind wespenartige vierflüglige Tierchen, deren schlanker Hinterleib durch eine richtige Wespentaille von dem Vorderteil sich scheidet. Wehe den Raupen, wo diese Schlupfwespen auftreten. Die Raupe mag sich noch so sehr wehren, die Schlupfwespe findet doch den geeigneten Moment, in dem sie sich auf die Raupe niederläßt und ihr blitzschnell ein oder mehrere Eier appliziert. Manche Schlupfwespen legen die Eier nur an die Raupe, andere stoßen ihren Legestachel in die Raupe und versenken dann ihre Eier in den Raupenkörper. In kurzer Zeit kriechen aus den Eiern die jungen Ichneumonenlarven, die nun die Raupe bei lebendigem Leib auffressen. Haben sie ihre volle Größe erreicht, dann brechen sie durch die Haut der Raupe und spinnen sich in kleinen gelben Kokons ein. Der Volksmund sagt dann wohl, das seien „Raupeneier", und übersieht dabei, daß Raupen überhaupt keine Eier legen können. Nicht immer wird die Raupe ganz von den Schlupfwespenlarven vernichtet. Gar nicht so sehr selten kommt es vor, daß die Raupe sich noch verpuppt. Der Schmetterlingsammler wartet dann vergeblich auf den Schmetterling. Es ist eigentümlich, daß sich die Industrie der Schlupfwespen noch nicht bemächtigt hat. Es wäre ein leichtes, eine große Menge „befallener" Raupen zu sammeln und an geeigneten Orten zu überwintern, so daß im Frühjahr dorthin, wo eine Raupenplage auftritt, eine größere Anzahl Schlupfwespen verschickt werden könnte.

An Blättern finden wir manchmal ganz eigenartige Gebilde in größerer Anzahl zusammenstehend: haarfeine Fäden von mehreren Millimeter Länge, die in ein keulenförmiges Ende auslaufen. Diese Gebilde sehen manchen Pilzformen so täuschend ähnlich, daß man sie als Pilze beschrieben hat. In Wirklichkeit sind es die gestielten Eier der Florfliege. Diese ist ein überaus zierliches Geschöpf mit schlankem Leib und unverhältnismäßig großen grünen Flügeln, die wie aus feinstem Tüll gefertigt aussehen und von den Tierchen im Sitzen dachartig gehalten werden. An den prächtigen goldigen Augen und diesen zarten grünen Florflügeln ist das Insekt leicht kenntlich. Leider wird es gewöhnlich verkannt und als schädlich getötet, während es doch ein guter Freund unserer Pflanzen ist. Aus den gestielten Eiern schlüpft eine keineswegs schöne Larve, die man ihrer Lebensgewohnheit wegen Blattlauslöwe genannt hat. Sie wetteifert in der Blattlausvertilgung mit den

Larven der Marienkäferchen. Wo man also eine Florfliege antrifft, da schone man sie, und sieht man an Blättern die gestielten Eier, dann freue man sich ihrer Zierlichkeit, lasse sie aber unberührt. Am Bach sehen wir schlanke Wasserjungfern oder Libellen ihr munteres Spiel in der Luft treiben. In gleitendem Flug huschen sie bald hier-, bald dorthin, plötzlich schießen sie falkengleich nach einer bestimmten Richtung, und wohl selten verfehlen sie ihr Ziel, ein schädliches Insekt. Ständig sind sie auf der Jagd nach Nahrung. Deshalb schont sie! Ihre Larven leben im Wasser als furchtbare Räuber, die alles, was da schwimmt, bekriegen, besonders auch die ungezählten Mückenlarven. Also doppelte Schonung den Libellen. Und nicht minder Schonung einem Verwandten, der leider (!) so recht zu unsern verkanntesten Freunden gehört, dem Ohrwurm. Wer kennt ihn nicht, den braunen Gesellen mit seinen starken Zangen am Hinterleib? Entsetzen jagt er namentlich der holden Weiblichkeit ein, und doch sollte er geschont werden, wo man ihn antrifft. Richtig ist es, daß er zuzeiten auch mal an Früchten nascht, aber nur dann, wenn die Früchte bereits von andern Schädlingen angefressen sind. Im übrigen überwiegt sein Nutzen so sehr, daß man ihm diesen Leckerbissen wohl gönnen darf. Besonders die Weingutsbesitzer sollten ihn hegen und pflegen, denn einen besseren Bundesgenossen im Kampf gegen den Heer- oder Sauerwurm finden sie so leicht nicht. Reichlich ließe sich die Zahl der verkannten Freunde aus dem Insektenreich vermehren.

Mordfliegen, Schmarotzerfliegen, Schwebfliegen und Baumwanzen seien der Kürze halber nur genannt. Wir wenden uns nun einer andern Klasse des Tierreiches zu, den Würmern. Gerade der bekannteste, der Regenwurm, ist einer unserer besten Freunde. Seiner Tätigkeit haben wir es zu verdanken, daß so schnell das fallende Laub in nahrhafte Humuserde umgewandelt, daß der Boden mit einer Unzahl luftführender Kanäle durchzogen wird, wodurch den Pflanzenwurzeln die ihnen so dringend nötige frische Luft zugeführt wird. Statt ihn zu vernichten, sollten wir auf seine Schonung bedacht sein. Wo er im Blumentopf lästig wird, da entferne man ihn mit warmem Wasser und setze ihn in den Garten.

Und nun wenden wir uns den Wirbeltieren zu.

Welches Entsetzen entsteht, wenn eine Kröte harmlos den Weg der Spaziergängerin kreuzt! Wie töricht! Man überwinde die Scheu und sehe sich mal das Tierchen in Ruhe an. Metallisch golden glänzen die Augen, die mit zum schönsten gehören, was die Natur geschaffen hat. Gewiß, die Form der Kröte ist nach unsern Begriffen nicht schön, und ihr watschelnder Gang ist alles eher als zierlich. Aber an Nützlichkeit steht sie wenigen Tieren nach. Die Engländer importieren sie tonnenweise, um sie in ihren Gewächshäusern auszusetzen, denn sie wissen sehr wohl, daß sie in ihnen die besten Freunde in der Bekämpfung der grimmigsten Schädlinge haben. Also Schutz den Kröten. Auch die Frösche, im besonderen der grüne Laubfrosch, sollten überall geschont werden.

Daß unsere Singvögel uns nützlich sind, ist allgemein bekannt, nur wird leider noch immer viel zu wenig getan, um sie zu schützen und zu pflegen. Vor allem sollte man ihnen mehr Gelegenheit zum Nisten geben, sollte Hecken anlegen und nicht alle alten Bäume, die hohl sind, füllen, sondern sie stehen lassen. Und außer der Nistgelegenheit sollte man dafür sorgen, daß sie reichlich Wasser finden, denn erst dann werden sie sich wohl fühlen und ansiedeln. Daß man alle wildernden Katzen, die ärgsten Feinde unserer Singvögel, vertilgen sollte, wo immer man sie außerhalb des Hauses antrifft, bedarf wohl kaum eines besonderen Hinweises. Ein sehr verkannter Freund ist der Maulwurf. Gewiß, im kleinen Garten kann er recht lästig werden, wenn er den frisch gesäten Rasen Nacht für Nacht durch seine Wühlarbeit verunziert. Aber daß er bei dieser Wühlarbeit unendlich viel Ungeziefer vernichtet, das uns unsere Gartengewächse in der heimtückischsten Weise zerstört, das vergessen die meisten. Wo sich der Maulwurf zeigt, da ist sicher viel Ungeziefer im Boden, und deshalb lasse man ihn gewähren. Sowie er das Erdreich vom Ungeziefer befreit hat, sucht er sich schon ganz von selbst ein anderes Revier auf. Er wühlt nicht zum Vergnügen, sondern um sich Nahrung, uns Frieden vor unsern Feinden zu schaffen. Lassen wir also den schwarzen, drolligen Gesellen gewähren.

Wenn abends die Dämmerung hereingebrochen ist, dann huscht die Fledermaus lautlos umher und jagt gar manchem einen gelinden Schreck ein. Unvernünftige jagen sie und glauben Wunder was für ein gutes Werk getan zu haben, wenn sie ein solches „unheimliches“ Tierchen erlegt haben. In Wirklichkeit gehört die Fledermaus mit zu unsern besten Freunden, denn was sie im Laufe eines Abends für eine Menge schädlichen Ungeziefers, das sich bei Tage versteckt hält und erst nach Sonnenuntergang seinem gefährlichen Handwerk nachgeht, vertilgt, davon haben die wenigsten eine Vorstellung. Gerade das nächtliche Ungeziefer ist ja besonders schwer zu vertilgen, und wir sollten alle die Tiere, die infolge ihrer nächtlichen Lebensweise diesem Ungeziefer nachstellen, ganz besonders schonen, hegen und pflegen.

Es konnten naturgemäß in dem engen Rahmen dieser Plauderei nur Andeutungen gegeben werden, wie nützlich viele Tiere für uns sind, die Unkenntnis für schädlich hält. Fleißige Beobachtung der Tiere in der freien Natur ist am besten geeignet, uns darüber aufzuklären, wovon sich die Tiere nähren, und daraus zu erkennen, ob sie nützlich oder schädlich sind. Diese Beobachtung in der freien Natur öffnet unsere Augen für manche Erscheinung, die uns bisher unverständlich blieb. Sie belehrt uns, daß die Tiere keineswegs mechanisch, instinktiv ihr Leben hinbringen, sondern daß auch ihnen häufig ein ganz bedeutendes Maß von Intelligenz innewohnt. Nicht wahllos legt die Florfliege ihre Eier ab, sondern stets, wo ihre Nachkommenschaft die nötige Nahrung finden wird. Die Spinne spinnt ihr Netz dort, wo sie sicher sein kann, daß sich kleine Fliegen und Mücken darin fangen werden. Und wenn man beobachtet, wie eine Spinne ihr Netz webt, wie sie die Fäden, die besonders auf Zug in Anspruch genommen werden, zwei- und dreifach verstärkt, der kommt gar bald zu der Ueberzeugung, daß dies Tier eine verhältnismäßig hohe Intelligenz besitzt. Diese Erkenntnis macht es uns leicht, in den Tieren gleichberechtigte Lebewesen zu sehen und sie, da sie uns nützen, zu schonen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, zur Beobachtung der Tierwelt im Freien anzuregen und den verkannten Freunden die Anerkennung zu verschaffen, die sie mit Recht verdienen.

Die Behandlung des Sommerobstes.

Plauderei von Wilhelmine Bird-Dahlem.

Während der Herbst uns die festeren und somit lagerfähigen Früchte, das Winter- oder Dauerobst, gibt, spendet uns der Sommer mit seinen glühenden, oft quälenden Eigenschaften zur Milderung das weichere, saftreichere, aber auch weniger haltbare Obst.

Sind wir nun zu der Ueberzeugung gelangt, daß zu unserm Wohlbefinden ein sporadisches Genießen des Obstes nicht genügt, sondern daß unser Körper fortgesetzt gleicher Aufmerksamkeit bedarf, so sind wir an dem Punkt angekommen, dem meine heutigen Ausführungen gelten sollen.

Wir sind nicht wie bei dem Winterobst in der Lage, die Sommerfrüchte aufzuspeichern, ohne besondere Maßregeln zu treffen, sondern sind genötigt, die Konservierung in irgendeiner Form anzuwenden.

Die Konservierung des Obstes war von jeher die Domäne der Hausfrau, aber es unterscheidet sich die gegenwärtige Art doch ganz erheblich von der früheren, und zwar sehr zu unsern Gunsten. Während früher nur Zucker und Gewürze, übermäßig angewandt, in allen möglichen sogenannten Rezepten variiert, der sehr oft fragwürdigen Konservierung zu Gebote standen, wenden wir heute das absolut sichere Verfahren der Sterilisation an, sobald es uns darum zu tun ist, wie in den meisten Fällen, ganze Früchte zu erhalten. Aber nicht nur die Sicherheit ist es, die uns die Sterilisation so schätzenswert macht, nein, es ist der Umstand, daß wir des Ballastes von Zucker und Gewürzen ohne Gefahr entbehren können, der das Obst, in der früheren Weise konserviert, nur einem sehr kräftigen Verdauungsapparat zumuten konnte und in Krankheitsfällen als erstes unter das Verbot des Arztes fiel. Heute setzen wir der Frucht nur das ergänzende Maß Zucker oder auch gar keinen zu — letzteres z. B. in dem Fall, daß sie Zuckerkranken dienen soll — und die verhältnismäßig geringe Hitze, unter der wir sterilisieren, bewahrt dem Obst seinen ursprünglichen Wert und in den meisten Fällen auch Form und Farbe, während eine Konservierung nach alter Methode durch die gebotene öftere Aufkochung und den vielen Zuckerzusatz uns ein völlig verändertes, in der Haltbarkeit fragwürdiges, wenn auch immerhin noch schmackhaftes Produkt gibt, was mit der Frische nichts mehr gemein hat.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß die zur Sterilisation der Früchte dienenden, mit Gummiring luftdicht zu schließenden Gläser oder Büchsen mit genauen Anweisungen in allen Haushaltungsgeschäften zu haben sind, so daß ich an dieser Stelle eine ausführliche Beschreibung vermeiden kann.

Es liegt mir besonders daran, die Hausfrauen immer wieder darauf hinzuweisen, wie notwendig und dabei so leicht heute die Konservierung des Sommerobstes wie auch gegebenenfalls der jungen Gemüse ist. Besonders in den Fällen, wo man über den Besitz eigener Obsternten verfügt und die Früchte in tadelloser Frische zu Gebote stehen, ist der Nutzen nach jeder Richtung außerordentlich. Es gibt bei einiger Aufmerksamkeit auch genug Gelegenheiten, gute und billige Einkäufe zu machen. Where there is a will, there is a way, d. h., wo ein Wille, da ist auch ein Weg.

Was nun die Qualität der zu konservierenden Früchte betrifft, so muß ich zunächst der irrigen Meinung — die ich so oft höre — entgegentreten, daß das Obst nicht reif zu sein brauche oder gar nicht sein soll. Ein mir unbegreiflicher Irrglaube! Bei großen Betrieben ist es verständlich, daß reife Früchte nicht zur Verwendung kommen aus dem einfachen Grunde, weil keine so schnelle Verarbeitung großer Quantitäten möglich ist, wie reife Früchte es verlangen, denn alles Sommerobst geht, im Reifepunkt angelangt, schnell in Verderben über. Sobald wir aber in unserm Haushalt mit kleineren Mengen arbeiten, sind wir in der bevorzugten Lage, die reife, d. h. voll in ihrem Aroma und Saft entwickelte Frucht verwenden zu können, und das ist ein gewaltiger Unterschied, der keinem Feinschmecker ein Geheimnis ist. Einer unreifen Frucht kann durch keinerlei Mittel das Aroma und der im Saft enthaltene Fruchtzucker gegeben werden, und das ist es doch gerade, was wir verlangen. Selbst durch längere Lagerung kann eine zu früh gepflückte Frucht die Reife nicht erreichen, man vermeide daher ihren Ankauf. Der große Saftgehalt des reifen Sommerobstes verursacht selbst bei geringen Hitzegraden der Sterilisation einen schnellen und starken Saftaustritt, und die Früchte fangen an, im Glas zu schweben. Nun ist es ja gerade kein besonders schöner Anblick, wenn ein Glas nur halb voll Früchte und das übrige Flüssigkeit ist. Es ist das bis zu einem gewissen Grad zu vermeiden, wenn man die Früchte recht geschickt dicht packt, sie können ohne Nachteil einen leichten Druck vertragen, und wenn der Hitzegrad und die Sterilisationsdauer das notwendige Maß nicht übersteigen. Man lasse sich aber in keinem Fall bestimmen, den Saft abzugießen und neue Früchte nachzufüllen, was ganz besonders von Erdbeeren und Himbeeren zu sagen ist. Der ganze sanitäre Wert dieser Früchte besteht eben in ihrem Saft und Aroma. Der Erdbeere ist kaum eine andere Frucht darin zu vergleichen. Dazu besitzt sie allen gegenüber die Priorität, wozu noch ausgezeichnete Züchtungen remontierender Art treten, die uns den ganzen Sommer hindurch zu stets erneutem Genuß einladen. Somit heißt es, der Erdbeere ihre ganze Bedeutung rauben, wenn man ihr nicht den vollen Saft beläßt, denn es bleibt dann nur eine faserige, wertlose Masse, die den Darm belastet und unverdaut ausscheidet. Die Erdbeere ist unsere gegen Hitze empfindlichste Frucht. Es ist somit unvermeidlich, daß sie nicht schon bei nur 70 Grad Celsius und der nötigen Kochzeit von 15 Minuten den Saft läßt und die nur noch halb gefüllten Fasernhüllen im Glas steigen. Schüttet man sie beim Gebrauch aus, so mischt sich der Saft wieder mit den Früchten, und die vollen Werte sind da. Es gibt keine Sorte Erdbeeren, die diesem Vorgang nicht unterworfen ist, und wer diesen kennt, wird zu seinem eigenen Nutzen vernünftigerweise auch von der Konservenindustrie keine Gläser, voll mit Erdbeerkörpern bis obenhin, verlangen. Ist die Industrie durch unvernünftiges Begehren und, um zu verkaufen, dazu gezwungen, so kann sie es auch nur unter Entziehung des Saftes tun.

Zu den schnell Saft lassenden Früchten gehören auch die gelben und roten Pflaumen und die herrliche Reineclaude. Bei all diesen Früchten ist eben eine recht dichte Packung bis an den Rand der Gefäße nötig. Es bleibt dann für den Zuckerzusatz nur wenig Raum, man kann daher diesen ziemlich stark nehmen, etwa 50prozentig, d. h. 1 Pfund Zucker auf 1 Liter Wasser. Vollzieht man alsdann die Sterilisation bei 75 Grad Celsius in einer Zeit von 15 bis höchstens 20 Minuten, so werden die Gläser hübsch gefüllt erscheinen, der Saftaustritt also nicht zu stark sein.

Kirschen aller Art unterliegen der gleichen Behandlung. Am geeignetsten und am wohlschmeckendsten sind die sauren und halbsauren, wie Ostheimer Weichsel, dunkle Natte, Königin Hortense, Schöne von Choisy u. a. Es ist anzuraten, sie immer zu entkernen, wir sind des Dankes der Esser sicher und folgen einem ästhetischen Empfinden. Sie eignen sich auch vorzüglich zu Marmelade, die bei nicht zu starkem Zuckerzusatz eine rechte Erfrischung ist. Im vorigen Jahr wurden an dieser Stelle Marmeladen und Gelees speziell von mir behandelt. Von der Einlage offener Kerne rate ich sehr ab, des wenn auch nur geringen Blausäuregehaltes wegen.

Johannisbeeren und Himbeeren eignen sich in erster Linie am besten zu Saft und Gelee, und da die Fruchtsäfte besonders unserer Gesundheit sehr dienlich sind, so sollte man diese Beerenfrüchte wie auch Erdbeeren in erster Linie dazu verwenden. Im Haushalt werden bei der Saftbereitung die Früchte nie so stark ausgepreßt, wie es in der Industrie durch die Maschine geschieht, und so können wir die Rückstände dann unter angemessenem Zuckerzusatz zu einer leidlichen Marmelade zum baldigen Gebrauch verwenden. Zu bedenken aber ist, daß die vielen feinen Körnchen der Himbeere, noch mehr aber die viel kompakteren der Johannisbeere dem Darm keine leichte Aufgabe geben. Die Rückstände der Johannisbeere koche man lieber nochmals kräftig aus und werfe sie dann fort. Man beseitigt damit oft ein Häufchen Unglück.

Aprikosen sind eine treffliche Frucht zum Konservieren. Sie sind aber auch am besten unter Sterilisation; sobald sie nach altem Verfahren einer öfteren Erhitzung oder heißer Zuckeraufgüsse konserviert sind, verlieren sie an Farbe, Form und Aroma und sind kaum noch von getrockneten Prünellen zu unterscheiden.

Nun komme ich zu einem besonderen Liebling. Das ist der Pfirsich. Welch ein Vergnügen für die Hausfrau, wenn sie mitten im Winter dem lieben bowlengewandten Hausherrn mit Pfirsichen unter die Augen treten kann, die die verwöhnteste Zunge nicht den frisch vom Baum gepflückten nachstellen wird. Die Ueberraschung der Gäste einer solchen Pfirsichbowle mitten im Winter tut dem stolzen Hausfrauenherzen nicht minder wohl. Hierzu sei nun gesagt, daß sich nur die späteren Sorten eignen, die sich frei vom Stein lösen. Letzteres ist eine Bedingung. Ich nenne als vorzüglich die große Mignon, rote Magdalene, Königin der Obstgärten. Um die Schale leicht zu entfernen, tauche man immer eine kleinere Anzahl in kochend heißes Wasser, teile dann die Früchte und lege sie mit der Schnittfläche nach unten dicht an das Glas, gebe eine Zuckerlösung von 1 Pfund Zucker auf 1 Liter Wasser darüber und sterilisiere sie bei 70 Grad Celsius höchstens 20 Minuten.

Die im Spätsommer erscheinenden Zwetschen, die auch unter dem Sammelnamen Pflaumen gehen, und die Mirabellen sind sehr wertvolle und weniger empfindliche Früchte. Obwohl auch sehr saftreich, haben sie eine festere Struktur und sind der Konservierung besonders wert. So konserviere ich in Massen die ganz vortreffliche Anna Späth und die bei uns sehr gut gedeihende italienische Zwetsche. Entkernt und nur mit Zwischenlagen von feinem Zucker und 20 Minuten bei 75 Grad Celsius sterilisiert, geben sie uns den ganzen Winter den beliebten Pflaumenkuchen; sie sind nicht von frischen Pflaumen zu unterscheiden.

An Sommer- oder Frühbirnen haben wir einige vorzügliche Sorten. Sie sind zum Konservieren prädestiniert, da sie nach der Reife sehr schnell verfallen und von innen heraus verderben. Aeußerlich oft noch sehr schön aussehend, sind sie innen schon braun. Der geeignetste Zeitpunkt zum Konservieren ist ganz kurz vor dem höchsten Reifegrad, und diese Gunst wird eigentlich nur dem Gartenbesitzer mit Sicherheit zuteil. Es sind das Jules Guyot Clapps Liebling, Souvenir de vienne u. a. Weniger empfindlich ist die Sommerbergamotte, herrlich an Aroma und Farbe. Bei diesen ist eine Sterilisation von 80 Grad während 25—30 Minuten erforderlich mit einer Lösung von etwa 300 Gramm Zucker auf 1 Liter Wasser. Mit vorstehendem habe ich einen Stab genannt, der, in die Tätigkeit der Hausfrau umgesetzt, in hohem Grad geeignet ist, das Wohlbehagen der Familie zu vermehren und das anerkennende und beglückende Lob des Herrn und Gebieters einzuheimsen. Ein echtes Frauenrecht!

Unsere Bilder

Die Kieler Woche (Abb. S. 1123, 1128) hat unserm großen Kriegshafen wieder glänzendes Leben und eine Reihe schöner Sportfeste gebracht. Wie immer haben die Segler aus aller Welt ihr Können vor den Augen des Kaisers beweisen können; obwohl seine Anwesenheit anfangs durch ein leichtes Unwohlsein in Frage gestellt schien. Kaiser Wilhelm traf an Bord der „Hohenzollern" in Kiel ein und wohnte auf dieser Jacht; die Regatten beobachtete er von Bord seiner Segeljacht „Meteor" aus. Eine Anzahl von Gästen, darunter der Fürst von Monako, weilte während der Segelwoche auf den kaiserlichen Jachten. Der Sport, den sie und die zahllosen andern Zuschauer zu sehen bekamen, entsprach dem großen Ruf der Kieler Woche. Die deutschen Segler leisteten wieder Ausgezeichnetes; neben ihnen taten sich auch viele angelsächsische Konkurrenten hervor. Die amerikanische Jacht „Westward" des Herrn A. S. Cochran gewann sowohl in der Unterelbregatta als in der Wettfahrt des Norddeutschen Regattavereins den Preis und überholte in der Seewettfahrt des Kaiserlichen Jachtklubs die Kaiserjacht „Meteor".

Zum Personalwechsel in den höchsten Staatsämtern (Abb. S. 1127). Die Amtsmüdigkeit mehrerer Minister hat eine große Umwälzung in den höchsten Aemtern des Reiches und Preußens mit sich gebracht. Vor allem scheidet der Finanzminister v. Rheinbaben aus dem preußischen Ministerium. Die Dienste dieses Staatsmannes werden Preußen aber wohl noch lange erhalten bleiben, wenn er auch aus seiner leitenden Stelle scheidet. Als Nachfolger des Freih. v. Rheinbaben in dem wichtigen Amte des Finanzministers wird der Magdeburger Oberbürgermeister Dr. August Lentze genannt. Außerdem erfuhr man, daß der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Freiherr von Schoen zurücktreten werde, und daß der Gesandte in Bukarest Herr v. Kiderlen-Waechter zu seinem Nachfolger ausersehen sei, ferner daß auch Herr v. Schoen, wie Herr v. Rheinbaben, im Staatsdienst bleibe und — ein neuer wichtiger Umschwung — als Nachfolger des gleichfalls amtsmüden Fürsten Radolin in die Pariser Botschaft einziehen solle. Viele wichtige Nachrichten an einem einzigen Tage!

Die ersten Passagierfahrten des „Deutschland" (Abb. S. 1124). Seit einigen Tagen unternimmt der neue Zeppelinballon der Luftschiffahrtsaktiengesellschaft „Deutschland" — so heißt das bisher als „L. Z. VII" bekannte Luftschiff — jetzt Fahrten mit zahlenden Passagieren. Unsere Bilder sind am Tage der ersten Fahrt von Düsseldorf nach Dortmund aufgenommen; sie gewähren einen interessanten Einblick in das Leben in der Luftschiffkabine, das vielleicht bald jedem Kulturmenschen so vertraut sein wird wie das Leben im Bahncoupé oder in der Schiffskajüte. Vorläufig harren der Luftreisenden noch ganz ungewohnte Sensationen. Der Anblick der schönen rheinischen Städte aus der Vogelperspektive ist doch auch dem blasiertesten Globetrotter bisher nicht zugänglich gewesen, wenn er nicht selbst als Aeronaut Gelegenheit hatte, ihn zu genießen.

Das Deutsche Derby (Abb. S. 1128), die größte rennsportliche Veranstaltung Hamburgs, verlief in diesem Jahr ganz besonders glänzend. Das tausendköpfige Publikum, das die Rennbahn auf dem Horner Moor belebte, konnte diesmal dem Sieg eines Hengstes aus dem kaiserlichen Gestüt von Graditz zujubeln und tat es mit großer Freude. Orient hatte bei dem Kampf um Deutschlands „Blaues Band" zwölf Konkurrenten, darunter viele fremdländische, zu schlagen. Jockei Bullock brachte das herrliche Tier mehrere Pferdelängen vor der Schar der Gegner ans Ziel. Als das Publikum das sah, gab es einen Ausbruch der Begeisterung, wie man ihn in Deutschland und gar in der Stadt der wenig heißblütigen Hanseaten, Hamburg, auf Sportplätzen noch nicht erlebt hat.

Die großen Rennen des Pariser Frühjahrs (Abb. S. 1129), so der Grand Prix von Longchamps und der „Prix des Drags" in Auteuil, sind nun vorbei, und damit hat die offizielle Gesellschaftsaison ihr Ende gefunden. Bekanntlich bedeuten die Renntage zugleich kritische Tage erster Ordnung für die Pariser Mode. Wir geben unseren Leserinnen Gelegenheit zu sehen, welche neuen Wunder die leicht modifizierte Directoiremode geschaffen hat, indem wir einige der schönsten Toiletten im Bild wiedergeben.

Ein schönes Denkmal für Heinrich v. Kleist (Abb. S. 1126) wurde dieser Tage in Frankfurt a. O., der Vaterstadt des Dichters, festlich enthüllt. Das von Gottlieb Elster in Berlin geschaffene Bildwerk aus Bronze zeigt, da wir nicht authentisch wissen, wie Kleist ausgesehen hat, die symbolische Gestalt eines Jünglings, der eine Leier hält. Der Granitsockel ist mit Reliefs geschmückt. Bei der Enthüllungsfeier waren viele Verehrer des Dichters aus allen Gegenden Deutschlands anwesend, so Erich Schmidt, der Rektor der Berliner Universität.

Die Suffragettes (Abb. S. 1126) haben wieder einmal für die Wahlrechtsansprüche der britischen Frauen demonstriert; diesmal würdiger als sonst. Sie veranstalteten vor kurzem in London einen Festzug, wie ihn die Weltstadt noch nicht gesehen hat. An der Spitze des Zuges sah man einen weiblichen „General", gefolgt von Adjutantinnen; dann kamen Bannerträgerinnen und ein uniformiertes Korps von Trommlerinnen und Pfeiferinnen, ihnen nach schritten viele Tausende von weißgekleideten Frauen durch die Hauptstraßen Londons und den Hydepark, zuerst die Märtyrerinnen der Bewegung, dann Vertreterinnen aller Frauenberufe.

Festspiele in Leiden (Abb. S. 1130). Die Studentenschaft der Alma mater in Leiden hat vor kurzem wieder das dort übliche große „Lustrumfest" fröhlich begangen. Der Glanzpunkt der Festtage war ein großes historisches Festspiel, in dem ein wichtiges Ereignis der holländischen Geschichte, die 1641 erfolgte Vermählung Wilhelms II. von Oranien mit Maria, der Tochter Karls I. von England, verherrlicht wurde.

Der Bankraub in Friedberg (Abb. S. 1130) ist wohl das dreisteste Verbrechen, das in der letzten Zeit in Deutschland begangen worden ist. Um in aller Ruhe die Nebenstelle der Reichsbank ausplündern zu können, brachten die Räuber in dem nahegelegenen Rathaus — in dem sich auch die Polizeiwache befindet — eine Bombe zur Explosion. Da die Treppe durch den Sprengstoff zerstört wurde, waren die Beamten in ihren Amtsräumen eine Zeitlang gefangen, und das Verbrechen wäre gelungen, wäre nicht der angefallene Bankbeamte stärker gewesen als sein Angreifer.

Personalien (Abbildungen Seite 1126). Am 1. Juli ist der Vortragende Rat im preußischen Kultusministerium Geh. Oberregierungsrat Dr. Adolf Matthias von dem Amt zurückgetreten, das er seit zehn Jahren innegehabt hat. Der vortreffliche Schulmann war der treueste und beste Mitarbeiter des Ministerialdirektors Althoff und hat an seiner Seite viel für die Reform des höheren Schulwesens geleistet, das er vor seiner Berufung ins Ministerium als Lehrer und Direktor genau kennen gelernt hatte. — Jeder Deutsche im Ausland kennt die Zeitschrift „Echo", und auch im Inland liest man diese geschickt redigierte Wochenschrift für alle Fragen des überseeischen Deutschtums mit berechtigtem Interesse. Der geistige Schöpfer des ausgezeichneten Blattes Herr Hugo Herold steht nun seit 25 Jahren als Chefredakteur an der Spitze dieses Blattes. Er kann auf dieses Jubiläum stolz sein, denn er hat alle Ehrungen, die ihm zuteil werden, durch sein gemeinnütziges journalistisches Wirken redlich verdient. — Generalmajor z. D. Wilhelm v. Kienitz hat kürzlich an dem Tag, an dem er vor 65 Jahren seine verdienstliche, jetzt seit Jahrzehnten abgeschlossene Militärlaufbahn begann, den Charakter als Generalleutnant erhalten.

Die Toten der Woche

Geh. Oberregierungsrat Dr. Hermann **Dungs**, Vortragender Rat im Reichsjustizamt, † bei Chamonix am 25. Juni.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Hugo **Erdmann**, Direktor des Anorganischen Instituts an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, † bei einer Ruderpartie auf dem Müritzsee am 27. Juni im Alter von 48 Jahren.

Landeshauptmann **Hintze** der Provinz Westfalen, † in Danzig am 23. Juni im Alter von 58 Jahren.

Professor Dr. Julius **Jung**, bekannter Geschichtsforscher, † in Prag am 21. Juni im 59. Lebensjahr.

Medizinalrat Dr. Karl Hermann **Landgraf**, † in Baireuth im 90. Lebensjahr.

General der Art. z. D. Max Edler von der **Planitz**, ehemaliger Generalinspekteur der Fußartillerie, † in Interlaken am 23. Juni im Alter von 75 Jahren.

Gräfin Johanna **Schaffgotsch**, † auf Schloß Koppitz am 21. Juni im Alter von 68 Jahren.

Hans **Simrock**, bekannter Musikalienverleger, † in Berlin am 27. Juni im Alter von 50 Jahren.

Dominikanerpater Aegidius **Wallrandt**, † in Berlin im Alter von 49 Jahren.

Michael **Wrubel**, bekannter russischer Maler, † in Petersburg am 22. Juni.

Bilder vom Tage



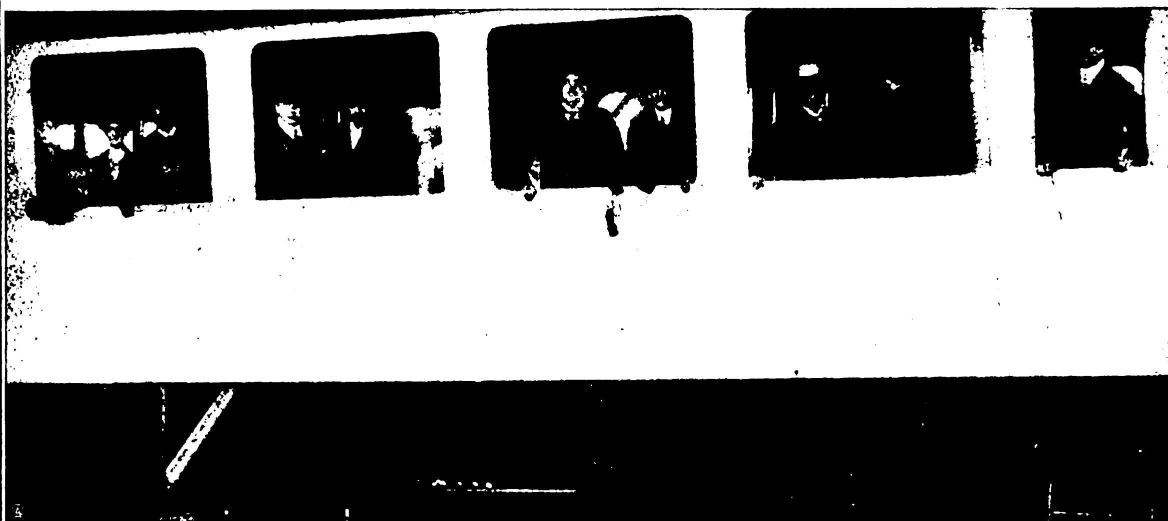
Der Kaiser mit dem Fürsten von Monako an Bord S. M. J. „Meteor“ während der Regatta.

Kieler Woche 1910.

Phot. Th. Jürgensen S. M. J. „Hohenzollern“.



Die Mitreisenden in der Passagierkabine. Phot. Jaeger.



Die erste Passagierfahrt des „L. Z. VII-Deutschland“: Fertig zur Reise. Hofphot. Heune.

Durch die Luft von Düsseldorf nach Dortmund.



Das Passagierluftschiff „L. Z. VII - Deutschland“ über Düsseldorf.
Durch die Luft von Düsseldorf nach Dortmund.



Die Führerin eines Straßenumzuges der Suffragettes in London.
Demonstrationen der Frauenbewegung in England.



Dem Gedächtnis eines großen Dichters.
Zur feierlichen Enthüllung des Kleistdenkmals in Frankfurt a. O.



Hofphot. E. Bieber.
Geh. Oberregierungsrat Matthias,
vortragender Rat im Kultusministerium, scheidet aus dem Amt.



Hugo Herold.
Zu sein. 25jähr. Jubiläum als Chefredakt. d. „Echo".



Generalmajor z. D. v. Kienitz
wurde anläßlich seines 70jährigen Militärjubiläums zum Generalleutnant ernannt.



Phot. E. Bieber.

Wilhelm Freiherr von Schoen,
Staatssekretär des Auswärtigen Amts,
geht als Botschafter nach Paris.



Georg Freiherr von Rheinbaben,
Kgl. Preußischer Finanzminister,
übernimmt das Oberpräsidium der Rheinprovinz.

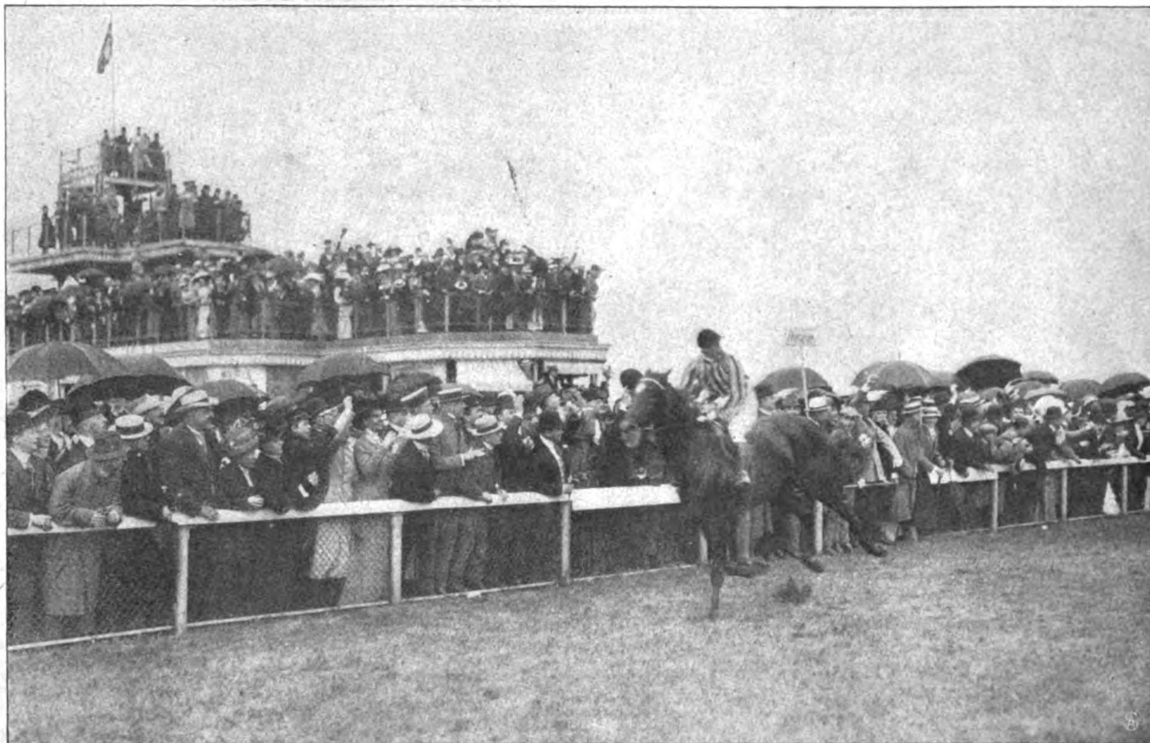


Alfred von Kiderlen-Waechter,
Wirkl. Geh. Rat, deutscher Gesandter in Bukarest,
wird der Nachfolger des Frhrn. v. Schoen als Staatssekretär des Auswärtigen Amts.

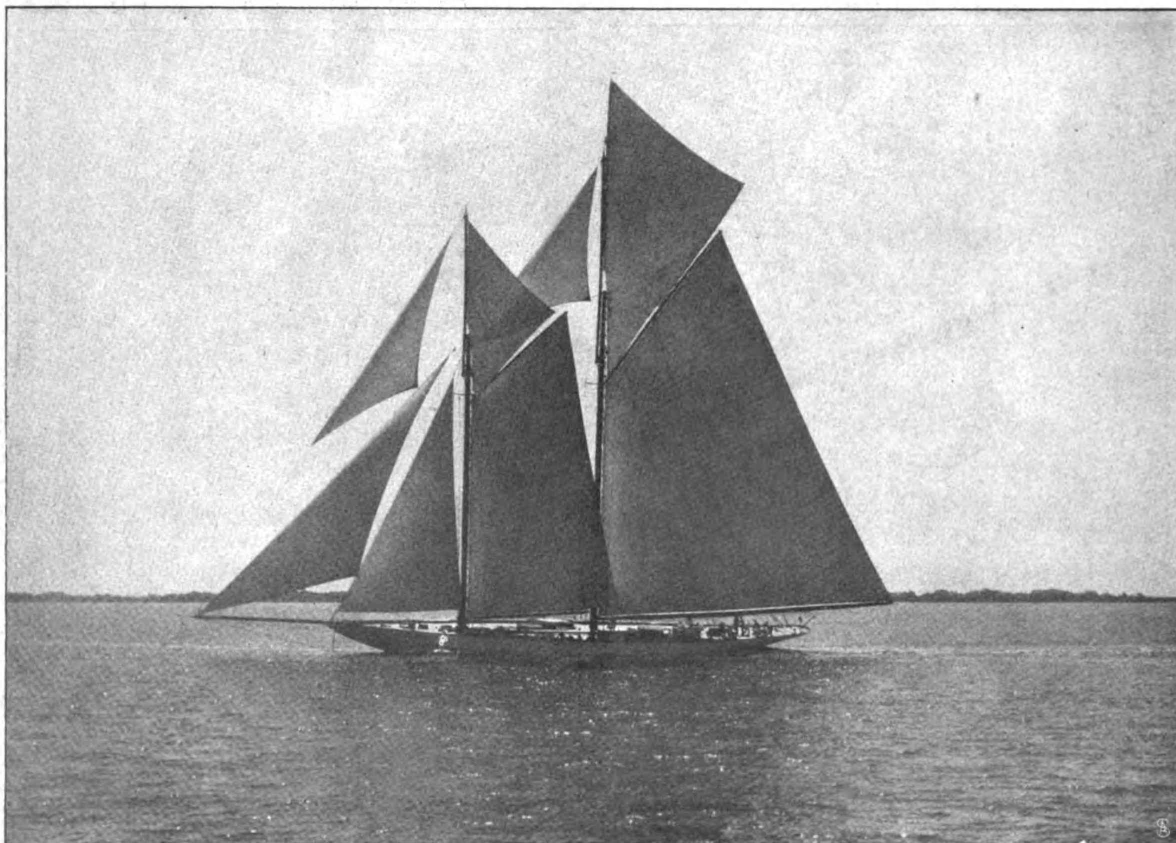


Dr. August Lentze,
Oberbürgermeister von Magdeburg,
Nachfolger des Frhrn. v. Rheinbaben

Zu den Veränderungen in hohen Staatsämtern.



Der Gradiker „Orient" gewinnt das deutsche Derby: Finish unter Jockei Bullock. Illustrationsphoto.
Ein Triumph des deutschen Rennsports auf der Hamburg-Horner-Bahn.



„Westward", die siegreiche amerikanische Segeljacht
in der Unterelbregatta und den Wettfahrten des K. Jachtklubs und des Norddeutschen Regattavereins in Kiel.



Elegante Toiletten auf dem grünen Rasen.

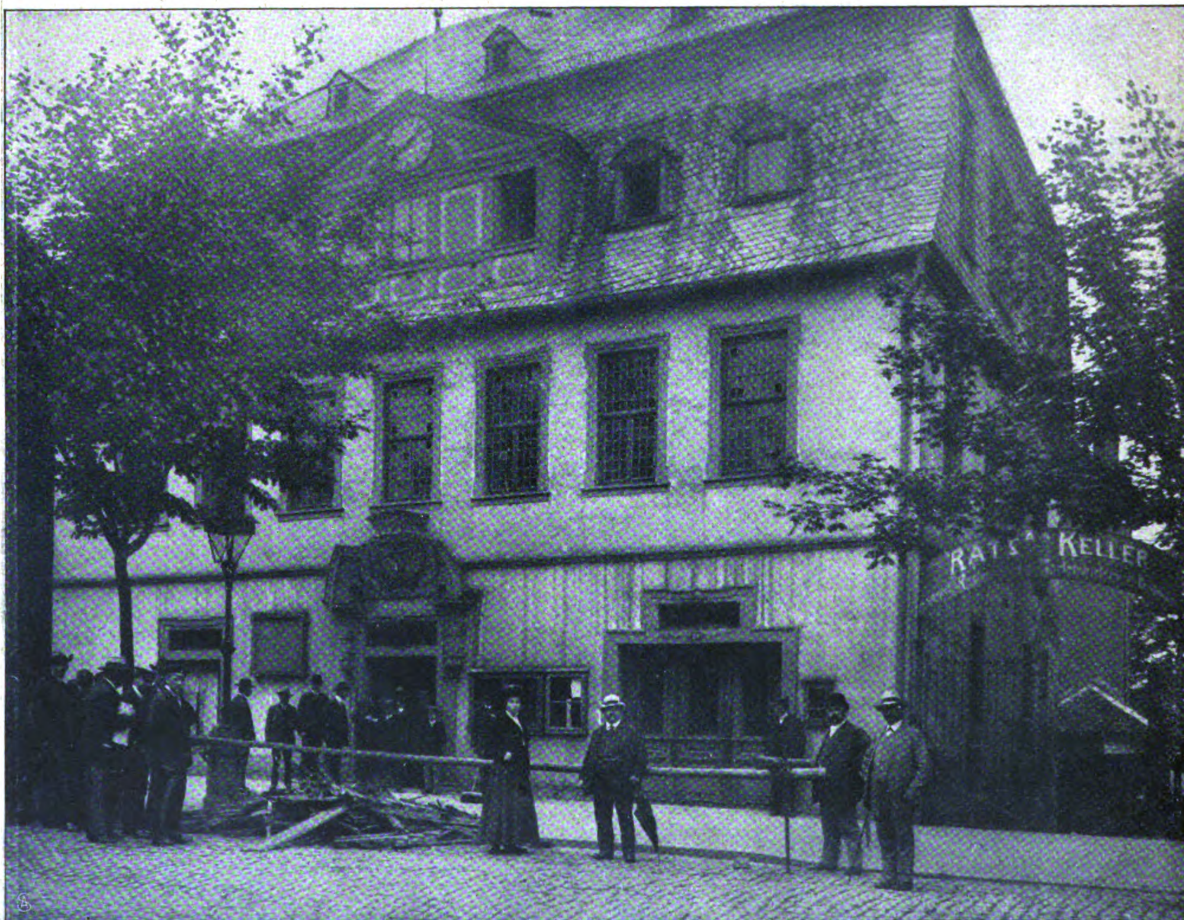
1. Fußfreie Schwarz-Weiß-Toiletten.
2. Weißes Spitzenkleid mit englischem Schirmhut.
3. Spanische Schaltoilette.
4. Miederkleid aus zweierlei Stoff.
5. Blusenkostüm mit enggezogenem Rock.
6. Helles Mullkleid mit schwarzen Chantillyspitzen.

Rennsaison in Paris.



Phot. Wolf.

Ein Studentenfest in Leiden: Historischer Festzug durch die Straßen der alten Universitätstadt.



Das Rathaus in Friedberg, der Schauplatz der Explosion.

Zu dem Bombenattentat und Bankraub in Friedberg in Hessen.

Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Roman von

Ida Boy=Ed.

10. Fortsetzung.

Jutta Falckenrott fühlte undeutlich, daß Erröten vielleicht niemals sinnlos ist, daß aus uneingestandenen Wünschen, Wissen, Schuldgefühlen, Befürchtungen — kurz aus ganz starken, aber im dunklen bleibenden Unterströmungen die Aufwallungen kommen, die das Blut in die Wangen jagen.

Fahrgäste stiegen aus. Andere, die neben Gervasius auf dem Bahnsteig gewartet hatten, stiegen mit ein. In dem Hin und Her konnte man nicht Plätze nebeneinander erobern. Der Zufall drückte jeden irgendwohin. Mutter und Tochter saßen sich gegenüber vorn im Wagen. Der Geheimrat hatte noch ein Unterkommen in dem Abteil bei Jutta und dem Legationsrat gefunden. Das gefiel ihm gut, der schönen Frau gegenüberzusitzen. Sie interessierte ihn in jeder Hinsicht.

Im allgemeinen konnte keine Frau mit ihm verkehren, ohne ihm geschwind etwas vorzuklagen und gewissermaßen einen ärztlichen Rat so nebenbei von ihm zu erfischen. In der allerhöchsten Gesellschaft, in Ballsälen, auf Diners bekamen ihn die Damen in einer Fensternische, in einer Saalecke fest und brachten das Gespräch auf ihre Kinder oder auf ihre Leiden. In aller Unschuld knöpften sie ihm kleine Gratiskonsultationen ab. Und es war schon vorgekommen, daß er, wenn die Betreffende zu zudringlich wurde und — sehr häßlich war, mit seinem allerschlimmsten Lächeln gesagt hatte: „Meine Gnädige, auch hier kostet ein derartiges Gespräch mit mir zwanzig Mark. Denn die Konsultationen beim Punsch Romain und bei Gänseleberpastete gehen zugunsten meiner armen Kranken."

Jutta hatte ihm noch nie etwas vorgeklagt, und das mochte er haben. Auch war sie sehr intelligent und sprach gut. Das mochte er auch haben, denn immer wieder fiel es ihm auf, wie wenig gewandt deutsche Frauen ihre Muttersprache meisterten. Es gab die Gewählten und Gezierten. Und es gab die Nachlässigen. Aber frei und sicher aus dem unendlichen Wortschatz schöpfen, gewandte Sätze formen, das verstanden nur sehr, sehr wenige.

Sie war auch sehr schön, und das mochte er drittens haben. Weil er von Berufs wegen mit so viel Unästhetischem umzugehen hatte, konnte er große Freude an geschmackvoll gemeisterter Schönheit finden. Und er sah: Jutta brachte ihre volle Harmonie zur Geltung.

Ihre seelischen Unruhen, die er ja erraten mußte, von denen auch sein Schwiegersohn voll Sorge gesprochen, beschäftigten ihn ebenfalls. Und so hätte er alles in allem wohl wissen mögen, was für ein Mensch sie eigentlich sei.

Er taxierte, so wie er's ihr auch vorgestern auf der Brücke gesagt: eine wandernde Seele.

Eine von den Sehnsüchtigen, für die es nie und nirgendwo eine wahre Erfüllung gibt. Die sich ermatten in der ewigen Begierde nach einem Glück, das ihnen nur in ungewissen Linien vorschwebt.

Und das tat ihm leid.

Denn er wußte: die Art hat es schwer mit sich. Besonders wenn sie vornehm und anständig bleiben will.

Er hatte gesehen, wie Jutta errötete, als man einander ansichtig wurde.

Ei, ei, dachte er.

Doch schlechtes Gewissen? Wegen Renée? Fühlt, weiß sie, daß sie ihr was in den Kopf setzte?

Es war doch recht unbehaglich. Er mochte im allgemeinen nicht, wenn Frauen sich so leidenschaftlich befreundeten, wie Jutta und Renate es getan hatten. Er hatte noch nie gesehen, daß junge Wesen dadurch klarer und zufriedener geworden waren. So ein bißchen Freundschaft obenhin, zum Lachen und zur Freude — ja. Aber Unreife sollen nicht miteinander in die Nebel und Abgründe des Lebens hinabwollen — das war immer eine unbekömmliche Geschichte; sie machen sich gegenseitig nur furchtsam. Frauenfreundschaft ist nur was für Geprüfte, dachte er.

In seiner muntern Art fragte er allerlei und erfuhr vom Legationsrat von Gamberg denn auch, daß dieser gestern abend erst mit dem letzten Zug von Genf über Lausanne eingetroffen sei, so spät, daß er sich nicht mehr habe erlauben dürfen, sich noch bei Jutta zu melden. Dafür habe er sich heute morgen mit fast unbescheidener Pünktlichkeit in der Pension eingestellt.

Und während dieses Berichtes sah er, Gamberg zuhörend und nach Gleichgültigem fragend, immer beobachtend Jutta an.

Sie fühlte es. Und errötete wieder. Ihr war, als durchschaue dieser kluge Mann sie ganz und gar. Sähe es ihr an, daß sie wieder bis in die Nacht hinein auf ihrem Balkon sich in Erwartung und Verlangen zerquält — daß ihr Schauer über die Haut rieselten, wenn in den nahen Tannen leise ein Schritt klang — daß ihr Herz rasend schlug, als sie einmal glaubte, wie einen Hauch nur, ihren Namen rufen zu hören — daß sie entnervt, fiebernd, von Ungeduld zermürbt, monoman immer dachte: Käme er doch — käme er doch.... Aber er war nicht gekommen....

Ihre Unruhe hatte das Kind förmlich angesteckt. Es schrie in der Nacht. Das war nicht mehr vorgekommen seit den allerersten Wochen. Es wurde so gut gewöhnt und gehalten, daß es schlief, schlief, still, mit stetigem Atem, fast ohne sich zu rühren....

Und heute morgen, als Herbert kam — früher als

sie ihn erwartet hatte — da sah sie ihn nicht allein. An den Tischen auf der kleinen Terrasse frühstückten auch die andern Gäste der Pension und saßen interessiert und bewachten Mienen und Worte. Daheim in ihren Pflichtkreisen waren sie vielleicht tüchtige und angenehme Menschen. Im Nichtstun aber offenbarten so viele ihre Inhaltlosigkeit. Es sei dann immer gerade, als ob nur die Bewegungen der andern Menschen ihnen ein wenig Bewegung bringen könne ... und sie lauern hungrig.

Dies erzählte Jutta jetzt. Und indem sie dem geliebten Mann zu verstehen geben wollte, daß sie ihm unter vier Augen Unendliches zu sagen gehabt hätte, machte sie eine humoristische Darstellung daraus.

„Ja," sagte der Geheimrat, „früher dacht ich manchmal, man kennt einen Menschen nicht, ehe man nicht mit ihm in der Arbeit zusammen war. Hiervon bin ich abgekommen. Arbeit hebt so sehr, daß auch Unbedeutende von ihr zu etwas gemacht werden können. Beobachte jemand beim Faulenzen, und du wirst wissen, ob du einen Menschen von höherer Kultur vor dir hast. Die Arbeitstunde zügelt, die Feierstunde entzügelt. Da zeigt sich's, ob einer blöde, leer, roh oder von feinsten Bedürfnissen ist."

Der kleine Zug kroch unterdes steil bergan. Die Landschaft, indem sie zurückzusinken schien, wurde immer gewaltiger.

Voraus erhoben sich zwei kolossale Höcker: links das grasbenarbte Horn des Jaman, links der willkürlich gebuckelte Gipfel des Rocher de Naye.

Man besprach die „Aussicht auf Aussicht". Das unermeßliche Blau erschien schöner und tiefer, weil weiße Wolken darüber hinwegsegelten — so vereinzelt — jede in stolzer Verlassenheit. Und unter ihr auf dem mächtigen Stück Erdenrücken und seinem bizarr gehaltenen Riesenmantel von Wäldern, Almen, Felsenkahlheit zogen ihre Schatten lautlos mit.

Jutta konnte von ihrem Platz aus, an etlichen Lodenhüten vorbei, gerade Renate ins Gesicht sehen und signalisierte ihr nun zu: sie möge auf die ziehenden Schatten achten.

Der Geheimrat erkundigte sich nach dem Ergehen des Töchterleins.

„O gut ..." sagte Jutta. Ihr war, als dürfe sie nicht erzählen: es schrie die Nacht — als heiße es ihre eigene Unruhe eingestehen.

Herr von Gamberg fragte, ob alle jungen Mütter sich so um ihre kleinen Kinder abmühten; heute morgen habe er, kaum daß Frau Jutta ihm fünf Minuten am Frühstückstisch geschenkt hatte, noch allein warten müssen, weil sie vor der Abfahrt noch die Kleine versorgen wollte.

„Leider ist es nicht allgemein", sagte der Geheimrat.

„Meine Verantwortung ist aber auch besonders groß."

„Weil der glückliche Vater dieses Wickelkindes das Zipfelchen Vaterland in China festhält?" fragte der Geheimrat spaßig.

„Weil es ..." sie brach ab. Sie hatte wieder und abermals sagen wollen: weil es nur mein Kind ganz allein ist....

Sie fühlte sich ein wenig beruhigt, weil es ihr gelungen war, das Wort noch auf der Lippe zurückhalten.... Vor diesem klugen Mann hätte sie es merkwürdigerweise nicht aussprechen mögen.

Gamberg ahnte, was in ihr vorging — sein Wissen von ihr befähigte ihn, die abgebrochenen Worte sich zu ergänzen.

Er vermied es, sie anzusehen.

Sie fühlten voneinander: diese unerhörte Erregung war jäh wieder da, die ihnen die Gegenwart von Menschen zur Qual machte. Die ihre Nerven bis zur Unerträglichkeit anspannte.

Nun verschlang ein Tunnel den keuchenden kleinen Zug, der, in seine seltsam klappernden und surrenden Geräusche förmlich eingehüllt, lärmvoll durch die Dunkelheit klomm, das Gebiß seines kleinen Mittelrades hart in die Eisenzähne der Schiene schlagend. Unter dem von eisigem Hauch durchschauerten Gewölbe führten all die Schallwellen einen wühlenden Kampf miteinander.

Und in dieser lauten Dunkelheit, die jedermann benahm, so daß alles Aufmerken nur auf sie gerichtet war, fühlte Jutta einen kurzen, starken Händedruck.

Er sollte ihr zu ihren unterbrochenen, nicht vollendeten Worten Tröstliches sagen.

Sie verstand.... Wie tat ihr das wohl. Ihr Verlangen, sich mit ihm aussprechen zu können, wuchs.

Jenseit des Tunnels empfing sie eine andere Welt. Eine, die kein Lächeln hatte und keinen Glanz. Die Starrheit eines von Steingeröll fast übersäten, im Schatten liegenden Hochtals, dessen längliches Rund Felsenschroffen umstanden. Und aus ihm heraus führte ein zweiter Tunnel in die kühne Freiheit des breiten, gebuckelten Gipfels des Rocher de Naye.

Da war Leben — nur zu viel Leben; Licht — nur zu beizendes Licht. Und außer dieser seltsamen Hochstation von Hotel, Terrassen, Aussichtstribünen und Menschengewimmel auf grüner Vegetationsnarbe die weite, ungeheure Welt.

Es wirkte, als sei vielleicht ein Ballon von da unten emporgestiegen und habe hier ein ungewähltes Stück Zivilisation abgesetzt. Nun schnurrte das gewohnheitsmäßig seine Funktionen ab, auf die es eingestellt war. Der Gegensatz schrie, wie Farben schreien, die nicht zueinander passen.

Vom Zug hasteten die Touristen zum Gerüst der Aussichtstribüne, als würden sie den Anfang des Schauspiels versäumen, für das sie voll bezahlt hatten, wenn sie sich nicht eilten. Kellner standen in der Tür des Hotels und taxierten, wie viele von den Vorbeiströmenden wohl zum Lunch kommen würden. Im riesigen Speisesaal, aus Holz und Glas, warteten die Tische wie zu schützenfestlicher Generalabspeisung.

Aus irgendeinem Grunde wurde vor dem Hotel eine neben dem Türpfosten befestigte, grell tönende Glocke geläutet, der Kellner, dem dies oblag, zog an dem Strick mit einem leidenschaftlichen und genauen Rhythmus. Dicht dabei, an einem mit schon geleerten Weinflaschen bestandenen Tisch, hielten sich kreischende Frauen die Ohren zu und taten empfindlich, während ihre freudeheißen Gesichter den Männern breit zulachten, davon

einer gerade sein rot gefülltes fußloses Glas hoch emporhob zum Wohl der sonntäglich geputzten derben Schönen.

Der Geheimrat brauchte sich mit seiner Gesellschaft nur durch Blicke zu verständigen — sie waren einig in dem Wunsch, sich von dem Treiben recht weit zu entfernen. Langsam spazierten sie auf dem Gelände dahin; es stieg und fiel ab und war doch alles der fast hufeisenförmige Gipfel des Berges.

Sie fanden einen grünbenarbten kleinen Hang, der wie ein amphitheatralischer Sitz einlud. Und der Geheimrat zog wieder eins seiner berühmten Reservetaschentücher heraus, breitete es säuberlich hin und setzte sich darauf, obschon der Bewuchs der Erdkrumen ein aus Rasen und Kräutern ineinanderverfilztes trockenes Lager geboten hätte.

Neben ihm suchten sich Jutta und Herbert Gamberg ihren Platz, Jutta zwischen den beiden Herren. Ganz wie von selbst blieb man zusammen, wie der Zufall es bei der Herauffahrt gefügt.

Die Art, wie Frau Gervasius ihre Tochter eng neben sich behielt, hatte fast etwas Demonstratives — in aller Unbewußtheit — als wolle sie sich und unwillkürlich damit auch den andern zeigen: noch ist es mein Kind! Noch bin ich die Nächste zu ihrem Vertrauen, ihren Kümmernissen. Und Renate, ein wenig schweigsam und oft von einem ganz bohrenden Nachdenken wie hinweggeführt aus dem gegenwärtigen Zustand, hing sich an die Mutter und suchte sich auch mit ihr zusammen einen Platz, fern von den andern, und als sie dann saß, legte sie ihren Hut in den Schoß und ihren Kopf an die Schulter der Mutter. Still träumten sie beide hinaus. Und indem sie das große Bild zu bewundern schienen, waren ihre Gedanken doch eigentlich stark beschäftigt. Die Mutter wartete, voll Vorsicht, aber doch auch voll Begierde, ob die Tochter nicht sprechen würde. Aber der Tochter war es Zuflucht und Vertrauen genug, in all ihrer Furcht diesen guten, sichern Platz zu haben, wo man ohne Erklärungen fest sich anlehnen durfte.

Gewiß — so fühlte sie — verstand die Mama von selbst, daß es viele, viele Dinge und Fragen gab, über die eine Braut schwer nachzudenken hatte. Denn einmal sagte sie es doch selbst: man müßte die Brautzeit nicht nur durchjubeln, sondern auch zur ernsten Einkehr benutzen.

Manchmal seufzte Renate, ohne es zu wissen. Und die schweigende Mutter horchte bekümmert dem Seufzer nach.

Der Geheimrat bog sich ein wenig zurück, um mal zu konstatieren, wo Frau und Tochter sich denn eigentlich niedergelassen hatten. Er fühlte wohl: die zwei freimauerten heute ein wenig zusammen — schlossen ihn und alle Welt von ihrem Bündnis aus. Er streifte es mit keinem Wort. Aber er dachte: gut so — gut so! Er wußte ja: zwischen Müttern und Töchtern gibt es merkwürdige Dinge: ein Verstehen, bloß aus dem Gefühl heraus, ohne Worte, das ans Wunderbare grenzt... als seien da Fäden, die nichts zerreißen konnte....

Nun saß man lange schweigend. In diesem gigantischen Weltbild da vor ihnen war keine Einheitlichkeit der Stimmung. In ruhevoller, ernster Pracht stieg zu ihren Füßen der Berg hinab, mit grünen Matten und tiefen Wäldern. Über ihrer Linie sah man den See, im beizenden, blitzenden Blau bestrahlter Edelsteine — die zierlichen Ufer überlächelte der Sonnenschein. Das war von so versucherischer, sündhafter Grazie, von so gesteigerter Schönheit, daß man in begehrlichem Verlangen die Arme hätte ausbreiten mögen, um in ihr zu vergehen.

Zur Rechten und geradeaus verschwamm diese glänzende Üppigkeit ins Grenzenlose, ihre Abschlußlinie ging unter im Duft der Ferne, so daß es schien, die ganze Erde sei von ihrem Herrlichkeitswesen. Aber zur Linken und geradeaus traf der Blick auf die harte und düstere Mauer der Hochalpen. Über der Wucht des grauen Felsenmassivs des Dent du Midi erstreckten sich Gletscher, waren wie weißblaue Fetzen zwischen Felsschroffen geworfen und eingeklemmt; dahinter drängten sich, fern und immer ferner, eisige Gipfel — da ahnte man eine Welt von tödlicher Leere und Kälte — ein Durcheinander von furchtbaren Einöden.

Der Himmel hielt das Bild zusammen — spannte über all diese Töne hinüber. Sein Blau war von solcher Tiefe, daß es dem hinauf sich bohrenden Blick zuletzt schwarz erschien.... Und weiße, einsame Wolken zogen....

Tief unter ihnen zog ihr Schatten mit....

Diesem lautlosen Riesenspiel des Lichtes mit den Wolken sahen sie, wie bezaubert davon, zu.

Jutta saß schweigend, von einer an Andacht grenzenden Wonne halb betäubt. Sie genoß die schöne Stunde zusammen mit dem Mann, der sie liebte! Dies Wissen: geliebt zu sein, das werbende Sehnen und Begehren neben sich zu spüren, erhöhte ihr noch die Gewalt dieses Blickes in unerhörte Naturwunder.

Wären wir allein hier! dachte sie in heißem Wunsch — Hand in Hand, hoch über der Welt....

Fühlte er nicht das gleiche? Sagte er nicht aus dieser Notwendigkeit heraus plötzlich halblaut: „Es wäre schöner, zu Fuß hinabzusteigen."

„Ja, ja..." gab sie hastig zu.

„Ob es schöner wäre!" sagte der Geheimrat. „Wenn Sie Lust dazu haben, ich bitte Sie, unabhängig zu sein. Wir können da heute nicht mithalten... mein Töchterlein scheint ein wenig flau — ist still — sie soll sich nicht anstrengen...."

„Wollen wir?" fragte er.

Sie sahen sich an. Rasch, in aufjauchzendem Entzücken: „Ja — ja...."

Und wieder Schweigen.

Nun war Jutta wie trunken von der Erhabenheit der Welt.... Bereit, in all der Schönheit unterzugehen — widerstandslos — und sei es Sünde — und sei es Tod.... Allein mit ihm... endlich und zum erstenmal wirklich allein....

Der Geheimrat sah den gleitenden Schatten nach und suchte eine Erinnerung festzunageln.

„Schopenhauer," sagte er, „mein Gott, so etwas kann quälen... helfen Sie doch... oder können Sie's nicht? Sie sind aus der Generation, die ihn nicht mehr las...."

Aber Herbert Gamberg konnte aushelfen.

„Im Kapitel von der Nichtigkeit und den Leiden des Lebens“, sprach er; „die Gegenwart ist einer kleinen dunklen Wolke zu vergleichen, die der Wind über die besonnte Fläche treibt: vor ihr und hinter ihr ist alles hell, nur sie selbst wirft stets einen Schatten. Sie ist demnach allezeit ungenügend, die Zukunft aber ungewiß, die Vergangenheit unwiederbringlich.“

„Das nenn ich ein genaues und präsentes Gedächtnis haben“, lobte der Geheimrat.

Nein, dachte Jutta, meine Gegenwart ist nicht mehr dunkel... nicht mehr....

Und zugleich hatte sie jenen kleinen, rührenden und kindlichen Stolz, den liebende Frauen haben können, wenn der Geliebte gelobt wird.

Die beiden Männer sprachen weiter, mit gelassenen Stimmen, in einem durch den wohligen Genuß am Augenblick etwas trägen Fluß der Gedanken oder doch der Worte. Der Geheimrat erzählte, daß er seinen Stil an Schopenhauer zu bilden versucht habe, daß er dessen Prosa noch über die Goethesche stelle, daß man es nicht genug beklagen könne, wie ganz aus der Mode es gekommen sei, in Schopenhauer noch den Sprachkünstler zu ehren. Herbert Gamberg meinte, man sei hier am Genfer See mittelbar ein wenig in seinem Dunstkreis. Der Name Griesebachs, des Schopenhauer-Jüngers, fiel; von dessen „Neuen Tannhäuser“ war die Rede, und Gamberg wußte einige Lyriker zu nennen, deren Ernten seiner Ansicht nach auf Griesebachs Acker gewachsen waren.

Im Geheimrat wurden Stimmungen aus der Jugend wach. Er war vergnügt, daß Gamberg Halbvergessenes in ihm aufstöberte... allerlei Reime erhoben ihr anmutiges Geklingel; aus dem unendlichen Bergwerk von ernstem Wissen, in dem tief versteckt sie am Leben geblieben waren, fuhren flink leichtsinnig holde Verse auf. Er zitierte — tastend — mit suchenden Worten — ungenau — Herbert Gamberg half aus.

Und endlich hatten sie es beisammen, und der Geheimrat fühlte jene drollige Freude, die auch verständigste Menschen haben, wenn es ihnen gelingt, eine Gedächtnislücke auszuflicken, schon scheinbar Verschollenes wieder lebendig vor sich zu sehen. Er las dem jüngeren Mann nun, lautlos sie nachsprechend, förmlich die Silben von den Lippen, als Herbert mit halber Stimme aufsagte:

„O ihr Savoyens veilchenfarbene Höhn
Und du, Montblanc, in rosigen Abendgluten,
Tiefblauer See — wie seid ihr heute schön!
Und dennoch blick ich traurig in die Fluten;
Ich schaue seufzend nach La Meillerie
Und fühl ins Aug mir eine Träne steigen,
O Tag voll Clarens! Bosquet de Julie!
Wär sie mein eigen!“

„Die letzte Strophe,“ drängte der Geheimrat, „kriegen Sie sie noch zusammen?“

„Du warst mein eigen — das ist nun vorbei.
O fragt mich nicht, was uns sobald geschieden.
Der Weltlauf, Zufall, Laune — einerlei!
Man trennt sich ja so grausam leicht hienieden.
Und wieder einsam rudr ich auf dem See,
Die Wogen tanzen ihren alten Reigen,
Der Mond geht auf wie damals in Vevey —
Wärst du mein eigen.“

Und während so der alternde Mann, in der weichen Freude, die die Stimmung dieser prangenden Welt auch in ihm aufwallen ließ, zärtlich mit dem Geschmack seiner Jugend liebäugelte und nachkostete, was ihn damals entzückt hatte — horchte die junge Frau den Worten nach....

Sie hörte den Klang der Leidenschaft in der halblauten Stimme.

Sie fühlte, daß er es ihr sagte, dies flehend sehnsüchtige: Wärst du mein eigen!

Sie erlebte wieder jene kurze Minute in der purpurdunklen, rosenduftigen Sommernacht, wo er sie geküßt.

Und ihr deuchte, als sei dies nicht ein rascher Kuß gewesen — als hätten sie sich damals feierlich einander gegeben — und alles, was nachher kam, sei Irrtum, sei Treulosigkeit gegen ihn....

„Wärst du mein eigen!“

Alles ging weiter... die Stunden spannen sich ab. Ein Weilchen noch sprach der Geheimrat von den Göttern und Götzen seiner Jugend, hielt eine allgemeine Revue über die Trümmer, die man so hinter sich läßt — meinte: je mehr einer rückwärts liegen weiß, desto heller ist's vor ihm.

Dann stand man auf. Die Prosa kam, und man mußte essen und saß, merkwürdig von grundlos plötzlicher Heiterkeit getragen, um die Spitze einer jener langen Generalabfütterungstafeln im Saal. Der war nun wieder leer, und nur die Kellner schlüpften wie schwarze Hechte hin und her und räumten ab.

Nachher saß man noch lange am Haus im Freien und ließ den Geheimrat in Ruh zu seinem Kaffee und seinen Zigaretten kommen. Bei dieser Gelegenheit würde es dann auch festgestellt: Gervasius' fuhren mit der Bahn hinab in ihr Hotel in Caux, und der Legationsrat von Gamberg schwor dem Geheimrat, als dem derzeitigen Beschützer der schönen Frau Jutta, zu, daß sie mit heilen Gliedmaßen bis an die Pension gelangen solle. Der Geheimrat nahm seine Verantwortung humoristisch wichtig — denn im Ernst konnte von irgendeiner Gefahr bei diesem geplanten Abstieg nicht die Rede sein —.

Dann standen Jutta und Herbert Gamberg auf dem offenen, mit gelbem Kies bestreuten Bahnsteig, der fast aus dem schwarzen Mundloch des Tunnels herauszukommen schien, einer langen, schmalen Zunge gleich.

Sie lächelte ganz freundlich zu den drei Abfahrenden hinauf — ein unverdächtiges Lächeln. Sie wechselte verständliche Worte mit ihnen, die Sinn und Zusammenhang hatten, und denen niemand angehört haben würde, daß ein Wesen sie sprach, das eigentlich nur Maske war.

Dahinter, die wahre, die eigentliche Frau lächelte nicht und sprach nicht, sondern dachte einen einzigen fanatischen Gedanken: Nun sind wir gleich allein.

Herbert, in einer beklemmenden Vorfreude darauf, endlich Stunden ungestörter Aussprache vor sich zu haben, verbarg seine Erleichterung über die Abfahrt der Freunde unter immer wachsender Höflichkeit und strengem Ernst des Ausdrucks. Nichts war seiner zurückhaltenden Art gemäßer als dies. Wenn er heimliche Erregungen zu verstecken hatte, wurde er steif.

Er ist ein merkwürdiger Mann, dachte der Geheimrat, wenn man recht gemütlich mit ihm gewesen ist, scheint er es nachher gewissermaßen dadurch zurückzunehmen, daß er sich in formelle Haltung hüllt.

So bekamen, nach den wohlgelungenen Stunden des Tages, diese letzten Minuten etwas Konventionelles.

Noch ein letztes Grüßen — und sie standen allein.

Sie sahen sich an — kurz atmend — verlegen beinah, von dem halbdeutlichen Wunsch beherrscht, voreinander ihre heiße Freude zu verbergen ... als sei etwas Plumpes darin, das unterdrückt werden solle....

„Gehen wir gleich?"

„Das müssen wir wohl," sagte Jutta „es ist jetzt halb fünf. Vor Einbruch der Dämmerung möchte ich unten sein."

„O — wir sind es früher...."

„Desto besser."

„Also...."

Das sollte wie muntere, harmlose Aufforderung klingen. Und kam nur gepreßt heraus.

Sie schritten aus. Hintereinander her. Der Mann voran.

Hart unterm Gipfel, in ganz geringer Senkung, zog sich über feines Geröll, das rieselte und rutschte, ein Pfad hin. Wie eine Wand stand zur Rechten der grünbemalte Fels, links unten lag die Welt.

Zuweilen wandte Herbert sich zurück und sah die geliebte Frau an — was sie mit einem strahlenden Lächeln beantwortete.

Leicht schritt sie einher — in grundlos seliger Fröhlichkeit.

Nichts hatte sich an den Umständen ihres Lebens geändert.

Und doch schien ihr, als sei nun jede Not vorbei — als wandere sie mühelos, freudig hinein in die Erfüllung all ihres Sehnens.

Die im Grenzenlosen verschwimmende Herrlichkeit der schönen Welt schien ganz allein für sie da zu sein, lachte für ihre lachende Seele.

Es war keine menschliche Mühe, es war göttliche Lust, zu leben.

In den Rausch dieser Stimmung drängten sich keine schwülen Beängstigungen — es war etwas ganz Freies — Reines.

Das bloße Gefühl, von jeder Heuchelei befreit zu sein, gab eine vollkommene Zufriedenheit und Erholung.

Schweigend wanderten sie. Nur der Widerklang ihrer Schritte und das leise Rieseln des Weggerölls, das ihr Fuß in Bewegung setzte, ging immer mit ihnen. Hinter ihnen her kam der laue Wind und strich die Frauenkleider nach vorn. Zuweilen holte ein Wolkenschatten sie ein, huschte über sie hinweg und eilte ihnen voraus am Hang hin.

Sie kamen an die einzige wirklich mühevolle Stelle des Abstiegs. Für einen Kamin zu weit, für eine Schlucht zu eng — eine Art steil abfallende Rinne, angefüllt mit kleinen Blöcken, zwischen denen zuweilen ein kümmerlich grünendes Buschgestrüpp seine Reiser herausstreckte und ein Wasser rann, doch so dürftig, daß es nicht rieselte, sondern nur feuchtete.

Herbert stieg voran. Er prüfte mit dem Stock die Liegefestigkeit jedes Steines, ehe er darauf trat oder seinen Fuß in die Spalten und Lücken zwängte. Dann hielt er seine Rechte der nachkommenden Jutta hin. Mit einer gewissen feierlichen Emsigkeit überwanden sie die Strecke, ganz fürsorglich sich nur gegen ihre kleinen Tücken vorsehend.

Und dann standen sie aufatmend und vergnügt einander gegenüber. In der glücklichsten Unbefangenheit. Und dachten nur erstaunt, warum sie vorhin voreinander verlegen gewesen seien.

„Von nun an ist es ein Spaziergang", sagte er.

„Wir können bis dicht vor Caux auf dem Hauptweg bleiben und dann den kleinen Pfad nehmen über die Alm, nachher durch den Wald hinab, nach Montfleury. Ich kenn mich da aus — ich bin mit Renate schon da gegangen!"

Wirklich, es war ein Spaziergang. Ein gutes Wandern war es in der leichten, unbegreiflich reinen Luft, die nach Schneefrische und würzigen Kräutern zugleich roch. Die wohlig warm war und zugleich so stark.

Und immer lag fern drunten der See, im blausilbernen feinschuppigen Gerinnsel seiner weit hingestreckten Fläche.

Nur eine Überraschung bot dies Spazierengehen. Der Weg zog sich so merkwürdig um all die Falten des Bergmantels — ein und aus bog er sich, rundete sich hinein, daß man wie umschlossen von grünen Bergwänden war, rundete sich hinaus, daß man steil und hoch über der Gegend zu wandern schien.

„Es ist weiter, als ich dachte", sagte Jutta einmal.

„Da auf der Alm können wir rasten."

„Sie ist nicht bewirtschaftet."

„Das sieht man schon von hier — es weidet nirgends Vieh."

„Dort hab ich gestern auch mit Renate gesessen."

Nun war es, als hätten sie ein Ziel. Sie gingen rascher. Bergab lief der Weg und schien sie fast zu stoßen — immer mußte sie sich im Gleichgewicht halten gegen jene seltsam fallenden Vorwärtsbewegungen, zu denen der Körper beim Absteigen gedrängt wird.

„Warum sind wir so schweigsam", fragte Herbert einmal, in guter, unbefangener Laune.

Ja, warum? — So fieberhaft hatten sich ihre Wünsche dem Alleinsein entgegengedrängt, um endlich miteinander sprechen zu können, über den Ernst ihrer Lage — über ihre Wünsche — ihre Zukunft.

Und nun wußten sie nichts zu sagen und schienen ganz ausgefüllt von der Lust am zweisamen Wandern in der schönen Welt.

Da vor ihnen lag die Alm — ein Idyll — fast in Bilderbogenfriedlichkeit. Lieblich und still. Leer lag sie, eine große, lang sich hinabziehende Matte, von dem Saum des Tannenwaldes umgrenzt. In ihrer Mitte kauerte gedrückt das Blockhaus. Die dicken Stämme, aus denen es gefügt war, hatten Sonne und Wetter silbergrau gefärbt. Nun schimmerten sie metallisch, und das Schindeldach, das sie schirmte, von Steinen beschwert und dunkel gefleckt, gleißte. Ein alter Holunderbusch drängte sich an die rückwärtige linke Ecke und umschattete

sie. Daneben rann, aufgefangen in einem halben, gehöhlten Baumstamm, ein blankes Wasser unter einem den Rasen durchbrechenden Felsbrocken hervor. Jetzt entließ diese Rinne das Wasser ungenützt; dünnstrahlig und blitzend entfloß es ihr und suchte sich einen Weg talwärts, durch das Wiesengras, darin sich einen schmalen Lauf zu tiefen ihm auch durch Stetigkeit gelungen war.

Gestern war Jutta hier gewesen — aber nun erst entdeckte sie die Stätte wahrhaft, in ihrer Feld- und Wald- und Welteinsamkeit unter dem grandiosen Himmel und der Nachbarschaft der von weitem herschauenden Gebirgskolosse.

Die Eingangstür lag zwischen Pfosten tief zurück. Das waren grob behauene Stämme, in dürftigster Baukunst errichtet. Sie umschlossen die verrammelte Tür derart, daß eine breite, geräumige Nische entstand, in der der Schwellbalken einen Sitz hergab.

Besser konnte man nicht sitzen. Den Rücken hielt man gegen die Wand, die Füße voraus gestreckt. Der Rahmen der derben grauen Stämme, klobig und fest, umschloß die Stätte und verbarg sie allen Menschen.

Aber wo waren Menschen? Fern und fingergroß sah man zuweilen einige auf dem sich ein- und ausrundenden Weg droben vorwärts krabbeln. Gerade klomm auch die Zahnradbahn, zwei schräge Kästchen, bergan — winzig wie ein dunkler Käfer, der Mühe hat, sich mit klammernden Beinen beim Emporkriechen zu halten.

Sonst nur die wartende, schwüle, duftende Einsamkeit.

Auch der See war verschwunden — von der Mulde dieser Alm, die die Wälder bergabwärts begrenzten, konnte man ihn nicht sehen.

Und daß man ihn nicht sah, gab völlig den Zauber der Einsiedelei.

Im Wandern war das Schweigen so natürlich gewesen. Der gleichgestimmte Schritt, die frohgemute Gesundheit der gemeinsamen Bewegung hatten kraftvoll wie Gespräch und unbedrängte Mitteilsamkeit von einem zum andern hinübergewirkt.

Und jetzt, in der gleichen Sekunde, als sie nach einigen scherzenden Reden über den pastoralen Reiz dieses Platzes sich niedergelassen hatten — jetzt züngelte das Schweigen zwischen ihnen empor wie eine Flamme.

Jutta legte ihren Hinterkopf gegen die Tür. Mit nervösen Fingern spielte sie an dem Hut in ihrem Schoß.

Sie hörte zu, wie ihr Herz klopfte. Und bei diesem Horchen wurden auch die Finger still.

Schwer schlug es und rasch zugleich....

Wie eins, das nicht mehr warten kann....

Die Kühnheit ihres Temperaments loderte in ihr und verzehrte ihre Besinnung.

Jene Verderberwut war in ihr, die eine leidenschaftliche Frau vorwärts treiben kann, zur Sünde und Verdammnis.

Der Trotz, dem es ein lachendes Spiel scheint, Vergangenheit zu verleugnen, Zukunft zu zerschlagen, um des einen süßen, trunkenen Augenblicks willen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zukunft der Ueberlandzentralen.

Von Ingenieur Rudolf Boye.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man noch von dem gewaltigen Einfluß reden, den die Elektrotechnik auf unsere gesamten Lebens- und Daseinsbedingungen ausübt.

Und die Bedeutung der Elektrizitätsindustrie wird in Zukunft eine noch viel größere werden. Harren doch viele Aufgaben ihrer Lösung, die nur mit ihrer Hilfe möglich ist. Es sei hier nur an zwei große Fragen erinnert.

Zunächst an die Elektrisierung der Eisenbahnen. Das Ideal, dessen Verwirklichung die Verkehrstechniker anstreben, ist: große Entfernungen in kürzester Zeit bei größtmöglicher Sicherheit, Regelmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit des Betriebes zu überbrücken. Es ist nur zu erreichen mit elektrisch angetriebenen Wagen und elektrisch-automatisch bedienter und gesicherter Strecke.

Daneben sei auf die große Bedeutung hingewiesen, die die Elektrizität für die Landwirtschaft besitzt. So ist z. B. festgestellt und durch Versuche bewiesen, daß auf Feldern, die in eine geeignete elektrische Atmosphäre versetzt werden, die Ausbeute eine erheblich bessere ist als unter normalen Verhältnissen. Auch die Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft auf elektrischem Wege ist für die Landwirtschaft von Interesse, da er eins der wichtigsten Düngemittel für sie ist und sie heute mehr oder weniger auf den teuren Chilesalpeter angewiesen ist. — Sollen jedoch alle diese großen Pläne so verwirklicht werden, daß auch der kleine Mann aus ihnen Nutzen ziehen kann, so muß zunächst ein Ziel erreicht werden.

Dieses Ziel heißt mit kurzen Worten: Verbilligung der elektrischen Energie.

Der erste Schritt auf diesem Weg ist durch die Gründung zahlreicher Ueberlandzentralen getan worden. Es sind dies Elektrizitätswerke, die große Gebiete mit Energie versorgen. Sie sind meist in der Lage, den Strom zu relativ niedrigem Preis abzugeben, da sie wirtschaftlicher arbeiten können als kleine Unternehmungen.

Beispielsweise wird es durch die Zentralisierung der Krafterzeugung möglich, große Maschinensätze aufzustellen. Diese sind zunächst im Anschaffungspreis, verglichen mit der Nutzleistung, billiger als kleine Apparate. Sodann sind bei ihnen alle Einzelheiten auf das vollkommenste ausgebildet, wodurch ihr Wirkungsgrad steigt und ihr spezifischer Verbrauch an Betriebstoff (Kohle, Gas, Oel u. dergl.) sinkt. So sind zur Erzeugung einer Pferdekraftstunde in einer kleinen Dampfmaschine 1,8 bis 2 Kilogramm Kohlen nötig, während in einer großen Anlage dafür nur 0,7 bis 0,8 Kilogramm erforderlich sind. Auch der relative Raumbedarf nimmt mit zunehmender Größe der Maschinen ab. Besonders die Dampfturbinen mit einer Leistung von Tausenden von Pferdekräften verlangen nur ein Minimum an

Bodenfläche und Fundamenten, d. h. an Anlagekapital. Schließlich sinken auch bei großen Zentralen die Bedienungs- und Verwaltungskosten, verglichen mit der Menge des abgegebenen Stroms. Wenn man nun noch berücksichtigt, daß ein Werk mit einem jährlichen Bedarf an Kohlen von 2000 Tonnen natürlich viel vorteilhafter einkauft als der kleine Fabrikant mit einem Bedarf von vielleicht 100 Tonnen, so wird es erklärlich, warum eine Ueberlandzentrale meist in der Lage ist, den Strom zu einem Preis zu verkaufen, für den ihn der kleine Konsument sich selbst nicht erzeugen könnte.

Um das tote Anlagekapital nach Möglichkeit niedrig zu halten, werden hochgespannte Ströme verwendet. Diese gestatten nämlich die Uebertragung großer Strommengen in dünnen Leitungsdrähten; durch ihre Anwendung wird mithin eine erhebliche Ersparnis an Kupfer, d. h. an barem Geld, erreicht. Um einen Begriff von den in Frage kommenden Ersparnissen zu geben, sei bemerkt, daß z. B. die Uebertragung von 25 Pferdekräften auf einen Kilometer bei Benutzung von Drehstrom und der gewöhnlichen Spannung, etwa 220 Volt, einen Gesamtquerschnitt der Leitungen von 60 Quadratmillimeter bedingen würde. Es müßte also in diesem Fall für das Material zu den Leitungen ein Betrag von etwa 900 Mark aufgewendet werden. Bei Anwendung hochgespannten Stroms von 2000 Volt würde dagegen der erforderliche Leitungsquerschnitt 6 Quadratmillimeter und das Anlagekapital nur noch 250 Mark betragen. Und nun bedenke man, daß die Ueberlandzentralen nicht 25, sondern Tausende von Pferdekräften auf 50 und mehr Kilometer übertragen!

Mit der Zunahme der Entfernungen, auf die der elektrische Strom fortgeleitet wird, sind auch die Spannungen gestiegen, und die Verwendung von 10000 oder 20000 Volt ist nichts Außergewöhnliches mehr.

Als Stromart wird heute wohl allgemein Drehstrom, d. h. dreiphasiger Wechselstrom, angewandt, da der früher beliebte Gleichstrom für die bei den Ueberlandzentralen vorliegenden Verhältnisse nicht geeignet ist. Zunächst stößt die Erzeugung hochgespannter Gleichströme auf erhebliche technische Schwierigkeiten, deren Ueberwindung komplizierte Maschinen und Apparate im Gefolge hat. Demgegenüber sind die Wechselstromgeneratoren so einfach in ihrer Anordnung und in ihrem Aufbau, daß Beschädigungen und Betriebstörungen eigentlich nur bei grober Fahrlässigkeit des Bedienungspersonals vorkommen können.

Ein weiterer großer Vorteil des Wechselstroms gegenüber dem Gleichstrom ist seine leichte Transformierbarkeit. Dieser Umstand ist sehr wichtig, denn es ist natürlich nicht möglich, den Strom so hochgespannt zu verwenden, wie er den Verwendungstellen durch die Ueberlandleitungen zugeführt wird. Er muß vielmehr auf eine der gebräuchlichen Niederspannungen (110, 120 Volt) umgewandelt werden. Bei Gleichstrom ist diese Umformung nur so zu vollziehen, daß mittels des primären (hochgespannten) Stroms ein geeigneter Elektromotor angetrieben wird, der mit einer den sekundären (Niederspannung-)Strom erzeugenden Dynamomaschine gekuppelt ist. Selbst bei günstigstem Wirkungsgrad beider Maschinen ergibt sich dabei immer noch ein Verlust von etwa 20 Prozent; außerdem bedarf die Umformerstation ständiger Aufsicht und Wartung. Dagegen ist die Umwandlung von Wechselströmen äußerst einfach. Sie findet in Transformatoren statt, die auf dem gleichen Prinzip beruhen wie die zum Betrieb von Geißlerschen Röhren und dergl. benutzten Induktionsapparate. Zur Umformung ist nur ein Eisenkern mit einer sekundären und einer primären Spule notwendig. Bewegliche und der Abnutzung unterworfene Teile sind also nicht vorhanden, so daß der Transformator ruhig sich selbst überlassen werden kann. Zudem beträgt der Verlust bei der Umwandlung nur 2 bis 3 Prozent, also etwa ein Zehntel des Verlustes bei der Gleichstromumformung.

Alle diese Vorzüge des Wechselstroms haben seine fast ausschließliche Herrschaft im Großbetrieb begründet. Nur zu einzelnen Zwecken, wie Elektrolyse, Metallurgie und dergl., ist Gleichstrom unbedingt erforderlich. Doch ist es auch hier in den meisten Fällen vorteilhafter, der Anlage hochgespannten Wechselstrom zuzuführen und ihn in einem geeigneten Gleichrichter umzuformen, statt in einer kleinen Anlage besonders Gleichstrom zu erzeugen.

Bis jetzt ist, wie schon oben erwähnt, von Ueberlandzentralen fast immer Dreiphasen-Wechselstrom, sogenannter Drehstrom, verwendet worden, obwohl zu seiner Fortleitung mindestens drei Drähte notwendig sind. Die Technik war nämlich bis vor kurzem nicht imstande, für gewöhnlichen, mit zwei Drähten zu übertragenden Wechselstrom, d. h. für Einphasenstrom, brauchbare Motoren herzustellen. Nachdem es jedoch nunmehr gelungen ist, dieses Problem auf einfache und befriedigende Weise zu lösen, dürfte die Zukunft ausschließlich dem Einphasenstrom gehören, bis die drahtlose Uebertragung großer Energiemengen erreicht ist.

Wenn es durch den rationellen Betrieb der Ueberlandzentralen auch möglich geworden ist, elektrische Energie zu wohlfeilem Preis an die Konsumenten abzugeben, so ist dieser Preis doch immer noch zu hoch, um die Elektrizität populär, im besten Sinne des Wortes, zu machen.

Ein Fortschritt auf dem eingeschlagenen Weg ist nur möglich durch Schaffung billigerer Betriebsmittel.

Heute dient fast durchweg als Antriebskraft für die Maschinen der Dampf, zu dessen Erzeugung Kohlen in ungeheuren Mengen benötigt werden. Nun kann der Preis für diese nie unter eine gewisse, durch die Gestehungskosten bedingte Grenze sinken. Dadurch wird aber auch dem Preis für die aus den Kohlen erzeugte elektrische Energie eine nicht zu unterschreitende untere Grenze gesetzt. Soll der Preis trotzdem weiter sinken, so müssen andere Wege zur Ausnutzung der Betriebsmittel als jetzt üblich eingeschlagen werden.

Ein Analogon hierfür bilden die Gasanstalten. Auch sie verarbeiten zur Erzeugung des Leuchtgases teure Kohlen und liefern das Gas trotzdem zu sehr billigem Preis. Das ist nur möglich, weil sie die Nebenprodukte, die sich bei der Herstellung des Gases ergeben, veredeln. Dadurch werden sie gut verkäuflich und decken einen beträchtlichen Teil der Unkosten. Aehnlich wird in Zukunft bei den großen Kesselanlagen von Ueberlandzentralen vorgegangen werden müssen.

Denn hier entweichen täglich ungeheure Mengen von Abgasen in die Luft, die noch beträchtliche Quantitäten an Wärme und nutzbaren Bestandteilen enthalten. Ihre Ausnutzung ist natürlich nur für größte Betriebe von wirtschaftlichem Wert. Die dabei in Frage kommenden Erzeugungsmengen sind dann jedoch so erheblich, daß die Werke ihre gesamten Unkosten von ihrem Verkauf werden decken, mithin den Preis für die elektrische Energie ganz bedeutend herabsetzen können.

Ferner kommen für die Erzeugung großer, wohlfeiler Strommengen die zahlreichen natürlichen Wasserfälle in Frage, die sich im Süden Deutschlands befinden. Durch ihre rationelle Ausnutzung wird es möglich werden, gewaltige Landstrecken mit Kraft und Licht zu versorgen. Ob die Verwirklichung großzügiger Pläne zur Ausbeutung dieser Kräfte jedoch bald zu erwarten ist, erscheint fraglich, da dazu erheblich höhere Anlagekapitalien gehören als zu gleich großen Dampfanlagen.

Eine Frage der Zeit ist es nur noch, wann es gelingt, die ungeheuren Energiemengen auszubeuten, die täglich bei dem Wechsel von Ebbe und Flut an der Meeresküste frei werden.

Schließlich sei noch der großen Eisenhüttenwerke gedacht, die in Zukunft auch eine bedeutende Rolle bei der Großerzeugung elektrischer Energie spielen werden. Aus ihren Hochöfen entweichen in regelmäßigem Strom erhebliche Mengen explosibler Abgase, die, in Großgasmaschinen verbrannt, eine ständige und nicht zu unterschätzende billige Kraftquelle bilden werden. —

So werden im Lauf der Zeit an einzelnen geeigneten Punkten Riesenzentralen entstehen, die ungeheure elektrische Energiemengen unter rationeller Ausnutzung aller sich bietenden Vorteile erzeugen und sie zu ungeahnt billigen Preisen abgeben können.

Sache eines genialen Organisators und der Gesetzgebung wird es dann sein, alle diese Kraftquellen mit ihren weitverzweigten Leitungsnetzen nach einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen. So wie heute die Fernsprechleitungen das Land kreuz und quer durchziehen, so werden später die Hochspannungskabel als ein ungeheures Netz im Erdboden liegen. Die Kraftzuführung erfolgt an einzelnen Stellen, die Kraftabnahme ist überall und jederzeit möglich. —

Im Zusammenhang mit diesen Fragen wird auch eine gesetzliche Regelung der bei der Ausführung elektrischer Anlagen zu beachtenden Sicherheitsmaßnahmen notwendig werden. So wie die Verhältnisse heute liegen, kann niemand gezwungen werden, diese Maßnahmen zu befolgen. Wohl hat der Verband Deutscher Elektrotechniker entsprechende Vorschriften ausgearbeitet, für deren Einhaltung die größeren Zentralen auch sorgen. Was jedoch in kleineren Privatanlagen von manchen Installateuren hin und wieder gebaut wird, spottet jeder Beschreibung. Wenn man bedenkt, daß auch die Berührung mit Strömen gewöhnlicher Spannung (etwa 110 Volt) unter Umständen tödlich wirken kann, daß ferner durch Kurzschlüsse leicht Brandschäden entstehen können, so wird der in Fachkreisen gehegte Wunsch nach gesetzlichen Vorschriften begreiflich erscheinen. Eine Regelung dürfte am ehesten durch Gründung von Ueberwachungsvereinen möglich sein, denen anzugehören jeder Besitzer von elektrischen Anlagen gesetzlich verpflichtet ist. Die Ueberwachungsvereine unterhalten unabhängige sachverständige Revisionsingenieure, die die einzelnen Betriebe in gewissen Zeiträumen untersuchen und die Beseitigung vorgefundener Mängel veranlassen.

Dann werden auch die Unglücksfälle in elektrischen Betrieben so weit abnehmen, wie es menschenmöglich ist, und die Elektrizität wird das werden, wozu sie prädestiniert ist: Der Menschen treueste, sauberste, zuverlässigste und billigste Dienerin.

Die Militärschule von St.-Cyr.

Von Eberhard Freiherr von Wechmar. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Der Name Saint-Cyr hat — selbst für uns Deutsche — einen guten Klang, verbinden wir doch mit diesem Wort einen uns in Fleisch und Blut übergegangenen Begriff: die militärische Erziehung. Die „École spéciale militaire de St.-Cyr“ entspricht in ihrem Pensum etwa unseren Kriegschulen, doch sind die Saint-Cyriens populärer als unsere Fähnriche, was vielleicht daran liegt, daß man, sogar in Frankreich, Napoleon I. fälschlich für den Begründer der Offizierschule hält. Diese Ansicht ist jedoch nicht berechtigt, denn schon der berühmte Hugenottenkapitän La Noue schlug Heinrich IV. vor, besondere Schulen für die Kriegswissenschaften zu errichten, in denen junge Edelleute für ihren späteren Beruf besser vorbereitet werden könnten; Strategie und Taktik waren eben damals schon Wissenschaften, und wer sie nicht kannte — verlor die Bataille! So gründete Heinrich IV. bereits 1607 die École de la Flèche, die von Richelieu zur ersten Militärschule umgewandelt wurde.

Aus der Geschichte der Anstalt mögen einige Daten kurz hervorgehoben sein: Schon unter Mazarin wurde die Schule wiederum geschlossen, um die Kosten zu sparen. Fünfzig Jahre später errichtete man die École zum zweitenmal als „corps des cadets gentils hommes“, nicht lange darauf wurden aber die neun Kompagnien auf Grenzgarnisonen verteilt. Als sich dann im Spanischen Erbfolgekrieg der Mangel an Offizieren störend zeigte, stellte Ludwig XIV. junge Adlige, die nur gut gewachsen zu sein brauchten, doch absolut ohne militärische Kenntnisse waren, als solche an. Der Mißerfolg in fast allen Unternehmungen wurde der Unfähigkeit dieser Offiziere zugeschrieben, und mit Recht, weshalb man sich aufs neue entschloß, eine Militärschule zu errichten, die 1726 laut Kabinettsorder den Titel „corps des cadets“ erhielt. Sechs Kompagnien zu 100 Mann wurden im Schloß von Vincennes untergebracht, und der Marschall de Belle-Isle, der den Unterrichtsplan entwarf, kann wohl als der Schöpfer aller Kadettenanstalten gelten.

Daß die berühmte oder berüchtigte Madame de Pompadour sich für die Kadetten besonders interessierte und sie häufig inspizierte, ja ihnen sogar die Leutnantsepaulette bei ihrem Eintritt in die Armee überreichte, entsprach den Sitten der „guten, alten Zeit“ und soll daher bei diesem kurzen geschichtlichen Rückblick nicht vergessen sein.

Später erwies sich Schloß Vincennes als zu klein, 1751 wurde daher unter Ludwig XV. der Bau der



Ein nicht alltägliches Hindernis.

großen Militärschule auf dem Marsfeld von Paris begonnen und die Zöglinge bald dorthin verlegt. Und wiederum wurde die École 1776 unter Ludwig XVI., der Kosten wegen, aufgelöst, die Schüler wurden auf die verschiedenen Provinzialschulen verteilt.

Merkwürdigerweise sollte die große französische Revolution sie wiedererstehen lassen! „Patrioten" gab es genug, doch tüchtige Soldaten fehlten, und der Nationalkonvent beschloß daher, „les enfants de mars" zu formieren, deren offizieller Titel „corps d'élèves militaires et d'élèves officiers" lautete. Die Zöglinge gingen „à l'antique" gekleidet, und „à la romaine" waren auch die Bezeichnungen der Chargen — die Kompagniechefs hießen daher centuries. Dann kam für Frankreich die große Zeit. Bonaparte benötigte sehr bald tüchtige Offiziere, und so schuf er sich eine „Ecole spéciale militaire" nach seinen Ideen. Vom ersten Jahrgang der damals in Fontainebleau untergebrachten Zöglinge wurden unter ihm 40 später zum General befördert. Für die Unterbringung seines Offiziersersatzes war dem Korsen aber das Beste gerade gut genug, und ein Dekret vom Jahr 1808 bestimmte daher, daß die Offizierschüler am 1. Juli in das Königliche Haus von Saint Louis überzusiedeln hätten.



Der Kommandeur der Militärschule von St.-Cyr.

Dieses Schloß, unter dem Namen „Maison de Saint-Cyr“ bekannt, diente vordem armen adligen Fräulein, deren sich Madame de Maintenon freundlich angenommen hatte. Romantisch angehauchte „Geschichtsforscher“ behaupten deshalb gern, daß es sich die zukünftigen Marschälle von Frankreich in den jungfräulichen Betten der vertriebenen Damen sehr wohl sein ließen, doch sei hier der Wahrheit gemäß festgestellt, daß nach Aufhebung des adligen Instituts durch die Gesetzgebende Versammlung das geräumte Kloster erst als Militärhospital, dann als eine Zweigstelle der Invaliden und später zur Unterbringung des militärischen Prytaneum diente.



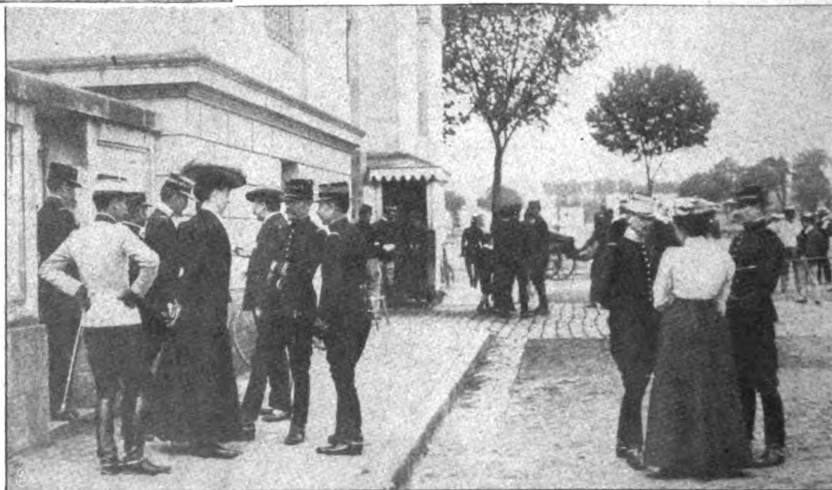
Die Offiziere des Instituts.



Eine glänzende Leistung.

Die hohen Säulenbetten der schönen Schützlinge jener „Großen Marquise“ hatten daher in der Zwischenzeit schon manchen andern Schläfer geborgen, ehe die ersten Saint-Cyriens in ihnen ihre Träume von Ruhm und Ehre begannen. Ueberhaupt, so ganz nach Wunsch war das Leben in Saint-Cyr nicht für jeden, der schwere Dienst daselbst und die Entbehrungen hielten viele fern, die sonst wohl mit der größten Bereitwilligkeit beim „ersten Bataillon Frankreichs“, wie Napoleon die militärische Schule nannte, eingetreten wären.

So erhielt der berüchtigte Minister Fouché den Befehl: „de faire le recensement des familles nobles qui pouvaient fournir à l'École des candidats de 16 ans. Si l'on fait quelque objection, vous répondrez que c'est mon bon plaisir“. Echt Napoleon! Auch der Fahne gab er die lockende Inschrift: „Wir lernen, um zu siegen! Nach dem Kriege 1870 wurde die stolze Devise in die etwas bescheideneren Worte gefaßt: „Wir lernen, um das Vaterland zu verteidigen“, seit 1880 liest man auf der Trikolore: „République française, École spéciale militaire. Honneur et Patrie. 1er Bataillon de France.“ Daß es das erste Bataillon geblieben ist, beweist alljährlich der Vorbeimarsch bei der großen Truppenrevue. Wie einst marschieren die Saint-Cyriens, mit Beifall begrüßt, noch an der Spitze der Armee, wenn man auch mit mancherlei anderen Traditionen gebrochen hat. In früherer Zeit wurden in der École nur Infanteristen ausgebildet, jetzt zählt zur Offizierschule noch eine Schwadron, und was ihre Zöglinge leisten, das zeigen unsere Bilder. Die Artilleristen und Genieoffiziere



Die Offiziere mit ihren Damen.



Im Sprunggarten

werden in der Ecole Polytechnique vorgebildet. Die Kurse in Saint-Cyr dauern seit einiger Zeit nur noch ein Jahr, dem nach den gesetzlichen militärischen Vorschriften eine einjährige Dienstzeit bei der Truppe voraufgeht. Man will durch diese Maßnahme erreichen, daß die Unterschiede im französischen Offizierkorps möglichst ausgeglichen werden, so daß die aus dem Offizierstand hervorgegangenen Offiziere, die ihre Ausbildung in Saint-Maixent erhalten, hinter den Kameraden, die ihre militärischen Kenntnisse auf einer Abiturientenbildung aufbauen, nicht mehr auffallend zurückstehen. Der Erfolg dieser Maßnahme muß sich erst zeigen. Von den nach dem alten System in Saint-Cyr im Laufe von hundert Jahren geschulten 30000 Zöglingen erhielten über 28000 die Leutnantepaulette, und 1700 erreichten den Generalsrang. Das ist immerhin ein sehr erfreuliches Ergebnis. Vier ehemalige Schüler brachten es sogar zu hohem Ruhm und großen Ehren und wurden Marschälle von Frankreich, unter ihnen die beiden allbekannten Mac Mahon und Canrobert. Sie lernten, um zu siegen!

Der 25-Pfennig-Sonntag im Berliner Zoo.

Von Reinhold Cronheim. — Hierzu 11 Spezialaufnahmen für die „Woche".

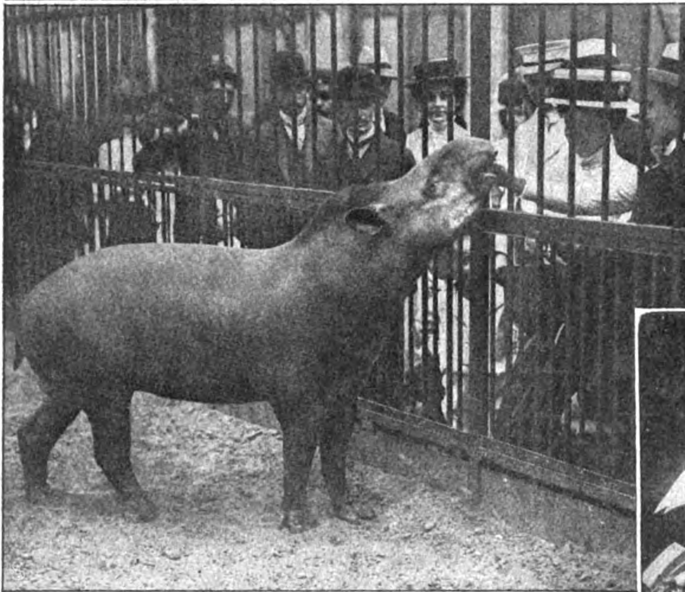
Schon in jenen Zeiten, als der Berliner Zoologische Garten noch nicht in seinem heutigen Prachtgewand sich zu dem schönsten und volkstümlichsten Institut der Reichshauptstadt entwickelt hatte, war er ein beliebter Erholungs- und Zerstreuungsaufenthalt für die Berliner. Nirgends wie hier kann man den Wandel der



Im Berliner Zoologischen Garten: Vor dem Elefantenkäfig.



Vor dem Giraffenhaus im Zoo.



Ein Leckerbissen für den Tapir.

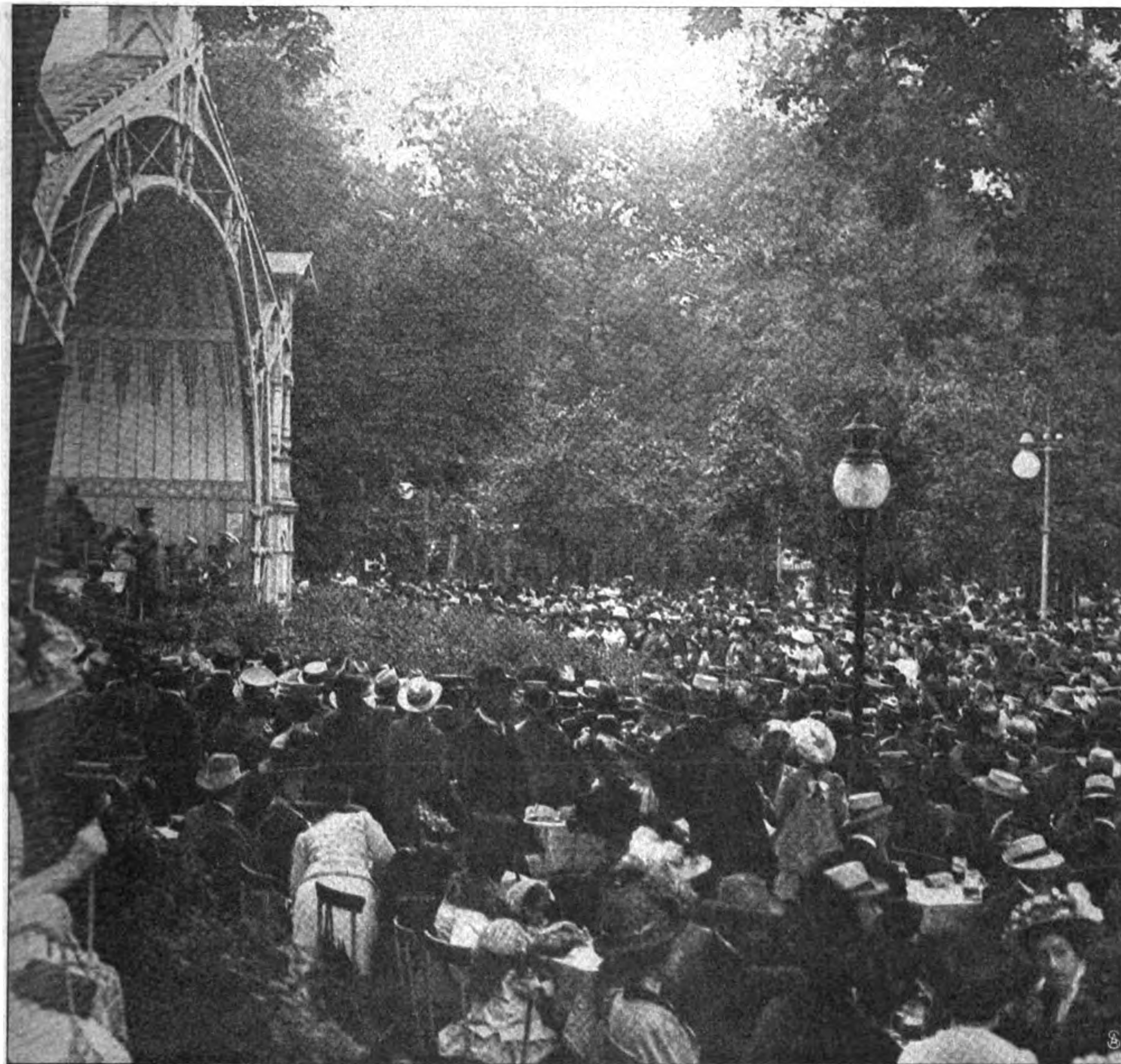
Zeiten verfolgen, nirgends besser erkennen, wie sich die Lebensgewohnheiten und Lebenshaltung der Berliner verändert haben. Unwiederbringlich sind die guten, alten Tage dahin, als Schwieger- oder Großmutter als Eklaireur der Familie stundenlang vor dem Eintreffen des Gros hinausgesandt wurde unter die schattigen Bäume mit dem gemessenen Befehl, einen Tisch so lange besetzt zu halten, bis sich alle versammelt hatten. Die Stühle wurden umgekippt, und mit einem abweisenden „der Tisch ist besetzt" wurde jeder verwegene Versuch, sich des Plätzchens zu bemächtigen, erfolgreich abgeschlagen. Der Berliner war damals gutmütig genug, die strickende oder häkelnde alte Dame zu respektieren. Dagegen kann man heute eine gewisse Stufenleiter im Zoo studieren. Unten ungedeckte Tische, Berliner Bier und Schinkenstullen; einige Stufen höher gedeckte Tische, Münchner und Pilsener Bier, hier ißt man



Frisch vom Faß: Ein Schoppen aus dem Sprengwagen.

warm; wieder eine kurze Treppe hinauf, hier sitzen Reichtum und Eleganz zu Tisch, und Helle, Licht und Gold herrschen überall.

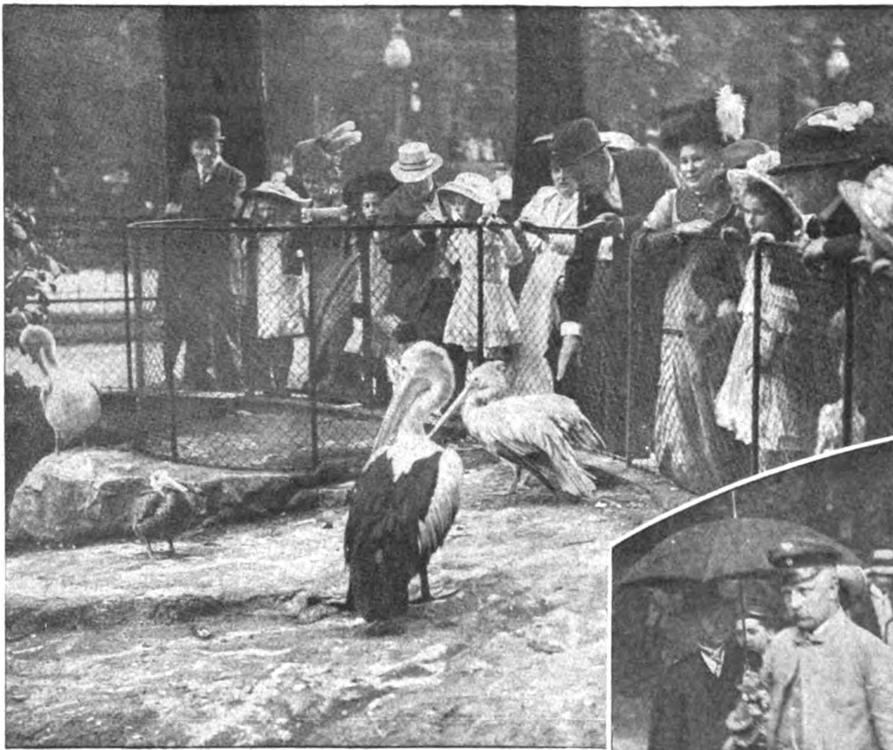
Ganz besonders interessant aber präsentiert sich der „Zoo", wie der Garten im Volksmund heißt, wenn der sogenannte billige Sonntag, der erste Sonntag im Monat, im Kalender steht. Dann muß der Garten, wenn der Wettergott es gut meint, auf den allerwunderung der Fachleute hervorruft. Berliner Bier wird dann in wahren Fluten genossen, dazu warme Würstchen mit Senf und Brot; wenn man die Zahl der Würstchen kennen würde, könnte ein Rechenkünstler leicht feststellen, wie lang die Wurst wohl sein müßte, wenn man die einzelnen Pärchen trennen und die Glieder aneinanderlegen würde. Nun kommen aber noch die ungeheuren Vorräte hinzu, die an einem



Die Menschenmenge vor dem Musikpavillon.

größten Massenbesuch gerüstet sein, denn der Andrang nimmt dann erschreckliche Dimensionen an. Für den Eintritt werden nur 25 Pfennig gezahlt — ein Umstand, der die Massen herauslockt in unabsehbaren Zügen, und der auch in entsprechender Weise auf das Publikum der nördlichen, östlichen und südlichen Vororte und auf das der näher gelegenen Provinz wirkt. An solchen Sonntagen zeigen die Kassenrapporte oft genug sechsstellige Zahlen, und diese Massen zu verpflegen, den ungeheuren Hunger und Durst zu stillen, ist ein Kunststück, das stets von neuem auch die Besolchen Sonntag von den Besuchern selbst mitgebracht werden, und die der Berliner weniger zart als treffend mit dem Ausdruck „Freßkober" bezeichnet.

Die Vertreter des Gewerbes und die Arbeiter mit ihren oft vielköpfigen Familien herrschen vor und ferner alles das, was in der Woche durch den Zwang des Verdienens in der Stadt zurückgehalten wird. Man darf aber nicht annehmen, daß deshalb an dem billigen Sonntag im Zoo etwa ein rüder Ton herrschte. Ganz im Gegenteil. Gerade diesem Teil der Berliner Bevölkerung imponiert der herrliche Garten sehr, diese



Bei den Pelikanen.

Massen lauschen mit Andacht der prächtigen Militärmusik, die ihr Programm dem Geschmack des großen Publikums angepaßt hat. Eine Tatsache muß dem Besucher an dem billigen Sonntag ganz besonders auffallen. Das ist die überaus zahlreiche Anwesenheit von Soldaten aller Grade und aller Truppengattungen. Merkwürdigerweise sieht man nämlich in Berlin von allen Hauptstädten der Welt die wenigsten Soldaten auf der Straße, und es wird vielen Berlinern passiert sein, daß sie von Ausländern nach der Ursache dieses eigentümlichen Umstandes gefragt wurden. Am billigen Sonntag sind alle Garderegimenter der Berliner, Potsdamer, Charlottenburger und Spandauer Garnison vertreten, und die Militärinstitute aller Art entsenden ihre Abordnungen. Sie alle wollen natürlich zu Hause von den Wunderdingen erzählen, die sie im Zoo sahen, und man kann nur bedauern, daß man nichts von den zoologischen



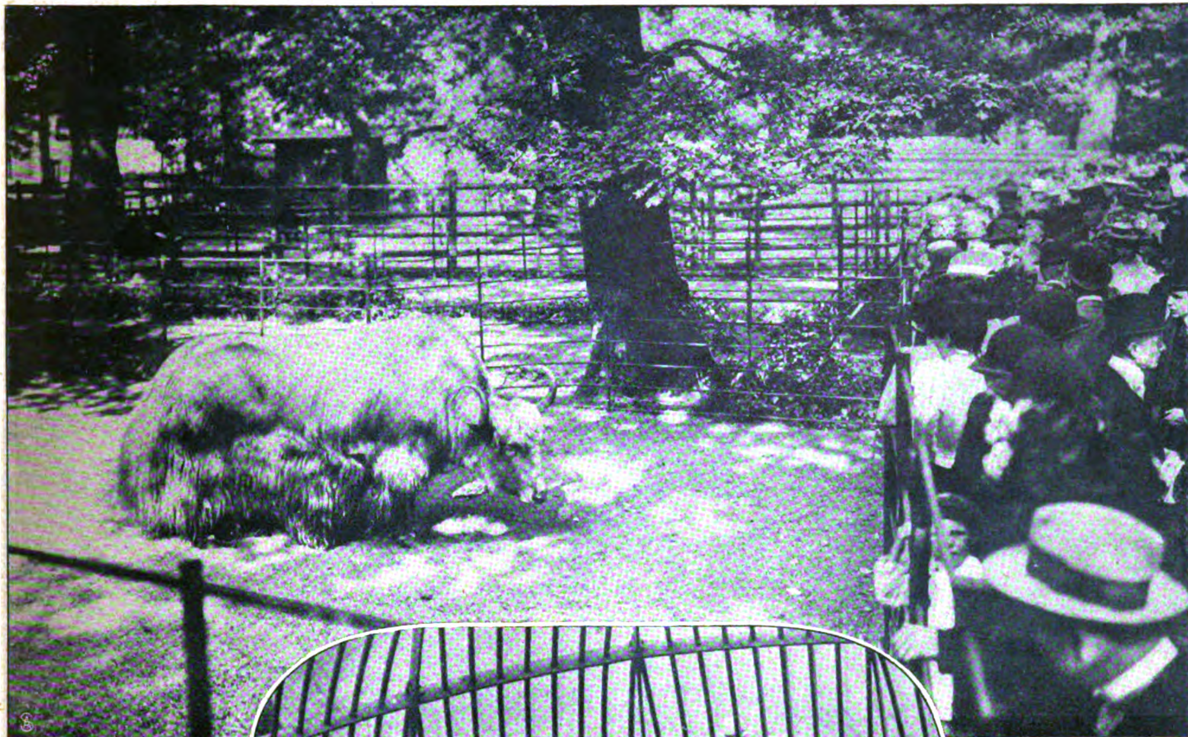
Die jungen Jaguare
werden nach dem Spielplatz gebracht.

Entdeckungen mitanhören kann, die diese Söhne des Mars dann später in ihren polnischen und lothringischen Dorfschenken zum besten geben. Auch der bäuerliche Vater, der seinen Sohn in der Garnison besucht und oft bei dem gleichen Truppenteil gedient hat, besucht am billigen Sonntag mit seinem Sprößling den Zoo, und er stellt dann hier Vergleiche mit der heimischen Zoologie an.

Allerdings der Tiergärtner selbst kommt an einem solchen Sonntag recht eigentlich auf seine Kosten. Denn das heutige Publikum will natürlich die Wunder der Tierwelt sehen, es will den Anblick genießen, sich belehren und lange von dem Gesehenen zeh-



Im Berliner Zoo: Ländlicher Besuch.



Der asiatische Yak in seinem Gehege.



Ein Besuch beim Eisbären.

ren. Da kommt dann eine Naivität in der Bewunderung zum Ausdruck, die herzerfrischend wirkt. Freilich, der richtige Berliner macht ja aus seinem Herzen nie eine Mördergrube, und das „nil admirari" hat er von alten Zeiten her auf seine Fahne geschrieben. Man hört hier Witzworte von treffsicherer Schlagkraft, und findet der Berliner erst ein lachfreudiges Auditorium, so ist er leicht geneigt, ein ganzes Raketenfeuerwerk von Witzfunken loszulassen. „Vater, kiek mal den Adeler, der plinkt mit de Oogen und freßt dabei", äußerte einst ein Knäblein beim Anblick des königlichen Vogels, und dieses Wort gehört seit der Zeit zum Sprachschatz des Berliners.

Das Publikum hat seine Lieblinge im Zoo. Je beweglicher die Tiere sind, desto mehr Liebhaber scheinen sie zu finden. Und da ist dann das Affenhaus in erster Linie zu nennen. Geistvolle Bemerkungen werden in ungemessener Fülle gemacht, und so ist es denn kein Wunder, wenn ein alter Mandril sich eines Tages hinter die Ohren kraute und unmutig sagte: „Gott sei Dank, daß die Bande hinter dem Gitter ist!" Seltsame exotische Gäste, wie Tapire und Genossen, werden mit heiliger Andacht bestaunt und die eigentümlichsten Bemerkungen über die Lebensart dieser Tiere gemacht. Werden aber die jungen Jaguare, die sich bei schönem Wetter im Freien aufhalten, mit energischem Polizeigriff in ihre Kinderstube gebracht, so folgt



Bei den Meerschweinchen. Im Hintergrund das Affenhaus.

eine große Menge diesem Akt mit der gleichen Spannung, als ob sich auf der Straße eine bürgerliche Tragödie abspielt und irgendein Deliquent vom Schutzmann hinter Schloß und Riegel gebracht wird. Großes Interesse verursachen natürlich die riesigen Dickhäuter, besonders die Elefanten. Ein Biedermann wußte einmal nicht, was eigentlich beim Elefanten vorn und hinten sei, weil beide Körperhälften sich aus der Entfernung so ähnlich sähen. Da konnten natürlich allerlei unliebsame Verwechslungen nicht ausbleiben. Dann ist stets der Bärenzwinger umlagert, und jeder spendet von den mitgebrachten Vorräten. Die Bären sehen immer so gemütlich aus; wenn sie sich erheben, machen sie den Eindruck von wohlwollenden Rentiers in Unterbeinkleidern. Den Giraffen wird fast immer der Rat gegeben, sich Geländer um die langen Hälse machen zu lassen, damit sie nicht schwindlig werden, wenn sie hinabblicken. Bei der Fütterung der Pelikane werden über den mit dem Beutel versehenen Unterschnabel die seltsamsten Vermutungen laut; die meisten Naturhistoriker des billigen Sonntagspublikums halten ihn für eine Art Rucksack, in dem der Vogel die Fische zu späterem Gebrauch aufbewahrt.

So ziehen die Massen in dichten Zügen bis in die Abendstunden durch die schattigen Alleen des Gartens, bis gegen 11 Uhr die Anlage geschlossen wird. Wer Interesse hat für die Volkseele und das, was sie bewegt, der kann am billigen Sonntag im Zoo den Berliner studieren und ihn kennen lernen, so wie er wirklich ist.

„Gewonnen".

Skizze aus dem Reiterleben von F. F. Astie.

Lang wallende, in den Sonnenstrahlen glitzernde Fäden des Altweibersommers webten durch die Luft. Spannten sich, im Wind hin und her zitternd, von Ast zu Ast. Schwebten wie in den Luftwellen vibrierend durch den warmen, milden Herbsttag.

„Du hast wieder einen Faden an der Mütze, Max — nun sind wir gar durch einen zitternden Silberfaden miteinander verbunden."

„Unzertrennlich, das sage ich ja — die Natur schon schmiedet uns zusammen."

„Oho — unzertrennlich? Mein Herr, Sie träumen, schon der leiseste Windhauch zerschneidet das Band und trennt uns voneinander." Ein spöttisches Lächeln zuckte zu ihm hinüber aus ihren kühl blickenden grauen Augen, die doch in der Tiefe von verhaltener heißer Glut erzählten. Ab und zu sprühte trotz der äußeren Ruhe ein heißes Glimmern in ihnen hervor.

In ruhigem, schlankem Trab ritten sie in den schönen Herbsttag hinein auf lindenbewachsenen Chausseen, deren prächtige Bäume sich mit herbstlich buntem Laub schmückten.

Sehnig und straff hob sich Max Wildungs schlanke Reiterfigur auf dem hellen Vollblutfuchs. In gleichmäßigem, fließendem Rhythmus stieg und senkte sich die mädchenhaft zarte Gestalt seiner Base auf dem Pferde — elastisch und biegsam wie eine junge Weidengerte.

Die beiden Reiter bogen in eine dichte Schneise ein, die sich quer durch den herrlichen, von zauberischer Stille erfüllten Wald zog. Ein Eichhörnchen huschte

in possierlichen Sprüngen über den Weg — hoch hob sich seine roßbraune, buschige Rute. Mit leise knisterndem Rascheln wichen welke Blätter unter den Pferdehufen. Langsam bereitete sich die Natur zu ihrem großen Sterben vor und schickte als Todesboten ihre fallenden gelben Sendlinge voraus. Edeltrauts Seele nahm die zauberische Stille der Natur, die hier wie in einem grünen Dom, einem heiligen, dem höchsten Gott geweihten Hain herrschte, in vollen, nach Schönheit lechzenden Zügen in sich auf. Weder sie noch Max Wildung störten das berückende Schweigen des Waldes durch ein lautes Wort. Ihre Seelen waren wie im Zusammenklang ganz dem Naturgenuß hingegeben. Höher schlugen ihre Herzen, und tiefer atmete die Brust.

Dicht nebeneinander, Gurt an Gurt, ritten die beiden dahin.

„Galopp?"

„Aber natürlich."

„Geh du vor, Edeltraut, zu zweien ist's zu schmal." Eine weiche Parade, ein bewußtes Anskreuzstellen — ein tiefes Sichsetzen — und dahin flogen die Pferde in flottem, gleichmäßigem Galopp.

Edeltrauts Augen blitzten, ihre Seele jauchzte. Mit wundervollem Behagen gab ihr Körper den ihr vom Pferd gewiesenen Bewegungen nach. In losgelassener, schwungvoller Tätigkeit federte der Rücken des Pferdes wie eine Sprungfeder in elastischen, weichen Schwingungen. Reiterin und Pferd schienen wie aus einem Guß in vollkommener Uebereinstimmung, in tiefem, gegenseitigem Verständnis.

Mit brennenden Augen genoß Edeltrauts Partner das harmonisch schöne Bild vor sich. Mit erhabener Ruhe, ohne jede Steifheit, beugte und setzte sich die von einem weißen Reitkleid umhüllte Gestalt seiner Begleiterin. Ein weißer, über der Stirn hochgeklappter Cowboyhut lieh ihrer Gestalt etwas Kühnes — allen Gefahren Trotzendes.

„Vollblut", bewunderte Max Wildung tief aufatmend. „Jede Muskel an ihr ist zum Kampf gestählt, zum Ueberwinden gespannt." Wie tadellos ging der Rappe wieder — wie willig gehorchte er dem kleinsten Zügelanzug ihrer weichen Hand!

Vor einer Wegbiegung fiel Edeltraut langsam in Trab. „Ach, war das schön, Max — wundervoll galoppiert die Stute —"

„Waren sicher viertausend Meter."

„Du — die auf der Jagd reiten. Das muß ein wahres Vergnügen sein."

„Aber Edel, das junge Tier — sprang ja im Winter in der Bahn schon so miserabel — Gräben springt sie nun schon gar nicht."

„Unter mir springt sie sicher — habe ich nicht meine lange Peitsche? Auf die ist sie hellhörig. — Für mein Leben gern würde ich's versuchen."

„Da würde ich deinem Vater entschieden abraten — das darf er nicht erlauben."

„Angst?" Fast verächtlich schürzten sich ihre blühenden Lippen. „Um mich braucht sich niemand Sorge zu machen — ich biege durch, was ich will."

Wie eine geschärfte Klinge blitzte ihr Auge herausfordernd zu ihm hinüber. „Siehst du, wie die Stute mir gehorcht, die Peitsche versteht?" Ein leichtes Anlegen nur der Gerte hinter dem Sattelgurt, ein kurzes, willenstarkes Vorschieben mit dem Kreuz — sofort schoß das Pferd wie ein Pfeil von dem Gefährten fort. Nach ungefähr zehn Sprüngen parierte das junge Mädchen durch und rief, sich im Sattel wendend: „So macht sie's auf der nächsten Jagd auch."

Sie blieb halten, bis der Vetter auf gleicher Höhe mit ihr war. „Die soll ich nicht über die Gräben bringen? Lächerlich — ha — ha." Wie ein lockendes Girren unterbrach ihr helles Lachen das göttliche Schweigen ringsumher. Edeltrauts ganze Gestalt schien wie zum Kampf gerüstet, Mut und Willenstärke ihre ersten Verbündeten. „Und ich versuch's doch — auch gegen deinen Willen, mein Verehrtester." In sich gegen seine Macht auflehnendem Trotz schien sich ihre Gestalt zu recken.

O — wie er sie liebte — gerade so mit diesem Ausdruck im Gesicht. Jede Fiber zuckte an ihm in tollem Verlangen nach ihrem Besitz. Und doch grub sich eine tiefe Falte zwischen seine dunklen Augenbrauen. Würde er je diesen Trotz zähmen können? Ihre dauernde Auflehnung dämmen? War ihr Temperament nicht das eines ehrlichen rassigen Vollblüters, der im Kampf mit andern Pferden in sehnigem Sichstrecken, in tief ehrgeizigem Vorwärtsstreben nicht zu halten ist, sobald es gilt, sein Können, den unbeugsamen Vorwärtsdrang, zur Geltung zu bringen? Würde er nicht immer zügeln müssen, um das allzu rasche, ehrgeizige Durchbiegen ihres Wollens zu hemmen? Würden sie sich nicht gegenseitig in dauerndem Kampf aufreiben? War es nicht eine gar zu harte, aussichtslose Aufgabe, diesen ungebändigten und doch bewußten Willen in Banden zu schlagen?

„Morgen springe ich die Dorrit ein — schule sie noch einmal ordentlich über Gräben. Der Friedrich kann sich auf den Wallach setzen — der springt gut als Führpferd — ist ganz sicher."

Unwillig sah er zu ihr hinüber. — Sie schienen es beide zu vermeiden, sich offen in die Augen zu sehen.

Doch ehe sich Max Wildung nach dem prächtigen, stundenlangen Ritt von seiner Base verabschiedete, bat er noch einmal mit dringender Stimme: „Laß doch den Unsinn mit der Jagd — mit der Stute, Edel, kannst du mir nicht den Gefallen tun — dich so weit überwinden mir zuliebe?"

„Ha, ha — mein edler Ritter — was habe ich mit Ihrer Liebe zu schaffen? Noch bin ich, gottlob, mein eigner Herr." Wieder kräuselte überlegener Spott ihre granatroten Lippen. „Wenn die Stute mir tipptopp gegangen ist, können wir uns vielleicht noch anders sprechen — dann bin ich zu jeder Genugtuung bereit." Sie beugte ihre schlanke Figur zu ihm hinüber und streckte ihrem Vetter lachenden Antlitzes mit bezaubernder Geste die Hand entgegen: „Wir werden vorläufig Waffenstillstand schließen."

Doch Max Wildung tat, als sähe er die dargebotene Recht nicht. Wie unter einem ungerecht erhaltenen Peitschenhieb bäumte sich ihr Inneres auf — zuckte ihr Gesicht — biß sie sich auf die Lippen, Ein empörter Blick maß seine Figur. „Dann nicht", murmelten ihre vor innerer Erregung bebenden Lippen. Wie in starrem, alles Verborgene in der Natur durchdringendem Blick bohrten sich ihre Augen in das grüne Blättermeer der Waldsträucher. Und doch schien sie nichts zu sehen, nichts in sich aufzunehmen. So gedankenlos starr blickte ihr graues Auge. Und über ihr blühendes, von blonden Locken umrahmtes Gesicht

hatte der weite Ritt einen anheimelnden Hauch von roter, weicher Wärme ergossen.

Kein Wort weiter sprachen die zwei zusammen. — Mit kurzem Abschiedsgruß schieden sie.

* * *

Umringt von einem Troß von Rotröcken ritt Edeltraut auf der kleinen Rappstute zum Stelldichein. Mit ihrem Vetter hatte sie keine Verabredung getroffen. Er schien an der Jagd nicht teilzunehmen.

Gerade im letzten Augenblick, als sich das Feld schon in Bewegung setzte, wurde sie seiner gewahr. Doch Max Wildung schien seine Base nicht zu sehen.

Edeltraut fühlte sich durch diese Nichtachtung tief verletzt. Heiß wallte der Trotz in ihr empor. Erregte es nicht überall Bewunderung, daß sie einen Jagdritt auf der vierjährigen Vollblutstute wagen wollte? Und nur er erkannte es nicht an? Ha — nun gerade; das stählte den Willen und ließ das Blut kraftvoll durch die Adern sausen. Ha — wie herrlich stählte die Auflehnung ihren Körper zu sehnigem Wollen. Spannte sich jede Muskel unter ihrem Willen in sich beugender Kraft. Jede Fiber, jede Sehne war straff angespannt, ihrem Willen in lautloser Beherrschung untertan. Konnte sie so im Gipfel der Selbstbeherrschung, in dem Joch, in das sie ihren eigenen Körper mit vollem, zielsicherem Bewußtsein spannte, nicht jeder Gefahr trotzen?

Auch Max Wildung sah die Energie, die ihren Körper zu voller Anspannung brachte, mit ehrlicher Bewunderung.

Wie eine jede Situation beherrschende Figur saß sie leicht und doch mit wundervollem Kreuz auf dem Rücken der Stute.

Mit tiefer Nase, innerlich lechzend nach der ersehnten Verfolgung des Todfeindes, nahm die Meute die Witterung des Fuchses auf. In schnellem Lauf folgten die Hunde seiner verräterischen Fährte in leidenschaftlichem Spüren.

Sie gaben dem Feld ein gutes, freies Tempo an.

Immer nur ihr Ziel vor Augen, folgte Edeltraut Karisius in einiger Entfernung den Spuren eines sicher springenden Pferdes.

Als erster Sprung ein Koppelrick. Anstandslos wurde es von Dorrit genommen.

In einiger Entfernung danach eine Hürde. Auch da ging's ohne Fehler hinüber, obgleich sich die Stute im ungeschickten Springen verhielt.

Edeltraut nahm die Zügel kürzer und trieb die Stute vorwärts. Ja, das wußte sie, Hochhindernisse boten keine Schwierigkeiten. Aber Gräben! — Vor Gräben hatte die Stute ein schier unüberwindliches Grauen.

Ha, da kommt schon einer.

Schon etliche Pferde stutzten vor dem breiten Graben. Einzelne machten kurz kehrt. In hohem Bogen küßte der Reiter das feuchte Naß des Grases, als er hinüber wollte, sein Pferd aber schon fast im Ansetzen anderer Meinung war.

Edeltraut setzte sich tief zurück und spielte sich das Maul des Pferdes leicht in die Hand. Weich fiel das Pferdemaul ins Gebiß. Eine weiche Parade mäßigte die schnelle Gangart zu besonnerem Treiben. Ließ dem bewußten Willen ein gut vorbereitetes Feld.

Und dann — einige Meter vor dem Graben — ein leises Zungenschnalzen — vorwärts ging es gegen das oft so feige refüsierte Hindernis an. Kurz vor dem Sprung suchte die Stute vom Zügel loszukommen, laurig das Maul hin und her schiebend. Feige wollte sie, das Gebiß loslassend, das Kampffeld räumen und sich seitwärts drücken — nur während der Spanne eines Gedankens, denn da durchschnitt schon ein von energischer Hand geführter sausender Hieb die Luft. Wie in maßlosem plötzlichem Schreck vorwärts getrieben, nahm die Stute in weitem Sprung das unsympathische Hindernis.

„Donnerwetter — famos!" In ehrlicher Bewunderung entschlüpfte Max Wildung diese lobende Kritik.

Wie in unlöslicher Verbindung flogen Roß und Reiterin über den grünen Rasen. An dem jungen Mädchen zuckte keine Muskel in unbestimmter Pflicht. Wie gemeißelt saß ihre schöne Gestalt in köstlicher unerschütterlicher Ruhe auf dem Pferderücken.

Kein einziges Mal brach Dorrit aus. Immer fügte sie sich ihrer zielbewußten Reiterin, die sie mit eisernem Willen, ohne mit der Wimper zu zucken, über jeden Graben zwang.

„Wundervoll rassig — durch und durch Vollblut." Voller Stolz folgte Max Wildung seiner rassigen Base mit den Augen.

Der Fuchs war ausgehoben, die Jagd beendet. Das weidmännisch fröhliche Halali! Halali! der Jäger durchhallte die Fluren. Jeder sportfreudige Ueberwinder aller Hindernisse befestigte mit Stolz den grünen Eichenbruch mit entblößter Hand an Rock oder Mütze.

Mit strahlendem Auge kam Edeltraut ihrem Vetter entgegen. „Gewonnen", rief sie mit fröhlichem Gesicht, das, ohne von der Anstrengung erhitzt zu sein, nur die reinste Freude und Wonne über dem herrlichen Dahinjagen durch Wald und Flur ausstrahlte. Ueber den alle Pulse weckenden Reiterfreuden, die ihren höchsten Gipfel im Jagdgalopp auf grünem Rasen zur Herbstzeit erreichen, wenn die Natur sich zum Empfang des Winters mit buntem Laub schmückt.

„War es nicht zu schön?" jauchzte sie ihm ehrlichen leuchtenden Auges entgegen. Allen Groll schien er diesem Blick gegenüber in das Nichts zu versenken.

„Es bleibt doch das herrlichste — eine Jagd auf einem Vollblüter — findest du nicht auch? Ach, ich liebe Vollblut doch gar zu sehr."

„Ich auch", lachte er, mit tiefem Blick in ihre grauen Augensterne tauchend. „Ich liebe es aber noch mehr in Frauengestalt. Edel — glaubst du, daß ich es am meisten liebe von allem, was auf der weiten Welt ist? Kannst du dir nicht vorstellen, daß wir als gleichgesinnte Menschen, als echte Vollblüter, heiß und rassig im Temperament, einen herrlichen, genußreichen Ritt durchs ganze Leben wagen können? Ich messe jetzt auch mit anderm Maß als früher. Vollblut steht doch auf anderer Höhe und kann nicht mit der Alltäglichkeit verglichen werden."

„Wenn eine weiche und doch willenstarke Hand das ehrliche Vollblut steuert, gehorcht es bedingungslos", gab Edeltraut mit schelmischem Blick zurück. „Dann nimmt es sogar die schlimmsten Gräben und ergibt sich in den lebenslangen Besitz eines so trotzigen Ritters, wie Herr Max Wildung es ist."

Mehr als ihre neckenden Worte antworteten ihm ihre leuchtenden, von aller angenommenen Kälte befreiten Augen, die in ihm ihren Meister anerkannten.

Neue Sommermoden.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Könnte man die Mode unserer Tage als ein abgeschlossenes Kapitel der Kostümgeschichte betrachten, so würde vor allem eine Besonderheit auffallen: die Toleranz für jeden persönlichen Geschmack. In der Trachtenentwicklung verflossener Jahrhunderte läßt sich eine solche Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit, wie wir sie heute gewöhnt sind, nirgends und niemals beobachten. Innerhalb der vorgeschriebenen Gesetze konnte jede Anschauung und jede individuelle Ausgestaltung des allgemein gültigen Gedankens sich wohl betätigen; ganz selbständige Wege einzuschlagen und ganz aus dem gegebenen Rahmen herauszutreten wagten weder die Damen der großen Welt noch die Frauen der bürgerlichen Klassen. Die verschwenderische Kleiderpracht der Renaissance bewegte sich in so markanten Hauptmerkmalen, daß die Zeitepoche selbst dem Laien ohne Schwierigkeit kenntlich wird. Die wenigen Jahre des napoleonischen Empire, das Biedermeiertum, die Krinolinenjahrzehnte — alles klar und bestimmt gezeichnete Vorbilder. Und heute? Heute herrscht nur ein gemeinsames Moment: das Streben, anders auszusehen wie die andern, eine Persönlichkeit darzustellen — wenn eben auch nur durch äußere Mittel. Dieses Verlangen nach Eigenart prägt sich ganz besonders scharf in dem weißen, mit serbischen Hochstickereien ausgestatteten Sommerkleid (Abb. 5) aus. Der fußfreie, enge, beinah zu enge Rock, das grade sackartige Ueberkleid, die kurze, mit farbigem Bandgürtel abgeschlossene Miederbluse halten eine Linie inne, die nicht jede Alltagserscheinung aufzuweisen hat. Der gekräuselte Mullhut mit der stilisierten Stoffblume an der linken Seite scheint aus einem Raritätenkästchen von vor hundert Jahren glücklich ausgegraben. Als Gegensatz dazu **Abb. 9. Der feinkarierte graue Wollenstoff, mit größer gewürfelten, ins**



2. Gesticktes Mullkleid mit Spitzenhut.
Phot. Reutlinger.



1. Vornehme Nachmittagstoilette aus dreierlei Stoff
mit langem und weitem Rock.

Bläuliche fallenden Borten umrandet, ist im Rock in tiefe Falten gepreßt und durch einen quergelegten Streifen scheinbar gehoben, eine Garnitur, die auf „pariserisch“ à la tonneau genannt wird. Die Matrosenbluse öffnet sich mit breitem Revers über einer ausgeschnittenen Tüllchemisette, von der ein weißes, gesticktes und mit schwarzer Spitze besetztes Schultertuch ausgeht. Den weit zurückgeschlagenen Strohhut schmükken schwarze Straußenfedern.

Das Vermeiden einengender Panzer spielt augenblicklich in Paris eine Rolle, die nicht mehr auf Rechnung der Gesundheit und somit der Schönheit kommt, sondern als Sport betrieben, d. h. übertrieben wird. Welch seltsame „Geschmäkker“ da zutage treten, zeigt in fast zu greifbarer Deutlichkeit Abbild. 7. Weißer Seidenvoile, mit farbiger Renaissancestickerei bedeckt, fällt als Reformrock nahezu faltenlos herab. Von einer Taille kann man hier kaum reden: ein gerader Stoffstreifen, nach den Seiten zu zusammengeknifft, spannt sich über die Büste und macht mit den gleichfalls faltenlosen Schoßteilen







Oberes Bild:
3. **Straßenkleid aus Foulard.**
Phot. Reutlinger.

Linkes Bild:
4. **Kopfputz für Gesellschaftstoilette.**
Phot. H. Manuel.

Rechtes Bild:
5. **Leinenkleid für Gartenfeste.**
Phot. Reutlinger.



Phot. Reutlinger.

6. Schleppenloses Gesellschaftskleid mit Blusentaille.

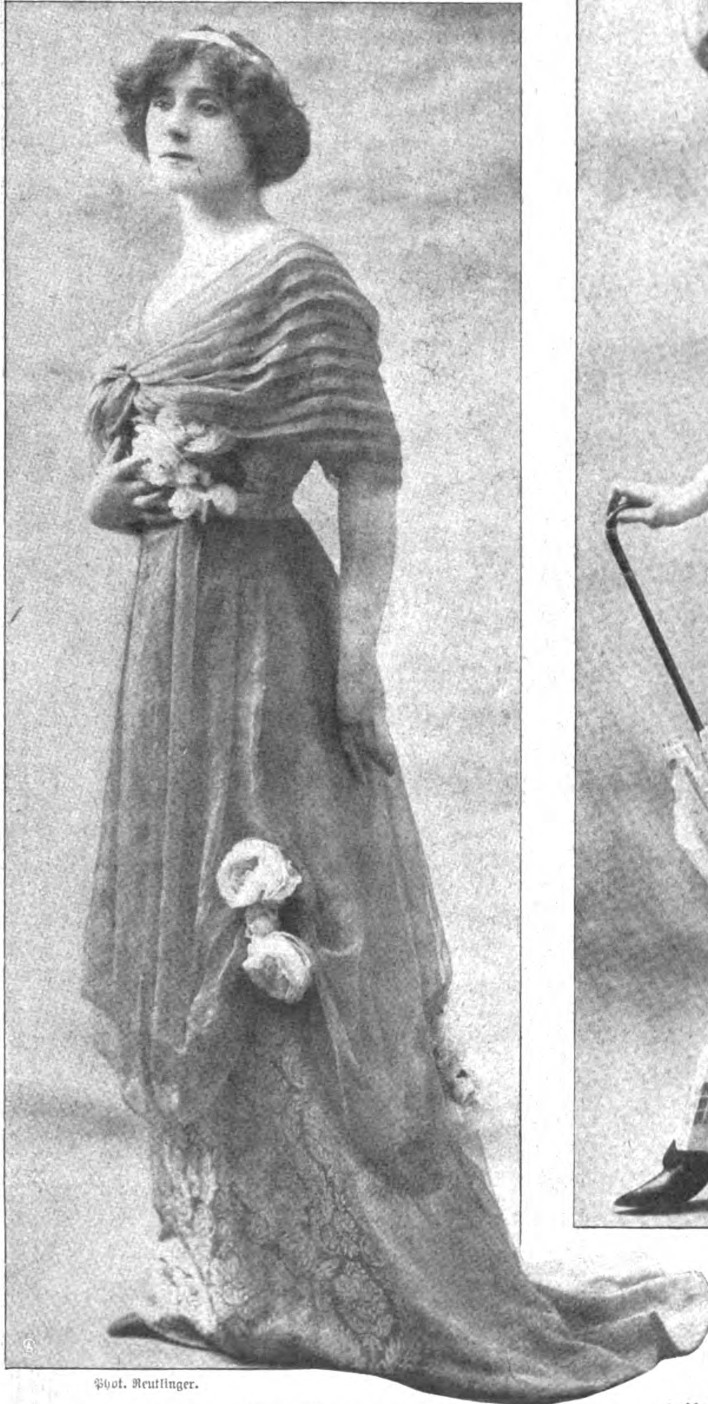


Phot. Reutlinger.

7. Salonreformtoilette mit Samtapplikationen.

nicht gerade einen zierlichen Eindruck. Zu derartigen Salontoiletten wählt man gern einen ebenso originellen Kopfschmuck; hier ist es ein Tüllgewinde mit türkischer Zopfrosette aus Perlen.

Ueberhaupt kommt es jetzt wieder sehr in Aufnahme, „sich einen Kopf zu machen"; die Hundertfältigkeit der Kostüme genügt den regsamen Toiletteköniginnen augenscheinlich noch lange nicht. Abb. 4 bringt ein sehr malerisch wirkendes Venezianernetz



Phot. Reutlinger.

8. Abendtoilette aus altfranzösischem Brokat
mit graurosa Gazeüberwurf.



Phot. Reutlinger.

9. **Leichtes Musselinkleid mit gerafftem Rock.**

aus geschliffenen Goldperlen mit starkem, schwarzem Reiherbusch, das, ganz über die Frisur herabgezogen, namentlich auf tizianblondem Haar herrlich leuchtet. Gesellschaftstoiletten gehören im Sommer ebensowohl zu dem Trousseau einer eleganten Dame wie im Winter. Die

schleppige Brokatrobe auf Abb. 8 wird von einem graurosa schillernden Gazeüberwurf überschleiert, der von aufgeflatterten rosa Rosen leicht gehoben ist. Das Fichu vereint sich mit den Aermeln zu einer Draperie.

Abb. 6 bringt eine Abendtoilette ohne Schleppe. Weißer Atlas schimmert unter dem zarten lila Seidenvoile hervor, der mit eingesetzten Säumchenvierecken und gezogenen Bandrüschen dekoriert ist. Ueber die offene Blusentaille und ihre Spitzenverzierung schlingt sich ein Florschal.

Von vornehmem Geschmack zeugt Abb. 1. Der ringsherum (auch vorn) sehr lange und weite Rock aus gemustertem und einfarbigem Seidenvoile ist mit breiter, spitz aufsteigender Atlasumrandung ausgestattet. Die Faltentaille bedeckt ein zackig geschnittener Latzteil aus Seide. — Die gestickten weißen Batist- und Mulltoiletten bringen an sich nur wenig Abwechslung, da ihr Hauptreiz in ihrer Zartheit besteht. An dem hier wiedergegebenen Modell (Abb. 2) findet sich insofern eine kleine Abwechslung, als eine Art loses Schürzenteil, unter dem die farbige Bandgarnitur und der Gürtel hervorschimmern, den Rock zur Taille überleitet. Der Hut oder, besser gesagt, die Dormeuse aus schwarzem und weißem Chiffonband und Spitzen sitzt tief auf dem Haar.

Ein elegantes und dabei doch praktisches Kleidchen, das sich vorzüglich für die Sommerfrische eignen würde, zeigt Abb. 3. Ueber den in bequemer Weite gegebenen Plisseerock fällt ein ebenfalls gefältelter, stark verlängerter Schoß, der in Wirklichkeit aber nicht eine Fortsetzung der Bluse ist, sondern am Gürtel mit dem Rock zusammenhängt. Ein Pierrotkragen umschließt den Hals. Der Strohhut trägt Phantasiefederschmuck. T. D.

Der Triumph des abessinischen Siegers Wagschum Abbate.

Von Arnold Holtz. — Hierzu 3 Aufnahmen.

Nach so vielen Gewitterwolken am politischen abessinischen Himmel endlich die Sonne! Noch vor wenigen Wochen konnte daran gezweifelt werden, ob die durch die Thronentsetzung der Kaiserin geschaffene Krisis nicht zu Revolten führen würde. Jetzt wurde dem abessinischen Volk und Europa vor Augen geführt, daß Aethiopiens Große einig sind und sich dem von Menelik erwählten Erben der Krone beugen.



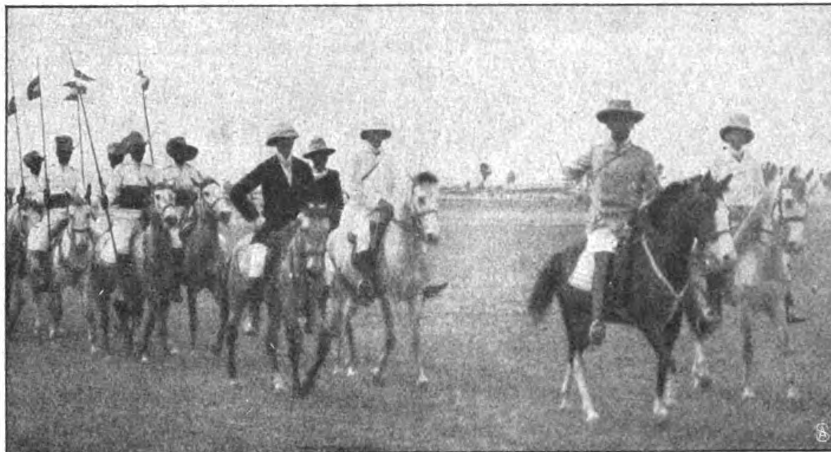
In der Mitte auf dem Thron: Lidj Jassu; links davon: Regent Ras Tassama und die Gesandten Frankreichs, Italiens, Deutschlands, Englands
Rechts: Ras Mangascha, Ras Gugsa.

Im abessinischen Königzelt: Der junge Herrscher Lidj Jassu beim Empfang seines siegreichen Feldherrn.

Vor wenigen Monden erhob sich im Norden des Reiches an der Grenze der Colonia Erythraea der Dedjas Abraha gegen den vom Kaiser Menelik ihm vorgesetzten Wagschum Abbate. Abraha, von der Kaiserin Taitu zweifellos hierzu veranlaßt, rechnete darauf, daß ganz Tigre sich ihm anschließen würde. In diesem Fall hätte sich die nur scheinbare Fronde gegen Abbate bald gegen den Thronerben gerichtet, um den Weg zur abessinischen Kaiserkrone für den Auserwählten der Kaiserin Taitu auf diese Weise frei zu machen.

Aber auch mit der Nähe der Colonia Erythraea hatte der Rebell augenscheinlich gerechnet. Es hat hier nicht an Stimmen gefehlt, die den italienischen Gesandten des Intrigenspiels mit der damals noch mächtigen Kaiserin beschuldigten. Nicht der Schatten eines Beweises ist aber dafür vorhanden. Abgesehen davon, daß die Colonia Erythraea Ruhe brauchte, wäre es für Italien ein leichtes gewesen, dem aufrührerischen

Dedjas Unterstützung angedeihen zu lassen. Daß dies nicht geschah, beweist einerseits Italiens Loyalität, anderseits, daß der Aufruhr nur persönlichen Zwecken dienen sollte. — In sechsstündiger Feldschlacht schlug der Wagschum Abbate den Dedjas Abraha. Mit größter Erbitterung wurde hüben wie drüben gekämpft. Wo eine Kolonne Abbates vor dem Ansturm des Feindes zu wanken drohte, eröffnete der Feldherr ein Mitrailleusenfeuer gegen die eigenen Soldaten, indem er ihnen so den Rückzug abschnitt und die Verzweifelten in den Feind hineinjagte. Dedjas Abraha, durch einen Streifschuß am Kopf verletzt, wurde gefangengenommen und nach Adis Abeba geschleppt. Vom Gericht zum Tode verurteilt, wurde er vom Kaiser begnadigt und vertrauert sein Leben jetzt in den Felsenkellern von Debra Libanos.



Der deutsche Gesandte Dr. Scheller-Steinwartz auf dem Weg zum Fest.
Neben ihm Dragomanseleve Jensen.

Abbate, dem Siegreichen, aber wurde von der Kaiserin die Rückkehr verweigert. Sein sehr zusammengeschmolzenes Heer war mit ihm nur noch drei Tagereisen von der Hauptstadt entfernt. Die Krieger freuten sich der Rückkehr und verlangten, Weib und Kind wieder in ihre Arme zu schließen. Aber die stolze Frau auf dem Thron sandte Truppen aus, um ihnen den Eintritt in die Stadt zu wehren. Sie fürchtete wohl mit Recht eine Revolution der Massen, die erbittert darüber waren, für die Intrige eines Weibes so viele Menschenleben geopfert zu haben.

Die Kaiserin ist entthront. Wie ein Aufatmen nach einem von bösem Alp bedrückten Schlaf ging's durch das abessinische Volk. Jubelnd konnte es seine siegreichen Krieger wieder begrüßen und den Feldherrn, dem der Regent, gleich wie der römische Senat dem Caesar, einen Triumphzug erlaubt hat. Auf der mächtigen Ebene im Osten der Stadt erheben sich drei riesige Zelte. Ihr Inneres ist mit farbiger Seide geschmückt. Den Boden bedecken seidene Perserteppiche von größtem Wert. Der abessinische Hof ist in diesen Zelten versammelt. Auch das diplomatische Korps. Alles harrt der Ankunft des Regenten. In der Ferne erblickt man Staubwolken. Umgeben von Tausenden von Soldaten naht der Regent. Doch was ist das? Neben ihm der purpurfarbene Schirm, das Zeichen der kaiserlichen Würde! Lidj Jassu, der Kronprinz, erscheint heute zum erstenmal vor dem Volk mit diesen kaiserlichen Insignien. Frenetischer Jubel begrüßt den jugendlichen Erben der Krone und seinen weißhaarigen Mentor, den Regenten. Tausendstimmig pflanzt sich das Freudengeschrei der Männer und das „Illillill" der Weiber über das weite Feld fort, auf dem eine Truppenmenge von 20 000 Mann eine glänzende via triumphalis bildet.

Nach Begrüßung der Diplomaten und des abessinischen Hofes läßt sich der jugendliche Prinz auf dem Thron nieder, einem herrlichen Empiresessel, den das kaiserliche Wappen, der schreitende Löwe, schmückt. Ihm zur Linken die hohe, fürstliche Gestalt des Ras Tassama und das diplomatische Korps. Zur Rechten Ras Mangascha, Ras Gugsa und die abessinischen Würdenträger.



Der Sieger Wagschum Abbate vor dem Betreten des Königzeltes.

Auf dem Thron Meneliks, des „siegreichen Löwen aus dem Stamm Juda", wie er sich selbst stolz nennt, der Knabe heute, der mit seinen großen schönen Augen gedankenvoll in die Ferne blickt. Der gleiche Thron, der durch manch blutiges Opfer aufgerichtet ist, zu dem Furcht und Bewunderung bisher demütig aufschauten, wird heute von dem fürstlichen Knaben eingenommen, dessen größte Stütze die Liebe seines Volkes ist. Die alten Paladine des alten Kaisers, allen voran der hünenhafte Ras Tassama, halten über dem Jüngling den schützenden Schild. Zerschmettert liegt am Boden, was sich des greisen Menelik Bestimmung über die Thronfolge widersetzte, und ein siegreicher Feldherr bringt heute dem Knaben auf dem Thron die ersten Lorbeeren des Krieges.

Hörnerklang und Paukenschlag melden aus der Ferne das Nahen des Triumphators. Wie eine Lawine wälzt sich das bunte Heer der siegesberauschten Krieger heran. Hell blitzen im Glanz der afrikanischen Sonne die leuchtenden gold- und silberbeschlagenen Schilde. Lustig flattern die Fahnen, und im Wind bauschen sich die bunten, seidenen Ueberwürfe, die die Dekoration des tapferen Kriegers bilden. Geschlossen zieht die Infanterie vorüber. Ihr folgt die Reiterei auf kleinen, flinken Pferden. Auch die Tiere sind geschmückt mit silbernem und goldenem Geschirr; hier und da sind sie mit seidenen, bunten Decken behangen, als ginge es zu mittelalterlichem Turnier. Dann folgen die auf Maultieren verladenen erbeuteten Kanonen und nun seinen Offizieren der triumphierende Sieger Abbate.

Eine bunte Gruppe umgibt ihn. Das schwarze Antlitz der meist älteren, bärtigen Krieger umrahmt der Goldreif, der die Löwenmähne einfaßt, die wild und drohend vom Haupt herabnickt. Löwen- und Pardelfelle, reich mit Gold verbrämt, wallen von den Schultern herab, seidene, reich gestickte Gewänder umhüllen den Körper der Reiter. In der Linken den goldenen Schild haltend, umfassen sie mit der Rechten ihr Gewehr oder schütteln wild ihre Lanzen.

Vor dem Königzelt hält der Zug. Der Feldherr tritt ein und küßt zuerst nach orientalischer Sitte den Boden, dann dem Knaben auf dem Thron die Füße. Der aber hebt ihn auf, zieht ihn zu sich empor und drückt einen Kuß auf die Stirn des Siegers. Nachdem Abbate dem Ras Tassama auf gleiche Weise gehuldigt, begrüßt er das diplomatische Korps durch Händedruck und läßt sich dann zu Füßen des Thrones nieder, um den Rest seiner Truppen vorbeiziehen zu lassen.

Galt auch dieser Tag der Ehre der heimkehrenden Krieger, so war die Veranstaltung des kriegerischen Schauspiels doch ein diplomatischer Schachzug des regierenden Ras Tassama. Den Gesandten der europäischen Mächte und dem eigenen Volk hat er gezeigt, daß der abessinische Thron und sein Inhaber durch waffenstarrende Heere geschützt sind. Mehr als je sind heute die abessinischen Fürsten von der Notwendigkeit der Einigkeit überzeugt, und mehr als je wird europäische Begehrlichkeit sich bedenken, mit einem Staat anzubandeln, der, seiner kriegerischen Stärke sicher, heute nur nach den Segnungen des Friedens verlangt.

Bilder aus aller Welt.

Der Sächsische Landesverband Gabelsberger, eine mächtige stenographische Organisation von 350 Vereinen mit 22000 Mitgliedern, feierte kürzlich in Dresden sein 50jähriges Gründungsjubiläum. Der Festsitzung wohnten Vertreter der Regierung und etwa 2000 deutsche und ausländische Stenographen bei.

In dem freundlichen rheinischen Dörfchen Glimbach wurde jüngst ein schönes Kriegerfest gefeiert. Der Kaiser hatte dem dortigen Kriegerverein anläßlich seines 25jährigen Bestandesjubiläums eine Fahnenschleife verliehen, Exzellenz von Schorlemer, damals noch Oberpräsident, überbrachte diese Auszeich-



Gruppe der Festteilnehmer.

Vom 50jährigen Stiftungsfest des Sächsischen Landesverbandes der Gabelsberger Stenographen in Dresden.



1. Landwirtschaftsminister Frhr. v. Schorlemer. 2. Oberst Frhr. v. Eynatten. 3. Kreisausschußmitgl. Fell. 4. Kreisausschußmitgl. Jansen. 5. Kreisarzt Dr. Herlitzius. 6. Major u. Bezirkskommand. Nippraschk. 7. Landrat Dr. Reumont. 8. Oberpfarrer Kamp. 9. Gendarmeriehauptm. Reumont. 10. Bürgermeister Coenen-Coerrenzig. 11. Bürgermeister Hahn-Erkelenz.

Veteranenfeier zu Glimbach, Kreis Erkelenz: Gruppe der Ehrengäste.

nung und nahm danach an der Feier teil, die alle Veteranenvereine des Kreises zugleich als vierzigjähriges Erinnerungsfest an die Kriegstage von 1870 veranstaltet hatten.



Kapellmeister Ed. Mörike,
Leiter der Halberstädter diesjährigen Wagnerfestspiele.

Die ausgezeichneten Wagnerfestspiele in Halberstadt, die in diesem Jahr wieder so große und echte Erfolge errungen haben, werden im nächsten Jahr wiederholt werden. Seit zwei Jahren ist Kapellmeister Eduard Mörike der musikalische Leiter dieser vorbildlichen Musikfeste.

In Krakow feierte dieser Tage Medizinalrat Dr. Wiedow, ein in den Kreisen der deutschen Aerzteschaft und der deutschen Kranken sehr bekannter und beliebter Arzt, sein 60jähriges Doktorjubiläum. An seinem Ehrentag, dem 22. Juni, empfing er eine reiche Fülle wohlverdienter Sympathiebeweise.

Die chinesische Militärmission, die in Deutschland weilte, studierte vor allem solche technische Betriebe, die mit der Kriegswissenschaft in Verbindung stehen.



Medizinalrat Dr. Wiedow,
feierte sein 60jähriges Doktorjubiläum.



Besuch des chinesischen Prinzen Tsai Tao
in der optischen Anstalt C. P. Goerz.

So erschien Prinz Tsai Tao mit seinem Gefolge kürzlich in der bekannten optischen Anstalt von C. P. Goerz und besichtigte eingehend ihre großen Anlagen.

Der Deutsche Drogistenverband, dem über 3000 Drogisten aus allen Gegenden Deutschlands angehören, hielt vor einigen Wochen in Görlitz seine Hauptversammlung ab, auf der auch die Vorstandwahlen vollzogen wurden. Die Görlitzer Drogisten hatten alles aufgeboten, um ihren auswärtigen Fachgenossen den Aufenthalt in ihrer Stadt angenehm zu gestalten.



Untere Reihe sitzend von links nach rechts: Ruß-Leipzig, Kassierer; Sporleder-Breslau; Dreßler-Dresden, Vorsitzender; Gottwaldt-Königsberg; Finster-Görlitz. Obere Reihe stehend: Schellmann-München; Weber-Linden; Morick-Berlin; Uber-Halle; Kopf-Weimar; Arens-Altona; Dreves-Hamburg; Lange-Braunschweig; Dr. Neudeck-Reutlingen; Lammerskitten-Hilden.

Hauptversammlung des Deutschen Drogistenverbandes in Görlitz: Der Gesamtvorstand.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 28. Berlin, den 9. Juli 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 28.



Die sieben Tage der Woche.

29. Juni.

Der Bundesrat erteilt dem Gesetzentwurf über den Ausbau der deutschen Wasserstraßen und die Erhebung von Schiffahrtsabgaben seine Zustimmung.

In Stuttgart erschießt der frühere Hofkapellmeister Dr. Obrist aus Eifersucht die Kammersängerin Anna Sutter (Portr. S. 1170) und verübt dann Selbstmord.

In Wien stirbt, 93 Jahre alt, Christine Hebbel, die Witwe des Dichters Friedrich Hebbel (Portr. S. 1170).

Die französischen Verluste in den letzten Kämpfen bei Casablanca belaufen sich auf 13 Tote und 71 Verwundete.

30. Juni.

Auf der Danziger Schichauwerft läuft das Linienschiff „Ersatz Frithjof" von Stapel und wird von der Prinzessin Eitel-Friedrich von Preußen auf den Namen „Oldenburg" getauft.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung nimmt einen Antrag wegen Einführung der fakultativen Feuerbestattung in Preußen einstimmig an.

Der russische Reichsrat und die Duma werden bis zum 28. Oktober vertagt.

Durch Edikt des Kaisers von Korea wird die Polizeiverwaltung dem Kaiser von Japan übertragen.

1. Juli.

In Karlsruhe stirbt, 67 Jahre alt, der badische Finanzminister Dr. Honsell.

Das dänische Ministerium Zahle gibt seine Entlassung, die vom König angenommen wird.

In Paris kommt es während der Hinrichtung des wegen Ermordung eines Schutzmanns zum Tode verurteilten Apachen Liabeuf zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Polizei und dem Publikum.

An der Universität Lemberg werden wegen blutiger Schlägereien zwischen ruthenischen und polnischen Studenten die Vorlesungen eingestellt.

2. Juli.

Die Vorexpedition für die arktische Zeppelin-Expedition tritt an Bord des Dampfers „Mainz" von Kiel aus die Reise nach Spitzbergen an (Abb. S. 1168).

Das Verfahren gegen die Witwe des ermordeten Majors von Schoenebeck vor dem Allensteiner Schwurgericht wird eingestellt, da die Angeklagte wegen Geisteskrankheit in eine Irrenanstalt gebracht werden mußte.

An der amerikanisch-kanadischen Grenze wütet ein Waldbrand, der sich über 150 englische Meilen erstreckt.

3. Juli.

Während der Flugkonkurrenz in Betheny (Frankreich) stürzt der Aviatiker Wachter aus einer Höhe von 100 Meter herab und bleibt auf der Stelle tot.

Aus Simpson im Staat Missouri wird der Ausbruch eines Rassenkampfes gemeldet, bei dem sechs Neger getötet wurden.

4. Juli.

Der Kaiser tritt von Kiel aus seine Nordlandreise an.

Amtlich wird die Ernennung des früheren Finanzministers Freiherrn von Rheinbaben zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz und des bisherigen Unterstaatssekretärs im Staatsministerium Dr. von Guenther zum Oberpräsidenten von Schlesien bekannt gegeben.

In Mailand stirbt, 75 Jahre alt, der berühmte Astronom Giovanni Schiaparelli (Portr. S. 1170).

5. Juli.

Aus Cleveland (Ohio) wird gemeldet, daß bei dem Zusammenstoß eines Schnellzuges mit einem Güterzug 36 Personen getötet und zahlreiche andere verletzt werden.

Das Zeugnis des Toten.

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. F. v. Liszt, Berlin.

Die schwurgerichtliche Verhandlung über das Allensteiner Drama hat den Ausgang genommen, der bereits seit etwa einer Woche vorausgesehen werden mußte: Die Verhandlungsunfähigkeit der Angeklagten hat sich mit einer jeden Zweifel ausschließenden Deutlichkeit herausgestellt, ihre Ueberführung in die Irrenanstalt ist erfolgt, das Entmündigungsverfahren wird eingeleitet. Die Wahrscheinlichkeit, daß nach völliger Wiederherstellung der Angeklagten das jetzt eingestellte Verfahren wieder aufgenommen werden könnte, ist äußerst gering; jedenfalls werden Monate ins Land gegangen sein, ehe daran gedacht werden kann. Unter diesen Umständen ist es unmöglich, daß all die durch den Prozeß in juristischen wie in nichtjuristischen Kreisen wachgerufenen Erwägungen länger zurückgedrängt werden; die Oeffentlichkeit hat jetzt das Recht, rückblickend mit dem Prozeß sich zu beschäftigen, der sie Wochen hindurch in Spannung gehalten hat.

Selbstverständlich kann es nicht meine Absicht sein, mich heute zur Schuldfrage zu äußern; das kann nur, wer den Verhandlungen von Anfang bis Ende beigewohnt hat. Ich habe auch nicht die Absicht, an dieser Stelle die ganze Reihe der kulturgeschichtlichen Fragen aufzurollen, die an das nunmehr eingestellte Strafverfahren sich knüpfen lassen. Ich will nicht untersuchen, ob die Beweiserhebungen über das intimste Seelen- und Sinnenleben des Angeklagten, wie wir sie in diesem wie in andern Prozessen erlebt haben, nicht ungleich grausamer sind, grausamer für den Angeklagten wie für alle, die den Prozeß verfolgen, als

die Folter des gemeinen Prozesses. Ich will nicht untersuchen, woher denn jenes Mißtrauen stammt, das weite Kreise unseres Volks den psychiatrischen Sachverständigen entgegenbringen; jenes Mißtrauen, das wohl auch mittelbar die treibende Kraft für die Anklage in diesem Prozeß war, und das, wie es scheint, bis in die letzten Stunden hinein auch auf der Bank der Geschworenen lebendig gewesen ist; jenes Mißtrauen, das in der Psychiatrie die Todfeindin der Rechtspflege und in jedem Geisteskranken einen gefährlichen Simulanten erblickt, der den wilden Mann spielt, um mit Hilfe der Aerzte der Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen. Meine Absicht geht vielmehr lediglich dahin, die juristischen Bedenken öffentlich auszusprechen, die ich gegen den ganzen Aufbau des Schuldbeweises in dem Allensteiner Prozeß habe; und zwar nicht wegen dieses einen Prozesses, sondern wegen der allgemeinen Bedeutung, die diese Bedenken für die Gestaltung unseres Strafverfahrens auch in der Zukunft für sich beanspruchen können. Und um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich gleich hinzufügen, daß nach meiner Ueberzeugung in der ganzen Hauptverhandlung nichts geschehen ist, was nicht mit dem Wortlaut unserer Strafprozeßordnung und mit der Auslegung verträglich wäre, die sie bei unserm Reichsgericht und in der Literatur gefunden hat; daß namentlich der Vorsitzende vom Anfang bis zum Ende redlich bemüht gewesen ist, unparteiisch seines Amtes zu walten.

Meine Bedenken sind technisch-juristischer Natur. Dennoch hoffe ich, sie auch dem nichtjuristischen Leser klarmachen zu können. Die vielleicht etwas auffallende Ueberschrift, die diesen Zeilen vorangesetzt ist, sollte meinem Grundgedanken die schlagwortartige Zuspitzung geben und mir so den Boden für meine juristischen Ausführungen ebnen.

* * *

Die Anklage gegen Frau Weber war auf Anstiftung zum Mord gerichtet. Daß die Angeklagte zugleich auch der Anstiftung zur Tätlichkeit gegen einen militärischen Vorgesetzten im Sinne von § 97 Militärstrafgesetzbuch beschuldigt wurde, ist für meine Betrachtung ebenso gleichgültig, wie es im Fall der Verurteilung für die Strafbemessung ohne Bedeutung gewesen wäre.

Nach der Auffassung des geltenden Rechts ist die Anstiftung nicht mittelbare Verursachung des Erfolges, sondern Teilnahme an fremder Tat. Frau Weber war nicht angeklagt, den Tod ihres Gatten verursacht zu haben; sondern die Beschuldigung ging dahin, daß sie den Hauptmann v. Goeben zu der Tötung, und zwar zur vorsätzlichen und mit Ueberlegung ausgeführten Tötung des Majors v. Schoenebeck, vorsätzlich bestimmt habe.

Die Verurteilung der Angeklagten setzte daher ein Doppeltes voraus: Einmal die Feststellung, daß v. Goeben den Mord begangen habe; dann die Feststellung, daß die Angeklagte den Täter zu dieser Tat angestiftet habe.

Man braucht sich die Notwendigkeit dieser Doppelfeststellung nur klarzumachen, um sofort die Schwierigkeiten zu erkennen, mit denen die Durchführung der Anklage zu kämpfen hatte.

Der Täter hat sich vor der Urteilsfällung der irdischen Gerechtigkeit durch Selbstmord entzogen. Kann jetzt überhaupt noch festgestellt werden, daß er die ihm zur Last gelegte Tat begangen hat? Die tatsächliche Möglichkeit kann nicht bestritten werden. Aber die Unsicherheit der Beweisführung gegen den Verstorbenen ist ja gerade in unserm Fall scharf hervorgetreten. Ob er im Augenblick der Ausführung, in dem Augenblick also, in dem der Schuß abgegeben worden ist, mit Ueberlegung gehandelt hat oder nicht: Wer vermag das mit Sicherheit zu sagen? Diese Feststellung aber mußte getroffen werden, um über die Schuld der Angeklagten entscheiden zu können; denn Anstiftung zu einem plötzlich gefaßten und ohne Ueberlegung ausgeführten Entschluß war nach der Sachlage wohl ausgeschlossen. Viel zweifelhafter ist mir aber die rechtliche Möglichkeit der Feststellung, daß der Verstorbene einen Mord begangen habe. Die StPO. verbietet sie nicht, und das Reichsgericht würde sie wohl unbedingt für zulässig erklärt haben. Aber mit dem Geist unserer StPO. steht sie meiner Ueberzeugung nach im Widerspruch.

Nach § 319 unserer StPO. kann gegen einen Abwesenden eine Hauptverhandlung nur dann stattfinden, wenn die den Gegenstand der Untersuchung bildende Tat nur mit Geldstrafe oder Einziehung, allein oder in Verbindung miteinander, bedroht ist. In allen andern Fällen, also wenn die Tat auch nur mit der mildesten Freiheitstrafe bedroht ist, findet gegen den Abwesenden eine Hauptverhandlung nicht statt. Das Verfahren hat vielmehr bloß die Aufgabe, für den Fall seiner künftigen Gestellung die Beweise zu sichern (§ 320). Unser geltendes Recht legt, im scharfen Gegensatz zu dem gemeinrechtlichen Inquisitionsprozeß, das größte Gewicht auf die Anwesenheit des Angeklagten. Aus naheliegenden Gründen. Die Vernehmung des Beschuldigten soll diesem Gelegenheit zur Beseitigung der gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe und zur Geltendmachung der zu seinen Gunsten sprechenden Tatsachen geben (§ 136). Die Vernehmung ist im Sinn unserer StPO. nicht Ueberführungsmittel, sondern Verteidigungsmittel: und dieses wichtigen Verteidigungsmittels soll der abwesende Angeklagte nicht beraubt werden. Das Strafverfahren gegen Abwesende ist mithin auf die leichtesten Fälle beschränkt. Und ein Strafverfahren gegen Verstorbene kennt unsere StPO. erst recht nicht: der Tod macht die Strafverfolgung unmöglich und hat die Einstellung des bereits eingeleiteten Verfahrens zur Folge.

Der Einwand liegt nahe, und nicht nur Juristen werden ihn gegen mich erheben: Hauptmann v. Goeben ist ja auch gar nicht unter Anklage gestellt gewesen. Das ist vom formal-juristischen Standpunkt aus zweifellos richtig. Aber auch nur von diesem. Denn in Wahrheit drehte sich doch alles in dem Strafverfahren zunächst um die Frage: Hat Hauptmann v. Goeben seinen Gegner ermordet oder nicht? Ueber diese Frage ist wochenlang verhandelt worden. Und der freiwillig aus dem Leben geschiedene Täter, als dessen Anstifterin die Angeklagte beschuldigt wurde, hatte keine Möglichkeit mehr, vor dem Gericht und vor der Oeffentlichkeit gegen den Vorwurf des Mordes sich zu verteidigen, die Wahrheit seiner Angaben zu erhärten, die gegen sie vorgebrachten Bedenken zu widerlegen.

Ich wiederhole: Ein solches Verfahren gegen den Verstorbenen ist in unserer Strafgesetzgebung nirgends verboten, aber mit dem Geist unseres geltenden Rechts verträgt es sich nicht.

Und nun die zweite Schwierigkeit. Die Anklage behauptet, daß die Angeklagte den Täter zu der von diesem begangenen Tat vorsätzlich bestimmt hat; sie behauptet also, daß der Entschluß zur Tat nicht von

dem Täter selbständig gefaßt und von der Angeklagten etwa nur bestärkt worden sei, sondern daß die Angeklagte in dem Täter den Entschluß zur Tat vorsätzlich hervorgerufen habe. Wie in jedem Fall der Anstiftung handelte es sich um das psychische Verhältnis zweier Menschen zueinander; welcher von ihnen ist die treibende Kraft, die den andern mit sich reißt, seinen Widerstand überwindet, ihn seinen Zwecken dienstbar macht?

Soviel ich aus den Zeitungsberichten entnehmen kann, stützt die Anklage ihre Behauptung auf zwei Beweisgründe: Einmal auf die Eigenart der sexuellen Beziehungen zwischen dem Täter und der Angeklagten; dann aber auf die Aussage des Täters selbst.

Das Ergebnis der langwierigen und selbst für den Fachmann überaus peinlichen Beweisaufnahme nach der ersten Richtung hin ist in der Oeffentlichkeit nicht genau bekannt geworden; einen sicheren Schluß auf die Richtigkeit der von der Anklage vertretenen Ansicht, auf eine „sexuelle Hörigkeit", in der der Verstorbene zu der Angeklagten gestanden haben soll, dürfte es kaum ermöglicht haben. Somit bleibt als Grundlage der Anklage nur die Aussage des Toten.

Gerade in der Vernehmung der Angeklagten durch den Vorsitzenden am 6. Juni und an den folgenden Tagen spielt diese Aussage v. Goebens die entscheidende Rolle. Nach den Zeitungsberichten hat der Vorsitzende zu der Angeklagten gesagt: „Sie stehen hier vor den Geschworenen, und es kommt darauf an, wem man glaubt. Ihnen, als der Angeklagten hier, oder der Stimme des Herrn v. Goeben, die gewissermaßen aus dem Grab zu uns heraufdringt." Der Angeklagten wird vorgehalten: Goeben habe gesagt, daß sie ihm die Strümpfe ihres Mannes gegeben habe, um die Hunde von der Fährte abzubringen, daß mit dem Arsenik ein Vergiftungsversuch vorgenommen worden sei, daß der Schwur unter dem Tannenbaum ihn zu der Tat getrieben habe, daß sie den Hund mit auf das Zimmer genommen habe, damit er unten nicht störe, usw. Die „Geständnisse" Goebens in der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung, die Briefe, die er nach der Tat an seine Freunde geschrieben, die Mitteilungen, die er den verschiedensten Personen mündlich gemacht hat, bildeten das Hauptbelastungsmaterial gegen die Angeklagte. Und hätten die Geschworenen gleich nach der Vernehmung der Angeklagten den Wahrspruch abzugeben gehabt — er würde wohl das „Schuldig" im Sinne der Anklage enthalten haben.

Auch hier unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Beweisaufnahmen strafprozessualisch durchaus zulässig waren. Aber ebenso zweifellos ist es, daß sie die Stellung der Verteidigung außerordentlich erschweren mußten. In einem Strafverfahren gegen Anstifter und Täter sind beide Mitangeklagte: die Aussage des einen wiegt an sich so viel wie die des andern; widersprechen die Angeklagten sich, so können sie sich ins Gesicht die Unwahrheit vorwerfen. Hier war der Mitschuldige tot. Sein Geständnis verwandelt sich in ein Zeugnis; in ein Zeugnis von erhöhter Beweiskraft, weil es, scheinbar wenigstens, angesichts des Todes abgelegt war; in ein Zeugnis, dem aber zugleich alle die Garantien fehlten, mit denen die StPO. das Zeugnis vorsichtig umkleidet: Die eidliche Bekräftigung, die Aufrechthaltung bei der Gegenüberstellung mit der Angeklagten. Daher der Kampf zwischen den Prozeßparteien um dieses Zeugnis: die Beweisaufnahme über die Wahrheitsliebe des Verstorbenen überhaupt und über den Seelenzustand, in dem er seine Aussage abgegeben hat. Mit diesem Zeugnis des Toten steht und fällt die Anklage.

Mit dem Wortlaut des Gesetzes ist diese Beweisführung verträglich. Aber sie widerspricht doch einem der wichtigsten Grundsätze unseres modernen Strafverfahrens: Dem der Unmittelbarkeit der Beweisaufnahme. Anders als im gemeinen Inquisitionsprozeß verlangen wir heute, daß dem erkennenden Richter die persönlichen und sachlichen Beweismittel selbst vorgeführt werden: mit eigenen Augen soll er sehen, nicht durch die Brille eines andern, mit eigenen Ohren soll er hören. Die Beweiskraft der Aussage, sei es die eines Zeugen, sei es die eines Mitbeschuldigten, soll der Richter nach dem Gesamteindruck prüfen, den die vor ihm auftretende Persönlichkeit auf ihn macht. In der Seele des Aussagenden, der vor ihm steht, soll er lesen: nicht in Briefen, die dieser einmal geschrieben hat, oder in Protokollen, die über seine Aussage von einem andern vor langen Monaten aufgenommen worden sind. Ich weiß sehr gut, daß dieser in § 249 ausdrücklich ausgesprochene Grundsatz von dem Gesetz selbst durchbrochen worden ist, daß § 250 die Verlesung der Protokolle über eine frühere gerichtliche Vernehmung eines verstorbenen Zeugen oder Mitbeschuldigten ausdrücklich zuläßt, daß die Rechtsprechung unseres Reichsgerichts im weitesten Umfang den Grundsatz der Unmittelbarkeit durch den der Mündlichkeit verdrängt hat; und ich betone ausdrücklich und wiederholt, daß das ganze Verfahren nirgends über die Schranken des Gesetzes und seiner herrschenden Auslegung hinausgegangen ist. Aber das alles kann mich in der Ueberzeugung nicht irremachen, daß wir den festen Boden unter den Füßen verlieren, sobald wir das Zeugnis des Zeugen durch das Zeugnis über den Zeugen ersetzen.

* * *

Nicht um Vorwürfe zu machen, habe ich diese Zeilen geschrieben. Sondern um auf zwei wunde Punkte in unserm geltenden Recht aufmerksam zu machen. Den einen erblicke ich in der Auffassung der Anstiftung, die durch unser StGB. festgelegt ist, und die der jetzt der Kritik unterbreitete Vorentwurf trotz aller Warnungen unverändert beibehalten hat. Die Anstiftung ist in Wahrheit, auch nach dem Rechtsbewußtsein des Volkes, nicht Teilnahme an fremder Tat, sondern intellektuelle Urheberschaft, mittelbare Selbstbegehung der Tat. Von diesem Standpunkt aus hätte sich die ganze Beweisaufnahme einfacher und übersichtlicher gestaltet: nicht auf das, was v. Goeben getan hat, wäre es in erster Linie angekommen, sondern auf die selbständige Tat der Angeklagten. Den andern wunden Punkt aber erblicke ich in der Durchbrechung, die das Prinzip der Unmittelbarkeit der Beweisaufnahme durch die StPO. selbst, ganz besonders aber durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts erlitten hat. Es geht nicht an, daß die aus dieser Welt geschiedene Persönlichkeit des Zeugen, des Sachverständigen, des Mitschuldigen auf künstlichem Weg, durch Aussagen über seine Aussagen, rekonstruiert, daß das Spiegelbild, das er in dem Gedächtnis der Ueberlebenden zurückgelassen hat, an die Stelle des Lebenden gesetzt wird. Gegen die Verlesung eines gerichtlichen Protokolls, das unter Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten aufgenommen ist, habe auch ich nichts einzuwenden; vorausgesetzt, daß die protokollierte Aussage nicht durch den Vernehmenden in unzulässiger

Weise beeinflußt worden ist. Aber darüber sollte nicht hinausgegangen werden. Es wäre eine der wichtigsten Aufgaben der künftigen StPO., in dieser Beziehung Klarheit zu schaffen und die Fälle, in denen eine mittelbare Beweisaufnahme gestattet ist, auf das unentbehrliche Mindestmaß zu beschränken. Wenn der Allensteiner Prozeß diese Aenderung unserer Gesetzgebung zur Folge hätte, dann wären die aufregenden Wochen der schwurgerichtlichen Verhandlung nicht vergeblich gewesen.

Musikfeste.

Von August Spanuth.

Musik und Fest sind zwei Worte, die ausnehmend gut zusammenpassen; wie kann es da nur möglich sein, daß ihre Vereinigung neuerdings einen bittern Beigeschmack bekommen hat? Seit unvordenklichen Zeiten ist die Musik unentbehrlich gewesen zum Feiern von Festen der verschiedensten Art, ja selbst die Ohren der Wilden verlangen bei feierlichen oder festlichen Gelegenheiten nach einer Stimulanz durch Geräusche, die ihnen ersetzen, was uns die „Tonkunst" darbietet. Ein Fest also, daß diese unmittelbare Begleiterscheinung aller andern Feste um ihrer selbst willen feiert, sollte geradezu als das Fest der Feste erscheinen.

Zweck und Grundbedingung eines Festes ist jedenfalls das hochgestimmte Zusammensein von Menschen. Tun sich daher Musiker und musikfreundliche Menschen zu einem Musikfest zusammen, so sollte ein apollinisches Entzücken die unausbleibliche Folge sein. Ist doch die Musik eine Kunst, bei der das Temperament eine ungewöhnlich wichtige Rolle spielt: zur rechten Ausübung wie zum rechten Genießen ist Temperament erforderlich. Schon das bloße Bewußtsein, der Musik ein Fest zu bereiten, muß die Leistungsfähigkeit der aktiven wie der passiven Teilnehmer beträchtlich steigern. Kurz, das Musikfest ist bestimmt, jenen Zustand der künstlerischen Ekstase förmlich zu garantieren, der bei alltäglichen musikalischen Veranstaltungen so oft nur frommer Wunsch bleibt. So sollte es sein. Haben also Name und Begriff des Musikfestes in letzter Zeit dennoch einen bittern Beigeschmack erhalten, dann muß wohl etwas faul sein im Status der modernen Musikpflege.

Den Aelteren unter uns werden noch Musikfeste in der Erinnerung haften, die jenen höheren Zustand des Entzückens mit sich brachten. Das war zu einer Zeit, als das Musikfest noch die Ausnahme bildete. Heute, da es ein unvermeidliches, förmlich alltägliches Sommererlebnis geworden ist, hat bei unzähligen ehrlichen Musikfreunden eine richtige Festverdrossenheit eingesetzt. Man mache nun aber nicht den Trugschluß, daß die Leistungen auf den modernen Musikfesten meistens hinter denen auf früheren Festen zurückständen, denn eher ist das Gegenteil der Fall. Man suche vielmehr den Grund in der Tatsache, daß die Leistungen in den alltäglichen Konzerten der „Saison" so viel besser geworden, daß wir verwöhnt sind. Wir eilten früher zu den Musikfesten, wie wir im Sommer begierig die Alpen erklettern: die Höhenluft der Alpen ist noch nicht bis in unsere Städte gedrungen, aber die musikalische Höhenluft der Feste, die großen Orchester und Chöre, die berühmten Solisten — die haben wir jetzt alle Tage um uns, grade wie die Dilettanten. Während also die Alpen ihre Anziehungskraft bewahrt haben, fangen die Musikfeste an, sie einzubüßen.

Ob wir uns zu diesem Wechsel der Verhältnisse beglückwünschen sollen, ob die uferlose Verallgemeinerung großer musikalischer Aufführungen nur Segen bringt und gar keine nachteiligen Folgen hat: das soll hier nicht erörtert werden. Wer sich darüber Klarheit verschaffen will, muß erst eine ebenso gründliche wie weitläufige Untersuchung der großen Metamorphose anstellen, die sich in den Beziehungen der Kunst zum Geschäft während der letzten beiden Jahrzehnte vollzogen hat. Und trotzdem die Musikfeste ebenfalls in engstem Zusammenhang mit der jüngsten Entwicklung des Musikgeschäfts stehen, läßt sich ihr Problem sehr wohl gesondert betrachten. —

Man könnte die Musikfeste in eine ganze Anzahl von Klassen teilen, es genügt aber, wenn man bloß zweierlei Arten unterscheidet, nämlich Musikfeste, die vor allem eine stabile örtliche Bedeutung haben, und dann die Spezialmusikfeste. Eine örtliche Bedeutung fehlt natürlich auch den letzteren nicht, aber sie gibt bei ihnen nicht den Ausschlag.

Die Musikfeste mit Oertlichkeitsmotiv haben zweifellos mehr Anwartschaft darauf, die gegenwärtige Gleichgültigkeitskrise zu überleben. Alles hängt davon ab, daß sie sich eine ganz bestimmte Eigenart zu bewahren verstehen, und daß sie für ihre Oertlichkeit, also für ihre Provinz oder Landschaft etwas Charakteristisch-Repräsentatives erhalten. Die gegenwärtige Tendenz vom Allerweltsmusikfest ist tödlich. Sie macht sich so breit, weil man vielerwärts den Vereinen zur Hebung des Fremdenverkehrs, den Hotelbesitzerverbänden und ähnlichen Mächten Einfluß auf das Arrangement der Musikfeste gestattet hat. Es mag alles ganz gut gemeint sein, aber die Rechnung pflegt am Schluß doch nicht zu stimmen. Anstatt durch Sensationen alle möglichen Leute von fern herzulocken, sollte man vor allem an die Bewohner der betreffenden Provinz oder Provinzen appellieren. Hat man einheimische Komponisten, so vergesse man sie nicht beim Aufstellen der Programme, und im übrigen recke man sich nicht über seine natürliche Länge und Breite hinaus. Es wäre doch merkwürdig, wenn mit Ueberlegung und Verständnis nicht verschiedene, und zwar entsprechende Physiognomien für ein schleswig-holsteinsches, ein ostpreußisches, ein schlesisches, ein lothringisches usw. Musikfest gefunden werden könnten. Und zwar bei jedem Fest dann etwas zu haben, worauf die betreffende Gegend besonders stolz sein kann: das wird bei den Bewohnern der Scholle Sympathien wecken, das wird Besucher bringen. Weshalb muß es denn alle Jahre und überall Beethovens „Neunte" sein? Sind die Musikfeste in sämtlichen Winkeln Deutschlands ausdrücklich dazu berufen, die lebenden Komponisten zu ignorieren? Natürlich, der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs verlangt bewährte Zugstücke. Aber wenn nun das Defizit beweist, daß auch das bewährteste Zugstück aufgebraucht werden kann? — —

Eine Erfindung der neusten Zeit sind die Spezialmusikfeste. Man hat es da mit einer Parallelerscheinung zu den Spezialkonzerten und Serien von solchen Spezialkonzerten zu tun. Was von dem eigentlichen Erfinder dieser Art, Hans von Bülow, als erzieherische Maßregel ersonnen war, daraus hat die Gegenwart nun ein keckes Agitationsmittel gemacht. Wir sind bei Musikfesten angelangt, die nur den einen Zweck haben, für einen bestimmten Komponisten sensationelle, ja gewaltsame Propaganda zu machen. Es heißt dann so schön im Prospekt, daß man nur durch ein drei-, vier- oder sechstägiges Fest ein treffendes Gesamtbild von dem Schaffen des Komponisten bekommen könne, und damit glaubt man die ästhetische Berechtigung für die Massenhaftigkeit des Angebots beigebracht zu haben. Daß der Zuhörer manchmal schon am zweiten Tag unter der Ueberfütterung zu leiden beginnt, daß er schließlich nur noch mit halbem Ohr und rein mechanisch das Dargebotene aufnimmt, das wollen vor allem die Verleger nicht wahr haben, die es gar zu gern sehen, wenn kein einziger von ihren Verlagsartikeln bei solchem Fest ungesungen oder ungespielt bleibt.

Der erste große Versuch dieser Art wurde im vorigen Sommer in München gemacht, und siehe da, das viertägige Brahms-Fest gelang über alle Erwartungen. Die Münchner selbst blieben ihm zwar vorsichtig fern, aber von auswärts kamen mehr Musikhungrige, als Platz finden konnten. Solch ein Erfolg konnte natürlich nicht ohne Nachahmungsversuche bleiben, und für den gegenwärtigen Sommer wurden dann je ein Reger-, ein Mahler- und ein Richard-Strauß-Fest angekündigt. Das Mahler-Fest in Mannheim wurde dann freilich wieder abgesagt, natürlich mit Rücksicht auf die schon vorher auf den nächsten September anberaumt gewesene Uraufführung der achten Mahlerschen Sinfonie in München. Da ein Monsterorchester, Chöre und Gesangsolisten dazu nötig sind, werden wir also immer noch ein Mahler-Fest en miniature erhalten.

Das Reger-Fest in Dortmund, das sich in normalen Dimensionen hielt, hat einen unerwarteten künstlerischen und materiellen Erfolg gehabt. Aber da handelte es sich insofern um einen örtlichen Erfolg, als die Dortmunder stolz darauf waren, einen so namhaften Komponisten in ihren Mauern ehren zu können. Das genaue Gegenteil ist nun in München passiert, wo vom 23. bis 28. Juni eine „Richard-Strauß-Woche" gefeiert wurde. Sie muß der Stadt München ein beträchtliches Defizit hinterlassen haben, während man sicherlich auf einen erklecklichen Ueberschuß gerechnet hatte. So ereignet sich immer das Unerwartete.

Hier war nichts vergessen worden, das den Erfolg hätte steigern können. Man hatte die Intendanz für Vorstellungen der „Feuersnot", „Salome" und „Elektra" im Prinzregententheater gewonnen, man hatte das wundervolle Wiener Philharmonische Orchester für drei Konzerte in der Neuen Musikfesthalle engagiert, und man hatte sich ferner mehrerer berühmter Solisten versichert, während Richard Strauß und Felix Mottl sich in die Arbeit des Dirigierens teilten. Hätte mehr geschehen können? Und war nicht der Name Strauß schon eine Sicherstellung im voraus? Gibt es denn einen lebenden Komponisten, der mehr im Munde der Leute ist? Und ferner: hätten die Unternehmer noch mehr oder gründlicher Reklame für das Fest machen können, als sie es getan? Gewiß nicht. In jedem bayrischen Eisenbahnwagen mahnte uns ein Plakat daran, was wir versäumen würden, wenn wir der Strauß-Woche fernblieben. Niemals ist in Deutschland ein Fest geschickter und wirkungsvoller angekündigt worden. Man kann daher mit der Administration sympathisieren, wenn sie sich nach solch heroischen Anstrengungen mit dem „künstlerischen Erfolg" bescheiden muß. Abgesehen von der „Elektra"-Vorstellung, war keine Opern- und Konzertaufführung der Strauß-Woche voll besucht, wohl aber gab es gähnende Leeren in der Musikfesthalle, im Künstlertheater und endlich im Prinzregententheater bei der „Feuersnot". Wenn das einem Richard Strauß passieren kann, der doch die ganze musikalische Welt in Atem hält, dann wird man sich vor der Veranstaltung solcher Propagandamusikfeste in Zukunft hüten. Aus dem unbefriedigenden Besuch muß man ferner entnehmen, daß selbst Anhänger von Strauß mit seiner Musik nicht überfüttert werden mögen, daß ihnen eine sechstägige Strauß-Diät zu gewaltsam, zu anstrengend erscheint. Richard Strauß ist der namhafteste Musiker unserer Zeit, ein riesiger Könner; er ist dem Sensationsbedürfnis der modern empfindenden musikalischen Welt eine Notwendigkeit geworden; aber zum Herzensbedürfnis scheint er dem deutschen Volk dennoch nicht geworden zu sein.

Diese Art von Propagandafesten wird also ferner etwas weniger stark gepflegt werden, und wenn man dennoch im nächsten Sommer ein Reger-Fest im größten Stil veranstalten sollte, würde man wahrscheinlich noch viel bösere Erfahrungen machen. Warum sollten denn auch die Herren nicht wenigstens so lange warten mit den Festen, bis sie unbestrittene Lieblinge der Gesamtheit, bis sie ihr Bedürfnis geworden sind? Andere auch nicht ganz unbedeutende Komponisten haben so viel länger warten müssen. Wie lange mußte Bach erst tot sein, bis man nach Bachfesten wirklich verlangte? Das Prinzip: „Nötigen hilft" läßt sich zwar auch in der Musik anwenden, aber man wird sich doch nur zum gelegentlichen Naschen nötigen lassen; wenn der Magen eine solide Mahlzeit verlangt, bedarf's keiner Nötigung.

Es gibt aber noch ganz andere Spezialmusikfeste. Der enorme Aufschwung, den die öffentliche Pflege der Kammermusik in den letzten Jahren genommen, mußte zu Kammermusikfesten führen. Unleugbar liegt aber in dem Begriff Kammermusikfest ein Widerspruch eingeschlossen. Ein Fest kann unmöglich in dem Sinn intim sein, wie es die Kammermusik eben ist. Zu einem Fest gehören unweigerlich große Räumlichkeiten, also gerade das, was der Kammermusik ihre Aufgabe erschwert. Der große Saal ist eine stille, aber sehr beredte Aufforderung zur größeren Tonentfaltung. Die Kammermusik ist aber die esoterische Sprache der Musik, sie ist „Kaviar fürs Volk", solange das Volk eben als solches auftritt und sich nicht in Individuen auflöst. Und trotzdem schießen nun die Kammermusikfeste wie die Pilze aus der Erde. Daß die Beethovenfeste in Bonn stets auf Kammermusik gegründet waren, ist keine Entschuldigung für die vielen Nachahmer.

Am lautesten meldete sich das Kammermusikfest in Darmstadt am 3. 4. und 5. Juni, und gerade hier konnte man nun so ziemlich alle die Qualitäten kennen lernen, die ein Fest nicht haben soll. Der Besucher, der an den Vorträgen der Darmstädter Kammermusiker künstlerisches Wohlgefallen zu finden vermochte, mußte schon ein Fremdling in der modernen musikalischen Welt sein und im letzten Winter keine gute Kammer-

musik gehört haben. Wenn Max Reger sich mit dem Hamburger Havemann-Quartett zusammen setzte, gab es zwar Hörenswertes; was also zu retten war, retteten nicht die Darmstädter, sondern die Auswärtigen. Manche Besucher aber, die auf die lockende Anzeige hin gekommen waren, hätten eine moralische Berechtigung gehabt, sich ihr Reisegeld zurückzufordern.

Endlich sind die Feste zu erwähnen, die Gedenktage großer Meister zu feiern bestimmt sind. In diesem Sommer wurde die Flut der Musikfeste noch durch die vielen Feiern zu Schumanns hundertstem Geburtstag angeschwellt. Ueber die Existenzberechtigung solcher Feste ist natürlich kein Wort zu verlieren. Wenn aber das Dargebotene oder das Arrangement dem Festbegriff ins Gesicht schlägt, dann wird aus der beabsichtigten Ehrung ein Aergernis. Namen mögen wegbleiben, aber einige Erinnerungsfeiern für Schumann wären besser unterblieben, weil sie etwas rein Beiläufiges an sich hatten. Wer offene Augen hat und zu beobachten versteht, wird die Schuld nicht der Indifferenz des Publikums beimessen; nein, es waren eben manche Musiker dabei beschäftigt, die zu Schumann nur noch ein recht oberflächliches Verhältnis unterhalten.

Da das Musikgetriebe heute mehr als je von geschäftlichen Erwägungen abhängig ist, kann man erwarten, daß die finanziellen Ergebnisse auch das Problem der Musikfeste nach und nach lösen werden. Aber da doch nicht alle Musikfeste mit einem Defizit enden, wird die geschäftliche Entmutigung vorläufig noch keine allgemeine sein, und wer heute bei einem Musikfest Geld eingebrockt hat, mag denken, daß er nächstes Jahr vielleicht das Glück seines Konkurrenten haben und ein glänzendes Geschäft machen werde. Daher wäre es leichtsinnig, prophezeien zu wollen, daß der Musikfeste schon bald weniger werden müssen. Wie lange klagt man schon über die Konzertmisere, wie oft hat man geglaubt, der Höhepunkt der winterlichen Konzertflut sei erreicht! Und dann bringt jedes folgende Jahr immer noch eine kleine Steigerung. Unter solchen Umständen wird es besser sein, sich nicht prinzipiell gegen Musikfeste zu wenden, die man doch nicht aus der Welt schaffen kann, sondern sich um ihre Vervollkommnung zu bemühen. Vor allem gebe man jedem solchen Fest ein künstlerisches Motiv, eine künstlerische Daseinsberechtigung. Dann wird man weniger über Enttäuschungen zu klagen haben.

Hygienische Ausrüstung des Touristen.

Von Dr. F. Daxenberger, Regensburg.

Der Sommer hat seinen Einzug gehalten, und es naht die Zeit, uns für unsere Ferienausflüge zu rüsten. Bei dieser touristischen Ausrüstung spielt die Hygiene eine große Rolle. Mag man zu irgendeinem Zweck eine Tour unternehmen, so darf man gewisse gesundheitliche Rücksichten nicht außer acht lassen, wenn man nicht blindlings sich Gefahren aussetzen und seine Gesundheit gefährden will. Nachfolgende Ausführungen gelten in erster Linie für den Tagestouristen, der in mehrtägigen Wanderungen oder Radfahrtouren zur Erholung die Naturschönheiten der Heimat sich zugänglich machen will. Jeder, der eine größere Tour vorhat, ganz besonders aber der Hochtourist, muß sich vorher erst vergewissern, daß sein Körper den Anstrengungen auch gewachsen ist, und es dürfte entschieden ratsam sein, vorerst einen Arzt über die Leistungsfähigkeit, besonders des Herzens, zu befragen. Für den Hochtouristen ist zur Vorbereitung ein gewisses Training (Sportübungen, Sonnenbäder) unerläßlich.

Zur Vorbereitung für eine Wander- oder Radtour ist es zweckmäßig, ein bis zwei Tage vorher ein warmes Bad (33—35 ° C. 15—20 Minuten) oder noch besser ein Dampf- oder elektrisches Lichtbad (bis 60 ° C. 20 Minuten) zu nehmen, um die Haut zu guter Transpiration anzuregen und eventuell vorhandene schädliche Stoffe aus den Hautgefäßen noch vorher zur Ausscheidung zu bringen. Auch während der Tour ist die Hautpflege nicht zu vernachlässigen. Gibt sich während der Reise, wie so oft in Wäldern, bei entsprechender Temperatur (am besten 14—19 ° C.) zu kurzen Luftbädern oder eventuell kurzen Flußbädern Gelegenheit, so versäume man nicht, seinen ermüdeten Körper dadurch wieder aufzufrischen und zu kräftigen, im letzteren Fall auch den Körper oder wenigstens die Füße von Staub und Schweiß zu reinigen. Sonnenbäder, die als Schwitzbäder den Körper mehr angreifen, sind gewöhnlich während der Tour nicht am Platz, es sei denn, daß eine längere Ruhepause folgen kann. Von großem Nutzen zur Abhärtung und Auffrischung sind tägliche Waschungen des ganzen Körpers. Eine regelmäßige gründliche Reinigung des Gesichts und der Hände ist selbstverständlich.

Die hygienische Ausrüstung hat sich zu erstrecken: 1. auf die Kleidung, 2. auf die Nahrung, 3. auf die Fürsorge für Krankheits- und Unglücksfälle.

Die Kleidung soll uns ohne alle Nebenstörungen vor Abkühlung schützen, anderseits vor Ueberhitzung bewahren. Die Anforderungen, die die Hygiene an die Touristenkleidung stellen muß, sind kurz: Großer Luftgehalt in trocknem wie feuchtem Zustand, dadurch schlechtes Wärmeleitungsvermögen; geringe Benetzbarkeit, dagegen Durchlässigkeit für Wasser in Dampfform, geringes spezifisches Gewicht. Speziell von der Touristenkleidung verlangt man auch, daß sie zum Verpacken gut geeignet ist. Als maßgebende Faktoren kommen in dieser Beziehung in Betracht das Material und ihre Verarbeitung. Von den Naturstoffen zeigen den höchsten Luftgehalt die Tierfelle, die auch eine minimale Benetzbarkeit bei Durchlässigkeit für Wasserdampf und sehr geringem spezifischem Gewicht aufweisen. Sie halten außerordentlich warm und eignen sich als Oberkleidung (Pelze, Mützen, Handschuhe, Muffe) für Touristen und Sportsleute im strengen Winter namentlich, wenn die Eigenbewegung ausgeschaltet ist, also bei Fahrten (Schlitten-, See-, Automobil-). Ihnen am nächsten kommt die Wolle, ein Gewebe von Tierhaaren, von denen am wichtigsten die Kamelhaare und die Schafwolle sind. Das Kamelhaargewebe (Loden) zeichnet sich vor allem durch seinen großen Luftgehalt und seine außerordentliche Dauerhaftigkeit aus. Mützen, Joppen, Hosen, Sweaters, Gamaschen, Socken, Handschuhe werden daraus gefertigt. Die reine Wolle, am meisten

verarbeitet zu Flanell, hat nur den einen Nachteil, daß sie sich schwer waschen läßt. Sie geht ein und verfilzt. Sie verträgt nur eine Temperatur von 40—50 Grad Celsius, eine Wärme, die aber noch nicht genügt, die Wäsche keimfrei zu machen und von Schweiß und Schmutz vollständig zu reinigen. Die Möglichkeit einer gründlichen Reinigung muß aber Hauptbedingung für jede Unterkleidung sein. Deshalb eignet sich reine Wolle als solche nicht, dagegen wohl für Oberkleidung, namentlich auch mit Rücksicht darauf, daß sie sehr schlecht Wasser aufnimmt und ihren Luftgehalt auch im benetzten Zustand bewahrt. Bei der Oberkleidung genügt zur Reinigung gewöhnlich auch eine öftere Durchlüftung, Sonnung und Ausklopfen. Von den pflanzlichen Stoffen enthalten Baumwolle und Leinen wenig Luft und zeigen leichte Benetzbarkeit, sie sind gute Wärmeleiter, also an und für sich schlechtes Kleidungsmaterial. Dieser Mangel kann aber ausgeglichen werden durch entsprechende Webart und Kombination von verschiedenen Stoffen. Wichtig ist, daß auch die Futterstoffe der Kleider porös, nicht undurchlässig sind, sondern genügenden Luftgehalt und Stützfasern aufweisen. Appretierte Gewebe machen den ganzen Wert der Kleidung illusorisch. Die Dicke der Kleidung richtet sich hauptsächlich nach der Jahreszeit, ebenso auch die Farbe, die dauerhaft sein muß, nicht schießen und bei Benutzung nicht abgehen soll. Die Unterkleidung soll aus weißem oder wenigstens hellem Gewebe bestehen, die Oberkleider sollen für den Winter dunkel, für den Sommer hell gewählt werden, weil dunkle Farben die strahlende Wärme der Sonne in sich aufnehmen, helle Farben aber sie zurückstrahlen.

Die Kleidung darf vor allem dem Körper nicht eng anliegen, sondern muß bequem, haltbar und jeglichen Witterungsverhältnissen angepaßt sein. Zu warme, luftarme und besonders enganliegende Kleidung beeinträchtigt die Marschtüchtigkeit des Touristen erheblich und kann besonders zur schwülen Sommerzeit selbst zu Hitzschlag führen, das ist zu Wärmeanstauung, wenn die Wärmeabgabe durch Verdunstung behindert ist. Alles Steife in der Kleidung muß vermieden werden, besonders gestärkte Stehkragen, Manschetten usw. Zum Abschluß des Hemdes dient ein weicher Liegkragen oder ein leichtes Halstuch aus Seide. Als Kopfbedeckung eignet sich am besten ein weicher, leichter, luftiger Lodenhut (Haarfilzhut), im Winter auch eine Pelzkappe oder Wollmütze, besonders zu Sportzwecken. Als Unterkleidung (Hemden und Unterhosen) empfiehlt sich der Baumwolltrikot. Die Oberkleidung besteht bei Herren am besten in kurzer Hose aus Loden und bequemer Joppe aus Loden oder Cheviotwolle. Im heißen Sommer eignen sich auch blaßgelbe Baumwollstoffe von derber Webart. Die Hosen werden am besten an den Schultern mittels breiter, nirgends drückender, elastischer Hosenträger gehalten. Letztere sollen bei Unglücksfällen, Verblutungen, Schlangenbissen usw., auch zur Abschnürung von Gliedmaßen sowie als Armtragbinde verwendet werden können. Leibriemen sind wegen Druckes auf den Leib nicht zu gebrauchen.

Zum Schutz der Beine, namentlich gegen mechanische und thermische Insulte (Schnee, Regen, Sand, Dorngestrüpp), eignen sich Gamaschen aus Wolle, am besten Loden oder statt dieser die sogenannten englischen Wadenbinden, die auch den unteren Hosenrand fest abschließen und die Füße gut warm halten. Gamaschen aus Leder sind wegen Wärmestauung zu verwerfen. Die Strümpfe bzw. Socken sollen den Füßen gut angepaßt, sehr porös und hygroskopisch sein, aus Wolle, Baumwolle oder einer Kombination beider Stoffe bestehen. Fußlappen aus Flanell kämen nur im Notfall in Betracht. Im übrigen versäume man bei keiner Tour, bei der man zu übernachten genötigt ist, ein Paar Reservesocken und ein Reservehemd mitzunehmen. Das Wohlbefinden, das man empfindet, wenn man nach angestrengter Tour frische Wäsche anlegen kann, lohnt reichlich die Mühe des Mitnehmens. Als Fußbekleidung benutzt man am besten gut passende, nach Maß angefertigte, nirgends drückende, feste, eventuell genagelte Schnürstiefel, die oft geschmiert werden sollen.

Als Einlegesohlen sind im Winter zweckmäßig solche aus Schwamm, Kork, Stroh, Papier, Luffa. Für Feldpfade und sonstige weiche Wege sind auch Sandalen, besonders aber die serbischen Opanken gut zu verwenden, die auch in Reserve als Hausschuhe gute Dienste leisten können. Als Ueberkleidung benutzt man bei schlechtem Wetter einen nicht zu schweren, eventuell imprägnierten Lodenüberwurf (ohne Schnitt), der auch als Decke zur Lagerung im Freien dienen kann. Im Sommer genügt vielfach ein sogenannter Wetterkragen. Gummimäntel sind ebenso wie Gummischuhe wegen Transpirationsbehinderung und Wärmestauung schädlich. In vereinzelten Fällen kann auch ein Schlafsack, der gleichzeitig als Rucksack Verwendung finden kann, besonders bei kühler Jahreszeit, sich nützlich erweisen. Für den strengen Winter sind zuweilen Handschuhe aus Pelz oder Wolle, am besten sogenannte Fäustlinge, ein Bedürfnis. Sehr wohltätig sind bei kalten Händen auch japanische Wärmedosen. Für Leute, die zu Erfrierungen neigen, empfiehlt es sich auch, Ohrenschützer mitzunehmen, für empfindliche Augen bei Wanderungen im grellen Sonnenlicht oder Schnee sind gelbe oder graue Schutzbrillen unentbehrlich. Touristen mit Disposition zu Verdauungstörungen und Leibschmerzen werden gut tun, sich mit einer wollenen Leibbinde zu versehen, eventuell ist sie zu ersetzen durch eine Einlage von Zeitungspapier.

Für Damen ist ein völlig fußfreier, nicht zu weiter Straßenrock aus Loden oder Cheviot Grundbedingung, statt der Unterröcke ein Rockbeinkleid. Ein straffes, beengendes Korsett ist für Touren verpönt, ebenso ringförmig zusammenschnürende Strumpfbänder. Die Strümpfe müssen oben am Miederleibchen mittels elastischer Bänder befestigt werden. Der Hauptstützpunkt für die Befestigung der Kleider soll immer mehr die Schulter, weniger der Beckenring sein.

Die Nahrungsmittelfrage steht in engem Zusammenhang mit der Bekleidungsfrage. Die Kleidung besitzt nämlich auch einen gewissen ökonomischen Wert: gut luft- und wärmehaltige Kleidung erspart dem Körper Kraft, Wärmeproduktion und Heizmaterial, d. h. Nahrung. In zu warmer Kleidung und bei großer Außenwärme verringert sich der Appetit, in dünnen Kleidern und im Winter wächst das Nahrungsbedürfnis, es steigert sich noch besonders beim Touristen infolge des erhöhten Stoffwechsels durch vermehrte Körperleistung und ständigen Aufenthalt in frischer Luft. Wir werden uns also speziell im Winter gut mit Heizmaterial — obenan stehen Fettstoffe, die am meisten Wärmeeinheiten spenden — versehen, um nicht vorzeitig zu erschlaffen. Ein Stück Speck mit Brot und zur besseren Verdauung ein Gläschen Kognak würden im Winter für kurze Tagestouren genügen. Für mehrtäg'ge Touren

ist das Eiweiß (Fleisch, Leguminosen) nebst den Kohlehydraten (Mehl und Zuckerstoffe) nicht zu entbehren, und eignen sich von natürlichen Nahrungsmitteln am besten geräuchertes Fleisch, geräucherte Wurst, Hartwurst, eventuell Käse mit Brot, hartgesottene Eier.

Im Sommer herrscht das Durstgefühl vor, und es gilt, sich dagegen vorzusehen. Man sei möglichst bedacht auf zeitweise Beschaffung von frischem Wasser, das immer noch am besten den Durst löscht. Bezüglich Aufnahme von Infektionsträgern durch das Wasser braucht man nicht zu ängstlich sein; eventuell kann man es vorher kochen bzw. sich eine Tasse Tee, der man nach Abkühlung Zitronensaft zusetzt, bereiten — ein sehr gutes Erfrischungsgetränk. Wenn Gelegenheit geboten, greife man zu saurer Milch oder Buttermilch. Selbstverständlich ist, daß man erst nach entsprechender Abkühlung trinkt. In Ermanglung von passenden kühlen Getränken dienen als Ersatz Früchte, besonders saure Obstarten (Zitronen, Aepfel, getrocknete Zwetschgen, Bananen, die, nebenbei bemerkt, noch äußerst nahrhaft sind), weiter die sogenannten Durststiller in Tabletten, enthaltend Zitronensäure, Weinsäure, auch in Verbindung mit Kola.

Was die Fürsorge für plötzliches Erkranken und Unfälle betrifft, so ist nichts deprimierender, als hilflos, ohne Mittel dazustehen, wenn einem selbst oder einem Begleiter etwas zustößt. Man kann sich natürlich nicht gegen alle Eventualitäten vorsehen, sondern nur gegen die häufigsten. Für diese werden wir uns mit den entsprechenden Mitteln in einer Taschenapotheke ausrüsten, die die erforderlichen, gut ausgewählten Medikamente, alle in fester Form als komprimierte Tabletten in unzerbrechlichen Gelatinezylindern sowie ziemlich reichlich Verbandstoffe, auf kleinen Raum zusammengepreßt, alles in einem handlichen, luft- und wasserdichten Aluminiumbehälter von bequemer Taschenform, enthalten muß.

Unsere Bilder

Die Kieler Woche (Abbildungen S. 1165 und 1166) sah das ganze gesellschaftliche und sogar politische Leben Deutschlands an der Waterkant. Der Kaiser nahm auf der „Hohenzollern“ die Vorstellung seiner neuernannten Minister entgegen und weilte auch an Bord der andern, die Regatten begleitenden Schiffe, so des „Hapag“-Dampfers Ozeana, viel im Kreis der zahlreichen angesehenen Persönlichkeiten, die sich während der Segeltage in Kiel aufhielten.

Die arktische Expedition des Grafen Zeppelin (Abb. S. 1168) hat an Bord des wohlausgerüsteten und wohlverproviantierten Lloyddampfers „Mainz“ Kiel verlassen, um nördlich von Spitzbergen die nötigen Studien und Vorbereitungen für die geplante Nordpolexpedition durch die Lüfte vorzunehmen. Graf Zeppelin ist von einem Stab bekannter Gelehrten umgeben.

Das Berliner Virchow-Denkmal (Abb. S. 1167) ist nun endlich nach einer wahren Odyssee auf dem Karlsplatz enthüllt worden. Bekanntlich hat man lange über den bildnerischen Wert des Denkmals gestritten; jetzt nach der Enthüllung sind zwar die Stimmen noch nicht verstummt, die behaupten, daß eine minder allegorische Verherrlichung Virchows besser gewesen wäre. Aber auch diese Kritiker des neuen Denkmals können nicht verkennen, daß sein Schöpfer, der Bildhauer Fritz Klimsch, Berlin mit einem seiner schönsten Bildwerke geschmückt hat.

Der Gouverneur von Deutsch-Samoa (Abb. S. 1169) Dr. Solf, hat mit seiner Gemahlin vor einigen Wochen eine Erholungsreise nach Neuseeland unternommen. Auf der Rückreise besuchten sie den König Georg Tubou II. von Tonga in seiner Residenz Nukualofa und wohnten als Gäste der braunen Majestäten einem großen Diner bei.

Zu den Vorgängen in Spanien (Abb. S. 1169). Ministerpräsident Canalejas steht im Mittelpunkt des politischen Interesses. Hat doch sein Rat den König Alfons veranlaßt, durch eine Verordnung einen großen Teil der drückenden Beschränkungen abzuschaffen, die bisher in Spanien die Religionsübung der nicht katholischen Gemeinden erschwerten.

Ein Souper auf dem Dachgarten (Abb. S. 1171) eines eleganten Hotels gehört in Neuyork zu den Alltäglichkeiten oder vielmehr Allabendlichkeiten. Auch in Paris wird dieser Zufluchtsort vor der Sommerhitze immer beliebter und häufiger; nicht oft aber kann man eine so illustre Gesellschaft beisammen finden wie die, die der Zeichner unseres Bildes während ihres Soupers auf der Terrasse des Hotels Meurice festgehalten hat.

„Tannhäuser“ im Walde (Abb. S. 1172), das war der große Kunstgenuß, den die Badeverwaltung von Zoppot kürzlich ihren Kurgästen bot. Auf der neuen herrlichen Naturwaldbühne wurden Szenen aus dem 1. und 3. Aufzug des Werkes in ausgezeichneter Besetzung höchst wirkungsvoll dargestellt.

Personalien (Abb. S. 1169 u. 1170). Generaloberst Max von Bock und Polach, der Inspekteur der III. Armeeinspektion, begeht in diesen Tagen sein 50jähriges Dienstjubiläum. Der Generaloberst ist 1860 in das Infanterieregiment Nr. 55 eingetreten, in dessen Reihen er dann die Feldzüge von 1864 und 1866 mitmachte. — In St. Petersburg erregt die Verhaftung des Vertreters des offiziösen österreichischen Telegraphenbureaus Freiherrn v. Ungern-Sternberg großes Aufsehen, der der Spionage zugunsten seines Vaterlands beschuldigt wird. — Dr. v. Guenther, der neue Oberpräsident von Schlesien, war bisher als Unterstaatssekretär des Staatsministeriums tätig. Er hat zu Beginn seiner Amtslaufbahn in Breslau gewirkt, kennt also sein neues Verwaltungsgebiet. Den größten Teil seiner Dienstzeit verbrachte er im Verband der Reichskanzlei.

Todesfälle (Abb. S. 1170). In dem Geh. Kommerzienrat Johann Wilhelm Spemann, der vor kurzem in Stuttgart verschieden ist, hat der deutsche Verlagsbuchhandel einen seiner wertvollsten und aktivsten Vertreter verloren. Spemann ist 65 Jahre alt geworden; sein großzügiges Verlagsunternehmen hat er 1873 begründet. Auch als Kunstfreund hat sich der Verstorbene die größten Verdienste erworben. — Christine Hebbel, die Witwe des großen Dichters, ist im Alter von 93 Jahren in Wien verschieden. Sie war nicht nur die treue Lebensfreundin, sondern als Tragödin am Burgtheater auch die bedeutendste künstlerische Interpretin ihres Gatten. — In Mailand starb der berühmte Astronom Giovanni Schiaparelli, der große Erforscher der Marsoberfläche und Entdecker der Zusammenhänge zwischen den Kometen und Sternschnuppen. — In Berlin verschied hochbetagt der allen Berliner Feinschmeckern wohlbekannte Fleischermeister Hoflieferant August Hefter, der Schöpfer köstlicher Würstchen und „bunter Schüsseln“. — In Stuttgart bildet die Liebestragödie der Kammersängerin Anna Sutter das Tagesgespräch, die durch ein Revolverattentat des Hofkapellmeisters Dr. Obrist tödlich verwundet wurde.

Die Toten der Woche

Herzog Ferdinand von Alençon, † in Wimbledon am 29. Juni im Alter von 66 Jahren.

Frederik James Furnivall, bedeutender englischer Literaturhistoriker, † in London am 2. Juli im Alter von 85 Jahren.

Christine Hebbel, Witwe des berühmten Dichters, einst bekannte Schauspielerin, † in Wien am 29. Juni im Alter von 93 Jahren (Portr. S. 1170).

August Hefter, bekannter Hoflieferant und Fleischermeister, † in Berlin am 1. Juli im 83. Lebensjahr (Portr. S. 1170).

Dr. Max Honsell, badischer Finanzminister, † in Karlsruhe am 1. Juli im Alter von 67 Jahren.

Giovanni Schiaparelli, berühmter italienischer Astronom, † in Mailand am 4. Juli, 75 Jahre alt (Portr. S. 1170).

Geh. Kommerzienrat Wilhelm Spemann, bekannter Verlagsbuchhändler, † in Stuttgart am 29. Juni im Alter von 65 Jahren (Portr. S. 1170).

Bilder vom Tage



Der neue Finanzminister Dr. Lentze stellt sich dem Kaiser an Bord der „Hohenzollern“ vor.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. J. „Hohenzollern“.





Der Kaiser in Kiel.

Phot. Aufnahmen von Atelier Schaul.

1. An Bord der „Oceana“ von links nach rechts: Generaldirektor Ballin, Admiral v. Holtzendorff, der Kaiser, der preußische Gesandte in Hamburg Graf Götzen.



2. Der amerikanische Botschafter in Berlin Mr. Hill mit seinen Töchtern als Gast des Kaisers.

3. Bekannte Persönlichkeiten als Teilnehmer an der Kieler Woche. Von links nach rechts: Senator Westphal, Dr. Semler (M. d. R.), Generaldirektor Ballin, Freiherr v. Stengel, Staatssekretär a. D. Dernburg, Frau Kienhug, Frau Mensing.



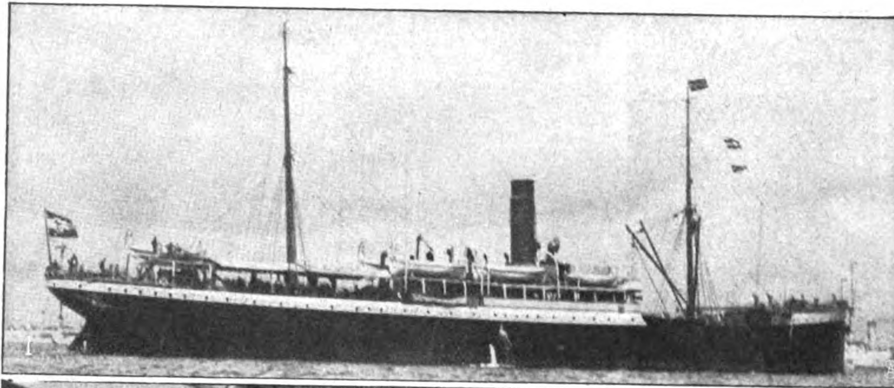
Gäste an Bord der „Oceana“: Der Kaiser (×) im Gespräch mit Freifrau v. Plettenberg, der Gemahlin des kommandierenden Generals.



Das Virchowdenkmal des Bildhauers Fritz Klimsch in Berlin nach der Enthüllung.

Zum Gedächtnis eines großen Gelehrten und Wohltäters der Menschheit.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Von der Nordpolexpedition des Grafen Zeppelin.

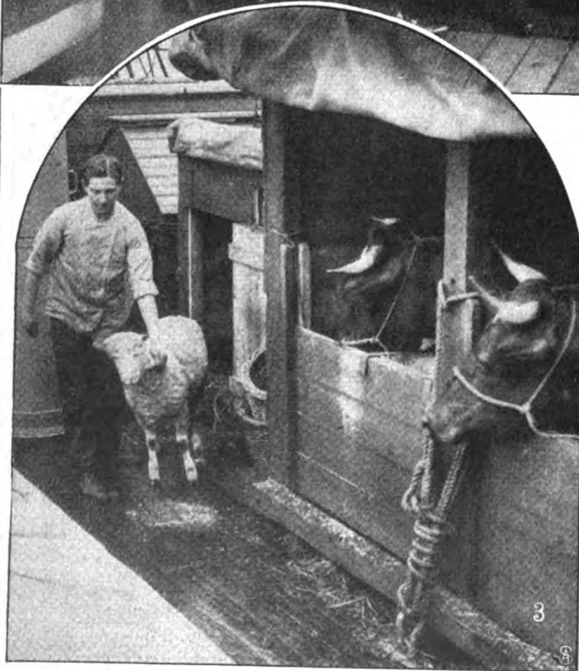
1. Das Expeditionsschiff Lloyddampfer „Mainz“ verläßt den Kieler Hafen.

2. Die Teilnehmer von links nach rechts: Dr. Seegert (Assistent von Geh. Rat Miethe), —, Geh. Rat Hergesell, Geh. Regierungsrat Lewald, Graf Zeppelin, Geh. Rat Miethe, Schiffsarzt v. d. Heyde, Dr. Seiber (Assistent von Prof. Hergesell).

3. Schlachtvieh an Bord.

4. Geh. Rat Miethe (×) bei photographischen Versuchen.





Photographische Aufnahmen von A. Renard.





König Alfons von Spanien
in seinem Arbeitzimmer mit dem spanischen Ministerpräsidenten Canalejas.



Dr. jur. Hans v. Guenther,
der neue Oberpräsident der Provinz Schlesien.



Phot. Dr. G. Schmittmann.

Von links nach rechts: Dr. Wilh. Solf, Exz., Der König, Frau Solf, Die Königin.

Der Gouverneur von Deutsch-Samoa Dr. Solf als Gast des Königs von Tonga.



Hofphot. Höffert.

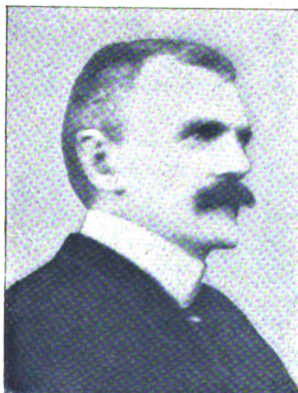
Christine Hebbel †
die berühmte Schauspielerin und Witwe des Dichters verschied im 94. Lebensjahr.



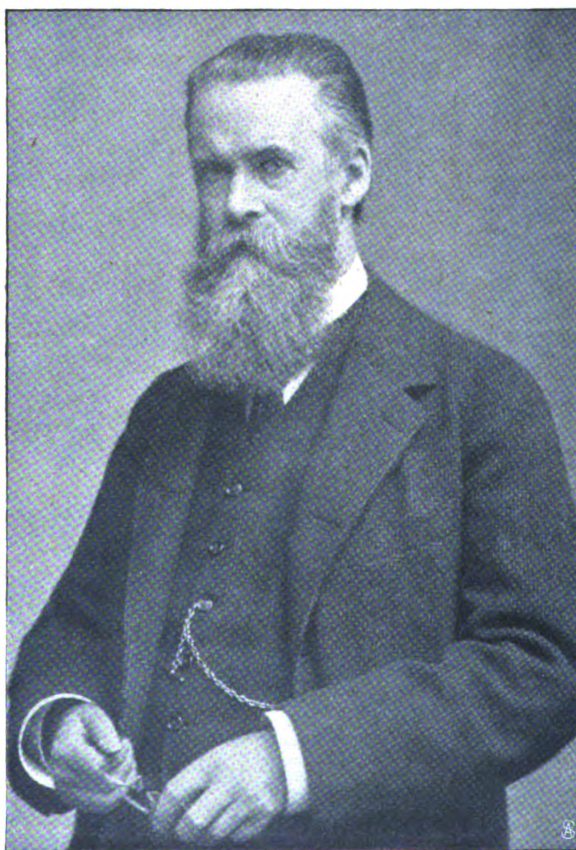
Anna Sutter †
Hofphot. Andersen.
die beliebte Soubrette des Stuttgarter Hoftheaters wurde das Opfer einer Eifersuchtstragödie.



Prof. Giovanni Schiaparelli †
der berühmte italienische Astronom.



Baron von Ungern-Sternberg,
Vertreter d. österreichischen Korrespondenzbureaus in Petersburg, wurde des Hochverrats verdächtigt und verhaftet.



Geh. Kommerzienrat Wilhelm Spemann †
Hofphot. E. Bieber.
der bekannte Stuttgarter Verlagsbuchhändler.



Generaloberst von Bock und Polach
feiert sein 50 jähriges Dienstjubiläum.



August Hefter †
Hoflieferant und Fleischermeister, eine bekannte Persönlichkeit der Berliner Geschäftswelt.



An den Tischen von links nach rechts: Claude Casimir Perrier, Mme. Simone Casimir Perrier, Mme. Rostand, M. Rostand, Herzog und Herzogin von Vendôme, Prinz und Prinzessin Georg von Griechenland. Stehend: Mme. Salvago, Gabriele d'Annunzio, Pierre Wolf, Mme. Réjane. — Nach einer Originalzeichnung von L. Strimpl.

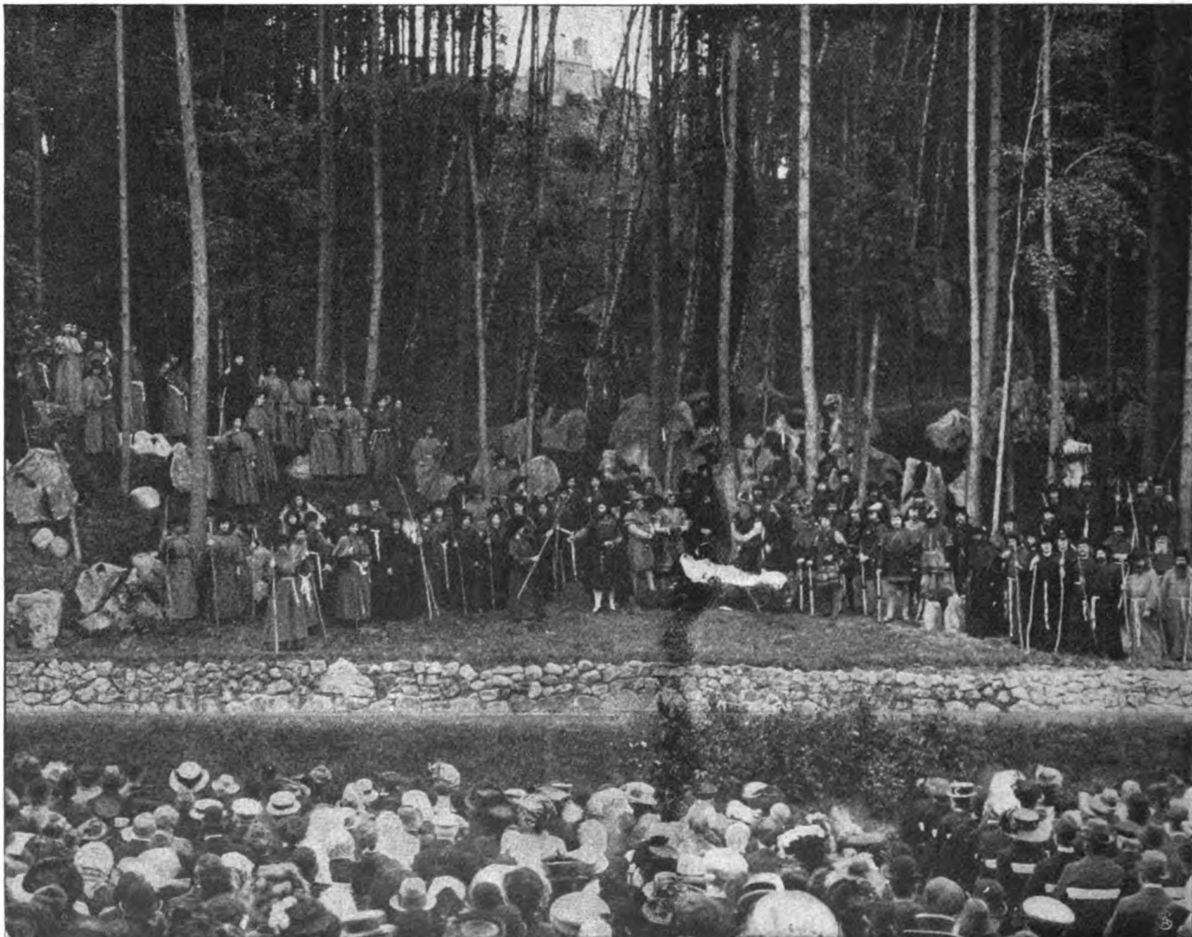
Eine Oase in der Sommerhitze der Weltstadt: Souper auf dem Dachgarten eines Pariser Hotels.



Venus (Frl. Kwapilowa) in der Nixengrotte.



Elisabeth (Frl. Else Breuer).



Eine Tannhäuser-Aufführung unter freiem Himmel: Der Schlußakt.

Das II. Zoppoter Waldfestspiel im Ostseebad Zoppot.

Spezialaufnahmen für die „Woche".

Nur wer die Sehnsucht kennt …

Roman von

Ida Boy-Ed.

11. Fortsetzung.

Jutta von Falckenrott war mit Gamberg allein in der weiten schweigenden Einsamkeit.

Und der Mann, der dieses Weib liebte, spürte ihr begehrliches Warten. Von diesem Warten ging eine Versuchung aus, die ihn betäubte....

Seine Ehre hatte so genau gewußt, auf welchen Wegen und in welcher Haltung er und die Geliebte durch ihren schwierigen Liebeskampf gehen mußten, um in freiem Gefühl, unbeschädigt zueinander gelangen zu können.

Aber jetzt wußte er nichts, als daß er nur den Arm auszustrecken brauchte, um die süße Frau, die Frau, die ihm zitternd entgegenglühte, an sich zu nehmen....

Die erhabene Einsamkeit ringsum schien den Atem anzuhalten.... Eine unerhörte Bedrängnis erfüllte die Welt... zu seligem Tumult mußte sich alles lösen... die Vorahnung jubilierender Wonne brauste heran.

Er tastete nach ihrer Hand. Er sah ihr in die Augen.

Kraftlos lag ihr Haupt zurückgelehnt — unter seinem heißen, bittenden Blick schlossen sich halb ihre Augen — in wehrloser Hingebung.

Noch das Zögern und Zittern von Sekunden.... Nein, kein bewußtes Zögern... die Begierde, die lähmte, weil es ungeheure Tat ist, die Wonne ihrer Spannung zu lösen....

Und in diese Hemmung hinein drängte sich jäh etwas Zerstörerisches — — —

Mit dem gleichen Herzschlag spürten sie es — jeder von ihnen anders — und doch in einer beklemmenden Einheit des Entsetzens....

Die Frau sah plötzlich ein Männergesicht vor sich... es gehörte nicht dem, dessen Arme sie schon umschlossen.

Es war ein bärtiges Gesicht, braun von Wetterunbilden. Und blaue, tiefe und doch freundliche Augen standen darin, in denen Güte und Zärtlichkeit leuchteten. Und so viel Zutrauen war in diesem Gesicht — nichts von lauernder Besorgnis — nichts von gespannter Eifersucht — es sah sie an, wie es sie damals angesehen in der Abschiedstunde — als er sprach: „Kind, ich glaube ja an dich; es ist ja auch gar nicht wahr, daß die Abwesenden unrecht haben — im Gegenteil, ihre Abwesenheit macht sie für anständige Herzen heilig."

Dies Gesicht näherte sich jetzt dem ihren.... Dieses... und in seinen Augen war die gleiche Unergründlichkeit wie in den Augen ihres kleinen Kindes....

Und auf den Mann warf sich ein Phantom und rief ihm etwas zu — ein scharfes, höhnisches Wort.... Ein Wort, das ihm die Ehre zerbrechen wollte... mit einem Fernen kann man nicht im offenen Kampf sich messen — aber bestehlen kann man ihn so leicht — ja, zum Dieb werden kann man an ihm....

Sie ließen voneinander, als habe eine gewaltige Faust sie voneinander gerissen.

Jutta brach in Tränen aus.

Der ferne Mann hatte sie besiegt. Gerade durch seine Abwesenheit....

Vielleicht saßen sie noch lange, schwerer und unklarer Not hingegeben... um mit dem jähen Rückschlag all ihrer Empfindungen fertig zu werden....

Als die Tränen der Frau endlich still wurden, stand Herbert auf.

Er sagte sanft, sehr schonend, doch ohne sie anzusehen: „Wollen wir nun weitergehen?"

Sie kam hastig in die Höhe.

Ja, weiter wandern — fort, fort — hier konnte man nicht bleiben....

Und doch war es ihr, als hätte sie auf dieser harten Schwelle sitzenbleiben mögen — um zu weinen und zu denken....

Still gingen sie. Zwei Gedrückte — Mutlose....

Der Mann litt unter einem Zwiespalt der Empfindung, der ihm ungeheuerlich war.

Eine Art Scham wollte aufkommen darüber, daß er sie aus seinen Armen gelassen — daß er sich ihr nicht als der Mann bewährt habe, der für den Kuß der Geliebten einer Welt trotzt.... Der Besonnenheit hat, anstatt sich mit ihr in den Tod zu stürzen....

Und doch, zugleich auch begann eine stolze Genugtuung ihn zu erfüllen.... Unversehrt war seine Ehre aus dieser schwülen Stunde hervorgegangen....

Er hatte den fernen Mann nicht beleidigt... diesen Mann, vor dessen Angesicht er nicht augenblicklich hätte treten können, um ihm Genugtuung zu geben....

Diese unbezwingliche Leidenschaft, die so schweren Kampf in sein bis dahin so wohlgeordnetes Leben gebracht, war nicht sein Verderben geworden....

Die geliebte Frau, die er sich zu erringen, der er einst seinen Namen zu geben hoffte, würde gleich ihm eines Tages dankbar und befreit an den Augenblick der Gefahr zurückdenken....

Aus dieser Empfindung heraus stand er einmal still, ergriff Juttas Hand und küßte sie in scheuer Liebe... voll Respekt....

Sie sahen sich an.... Tief und schmerzlich.

Und schritten weiter. So sehr damit beschäftigt, den Aufruhr ihres Gemütes in eine erträgliche Gefaßtheit zu bringen, daß ihnen der Weg gar nichts und die Zeit etwas Unbemerkbares war.

Bis sie auf einmal vor der Pforte der Pension standen — einer hohen Pforte aus Drahtnetz, zwischen Eisenstäbe gespannt, von der aus das Gitter weiterging, die Tannen des Waldes von den Tannen

des Gartens scheidend. Hier war es sonnenlos. Auf ihren sachten Füßen hatte die Dämmerung sich schon aus den Schluchten der Berge herausgeschlichen und lief nun über den See und warf die grauen Schleier der Abendstille über ihn hin.

Noch einmal, zu wortlosem Abschied, küßte er die Hand der Frau. Und sein herbes, feierliches Schweigen gelobte ihr mehr zu, als Worte gekonnt hätten.

Ein letzter Blick und gute Nacht.

Drinnen stand schon das Schicksal und wartete, um mit einem harten Anruf diese erschöpfte Seele zu erschrecken. Als Jutta ihr Zimmer betrat, fand sie einen fremden Mann darin, der über das Lager des Kindes sich beugte, neben dem Martha auf den Knien lag.

Dieser Mann war ein Arzt.

Und ihr kleines Kind war sehr krank.

IX.

Niemand wäre auf die Vermutung gekommen, daß der Legationsrat von Gamberg ein Mann sei, der in schweren Kämpfen stehe. In seinem Hotel richtete sich die Aufmerksamkeit vieler auf ihn; seine vornehme Erscheinung sowohl wie seine ihm eigentümliche Haltung von etwas ablehnender Steifheit forderten die Neugierde heraus. Aber zu denken, daß dieser korrekt aussehende Mann in harter Seelennot sei, hätte kein Mensch sich unterstanden. Die kleine, strenge Falte auf seiner Stirn, der etwas scharfe Zug um den Mund wirkten auf die ihn Beobachtenden als Hochmut. Daß seine hellen Augen mit so leerem Ausdruck über die andern Gäste gingen, als nähmen die Blicke an nichts Anteil, verschärfte den Eindruck des Stolzes. Nun gibt es überall Menschen, die durchaus wissen müssen, wer der andere ist. Die die Fremdenbücher oder den Portier befragen und ein dringliches Interesse nach Nam und Art von Gestalten haben, die gar nicht zu ihrem Lebenskreis gehören. Deren eigentlichster und Hauptreisezweck zu sein scheint, sich den Begriff Publikum in Einzelwesen zu zerlegen, und die sich erst zu unterhalten meinen, wenn sie einen Hinz entdecken, zu dem sie durch einen Kunz Beziehungen haben.

So blieb auch Gamberg nicht von Annäherungen verschont. Gerade weil er so sehr in sich verschlossen durch die Menge ging, schien es doppelt zu reizen, dennoch mit ihm ins Gespräch zu kommen. Auch hat es — undeutlich — stets etwas Auszeichnendes, von einem Einsamen in seine Einsamkeit aufgenommen zu werden.

Es fand sich ein Herr, der mit gelüftetem Strohhut in der Veranda an Gamberg herantrat. Der nahm, in scharfes Nachdenken versunken, seinen Morgentee — von den Ermüdungen der schlaflos durchwachten Nacht soeben ein wenig durch Bad und sorgsame Morgentoilette erholt. Die Anrede erschreckte ihn beinah und störte ihn empfindlich. Aber in seiner beherrschten, kühlen Höflichkeit nahm er die Vorstellung des Zudringlichen entgegen.

„Sie gestatten? Herr Legationsrat von Gamberg, nicht wahr? Sie gestatten: Wilmers!"

Die freudige Zuversicht, in der der Mann, der groß und doch untersetzt war, dies „Wilmers" vorbrachte, verhieß von vornherein Ansprüche auf Bekanntschaftmachen. Aber Gamberg konnte bei seinem zuverlässigen Gedächtnis für Namen wie für Gesichter keinen Wilmers in seiner Erinnerung auftreiben.

Der Mann hatte ein rötliches, starkes, bartloses Gesicht, mit sehr intelligenten Augen. Und die angeborene Plumpheit der Gestalt war durch elegante und gutgetragene Kleidung zu einer besonderen Note gekommen. Die anspruchsvolle Sicherheit des Auftretens schien dafür zu sprechen, daß Herr Wilmers nicht gewohnt und nicht gewillt sei, sich übersehen zu lassen.

„Sie wünschen?" fragte Gamberg aber trotzdem aus einer sehr großen Entfernung.

„Nichts, als Ihnen die Hand zu drücken, damit meine Schwägerin nachher nicht sagt: und du bist ihm so vorbeigegangen?!"

„Ihre Schwägerin?" fragte Gamberg voll mißbehaglichen Erstaunens.

„Sie gestatten", sagte Herr Wilmers jovial und erfaßte schon die Lehne des Stuhls, der untergeschoben dem Platz Gambergs gegenüber stand.

Die ganze Veranda sah ja zu, und da alle diese Menschen im Augenblick sein Publikum waren, wollte Wilmers es auch befriedigen, indem er ihm das Schauspiel einer rasch sich entwickelnden Bekanntschaft gab.

Herbert von Gamberg machte eine schwache Geste, worauf Herr Wilmers mit der Leichtigkeit der Bewegungen, die große, dicke Menschen oft haben, sich setzte.

„Der Bruder meiner Frau ist doch mit einer Schmylauer Tochter verheiratet! Das wissen Sie doch, Herr Legationsrat?! Na, und Lu ist ja so was wie 'ne Cousine von Ihnen. — Wenn Sie damals, als Lu heiratete, nicht überseeisch gewesen wären, hätten wir uns auf ihrer Hochzeit kennen gelernt — na, und nun dacht ich: so 'ne versäumte Gelegenheit muß man nachholen. Ich muß doch Lu 'nen Gruß von Ihnen bringen können."

Gamberg sagte halblaut und sehr förmlich, daß er in der Tat über die Familie, in die Lu, jetzt Frau von Lemkow, hineingeheiratet habe, nicht näher unterrichtet gewesen sei. Er drückte die Hoffnung aus, daß es Lu Lemkow gut ergehe, und daß sie glücklich geworden sei.

Damit hatte er gleichsam einen Vogelkäfig geöffnet. Die Mitteilungen flatterten nur so heraus und ihm um die Ohren. Sie hätten ihn in ihrem raschen Durcheinander verwirren müssen, wenn er überhaupt recht zugehört haben würde. Er verstand die Kunst, in aufmerksamer Haltung auf sich einsprechen zu lassen, ab und zu durch eine steife Kopfbewegung, eine überall passende, weil ganz inhaltlose Zwischenbemerkung Anteil zu zeigen und doch mit seinen Gedanken wo anders zu sein.

Wilmers, für den das Leben sozusagen eine Angelegenheit mit Pneumatik zu sein schien — manchmal platzte sie, aber man kann ja andere Gummireifen umlegen, und nach kurzer Störung geht's famos weiter — Wilmers verbreitete sich genau über die Umstände und Charaktere der Lemkows. Es waren großartige Menschen. Konnten alles, wußten alles, wollten alles. Und Gentlemen durch und durch. Nichts fehlte ihnen wie der

Nervus rerum. Und da war es ja ihr Glück, daß sie einen Mann in die Familie gekriegt hatten, der Geld besaß und es mit liberaler Hand hergab, wo er sah, daß man klug damit arbeiten würde.

So kam Lus Mann auf der Domäne hoch, die zu pachten er von Haus aus natürlich kein Geld gehabt hätte. So kultivierte ein anderer Lemkow mit bedeutendem Gewinn Ländereien in Südsibirien; das Kapital hatte er unter den günstigsten Bedingungen bekommen. Daß er selbst, der hier gegenwärtige Wilmers, der sich übrigens in keiner Hinsicht damit herausstreichen wollte, das „Glück“ der Lemkows sei, erhellte aus dem Vortrag von selbst. Wilmers wehrte vorweg jedes Lob und alle Bewunderung ab, die Herr Legationsrat ihm etwa würde zollen wollen. Er war ein ganz einfacher Mann — er hatte bloß 'n offenen Kopf und ein gutes Herz und 'n Blick dafür, wie weithin man nützen kann, wenn man Fähigen Mittel gibt. Ja, so war er. Aber er mochte nicht, daß viel davon gesprochen wurde.

Unterdes kämpfte Herbert ein peinliches Gefühl nieder, das beinah ein Schmerz war.

Er hörte Namen nennen, in denen ein Klang vor Erinnerungen mitzitterte. Gerade jetzt ertrug er sie nicht....

Ganz derb, ganz ahnungslos hing dieser Mann mit jenen fernen, holden Hochsommertagen zusammen.... Wo er an der jungen Liebe der Geliebten vorübergegangen war. Wo sein Verstand, seine Pläne dagegen gesprochen hatten, aus Sommerträumen Lebensernst zu machen....

Dieser Mann, der der Familienbankier der Lemkows zu sein schien, hatte auch offenbar ungewöhnliches Gedächtnis, Überblick und Interesse für all ihre Beziehungen. Es waren ersichtlich seine Renommierverwandten. Herbert hörte, dann und wann ein Detail aus der Fülle der Vertraulichkeiten erfassend, daß Wilmers genau Bescheid wußte, wie gastfrei es ehemals auf Schmylau zugegangen sei, und wer dort alles zu Sommerzeiten eingeladen zu werden pflegte.

Er bebte davor, daß nun gleich auch Juttas Name fallen werde. Daß er dann sagen müsse: sie ist hier, wohnt zehn Minuten von uns in einer Pension.

Aus dieser Furcht gewann er so viel Lebendigkeit, um wirklich mit Wilmers zu sprechen, ihm nicht nur, in die Abwehr kalter Höflichkeit gehüllt, zuzuhören.

„Sie sind als Passant hier?“

„I bewahre. Wie Sie mich da sehen, so unglaublich es klingt: ich bin nervös. Soll subalpin bleiben, aber dennoch so gewissermaßen in Hochalpenstimmung leben. Man hatte mir irgend so 'n Nest in den Bergen drinnen verordnet — war mir zu eingesperrt — auch die Gesellschaft — second — wissen Sie, Herr Legationsrat, ich lege den äußersten Wert auf beste Gesellschaft.... Ich habe hier einen höchst schicken Kreis.... Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie einzuführen — wo wir — man kann ja beinah sagen über die Schmylauer weg, fast verwandt sind....“

„Verzeihen Sie, Herr Wilmers, aber ich bin auf Reisen, um mich von der Gesellschaft zu erholen.“

„Ah — na ja — verstehe vollkommen — wo sie zu Ihrem Metier gehört! Mit allem, was mit 'm Metier zusammenhängt, mag man unterwegs nichts zu tun haben. Lassen wir also alle meine Bekannten weg. Wir können allein mal was zusammen unternehmen, Tagespartien — ich halte Ihnen alle zudringlichen Menschen fern, darin hab ich 'ne förmliche Kunst. Wenn es etwas gibt, das ich hasse, ist es Zudringlichkeit!“

„Leider reise ich schon heute ab“, sagte Herbert Gamberg mit so viel Nachdruck, daß der andere ein großes Bedauern heraushörte und nachher seinem schicken Kreis erzählen konnte: der Legationsrat war todunglücklich, daß er ausgerechnet in einem Moment abreisen muß, wo man sich eben gefunden hatte.

Er selbst erschrak beinah, als er es gesagt. Mit dem lauten Wort war nun der Entschluß unwiderruflich geworden, an den er in den schweren Stunden der letzten Nacht immer wieder gedacht hatte.

Es war nicht ganz einfach, Herrn Wilmers zu dem Gefühl zu bringen, daß es Zeit sei, den Besuch am Tisch zu beenden. Das bewährte Mittel, Gesprächspausen eintreten und auffällig werden zu lassen, konnte Herbert nicht anwenden; die Lebhaftigkeit des Herrn Wilmers wurde immer behaglicher und intimer; er führte die Unterhaltung mit einer sprachlichen Rüstigkeit unerschöpflicher Art.

Es blieb nichts weiter übrig, als zu sagen: meine Zeit ist knapp.

Dann gab es einen Abschied, aus dem Herbert schließen durfte, daß er für den Rest seines Lebens unter die nächsten Freunde des Herrn Wilmers gezählt werden würde.

In der Erleichterung, daß es überhaupt nur endlich zum Abschied kam, lächelte er hell. Und hiervon war nun Wilmers völlig bezaubert und erklärte seinem schicken Kreis, daß die hochmütige Außenseite nur für die Welt sei, daß in der Intimität eine hinreißende Liebenswürdigkeit zutage trete.

Wenige Minuten nachher ging Herbert auf den Waldwegen dahin. Kühl und feucht war die Luft unter den Tannen, von kräuterigen und moosigen Gerüchen schwer. Zuweilen schimmerte durch die breithängenden Nadelzweige das Geblitze des Sees auf.

Er ging, um Abschied zu nehmen.

In dieser letzten Nacht war es ihm klar geworden: er hätte sich nicht verführen lassen dürfen, hierherzukommen.

Was hatte ihn verführt: Blick und Wunsch der geliebten Frau?

Die eigene Sehnsucht nach ihrer Nähe? Vielleicht diese üppige Schönheit der Natur — die so stark in all den vollen Tönen ihrer Lebensfülle auf die Nerven wirkte, daß man ein aufopferndes Anrecht in sich fühlte, auch zu jauchzen, in ihr mit erhöhten Daseinswonnen aufzugehen —

Vielleicht dies alles....

Er dachte daran, wie sehr er sich in der Hand gehabt hatte, noch damals beim Abschied in Kiel — als er ihr und sich die Haltung vorzeichnete....

Und nun hatte die Leidenschaft sie doch fast überwältigt — Wie kam das?

Vielleicht so: Wenn das Schicksal mit dem gleichen Erlebnis zu uns zurückkehrt, hat es verdoppelte Kraft: zur Macht der Gegenwart gesellt sich die Macht der Erinnerung —

Und das ist: Feuer im Rücken, Feuer von vorn.... Wer kann sich gegen solchen Ansturm behaupten!...

Es ist würdiger, dachte er, wir gehen jetzt auseinander — um uns später mit freiem Bewußtsein gehören zu können....

Er fühlte: dies war seiner Art notwendig!

Nicht nur aus Achtung vor der Geliebten, vor dem Gefühl, das sie zueinander zwang — auch um seines eigenen, zukünftigen Stolzes und Gleichmaßes willen. Wenn die schwülen Augenblicke gestern sie zusammen fortgerissen hätten?... Er wußte heute: es würde ihm furchtbar, unvergeßlich würde es ihm gewesen sein....

Die Scham vor dem fernen Mann hätte ihm das Gemüt vergiftet....

Wär er hier! dachte Herbert inbrünstig. Seine Abwesenheit macht mich von ihm abhängig....

Ja, solange er nicht w e i ß, daß seine Frau ihn nicht mehr liebt, so lange sind wir wie Ketten....

Allerlei Stimmen hatten in der Nacht auf ihn eingesprochen: daß es auf die geliebte Frau wie Feigheit wirken könne, wenn er fliehe; daß er sich gerade als Mann beweisen müsse, indem er bleibe.

Er erkannte: dieser ganze Liebesroman war nicht seinem eigentlichsten Wesen gemäß, das der ruhigen Entwicklung aller Lebensfragen zuneigte.

So wollte er doch trachten, das Unerwartete und Leidenschaftsvolle dahin zu meistern, daß es ihm und der geliebten Frau und vor allem jenem fernen Mann das bürgerliche Ansehen nicht zerbräche!

Sein noch in allerlei Widerspenstigkeiten verstrickter Vorsatz, abzureisen, hatte durch die Begegnung mit diesem lauten und andrängerischen Mann nun ganz sichere Gestalt bekommen.

Die ernste Lage, die nur durch die Größe ihres Gefühls und durch heiligste Schonung aller Empfindlichkeiten ertragbar war, mußte unertragbar werden, wenn nur ein plumper und nicht in sie hinein gehörender Mensch ihnen seine Gesellschaft antrug.

Am Gitter der Pension zögerte er kurze Augenblicke.

Er fühlte sich von einer Befangenheit benommen, die ihm unfaßlich war — so, als sei es eine Verlegenheit, vor die Geliebte hinzutreten.

Zusammen schuldig Gewordene erröten voreinander — kann das Unfaßliche, Unlogische sich begeben, daß man errötet, weil man n i c h t schuldig war?

Ist für eine Frau eine Leidenschaft nur groß und echt, wenn sie keine Grenzen achtet?

Was mochte alles in der Geliebten vorgegangen sein seit gestern abend?

Eine sinnlose Furcht, gegen die er sich nicht wehren konnte, kam plötzlich über ihn, daß nun sie, unschlüssig und von ihrer Sehnsucht zu ermüdet, sich von seiner Liebe doch noch abwenden könne.

Wie er einst, unschlüssig und mit klugbedachten Lebensplänen beschäftigt, an der ihrigen vorbeigegangen war.

Und in dieser jäh in ihm aufwallenden Angst fühlte er schmerzhaft: ich kann sie n i c h t wieder verlieren....

Das gäbe einen Riß, den nichts mehr verheilen könnte....

Rasch trat er ein.

Leer waren Korridor und Treppe. Die kleine Familienpension ließ ihren Eingang nicht von einem Portier bewachen. Im Bureau war Madame, die dort sonst schrieb und huldvoll die Anliegen ihrer Pensionäre entgegennahm, nicht anwesend. Durch offene Türen und Fenster kam die Waldluft herein und durchwürzte das Haus.

Er stieg treppan.

Da, am Kopf der Treppe, aus dem rechten Arm des Korridors kommend, rannte Martha fast gegen ihn an. Sie sagte: „Ach Gott..."

Vielleicht aus Entschuldigung. Atemlos und kläglich sagte sie es.

„Melden Sie der gnädigen Frau, daß ich hier sei."

Martha, deren sommersprossiges Gesicht ganz schlechtfarbig aussah, und die überhaupt einen fast zerzausten Eindruck machte, sah ihn betrübt an.

„Ach Herr Legationsrat — das Kind ist uns krank geworden — sehr krank — wenn es man nich stirbt!"

„Diese Nacht?" fragte er betroffen und sich verfärbend.

„Nein, schon gestern. Wo ich allein mit der Kleinen war. Aber 'n Versehen hab ich nicht gemacht, ganz und ganz gewiß nicht", beschwor Martha und begann zu weinen.

„Das wird Frau von Falckenrott Ihnen auch nicht zutrauen", sagte er tröstend.

Er dachte: Kleine Kinder sind ja manchmal krank — erholen sich rasch — Er erinnerte sich: da und dort in den Kinderstuben seiner verheirateten Freunde gab es zuweilen schreckhafte Erregungen. Und nach ein paar Tagen sah man die jungen Mütter wieder strahlend auf Bällen....

„Kann ich die gnädige Frau wohl einen Augenblick sprechen?" fragte er.

„Ach — ich glaub nicht — nein — es ist wohl nicht möglich...."

Aber sie lief doch zurück, um zu fragen.

Er stand am Treppenkopf. Als würde es schon zudringlich und voreilig sein, wenn er sich der Tür mehr näherte.

Er dachte immerfort: Nun muß ich hierbleiben — in ihrer Nähe — bis ihr Kind genesen ist....

Martha kam wieder, machte schon, kaum daß sie die Tür hinter sich schloß, abwinkende und zur Stille ermahnende Handbewegungen und schlich heran.

„Ach nein. Sie schüttelte nur den Kopf — ach, sie sieht beinah ebenso aus wie das Kind — rein um bange zu werden."

„Was fehlt dem Kind?" fragte er.

„Ich weiß nicht. Wir verstehen es nicht. Es fing gestern an zu erbrechen, viele Male, ich flehte gleich Madam im Bureau an, daß 'n Doktor kommen solle — er spricht mit der gnädigen Frau Französisch — ach, Herr Legationsrat, wenn ich es mal so sagen darf —

ich glaub, sie hat kein Vertrauen zu ihm — sie mag sein Gesicht nicht leiden — sie hat schon wohl sechsmal gesagt: ‚Martha, er kann ja ganz tüchtig sein!‘ Wissen Sie wohl — wie man so spricht, wenn man es ganz inwendig eigentlich nich denkt.“

„Haben Sie nicht an den Geheimrat telephoniert?“

„Er ist kein Kinderarzt, sagt die gnädige Frau.“

„Nun, er würde aber doch...“ Herbert Gamberg dachte nach, während Martha mit ihren wasserhellen Augen andächtig an ihm hing — als müsse von ihm, nur weil er der einzige Mann war, den sie hier kannten, unbedingt Trost kommen. Und sie berichtete es nachher auch ihrer Herrin: man sah wohl, wie nah es ihm geht, er war weiß wie der Kalk an der Wand.

Er stand und erwog: ihr ein Wort der Ermutigung schreiben? Nein. Nichts. Sie wußte von selbst: er sei zur Stelle, wenn sie ihn brauchte. Er fand es zarter, zu schweigen. Aber helfen — das einzige tun, was hier Trost geben konnte. Sie mochte den Arzt nicht, sagte Martha. Und begründete das in aller Einfalt ganz richtig mit dem grundlosesten aller Gründe: sie mag sein Gesicht nicht leiden. Wer kennt so etwas nicht, man wehrt sich stark gegen Helfer und Kluge und Gute, weil vielleicht eine kleine Linie in ihrem Angesicht einem widerstrebt.... Er traute Jutta eine große Kraft des Widerwillens in solchem Fall von Antipathie zu.

„Hören Sie, liebe Martha....“

Sie war nichts wie Ohr und Auge.

„Sagen Sie: ich würde nach Lausanne telephonieren. Dort gibt es unter allen Umständen einen erfahrenen Kinderarzt, dem wir völlig vertrauen dürfen. Vielleicht kann er in zwei, drei Stunden zur Stelle sein. Ich kehre jetzt in mein Hotel zurück und telephoniere Ihnen, wen ich herbekomme und wann. Ich werde den Herrn von der Bahn holen und herbegleiten. Mein Diener kann sich hier einquartieren und Ihnen zur Hand sein.“

„Ja,“ sagte Martha, „ja, das ist schön.“

Ihr schien, als sei nun schon die Besserung auf dem Wege. Sie hatte auch nicht gedacht, daß dieser stolze Mann, vor dessen Haltung ihr etwas unbehaglich gewesen war, so zutraulich mit ihr sprechen könne....

Nun gab er ihr noch die Hand....

Dann ging er. Von einer Eile getrieben, die geradezu Wohltat war. Sie hinderte ihn, den Tumult seiner Empfindungen zu sondern und jede einzeln zu betrachten. Dunkles und Beglückendes in unerhörtem Durcheinander ging durch ihn hin.

Wenn das Kind starb?... Dann war vollends ihre kurze Ehe mit dem andern Mann nur noch wie ein Traum....

Er war gewiß keine dämonische Natur — nicht von fern. Und dennoch wollten Gedanken kommen... der Verstand sprach von Erleichterung... von größerer Klarheit der Zukunft.... Er scheuchte das in schwerem Schreck hinweg....

Er war glücklich, noch in ihrer Nähe zu sein, ihr beistehen zu können, ihr zeigen zu dürfen: ich sorge mich mit dir um dein Kind. — Er arbeitete sich in das Gefühl hinein: so kann ich ihr schon zeigen, daß ich es als teure Pflicht empfinde, an ihres Kindes Ergehen teilzunehmen....

Er erfuhr in seinem Hotel den Namen und Ruhm eines Kinderarztes und ließ sich sogleich mit diesem Professor Lequint verbinden. Alles ging glatt, und der Professor war bereit, um halb eins in Territet einzutreffen, wo Herbert ihn empfangen würde.

Darauf versuchte er an den Geheimrat nach dem Hotel in Caux hinaufzutelephonieren. Aber die Nachricht kam zurück: die Herrschaften seien gerade ausgegangen.

Als dies alles getan war, kam eine Pause voll Unbehagen — das Warten... für Beherrschte vielleicht noch zehrender als für die Ungeduldigen, die sich in Worten und Gesten Luft machen können.

Herbert traf auch wieder unfreiwillig mit Herrn Wilmers zusammen und sollte erklären: ob er seine Abreise auf den Nachmittag verschoben habe? Mit welchem Zuge nun? Er — Wilmers — würde auf eine geplante Partie verzichten und es sich nicht nehmen lassen, ihn an die Bahn zu geleiten. In einer dem Legationsrat bekannten Familie sei plötzlich ein ernster Krankheitsfall eingetreten? Das ging Herrn Wilmers sehr nahe. Ja, Kranksein im Hotel wäre etwas Entsetzliches. Und teuer! Die betreffende Familie solle sich nur auf schauderhafte Rechnungen gefaßt machen. Es schiene beinah, als sei ein Haferschleim mühseliger herzustellen als eine getrüffelte Geflügelgelatine.

Die Mühlräder dieser Gesprächigkeit sausten lange und monoton. Und schließlich bekam Herbert sogar ein Gefühl von matter Dankbarkeit. Der breitschulterige Mann, der sich und seine Mitteilungen für wichtig hielt, hatte ihm über eine Stunde fortgeholfen durch die beruhigende Macht, die allem Gewöhnlichen zuweilen eigen sein kann.

Dann konnte er auch schon zum Bahnhof fahren.

Kaum aber hatte er den Professor aus dem Häuflein der Aussteigenden herausgesondert — die Männer fanden sich an dem Gebaren von Suchenden, das sie beide unwillkürlich annahmen — kaum saß er mit ihm im Wagen, so gab es ein knappes Gespräch, das Herbert qualvoll war.

Professor Lequint nahm seinen runden, weichen Filzhut ab, strich sich mit der Hand durch sein dickes, schwarzes Haar, das ihm in die Stirn fiel, und fragte: „Sie hatten schon einen Arzt aus Territet zu Ihrem Kind berufen?“

„Es ist nicht mein Kind.“

„Ah —“

„Die Mutter des Kindes ist mir befreundet — verwandt.“

„Es ist ein kleines Kind?“

„Vier Monate.“

„Ah.... Warum reiste die Dame mit einem so kleinen Kind? Oder ist die Mutter leidend?“

„Nein.“

Herbert dachte: er wundert sich über alles; Ärzte sind gewohnt, daß Angehörige von Patienten sie gleich mit laienhaft erzählten Symptomen überfallen; es muß ihm erstaunlich sein, daß ich nichts zu sagen weiß.

Und plötzlich teilte er mit: „Das Kind hatte starkes Erbrechen in der Nacht."

„So... wir werden sehen."

Er wird sehen, daß die Mutter eine junge, schöne Frau ist — daß ich nicht unbefangen ihr Zimmer betreten darf — daß ich ihr vor der Welt ziemlich fernstehe — Er wird vielleicht denken, daß...

Vielleicht dachte der Professor nichts. Hatte gar kein Nachdenken übrig für die Umwelt des kleinen Patienten, war nur gespannt auf diesen selbst.

Aber das unselige Gefühl, daß in seinem Eintreten für Jutta etwas sie Bloßstellendes läge, bedrängte Herbert plötzlich stark.

Er hatte die Empfindung, als müsse er diesem fremden Mann Erklärendes und Entschuldigendes sagen.

Und das verletzte seinen Stolz — seine ganze hochmütige Unantastbarkeit war dahin... er litt schon durch ein „Vielleicht".

Nachher hatte er die große Aufreizung der Spannung. Ihm schien natürlich, als bleibe der Professor eine ungewöhnlich lange Zeit oben in dem Krankenzimmer.

Jeder andere wäre rastlos auf und ab geschritten, sich die Zeit durch Bewegung verkürzend. Er saß, in vollkommener Haltung, unbeweglich, bleich und sah leer ins Unbestimmte.

Er faßte sich auf das, was der Professor verkünden werde: Leben oder Tod.

Und als er dann endlich in der Verandatür erschien, erhob sich Herbert aus dem geflochtenen Stuhl, in dem er neben einem Gartentisch gesessen. Scheinbar gelassen schritt er ihm entgegen.

Ja, Professor Lequint konnte vorerst nur die Achsel zucken. Das Kind hatte ganz gewiß irgendeine Mageninfektion — es erbrach — Trotz der verständigen und in solchen Fällen bewährten Mittel, die der Herr Kollege schon verordnet hatte, fuhr es noch fort zu brechen. Man mußte seine Bemühungen darauf richten, die Kräfte des Kindes zu erhalten. Was aber eben schwer sei, wenn der Magen alles verweigere. Uralter Malaga sollte halbteelöffelweise eingeflößt werden. Kräftigende und die Körpertemperatur belebende Einreibungen sollte man versuchen. Aber immerhin.... Ob Madame nicht nahe Angehörige habe, die....

Herbert fühlte: der Professor mochte nicht fragen: hat sie einen Mann?...

Er sprach mit wahrhaft eisiger Miene: „Herr von Falckenrott befindet sich dienstlich im Ausland. Madame ist aber unter dem Schutz sehr naher, älterer Freunde hier, des Professors Gervasius und Frau, die oben im Hotel wohnen. Sie sind bereits benachrichtigt. Ich selbst bin erst seit gestern hier und wollte heute weiter. Aber ich werde jetzt bleiben, um Frau von Falckenrott beizustehen, falls sie meiner bedürfen sollte."

Dies alles war dem Professor recht gleichgültig. Er hatte keine Zeit, über die Lebensumstände seiner internationalen Patienten nachzudenken. Aber die Schönheit und Verzweiflung der jungen Frau hatten ihn einen Moment gedauert, und er dachte flüchtig: ob die niemand hat außer dem höflichen und kalten Herrn, der mich herbrachte?

Der Professor hatte nun Eile, um den nächsten Zug zu erreichen. Morgen, sagte er, würde er wiederkommen. Herbert wollte mit hinunterfahren nach Territet, um alles selbst zu besorgen, was der Professor verordnet hatte.

Gerade als sie einsteigen wollten, kam Martha angestürzt. Sie drückte Gamberg einen gefalteten Zettel in die Hand und lief wieder zurück ins Haus.

Der Wagen rollte in dem kurzen, gehaltenen Trab der Bergabwärtsfahrt unter den Tannen hin.

Herbert hielt das kleine Papier zwischen seinen Fingern. Mit Bleistift stand darauf geschrieben: „Dank! Dank! Ich hoffe wieder. J."

(Fortsetzung folgt).

Gesundheitsgymnastik im Alltagsleben.

Von Dr. Paul Engelen, Chefarzt der Inneren Abteilung des Marienhospitals, Düsseldorf.

Unter Gymnastik versteht man die zweckstrebige planmäßige Uebung der Bewegungsorgane des Körpers. Die entweder unter Zuhilfenahme besonders konstruierter Apparate bzw. auch der sachverständigen Mittätigkeit eines zweiten Menschen oder aber allein durch das bewußte Spiel der Körpermuskeln ohne äußere Hilfsmittel bewirkte Anpassung der Muskulatur erstrebt: bald Steigerung der Kraft, Ausdauer, Geschicklichkeit (Athletik, Training, Sport), bald Pflege der äußeren Erscheinung (kosmetische Gymnastik), oft Heilung von Gebrechen (Heilgymnastik), oft vorsorgend Erhaltung der Leistungsfähigkeit und normalen Beschaffenheit des Körpers (Gesundheitsgymnastik). Für jeden dieser Zwecke sind besondere Uebungsysteme ersonnen und vielfach erprobt. Die alltägliche Erfahrung des Arztes lehrt aber, daß von der überwiegenden Mehrzahl der Menschen die Gesundheitsgymnastik nicht mit der unbedingt erforderlichen Stetigkeit, Aufmerksamkeit und Ausdauer betrieben wird. Mangel an konsequenter Energie, an überzeugendem Interesse, an Verständnis, meist Mangel an der durch die Hast des modernen Erwerbs- und Gesellschaftslebens so knapp bemessenen freien Zeit trägt hieran die Schuld.

Ich will daher im folgenden auf eine Gesundheitsgymnastik aufmerksam machen, die kein Zeitopfer verlangt, die während der Berufstätigkeit jederzeit ohne Störung unauffällig ausgeübt werden kann. Diese Methode gewinnt gerade dadurch, daß sie nicht eine kurze Zeitspanne im Tageslauf in Anspruch nimmt, sondern immer und immer wieder in steter Folge geübt wird, einen durchgreifenden, dauernden Einfluß auf die Funktionen des Körpers, so daß sie schließlich zur natur-

gemäßen gesundheiterhaltenden automatischen Gewohnheit wird.

Apparate sind nicht erforderlich; nur einiges Verständnis für persönliche Hygiene und Konsequenz; man braucht nur die Körperhaltung sorgfältig zu beachten und die Atembewegungen ausdauernd zu trainieren.

Da man bekanntlich seine Mitmenschen gewöhnlich einer schärferen Kritik unterzieht als die eigene Persönlichkeit, so übe man zunächst das Studium der Haltungsmängel recht häufig durch Beobachtung der verschiedenen Menschentypen, wie sie auf der Straße, im Salon, im Berufsleben uns begegnen. Bald haben wir gelernt, Mängel zu kritisieren. Haltungsfehler wirken unschön, sie bewirken Zerrbilder einer ästhetischen Körperform. Deshalb liefern auch unsere Spott- und Witzblätter mit der scharfen Hervorhebung lächerlich wirkender Linien die denkbar beste Anleitung zu vergleichender Prüfung vornehm wirkender gesunder und schädlicher karikierter Haltungstypen. Die Hauptmerkmale einer schlechten ungesunden Körperhaltung sind: schlaffe Vorwärtsneigung des Kopfes, krummer Rücken, eingesunkene Brust, Vorwölbung des Leibes, gebeugtes zusammengekauertes Sitzen, schleppender Gang, mattes, energieloses Muskelspiel. Als die beachtenswertesten schädlichen Folgen dieser saloppen Haltung sind zu erwähnen: flacher, leistungsunfähiger Brustkorb, Erschlaffung der Bauchdecken mit ihren zahlreichen Folgen für Verdauung, Atmung, Herztätigkeit und Nervenfunktion, schließlich Ansatz von Fettballast. Bei dem Bestreben, durch Angewöhnung die Gestalt zu formieren, muß man im Stehen, Sitzen und Gehen hauptsächlich Obacht haben auf Hebung des Brustbeines mit symmetrischer Rückwärtsführung beider Schultern, auf kräftige Einziehung des Leibes, auf energische Anspannung der benutzten Muskulatur. Die willkürliche Gestaltung der äußeren Erscheinung des Menschen fällt der Skelettmuskulatur zu. Beim Stehen ruht der Körper auf den drei Stützpunkten jedes Fußes, nämlich der Ferse und den Ballen, der großen und kleinen Zehe; die beweglichen Teile müssen in den Gelenken außer durch die Mechanik der knöchernen Gelenkformation und durch die Wirkung hemmender Bänder auch durch Muskelzug fixiert werden. Zur Erhaltung des ziemlich labilen Gleichgewichts ist ein ständiges balancierendes Muskelspiel erforderlich. In erhöhtem Maß ist diese Aequilibrierung beim Gehen notwendig; auch richtiges Sitzen erfordert aktive Muskelbetätigung. Die gesundheitlich bedeutsamsten Haltungziele sind: richtige Gestaltung des Brustkorbes und des Leibes.

Dem Brustkorb soll durch Zusammenwirken der Rippenheber und Rückenstrecker mit der Schulterblattmuskulatur eine hohe, gewölbte Form erteilt werden. Den gesundheitlichen Einfluß dieser richtigen Brustkorbformierung werden wir bei Besprechung der Atmung erörtern. Den Bauchmuskeln fällt die Aufgabe zu, den Inhalt des Leibes unter Spannung zu erhalten und einer Vortreibung entgegenzuarbeiten. Die kräftige Druckwirkung der Bauchmuskeln macht ein Versuch von Professor Moritz anschaulich; durch Einführung eines Schlauches in den Magen wurde der Innendruck der Manometermessung zugänglich gemacht; dieser beträgt bei schlaffen Bauchdecken nur etwa 6—8 Zentimeter Wasserhöhe; bei Wirkung der Bauchpresse steigt der Druck auf über 3 Meter. Es würde zu weit führen, wollte ich alle die überaus zahlreichen üblen Folgen einer Erschlaffung der Bauchdecken hier aufzählen. Nur die direktesten Folgen mögen erwähnt werden. Mangelhafte Festigkeit der Bauchdecken führt zunächst zu einer Anschoppung und Stauung des venösen Blutes in den Leibesorganen, weiter auch zu einer Verlangsamung des Säftestromes in den Gewebspalten, schließlich wird auch die Entleerung der die aufgesaugten Nahrungstoffe führenden Gefäße verzögert. Hierdurch wird das Zuströmen frischen sauerstoffreichen arteriellen Blutes erschwert. Auch die Ausstoßung der unbrauchbaren Nahrungsreste, der Abnutzungsprodukte und Zersetzungsubstanzen wird gehemmt. Schließlich stellt sich oft im Leibesinnern und in den Bauchdecken Fettablagerung ein, diese wirkt nun wieder raumbeengend, und so verschlimmert sich fortschreitend der Zustand. Die örtliche Störung in diesem für die Erhaltung der Körperkräfte wichtigen Bezirk greift schädigend ein in die Funktionen des ganzen Organismus, in der mannigfaltigsten Weise verknüpfen sich Störungen in den verschiedensten Organen mit dem Daniederliegen der normalen Funktionen im Verdauungsapparat.

Kräftige, energische Muskelanspannung dient nun nicht zu zuträglicher Formierung der Brust- und Leibeshöhle, sondern die zur Erzielung straffer Haltung nötige Anstrengung, so minimal sie auch scheinen mag, ist auch von weittragender Bedeutung für den Ablauf des Stoffwechsels. Der Stoffwechsel beruht auf einer fortwährenden Aufnahme von Nahrungsubstanzen und der Ausgabe von Abfallprodukten. Die Energie des Stoffumsatzes ist abhängig von dem Verbrauch von Körpersubstanz. Jede Arbeitsteigerung erfordert erhöhten Stoffverbrauch. Schon die bei ruhigem Aufenthalt im Zimmer nötigen Bewegungen steigern den Stoffverbrauch um etwa 80 v. H. gegen den Umsatz im Schlaf. Der zum strammen Stehen erforderliche Arbeitsaufwand erhöht den Stoffumsatz um etwa 12 v. H. gegen den Verbrauch bei bequemer Haltung. Je größer die Muskelanstrengung, desto höher ist der Mehrverbrauch. Langsames Gehen auf ebener Erde erfordert bei mittlerem Körpergewicht in der Stunde etwa 12,8 Gramm Fettverbrennung mehr als in der Ruhe. Durch die Summierung solcher kleiner Ausgaben wird bald ein beträchtlicher Mehrverbrauch erzielt und eine Verfettung verhütet. Daß der bei körperlicher Tätigkeit erhöhte Stoffverbrauch in der Muskulatur sich abspielt, ist experimentell erwiesen. Bei der Zusammenziehung erweitern sich die Blutgefäße des Muskels, die Menge des durchströmenden Blutes nimmt erheblich zu, der Gasaustausch zwischen Muskel und Blut ist etwa zwanzigmal größer als in der Ruhe.

Aus diesen Ausführungen und Beispielen erhellt, daß wir einen durchgreifenden und nachhaltigen Einfluß auf den normalen Ablauf der Lebenstätigkeit des Körpers gewinnen können durch Angewöhnung einer straffen Haltung, durch Anübung energischer Ausführung der Bewegungen des Alltagslebens, durch Formgestaltung der Brust- und Bauchhöhle.

Die zweite für die Erhaltung der Gesundheit und Leistungsfähigkeit wichtigste Angewöhnung ist die Uebung richtiger Atembewegung. Der Zweck der Atmung ist die Aufnahme von Sauerstoff und die Abgabe von Kohlensäure. Der Sauerstoff wird in den Geweben zu chemischen Umsetzungen der Körpersubstanz gebraucht, dabei wird Kohlensäure gebildet. Das Blut ist das Transportmittel dieser Gase, deren Austausch mit der äußeren Luft in den Lungen erfolgt. Durch Einsaugen frischer Luft und Ausatmung verbrauchter Luft wird

der Gasaustausch vermittelt. Die Lungen sind zwei elastische Säcke, die durch den auf ihrer Innenfläche lastenden atmosphärischen Druck an die Wandungen des Brustkorbes angepreßt werden. Bei der Einatmung rücken die Wände der Brusthöhle nach allen Seiten vom Mittelpunkt auswärts. Durch Hebung des Brustbeines vergrößert sich die Entfernung von hinten nach vorn, die unteren Rippen erweitern den Raum in seitlicher Richtung; durch Abflachung der Kuppel des Zwerchfelles, das zwischen Brust- und Bauchhöhle trennend ausgespannt ist, wird der Längsdurchmesser vergrößert. Die Lungen folgen passiv dem Zug der sie umschließenden Wände, in den hierdurch luftverdünnten Innenraum der Lunge strömt die äußere Luft ein. Bei der Ausatmung läßt die durch Muskelzug bewirkte Dehnung der Wände nach, durch die elastischen Kräfte der Lunge und des Brustkorbes wird die Ausgangstellung zurückgewonnen und somit ein Teil der Lungenluft ausgetrieben. Diese Schwankungen des Innendruckes im Brustkorb bewirken außer dem Gaswechsel der Lungen auch einen regelmäßigen Druckwechsel in der Leibeshöhle, dessen Bedeutung weiter unten erörtert ist, und ferner im Blutgefäßsystem. Durch diese Schwankungen liefert die Atmung einen unterstützenden Beitrag zur Arbeit des Herzens. Die Saugwirkung der Einatmung führt in den dünnwandigen Teilen der rechten Herzhälfte und ganz besonders in den zum Herzen führenden, verbrauchtes Blut haltenden Gefäßen, den Venen, zu einer starken Herabsetzung des an sich schon negativen Innendruckes. Die Folge hiervon ist ein lebhafteres Einströmen des Blutes in die erweiterten Bahnen, eine vermehrte Füllung des Herzens. Ferner wird durch die Dehnung der Lungen der Gesamtquerschnitt der durchziehenden Blutgefäße erweitert, somit also eine Herabsetzung des Strömungswiderstandes bewirkt und somit eine Erleichterung der Herztätigkeit. Schließlich wird auch die Blutspeisung der linken Herzhälfte und der Schlagadern erhöht. Die Atmung trägt also dazu bei, den Druckunterschied zwischen Schlagadern und Saugadern zu heben, sie erleichtert den Kreislauf des Blutes.

Die Ausgiebigkeit der Atmung kann willkürlich gesteigert werden. Die Einatmung erfolgt stets durch Muskelwirkung, je kräftiger sie erfolgt, desto mehr Muskeln werden hierzu herangezogen. Oberflächliche Ausatmung erfolgt nur durch die Elastizität der gedehnten Wandungen, bei angestrengter Tätigkeit auch durch Muskelkräfte, zumal durch Mitwirkung der Bauchmuskeln, die durch Druck auf den Leibesinhalt das Zwerchfell in die Höhe treiben. Man unterscheidet Rippen- und Bauchatmung; erstere überwiegt gewöhnlich bei der Frau, letztere beim Mann. Bei energischer Atmung überwiegt auch beim Mann die leistungsfähigere Rippenatmung. Von der Energie der Atembewegung ist zunächst die Lüftung der Lunge abhängig; bei oberflächlicher Atmung wird nur ca. $^1/_6$ des ganzen Luftinhaltes gewechselt, bei energischer Anstrengung über $^4/_5$. Hierdurch wird auch eine momentane Aufbesserung in dem Gasgehalt des Blutes herbeigeführt. Da das Blut zur Erhaltung des Stoffwechsels eine ausreichende Sauerstoffmenge aufnehmen muß, so zwingt oberflächliche Atmung das Herz zu schnellerem Schlagen, damit eine genügende Blutmenge mit sauerstoffführender Luft in Berührung kommen kann. Mit Zunahme der Atmungstiefe wird außer der Blutbewegung auch die Strömung der in den Spalträumen aller Gewebe enthaltenen Flüssigkeit und in den die Gewebsflüssigkeit sammelnden Lymphgefäßen beschleunigt durch die höhere Saugkraft des Brustkorbes. Im Röntgenbild sieht man bei ruhiger Atmung eine Senkung des Zwerchfelles um nur 1—3 cm, bei kräftiger Atmung beträgt der Stellungsunterschied dagegen 5—7 cm. Es wirkt also die Ausgiebigkeit der Atmung auch auf die Blut- und Flüssigkeitströmung in der Bauchhöhle fördernd ein. Die Blutentleerung aus der Leber und den Därmen, der Ablauf der Galle, die Aufsaugung der die gelöste Nahrung enthaltenden Säfte werden durch stärkere Druckschwankungen beschleunigt; hierdurch ist uns ein wichtiges vorbeugendes Mittel gegen die Entstehung von Krankheiten der Verdauungsorgane gegeben.

Es ist daher von größter Bedeutung für die Erhaltung der Gesundheit, immer wieder und wieder ausgiebige Atembewegungen zu üben. Zunächst gewöhne man sich an, soweit wie möglich bei der Einatmung den Brustkorb auszudehnen und so vollständig wie möglich bei der Ausatmung die Lungenluft auszupressen. Diese Uebung wirkt, wie ausgeführt, günstig ein auf die Tätigkeit des Herzens, der Verdauungsorgane und des Atmungsapparates. Zumal bei erblicher Neigung zu Tuberkulose, die durch vorwiegendes Verharren des Brustkorbes in Ausatmungstellung sich kundgibt, ist diese Angewöhnung von allergrößtem Wert. Zweitens achte man sorgfältig auf Einziehung der Luft durch die Nase. Durch die Nasenatmung wird die Luft in den vielfach gewundenen Nasengängen vorgewärmt, bei zu großer Trockenheit wird ihr der nötige Wassergehalt erteilt, Staub und Bazillen werden abgefangen. Drittens ist auch von großer Wichtigkeit, daß die Einziehung der Luft durch die relativ enge Nasenpassage wegen des größeren Widerstandes zu kräftiger Innervation nötigt, daher die Atmungsmuskulatur übt und kräftigt. Schließlich sorge man dafür, daß bei der Ausatmung die Bauchmuskulatur mitwirkt, daß also der Leib eingezogen wird; keinesfalls darf mit der Ausatmung eine Vorwölbung des Leibes einhergehen. Bei der Lungenblähung und chronischen Katarrhen liegt meist falsche Atemführung der Bauchmuskulatur vor, und nur durch richtige Atmungsübung gelingt die Heilung.

Durch solche stete Uebung gewinnt man zweckstrebigen Einfluß auf die Form des Körpers und damit auf die Gesundheit. Wie die Zeiger der Uhr Aufschluß geben über den Stand des Räderwerkes, wie umgekehrt aber auch Verstellung der Zeiger das Spiel des Triebwerkes beeinflußt, so ist auch die äußere Erscheinung des Menschen dem kundigen Auge ein Spiegelbild der Funktionen im Triebwerk der Lebensuhr.

Da die überkommene Erziehungsmethode leider immer noch die wichtigste Zeit des Lebens dazu benutzt, den Geist vollzupfropfen mit dem unbrauchbaren Inhalt mittelalterlicher Bildungsideen, so muß der einzelne durch persönliche Hygiene der Verkümmerung des Körpers entgegenarbeiten. Je früher man damit beginnt, desto besser; doch ganz zu spät ist es hierzu kaum jemals. Selbst bei schon ausgebrochener Erkrankung vermag dauernde Uebung des Körpers manchen Schaden wieder auszugleichen; wirksamer aber als solche Heilgymnastik ist die Angewöhnung alltäglicher Gesundheitsgymnastik.



Die Dame im Hotel.

Von Ola Alsen. — Hierzu 8 Originalzeichnungen von B. Strzoda.

Die Freude zu reisen ist durch die großen Erleichterungen des Verkehrs und besonders durch den angenehmen Aufenthalt in den mustergültig eingerichteten Hotels sehr gewachsen. Früher sah man das Hotel meist als einen dürftigen Notbehelf an. Ein Gasthaus, das sich durch irgend etwas nur im geringsten hervortat, genoß einen ungeheuren Ruf. Heute genügt eine gute Eigenschaft nicht mehr, um einem Hotel zu einem dauernd guten Namen zu verhelfen. Die Hotelbesitzer versuchten mit den Ansprüchen des Publikums Schritt zu halten, oder besser gesagt, sie begannen sich gegenseitig zu überbieten und dadurch die Gäste zu verwöhnen. Nicht nur in größeren Städten, sondern an allen schönen Punkten der Welt sprossen palastartige Hotels wie Pilze aus der Erde. Herrliche Bauten, mit allem nur erdenklichen Komfort und Luxus ausgestattet. Natürlich liefen bei der Sucht nach prunkvollem Aeußern viel Talmieleganz und beträchtliche Verstöße gegen den guten Geschmack mit unter. Aber für die Bequemlichkeit der Gäste wurde in ausgiebigster Weise gesorgt. Kaum, daß die schrillen, früher so sehr gefürchteten Klingelzeichen noch durch die Gänge schallen. An ihre Stelle



Die Dame im Hotel: Beim Souper.



Ankunft und Empfang der allein reisenden Dame vor dem Hotel.

sind sinngemäße, die Ruhe der Gäste schonende Einrichtungen getreten. Natürlich hat jedes Zimmer sein Telephon. Wie könnte ein vielbeschäftigter Mann oder eine verwöhnte, kapriziöse Frau ohne diesen Apparat existieren.

Früher, man braucht gar nicht so sehr weit zurückzugreifen, sprach man wenig von der reisenden Dame. Ein ganz geringer Prozentsatz des reisenden Publikums fiel auf das sogenannte „schwächere Geschlecht". Und wenn man von Frauen sprach, die man in der Eisenbahn, in den Hotels oder vor den Sehenswürdigkeiten traf, meinte man hauptsächlich jenen Typ alternder Engländerinnen, der sich keiner bedeutenden Sympathie erfreute. Die reisende Frau und sogar die alleinreisende Frau ist heute eine ganz selbstverständliche Erscheinung. Selbst der verstockteste Philister findet das Reisen von Damen, sogar von jungen und hübschen Damen ohne männlichen Schutz, nicht mehr inkorrekt.



Ein Brief an die Schneiderin.

Den ersten Mutigen, die sich hinauswagten, ging es natürlich wie allen Vorkämpfern einer neuen Idee — man zuckte über sie geringschätzig die Schultern und war überzeugt, daß irgendwo an ihren sittlichen Anschauungen ein kleiner Defekt sei. Den wenigen Neulingen auf diesem Gebiet folgten aber so viele, daß man jetzt ganz und gar an selbständig reisende Frauen



Die Dame im Hotel: Beim Fünfuhrtee.

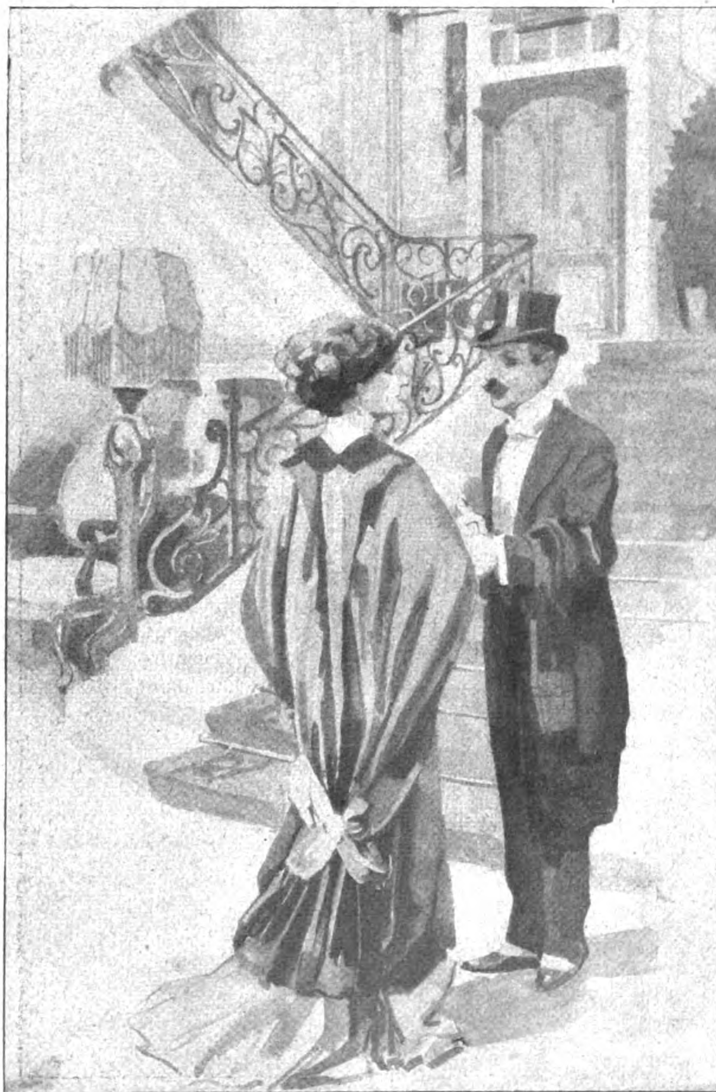
gewöhnt ist. Es war auch ganz natürlich, daß sich die freieren Anschauungen der modernen Frauen auf das Reisen übertrugen, und daß sie sich nicht mehr mit den üblichen Badereisen zufrieden geben würden. Ihr Wissensdurst hat sie auch teilweise unabhängiger gemacht und von der deutschen Frau jene Ungewandtheit genommen, die sie lange von den Frauen anderer Nationen unterschied.

Fraglos trifft man heute auf Reisen noch am meisten Engländerinnen und Amerikanerinnen, besonders in Italien. Darum versuchen auch dort die Angestellten in den Hotels und in den Geschäften, sogar die Bahnbeamten sich durch Englisch verständlich zu machen, wenn ihre Muttersprache versagt.

Natürlich gewannen die Frauen durch die Uebung und die Natürlichkeit, mit der man sie jetzt überall empfängt, Sicherheit im Auftreten und im Verkehr mit der Bedienung. Sogar die vielfach begründete Furcht der Kellner schwand, daß ihre Mühen nicht durch die gewohnte klingende Münze belohnt würden. Mit der Trinkgeldfrage konnten sich die Damen zuerst nicht so recht stellen, entweder gaben sie maßlos oder, was wohl häufiger vorkam — etwas zu wenig.



Sie vertraut ihre Schätze dem Direktor an.



Auf dem Weg zum Theater.

Aber selbst in diesem Punkt bringen sie es jetzt zu einer männlichen Ueberlegtheit, und nur im Ausland versuchen es noch manche Portiers, ihre Gebühren weit über die Taxen zu erhöhen. Die viel besprochene, viel gerügte und trotz des gewiß bestehenden Antitrinkgeldvereins herrlich florierende Trinkgeldunsitte kann wirklich die Freude am Reisen ein wenig herabmindern. Besonders wenn man von Ort zu Ort, von Hotel zu Hotel zieht und man sich bei der Abreise immer wieder durch ein Spalier trinkgeldbereiter Hände zu winden hat. Wiederum ist es fraglos höchst erfreulich, daß sich unzählige Diener regen, wenn man seinen Einzug hält. Die kleinen uniformierten Boys reißen die Türen auf, das Gepäck ist mit rasender Geschwindigkeit in den Zimmern. Eigentlich müßten besondere Angestellte zum Ein- und Auspacken der Koffer zur Verfügung stehen. Eine Neuerung, die gar nicht zu verachten wäre. Die Stubenmädchen sind ja meist gut geschult und gewandt. Bei der heutigen Damenmode jedoch, die das



Nachmittagsunterhaltung bei schlechtem Wetter.



Bei der Morgenlektüre.

Schließen der Kleider auf dem Rücken vorschreibt, haben sie ununterbrochen Kammerzofendienste zu verrichten, so daß sie andern wenig helfen können. Besonders, da das Leben in den großen Hotels nicht nur Annehmlichkeiten bietet, sondern auch seine Ansprüche an die Toiletten stellt. Der Vormittag bleibt jedem zur freien Verfügung. Im Sommer gehört er meist dem Bad oder dem Sport. Größte Einfachheit ist deshalb stilvoll, und selbst in den ersten Hotels der fashionablen Badeorte wird zum Lunch keine Toilette gemacht.

Was früher die Kurkonzerte waren, ist heute der five o'clock tea. Er hat eine gewaltige Karriere gemacht. Er ist das enfant gâté geworden. Jedes größere, erstklassige Hotel hat in seiner Halle einen Nachmittagsempfang, der von der eleganten Welt besucht wird. Leichte Musik, ein wenig Lyrik, von Jünglingen mit bleichem, lockenumrahmtem Antlitz vorgetragen, hier und da eine tanzbeflissene junge Dame, die der Ruhm der Duncan nicht ruhen läßt, goldig schimmernder Tee, schmackhafte Kuchen und schmackhafte Butterbrote. Das sind die äußeren Genüsse dieser Nachmittagsempfänge. Aber in den großen, lichterfüllten Hallen ist keiner der begehrten, bequemen Korbsessel frei. Bei dem Tee und dem Zigarettenduft gedeiht der Flirt wunderbar. Es plaudert sich so schön in dieser Stunde über die Erlebnisse des Vormittags, ganz gleich, ob man ihn mit ernsten Studien oder fröhlichem Sport verbrachte. Man schuf sogar besondere

Toiletten für diese Nachmittagzeit, die einen solch friedvollen heiteren Uebergang zu dem Abend bildet.

Ehe man sich wieder für das Theater oder vielleicht nur für das Diner umkleidet, stattet man noch dem Lesezimmer einen Besuch ab oder diktiert der geschäftigen Dame an der Schreibmaschine die dringendste Korrespondenz. Die bequemsten Schreibtische, auf denen für alles gesorgt ist, haben ihren großen Reiz verloren, seitdem die unentbehrliche Schreibmaschine den Gästen der Hotels zur Verfügung steht.

Es bleibt ja auch so wenig Zeit zum Korrespondieren. Es ist eine längst anerkannte Sitte, den meisten Damen eine erwünschte Gelegenheit, am Abend zum Diner in großer Gesellschaftstoilette erscheinen zu müssen. Abend für Abend wiederholt sich das Bild strahlendster Eleganz. Die Herren in Schwarz, die Damen wie zu einem Fest geschmückt. Ganz selten aber spielt die Musik zum Tanz. Meist sitzt die Kapelle versteckt hinter Palmen. In kleine Gruppen verteilt, unterhalten sich die Gäste nach Tisch beim Mokka an den kleinen Tischen der Halle oder in den Konversationsräumen. Sie plaudern, spielen Karten oder beschäftigen sich mit Bridge, dem Spiel, das uns aus England kam, und dem sich widerstandslos ein großer Teil des Publikums ergab.

Das Ozeanographische Museum in Monako.

Von Professor Woltereck, Leipzig. — Hierzu 7 Aufnahmen.

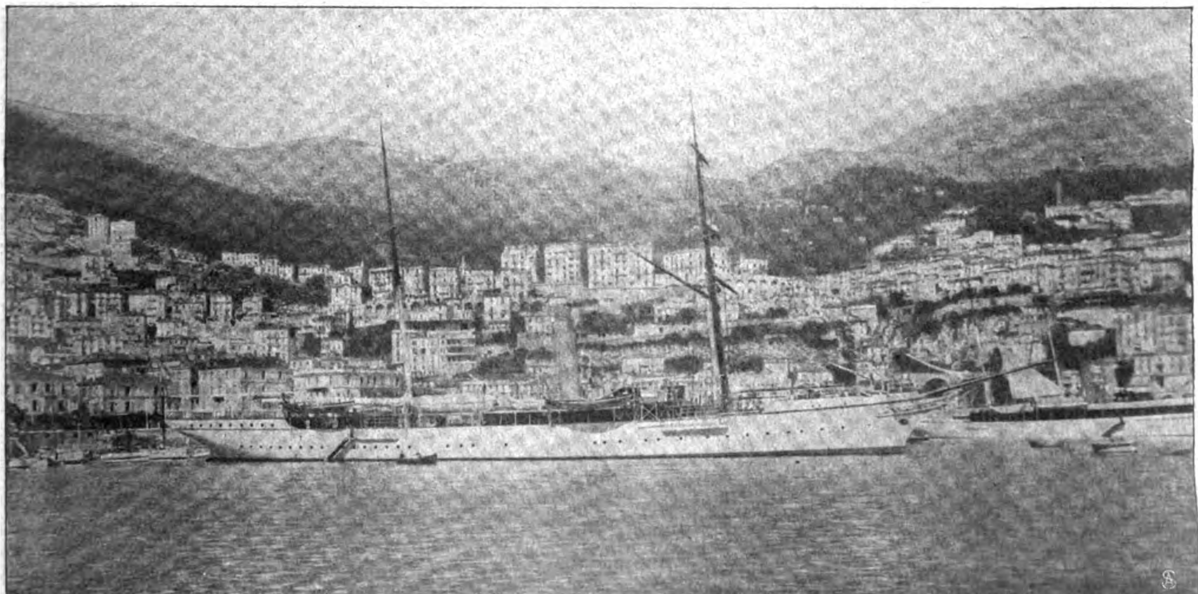
In den Tagen vom 29. März bis 1. April d. J. wurde das prachtvolle „Musée Océanographique“, das der Fürst von Monako (der ja selbst ein bekannter Ozeanograph ist) begründet und der wissenschaftlichen Welt geschenkt hat, feierlich eingeweiht.

Aus den Berichten der Tagespresse ist wohl noch erinnerlich, wie sich diese eindrucksvolle Feier vollzog, in Gegenwart der offiziellen Vertreter Frankreichs, Deutschlands, Italiens, Spaniens usw. und unter Mitwirkung einer glänzenden Versammlung von Meeresforschern aller Länder.

Die Bewunderung für die Schöpfung des Fürsten war allgemein, sowohl was den äußeren und inneren Eindruck des neuen Prachtbaus betrifft, der jetzt den Felsen von Monako weithin sichtbar krönt, als auch in bezug auf die darin untergebrachten wissenschaftlichen Einrichtungen (Aquarien, Laboratorien) und Sammlungen ozeanographischer und biologischer Art.

Nicht geringer war aber die Bewunderung für die Art und Weise, wie der Fürst diese Feier zu einem wirklichen Ereignis für die ozeanographische Welt zu stempeln wußte. Schon bei den allgemeinen Festlichkeiten, bei denen naturgemäß die offizielle Phrase und eine Art von höfischem Zeremoniell eine große Rolle spielte, trat das hier und da hervor; es sei nur an die so gar nicht konventionelle, sondern ebenso geistreiche wie warmherzige Einweihungsrede des Fürsten erinnert. Vor allem aber verstand er es, die Sitzungen der verschiedenen wissenschaftlichen Kommissionen bedeutungsvoll zu gestalten. Alle Teilnehmer an diesen Sitzungen bezeugen, daß in den internationalen Kommissionen noch selten so fruchtbringend gearbeitet sei wie in Monako, wo der Fürst geradezu mustergültig präsidierte: die Materie stets völlig beherrschend, Gegensätze ausgleichend und für weite Gesichtspunkte in der Debatte Sorge tragend.

So kam es denn, daß zu der Bewunderung für das schöne Museum sich eine bestimmte Hoffnung auf die Zukunft gesellte. Dem ersten Ozeanographenkongreß, wie man füglich die Einweihungsfeier auch nennen



1. Die für ozeanographische Forschungen bestimmte Dampfjacht „Princesse Alice“ vor Monako.

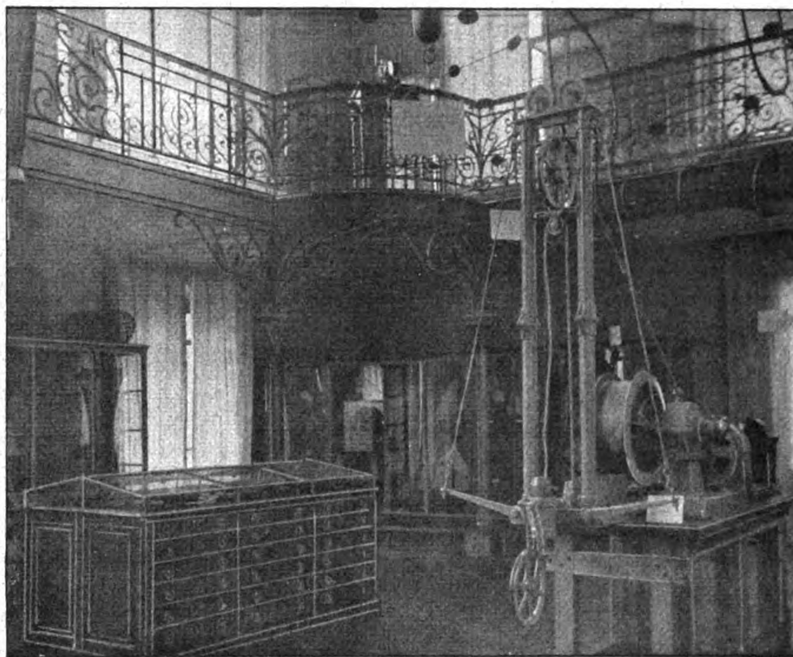
könnte, werden weitere Beratungen der Delegierten folgen; die verschiedenen internationalen Kommissionen (z. B. zur Erforschung des Mittelmeeres und des Atlantik) bleiben bestehen, und zwar unter dem Vorsitz des Fürsten. Da ist nun zu hoffen, daß jene schwierigen und großen Probleme der Meeresforschung, die nur durch Zusammenwirken vieler Nationen und Kräfte gelöst werden können, unter der Leitung dieses Mannes schneller als bisher ihrer Lösung entgegengeführt werden. Denn der Fürst hat nicht nur den großen Vorteil für sich, zu den verschiedenen Regierungen vortreffliche Beziehungen zu haben, sondern er hat sich nun auch als der rechte Mann gezeigt, der die vielfach so stark divergierenden Tendenzen und Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufassen weiß.

So kann das Ozeanographische Museum und Institut in der Tat ein Mittelpunkt für die internationalen Arbeiten und Bestrebungen auf diesem Gebiet werden; das würde dann die Krönung des Werkes sein, das der Fürst sich zur Lebensaufgabe gemacht hat.

Werfen wir aber zunächst einmal einen Blick auf das, was gegenwärtig in jenem Museum geleistet wird, um die wichtigsten Aufgaben kennen zu lernen, die ihm jetzt und in Zukunft erwachsen.

Wir müssen zweierlei ganz verschiedene Betätigungen eines solchen Instituts unterscheiden; die eine tritt nach außen hin in erster Linie hervor, das sind die Schausammlungen (Abb. 2 bis 5) und Schauaquarien, die dem Publikum eine gewisse Bekanntschaft mit dem Meer und seinen Schätzen, ferner auch mit den vielen sinnreichen Instrumenten vermitteln, die wir zur Hebung dieser Schätze, zur Erforschung also des Meeres und seiner Lebewelt, anwenden.

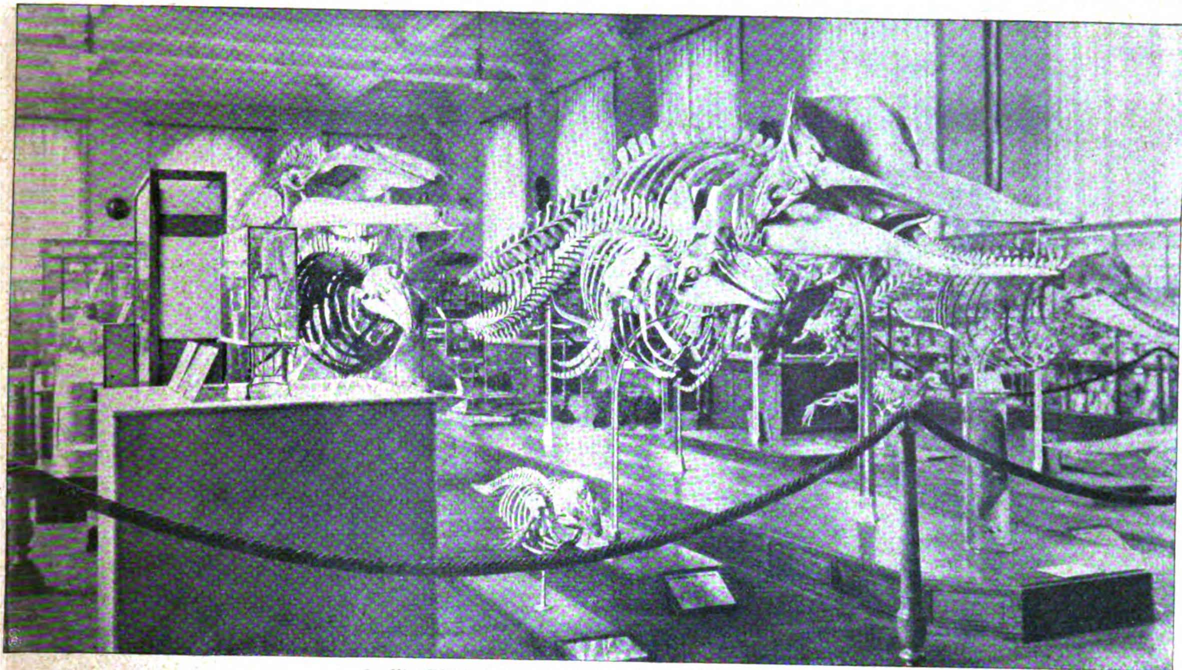
Gegenwärtig spielt offenbar diese Funktion des Museums (die ja auch in erster Linie seinem Namen entspricht) die Hauptrolle in Monako, sowohl was den Aufwand von Arbeitskraft als den von Geld betrifft. Auch die ganze bauliche Anlage des Hauses ist in erster Linie auf solche Schauzwecke zugeschnitten. Gleichwohl scheint mir, daß es verfehlt wäre, dauernd den Schwerpunkt auf diese Seite des Museums zu verlegen. Wenn wir das Publikum von Paris (wo übrigens ebenfalls ein Ozeanographisches Institut vom Fürsten begründet wurde) oder von Berlin nach Monako versetzen könnten, so möchte es vielleicht angebracht sein, den größten Teil der verfügbaren Mittel an die Schausammlung zu wenden. Wir brauchen ja nur an die Tausende von lerneifrigen Besuchern zu denken, die das Berliner Museum für Meereskunde und seine Vorträge besuchen. Hier ist wirklich eine große belehrende „Schau" des Meeres am Platz, wie sie der Kaiser zu schaffen wünschte, und wie sie jetzt unter Albrecht Pencks Leitung in vorbildlicher Weise weiter ausgebaut wird — aber in Monako! Das einheimische Publikum ist (abgesehen von der Fremdenindustrie) wohl nicht gerade besonderen Anstrengungen geistiger Art geneigt. Und das Fremdenpublikum, das das Hauptkontingent der Besucher stellen soll, wird in Monako, d. h. Monte Carlo, von Jahr zu Jahr zwar zahlreicher, aber daß es den Bestrebungen des Ozeanographischen Museums ein besonderes Interesse entgegenbringen sollte, ist wohl kaum anzunehmen. Gutangezogenheit und einige klangvolle Namen spielen auf diesem von der Natur so gesegneten Stück Erde eine vielleicht allzu große Rolle. Selbst alle die vielen Reisenden, die in Florenz und Rom pflichtgemäß für Renaissance und Antike schwärmen und in Neapel die Natur so innig bewundern, daß sie sogar in das Aquarium gehen, ach, auch diese glauben in Monte Carlo wenigstens ein bißchen Snob sein zu sollen. Man spielt und schießt Tauben, aber man geht gewiß nicht gern in ein wissenschaftliches Museum, um zu schauen und sich belehren zu lassen.



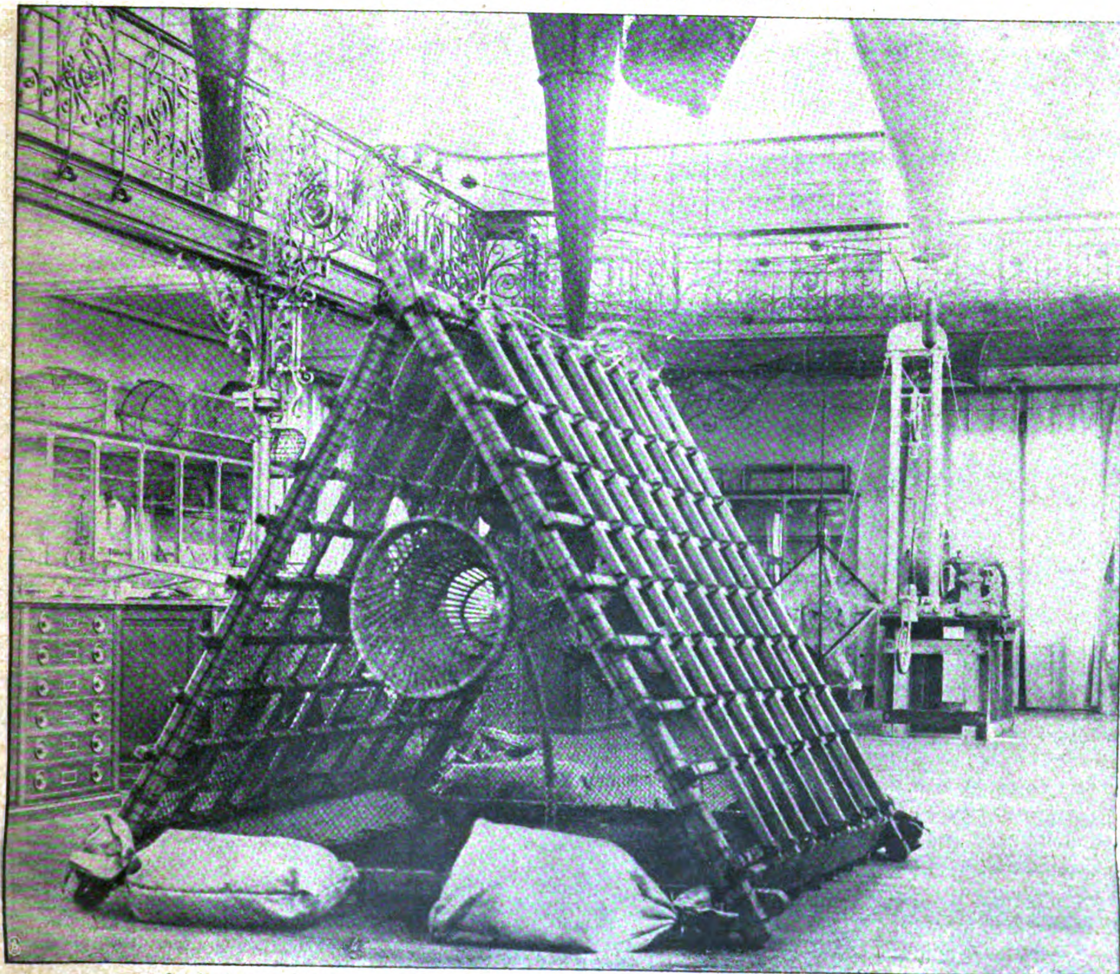
2. **Tiefseelotmaschine in einem Saal des Museums.**

So ist die Prognose für das schöne Museum als Volksbelehrungsinstitut nicht gerade günstig, und es wäre zu wünschen, daß der Schwerpunkt des Unternehmens sich alsbald auf die zweite, wissenschaftliche Seite verschieben möchte. Schon jetzt steht diese in der Organisation des Ganzen gleichberechtigt neben der andern, hat doch das Museum unter der erfolgreichen Leitung von Dr. J. Richard schon seit Jahren wissenschaftlich gearbeitet, während es erst jetzt dem Publikum geöffnet wurde.

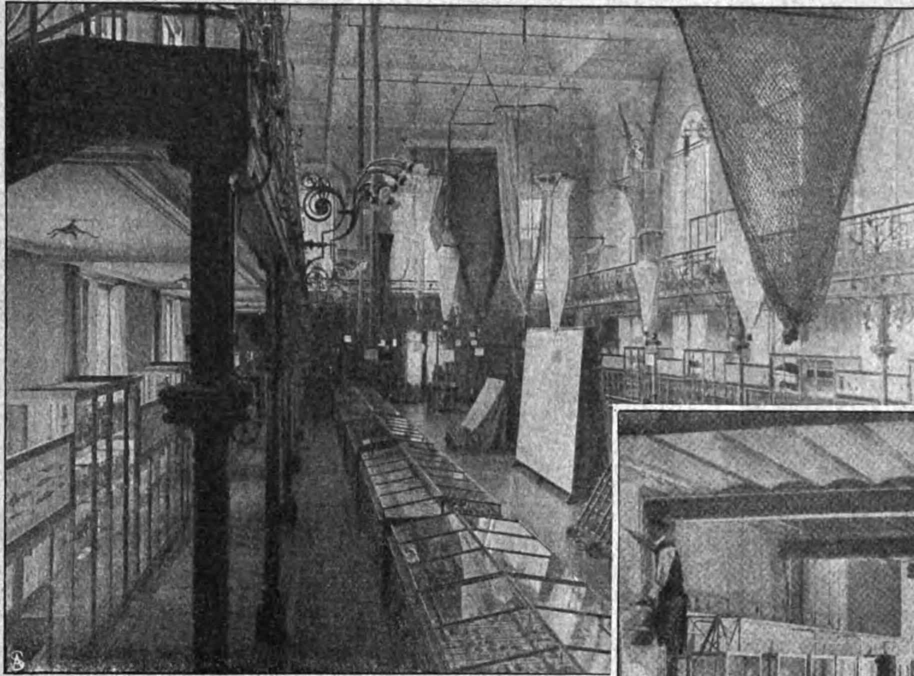
Neben den Schausammlungen sind für den Forscher Spezialsammlungen einzelner Tiergruppen vorhanden; neben den „Schauaquarien" gibt es einen großen hellen Raum mit vielen und sehr praktischen Aquarien für experimentelle Untersuchungen (Abb. 6); ein vortrefflich ausgestattetes chemisches Laboratorium ist vorhanden (Abb. 7) und eine Anzahl von Arbeitsräumen, in denen neben den am Museum angestellten Forschern auch fremde Gelehrte gastliche Aufnahme finden. End-



3. Walfischskelette in einem Saal des Museums.

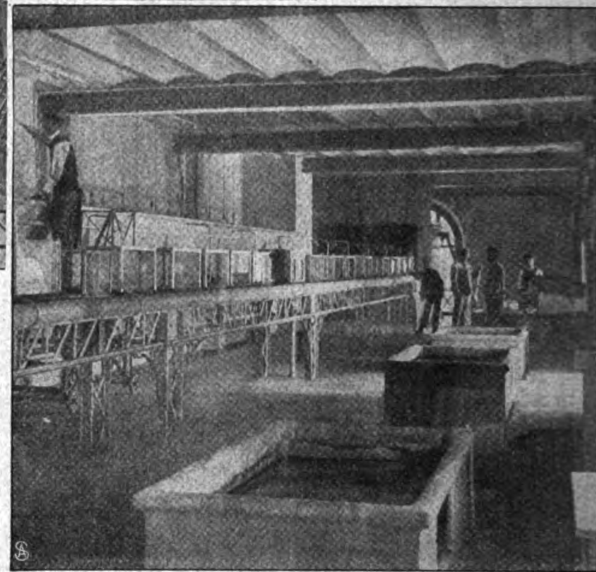


Im Vordergrund eine Fangreuse, welche in die Tiefsee versenkt wird, um Fische und Krebse zu erbeuten.
4. Blick in einen Schausaal des Ozeanographischen Museums.



5. **Schausammlung des Museums**
mit den verschiedenen Arten von Netzen u. dgl.

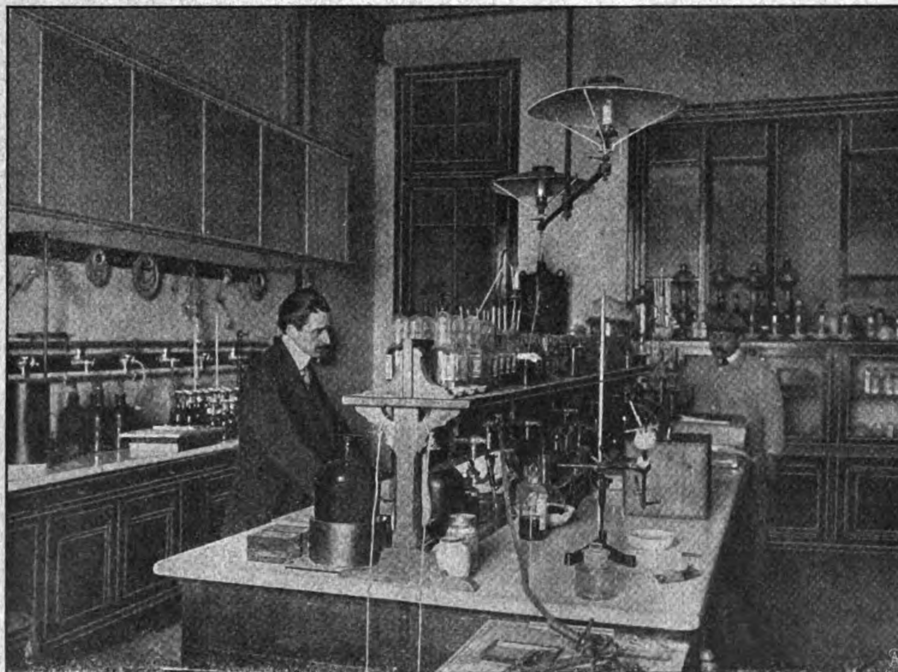
daran liegen, daß von diesem Institut, obwohl es direkt auf dem Felsen der Küste sich erhebt, der tief unten gelegene Meeresstrand recht unbequem zu erreichen ist. Gleichwohl wird aber das Museum in Monako sich in seiner Eigenschaft als biologisches und ozeanographisches Laboratorium eine große Bedeutung erwerben können,



6. **Aquarienraum für experimentelle Untersuchungen.**

lich steht, als wichtigster Besitz dieser wissenschaftlichen Museumsabteilung, ein kleiner Dampfer „Eider“ zur Verfügung, der wöchentlich ein oder zwei Exkursionen macht, um Material zu holen und ozeanographische Beobachtungen zu machen; außerdem sind natürlich kleinere Boote vorhanden.

Im ganzen ist man allerdings in bezug auf die Materialbeschaffung in Monako nicht so günstig gestellt wie an andern Meeresstationen; das mag zum Teil



7. **Blick in das chemische Laboratorium.**

nen, zumal wenn es sich auf die Teile dieser weiten Arbeitsgebiete spezialisiert, für die es seiner Lage und seiner Einrichtungen wegen im Vergleich mit andern Stationen bevorzugt ist.

Unbedingt überlegen ist nun die Gründung des Fürsten Albert allen andern Stationen des Mittelmeers durch eins: durch die große und vollständig für ozeanographische und biologische Untersuchungen eingerichtete Dampfjacht „Princesse Alice“. Mit diesem prächtigen Schiff (Abb. 1) hat der Fürst die wichtigsten jener Forschungsreisen unternommen, die das Material für die Sammlungen des Museums geliefert haben. Bisher wurde

jährlich nur eine größere Reise (in den Atlantik und Arktik) und einige kleinere Fahrten mit diesem Schiff unternommen; jetzt aber soll es in größerem Umfang zur Erforschung des Mittelmeers (in Ausführung der Beschlüsse jener oben erwähnten Kommissionen) herangezogen werden. Dabei handelt es sich in erster Linie um ozeanographische Feststellungen (Strömungen, chemische Zusammensetzung des Wassers in verschiedenen Tiefen und dergl.).

Aber auch für biologische Arbeiten könnte dieses Schiff in weit höherem Maß als bisher herangezogen werden, ja, es könnten mit seiner Hilfe einige der wichtigsten Aufgaben der Lösung nähergebracht werden, die die Meeresbiologie kennt. Ich kann hier nur auf ein paar solcher Aufgaben kurz hindeuten: die eine betrifft die Erforschung der Tiefsee, deren biologische Probleme wir nur mit Hilfe eines schwimmenden Laboratoriums ergründen können, das längere Zeit an einem Ort liegen oder oft an den gleichen Ort zurückkehren kann. Nur so können wir über die wichtigsten Erscheinungen in dieser rätselhaften Welt Aufschluß erhalten (Ernährung, Fortpflanzung, Wanderungen usw. der Tiefseetiere). Es wäre vielleicht sogar möglich, von der Organphysiologie jener monströsen Fische, Krebse und Tintenfische endlich etwas zu erfahren, wenn man sie unmittelbar nach dem Heraufholen aus der Tiefe untersuchen könnte. Gerade im Mittelmeer ist das noch am ersten aussichtsvoll, weil die Tiere nicht wie im Ozean durch starke Temperaturzunahme an der Oberfläche beim Fang geschwächt werden; die unvermeidliche Druckdifferenz wird von manchen Tiefseetieren ganz gut, wenigstens für eine Zeitlang, überwunden.

Ein zweiter Komplex biologischer Aufgaben, der ebenfalls nur an Bord eines solchen „schwimmenden Laboratoriums" in Angriff genommen werden kann, betrifft Tiere der Meeresoberfläche, und zwar an ihnen solche Lebenserscheinungen, die nach einem Transport der zarten Geschöpfe in das Laboratorium nicht mehr normal verlaufen, also nur unmittelbar nach dem Fang studiert werden können; bei diesen „pelagischen" Tieren sind in der Tat fast alle Lebensorgane derart empfindlich, daß ihre Erforschung wiederum von einem Forschungschiff abhängig ist.

Aehnlich ist es bei einer ganzen Reihe von biologischen Problemen; es würde aber zu weit führen, noch mehr davon aufzuzählen. Hier sollte ja lediglich darauf hingewiesen werden, daß in Monako auch auf biologischem Gebiet Dinge geleistet werden können, die von andern Mittelmeerstationen nicht zu erwarten sind.

Derartige Leistungen werden nicht ausbleiben; sie werden das Interesse der Biologen an der neuen Station erheblich steigern und dadurch deren Bedeutung und Einfluß immer mehr erhöhen. Dann könnte der Fall eintreten, daß diese jüngste der biologischen Stationen eine Art führender Rolle unter den Mittelmeerstationen bekäme, und das wäre auf das lebhafteste zu begrüßen. Denn seit langem schon besteht das Bedürfnis nach einem Zusammenschluß jener Stationen zur gemeinsamen Behandlung gewisser Probleme, aber mangels geeigneter Führung kam nichts derartiges zustande. (Die große deutsche Station in Neapel, der diese Führung in erster Linie zukäme, kümmert sich nicht viel um die jüngeren und kleineren Schwesterinstitute.) So bleibt es vielleicht dem Museum von Monako vorbehalten, auch auf diesem Gebiet Hoffnungen zu erfüllen. Dabei wird die Verbindung mit der erwähnten Mittelmeerkommission nützlich sein, die neben ozeanographischen auch biologische Aufgaben in Angriff nehmen will.

Auf ozeanographischem Gebiet ist ja, wie wir sehen, dem Fürsten und seiner Schöpfung bereits mit gutem Grund eine führende Stellung eingeräumt worden. Die Wissenschaft wird davon den Nutzen haben.

Das Radikalmittel.

Skizze von F. Wolter-Span.

„Haben Sie alles, gnädiges Fräulein?"

„Danke, ja."

„Auch das Handtäschchen, das Sie schon zweimal haben liegen lassen? Und das Prismenbinokel — alle Wetter — wo ist das Prismenbinokel —"

Wendelin Boos suchte aufgeregt an dem Gepäckträger herum, der mit einer Last von Koffern, Schachteln und Plaids eben an Bord gekeucht war.

„Aber so machen Sie doch kein Aufsehen! Ich habe das Glas hier am Arm."

„Na, Gott sei Dank! Vor ein paar Stunden in Hamburg gekauft — und in Kuxhaven womöglich schon abgängig. Das wäre ein kurzer Spaß gewesen. Doch da wir nun alles haben, wollen wir uns schleunigst recht gute Plätze suchen."

Trude von Heimersdorff hatte den Windschleier um ihren Panama fester geknüpft. Jetzt ließ sie die Arme sinken und fragte gedehnt: „Wir?"

„Natürlich", nickte er — und die weißblond umwimperten Augen blickten so harmlos vergnügt, als handele es sich um die selbstverständlichste Sache von der Welt.

Die junge Dame wandte sich ab — aber nur für einen Moment. Dann reckte sie das Kinn energisch aus der großen, duftenden Chiffonschleife.

„Herr Boos, Sie haben gesagt —"

„Sehr richtig, gnädiges Fräulein. Ich habe gesagt, daß ich Sie nur bis Hamburg begleiten und mich dann in Altona um meine Fabrik kümmern würde."

„Nun, und?"

Wendelin Boos hatte die Mütze abgenommen und strich über das kurzgeschorene Blondhaar.

„Es ist anders gekommen", erklärte er treuherzig. „Ich habe vom Zentralbahnhof aus telephoniert und erfahren, daß die Geschäfte vorzüglich gehen. Ganz hervorragend gut. Und da das in meiner Abwesenheit nicht immer der Fall ist, bin ich es sozusagen meinem Betrieb schuldig, daß ich noch ein bißchen wegbleibe. Jawohl."

„Eine merkwürdige Praxis —"

„Aber glänzend bewährt! Wenn ich überhaupt nicht mehr hingehe, bin ich sicher, in kurzem ein schwerreicher Mann zu werden. Außerdem — wer schon mal in

Kuxhaven ist, soll auch bei guter Gelegenheit nach Helgoland fahren. Und die Gelegenheit ist außerordentlich günstig, da der Dampfer sich bereits in Bewegung setzt . . ."

„Herr Boos —"

„Sehr wohl, gnädiges Fräulein. Sofort stehe ich wieder zu Ihrer Verfügung. Wenn Sie jetzt nur die Güte haben wollten, mir zu folgen. Die Platzfrage ist nämlich die Seele des Reisens. Namentlich zu Wasser. Sehen Sie — die Leute, die da vorn sich zusammendrängen der besseren Aussicht wegen, werden nach den ersten Spritzern den Genuß aufgeben. Und hinten sitzt es sich bei der starken Dünung, die wir zu erwarten haben, auch nicht schön. Es schaukelt da mächtig, und man hat im Bedarfsfall die Reeling nicht so bei der Hand. Mittschiffs ist's am besten. Aber nicht zu dicht am Kesselhaus. Die Wärme sowie der Oelgeruch wirken beunruhigend auf die Magennerven. Und ich fürchte, wir werden in der Richtung ohnehin einiges zu überwinden haben. Hier — ein prächtig geschütztes Plätzchen! — Hier lassen Sie uns Hütten bauen."

Damit hatte er auch schon zwei Lattenstühle herangeschleift, sie der ganzen Länge nach aufgeklappt und mit Plaids belegt. Eine Handbewegung lud die junge Dame zum Sitzen ein.

Trude Heimersdorff wußte nicht recht, ob sie lachen oder sich ärgern sollte. Im Moment wenigstens. Da ihr aber das Lachen stets näher lag und sie erfahrungsgemäß auch besser kleidete als das Sichärgern, so lachte sie schließlich — herzlich und anhaltend. Es klang, als wenn man eine Hand voll Silbermünzen eine lange Marmortreppe hinuntertrudelte. Als sie sich dann auf einem der Stühle niederließ, mußte sie das winzige Spitzentuch an beide Augen drücken. So hatte sie gelacht.

Nicht ein Zucken der weißlichen Wimpern verriet, wie Wendelin Boos diese Heiterkeit auffaßte.

Mit jener selbstverständlichen Geschäftigkeit, die ihn nie verließ, rückte er ihren Kopf auf einem kleinen Roßhaarkissen zurecht, hob ihre Füße auf den Stuhl und hüllte sie sorglich in Tücher.

„Nun wird's gehen", meinte er, indem er mit zufriedenem Blick das Arrangement überschaute.

„Aber das ist doch zu warm —"

„Oh, bitte — nein! Sobald in wenigen Minuten die Bö einsetzt, die da drüben schon auf uns lauert, wird es recht kühl werden. Ich besorge Ihnen nun noch ein Glas Zitronenwasser mit einigen Tropfen Kognak darin — das wird ausgezeichnete Dienste leisten."

Und schon war er weg, um einen der vielbeschäftigten Stewards zu greifen.

Trude von Heimersdorff gestand sich, daß dieser Herr Boos der drolligste Mensch war, der ihr in den neunzehndreiviertel Jahren ihres Lebens begegnet.

In Köln — im Wartesaal II. Klasse, anläßlich einer Zugverspätung von vierzig Minuten — hatte man zufällig an einem Tisch gesessen: Papa, sie und Herr Wendelin Boos, Fabrikbesitzer aus Altona an der Elbe, wie er sich alsbald klar und deutlich vorgestellt. Nach fünf Minuten hatte er Papa in ein angeregtes Gespräch über künstlichen Dünger verwickelt und — als er hörte, daß er es mit einem Weingutsbesitzer zu tun habe — ihm fünfzig Zentner eines neuen, speziell gegen den Heuwurm und die Peronospera wirksamen Desinfektionsmittels aufgehängt. Diese geschäftliche Aktion hinderte ihn aber nicht, zwischendurch von den neusten Pariser Toiletten zu erzählen, ein amüsantes Streichholzkunststückchen vorzuführen und mit verblüffender Geschwindigkeit eine Handtasche zur Stelle zu schaffen, die im Vestibül beim Billettlösen stehengeblieben war. Gleich darauf hatte er auf der Weinkarte einen guten Jahrgang Heimersdorffscher Kreszenz entdeckt. Man probte, und Herr Wendelin Boos überschlug sich vor Entzücken — was Papa um so mehr schmeichelte, als diese Begeisterung auch in einer Bestellung auf hundertundfünfzig Flaschen — frei Bahnhof Altona — praktischen Ausdruck fand. Auf dem Bahnsteig verpfändeten die Herren gegenseitig ihr Wort, sich bei nächster Gelegenheit zu besuchen, und Papa bat den „lieben jungen Freund", unterwegs der Tochter sich etwas anzunehmen.

Das hatte Herr Wendelin Boos denn auch getreulich getan. Aus dem „etwas" war nun sogar etwas **viel** geworden — und sie dachte mit Besorgnis daran, wie die so korrekte Tante Lisbeth, von der sie auf Helgoland erwartet wurde, über die Eskorte denken würde.

Je nun — sie hatte es nicht hindern können. Und schließlich — — er war doch rührend in seiner Fürsorge. Vielleicht hatte es sogar sein Gutes, wenn sie auf dieser allerersten Seereise jemand zur Seite hatte. Unter einem wohligen Gefühl der Sicherheit kuschelte sie sich fester in die Kissen und Tücher. Wo er nur blieb? Ein leichtes Rot lief ihr bis unter das krause Stirnhaar, als Wendelin Boos endlich mit einem Tablett einherbalancierte.

„So, mein gnädiges Fräulein. Es schlingert schon tüchtig. Zunächst haben Sie die Güte, dieses Lachsbrötchen zu genehmigen. Von dem Getränk später nach Bedarf — —"

„Aber Sie bemühen sich selbst —"

„Das ist schon das beste. Die Stewards bedienen schlauerweise zuerst die Herrschaften auf dem Vorder- und Achterdeck. Sie wissen nämlich ganz genau, daß da nach einer Viertelstunde kein Mensch mehr was genießen wird. Im Gegenteil —"

Trude Heimersdorff ließ das Brötchen auf den Teller zurückgleiten. Nicht wegen der letzten Worte, die sie gar nicht verstanden. Etwas anderes beunruhigte sie: Sie hatte plötzlich das Gefühl, als wenn sie in einem Fahrstuhl säße und nach abwärts führe. Und ein Segelschiff, von dem sie bisher nur die Mastspitzen gesehen, wurde langsam in ganzer Figur sichtbar, um dann ebenso langsam wieder hinter der Reeling zu verschwinden.

„Merkwürdig —" flüsterte sie und sah fragend auf ihren Begleiter, der den Teller beiseite gestellt, seinen Stuhl dicht an den ihren gerückt und sich's bequem gemacht hatte. Als wenn er genau wüßte, was in ihr vorging, bestätigte er: „Ja, es ist komisch. So ein Phänomen wirkt ganz eigenartig. Jedenfalls würde ich Ihnen empfehlen, weder auf das Segelschiff noch überhaupt auf den Horizont zu achten. Und daß es kühler wird, merken Sie schon — nicht wahr? Nehmen Sie die Händchen unter die Decke. Bei drohender Seekrankheit muß man den Körper unbedingt warm halten."

Trude Heimersdorff machte ängstliche Augen.

„Meinen Sie wirklich, daß ich — —"

„Leider ja, meine Gnädigste."

„Und Sie?"

„Ich auch — und zwar heftig. Sobald die Bö noch etwas stärker aufkommt, bin ich geliefert. Dabei äußert sich die Sache bei mir ganz besonders unangenehm. Körperlich weniger. Aber seelisch. Ich leide unter einer furchtbaren Depression, die sich bis zu Selbstmordgedanken steigert. Deshalb lege ich auch Taschenmesser, Revolver, Riemen, Hanfstricke und all dergleichen immer ab, ehe ich an Bord gehe."

„Das — — das ist ja vielversprechend", hauchte das junge Mädchen mit bleichen Lippen.

„Tja — läßt sich leider nichts gegen machen. Es ist besser, man spricht sich vorher aus — nicht wahr? Ich halte die vielverbreitete Ansicht, daß man über die Seekrankheit an Bord nicht sprechen solle, für gänzlich verfehlt. Es ist viel besser, man verständigt sich über die Erscheinungsformen, um dann in geeigneter Weise einander beistehen zu können. Ich, wie gesagt, habe den wilden Wunsch nach Selbstvernichtung. Und wenn Sie in der Richtung ein Auge auf mich haben wollten, wäre ich Ihnen sehr dankbar."

„Oh Gott — wie können Sie denn aber eine solche Fahrt unternehmen!"

Unwillkürlich machte sie eine Bewegung und legte die Hand auf seinen Arm.

Wendelin Boos achtete dessen nicht. Er wiegte den Kopf und blinzelte über die Reeling hinweg nach den immer kräftiger anbrandenden Wogen, die von weißen Kämmen gekrönt waren.

„Das ist sehr einfach, gnädiges Fräulein. Erstens durfte ich Sie unter keinen Umständen auf Ihrer ersten Seereise allein lassen. Zum andern ist ein Uebel, von dem man positiv weiß, daß es vorübergeht, immerhin durchzuhalten — auch wenn es sich noch so schwer äußert. Sehen Sie — ich kenne eine alte Dame in Hamburg — — nee, pardon, vorläufig würde ich noch nicht an die Reeling gehen; decken Sie sich fest zu, lehnen Sie sich hinten über und schließen Sie die Augen — — so ist's recht! Also — was ich sagen wollte. Die alte Dame wird schon seekrank, wenn sie nur das Tuten einer Sirene oder die Drehorgel eines Karussells hört. Trotzdem fährt sie Sommer und Winter jede Woche einmal nach Helgoland, um ihren Sohn zu besuchen, der dort als Marinier stationiert ist. Man kann also sehr wohl seiner krankhaften Gefühle Meister werden oder wenigstens sich durch sie nicht beirren lassen. Und das rate ich Ihnen hiermit dringend an, mein gnädiges Fräulein, in Ihrem und — um Gottes willen — auch in meinem eigenen Interesse. Denn ich fühle —"

Er lehnte sich aufstöhnend zurück.

Trude Heimersdorff schaute ihm entsetzt ins Gesicht.

„Aber gibt es denn gar nichts, was Ihnen — — was uns helfen könnte?!"

Wendelin Boos schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Nichts —", murmelte er dumpf, indem die weißlichen Wimpern ihm schwer über die Augen fielen. Ein qualvoller Zug verzerrte sein Antlitz. Aber nur für einen Moment — dann schien er alle Kräfte zusammenzunehmen und richtete sich in die Höhe. Statt der Qual hatte er nur ein stilles, ein wehmütiges Lächeln auf den Lippen.

„Nichts kann mir helfen, meine Gnädige. Dem einen nützt es, wenn er sich unter Alkohol setzt, dem andern, wenn er Pfefferminzzucker lutscht, dem dritten, wenn er sich ein warmes Plätteisen auf den Magen legt — — nein, bitte, noch nicht an die Reeling! Sie müssen sich bezwingen! Bleiben Sie ganz ruhig liegen. Es hat keinen Zweck, daß Sie das Tuch an den Mund drücken. Besser ganz ruhig liegen — — so — gaaaanz ruhig. Mir hilft nichts. Das heißt — — etwas doch! Ein großer Schreck oder anhaltende Aengste — das ist das einzige Radikalmittel gegen die Seekrankheit. Das hilft **jedem**. Im Golf von Biskaya hab ich's beobachtet. Der Erste Offizier war plötzlich wahnsinnig geworden und rannte wie ein Amokläufer mit gezogenem Messer unter den Passagieren umher. Er wurde bald überwältigt — noch ehe er jemand verletzt — und mit der Seekrankheit war es vorbei. Sogar bei mir. Aber — — wo soll man hier wohl so rasch einen Schreck herkriegen! Und ganz rasch müßte es sein, denn — — ich halte das Elend nicht mehr aus — nicht mehr aus — ich — — ich — —"

Das junge Mädchen hatte von der Biskayaaffäre nichts mehr gehört. Trotz der Abmahnung erhob sie sich, wankte an die Reeling und — — in starrem Entsetzen umklammerte sie Wendelin Boos, der mit wildrollenden Augen seine Mütze in die See schleuderte und nun selbst über die Reeling strebte. Ein Bein hatte er schon drüben.

„Barmherziger Himmel — was tun Sie, Herr! Ich beschwöre Sie — um alles in der Welt —! Seien Sie doch vernünftig!"

„Nein — !!" keuchte er, indem er sich zu befreien suchte. „Ich **will** nicht vernünftig sein! Ich **kann** nicht vernünftig sein! Ich bin elend! Ich — ich **will sterben**! Lassen Sie mich — —"

Trude Heimersdorff schlang ihre Arme nur noch fester um ihn und schrie gellend um Hilfe. Einige Stewards stürzten hinzu. Deren vereinten Anstrengungen gelang es, den Tobenden von der Reeling zu bringen.

„Retten Sie ihn —" flehte das junge Mädchen mit gerungenen Händen. „Binden Sie ihn fest — ja? Binden Sie ihn ganz fest!"

„Ich will nicht! Ich will ins Wasser!!"

„Lieber — Guter — — bitte, bitte . . . wenn ich doch so sehr bitte . . "

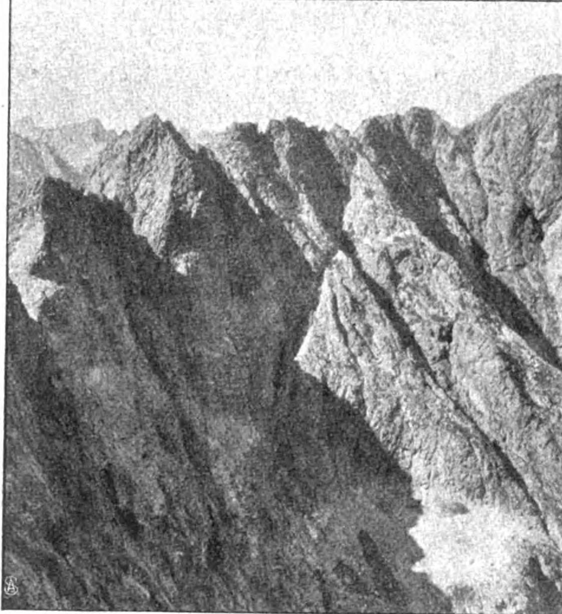
Sie nahm seinen Kopf in beide zitternden Hände und raunte inbrünstig, dicht an seinem Mund, unzusammenhängende Laute voller Seelenangst und — Zärtlichkeit.

Das beruhigte ihn etwas. Er ließ sich in die Kajüte führen und dort niederlegen. Aber erst, nachdem Trude Heimersdorff an seinem Lager niedergekniet war und seinen Kopf an ihre Schulter gebettet hatte, wurde er still — ganz still — — und blieb so — bis Helgoland.

Am späten Abend des gleichen Tages erhielt Herr von Heimersdorff von seiner Schwester Lisbeth ein Telegramm: Sie finde es sonderbar, daß sie bei einer Verlobung in der Familie solcher Art vor ein fait accompli gestellt werde. Außerdem sei es ungehörig, zwei so lächerlich verliebte Menschen allein auf die Reise zu schicken. Im übrigen wäre Trude wider Erwarten gar nicht seekrank gewesen; Wendelin aber furchtbar.



Die Koncystaspitze mit Blick nach Nordwest.



Die Hohe Tatra als Touristenziel.

Von Dr. Johannes Schürmann. — Hierzu 9 Aufnahmen.

Die Hohe Tatra empfängt ihre Gäste, auch die aus dem deutschen Norden kommenden, zumeist an ihrem Südhang. Da steigt sie wie eine Klippeninsel aus dem Ozean, fast unvermittelt, ohne sichtbare Vorberge, aus der Zipser Ebene empor, diese mit ihren höchsten Spitzen um 2000 Meter überragend. Die verhältnismäßig kurze, in der Luftlinie nur 53 Kilometer, im Bogen gemessen um die Hälfte längere Gebirgsmasse bildet bis zu ansehnlicher Höhe ein kompaktes Ganzes: der Polnische Kamm als tiefste Sattelsenkung liegt immerhin noch 2208 Meter über dem Meer. Aber die Krönung dieser Mauer mit ihren



Auf dem Gipfel der Tatraspitze. Oberes Bild: Blick vom Wege zur Meeraugspitze gegen Ochsenrücken.

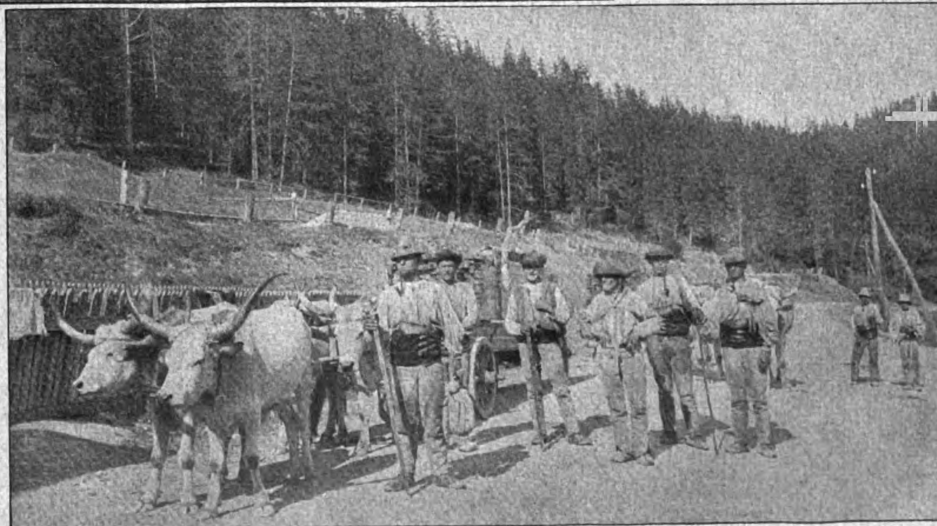


Phot. Schunk.
Ansicht von Vernár.



Phot. Igel.
In der Hohen Tatra:
Zigeuner
und ihre Wohnhäuser.

weit vorgeschoben in einen südlichen Ausläufer des Gebirges und wird von manchen Gipfel an Höhe weit übertroffen, namentlich von der 2663 Meter hohen Gerlsdorfer Spitze, die seit vierzehn Jahren amtlich den Namen Franz Josef-Spitze führt. Ueberhaupt ist das Massiv nicht so kompakt und ungegliedert, wie es



Slowakische Holzarbeiter mit Ochsengespann.

Zinnen, Türmen und Spitzen ist von entzückender Mannigfaltigkeit.

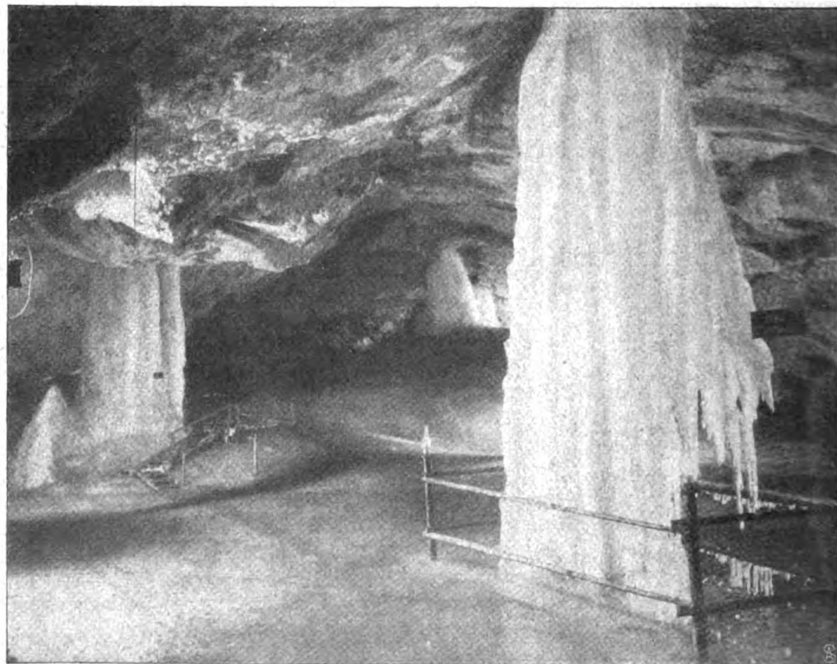
Wer, etwa von Poprad aus, dem gewöhnlichen Ausgangspunkt des Tatrabesuchs, mit einem Blick das ganze Gebiet umfaßt, dem erscheint die Schlagendorfer Spitze leicht als der gewaltige Mittelpunkt der Kette. Das ist eine Augentäuschung. Sie liegt in Wirklichkeit


Vor dem Felsentor von Straczena. Phot. Fejer.

und stimmungsvollem Farbenwechsel gleichen; aber natürlich sind sie nicht wie jene vulkanischer Natur, sondern die Reste vorzeitlicher Gletscherbildungen. Die tiefer gelegenen, namentlich der Csorbersee, an dessen Ufern verständnisvoll schaffende und schonende Menschenhand ein Paradies geschaffen hat, sind liebliche Raststätten, die mit der Herbheit des unmittelbar dahinter emporsteigenden Felsgebirges aufs glücklichste kontrastieren. Weiter oben fügen sich die einsamen, oft nur für ganz kurze Zeit im Sommer eisfreien Weiher stimmungsvoll der heroischen Landschaft ein. Steinbock, Luchs, Bär und Murmeltier leben noch in diesen Regionen, und die Gemse ist stellenweise fast häufig. Enzian und Soldanellen, seltene Ranunkelarten, Aurikeln und Edelweiß erfreuen den Kundigen, der nur die Alpenrose umsonst suchen wird. — Von dem schon genannten Csorber See im Westen führt die vortrefflich gebaute Klotildenstraße in abwechslungsreichen Windungen an der ganzen Kette entlang über die Sommerfrischen und Badeorte Hoch-Hagi, Weßterheim (Széplak) und die drei Schmecke (Tátrafüred) — letztere vornehme Luftkurorte mit luxuriösen Hotels und prachtvollen Landhäusern — nach Matlarenau und Höhlenhain. Dieser Straßengürtel bezeichnet zugleich nach dem Gebirgskamm zu

scheint, auch nicht auf der Südseite; nach Norden hin vollends fällt es in Stufen und langgestreckten Tälern über Vorgebirge und Hügelreihen nach der galizischen Seite hin ab. Köstlich sind die kurzen waldigen Quertäler des Südhangs mit ihren springenden, schäumenden Bächen, am schönsten wohl das Kleine Kohlbachtal mit Wasserfällen, die kühn den Vergleich mit den weltberühmten Gießbächen der Schweiz und Tirols aushalten können. Von den Reizen alpiner Landschaft fehlt der Tatra überhaupt nur einer: der des ausgedehnten Gletschergebiets und des großen, niemals verschwindenden Schneefeldes. Die Steilheit der Gipfel und Felswände schließt das aus, dafür aber bietet sie dem Bergsteiger den großen Vorteil, ihn in kürzester Zeit aus dem Talgebiet in die Region des Hochgebirges zu führen. Alle Gipfelpartien sind Tagestouren, im übrigen je nach Neigung und Leistungsfähigkeit des einzelnen leicht auszuwählen und abzustufen.

In den kleinen Kesseln der Hochtäler, etwa zwischen 1200 und 2200 Meter Höhe, liegen die „Meeraugen", die runden, steilumragten, stillen Teiche und Seen, die der Tatra ihr eigenartiges Gepräge geben. Man könnte bei ihrem Anblick an die Kratermaare der Eifel denken, denen sie in Umfang, Gestalt


Die berühmte Dobschauer Eishöhle. Phot. Fejer.



Der Csorber See. Phot. Kunstanstalt Stengel & Co., G. m. b. H., Dresden.

die Grenze menschlicher Wohnstätten: oberhalb liegen nur noch einzelne neuentstandene Gasthäuser und Schutzhütten, wie das Kohlbachhotel und das Hotel Gemse im Kohlbachtal, das Schlesierhaus am Felker See. Uebrigens ist an diesen Stätten im Sommer für gute Aufnahme und Verpflegung gesorgt.

Die in mehrfacher Hinsicht interessante Bevölkerung kennen zu lernen, bietet das eigentliche Gebirge naturgemäß weniger Gelegenheit als ein Rasttag in der von der Popper und ihren Tributbächen durchströmten Zipser Ebene und namentlich ein leicht anzuschließender Ausflug in das Zipser Mittelgebirge mit seiner grandiosen Dobschauer Eishöhle (Abb. S. 1196). Auf der herrlichen Wagenfahrt von Poprad in das Straczenatal (Abb. S. 1196) gewinnt man auch die Hohe Tatra selbst noch lieber: sie scheint zu wachsen und immer majestätischer den Horizont zu beherrschen, nachdem man die ersten sanften, in saftigstem Laubgrün prangenden Hügelketten überschritten hat und unmerklich aus dem Tal der Popper in das der Hernad und Göllnitz, aus dem Wassergebiet der Ostsee in das des Schwarzen Meeres gelangt ist. Vom romantisch lieblichen Vordergrund heben sich die ernsten Hochgipfel mit ihren Schneefalten und flatternden Nebelschleiern in wahrhaft erhabener Schönheit ab.

Aber nun zeigt der Kutscher uns rechts den Königsberg. Etwas fremdartig klingt sein Deutsch, und doch spricht er es flüssig als seine Muttersprache, und die blaugrauen Augen nebst dem blonden Schnurrbart lassen keinen Zweifel darüber: er ist ein Deutscher. Wir sind hier zwischen Galiziern, Polen, Slowaken und Madjaren auf deutschem Sprach- und Kulturgebiet; seit wenigstens sieben Jahrhunderten wohnen Stammesbrüder hier, die in Sprache, Tracht und Sitte ihren Ursprung nicht verleugnet haben. Wie lange dieses Deutschtum sich freilich äußerlich noch erhalten kann, das ist eine andere Frage. Es ist unleugbar in Abnahme begriffen, und zwar nicht aus Schwäche gegenüber den es umgebenden Volkstümern, sondern, so merkwürdig das klingen mag, gerade wegen der Ueberlegenheit derer, die seine Vertreter sind. Die Zipser Deutschen bilden in der ungarischen Monarchie ein intellektuell und ethisch ausgezeichnetes Element, sie stellen in großer Zahl die Lehrer und Geistlichen, Aerzte und Juristen. Natürlich ist nicht für alle diese Köpfe Raum und Betätigungsmöglichkeit in der Zips und den Nachbarkomitaten. Ganz Ungarn erhebt Anspruch auf sie, und was an ihrer Stelle in die alten Wohnsitze einrückt, ist anderen Stammes. So wird die Zips entdeutscht, aber in zahllosen Kanälen fließt dafür das deutsche Blut befruchtend und fördernd in das übrige Königreich. Uebrigens wollen die Zipser Deutschen auch, so treu sie jahrhundertelang an Sprache und Brauch festgehalten haben und noch daran halten, doch von irgendwelchem politischen Großdeutschtum nichts wissen und hören. Sie nennen sich noch jetzt mit Stolz die „Lanzenträger des Königs von Ungarn“.

Neben den Deutschen stehen als zweite Volksschicht die slawischen Slowaken, ein stattlicher, liebenswürdiger Menschenschlag, der übrigens mit den ihnen kulturell überlegenen Deutschen in bestem Einvernehmen lebt. Manche Ortschaften, die ehemals deutsch waren, sind heute schon ganz slowakisch geworden. Tracht und Bauart der Hütten, von denen unsere Bilder gute Beispiele geben, lassen auf den ersten Blick erkennen, ob man sich unter Germanen oder Slawen befindet.

Beide Nationalitäten blicken mit unsäglicher Verachtung auf das dritte Volkselement hinab: auf die Zigeuner. Diese sind hier freilich zu einer gewissen Seßhaftigkeit gelangt und haben ihre Karren oder Zelte mit festen Wohnungen (Abb. S. 1195) vertauscht, die etwa auf der gleichen Stufe mit schlecht gelüfteten Viehställen stehen. Den Slowakendörfern sind — immer unterhalb, damit die Parias den Vertretern des Herrengeschlechts nicht das Wasser des Dorfbachs verunreinigen können — die Zigeunerniederlassungen angehängt, und wenn man genügend Kupferkreuzer für das Bettelgesindel in seine Taschen gesteckt, auch für Insekten-

pulver zur Nachkur gesorgt hat, so kann man sich beispielsweise in Vernár einmal in die Höhlen hineinwagen. Lange wird man es drinnen trotz der freundlichen Aufnahme sicher nicht aushalten. Die Zigeuner fiedeln und lungern umher, die Weiber betteln und krakeelen, die Kinder betteln und prügeln sich: darin und in ihrer kaninchenhaften Vermehrung scheint ihr ganzer Lebenslauf zu bestehen. Vergißt sich einmal ein armes Slowakenkind so weit, dem Reisenden ebenfalls das offene Händchen hinzuhalten und „krajczer!" zu murmeln, so genügt meist ein Blick und ein strafendes: „Bist du ein Zigón?" — Blutrot vor Beschämung über diesen Vergleich läuft es weg und kommt sobald nicht wieder zum Vorschein.

Eine ausführliche Schilderung der Dobschauer Höhle — der größten und sehenswertesten aller Eishöhlen, die man kennt — würde aus dem Rahmen dieses Aufsatzes fallen. Wir bringen das Bild einer Partie aus dieser Höhle, weil sie den natürlichen Abschluß einer Tatrafahrt bildet und bei unerheblichem Mehraufwand an Zeit und Reisekosten die vielfachen Eindrücke einer solchen wertvoll vermehrt.

Starke, neue Eindrücke, wie sie der Alltag daheim nicht bietet, draußen in sich aufzunehmen und so bereichert heimzukehren; wer darin den Zweck und Ertrag einer Touristenfahrt erblickt und zugleich für die Schönheit dieser Gotteswelt ein dankbar offenes Auge hat, dem sei die Hohe Tatra herzlich als Wanderziel empfohlen.



Bilder aus aller Welt.





Geh. Hofrat Prof. Dr. Nobbe,
der bekannte Botaniker, feiert seinen 80 Geburtstag.

Vor kurzem feierte der verdienstvolle Botaniker Geheimer Hofrat Professor Dr. Nobbe seinen 80. Geburtstag. Er hat im Jahr 1869 die erste Kontrollstation zur Untersuchung landwirtschaftlicher Sämereien begründet, die für alle Kulturstaaten vorbildlich geworden ist.

Dr. Theodor Toeche-Mittler, einer der Senioren des deutschen Buchhandels, konnte jüngst ein schönes Doppeljubiläum feiern. Am 3. Juli 1860, also vor 50 Jahren war, er in Berlin zum Doktor der Philosophie promoviert worden; tags darauf trat er in das Verlagshaus seines Großvaters, die Hofbuchhandlung E. S. Mittler und Sohn, ein.

Ruth v. Wedel, eine junge hochbegabte Schauspielerin aus den Reichslanden, die bisher am Hoftheater in Meiningen gewirkt hat, wurde für die Zeit von 1910 bis 1912 dem fürstlichen Hoftheater in Gera als sentimentale Liebhaberin verpflichtet.



Ruth von Wedel
wurde als sentimentale Liebhaberin für das fürstl. Hoftheater in Gera verpflichtet.

Die Papiermacherberufsgenossenschaft, in der eine Reihe von Organisationen der deutschen Papierindustrie vertreten sind, konnte auf ihrer letzten Tagung in Goslar ihr 25jähriges Gründungsjubiläum begehen. Eine gemeinschaftliche Fahrt nach dem Brocken, an dem etwa 250 Personen teilnahmen, beschloß die Tagung.

Die Stadt Aachen hat einem ihrer besten Söhne und einstigem Ehrenbürger, dem Diplomaten, Kunstfreunde und Schriftsteller Alfred von Reumont (1808-1887) ein Denkmal im Stadtgarten gesetzt, das vor kurzem feierlich enthüllt wurde. Der in Aachen geborene Bildhauer Linden hat das würdige Denkmal des besonders um die freundlichen Beziehungen zwischen Preußen und Italien hochverdienten Mannes geschaffen.

Eine Königin-Luise-Feier in Paretz. Am 19. Juli dieses Jahres wird Deutschland den 100jährigen Todestag der Königin Luise in liebevollem Gedenken begehen. Vor kurzem fand in Paretz, dem Lieblingsitz der Unver-

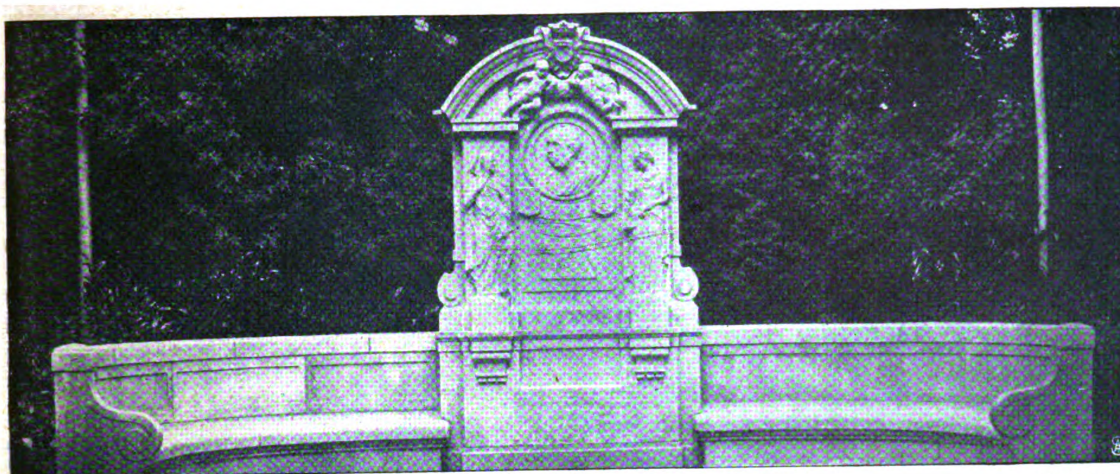


Dr. Theodor Toeche-Mittler,
der Chef des Verlagshauses E. S. Mittler & Sohn, feiert sein 50jähr. Doktorjubiläum.



Die deutschen Papiermacher auf der Brockenfahrt. Phot. Ст...mm.

Von der Feier des 25jährigen Bestehens der Papiermacherberufsgenossenschaft in Goslar a. Harz.



Phot. Horegard.

Ehrung eines Diplomaten und Kunstgelehrten.

Zur feierlichen Enthüllung des Denkmals für Alfred von Reumont in Aachen.



Phot. Boll.

Aufführung des Vereins „Heimat für Mädchen u. Frauen gebildeter Stände": Königin Luises letzter Besuch in Paretz.

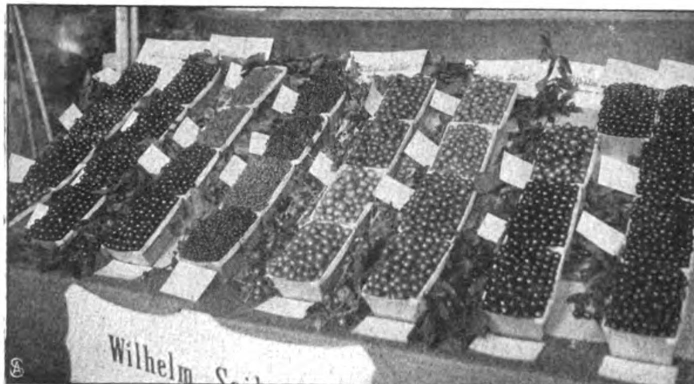
Eine Luisenfeier im Park von Paretz.



Blick in das Hauptschiff der Kirche.

Von der Ausstellung der Vereinigung nordwestdeutscher Künstler in der Katharinenkirche zu Lübeck.

Moderne Kunst in einer alten Kirche.



Früchte aus dem Havelobstgau Werder.

Von der Frühobst- und Gemüseausstellung
im Tiergartenhof zu Berlin.

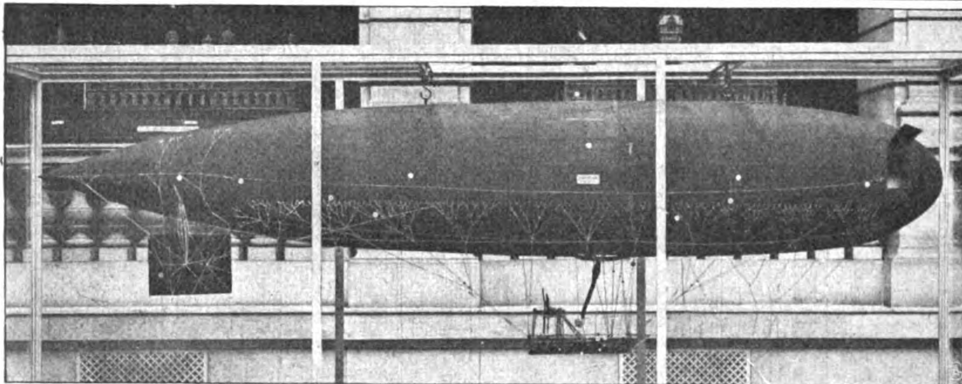
die Provinz Brandenburg veranstaltet worden war. Die Landleute aus Beelitz, Werder, Guben, Lübbenau und den anderen Obstgegenden der Mark hatten ihre besten Produkte gesandt; alles leckere Dinge, deren Besichtigung vielen Freude machte.

Im Lichthofe des Reichspostmuseums in Berlin wurde eine interessante neue Ergänzung der Sammlungen des Museums aufgestellt. Das Reichspostamt hat verkleinerte, aber genaue Nachbildungen der wichtigsten Lentballon- und Aeroplantypen herstellen lassen, die in anschaulicher Weise besonders in diesem Zeitalter der Luftschiffahrt vielen willkommene Belehrung bieten wird.



Meerrettich und Kohlrabi aus dem Spreewald.

geßlichen, eine stimmungsvolle Vorfeier statt. Neunzig Bewohnerinnen und viele Gäste der „Heimat für Mädchen und Frauen gebildeter Stände" kamen an Bord eines Dampfers in den stillen Ort. In der historischen Kirche wurde ein weihevoller Gottesdienst abgehalten, dann gingen die weißgekleideten Mädchen durch den Park, der so viele Erinnerungen an die Königin birgt. Dort brachte ein im Freien aufgeführtes Festspiel die ernste Stimmung des Tages zum Ausdruck. Nach einem frohen Kaffeestündchen im Grünen wurde dann das Paretzer Herrenhaus besichtigt, in dessen schlichten Räumen auch jetzt noch der edle Geist der „Gnädigen Frau von Paretz" waltet.



Parseval-Luftschiff.

Von der Ausstellung von Luftschiffen und Flugmaschinen im Postmuseum zu Berlin.

In Glückstadt wurde im Juni unter dem Präsidium des Oberbürgermeisters von Kiel der 15. Schleswig-Holsteinsche Städtetag abgehalten. Fast alle Bürgermeister des Landes, die höchsten Vertreter der Staatsbehörden und zahlreiche kommunale Fachleute waren anwesend.

Die Vereinigung nordwestdeutscher Künstler hat ihrer diesjährigen Ausstellung einen höchst stilvollen Rahmen geschaffen, indem sie sie in der Katharinenkirche in Lübeck, einer sonst leerstehenden alten Klosterkirche, untergebracht hat. So können die erlesenen Künstler ausnahmsweise in einem Milieu wirken, das auch an und für sich ein wertvolles und interessantes Kunstwerk darstellt.

Vom 24. bis zum 26. Juni konnte man im Tiergartenhof in Berlin eine reich beschickte Frühobst- und Gemüseausstellung bewundern, die von der Landwirtschaftskammer für



Von links nach rechts sitzend: Geh. Justizrat Schmidt-Altona, Oberpräsident v. Bülow-Schleswig, Oberbürgermeister Dr. Fuß-Kiel (Vorsitzender), Regierungspräsident Ulert-Schleswig. Hofphot. Tiele.

Vom Schleswig-Holsteinschen Städtetag in Glückstadt: Vorstand und Ehrengäste.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 29. | Berlin, den 16. Juli 1910. | 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 29.



Die sieben Tage der Woche.

6. Juli.

Die italienische Deputiertenkammer vertagt sich nach Annahme des Elementarschulgesetzes auf unbestimmte Zeit.

Aus Washington wird gemeldet, daß das Staatsdepartement mit dem Ministerium des Aeußern von Mexiko in einen Notenaustausch getreten ist, um ein gemeinsames Vorgehen zur endgültigen Beilegung der Wirren in Nikaragua einzuleiten.

7. Juli.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg trifft in Karlsruhe ein und wird daselbst von dem Großherzog von Baden in Audienz empfangen.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß der deutsche Botschafter Graf Pourtalès bei dem Minister des Aeußern Iswolski freundschaftliche Vorstellungen wegen mehrerer in letzter Zeit vorgekommener Uebergriffe russischer Militärchargen an der preußisch-russischen Grenze erhoben hat.

Aus Athen kommt die Nachricht, daß König Georg von Griechenland die kretische Regierung durch eine Botschaft aufgefordert hat, den Wünschen der Schutzmächte Folge zu leisten, um den Ausbruch eines schweren Konfliktes zu vermeiden.

Die Polizei in Konstantinopel entdeckt einen reaktionären Geheimbund, der durch Gewalttaten gegen Minister und andere hervorragende Politiker die Herrschaft des Komitees für Einheit und Freiheit stürzen wollte. Zahlreiche Personen werden unter dem Verdacht der Teilnahme verhaftet.

8. Juli.

Es wird ein Brief des Erbprinzen zu Hohenlohe-Langenburg (Portr. S. 1210) veröffentlicht, in dem er dem Präsidenten des Reichstags mitteilt, daß er sein Amt als Zweiter Vizepräsident niedergelegt habe.

Aus Kanea wird gemeldet, daß die Konsuln der kretischen Regierung die Besetzung der Häfen und Zollämter angedroht haben, wenn nicht die Forderung der Schutzmächte auf Zulassung der mohammedanischen Abgeordneten zur Nationalversammlung erfüllt werde.

Die halbamtliche russische Telegraphenagentur in Petersburg meldet, daß der russische Gesandte in Teheran wegen neuer Uebergriffe der persischen Polizei gegen russische Untertanen Beschwerde erhoben, Bestrafung der Schuldigen und Entschädigung für die verwundeten Russen verlangt hat.

9. Juli.

In Kanea tritt die kretische Nationalversammlung zusammen und beschließt in Abwesenheit der Opposition einstimmig, die mohammedanischen Deputierten zuzulassen, ohne daß sie dem König von Griechenland den Treueid leisten.

Das persische Kabinett gibt seine Entlassung.

In der Nähe der Berglihütte an der Jungfrau werden durch eine Schneelawine zwölf Personen verschüttet, sieben von ihnen werden getötet (Abb. S. 1212).

10. Juli.

In Mühlhausen am Gießbach bei Heidelberg werden bei einem durch Wolkenbrüche hervorgerufenen Bergrutsch mehrere Wohnhäuser mit den dazugehörigen Stallungen und Scheunen zerstört. Viel Vieh wird getötet, Menschen aber kommen nicht zu Schaden.

In Potsdam stirbt, 98 Jahre alt, der Nestor der deutschen Astronomen Professor Dr. Gottfried Galle (Portr. S. 1212).

11. Juli.

Die französische Deputiertenkammer erteilt dem Ministerium Briand bei Besprechung der angeblich im Prozeß gegen den Bankier Rochette zutage gekommenen Korruption mit 395 gegen 85 Stimmen ein Vertrauensvotum.

12. Juli.

Aus Havanna wird die Verhaftung von sieben Personen gemeldet, bei denen die Polizei Beweise für die Vorbereitung einer Revolution gefunden hat.



Weiß und schwarz in Amerika.

Von Günther Thomas.

Mit nicht geringer Verwunderung schaut der Europäer nach Amerika auf die Kunde, daß es dort Zusammenstöße zwischen Weißen und Negern gegeben hat, lediglich weil ein schwarzer Faustkämpfer einen weißen besiegt hatte. Es will hier niemand einleuchten, daß deshalb gleich der Rassenhaß so emporlodern müsse. Wenn man aber bedenkt, daß diese Vorkommnisse nur symptomatisch sind, nur durch die Plötzlichkeit der Eruption andeuten, wie nahe der Oberfläche die Lava fließt, und wie geringer Möglichkeiten sie bedarf, um durchzubrechen, wird man das häßliche Schauspiel mit andern Augen ansehen.

Die Rassenfrage in den Vereinigten Staaten ist im höchsten Grade kompliziert. Sie ist politischer wie wirtschaftlicher Natur und dabei im höchsten Grade Gefühlssache. Ein kurzer Ueberblick über ihre geschichtliche Entwicklung in Amerika wird darüber Aufschluß geben.

Die Bekämpfung der Sklaverei aus rein menschlichen Gründen ist so alt wie die amerikanische Union selbst. Schon bei Beratung der Verfassung wurde erwogen, ob man nicht den in der Unabhängigkeitserklärung niedergelegten Grundsatz, daß alle Menschen gleich geboren seien, auch auf die Neger anwenden

solle. Freilich wurde dieser aus dem Osten kommende Gedanke von der überwältigenden Mehrheit der Weißen abgelehnt. Die meisten Mitglieder des Verfassungskonvents, die Führer aus der ganzen Zeit des Unabhängigkeitskrieges, Washington an der Spitze, stammten aus dem Süden und waren selbst Sklavenhalter. Aber es wurde doch wenigstens den Einzelstaaten die Regelung der Frage überlassen, und bald wurde auch der neuen Zufuhr von schwarzem Menschenmaterial aus Afrika, das dort zusammengeraubt war, Einhalt geboten. Man gab sich der Hoffnung hin, daß im Lauf der Zeiten sich die Dinge schon von selbst regeln würden. Doch bildeten sich inzwischen die Gegensätze zwischen dem Norden und dem Süden, die in der Hauptsache wirtschaftlicher Art waren, heraus und führten bald zu ernsten Konflikten, schließlich zum Bürgerkrieg. Die Folge war nicht nur die Aufhebung der Sklaverei, sondern die politische Gleichstellung der Neger mit den Weißen. Der Verfassung wurde ein Amendement angefügt, das bestimmt, daß niemand wegen seiner Hautfarbe oder Religion in der Ausübung des Stimmrechts zurückgesetzt werden dürfe.

Wohl die überwiegende Mehrheit der denkenden Amerikaner ist heute der Ueberzeugung, daß hierin ein schwerer Fehler lag, der sich noch heute bitter rächt. Millionen von Menschen, die bisher überhaupt keine Rechte politischer oder wirtschaftlicher Natur besessen hatten, waren plötzlich nicht nur ihre eigenen Herren geworden, sondern mit einem Schlage, vermöge der numerischen Ueberlegenheit, die Herren ihrer bisherigen Herren. Die nächsten Folgen waren fürchterlich. Der Neger war ein Kind: harmlos, gutmütig, putzsüchtig, prahlerisch, unwissend, launisch, zanksüchtig und vollständig aus dem Gleichgewicht gebracht. Sein Machtgefühl stieg ihm zu Kopf, und dabei ließ er sich von gewissenlosen Weißen, die nach Beendigung des Bürgerkrieges in Scharen aus dem Osten und Norden in die Südstaaten strömten, für deren Zwecke ausbeuten. Die durch den verlorenen Krieg ohnehin erschöpften Südstaaten wurden völlig ausgeplündert. Die weißen Familien, meist der im Kriege gefallenen Ernährer, der Väter und Söhne, beraubt, gerieten in die furchtbarste Armut. Daß sich nun in der zügellosen, sich selbst überlassenen Menge der Neger auch bisher gedämmte schlechte Instinkte regten, wo so viele weiße Frauen und Mädchen schutzlos geworden, kann nicht wundernehmen. So blieb denn den wenigen weißen Männern nichts anderes übrig, als sich zusammenzutun, Gewalt gegen Gewalt zu setzen und mit aller Macht dem Negerunwesen zu steuern.

Mit diesem Augenblick eigentlich beginnt die Negerfrage in den Vereinigten Staaten in ihrer heutigen Gestalt. In den meisten Südstaaten, mindestens in zahlreichen Distrikten aller Südstaaten haben die Neger rein zahlenmäßig das Uebergewicht. Rein theoretisch hätten sie damit auch das politische Uebergewicht; die Weißen haben es aber verstanden, sie untenzuhalten. Anfangs eben durch Gewalt und Einschüchterung, dann durch Wahlbetrug, wenn man es so nennen will, indem einfach die weißen Wahlbeamten zum Schluß der Vorstellung, d. h. bei der Stimmzählung so viele Stimmzettel für den weißen Kandidaten hinzufügten, wie nötig waren. Jetzt ist man zu zivilisierteren Methoden übergegangen. Um jenes Amendement zur Verfassung der Vereinigten Staaten ist man dadurch herumgekommen, daß man das Stimmrecht an das Vorhandensein einer gewissen Bildung, Steuerleistung oder sonstige Erfordernisse knüpft. Ein großer Prozentsatz der Neger im Süden war noch vor kurzem nicht imstande zu lesen; wer es doch kann, muß eine Stelle aus der Verfassung der Vereinigten Staaten „intelligent“ erklären können; wenn er dieses politische Examen nicht zur Befriedigung seiner weißen Examinatoren besteht, ist er nicht stimmberechtigt. Vermag er das doch, so wird meist seine Steuerleistung nicht die erforderliche Höhe erreichen. Die Weißen aber, die selbst Analphabeten sind — und ihrer gibt es noch genug — oder deren Steuerbeitrag zu gering ist, kommen unter die sogenannte Großvaterklausel, d. h., nach der betreffenden Staatsverfassung ist ohne weiteres stimmberechtigt, wer selbst im Bürgerkrieg mitgefochten hat oder Sohn oder Enkel eines Mitkämpfers ist; im Bürgerkrieg haben aber so ziemlich alle Weißen des Südens gefochten.

Hieraus ergibt sich, daß mindestens der Süden in die völlige politische Gleichstellung der Neger mit den Weißen auf absehbare Zeit nicht einwilligen kann. Die Minderheit muß die Herrschaft in der Hand behalten, wenn sie nicht selbst und mit ihr das ganze Staatswesen dem Untergang geweiht sein soll. Eine Minderheit kann das aber nur, wenn sie von der Mehrheit, freiwillig oder unfreiwillig, als höher stehend anerkannt wird. Das instinktive Bewußtsein der herrschenden Stellung gegenüber dem Neger, der gern dem Weißen völlig gleichgestellt wäre, liegt den Ausbrüchen des Rassenhasses zum nicht geringen Teil zugrunde. Aber es kommt ein anderes Moment hinzu, das dieses Gefühl verschärft und verbittert. In vielen Gegenden des Südens leben die weißen Farmer zerstreut in einzelnen Gehöften. Die Männer arbeiten während des Tages im Freien, die Frauen und Mädchen sind schutzlos. Brutale Angriffe auf sie durch Neger gehörten früher und gehören auch heute noch nicht zu den Seltenheiten. Die Folge sind Lynchgerichte durch die empörten Weißen. Wenn man entgegenhält, daß die Weißen doch in der Lage wären, für schnelle Sühne durch die Gerichte zu sorgen, da sie ja die Herren im Hause sind, so ist das allerdings richtig. Aber man kennt in Amerika keinen Ausschluß der Oeffentlichkeit im Prozeßwesen. Es müßte also die weiße Frau in aller Oeffentlichkeit den Hergang erzählen. Dieser Gedanke neben dem andern, daß sie überhaupt einem minderwertigen „Nigger“ zum Opfer gefallen, ist dem Weißen so unsagbar widerwärtig, erfüllt ihn mit solchem Abscheu, daß er lieber zur Selbsthilfe greift. Es kommt dazu die allgemeine Hinneigung der Amerikaner als junges, aus Ansiedlern, die auf Selbsthilfe angewiesen waren, hervorgegangenes Volk, selbst das Gesetz in die Hand zu nehmen.

Die Ansicht, daß es notwendig ist, die herrschende Rasse von der beherrschten zu trennen, ist dem Amerikaner, nicht nur dem Südländer, so in Fleisch und Blut übergegangen, ist so sehr das Ergebnis des alten Gegensatzes zwischen Herren und Sklaven, ist auch so tief in dem Unterschied der beiden Rassen begründet, daß man sich ein Verschwinden der sozialen Differenzierung gar nicht vorzustellen vermag. Und dieser Unterschied ist seit dem Bürgerkrieg, seit der Verleihung des vollen Bürgerrechts an die ehemaligen Sklaven mit allen oben in kurzen Umrissen angedeuteten Folgeerscheinungen nicht gemildert, sondern eher verschärft worden. Es fällt heute das früher vorhandene Interesse des Sklavenhalters am körperlichen Wohlbefinden und Gedeihen seiner ein großes Kapital darstellenden Hörigen

fort. Der Unterschied besteht aber nicht nur im Süden, sondern mindestens ebenso scharf, teilweise sogar vielleicht noch schärfer im Norden und Osten, wenn er sich auch in andern Formen äußert. Im Süden unterhalten die Weißen, die trotz ihrer numerischen Unterlegenheit den Löwenanteil der Steuern aufbringen, besondere Schulen für die Neger, weil es für sie ein unerträglicher Gedanke wäre, ihre Kinder neben denen der Schwarzen sitzen zu lassen. Für die Neger sind besondere Eisenbahnwagen und Wartesäle vorgesehen, in den Straßenbahnen sind ihnen die hinteren Bänke reserviert; es betrachten aber auch die Neger ihre Reservate als ihnen gehörig, und wenn sich etwa einmal ein der Landesgewohnheiten unkundiger Mann des Ostens oder ein Ausländer in die den Negern vorbehaltene Abteilung verirrte, würde er sehr schnell belehrt werden, daß er dort nichts zu suchen hat. Im Osten und Norden besuchen die Kinder der Farbigen die Volksschule gemeinsam mit denen der Weißen, auch gibt es keine besondere Abteilungen in Eisenbahn- und Straßenbahnen. Aber damit hört es auch auf. Theater, Hotels, Restaurants, die auf weiße Kundschaft angewiesen sind, verwehren den Negern den Eintritt. Leute der mittleren und besseren Klassen wohnen überhaupt nicht in den Straßen, in denen sich Neger niederlassen, und deshalb kommen auch ihre Kinder kaum in die Verlegenheit, die gleiche Volksklasse mit ihnen besuchen zu müssen. Den Negern sind besondere Geschäftzweige oder einzelne Geschäfte zur ausschließlichen Bedienung vorbehalten; so gibt es in den Pullman- und Wagner-Schlafwagen nur Neger als dienende Geister, wozu sie sich übrigens ganz vorzüglich eignen, und Hotels, Friseurläden usw. sind entweder ganz oder gar nicht von Negern bedient, denn ein Weißer arbeitet nicht mit einem Neger als Kollege zusammen, solange er noch etwas auf sich hält, wie auch die Gewerkschaften und sonstigen Arbeiterorganisationen keine Neger aufnehmen. Im Süden findet man eher noch an alte Zeiten erinnernde patriarchalische Verhältnisse zwischen weißer Herrschaft und schwarzer Dienerschaft, im Norden, Osten und Westen sehr selten.

Deshalb ist es auch nicht richtig, nur von einer Negerfrage der südlichen Staaten zu sprechen, obwohl der Süden das Privilegium für sich in Anspruch nimmt, für sich die Frage zu lösen oder wenigstens das zu tun, was seiner Ansicht nach geschehen soll und muß. Allerdings hat die Eifersucht, mit der er darüber wacht, seinen Grund in dem Argwohn, daß die in den übrigen Staaten der Union herrschende Partei der Republikaner wie früher so auch jetzt ihre Macht dazu benutzen könnte, die Neger als Stimmvieh zu benutzen. Aber man muß auch dem Süden zugestehen, daß er im großen ganzen den Negern gegenüber seine Pflicht tut. Es wird fast überall dafür gesorgt, daß die Neger Gelegenheit zum Schulbesuch erhalten, und in der Erwerbung materiellen Wohlstandes werden ihnen keine nennenswerte Hindernisse mehr in den Weg gelegt. Wie soll sich nun aber die Zukunft gestalten? Das ist die große bange Frage, die sich allen weitschauenden Amerikanern aufdrängt und ihnen ernste Sorgen bereitet.

Der Haß zwischen beiden Rassen besteht nicht nur unvermindert fort, sondern wird eher noch langsam schärfer, je mehr sich den Weißen der Gedanke aufdrängt, daß der Neger unverkennbare Fortschritte in Aneignung von Wissen und Bildung sowie in der Erwerbung von irdischen Gütern macht. Den Negern selbst ist ein Mann und Führer erstanden, der klar erkannt hat, daß seiner Rasse nicht durch politische Maßregeln, wie Verleihung des Stimmrechts und durch Anteilnahme an der Politik, geholfen werden kann, sondern daß die Neger erst allmählich auf ein höheres sittliches und geistiges Niveau gehoben werden müssen, ehe sie daran denken können, auch auf andern Gebieten sich die Gleichstellung mit den Weißen zu erringen. Das ist Booker T. Washington, der selbst noch als Sklave geboren ist, aber durch eisernen Fleiß und ungemein hohe Intelligenz weit über jeden Durchschnitt hervorragt.

Da entsteht nun aber die Frage: wie wird sich im Lauf der nächsten Generation überhaupt das Geschick des amerikanischen Volkes gestalten? Wird dann nicht doch der geistige Unterschied der beiden Rassen noch ebenso groß sein wie heute? Oder werden die Weißen ruhig zusehen, daß sich die Neger langsam auf den Standpunkt völliger Gleichberechtigung emporzuarbeiten suchen? Wer auch nur eine dieser Fragen annähernd beantworten könnte, käme damit auch der Lösung der

Negerfrage näher. Die andere Alternative, daß es zu einer Verschmelzung der beiden Rassen kommen könnte, ist unmöglich. Die Assimilationskraft des amerikanischen Volks ist ganz enorm. Davon kann sich nur der einen Begriff machen, der jahrelang aus eigener Anschauung beobachtet hat, wie ungeheure Massen von Einwanderern heterogenster Art, Teutonen und Germanen, Romanen und Kelten, Slawen und Orientalen, Jahr für Jahr aufgesogen und verarbeitet werden, so daß in der zweiten, im Land geborenen Generation bereits nicht nur in den politischen Anschauungen, sondern sogar in der äußeren Erscheinung und in physischen Eigenschaften vollblütige Amerikaner vorhanden sind. Aber an eine Verschmelzung von Weißen und Negern ist nicht zu denken.

Wenn sich die etwa zwölf Millionen Neger mit den rund neunzig Millionen Weißen dauernd vermischen sollten, müßte eine Mischrasse entstehen mit allen Fehlern einer solchen. In Südamerika, wo solche Mischungen mit Indianern, wenn auch nicht mit Negern stattgefunden haben, sind die gemachten Erfahrungen nicht gerade erbaulich. Die Südamerikaner leisten nur dort etwas, wo sich, wie in Chile und Argentinien, eine führende Oberschicht rein weißer Abstammung erhalten hat. In Haiti und San Domingo aber sind die Neger und die mit Negerblut gemischten Weißen vollständig degeneriert und auf die Dauer zur Selbstregierung unfähig. Der bloße Gedanke hat für jeden Amerikaner etwas so Häßliches, Widerwärtiges, daß er ihn mit Empörung weit von sich weist — und mit Recht. Deshalb sind auch fast überall Ehen zwischen Weißen und Negern verboten. Wo doch eine solche vollzogen wird, scheidet der weiße Teil sofort und unweigerlich aus der Gesellschaft der Weißen aus und ist ausschließlich auf den Verkehr mit Negern angewiesen, zumal die Kinder ja doch farbig sind. Solche Mischehen gehören heute zu den seltensten Ausnahmen.

Es bleibt also unter den geschilderten Verhältnissen nichts anderes übrig, als der Zukunft die eigentliche Lösung der Frage zu überlassen und heute nur dafür zu sorgen, daß den Bedürfnissen der Gegenwart genügt wird. Das geschieht durch die Eliminierung der Neger aus der Politik, dort wenigstens, wo sie in der Mehrzahl sind, und durch ihre Fortbildung. Lange werden die Maßregeln der Südstaaten gegen die politische Betätigung der Neger nicht anhalten, und sie werden sich dann auf andere Auskunftsmittel besinnen müssen. Die einzige Möglichkeit friedlicher Verständigung liegt eben vorläufig darin, daß die Neger die Superiorität der weißen Rasse anerkennen und sich darin fügen. Solange sie das tun, ist ein friedliches Nebeneinanderleben und eine gedeihliche Fortentwicklung beider denkbar und möglich. Erhält aber die an sich wohl verständliche Begehrlichkeit der schwarzen Bevölkerung der Vereinigten Staaten neue Nahrung, sei es durch Emporheben aus eigener Kraft, sei es durch gewissenlose Politiker, sei es durch beide Faktoren zusammen, dann gibt es einen Konflikt, vor dem einen grauen kann. Denn die dritte Möglichkeit, die auch schon gelegentlich erörtert worden ist, die Neger sämtlich wieder nach Afrika (Liberia) zurückzuschaffen und dort anzusiedeln, ist unausführbar, wie wohl nicht erst weiter dargelegt zu werden braucht.

Alle weißen Völker aber, namentlich die mit afrikanischem Kolonialbesitz, sollten aus den traurigen Erfahrungen der Amerikaner lernen und sich hüten, in ihren Negern Ambitionen zu wecken, die nie erfüllt werden können. Sie sollten aber auch von den Amerikanern eins lernen: den Rassenstolz, der es als blutige Beleidigung empfindet, wenn sich der Schwarze als dem Weißen ebenbürtig hinzustellen wagt. In dieser Beziehung fehlt es in Deutschland ganz besonders — sowohl den Schwarzen wie den Gelben gegenüber.

Christine Hebbel †

Ein Gedenkblatt von Hofrat Dr. Karl Zeiß (Dresden).

Rom, den 5. Juli 1910.

Christine Hebbel, die in dem sagenhaften Alter von 93 Jahren der Tod nun mit sanfter Gewalt hinwegführte, hat Friedrich Hebbel fast um fünf Jahrzehnte überlebt. Hebbel hat einmal die Pietät als den Kern aller Religion bezeichnet. In diesem Sinn war Christine religiös wie keine. Mit jenem starken, sittlichen Pathos, das einer der wesensgleichen Züge der beiden Gatten war, pflegte sie das große, geistige und künstlerische Erbe, das Hebbel hinterlassen. Aber nicht mit prunkender Theatralik, sondern in der schlichten Art eines gläubigen, hoffenden Gemüts. Von dem Dichter, mit dem sie im Leben so innig verwachsen war, sprach sie immer als von etwas, das außer und über ihr, auf einer Höhe, war, zu der sich ihr geistiges Auge andachtsvoll emporwandte. „Hebbel war", „Hebbel sagte", so und niemals anders hörte ich sie sprechen.

In den harten Zeiten, als Laube Hebbels große Tragödien ablehnte oder nur widerwillig aufführte, hat sie viel bitteres Leid mitgetragen. Und auch später hat sie lange Zeit mitansehen müssen, wie das Lebenswerk ihres Gatten verkannt und mißachtet wurde. Wenn sie dieser Zeiten gedachte, da konnte auch heute noch ihr altes Heroinentemperament jäh emporlodern. Vor etwa zehn Jahren saß ich ihr im Hebbel-Haus zu Gmunden gegenüber, und der Name Laube tauchte wie von selbst in der Unterhaltung auf. Da flammte es zornig aus ihren dunklen Augen, indem sie sagte: „Laube hat Hebbel das größte Leid seines Lebens zugefügt!" Christine konnte hassen. Ihr Antlitz mit den starken, fast männlichen Zügen, den tiefliegenden dunklen Augen und seiner südlichen Färbung war wie geschaffen, große Leidenschaften widerzuspiegeln. Als Hebbel sie als Rächerin Kriemhild sah, da fand er das bildhafte Wort: „Eine schwarze Flamme! Groß! Uebergewaltig!"

Aber stärker als ihr Haß war ihre gläubige Liebe, mit der sie wartete, ruhig und ohne das kleinliche Eifern unserer heutigen Hebbel-Orthodoxen, auf den Tag, der die Neugeburt des großen Dramatikers bringen sollte. Und nun erlebte sie, mehr als dreißig Jahre nach Hebbels Tod, das Wiederaufleben seiner Werke, erlebte jeden neuen Erfolg wie einen festlichen Tag. Mit einer Stimme, die vor Rührung zitterte,

erzählte sie mir von der begeisterten persönlichen Initiative des Deutschen Kaisers in der Pflege Hebbels. Ihr Herz war des wärmsten Dankes voll den reichsdeutschen Bühnen gegenüber, die Hebbel nicht nur hier und da aufführten, sondern seine Dramen fest ihrem klassischen Repertoire einfügten. „Hebbel sagte mir immer," so hat Christine einmal bekannt, „hundert Jahre nach meinem Tod werde ich anerkannt werden. Und nun kommt die Anerkennung so viel früher, um ein halbes Jahrhundert früher, als er selbst dachte. Man gibt seine Dramen nicht nur, man macht sogar volle Häuser damit. Ich habe aus Hamburg und Dresden gehört, daß ‚Herodes und Mariamne' dort ein wahres Kassestück ist. In Wien wurde dieses Werk nur ein einziges Mal aufgeführt."

Und Christine durfte noch mehr erleben. Sie sah und fühlte, wie die gesamte Persönlichkeit Hebbels durch den unendlichen Reichtum seiner Tagebücher, Briefe und Aufsätze ein Ferment unserer geistigen und künstlerischen Kultur zu werden anfing. Wer an die künstlerischen Fragen unserer Tage ernstlich herangehen will, muß sich mit dem Problem Hebbel auseinandersetzen. Und so erstand vor ihren Augen eine neue Bewegung um Hebbel, ein scharfes Kreuzen der Klingen im Geisteskampf: das untrüglichste Zeichen für das Lebendigsein der umstrittenen Persönlichkeit.

Christine hat den gesamten Nachlaß Hebbels dem Großherzoglich Weimarischen Hause, dem der Lebende so viel verdankte, übergeben, hat ihn dem Goethe-Schiller-Archiv anvertraut. Sie hat die Hebbel-Stiftung zur Unterstützung dramatischer Dichter begründet, hat ihr bei ihrem 85. Geburtstag die Ehrenspenden der deutschen Bühnen übergeben. Sie hat die Forscherarbeit wie jede Bemühung, Hebbel volkstümlich zu machen, unterstützt und gefördert, wie und wo sie konnte. Hebbel hatte sie in seinem Testament zu seiner „Universalerbin" eingesetzt, und sie wurde eine echte und rechte Hüterin eines großen Erbes. Es ist wahr, Christine trieb einen Hebbelkultus, der sich auch auf die kleinen Dinge des alltäglichen Daseins erstreckte. Als sie mich einmal im Garten des Hebbel-Hauses herumführte, da zeigte sie mir einen „Hebbel-Baum", eine „Hebbel-Rose", die sich an der Wand hinaufrankte, eine „Hebbel-Bank". Aber dies wurde mit so viel echtem Gefühl, so ganz ursprünglich gesagt, daß alles Kleinlich-Aeußerliche, das solch ein Kultus wohl haben kann, gar nicht aufkam.

Vom Leben geprüft und in seine härteste Schule genommen, hatten sich Christine Enghaus und Friedrich Hebbel gefunden. Der Bund mit der Burgschauspielerin wuchs empor zu einer künstlerischen Gemeinschaft von seltenster Art. Weil Christine keine bloße Schauspielerin, sondern eine echte Künstlerin war, konnte sie dem Dichter so viel werden. Hebbel hat in seiner prägnanten Art sie einmal im Tagebuch (28. März 1847) durch den Gegensatz gekennzeichnet: „O Gott, wie sticht meine Frau gegen die andern Weiber vom Theater ab!" Durch Christine wurde Hebbels Theaterinstinkt geschärft, durch sie gewann er täglich Einblicke in die Elemente des dramatischen Lebens und Werdens. Und nun kam dazu, daß wie durch Wahlverwandtschaft Christine eine besondere Eignung für die großen Frauengestalten des Dichters erkennen ließ, und daß sie in ihrer 35jährigen Mitgliedschaft am Burgtheater wie auf Gastspielen ihre größten Triumphe gerade mit der Verkörperung Hebbelscher Gestalten, als Judith, Klara, Mariamne, feierte. Der tiefste Grund aber, warum Christine eine Hebbeldarstellerin par excellence wurde, scheint mir weniger in dem gelegen zu haben, was sie wahlverwandt mit Hebbel einte, als in ihrem „Anderssein". Mit Hebbel teilte sie das jähe, auflodernde Temperament, das ethische Pathos, womit sie seine Frauengestalten im Kern erfaßte. Aber ihre in der Intuition wurzelnde Schauspielkunst konnte sich nie in den dialektischen Seitenpfaden verirren, auf die Hebbels Art nur zu leicht locken kann, und vor denen schon der alte Bühnenpraktikus Holtei warnte. So wurden in ihrer Darstellung vor allem die großen Konturen plastisch herausgearbeitet. Vielleicht ging dabei manches psychologische Detail, worauf die moderne Schauspielerin besonderen Wert legt, verloren, aber Hebbel selbst hat ja bezeugt, was er gerade dieser schauspielerischen Art verdankte:

> „Du tränkst des Dichters dämmernde Gestalten,
> Die ängstlich zwischen Sein und Nichtsein schweben,
> Mit deinem Blut und gibst den Schatten Leben,
> In denen ungeborne Seelen walten."
>
> (Sonett „An Christine Enghaus".)

In purpurne Sinnlichkeit getaucht war nach Emil Kuhs Ausspruch ihre Judith. Und als Klara in „Maria Magdalene" legte sie nach des Dichters eigenem Wort ein zerfleischtes Herz auf eine so erschütternde Weise bloß, daß Hebbel für sie zitterte und bebte. Mariamne ist nach Hebbels Ausspruch Christine selbst. So waren Dichtung und Schauspielkunst in dieser Ehe von einer seltenen gegenseitigen Durchdringung und Ergänzung.

Höheren Ruhm aber noch als durch die Pietät und das künstlerische Mitfühlen und Wirksammachen erwarb sich Christine durch eine Tat des Lebens: als sie Hebbel die stürmisch finstere Jugend überwinden half und ihn hineinführte in ein Land voll Glück und Sonne, in deren Strahlen seine schönsten Werke reifen konnten. Hebbel blieb auch in seinen letzten Werken der unerbittliche Tragiker, der er war. Aber die schrille Dissonanz löste sich doch jetzt in Harmonie. Und so wurde Hebbel, wenn auch nicht im Sinn der seine Zeit beherrschenden formalistischen Epigonen, aber in einem höheren Verstand ein Dichter der Schönheit. Die Schönheit, die aus dem Kampf der Gegensätze, aus der Spaltung der Idee, in einer höheren Einheit zutage tritt, war Hebbels Ziel. Die Sehnsucht nach Schönheit lebte ja schon lange in dem vom Glück gemiedenen. Sie regte sich mächtig schon in Italien. Aber Christine erst vollbrachte das Wunderwerk, dieser Sehnsucht Form und Halt zu geben, als sie ihn über die bittersten Sorgen des Daseins hinaushob, ihn durch die Ehe in jenen Kreis führte, in dem nach seinem Wort die höchsten Menschenfreuden wohnen, ihn durch ihr Naturell und ihre Kunst zu einem Menschen machte, der dankbar die Hände faltete und bangte vor einem Uebermaß des Glücks. So erklangen fast symbolisch für das eigene Leben aus Hebbels Mund einst die Worte: „Das ist Harmonie", als sein Blick zum erstenmal von eigenem Besitztum hinüberstreifte auf jenes unvergeßliche Bild: auf die in leuchtenden Farben prangenden, vom Glanz der Sonne übergossenen Ufer und Berge des Traunsees. Dieses Wort, das mir Christine in dem rührend bescheidenen Dachstübchen des Hebbel-Hauses wiederholte, wurde das Kennzeichen seiner letzten und reifsten Werke. Daß wir dies Wort „Harmonie" anwenden dürfen, wenn wir von Hebbel

sprechen, daß wir ihn höher als eine problematische Uebergangserscheinung, wie die alten und die neuen Hebbelgegner mit einer seltenen Zähigkeit wollen, einzuschätzen haben, danken wir dem Glück, das Hebbel mit Frau und Kind, seinem geliebten „Titele", im letzten Jahrzehnt seines jäh abbrechenden Lebens fand. Und wenn wir der äußeren und seelischen Verfassung gedenken, in der Hebbel 1845 in Wien ankam, so dürfen wir ohne jeden Ueberschwang Christine nachrühmen: sie hat im buchstäblichen Sinn Hebbel das Leben und Dichten gerettet. Darum wird auch sie fortleben.



Zur Kulturgeschichte des Kellers.

Von Robert Mielke.

Wir sind eigentlich doch recht undankbar gegen alte Freunde, wenn es uns gut geht und wir sie nicht mehr notwendig gebrauchen. Das beweist die Vernachlässigung des Kellers in unseren Städten, der kaum noch mit der Wohnung zusammenhängt. Wie wenige der Hausgenossen betreten ihn, und die es tun müssen, verkürzen nach Möglichkeit den Aufenthalt an dieser Stätte der Dunkelheit, des Moders und der Vergessenheit, in der bisweilen nur unbehagliche Vierfüßer von zweifelhafter Menschenfreundlichkeit vegetieren! Mancher Wohnungsinhaber weiß es gar nicht, daß er unten tief im Boden einen Kellerraum von meist beängstigender Enge hat, und nur, wenn eine alte Kiste oder ein Koffer aus dem Weg geräumt werden soll, erinnert man sich seiner. Aus dem Keller, dem Freund eines behaglichen Wohnhauses, ist ein notwendiges Uebel geworden! Und selbst die beklagenswerte Bevölkerungsschicht, die nach der schweren Tagesarbeit abends schlummermüde auf das harte Lager in einer Kellerwohnung sinkt, findet auch in der Notwendigkeit keinen Grund, diese Behausungen für erträglich zu halten. Nur vereinzelte, die aus guten Gründen das Licht des Tages zu scheuen haben, finden sich mit der Unwohnlichkeit des Kellers ab.

Der Keller ist aus den Forderungen, die wir an eine behagliche Wohnung stellen, so gut wie ausgeschaltet oder mindestens in eine weit zurückgelegene Entwicklungstufe zurückgesunken. Das ist eine Tatsache von kaum zu bezweifelnder Richtigkeit, aber die wirtschaftlichen Ursachen, die das zuwege gebracht haben, liegen nicht an der Oberfläche, um ohne weiteres erkannt zu werden. Wir Großstadtkinder haben wohl alle das beängstigende Gefühl kennen gelernt, wenn wir am Abend an einem dunklen unbewohnten Keller vorüberhuschten und unbewußt uns allerlei greuliche Geschichten einfielen. Noch steht es lebhaft vor mir, wie wir Jungen eines Sonntags abends in einem Schuppen einen kellerartigen Raum entdeckten, und wie wir scheu auseinanderstoben, als wir plötzlich tiefe Schnarchtöne zu hören glaubten. Gerade im alten Berlin gibt es dergleichen vergessene Keller, die kaum benutzt werden, die aber aus der Zeit der tiefsten Vernachlässigung des Kellers stammen. Es ist kein Zufall, daß hier mancherlei Vorstellungen wurzeln, die die Phantasie der Furchtsamen beleben. Das geheimnisvolle Dunkel, in das selbst das hellste Sonnenlicht nur leise dämmernde Schattenspiele hineinwebt, ist der natürliche Boden, aus dem gern sagenraunende Geschichten aufwachsen. Das Märchen von der unersättlich reichen und ehrgeizigen Ilsebill, die aus einem Keller stammt und nach mancher ehrenvollen Tagfahrt wieder in ihre dunkle Heimat zurück muß, dieses fast sozial durchwehte Märchen von der im Arbeitskeller dienenden Magd, die die Sehnsucht nach Glanz und Glück emportreibt, und die — ach! nach dem unerbittlichen Geschick wieder zurück muß in ihre dumpfe Behausung, dieses Märchen ist eins der Bilder, die das Volk mit dem Keller verbindet. Wer kennt nicht jene Sagen von dunklen verhängnisvollen Kellern und Gängen, in denen gleißendes Gold in Haufen lagert wie der Schatz der Nibelungen in der Tiefe des Rheins! Ueberall, wo der Volksmund von alten vergessenen Kellern spricht, wachsen diese Sagen auf, überall spinnen sie die Ueberlieferung weiter, wenn das Wissen aufhört.

Es sind nicht wirtschaftliche Ursachen allein, sondern auch soziale Verschiebungen, die den Keller vom Haus getrennt und ihm ein eignes — selten fröhliches — Leben gegeben haben. Ich will mit den historischen Tatsachen beginnen, die in der Erdgrube den Anfang des Hauses bezeugen. Vielleicht waren sie ganz wohnlich! Wenigstens gibt es in Holstein, Pommern und im Osten noch solche Erdwohnungen, mit denen man unter Umständen ganz zufrieden sein könnte, wenn nicht die Kulturentwicklung einen Faktor herbeigeführt hätte, der solche Wohnungen zur Stätte der Armseligkeit stempeln würde. Das ist der Uebergang von der horizontalen in die vertikale Richtung des Hauses. Auf dem Land, wo die erste herrscht, fehlt der Keller oder bildet nur einen kleinen Bestand der Küche; in der Stadt tritt mit der Höherlegung der Wohnungen eine Entfremdung zwischen ihnen und dem Keller ein, die alle Beziehungen zu ihm auf das notwendigste beschränkt. Das ging nicht mit einem Mal vor sich, sondern in Zwischenstufen, ja selbst in offenbaren Rückschritten zur alten Grubenwohnung. Noch gibt es unter den Mauern mancher Stadthäuser weite Kellereien, die weit vor der Großmutterzeit angelegt wurden. Unter den Häusern der Brüderstraße sollen noch solche sein, die mit den Anfängen der Berliner Stadtgeschichte zusammenhängen. Das war noch die erste Glanzzeit des Kellers, jene Zeit, in der der Großkaufmann jährlich einmal die Waren von der Messe holte und in seinem Keller für den Bedarf eines Jahres aufstapelte. Die Größe dieser Räume, ihre vortrefflich gefügte Mauerung und die Vorkehrungen für feste Verschlüsse erzählen noch von diesen Tagen. Bis zu 7 Meter tief dehnen sie sich unter dem Marktplatz von Strausberg aus. Dieser weiträumige Geschäftskeller gehört zumeist der Gotik an, als die schirmende Mauer zumeist Fachwerkhäuser einschloß. Ein verheerender Brand, wie der von 1380 in Berlin, konnte diese zwar vernichten, nicht aber den darunter liegenden Keller. Freilich sind sie später oft vergessen; ein andres Geschlecht baute auf ihnen, ohne die steinharten Wölbungen zu zerstören. So kann es kommen wie in Kottbus, daß ein vergessener Keller den Lasten des Verkehrs nachgibt und zusammenstürzt.

Dieser Keller hat sich vereinzelt in die großen Geschäftshäuser hinübergerettet oder in der kleinen Stadt erhalten, wo sich noch enge Beziehungen des Bewohners zu ihm zeigen. In dem modernen Geschäftshaus, das überhaupt keine Bewohner hat, sind diese natürlich völlig verschwunden; in andern bildet er eigentlich nur den Hohlraum zwischen den Fundamenten. Er ist der Proletarier unter den Hausräumen; er war es stellenweis vielleicht schon im Mittelalter. Denn manchmal klingt in die Ueberlieferung von den hier lagernden Vorräten der Großkaufleute, der städtischen Patrizier, eine andre Weise hinein, die nicht von Freude, nicht von Schätzen singt, sondern widerhallt von den Seufzern schwerer Arbeit. Denn für das mittelalterliche Gewerbe waren sie auch Arbeitstätten. Da mag sich wohl manchmal die unterdrückte Klage der arbeitenden Bevölkerung an den Gewölben gebrochen haben oder das Murmeln der vom Rat niedergehaltenen Zunftmeister, bis eines Tages eine wilde Freiheit blutrot aus den Kellern aufstieg, die der Herrschaft der Patrizier ein Ende machte.

Man sieht, daß der Keller auch seine dramatische Geschichte hat. Ja, sie haftet hier in der Ueberlieferung mit einer Zähigkeit, die den Keller fast mit Selbstverständlichkeit zu dem Ort der Aufwiegelung macht. Fast stets verlegt die Sage den Keim von Aufruhr und Verschwörung in den Keller. Und nicht zuletzt erzählen schauerliche Märchen von der Feme, die hier in den nachtdunklen Gewölben ihre richtende Tätigkeit ausgeübt haben sollte. So verkehrt eine solche Ueberlieferung auch ist, so bezeugt sie doch, daß das Volk nichts mit den Kellern anzufangen wußte, seit sie der Verbindung mit dem Werktagsleben entzogen wurden. Wo das Leben einst in alle Winkel leuchtete, zog die Sage ein und umspann, wie die Spinne die Fenster mit ihren Geweben, das Gewölbe mit den schemenhaften Gestalten einer fernen, vergessenen Zeit! Je tiefer die Keller sich in das Erdreich hinabsenkten — und das war durch die räumliche Enge der mittelalterlichen Stadt oft geboten — um so mehr nahmen diese Gestalten von ihnen in späterer Zeit Besitz. Es gibt Keller, deren Tiefe bisweilen der Höhe des über ihnen stehenden Hauses gleichkommt, und die in mehrere Stockwerke geteilt sind. Ein Spiegelbild des Hauses in umgekehrter Richtung; oben Licht und Leben, unten Nacht und Vergessenheit. Freilich ist das nicht die Regel, sondern das Ergebnis bestimmter gewerblicher Notwendigkeit. Die Bierbrauerei liebt sie; wer in Bernau und Umgebung das dem Erlanger an Güte nahestehende „Unterhöhler Bier" trinkt, mag daran erinnert sein, daß man die Vorzüge dieses Gebräus dem doppelgeschossigen Biesenthaler Braukeller zuschreibt.

Im allgemeinen sind die alten dickwandigen Keller nichts weniger als finstere Löcher, sondern große Steingewölbe, in die das Licht durch offene Luken hineinströmte. Erst die seit Jahrhunderten vor sich gegangene Erhöhung der Straßen hat oft die Lichtschachte überdeckt und die Räume zum Kehrbild des Wohnlichen gemacht. Daneben aber zieht sich eine zweite Entwicklung, die den Keller gewissermassen aus der Tiefe hob, ihn mit der Wohnung in engere Beziehungen setzte und ihn zu einem freundlichen Hausgelaß machte. Das war die Zeit von etwa 1750 an, als der Vertikalismus des Stadthauses eine Zeitlang stillstand und einem Horizontalismus Platz machte, eine Zeit, in der auch das Leben mehr in die Breite als in die Höhe ging. Kleine Ziele, aber Behaglichkeit waren maßgebend, die das Wohnhaus freundlich gestaltete und sich schließlich in die Eigensinnigkeit der Biedermeierei verlor. Das war so recht das Zeitalter des lieben alten Kellers, der nicht nur äußerlich zum Genuß gehörte, sondern eine Notwendigkeit wurde. Selbst das Wohnen im Keller, das nachmals sich seuchenartig in den Großstädten ausbreitete — hatte doch Berlin 1888 nicht weniger als 20,023 Kellerwohnungen mit 118,333 Bewohnern! — war nicht frei von Behaglichkeit. In England, wo die Cottagekultur schon früh das Stadtbild beeinflußte, hatte sich sogar die Küche im Keller neben den Gelassen für Wein, Bier, Kartoffel und andere Hauswaren festgenistet, und bei größeren Anlagen wurden Wohnzimmer für die Dienerschaft angelegt. Um 1600 kam diese Wohnkultur dort auf, die mit dem Palladiostil auch den Keller in den Wohnorganismus des Hauses hineinbezog. In Deutschland stand sie mit dem Aufgeben der mittelalterlichen Dreifensterfront in Verbindung, zugleich aber im Gegensatz zu dem Vertikalsystem des alten Hauses. Aus dieser Gegensätzlichkeit, die vielleicht in ihrem Austrag manch andere Gewohnheit des bürgerlichen Hauses begrub, ist zweifellos die Kellerfreudigkeit des Zechers herausgekeimt, die eine ganze Literatur feuchtfröhlicher Kellerlieder hervorrief. Auerbachs Keller in Leipzig, der Keller von Lutter und Wegner in Berlin sind einige Momentbilder dieser Entwicklung.

Kehren wir zurück zum Hauskeller. Seine guten Tage waren gezählt, denn sie vergingen mit der Biedermeierei. Die Zuwanderung kleiner Leute in die Großstädte vollendete, was das moderne Leben begonnen hatte. Die Kellerwohnung, die so viele gesundheitliche und sittliche Gefahren mit sich brachte, kam in Verruf. Was in England der Anfang einer selbständigen Wohnkultur war, wurde in den Industriestädten Deutschlands zum Unheil, weil die ein Jahrhundert wirkende Horizontale wieder in eine Vertikale umgeschlagen war und in der Mietkaserne seinen hervortretendsten Typus gefunden hatte.

Soll diese Entwicklung das Ende eines alten Freundes sein? Soll der Keller ein verachteter Hauswinkel bleiben, in dem alles aufgestapelt wird, was man nicht sehen will, in dem nur die sich aufhalten, die das Licht scheuen? Für die inneren und älteren Stadtgebiete dürfte kaum eine Aenderung eintreten, weil das Mietverhältnis keine Beziehungen zum Keller aufkommen läßt. Aber in dem Eigenhaus, das sich vor dem Stadtzentrum immer mehr Platz erobert, gewinnt der Keller wieder an Bedeutung in dem Maß, in dem das Haus zur Horizontale zurückkehrt. Hier liegen die Keime einer Entwicklung, die nicht stille stehen wird, die dem alten Freund vielleicht ein besonderes Los verheißt, weil in seine Fenster etwas hineingrüßt, was das alte Stadthaus nicht in gleichem Maß kannte: der Hausgarten.

Unsere Bilder

Das Kronprinzenpaar bei den Oelser Dragonern (Abb. S. 1209). Die Kronprinzessin pflegt an der Seite ihres Gemahls alljährlich dem Dragonerregiment König Friedrich III. (2. schlesisches) Nr. 8 in Oels einen Besuch abzustatten, dessen Chef sie ist, und dessen Uniform sie mit Vergnügen trägt. In diesem Sommer hatte der Besuch des hohen Paares bei den Oelser Dragonern einen festlichen Anlaß: das Regiment ist mit vielen andern bei der Armeereform im Jahr 1860 auf-

gestellt worden, konnte also kürzlich das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestandes begehen. Die militärischen Festlichkeiten des Jubiläumstages erhielten durch die Anwesenheit des Kronprinzenpaares besonderen Glanz.

Der Kaiser-Wilhelm-Gedenkstein in Aalesund (Abb. S. 1210). Aalesund in Norwegen hat die großmütige Hilfe nicht vergessen, die der Deutsche Kaiser nach dem großen Brand des Jahres 1904 seinem schwer betroffenen Gemeinwesen geleistet hat. Als dauerndes Zeichen der Dankbarkeit wurde am 3. Juli in der nordischen Stadt ein schöner Denkstein enthüllt. Es ist ein hoher Monolith auf einem schlichten Sockel. Der Stein ist mit einem bronzenen Reliefporträt Wilhelms II., einem Wappen und einer einfachen Inschrift geziert.

Die neue Luftschiffhalle in Gotha (Abb. S. 1211). Bei vielen Luftfahrten der letzten Jahre hat sich das Bedürfnis nach einem sicheren Luftschiffhafen zwischen Berlin und dem Rhein herausgestellt. Dieser Wunsch der deutschen Luftschiffer ist jetzt durch die feierliche Einweihung einer neuen Luftschiffhalle in Gotha erfüllt worden. Am 9. Juli wurde die Halle in Anwesenheit des Herzogpaares von Koburg-Gotha und anderer Fürstlichkeiten „getauft".

Das neue Kurhaus in Wildbad (Abb. S. 1211), dem altberühmten württembergischen Badeort ist am 1. Juli in Anwesenheit des Königs Wilhelm von Württemberg und der Königin Charlotte in aller Feierlichkeit eröffnet worden. Das prächtige neue Gebäude, das der Baurat Kühn geschaffen hat, wird sicherlich vielen Generationen von Kurgästen den Aufenthalt in Wildbad angenehm gestalten helfen, denn es bietet allen modernen Komfort und bildet eine neue Zierde des schönen Ortes.

Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg (Abb. S. 1210) hat das Amt des Zweiten Vizepräsidenten des Reichstags kurz nach Beginn der parlamentarischen Ferien niedergelegt. Er hatte sich im Dezember nicht leicht entschlossen, das Amt anzunehmen, das die Nationalliberalen nicht länger besetzen wollten, und für das ihn die Reichspartei präsentierte, in deren Reihen der Erbprinz als Hospitant sitzt, seitdem ihn der Wahlkreis Gotha in den Reichstag entsandt hat. Jetzt hat er seinen Verzicht durch ein sehr bemerkenswertes politisches Schreiben an den Präsidenten des Reichstags begründet.

Das Lawinenunglück an der Jungfrau (Abb. S. 1212). Im Berner Oberland hat sich wieder einmal eine traurige touristische Katastrophe ereignet. In der Nähe der Berglihütte ging eine Lawine nieder und verschüttete eine Touristenkolonne sowie eine nicht dazu gehörige Gruppe von Führern. Als eine Rettungsexpedition von der Station Eismeer herbeieilte, fand sie zwei deutsche Touristen, die Herren Kuehn aus Straßburg und Barthold aus Saarbrücken, und fünf Schweizer Führer tot. Die andern Verschütteten waren mehr oder minder schwer verletzt. Die getöteten Führer Alexander Burgener und dessen Sohn aus Laas und die Grindelwalder Führer Christian Bohren und Rudolf und Peter Inäbnit gehörten zu den zuverlässigsten Führern der Berner Berge.

Johann Orth (Abb. S. 1210), der einstige Erzherzog Johann Salvator von Oesterreich-Toskana, soll jetzt für tot erklärt werden. Da alle Anzeichen dafür sprechen, daß der in einen schlichten argentinischen Schiffskapitän umgewandelte Habsburger im Jahr 1890 mit seinem Schiff „Margareta" am Kap Horn untergegangen ist, beantragte Erzherzog Josef Ferdinand als Orths Neffe und als voraussichtlicher Erbe seines Vermögens beim Wiener Oberstlhofmarschallamt die offizielle Todeserklärung des Verschollenen. Dem Antrag dürfte nach der vorgeschriebenen sechsmonatigen Frist wohl stattgegeben werden. So endet der geheimnisvolle Roman dieses Fürsten.

Die Zentenarfeier in Erlangen (Abb. S. 1214). Vor einem Jahrhundert sind die Fürstentümer Ansbach und Baireuth an die Krone Bayerns gefallen und mit ihnen die Stadt Erlangen mitsamt ihrer ehrwürdigen Alma mater. Die Erlanger Philister wie Musensöhne haben dieses Jubiläum nicht ungefeiert gelassen. Sowohl die Stadt als auch die Universität veranstalteten am hundertsten Jahrestag der Vereinigung Erlangens mit Bayern große Feste. An der Spitze vieler erlesener Gäste war Prinz Ludwig in die Stadt gekommen; er nahm auf dem Rathaus und in der Aula die patriotischen Huldigungen der Erlanger entgegen.

Wintersport im Hochsommer (Abb. S. 1215). Dieses sportliche Paradoxon ist seit der Eröffnung der Gebirgsbahn Christiania—Bergen eine angenehme Tatsache geworden. In Finse, dem höchstgelegenen Punkt der Bahn, tummeln sich in diesem Sommer fröhliche Skiläufer. Sie finden am Abhang des Hardangerjökuls eine wundervolle Bahn vor — und ein gutes Hotel, in dem sie nach der Sportübung bequem ausruhen können.

Die Flugwoche der Champagne in Reims (Abb. S. 1216) hat sich von den vielen ähnlichen Veranstaltungen der letzten Zeit durch manches Außerordentliche unterschieden. Nahezu an jedem Tag wurde irgendein Weltrekord überboten. Am 7. Juli drang Latham mit seinem Apparat bis zur Höhe von 1384 Meter empor, drei Tage später blieb Olieslager fünf Stunden in der Luft und legte 332 Kilometer zurück. Leider gab es unter diesen erfreulichen Sensationen auch eine unerfreuliche: den Absturz der ersten Aviatikerin. Madame de Laroche, die erste Frau, der das Pilotenzeugnis zuteil geworden ist, stürzte mit ihrem Voisinapparat aus 15 Meter Höhe hinab und erlitt sehr schwere Verletzungen.

„Priscilla reißt aus" (Abb. S. 1213). Im Haymarket Theatre in London führt man jetzt das Lustspiel einer Schriftstellerin auf, die zwar heute den deutschen Namen einer Gräfin v. Arnim führt, die aber als Miß Beauchamp in Schottland zur Welt gekommen ist, und die das englische Publikum seit Jahren kennt und schätzt. Das Stück ist die Dramatisierung eines wohlbekannten Romans — wie „Alt-Heidelberg", das Bühnenwerk, dem es nahe verwandt ist. Die Gräfin schildert im ersten Akt einen deutschen Fürstenhof und die Sehnsucht der Prinzessin Priscilla, ihn zu verlassen. Die weiteren Akte spielen in England, wohin sich die fürstliche Ausreißerin begeben hat. Dann wird drollig geschildert, wie die Prinzessin in der englischen Kleinstadt allzu viel Aufsehen erregt, und wie der Prinz Heinrich von Luzern, den sie eigentlich schon früher hätte heiraten sollen, sie aus der unbehaglich gewordenen bürgerlichen Freiheit wieder in die glänzende Gebundenheit des Hoflebens zurückführt.

Der norwegische Eismeerdampfer „Fönix" (Abb. S. 1214) soll die Mitglieder der Zeppelin-Vorexpedition, die an Bord des Lloyddampfers „Mainz" nur bis Spitzbergen fahren, in die Region des arktischen Eises bringen. Auf dem „Fönix" werden Graf Zeppelin und seine Begleiter die wissenschaftlichen Messungen und Untersuchungen vornehmen, die die Grundlage der geplanten Luftschiffexpedition nach dem Pol bilden sollen. Die „Mainz" soll während der Fahrt im Eismeer nur als Depotschiff dienen.

Todesfälle (Abb. S. 1212). In Potsdam, wo er seit dem Jahr 1897 seinen Lebensabend verbrachte, ist der berühmte Astronom Professor Gottfried Galle, der Entdecker des Planeten Neptun, gestorben. Seine astronomische Großtat vollbrachte Galle im Jahr 1840 als Assistent an der Berliner Sternwarte. Später wirkte er 44 Jahre lang als Direktor der Sternwarte und Professor der Astronomie in Breslau und bereicherte die Wissenschaft noch durch viele wichtige Forschungsergebnisse. Er ist 98 Jahre alt geworden. — In Berlin verschied, erst 50jährig, Kommerzienrat August Zeiß, der Schöpfer des Shannon-Registrators. Zeiß erfand nach seinen ersten Wanderjahren seinen Registrator, und bald stand er an der Spitze eines Geschäftsbetriebes von internationaler Bedeutung.

Die Toten der Woche

Graf Castell von Castell, früherer langjähriger Oberhofmeister am bayrischen Hof, † in Berchtesgaden am 7. Juli im Alter von 81 Jahren.

Prof. Dr. Gottfried Galle (Portr. S. 1212), Senior der deutschen astronomischen Wissenschaft, † in Potsdam am 11. Juni im Alter von 98 Jahren.

Professor Anton Popiel, berühmter polnischer Bildhauer, † in Lubien bei Lemberg am 7. Juli.

Professor Hubert Salentin, bekannter Genremaler, † in Düsseldorf am 6. Juli im Alter von 88 Jahren.

Kgl. Geh. Hofrat Adolph Spielhagen, Hofstaatssekretär des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, † in Berlin am 10. Juli im Alter von 79 Jahren.

Bilder vom Tage



Die Kronprinzessin in der Uniform ihres Regiments bei der Feier.

Von der Jubiläumsfeier des Dragonerregiments König Friedrich III. (2. schlesisches) Nr. 8 in Oels.

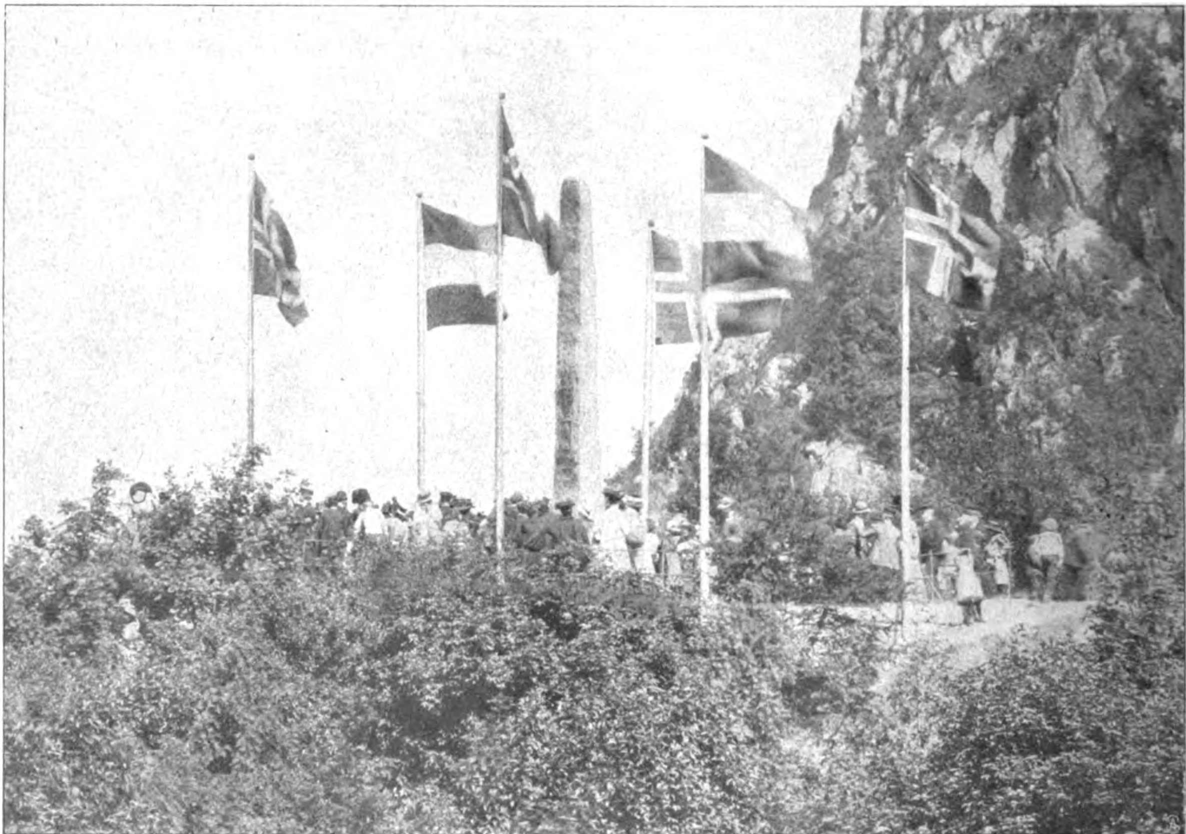
Verlag Photochemie. — Phot. Berger, Potsdam.



Ernst Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg
legte aus politischen Gründen sein Amt als Zweiter Vizepräsident des Reichstags nieder.



Johann Orth.
Zur Beantragung der Todeserklärung des Erzherzogs Johann Salvator von Oesterreich.



Aalesunds Dank für kaiserliche Hilfe: Die feierliche Enthüllung des Bautasteins,
den die norwegische Stadt dem Kaiser aus Dankbarkeit für seine im Jahr 1904 geleistete Hilfe errichtet hat.



Von links nach rechts: Die Herzogin v. Sachsen-Altenburg, Prinz u. Prinzessin Sizzo von Leutenberg, der Herzog v. Sachsen-Altenburg, die Herzogin v. Sachsen-Koburg, Prinz Alfons v. Orleans, der Herzog v. Sachsen-Coburg.



Generalleutnant z. D. von Nieber, Vorsitzender des Deutschen Luftflottenvereins, hält die Einweihungsansprache.
Photographische Aufnahmen von E. W. Rohde, Gotha.

Von der feierlichen Einweihung der Luftschiffhalle in Gotha.

Blick auf das neue Kurhaus. — Nebenstehend: Der König und die Königin von Württemberg bei der Einweihungsfeier.

Die Eröffnung des neuen Kurhauses in Wildbad in Württemberg.



Professor Gottfried Galle †
der berühmte Astronom und Entdecker des Planeten Neptun.

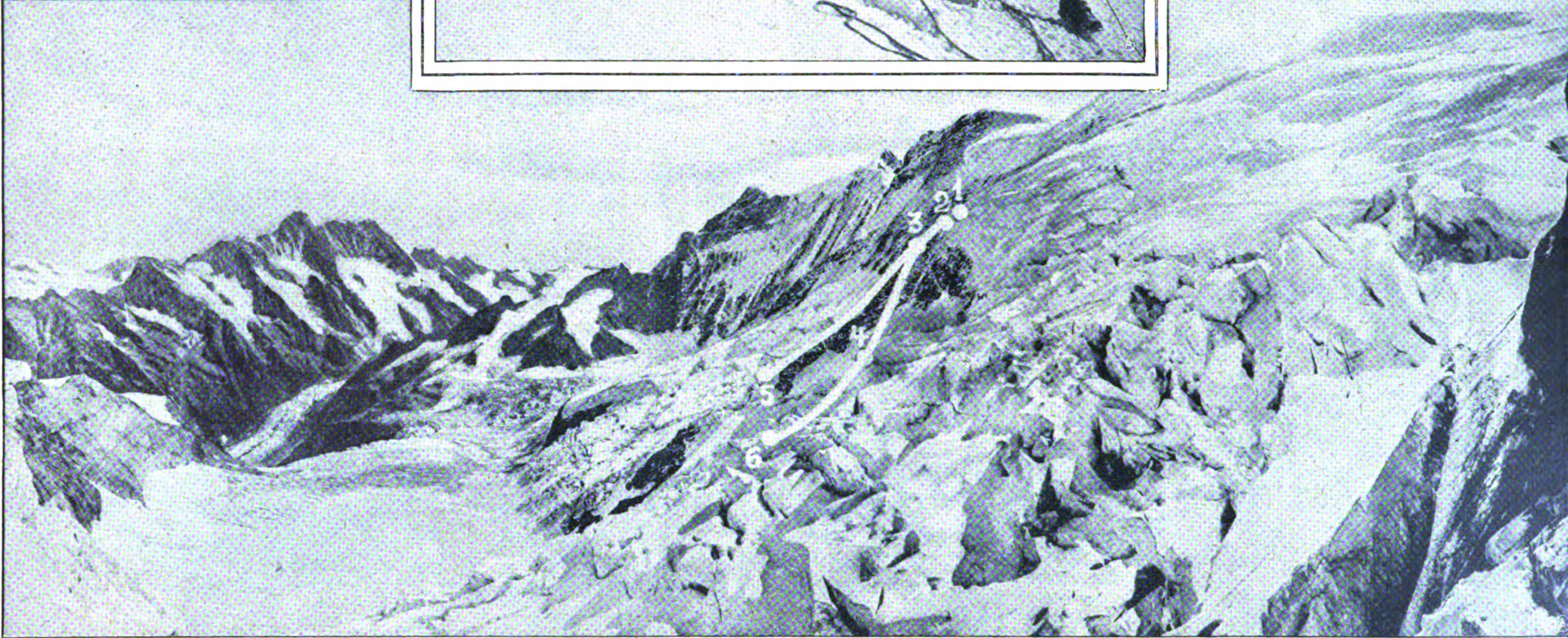
Die verunglückten Bergführer bei einer früheren Bergbesteigung.



Auf dem Gipfel des Mönch: 1. und 2. Die Bergführer Inäbnit. 3 Bergführer Bohren.



Kommerzienrat August Zeiß †
der bekannte Industrielle.

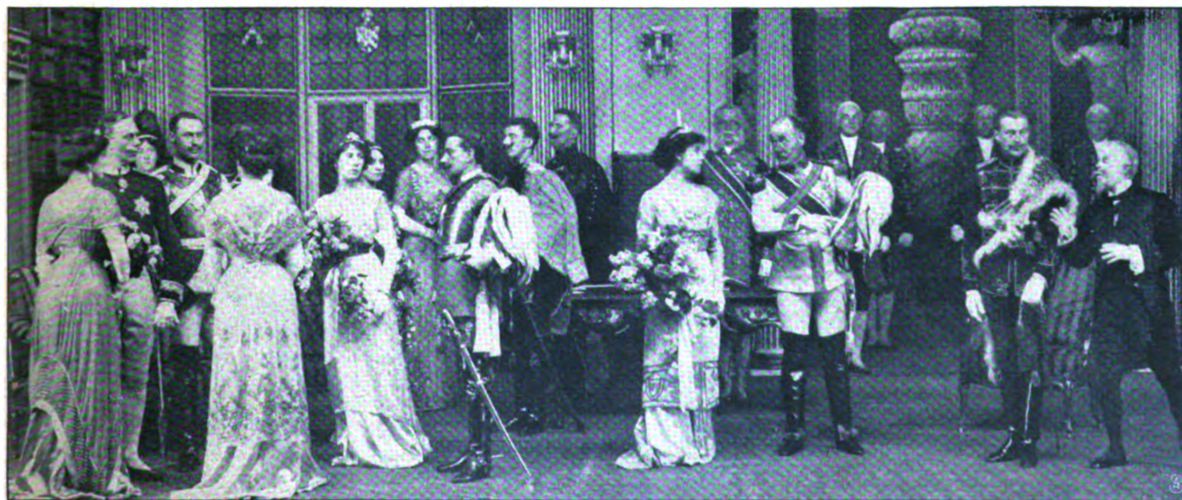


1. Die Berglihütte. 2. Stelle, wo die Lawine losbrach. 3. Stelle, wo sich die Lawine in zwei Teile teilte. 4. Stelle, wo die 4 Proviantträger von der Lawine erfaßt und mitgerissen wurden. 5. Stelle, wo die 9 Verunglückten gefunden wurden; 7 tot, 2 schwer verletzt. 6. Stelle, wo die 4 Proviantträger schwer verletzt gefunden wurden.

Zu dem Lawinenunglück am Mönchsjoch: Panorama von der Station Eismeer der Jungfraubahn aus.

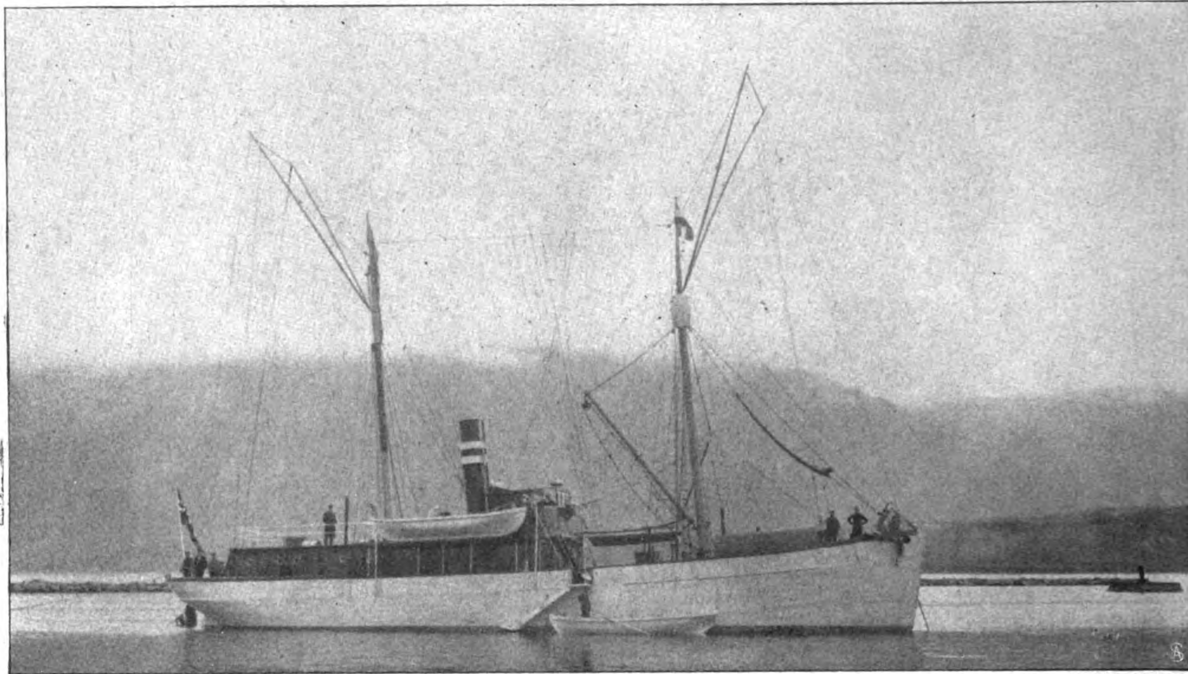


Miß Terry-Nelson in der Titelrolle des Lustspiels.



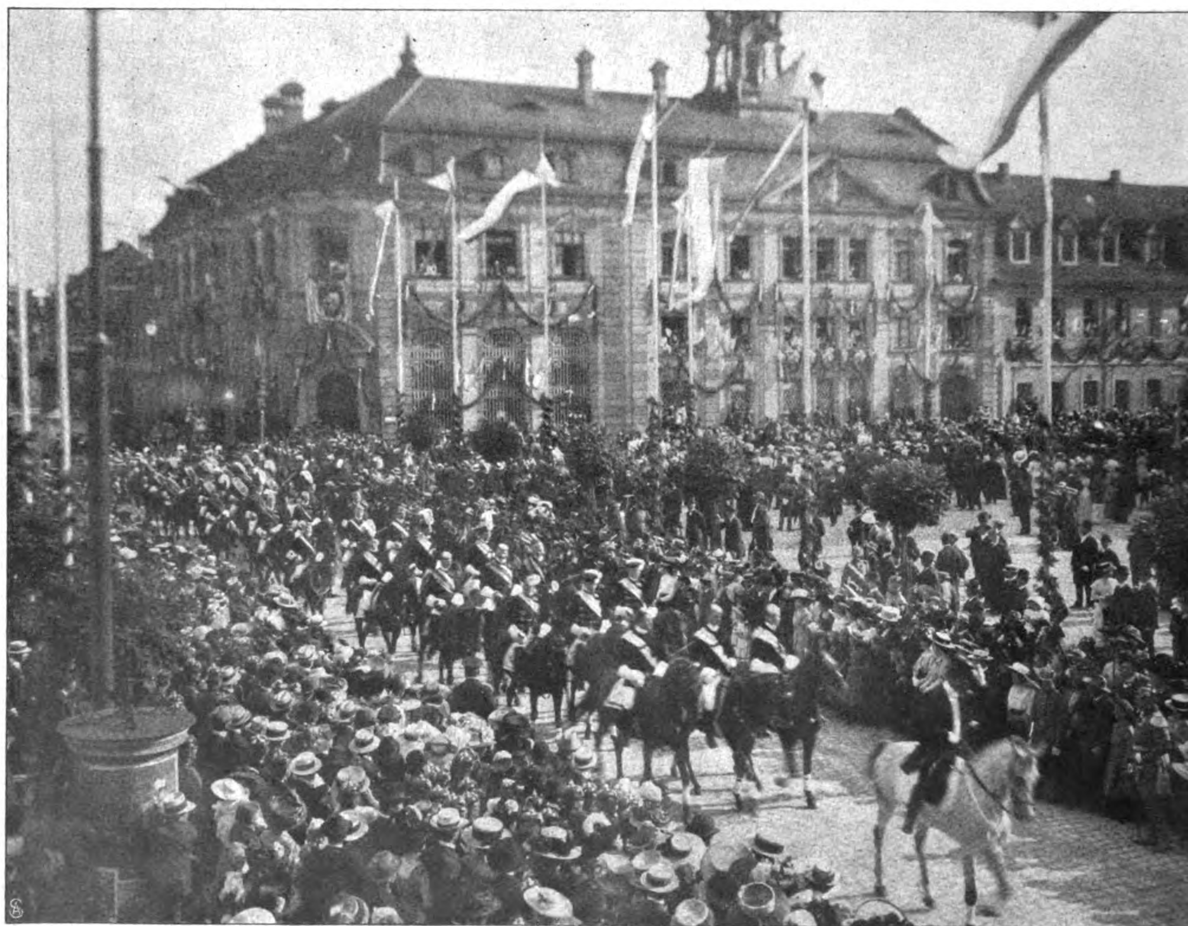
Aus dem 1. Akt: Gesellschaftszene im Großherzoglichen Schloß.

Von der Londoner Erstaufführung des Lustspiels „Priscilla läuft fort“ der Gräfin von Arnim, geb. Miß Annette Beauchamp.



Phot. Wennevold.

Zur Nordpolfahrt des Grafen Zeppelin: Eismeerdampfer „Fönix“ für die Vorexpedition in das Polarmeer.



Festzug der Studentenschaft.

Die Hundertjahrfeier anläßlich der Zugehörigkeit der Stadt Erlangen zu Bayern.



Winterfreuden im Hochsommer: Die Skisprungkonkurrenz bei Finse in Norwegen.



Der Aviatiker Olieslager
schuf mit einem Flug von 5 Stunden einen neuen Dauer-Weltrekord.

Phot. Branger.



Baronin de Laroche
auf ihrem Aeroplan, bei dessen Absturz sie schwere Verletzungen erlitt.



Der Aeroplan der Baronin de Laroche nach dem unglücklichen Sturz. Phot. M. Rol.

Die Flugwoche in Reims.

Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Roman von

Ida Boy-Ed.

12. Fortsetzung.

Wie beredt Juttas blasse eilige Schriftzüge waren. Sie sagten Gamberg, daß der Arzt, den er herbeigeholt hatte, ihrem verzweifelnden Herzen Mut zurückzugeben vermochte. Daß sie dafür ihm dankbar war — wie es Frauen sind, die alle Verdienste gern auf den geliebten Mann häufen.... Ja, ein Liebesgeständnis, ein Beweis unerschütterlichen Zusammengehörigkeitsgefühls waren diese kurzen Worte....

Die junge Frau droben am Bett des Kindes glich nun einer, die auf einer rasenden Flucht zum erstenmal den Mut hat, stillzustehen, zurückzublicken, aufzuatmen, sich darauf zu besinnen, daß man mit seinen Kräften haushalten muß, weil noch viele Kräfte nötig sind.

Sie dachte gesammelter nach, ließ auch ihren Verstand sprechen.

Sie zerrieben sich beide in Wachsamkeit und Angst, sie und die treue Martha. Es war klüger, abwechselnd zu ruhen, um zuverlässigere Nerven zu behalten.

„Iß und schlaf dann zwei Stunden. Dann werde ich mich hinlegen, um die Nacht durch wieder wach zu sitzen", befahl sie.

Gerade so grundlos wie sie gestern abend und heute früh den Anordnungen des einen Arztes zweifelnd gehorcht hatte, gerade so impulsiv war sie von blinder Zuversicht erfaßt: dieser wird mein Kind retten.

Nun saß sie im niedrigen, bequemen Rohrstuhl neben dem Wagen des Kindes. Man hatte natürlich das Gitterbettchen nicht mit auf die Reise nehmen können. Und ganz gewiß lag das kleine Wesen in seiner rührenden Unselbständigkeit ebenso geräumig, warm und weich in diesem schönen englischen Wagen.

Aber es quälte Jutta. Ihr schien, es läge stiller, geborgener, wenn nur das Gitterbett zur Stelle sei, mit den sanften blauen Seidenfalten, die vom gebogenen Stab über das Kopfende herabfielen. Wenn man nur die ganze, von träumerischer Schlafensfeierlichkeit durchwobene, frischduftende Behaglichkeit des heimatlichen Kinderzimmers hierher zaubern könnte.

Ach, in der Heimat wäre es vielleicht gar nicht krank geworden....

Lisbeth Rosenfeld fiel ihr ein. Hatte nicht sogar die lustige, unbesorgt durchs Leben trällernde Lisbeth so etwas wie einen warnenden Ton in der Stimme gehabt, als sie damals fragte: mit einem so kleinen Kind willst du reisen?...

Nun aber kamen ruhigere Gedanken: es war ein Unglück, das daheim ebenso plötzlich hätte hereinbrechen können.

Dieser sympathische Professor mit seinem sicheren Wesen und tiefernsten Blick, der beruhigenden Stimme und dem festen Händedruck, der würde helfen....

Gestern abend noch und immer wieder in der Nacht hatte sie die arme Martha mit Fragen gefoltert. Und Martha weinte und sagte: sie wolle lieber selbst sterben, damit das Kind am Leben bleibe, wenn die gnädige Frau dächte, sie habe ein Versehen gemacht. Nein, beschwören konnte sie es: sie hatte die von der gnädigen Frau selbst im Apparat sterilisierten Flaschen jedesmal unter Thermometerkontrolle erwärmt.

Und endlich ließ Jutta von ihr ab. Sie wußte es auch im Grunde ganz bestimmt: eine Nachlässigkeit war ausgeschlossen....

Es war eben ein Verhängnis. Man würde die Ursache nicht feststellen. Vielleicht war trotz allen Sterilisierens doch ein Giftstoff in der Milch gewesen.

„Und ich war fort unterdes — war mit — ihm."

Das kam immer wieder. Schloß jede Grübelei ab.

Das Kind war nicht unter ihren eigenen Händen erkrankt.... Sie, ja sie ging indessen Hand in Hand mit dem geliebten Mann....

Das wollte ihr eine furchtbare Last aufbürden. Sie wehrte sich: nein, nein — so schwächlich muß man nicht denken.... Das sind Zufälle. Sinnlos, brutal. Aus solchem Zusammentreffen soll man sich nichts aufbauen, als sei ein geheimnisvolles Walten um uns und halte Abrechnungen....

Wofür auch Abrechnung? Sie war sich keiner Schuld bewußt.

Sie wagte nicht, deutlich an den beängstigenden Rausch jener Minuten zu denken, wo die Begierde sie beinah verbrannte....

Aber dennoch errötete sie, heiß, bis in die Augen hinein.... Und sie seufzte — dankbar — erleichtert....

Sie erinnerte sich ihrer Vision.... Wie das Gesicht ihres Gatten so plötzlich vor ihr gewesen war....

Sie begriff, was das zu bedeuten gehabt hatte....

Ja, seine Abwesenheit machte seine Ehre heilig. Es war die Ehre eines Mannes, der zu hartem Opfer, aufreibender Arbeit, unendlicher Verantwortung in die Ferne gezogen war, dem Vaterland zu dienen.

Eine scheue Ahnung war in ihr, daß in dem Geliebten Ähnliches vorgegangen sei wie in ihr....

Und das, gerade das verband sie nur enger....

Sie konnte ihn nicht sehen — sie wagte nicht seinetwillen, gerade seinetwillen nicht ihr Kind auf einige Minuten zu verlassen.

Aber was Martha ihr berichtete, von seinem Schreck, seiner tätigen Fürsorge, erfüllte sie mit Glück.

Sie weinte still vor sich hin.... Ja, das war Liebe... sie fühlte: er würde ihr Kind, das vaterlose Kind, gütig an sein Herz nehmen... eines Tages, wenn es so weit war, daß er das Recht dazu bekam.

Wo war jetzt Malte? Was wußte er von der Todesangst dieser Stunden? Und daß das Kind, das er nie gesehen, dessen Dasein für ihn keine Wirklichkeit war, sich in Gefahr befand?

Nichts wußte er.... Aber der andre Mann war zur Stelle, schützend, helfend....

Und von Dankbarkeit überwältigt, schrieb sie, kaum daß der Professor das Zimmer verlassen hatte, die eiligen Worte auf das kleine Papier....

Zwei Stunden später waren auch Gervasius' zur Stelle.

Was konnten sie tun? Mit dem Bestreben, Schritt und Bewegung ganz unhörbar zu machen, schlichen Renate und ihre Mutter herein und küßten die blasse junge Frau und sahen bekümmert auf das jämmerliche kleine Menschenkind, das in seinen Kissen lag und zu kraftlos schien, die Augen aufzuschlagen oder zu schreien.

Die Frau Geheimrat bot keine Hilfe bei Pflege und Wachen an. Sie wußte von selbst: das wäre nicht angenommen worden.

Der Geheimrat hörte die ganze kurze und doch so beängstigende Krankengeschichte an. Er war Spezialist auf anderem Gebiet und wies ausdrücklich Urteilsfähigkeit und Verantwortung ab. Dennoch aber war es Jutta ein Trost, zu hören, daß ihm scheine: alles läge klar, und die Anordnungen der Ärzte seien die vernünftigsten und allein möglichen.

Die Frau Geheimrat flüsterte liebevoll: sie und Mann und Tochter würden sich den Nachmittag und Abend über in der Pension aufhalten; ja, sie sei bereit, im Hause zu übernachten. Damit Jutta wisse: Freunde seien in der Nähe. Aber das lehnte Jutta beängstigend ab. Es würde ihr geradezu ein Gefühl von Unruhe erregen, wenn sie wisse, die Freunde träten aus dem Rahmen ihres Ferienbehagens heraus, um hier nutzlos herumzusitzen. Sie sagte, sie werde ganz gewiß sofort nach ihnen rufen, sobald ihr das Verlangen nach ihrer Gegenwart komme.

Der Geheimrat fand, daß ihr Gefühl das Richtige sei. Mit Herbert von Gamberg, den sie im Garten der Pension trafen, saßen sie noch ziemlich lange zusammen. Und der Geheimrat setzte seiner Frau und seiner Tochter — die sich treulos vorkamen, weil sie nicht helfen konnten — herzlich auseinander, daß ihr Anerbieten, in der Nähe bleiben zu wollen, fast das naive Zugeständnis gewesen sei: nach dem Kind kann ja nicht mehr viel kommen.

Gamberg saß mit zusammengepreßten Lippen; er wagte nicht zu fragen: glauben Sie, daß es stirbt?

Auf irgendeine ganz unbestimmbare Weise hatte er das Gefühl: vom Leben oder Tod dieses Kindes hängt meine Zukunft ab. Er haßte undeutliche Empfindungen, sie schienen ihm immer etwas von seiner inneren Sicherheit zu nehmen. Aber dies drängte sich ihm beklemmend, spannungsvoll mehr und mehr auf. Und doch hätte er seinem Aberglauben nicht einmal so genau ins Gesicht sehen können, um zu wissen: das Kind muß sterben, oder es muß leben, damit die Geliebte gewiß mein wird.

Was er nicht fragte, besprach nach Frauenart ausgiebig die Frau Geheimrat. Aber ihr Mann konnte ihr auch nur sagen, daß es bei so kleinen Kindern schließlich alles auf die Zähigkeit ankäme. Renate saß verschüchtert und mit angstvollen Mienen dabei. Sie hätte am liebsten immerfort weinen mögen.... Wegen ihres Vaters nahm sie sich zusammen.... Er wollte, wenn man weinte, immer so ganz genau wissen: warum denn? Und grenzte damit stets so merkwürdig rasch den Kummer ab.... Jetzt hätte Renate auf dies „Warum?“ nicht wahrheitgemäß antworten können: „aus Mitleid mit Jutta“, denn eigentlich war ihr, als gäbe es außerdem noch viele, viele Gründe zum Weinen, man wisse sie nur selbst nicht genau....

Endlich entschlossen Gervasius' sich, wieder hinaufzufahren, und Herbert versprach ihnen, noch zweimal einen Bericht zu telephonieren, denn er natürlich, er werde sich vorzugsweise hier aufhalten. Geheimrats schienen es auch ganz selbstverständlich zu finden.

Dann schien eine große Pause in den Gang der Ereignisse einzutreten, die nachmals vielleicht dem Gedächtnis der Beteiligten ganz entschwand. Es zogen Tage in dumpfer Krankenstubenschweigsamkeit vorüber. Das Kommen und Gehen der Ärzte, Flüstergespräche, kurze Schlummerstündchen, angstvolles Wachen. Und diese seltsam rasche Gewöhnung an solchen Zustand: als habe es eigentlich niemals einen andern gegeben, als werde er nie ein Ende nehmen.

Dabei im tiefsten Herzen immer ein leises Mahnen an die schweigsame und unauffällige Fürsorge des liebenden Mannes. Das stete Wissen: er ist da, ich könnte ihn rufen.... Das war wie Wohltat, die man nicht recht an sich herankommen lassen mag und, an deren Möglichkeit nur zu denken, doch stützt.

So gingen Tage, so gingen Nächte. Und in wunderbarer Zähigkeit hielt das kleine Kind sein bißchen Leben fest.

Dann, eines Abends, als die Dämmerung mit ihrer Schwermut die Welt leise zu füllen begann, brachte Martha einen Brief. Sie brachte ihn strahlend, denn sie kannte ja die Handschrift, die Freimarken auf dem Umschlag.

Und sie dachte in ihrer Unbefangenheit: der kommt gelegen — der kommt als Trost.

Ein Brief! Von Malte? Jetzt? Unmöglich! „Über Sibirien“ stand auf dem Umschlag. Wie denn? Er hatte damals aus Hakodate geschrieben: Komm! Danach mußte er doch schweigend warten, bis ihre Antwort zu ihm kam.... Und die — die war ja unterwegs — sie hatte wohl noch ein, zwei Wochen zu wandern, bis sie ihn erreichte — diese Antwort, die ihm sagte: vielleicht liebe ich dich nicht mehr — Und wenn er dann wieder schrieb, so vergingen wieder lange Wochen, bis sie seine Worte lesen konnte — — Wie von selbst, durch die seltsam sich hindehnende Zeit des Schweigens, schien er schon aus ihrem Leben sich entfernt zu haben — ganz ausgeschaltet von der Teilnahme an ihren Tagen....

Dieser Brief war ihr etwas Unheimliches — ganz und gar Unerwartetes. Und darum schon bedrohlich — vorwurfsvoll — ein zorniger, schmerzlicher Anruf — noch ehe sie ihn gelesen....

Aber er weiß noch nicht, dachte sie, sich ermutigend.

„Über Sibirien?“ — Mein Gott, warum schreibt er denn? Er konnte doch nicht wissen, ob ich nicht zur Stunde schon unterwegs zu ihm bin, ob mich dieser Brief überhaupt noch in Europa träfe....

Auf einmal, in jähem Verständnis, wußte sie: Dies ist die Antwort auf meine Depesche. Oder vielmehr: nicht die Antwort — all die Fragen sind es, die meine Depesche in ihm aufrührten.

Mit ihren unsichern Fingern zerriß sie den Umschlag, ihn auseinanderzerrend.

Sie trat an das Fenster, die Vorhänge teilend, die noch geschlossen waren, weil sie vorhin die Sonne hatten absperren sollen, damit die Strahlen nicht die zarten kleinen Lider träfen.

Das letzte bißchen Helligkeit reichte aus zum Lesen.

Und sie las laut: „Mein geliebtes Weib! Da liegt nun eine Depesche vor mir. Du telegraphierst: ‚Ich kann mein kleines Kind nicht verlassen.‘

„Zuerst habe ich gar nichts gefühlt als eine schreckliche Enttäuschung. Sehnsucht hab ich nach Dir gehabt — eine Sehnsucht! Möchte wohl den Mann sehen, dem sie ähnlich zusetzt wie mir! Wenn man eine so schöne, geliebte, kluge Frau hat, die auch ihrerseits treu an einem hängt! Und wenn man nach dreijährigem Hangen und Bangen endlich vereint würde und sich dann gerade nur ein paar Monate gehören durfte!

„Alle Tage zehnmal schluckt man das runter und gibt sich Rückgrat mit dem Gedanken: der schöne, stolze, große Beruf will das nun mal so — Männer, die im Krieg stehen, sollen kein weiches Heimweh kennen — und wir, an Bord, leben ja immer wie in Kriegswachsamkeit — und Bereitschaft —. Aber alle Tage zehnmal kommt's doch wieder hoch. Und dann die Nächte.... Und in dem Klima.... Na ja, also lieber still davon.

„Schwer enttäuscht war ich. Hätt am liebsten sofort zurücktelegraphiert: ‚Unsinn — Dein Mann geht vor....‘ Geschrieben war schon so was.... Der Postmaat hatte es schon in der Hand. Aber ich nahm ihm das wieder weg.

„Denn weißt Du, geliebtes Weib — wunderbare Gedanken sind mir gekommen. Ob ich Dir sie wohl so recht auseinandersetzen kann? Versuchen wir's.

„Sieh mal — die allerallererste Hoffnung auf das Kind haben wir ja zusammen bejubelt. Aber — Gott, es klingt wohl komisch — das war doch beinah wie eine Stimmung, so'n bißchen phantastische Vorfreude. Jedenfalls verwischte sich das in mir, als ich fortging. Wurde wie so 'n Traum. Mir nichts Wirkliches. Mußte mich in den folgenden Monaten oft zwingen, daran zu denken. Dann kam eines Tags die Depesche, daß ich ein Töchterchen bekommen habe. Ich weiß noch, wir hatten ein Diner bei dem Konsul Glaubermann in Schanghai. Da traf die Depesche ein. Ich wurde etwas erregt, hatte so einen heißen Fleck in der Brust, vielleicht sogar nasse Augen (ich glaube wohl), und alle wurden mit aufgeregt, und zu Deinen, meinen und des Kindes Ehren wurde kolossal viel Sekt getrunken.

„Von da an war in Deinen Briefen immer viel von dem Kind die Rede, und ich habe ja wohl auch stets in meinen Briefen der Kleinen gedacht — hoffe es wenigstens.

„Aber — es war doch wie so ein akademischer Begriff: ich bin Vater, habe ein Kind! Ich mußte es förmlich so vor mich hinstellen, damit ich es nicht vergäße. Ja, so was Unwirkliches war es im letzten Ende.

„Und da kommt Deine Depesche! So felsenfest habe ich ein jubelndes ‚Ja‘ erwartet, denn Emmich hat es mir wohl gesteckt, daß Du mehr von der Trennung leidest, wie ich eigentlich von Deiner Einsicht und Deinem Verstand erwartet hatte. Ganz felsenfest; denn ich bildete mir ein: Du flögst am liebsten durch die Luft her.

„Und da sehe ich aus der Depesche: es gibt nun etwas in Deinem Leben, das Dich hindert, Deiner Sehnsucht nach mir zu gehorchen. Das kann nur ganz was Heiliges, Großes sein.

„Es ging mir auf. Wie eine Offenbarung war das. Ich wußte, was es sei: Die Mutterliebe!

„Da ergriff mich ein Gefühl, das mich so weich machte, so windelweich.... Herrgott, so gerührt bin ich jawohl weder bei unserer Trauung gewesen noch bei unserm Abschied.

„Plötzlich war meine riesengroße Enttäuschung wie fortgeblasen. Ganz stolz war ich, ganz glückselig.

„Nun war es für mich Wirklichkeit geworden: ich hab ein Kind. Es steht auf einmal deutlich da in meinem Leben — denn es hat die Macht, mir mein süßes Weib fernzuhalten — also, es muß eine große Sache sein um so ein kleines Kind — nicht einmal meiner guten alten Mutter, die Du so liebst, willst Du es anvertrauen — auf die Reise zu mir willst Du verzichten — —

„Wir sind nicht mehr: Du und ich; wir sind unserer drei! Und dieses dritte, kleine Lebewesen ist offenbar die Hauptperson geworden.

„Ich muß immerfort in mich hineinlächeln. Es hat so etwas Komisches: ich, der Kapitän von Falckenrott, ich, Dein Malte, ich hab einfach nichts zu sagen. Ich rufe: komm! Und denke nicht daran, daß da ein Kind ist, das viel mehr zu sagen hat, das sein Mütterchen nicht fort läßt! Von dem das Mütterchen nicht fort kann!

„Laß mir doch die süße, kleine Hauptperson photographieren? Oder geht das noch nicht?

„Und sobald sie ein bißchen Verstand hat, erzähl ihr was vom fernen Papa. Ich sei ein sehr netter Papa, sag ihr, der sich mit Emsigkeit um das Wohlwollen seiner Tochter bewerben werde.

“Ja, Du kannst Dein kleines Kind nicht verlassen! Das versteht sich. Verzeih mir nur, daß ich in meinem Unverstand anders dachte. Nein, Du mußt es pflegen und hegen und bewachen. Damit es dem Papa als dickes, rosiges, kleines Ding entgegentrippeln kann — Dein Geschenk, teures Weib, Deines für mich — hüte es mir wohl!

„Bei meiner Heimkehr werde ich es in Deinen Armen finden!

„Fest muß ich mich zusammennehmen, wenn ich an diese Heimkehr denke. Das wird ein Glück werden. Du und ich und mein Kind. Mein Kind! Von Dir

so für mich behütet, daß Du seinetwegen nicht einmal zu mir kommen kannst.

„Mit nächster Post schreibe ich einen vernünftigen Brief — Leb wohl. Küß mein Kind. Ich hoffe, es gleicht Dir.

Innigst Dein Malte."

Von aller Kraft verlassen stand sie — lehnte sich ans Fensterkreuz, um nicht zu sinken, ging endlich schwankend auf den Wagen zu — sein dunkler Lack machte ihn in diesem Augenblick, wo die graue Dämmerung ins Zimmer schattete, einem Sarg nicht unähnlich. Das Gestell der Räder, sperrig und leicht gebaut, gab diesem Lager das Wesen bedrohlicher Leichtbeweglichkeit.....

Als würde es sofort von gespenstischer Hand fortgestoßen werden — hinweg aus den Augen der Mutter — hinein in eine Nacht, der kein Morgen tagt....

In den Kissen lag der kleine Kopf — seltsam kleiner geworden, schwer, hart.

Das Kind atmete kaum... wie zu Tode erschöpft lag es, hindämmernd an den Grenzen seiner Kraft.

Außer sich, von wahnsinniger Angst zerbrochen, fiel die Mutter neben diesem Lager, das ihr unnennbare Furcht einflößte, in die Knie.

„Lebe!" flehte sie das Kind an. „Lebe."

X.

Der Strand von Saßnitz war buntscheckig von der gedrängten Menschenmenge. Nicht nur am Kai, sondern vor den vom Bergwald überragten, ansteigenden Häuserzeilen stand sie in Beharrlichkeit. Sie hatte sich lang hinausgezogen, wand sich, einem wandernden Ameisenheer nicht unähnlich, in dünner Linie auch am Ufersaum hin, hart am Meer, dicht unter den steilen Wänden der weißen Kalkfelsen, die auf ihren Häuptern die grünen, tiefen Buchenwälder trugen.

Ein Sommertag voll ruhigen Lichtes und klarer Wärme wollte zu Ende gehen. Das Meer lief im gelassenen Gleichmaß der Bewegung gegen das Ufer an. Das blaue Glas der Wogen zersprang auf ihren Gipfeln und zerschlug sich zu weißem Schaum.

Ganz fern, geradeaus stieg eine Rauchsäule vor dem Horizont. Das Schiff, das sie emporflocken ließ, glitt rasch hinweg; es fuhr in stetiger Richtung nordwärts und versank bald hinter der Linie zwischen dem Wasser und dem zarteren Blau des Himmels. Dann hielt sich an jener Stelle noch eine Weile ein graues Wölkchen. Als sich auch das in der reinen Luft ganz verflüchtigt hatte, breitete sich eine majestätische Leere aus. Die Einsamkeit thronte über den Wassern.

Aber sie wirkte nicht herüber auf die tausend Menschen und stimmte sie heute nicht zur Andacht. Die Unruhe der Erwartung fieberte in der Menge. Und wie hypnotisiert starrte sie westwärts. Die sinkende Sonne stach ihr nicht beizend und blendend in die Augen; hinter den weißen ragenden Felsen von Stubbenkammer ging sie horizontwärts, ihre Strahlen gaben der Silhouette des Waldes hoch dort oben einen Heiligenschein. Und die ganze Seite des Himmels war wie eine Wand von hellem Gold, das ganz allmählich, zur Höhe hin, in das feine Blau der Luft hinüberging und sich in ihr auflöste.

Gleich einer Kulisse stand der weiße Fels mit seiner verschatteten Wand und seiner scharfen, steilen Linie in diesem Hintergrund von Glanz hinein. Gegen seinen Fuß warfen sich in unaufhörlicher Arbeit die Wellen und brodelten weißschäumig.

Plötzlich ging das schon etwas stumpf gewordene Warten der Menschen in freudige Unruhe über.

Hinter der Kulisse hervor schob sich ein schwarzes Tier. Wie ein Walfisch. Und anstatt eines Wasserstrahls ließ es eine düstere Säule von Kohlenrauch steigen.

Es war nicht allein. Es dampfte an der Spitze einer Schar von Genossen, die ihm in Keilformation folgten.

Eine Torpedobootdivision des Aufklärungsgeschwaders.

Seltsamen Ungeheuern glichen sie. Als habe die Hand der Menschen dem Meer die furchtbaren Saurier wiedergeben wollen, die die Natur nicht lebensfähig hatte erhalten können.

Nun schwammen sie durch die schwerflutende See, und aus dem Mund ihrer Dampfpfeifen kam ein mißtöniges Geheul, ein dunkler, warnender Laut gereizter Tiere.

Dann fuhren die Schiffe wie lautlos. Wie ermüdet von harten Kämpfen, gelassen. Sie zogen dem Hafen zu, um einmal eine Nacht zu schlafen. Ihre kohlschwarzen Leiber, so wenig sie auch die Wasserlinie überragten, zeichneten sich bedrohlich ab vor dem goldig glänzenden, glatten Hintergrund des Himmels. Um ihren Bug, so leise sie auch fuhren, schwoll, wie an der Brust dunkler Schwimmvögel, das Wasser hoch, das sie zerteilten. Neben den kurzen, dicken Schornsteinen und dem niedern Aufbau ihrer Kommandobrücken trugen sie seltsame Zeichen — gleich schlanken, kleinen Masten, und daran mystische Figuren — da ein Dreieck, dort ein Quadrat — hier zwei Querhölzer — dort eins, dort ein schräges Kreuz — ihre Male, die sie für das Auge des Kommandanten und der Gefährten unterschiedlich machten —.

So kamen sie heran. Eine düstere Schar, schon jetzt in ihrem friedlichen Tun furchtbar anzusehen — eine Verkörperung von Krieg und Tod — die Phantasie anreizend, so daß man sich wie von selbst diese niedrigen, schwarzen Gesellen vorstellen mußte, wenn sie nachts, von schäumenden Fluten überstürzt, in heulendem Sturm, mit verlöschendem Feuer, den Scheinwerfern des Feindes zu entgehen trachteten — oder sich an ihn heranzuschleichen suchten — selbst des Untergangs gewiß, den sie dem Gegner zu bringen die Selbstaufopferung haben sollten. Tod, der selbst sterben muß, wenn er Tod bringt....

Von dieser ruhevoll vorwärts dampfenden schwarzen Schar ging eine Majestät des Mutes aus, die alle Zuschauer, ohne daß sie wußten warum, verstummen ließ.

Sie suchte den Hafen auf. Die Reede konnte ihr keinen Ankerplatz geben. Sie kannte jenseit der Molen nur eins: Bewegung —

Und andere Erscheinungen traten aus der Felsenkulisse hervor, als hätten sie dort gewartet, um ihre stolze Wirkung, ungeschmälert durch die kleine, rasche Heldenschar, ganz allein zu genießen.

Groß und grau, in der Langsamkeit von einer stillen und bezwingenden Gewalt, glitten die großen Kriegsschiffe über das blaue Wasser. Ungeheuer voll Grazie. Ruhevoll stieg der feine Dampf aus ihren grauen Essen. In der Takelage ihrer Signalmasten war ein emsiges Huschen von Farbenflecken. Da stiegen und sanken und hißten und tippten allerlei kleine Flaggen, und einige von ihnen blieben hängen, in einer geheimnisvollen Anordnung — beredt für die, die ihre Sprache verstanden — stumme Befehlshaber, die blinden Gehorsam forderten.

Vor dem goldenen Grunde des Abendhimmels kamen die Schiffe, wunderbare Symbole der Macht, in schweigendem Stolz — unnahbar, seltsam abgesondert von der Erde und der atemlos staunenden Menge auf ihr — und doch in der unerklärlichsten Nähe mit ihr verbunden — von einer in jeder Brust aufjauchzenden heißen Liebe begrüßt.... „Unsere Flotte“....

Die huschenden Farbenflecke hatten alle ihre Befehle über das auch in Keilformation fahrende Geschwader hin verbreitet. Nun änderte sich die Bewegung. Einige der Schiffe lagen still — andere glitten noch weiter — in einer Stellung zueinander, deren Ordnung und tiefer Sinn den Zuschauenden verborgen blieb, kamen sie endlich alle zur Ruhe.

Und nun lagen sie da, eine undurchdringliche, in sich abgeschlossene Welt.

Aber nicht lange, und es schien, als entstehe ein eiliges Hin und Her zwischen dem Land und dem Geschwader.

Während der goldene Glanz im Westen erlosch, nahm das Meer eine graue, ernste Farbe an; das Heranrauschen der Wogen war kein heiteres Spiel mehr, sondern eine Musik voll Schwermut. Der Himmel entfärbte sich und bekam eine matte Zinnfarbe.

Und in dieser Lichtlosigkeit, ehe die Nacht hereinfiel, wurde es lebendig um die Riesenleiber der Kriegsschiffe herum. Barkassen lösten sich von ihnen und puckerten in eiliger Fahrt zum Hafen. Boote schossen heran, von den sich im präzisen Gleichmaß hebenden und senkenden Rudern getrieben. Die Wasser tropften von den Hölzern, und die Riemen knirschten. In militärischer Ordnung saßen die Maaten auf den Bänken und beugten sich vor und legten sich zurück. Dann warteten sie an den Brücken auf die Post, die der Postmaat holte, während die Menge die Blaujacken umstand und betrachtete und auch wohl mit Biergeld und Zigarren beschenkte.

Die Gig der „Thuringia“ nahm außer der Post auch noch den Kapitän von Kriegow auf, der hier eingetroffen und seit diesen Mittag schon bereitgewesen war, sich wieder an Bord zurückzumelden, um seinen Stellvertreter Hochhagen abzulösen.

Der Abend wandte sich mit Hochsommerraschheit zur Nacht. Auf den Schiffen blitzten Heere von Lichtern auf. Wo vorher die kleinen Gruppen bunter Flaggen gesprochen hatten, zeigten sich nun ebenso geheimnisvolle Gruppierungen verschiedenfarbiger Lichter.

Und ab und zu strich, vom Scheinwerfer des Wachtschiffes herausströmend, ein grellweißer Lichtkegel über das Meer und das Land. Er huschte über jede Erscheinung weg, ließ sie auftauchen und wieder in Dunkelheit versinken. Die Menge am Ufer fühlte sich oft in hellen Tag versetzt, lachte und kreischte — und schon glitt der weiße Schein weiter und ließ, gleich einem Phantom, ein Schiff erscheinen und war schon wieder anderswo.

Und in diesem flinken Wechsel von krasser Helle und nach ihr gesteigert scheinendem Dunkel sah Emmich Hochhagen einmal, schon ganz nah der „Thuringia“, die Gig auftauchen und verschwinden. Er erkannte in dem blitzgleichen Moment, daß sein Kamerad Kriegow darin saß. Kriegow hatte sich schriftlich schon angemeldet und war also erwartet worden. Es hätte sich demnach ungefähr ein Weltuntergang ereignen müssen, um Kriegow am pünktlichen Erscheinen zu hindern... ein deutscher Offizier, der sich dienstlich zur Stelle zu melden hat!... Dennoch aber fühlte Hochhagen sich so erleichtert, daß er aufseufzte.

Er wartete fast seit Beginn seines vorübergehenden Kommandos schon dringlich auf die Ablösung — was er sich freilich nicht einmal selbst gestand. Und was kein Mensch an Bord ihm angemerkt hätte.

Renatens Briefe ängstigten ihn mehr und mehr. Er spürte, daß die unselige, in ihrer Verlassenheit um alle Haltung gekommene Frau einen immer größeren Einfluß auf sein holdes Mädchen bekam. Das mißfiel ihm höchst. Deshalb ersehnte er den Tag der Ablösung. Er hatte sich einen unmittelbar an sie anschließenden Urlaub von zwei Wochen erwirken können. Und nun, wo die Flotte für einen Ruhetag vor Saßnitz ankerte, um dann in die wirklichen Manöver einzutreten, nun dachte er Kriegow die Geschäfte zu übergeben und sofort, im Morgengrauen, nach der Schweiz abzureisen.

In seiner heimlichen Unruhe hatte er sich eingebildet, Kriegow könne in allerletzter Stunde abermals erkranken. Auch gibt es ja Unfälle auf Eisenbahnen und Gott weiß was sonst noch.

Also da war Kriegow! Endlich, endlich!

In der großen Unruhe an Bord, in der Eile der an Land Beurlaubten, bei all dem Kommen und Gehen fand Kriegows Ankunft doch viel Beachtung. Man sagte ihm, daß er glänzend aussehe, warf ihm noch neidvoll vor, daß er wie ein Gott in Frankreich gelebt, während man sich selbst wieder mal geschunden habe. Dann, nachdem er sich beim Kommandanten gemeldet hatte, zog er sich mit Hochhagen in die Koje des Ersten Offiziers zurück, um die dienstliche Angelegenheit zu besprechen.

Inzwischen war die Post sortiert und wurde an Bord ausgetragen.

Emmich sah, als die Ordonnanz die seinige auf den Schreibtisch legte, vor dem er mit Kriegow saß, obenauf den Brief Renatens.

Aber natürlich, mehr als diesen Blick konnte er den lieben Schriftzügen jetzt nicht gönnen.

Erst der Dienst.

Und in seinem Gedränge mochte er auch nicht lesen. Es war gerade, als hielte eine heimliche, warnende Stimme ihn davon ab, einen kurzen Blick hineinzutun.

(Fortsetzung folgt.)

Alpine Majestäten und ihre Besucher.

Von Dr. F. Friedensburg.

Nicht ganz selten tritt dem Bergsteiger aus Laienmund die Frage entgegen: „Wieviel Leute kommen denn so ungefähr durchschnittlich auf Ihre Berge?" und kaum weniger häufig wird die Antwort in echt alpiner Ausdrucksweise lauten: „Eine Talschleiche fragt mehr, als zehn Spitzenfresser beantworten können!" Es scheint in der Tat, als ob die immer mehr steigende Zahl der Männlein und Weiblein, die im Reich der Berge ihre Aufwartung machen, sich auch nicht annähernd feststellen läßt. Die Schwierigkeiten, die der gewünschten Berechnung entgegenstehen, sind ohne weiteres einleuchtend. Trotz aller Verschandelung der erhabenen Bergwelt mit den „Segnungen der Kultur" stehen doch gottlob noch keine Zählkreuze am Fuß der einzelnen Jöcher und Gipfel, noch zwingt keine Polizeiverordnung zur Anmeldung von Bergfahrten bei der zuständigen Amtsstelle oder Eintragung in einem behördlich visierten Gipfelbuch. Die Zahlensetze sind also im wesentlichen auf die Angaben der Bergsetze, der Bergsteiger selbst, angewiesen. Aber, o Jammer: wieviel „Fehlerquellen" sprudeln da im verborgenen! Manch stolzes Herz lehnt es ab, Herold seines eigenen Verdienstes zu sein, und schweigt von seinen Leistungen, andere wieder, die leider sehr viel zahlreichere Gruppe der Bergsimulanten, decken mit Hilfe ihrer Phantasie die Lücken ihres Tourenberichts. Auf dem großen „Playground" der Alpen wetteifern zahlreiche Völker und Stämme: unter ihnen haben die Engländer, deren Verdienste um die Erforschung der Schweiz unvergeßlich bleiben, die Vorherrschaft mehr und mehr an die Deutschen abgeben müssen. In Deutschland aber haben wir zurzeit mindestens vier große Vereine, die sich vornehmlich, wenn nicht ausschließlich, der Durchwanderung der Alpen widmen; der größte unter ihnen, der Deutsch-Oesterreichische Alpenverein, zählt allein zurzeit über 86000 Mitglieder in 360 Sektionen. Wie soll man da feststellen, wieviel Leute alljährlich auf die einzelnen Berge steigen?!

Und doch ist die eingangs hervorgehobene Frage von großem Interesse und wird fast überall mit Eifer von den alpinen Organisationen studiert. Zunächst aus einem praktischen Grunde. Aus der Zahl der Besucher, die sich einer Gegend, einer Schutzhütte, einem Berg zuwenden, läßt sich berechnen, welche Aufwendungen für Wege, für die Unterbringung und Verpflegung der Reisenden notwendig sind. Der Draußenstehende hat ja keine Vorstellung von der Höhe der Summen, die alljährlich von Vereinen, Behörden, Privaten für diese Zwecke aufgebracht werden. Allein der Deutsch-Oesterreichische Alpenverein hat in seinem die Ausgaben der einzelnen Sektionen nicht mitumfassenden Voranschlag für 1911 177300 Mark für Wege- und Hüttenbauten in den Ostalpen eingestellt. Da doch immer nur eine Minderheit der Alpenreisenden auf die Berge selbst steigt, so sind die Ziffern des Hüttenbesuchs vielleicht ganz besonders wertvoll zur Beleuchtung der Zunahme des Fremdenverkehrs; wenigstens in Oberbayern und Tirol sind diese „Hütten", die eigentlich schon mehr kleine Berggasthäuser sind, die Brennpunkte des Verkehrs. Unter den Hütten der Ostalpen hat wohl die im Jahr 1879 errichtete, seither fortwährend ausgebaute und erweiterte Berliner Hütte am Schwarzenstein, dem allbeliebten Uebergang aus der Eiswelt der Tauern in das Felsgebirge der Dolomiten, die stärkste Besucherzahl aufzuweisen. In den ersten 15 Jahren ihres Bestehens, also bis 1894, stieg ihre Besucherzahl von 156 auf 1779 und ergab eine Gesamtzahl von 10986 Personen. In den letzten Jahren waren 1905: 5526, 1906: 5073, 1907: 4832, 1908: 4909, 1909: 4781, zusammen 25121, im Jahresdurchschnitt also über 5000 Personen, zu verzeichnen. Die nächsthöchsten Ziffern dürfte das Münchner Haus auf der Zugspitze erreichen, das 1907: 3817, 1908: 4052 Personen beherbergte, während das Glocknerhaus 1908: 3747, 1909: 4298 Besucher aufnahm. Die Gesamtzahl der Hütten in den Ostalpen stieg von einer im Jahr 1869 auf 232 im Jahr 1908, die Gesamtzahl der Besucher in der gleichen Zeit von 60 auf 2259018.

Weniger unter dem wirtschaftlichen als unter dem kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt ist die Zunahme der Bergbesteigungen merkwürdig und lehrreich. Bekanntlich ist die Bergsteigerei ein ziemlich modernes Vergnügen: Hannibal war ebensowenig Alpinist wie Napoleon. Wenn man von vereinzelten Ersteigungen absieht, so datiert die eigentliche Hochtouristik von den Versuchen am „König der Berge", dem Montblanc, dessen Ersteigung im Jahr 1787 dem Genfer Saussure als erstem Touristen gelang. Nach verhältnismäßig kurzer Frist folgten die übrigen Schweizer Berge: 1811 die Jungfrau, 1812 das Finsteraarhorn, endlich als einer der letzten unter den großen Gipfeln 1865 das Matterhorn mit seiner weltberühmten, wahrhaft romantischen Ersteigungsgeschichte. In den Ostalpen war es der Großglockner, der den Wagemut zuerst anlockte: er fiel 1799 zum ersten-, im folgenden Jahr zum zweitenmal, um bis 1818 nur 2, bis 1849 noch 63, bis 1855: 29 weitere Besteigungen zu erleben. Der „höchste Spitz" Tirols, der Ortler, wurde zum erstenmal 1804 bestiegen, um nach einer Wiederholung im folgenden Jahr nur 1826 und 1834 vereinzelte Besucher zu empfangen, die dann sogar auch noch drei Jahrzehnte ausblieben. Vollends die herrlichen Dolomiten Südtirols, jene wundervoll geformten, gotischen Domen gleich in die Lüfte ragenden Kalkriffe aus dem Meer der Urzeit, sind erst seit den 1860er Jahren aufgesucht und umworben worden; die wildesten unter diesen geradezu idealen Berggestalten: die Kleine Zinne und die Fünffingerspitze, verloren erst 1881 und 1890 ihre Jungfräulichkeit, andere kleine, aber noch grausigere Zacken, die man mit Recht als bloße Klettergerüste bezeichnet hat, noch später oder bisher überhaupt nicht.

Jetzt sind für die West- wie für die Ostalpen die Zeiten vorbei, wo man noch wirkliche Erstlingstouren, wenigstens solche größeren Stils, ausführen konnte. Vorbei sind die schönen Tage, wo ein hartes Geschlecht begeisterter Männer in freundschaftlichem Verkehr mit den Einheimischen die einsamen Täler durchwanderte, hinaufstieg zu den stillen Höhen als zu den geheimen Sitzen einer Entzückung, die ihnen das Flachland versagte, und die mit keiner Anstrengung, Entbehrung und Gefahr zu teuer bezahlt waren. Jetzt durchfluten den ganzen lieben Sommer hindurch unübersehbare Ströme

von Touristen der verschiedensten Art das ganze Alpengebiet, einem Heringszug vergleichbar, gleich einem solchen auch eingeschätzt und ausgenützt von den Wirten und Führern, von groß und klein, von jung und alt. Unter diesen nützlichen Einwanderern heben sich wirkungsvoll die ab, die durch Gerät und Kleidung schon von vornherein die Absicht deutlich, oft nur allzu deutlich verraten, die alpinen Majestäten mit ihrem Besuch zu erfreuen. Es ist merkwürdig, in wie hohem Maße der Herdentrieb der Nachahmung, vielleicht besser gesagt: die Mode für den Besuch eines Berges entscheidend ist. Wie oft trifft man auf wirklich schweren und ernsthaften Bergen Leute, die gerade noch für den Brocken, bestenfalls für die Schneekoppe auf dem gewöhnlichen Wege geeignet wären: ja, wozu ist denn die „Mehlsacktechnik“ erfunden? Die Führer wollen doch auch leben! Was aber die Mode in der Bergsteigerei anlangt, so lassen sich ihr verschiedene Wege ihres Triumphzuges nachweisen. Die harmloseste Erscheinung ist die Tatsache, daß überall, wo besonders viele Fremden hinkommen, in Tirol eigentlich in jeder Gebirgsgruppe, ein Berg, der sich dazu durch seine Höhe, seine Aussicht, seinen Ruf, dazu durch verhältnismäßige Leichtigkeit und bequeme Erreichbarkeit besonders eignet, von den Führern als Modeberg ausgesucht, hergerichtet uud ausposaunt wird; jeder, der etwas auf sich hält, muß dann oben gewesen sein. Solche Modeberge für jedermann sind u. a. die Zugspitze als der höchste deutsche Berg und der Watzmann, in Tirol der Ortler, gleichfalls der höchste unter seinen Brüdern, ferner Glockner und Becher. In der Schweiz der Montblanc, der nur an die Ausdauer des Ersteigers einige Anforderungen stellt, und das Breithorn bei Zermatt; früher auch noch der Gorner Grat, auf den man jetzt noch bequemer mit der Zahnradbahn gelangt. Alle diese Berge werfen durch die hübsch hohen Führertaxen den Anwohnern eine sehr anständige Rente ab. Man muß nur einmal an einem schönen Tage die Prozession auf so einem Modegipfel beobachtet haben: „'nauf kostet's Schnaufen“, wie's im Tiroler Sprichwort heißt, aber hinunter geht's wie im Eilzug: „und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt“! Denn der Herr Führer will doch die lohnende Unternehmung noch am selben Tag von neuem beginnen. Der Glockner erhält daher jetzt an manchem Tag mehr Besucher als früher in Jahrzehnten, und auf dem Ortler waren jüngst einmal 70 Personen vereinigt. Neben diesen zahmen haben wir aber auch eine ganze Reihe wilder Modeberge. Es ist eine ganz eigentümliche Erscheinung, daß gewisse Gipfel mehr oder minder ausschließlich um der besonderen Gefährlichkeit und Schwierigkeit des Anstiegs willen aufgesucht, daß auf viel begangene Berge immer wieder Wege probiert werden, die nicht wie der allgemein übliche die bedenklichen Stellen vermeiden, sondern sie in möglichst großer Anzahl darbieten. Und es ist Tatsache, daß ein Unfall, ein Todessturz die Besuchsziffer eines Berges mindestens für die nächste Zeit erhöht. So gehörte es nach Whympers Erstersteigung, die mit dem Tode von vier seiner Gefährten endete, in Zermatt geradezu zum guten Ton, auf das Matterhorn zu gehen; noch heut übt dieser — man kann wohl sagen: Todesberg einen geradezu dämonischen Zauber aus. Der Philister mag sich die Zipfelmütze über das angstgesträubte Haar ziehen und von perversen Ausartungen reden: soll er selbst in einem oder dem andern Einzelfall recht haben, uns freut der tapfere Sinn, der die Gefahr liebt und auch einmal mit dem Tod spielt. Auch Totenkirchl und kleine Zinne waren solche Modeberge und sind es auch heute noch für viele, wenngleich die „crême de la crême de Cremona“, die Ganzwilden, diese einst gefeierten Spitzen als „Kuhberge“ verschmähen, „auf die man mit dem Automobil 'nauffährt!“ Diese Ueberkletterbolde lassen allenfalls noch die Meije im Dauphiné, die Jungfrau vom Rottal aus, die Südwand der Marmolata und ein paar ganz unmögliche Dolomitzacken, wie die Guglia di Brenta, als würdige Stätten für die Betätigung eines ehrbaren „Berglers“ gelten.

Neben der Mode sind noch weitere Umstände auf den Besuch der hohen Gipfel von Einfluß. Vor allen Dingen: das Wetter. Ein regnerischer Sommer, der in den großen Höhen viel „Schnee macht“, vermindert die Zahl der Ersteigungen in ganz auffallender Weise. Wenn die Bänder verdeckt, die Kamine gefüllt, die Gletscherspalten mit trügerischer Decke verhüllt sind, geht kein Verständiger auf den Berg. Ach wie oft hat ein jeder von uns, oft nach tagelangem Harren, manchmal mehrere Jahre hintereinander tatenlos die Hütte verlassen, von der aus er einen seiner heißbegehrten Lieblinge besuchen wollte; wie viele haben den Sieg der Leidenschaft über die Vernunft mit dem Leben bezahlt! In solchen Sommern, wie etwa die von 1907 und 1908, trifft man die Hochtouristen eigentlich nur auf der Landstraße und der Eisenbahn: von Norden nach Süden, von der Schweiz nach Tirol, von Tal zu Tal wechseln sie, um doch irgendwo das gute Wetter zu finden, das nun einmal die wichtigste Voraussetzung einer jeden Bergfahrt ist.

Auch der Kostenpunkt ist insbesondere für die nicht führerlos gehenden Bergsteiger von Einfluß bei der Wahl ihrer Angriffsziele. In Tirol zahlt man selbst für einen „besseren“ Berg nur 15—20 Kronen und kann sich mit einem Führer begnügen, während die Schweizer bei längeren Eiswanderungen nur zu zweien gehen und womöglich noch die Mitnahme eines Trägers verlangen. Es gehört schon einiger Mammon dazu, um für eine einzige Bergfahrt, etwa aufs Matterhorn, zwei Führer zu je 100 und einen Träger zu 50 Frank zu bezahlen. Hierin ruht auch die Ursache des stärkeren Besuchs der Tiroler Berge gegenüber denen der Schweiz. Dann wären schließlich noch alle jene Ereignisse zu erwähnen, die den Fremdenbesuch in einem Land überhaupt steigern oder mindern, also z. B. Ausstellungen und Feste, die aber bei der wundervollen Durchbildung unserer Reisegelegenheiten kaum mehr als gefährliche Konkurrenz gelten können. Als Störer des Zuges in und auf die Berge kommen eigentlich nur Krieg und Pestilenz in Betracht; aber von beiden sind wir ja gottlob seit langem verschont geblieben, und gern erinnern wir uns daran, wie die betriebsame Schweiz schon 1847 ihren Kantönlikrieg in den November verlegte, wo die lieben Fremden durch ihn nicht belästigt wurden.

Nun zum Schluß die statistische Antwort auf die eingangs aufgeworfene Frage. Sie bezieht sich allerdings nur auf die Sektion Berlin, bietet aber in diesem verhältnismäßig engen Rahmen sehr zuverlässige Daten. Hat Schreiber dieses im voranstehenden nicht oleum et operam umsonst aufgewendet, dann entschuldigt der Leser freundlichst, daß es nicht mehr ist: quod hamus, damus! Zunächst eine Gesamtübersicht aller von unseren Mitgliedern in den letzten 10 Jahren ausgeführten Bergfahrten.

Jahr	Mitgliederzahl	Touren insgesamt	davon Bergbesteigungen	Jochübergänge
1900	2227	2833	1599	1234
1901	2328	3202	1907	1295
1902	2464	4034	2350	1684
1903	2592	4056	2354	1702
1904	2792	4729	2845	1884
1905	2912	4543	2736	1807
1906	3033	4741	2778	1963
1907	3164	4559	2673	1886
1908	3263	4015	2544	1471
1909	3291	4223	2659	1564

Die zweite, ebenfalls das letzte Jahrzehnt umfassende Aufstellung gibt eine Uebersicht über die Ersteigungen einer Anzahl der im vorstehenden erwähnten „Modeberge" durch Mitglieder der gleichen Sektion. Voran steht der bereits erwähnte Schwarzenstein, der wohl schlechthin als „der" Berg der Berliner bezeichnet werden kann.

	1900	01	02	03	04	05	06	07	08	09	zus.
Schwarzenstein	26	23	41	42	35	30	31	23	24	27	302
Zugspitze	14	32	29	21	30	21	19	32	24	32	254
Ortler	9	15	36	24	43	23	36	14	17	16	233
Watzmann . . .	7	9	19	24	28	29	21	24	12	22	195
Gr. Glockner .	9	15	18	21	24	22	19	13	7	11	159
Kl. Zinne . . .	2	3	3	4	10	7	10	7	6	5	57
Totenkirchl . . .	2	2	2	5	10	4	2	9	12	8	56
Jungfrau . . .	4	1	5	5	2	1	6	5	4	4	37
Matterhorn . .	6	1	1	4	7	3	6	2	4	1	35
Montblanc . .	1	2	2	4	6	3	2	0	1	1	22

Damit genug. Wir verabschieden uns mit dem Wunsch, daß das Streben, von dem diese Zahlen rühmliches Zeugnis ablegen, der Sektion Berlin, dem Alpenverein, dem lieben Vaterland allzeit erhalten bleiben möge. Bergheil!

Wie sah Königin Luise aus?

Von Paul Seidel. — Hierzu 8 Abbildungen.

Sehr oft ist diese Frage an mich gerichtet: „Wie sah Königin Luise denn eigentlich aus? Ihre Bilder sind alle verschieden voneinander." Dieses letztere ist nur in gewissem Grad richtig; sobald man die nach dem Tod entstandenen Bildnisse, wie namentlich das bekannte Porträt von Richter und die Statue Enckes im Tiergarten, bei der Vergleichung fortläßt und die zu Lebzeiten der Königin und unmittelbar nach ihrem Tod entstandenen Bildnisse chronologisch zusammenstellt, wird man finden, daß sich die Hauptbilder zu bestimmten Gruppen zusammenschließen, aus denen man erkennt, daß die Verschiedenheiten der Porträte untereinander zum großen Teil auf den Veränderungen in der Erscheinung der Königin selbst beruhen, die ihre ganz natürliche Ursache haben, wie Wechsel der Mode in Kleidung und Haartracht, zunehmendes Alter und die mit ihm wachsende Fülle der Formen oder für die letzten Lebensjahre auch Krankheit und die Nachwirkungen von Sorge und Kummer.

Die augenblicklich im Hohenzollernmuseum veranstaltete Ausstellung von Bildnissen der Königin Luise gibt die beste Gelegenheit, ein treues Bild ihrer wirklichen Erscheinung in ihrer Entwicklung zu gewinnen und die verwirrenden Darstellungen moderner Kunst und ihre historische Bedeutung richtig zu bewerten.

Zuverlässige Kinderbilder der Königin Luise haben sich leider nicht erhalten, und da sie sich bereits 1793, mit 17 Jahren, verlobte, enthält die erste Gruppe der Bildnisse die Brautzeit und die ersten Jahre der Ehe bis ungefähr zum Ende des Jahrhunderts. Die Bilder dieser Zeit zeigen uns eine zarte, mädchenhafte Erscheinung mit länglichem Gesicht, ernsten, zuweilen träumerischen Augen und reichen, lockigen, blonden Haaren. Der Maler der Brautzeit scheint hauptsächlich der in Darmstadt viel beschäftigte Miniaturmaler J. F. Tielker gewesen zu sein, von dessen Hand sich zahlreiche Miniaturbildnisse, Zeichnungen und Kupferstiche Luisens erhalten haben, in denen das allgemein Anmutige und das Kostüm seines Vorbilds wohl in anziehender Form zum Ausdruck gelangt, die uns aber eine geistige Charakteristik der jungen Prinzessin nicht zu geben vermögen. Erst die Hochzeit und die Uebersiedlung nach Berlin gab Künstlern von Bedeutung Gelegenheit, sich mit der äußeren Erscheinung Luisens zu beschäftigen. Hier ist an erster Stelle Gottfried Schadow zu nennen, der mit seiner Marmorgruppe der beiden Schwestern Luise und Friederike nicht nur ein vorzügliches Bildnis Luisens, sondern auch ein Kunstwerk ersten Ranges geschaffen hat (Abb. S. 1228). Dazu kommt, daß der Künstler, wie er selbst erzählt, für diese Gruppe die Maße nach der Natur nehmen durfte, so daß dieses Bildnis in allen Einzelheiten zugleich den Wert eines beweisenden Dokumentes hat. Auf die Einzelheiten von Schadows Erzählung über den Verlauf der ihm gewährten Sitzungen einzugehen, würde hier zu weit führen, aber echte künstlerische Begeisterung spricht aus ihm, wenn er von dem „Zauber" erzählt, der sich mit dem Erscheinen der beiden Schwestern in Berlin verbreitete, wenn er neben ihrer Wohlgestalt den Wohlklang der durch die Erziehung in Hessen beeinflußten Mundart rühmt. Auch für eine körperliche Eigentümlichkeit der Kronprinzessin geben Schadows Erzählungen die einzige Aufklärung. Fast allen ihren Bildnissen von 1790 bis 1799 eigentümlich ist die in den verschiedensten Formen den Hals verdeckende, mit ihrem Kopfputz in Verbindung gebrachte Binde. Nach Schadow sollte sie eine Schwellung verdecken, die am Hals entstanden war, nachmals aber wieder verschwand. Von keinem anderen Schriftsteller der Zeit wird dieser Umstand erwähnt, so daß es jedenfalls keine Berechtigung hat, davon zu sprechen, daß Königin Luise einen Kropf gehabt habe, wie es bisweilen geschehen ist. Das Modell des schönen Bildwerks befindet sich in der Nationalgalerie, die mit einigen Veränderungen und Verbesserungen ausgeführte Marmorgruppe in der Bildergalerie des Berliner Schlosses, ein Abguß davon im Hohenzollernmuseum. In jüngster Zeit hat der Kaiser eine vergrößerte Marmorausführung der Gruppe durch den Bildhauer Casal herstellen lassen, die in Hannover, dem Geburtsort der beiden Schwestern und der späteren Residenz der jüngeren, am 19. Juli, dem hundertsten Todestag, enthüllt wird.

In den gleichen Jahren, wie Schadow diese Gruppe schuf, malte J. F. A. Tischbein mehrere Bildnisse der Kronprinzessin, die zu ihren reizvollsten Darstellungen gehören, darunter auch ein vielfach an Schadows Gruppe erinnerndes und nur in einem Stich von Schiavonetti erhaltenes Doppelbildnis der beiden Schwestern, zu dem der erste, 1794 datierte entzückende Zeichnungsentwurf



Königin Luise von Preußen (um 1797). Pastellgemälde von Félicité Tassaert.

sich in Berliner Privatbesitz befindet. Das in der Bibliothek der Kaiserin im Berliner Schloß aufbewahrte und augenblicklich im Hohenzollernmuseum ausgestellte, von Tischbein in ganzer Figur gemalte Bildnis der Kronprinzessin aus jenen Tagen von 1796 ist wohl unter den gemalten Porträten dieser ersten Zeit das anziehendste und gewährt uns wie kein zweites einen Einblick in die bezaubernde Erscheinung der damals zwanzigjährigen Fürstin. (Abb. S. 1227.) Von den sonstigen auch auf der Ausstellung gezeigten Bildnissen dieser Zeit sollen das Pastell von Félicité Tassaert (vergl. die Abb.) und das Oelbildnis von Zeller (1798) wenigstens genannt werden. — Mit dem Jahr 1799 gewinnen die Bildnisse der jungen Königin einen anderen Aus-



Königin Luise im Reitkleid (1810).
Pastellgemälde von Wilhelm Ternite.

druck. Der mädchenhafte Zug im Gesicht und die biegsame Schlankheit der Gestalt weichen einer volleren Rundung der Formen, und die Frauenschönheit der Königin erblüht zu vollem Reiz. In dieser Zeit entstehen die schönen Bildnisse von Böttner (Abb. nebenst.), der das Königspaar in Kassel im Jahr 1799 malen durfte, von Schröder, dessen im Profil aufgefaßte Pastellbildnisse der Königin sich von jeher besonderer Wertschätzung erfreuen (Abb. S. 1229), von Macco, dessen im Jahr 1800 in Paretz gemaltes Bildnis der hohen Frau erst vor wenigen Jahren von einem Nachkommen des Künstlers zu Weimar wieder entdeckt wurde. Auf der Höhe ihrer körperlichen Entwicklung und herzbezwingenden Schönheit aber zeigt erst das 1802 von Madame Vigée le Brun in Potsdam gemalte Bildnis die Königin (Abb. S. 1229) und das in der gleichen Zeit entstandene von Joseph Grassi. Madame le Brun, die im Sommer 1801 Berlin auf der Heimreise von Rußland besuchte, hat uns auch außer ihrem Bild interessante schriftliche Erinnerungen hinterlassen, in denen sie den Eindruck, den Luisens Erscheinung auf sie machte, eingehend schildert. Sie schwärmt für den Reiz dieses himmlischen Gesichts, das Wohlwollen und Güte ausdrücke, und dessen Züge so regelmäßig und fein wären. Die Schönheit ihrer Augen, ihres Halses, der Arme, die leuchtende Frische ihres Teints wären hinreißend gewesen. Der französische General Ségur gibt uns folgende begeisterte Schilderung: „Ich glaube noch diese Fürstin vor mir zu sehen, wie sie hingegossen war auf ein weiches Sofa, neben ihr ein goldener Dreifuß, einen Schleier von orientalischem Purpur um die elegante und anmutige Taille. In dem Ton ihrer Stimme lag eine s o harmonische Sanftheit, in ihren Worten etwas so liebenswürdig und rührend Hinreißendes, in ihrer Haltung so viel Reiz und Majestät, daß ich einige Augenblicke völlig betroffen mich einer jener Erscheinungen gegenüber glaubte, deren berückende und bezaubernde Bilder uns die fabelhaften Erzählungen der alten Zeiten geschildert haben." Von den sonstigen zahlreichen begeisterten Schilderungen ihrer Erscheinung in diesen Jahren sei hier nur noch die des Fürsten Metternich vom Jahr 1803 erwähnt, der sie „von einer wahren Strahlenkrone von Schönheit und Majestät umgeben" fand. Dem schönen Bildnis von der Vigée le Brun am nächsten kommt das Bild von Grassi im Hohenzollernmuseum (1802). Es zeigt ebenfalls den zarten Teint, das strahlende Lächeln und die leuchtenden Augen, die der Königin auf der Höhe ihrer schönsten körperlichen und geistigen Entwicklung zu eigen gewesen sein müssen.

Die letzte Gruppe der Bildnisse der Königin Luise umfaßt die seit dem Unglücksjahr 1806 bis zu ihrem Tod entstandenen Darstellungen. Es ist begreiflich, daß in diesen Zeiten der Not und der Verfolgungen weder Zeit noch Lust zur Bestellung von Bildnissen bei dem Königspaar vorhanden war, abgesehen davon, daß Memel und Königsberg in jener Zeit Künstlern von Bedeutung als Aufenthalts-



Königin Luise 1799. Oelgemälde von Wilhelm Böttner.



Königin Luise als Kronprinzessin 1796. Oelgemälde von J. F. A. Tischbein.

ort nicht erstrebenswert erscheinen konnte. Daher begnügen wir uns an dieser Stelle mit einer 1807 in Memel entstandenen und der Feder der Prinzessin Dorothea von Kurland entstammenden Schilderung der Königin, die wertvolle und sonst nicht bekannte Einzelheiten enthält: „Ihre Schönheit war wahrhaft königlich. Von mehr als durchschnittlicher Größe, war ihre Figur von vollendeten Proportionen. Ihre Schultern, ihre Brust waren unvergleichlich und ihr Teint leuchtend klar. Die Haare waren von leicht kastanienbrauner Färbung; ihre Stirn war vornehm und die Augen voll Sanftmut. Nichts ließ sich mit der Eleganz ihres Halses und der Haltung ihres Kopfes vergleichen. Vielleicht waren ihre Zähne nicht ganz auf der Höhe und ihre Hände, obwohl weiß, ein wenig zu kräftig und ihr Fuß nicht schön; aber diese leichten Unvollkommenheiten wurden ausgeglichen durch die majestätische Gesamterscheinung.“ Der Erzbischof Borowsky hebt in einer 1808 geschriebenen Schilderung ganz besonders den Einfluß der Leidenzeit auf die Erscheinung der Königin hervor. Er spricht von der stillen Heiterkeit ihres Ernstes und von der Klarheit und Ruhe, die über ihre ganze Persönlichkeit eine würdevolle Anmut verbreiteten. Ihren Augen sähe man an, daß sie viel geweint hätten, aber das Angesicht wäre trotz seiner sanften Blässe noch schön, und die weißen Rosen auf den Wangen wollen ihm noch besser gefallen als früher die roten. Statt des früheren süßen und glücklichen Lächelns sähe man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben der Lippen. Die gemalten Bildnisse der letzten Lebensjahre der Königin lassen erkennen, daß die frühzeitig matronenhaften Formen ihrer Erscheinung nicht günstig gewesen sind, doch müssen wir vielfach für diesen Eindruck die geringe künstlerische Kraft der in Frage kommenden Maler verantwortlich machen, denn gerade ihr letztes, getreu der Natur nachgeformtes Bildnis, die schöne Totenmaske im Hohenzollernmuseum, entspricht in seiner vornehmen Ruhe und dem



Königin Luise als Kronprinzessin mit ihrer Schwester Prinzessin Friederike.
Marmorgruppe von Gottfried Schadow, vollendet 1796.



Königin Luise von Preußen. Marmorfigur von Chr. D. Rauch, vollendet 1827.



Pastellgemälde von Johann Friedrich Schröder.



Oelgemälde von Madame Vigée-Lebrun.

Königin Luise von Preußen um 1800 und 1802.

friedlichen schönen Ausdruck der Züge so ganz unsern von den oben zitierten Schilderungen der Herzogin von Kurland und des Bischofs Borowsky beeinflußten Vorstellungen, daß wir nur mit Rührung diese in vielen Leiden verklärte Schönheit betrachten können.

In dieser Form ihrer wechselnden Erscheinung, wie sie aus der Totenmaske zu uns spricht, hat Königin Luise auch in der Vorstellung ihres Volkes weitergelebt, denn diese ist auch der vornehmsten künstlerischen Wiedergabe nach ihrem Tode, den Grabdenkmälern von Rauch im Mausoleum zu Charlottenburg und im Hohenzollernmuseum, zugrunde gelegt.

Bei der großen Bedeutung, die die auch ohne Idealisierung und Schönfärberei für unsere ganze Empfindung und unser historisches Gefühl höchst anziehende Gestalt der Königin Luise, des „Schutzgeistes Preußens", in den weitesten Kreisen unseres Vaterlandes hat, ist es von hohem Reiz, in diesen Tagen der Erinnerung die zahlreichen bedeutungsvollen Andenken an sie im Hohenzollernmuseum aufzusuchen und ganz besonders an der Hand ihrer dort aufbewahrten und durch die Sonderausstellung umfassend gezeigten Bildnisse sich die Frage zu beantworten, wie Königin Luise eigentlich ausgesehen hat.

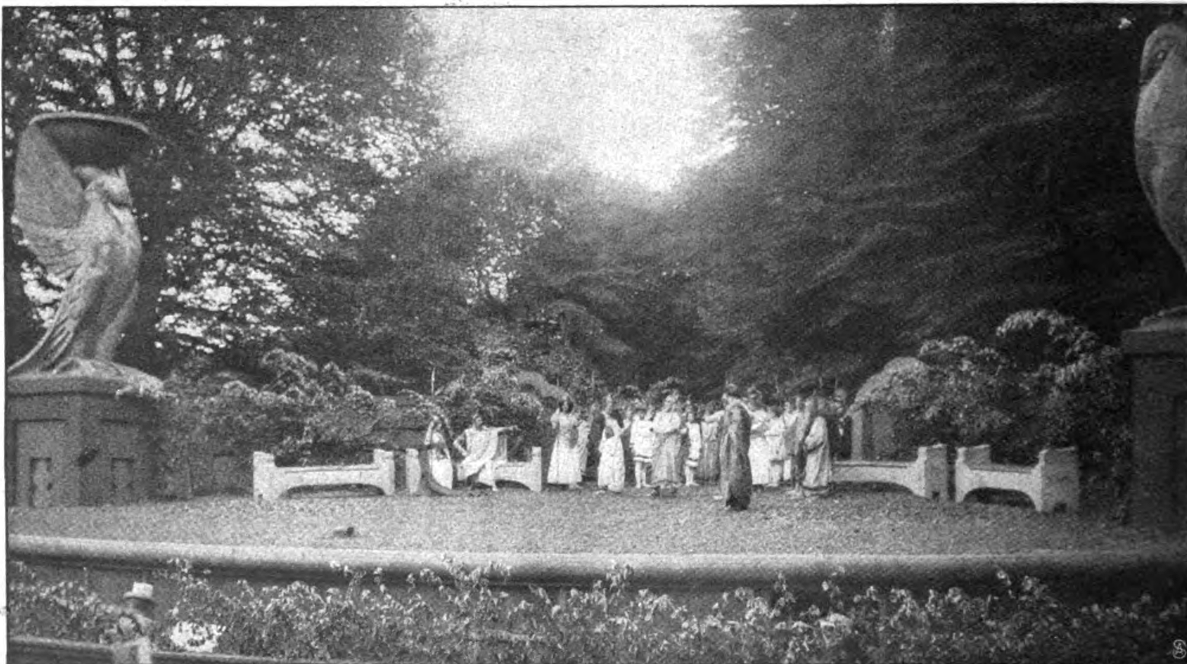
Dänisches Sommerleben.

Von Paul Elsner. — Hierzu 10 phot. Aufn. von Jul. Aagaard.

Wenn vom wolkenklaren Himmel die Sonne warm herniederlacht und die Buchen mit ihrem ersten Blätterschleier in den märchenhaft klaren Wogen des Oeresund sich spiegeln, wenn zartgetönte Sonnenuntergänge leise nachglänzen bis zur Morgenröte, dann offenbart die Thorwaldsenstadt ihre ganze bestrickende Eigenart, dann wandelt sie sich in ein dänisches Florenz, in eine Blütenstadt mit prachtvollen Anlagen und Parken, von denen dem Frederiksberggarten die Krone gebührt. Durch seine Waldmärchenpoesie mit ihren gleich Hallen sich wölbenden Baumwipfeln schlängeln sich wie silberne Bänder Kanäle hin.

An Sonn- und Festtagen ergießen sich hier durch die Alleen Ströme von Menschen auf die samtweichen Rasenflächen, wo sich dann das anmutigste Volksleben entfaltet. Dies herzerquickende Treiben erreicht seinen Höhepunkt, wenn das in italienischem Stil gehaltene Frederiksbergschloß im verblassenden Abendrot herniederdämmert, während die Klänge von Hornmusik perlend durch die Abendstille rollen und die Lampions der Boote auf den Kanälen in sanftem Schaukelschwung auf und nieder gleiten.

Welch fröhliches Treiben herrscht an goldig warmen Hochsommertagen auch auf dem „Strög", diesem Brennpunkt des Kopenhagener Lebens, in dem alle Ausstrahlungen dänischer Frauenschönheit angesammelt erscheinen, wo aus dem bunten Nachmittagsgetriebe eine Fülle reizender Wunder auftaucht, deren Anblick verklärenden Glanz in das Grau des Alltags wirft! Blütenweiß ist der Teint dieser Mädchen und Frauen, denen das Haar an den Schläfen golden flimmert, und ein Abglanz der Meeresfluten, in die ganz Dänemark gebettet ist, scheint aus ihren Augen zu strahlen. Sie bekunden eine geradezu bezaubernde Schlagfertigkeit und Natürlichkeit an den alljährlich abgehaltenen Kinderhilfstagen mit ihrem auf das glücklichste aus-



Phot. Aagaard.

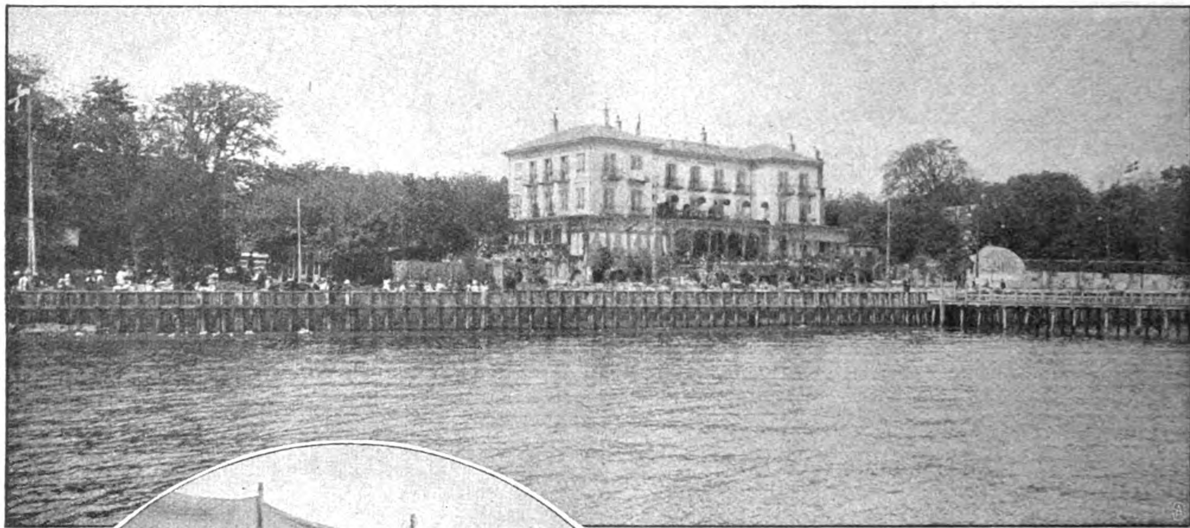
Shakespeares „Sommernachtstraum" auf dem Freilichttheater im Tiergarten zu Kopenhagen.



Ein Nachmittag im Kopenhagener Tivoli: Auf der Restaurantterrasse. Phot. Aagaard.



Ein Blick auf die neue Rennbahn bei Klampenborg.



Blick auf Klampenborg. Phot. Aagaard.



Photg. Aaraard.

gelösten Kopenhagener Humor, wenn sie in der dann wie ein Riesenmaskenball anmutenden Stadt unverzagt selbst vor dem lachenden Staatsoberhaupt ihre Büchsen „rasseln“ lassen. Abends flutet der Menschenstrom gern in der Richtung nach dem Tivoli zu, das, von Mitgliedern des Königshauses bis zum einfachen Mann besucht, wohl als eine Erziehungsanstalt des Volkes bezeichnet werden kann. Seine feenhaften Illuminationen, wo das buntfarbige Lichtmeer geheimnisvoll durch das grüne Blätterdach schimmert, wo die Raketen gleich einem Regen farbiger Kugeln zu den magisch aufglänzenden Wasserspiegeln niederrieseln, wirken wie Träume von Pracht und Farbenschönheit noch lange nach. Während das Gelächter der Kinder das Pantomimetheater umbrandet, erfüllt ein glänzendes Orchester die Wölbungen der Musikhalle mit einem Meer von tönendem Klang. Am Johannisabend, wo zur Feier des Erstarkens der Sonne gleich Augen der Nacht als zuckende Brände allenthalben Sonnenwendfeuer aufglühen, traten vom höchsten Mast der „Künstlerebene“ von Raketen umschwirrte „Hexen“ ihre Blocksbergfahrt durch die Lüfte an.

Die mächtige Anziehungskraft, die der Tiergarten sommerlang auf die Kopenhagener und die Gäste der unvergleichlich gelegenen dänischen Metropole aus-



Strandleben am Lund. Oberes Bild: Im Freiluftgymnasium in Hellerup.

übt, hat in dieser Saison noch eine Steigerung durch das daselbst eröffnete Freilufttheater erfahren.

Allsömmerlich ziehen auch die Wettrennen, wo dänische, deutsche und schwedische Pferde um den Preis ringen und eine strahlende Toilettenpracht zur Entfaltung gelangt, ein zahlreiches Publikum nach den hoheitsvollen Buchenalleen des Tiergartens. Nach Aufgabe der alten Rennbahn an der Eremitage ist in dieser Saison eine neue schöne Bahn neben „Dyrehavens Bakke“ eröffnet worden, neben dieser Art Wiener Prater, der letzten Zufluchtstätte unverfälschten Volkstums im großen wilddurchschluchteten Forst.

Die Kopenhagnerinnen, die in der Haltung von Königinnen die blinkenden Stahlräder lenken, die mit spielender Leichtigkeit die Rennboote in das kristallene Reich des Meeres befördern, die mit kräftigen und doch so anmutigen Bewegungen die Ruder führen, plätschern und tauchen natürlich auch als echte Töchter des Oeresund wie Nixen im flutenden Element. Mit Vorliebe liegen sie am Strand und lauschen, den Sommerwind im Haar, der klangvollen Sprache des





Phot. Aagaard.

Dänischer Pferdesport: Ein Rennen bei Klampenborg. Oberes Bild: Im Park des Schlosses Frederiksborg.



Ein liebenswürdiger Landesbrauch: Der Kinderhilfstag in Kopenhagen.

Meeres, mit den allmählich im Sonnenduft entschwindenden Dampfern, mit den weißen Segelbooten, die, graziös geneigt, durch das ewig wechselnde Wogenblau dahinziehen. Nicht nur die nächste Umgebung der Stadt am Sund, die ganze Nordküste Seelands, diese vielgepriesene Riviera, ist im Sommer eine einzige ideale Badestätte. Bei der täglich vom dänischen Touristenverein veranstalteten unvergleichlichen Dampferfahrt nach Helsingör, der Stadt des Hamlet, und dem herrlichen Schloß Frederiksborg gleitet diese gesegnete Küste wie eine reizvolle Wandeldekoration an den entzückten Blicken vorüber, während der Wind aus den Gärten der am Strand aufglitzernden Landhäuser den Duft von Rosen und Heliotrop zum Schiff herüberträgt.



Am dänischen Strand.

Eine der Perlen des Oeresund ist das von der Musik des Meeres in feierlichen Akkorden umbrauste Klampenborg, wo in die buntfarbigen Tonwellen der vor den Hotels konzertierenden Orchester das glückliche Lachen junger Mädchen sich mischt, wo die auf den Hotelterrassen verträumten Sommernächte von unvergeßlicher Schönheit sind. Da glänzt, nachdem die Sonne aus einem azurblauen Aether lautlos tiefer und tiefer gesunken ist, der unstete Lichterkranz der Königin des Oeresund in der Ferne auf, da lohen die hell erleuchteten Hotels wie Märchenschlösser hinaus auf die schlaftrunkene, sich selbst ihr Schlummerlied singende See, von der melancholische Lieder aus vorübergleitenden Schiffen emportönen. Da beginnt, kaum daß das letzte Rot am Himmelsrand verblaßte, das Firmament über der schwedischen Küste sich rosig zu tönen, da enthüllen die „weißen", von seidenweichen lichten Schatten durchwobenen Nächte mit ihrer hellen, an eine Melodie von Grieg gemahnenden Traurigkeit ihrer stillen Majestät ihre Wunder . . . Von ihrem unnennbaren Zauber umfangen und gleichsam berauscht von dem magischen Laut der anschwellenden und zerschmelzenden Meereswogen, fühlt man sich da zur unendlichen Sehnsucht des Traumlandes emporgehoben.



Maxl.



Skizze von Wilhelm Hüttemann.

Ich habe sie in der Handelsschule kennen gelernt, als ich mir eine Monatskarte gelöst hatte, um meine englische Aussprache etwas aufzufrischen; „sie" war der Lichtpunkt in der Vorchesterklasse, der ich zugeteilt wurde. Wir waren zu vieren; meine beiden Mitschüler waren Kommis, dann kam ich, und dann — das Beste zuletzt — kam sie. Gleich beim Eintritt in die Klasse war sie mir aufgefallen mit ihrem rundlichen, munteren Gesicht, mit den Wangengrübchen, dem krausen, schwarzen, kühn über den Schläfen getufften Haar und dem weichen grauen Filzhütchen darin, und jedesmal, wenn von seiten unserer sprachlich wenig beanlagten Mitschüler eine ungeschickte Antwort herauskam, flog ein schelmischer Blick aus ihren lustigen Augen, als ob sie sagen wollte: „Was die a dumm's Zeug red'n!"

Diese Blicke brachten uns allmählich geistig näher, und als die Stunde vorüber war, ging ich auf sie zu, stellte mich geziemend vor und half ihr in die Jacke. Wir hatten den gleichen Weg über den Leipziger Platz durch die Potsdamer Straße, und so kam es ganz von selbst und war natürlich, daß wir nun nach jeder Stunde zusammen gingen. Ihr Weg war etwas weiter als meiner, ich begleitete sie bis an ihre Haustür und kehrte dann geduldig wieder um.

So lernte ich Maxl kennen. — Sie hieß nämlich Maximiliana mit Vornamen, war Oesterreicherin, in Wien aufgewachsen und fühlte sich ganz als Wienerin mit ihrem weichen, zu Lachen und Weinen, zur Liebe und zu Träumen neigenden Herzen.

Soll ich leugnen, daß ich anfangs Lust hatte, einen kleinen Flirt mit ihr anzubandeln? Und wenn ich's täte, es würde mir doch niemand glauben. — Aber es wurde nichts daraus — wirklich nicht, und das kam so: Freitags hatte ich leise angefragt, ob ich vielleicht am Sonntag einen Spaziergang mit ihr machen dürfte, und den Bescheid erhalten, daß ich sie vor ihrer Wohnung um drei Viertel zwölf vormittags erwarten soll. Sie kam auch ziemlich pünktlich, erklärte aber sofort, daß sie zu lange geschlafen habe und noch nicht in der Kirche gewesen sei, und ich solle doch mitgehen. — Etwas verblüfft tat ich es.

Da stand ich nun nach langen Jahren zum erstenmal wieder unter der dichtgedrängten Masse verspäteter Kirchgänger in der Nähe des Portals. Einen Spaziergang hatte ich gesucht und eine Messe gefunden. Endlich war sie vorüber.

„Jetzt muß ich noch schnell zu meinem Mutterl gehen. Warten Sie doch einen Augenblick draußen, Herr Doktor!"

Nach wenigen Minuten kam sie strahlend zurück, und nun erfuhr ich, daß mit dem „Mutterl" das Muttergottesbild in der Kirche gemeint war, und daß Maxl dort noch einen Wunsch vorgetragen hatte.

„Gehen denn solche Wünsche auch in Erfüllung?" fragte ich mit leiser Neugierde.

„Wenn ich mein Mutterl so recht herzlich um etwas gebeten habe, ist's noch allemal erfüllt worden", antwortete sie mit Bestimmtheit.

„Dann war es wohl etwas recht Schönes, worum Sie gebeten haben?" fragte ich neugieriger.

„Aber natürlich! Es handelt sich doch um meinen Franzl!" rief sie im Ton ursprünglichster Selbstverständlichkeit, und als sie meine etwas verblüffte Miene sah, fügte sie verwundert hinzu: „Ja, habe ich Ihnen denn noch nicht vom Franzl erzählt?"

Ich verneinte betrübt, und sie fing munter zu berichten an.

Der Franzl also war ein fescher Reisender, den sie vergangenen Sommer in dem Geschäft, wo sie Tippfräulein war, kennen gelernt hatte. Und als sich gar herausgestellt hatte, daß der Franzl aus Wien war, waren sie bald ein Herz und eine Seele gewesen. Einmal hatten sie zu zweit einen ganzen langen Sommersonntag im Tiergarten zugebracht, waren vormittags gebummelt, hatten gerudert und auf den Bänken gesessen, hatten zusammen Mittag gegessen, Kaffee getrunken und das Konzert angehört, und abends hatten sie sogar noch etwas getanzt. Und auf dem Heimweg im dunklen Tiergarten erzählten sie sich gegenseitig ihre Lebensschicksale; das war so schön gewesen, daß Maxl schon bei der Erinnerung Tränen kamen. Maxl hatte besonders von Bosnien geschwärmt, wo ihr Vater vor langen Jahren Gutsverwalter gewesen war, und wo sie schon als kleines Mädel zu Pferde gestiegen und wie toll geritten war. Auch Franzl, so stellte sich bald heraus, war kein gewöhnlicher Reisender — nein, keineswegs. Sein Vater war Besitzer eines großen Gutes in Oberösterreich gewesen, das jetzt, nach dem Tode des Vaters, von der Mutter verwaltet wurde, und von dem er jeden Tag Besitz ergreifen konnte; auch er hatte die Passion des Reitens und hatte diese Kunst auch fleißig geübt, wenn er zur

Zeit seines Geschäftsurlaubs zu Hause war. Aber eine noch stärkere Passion beherrschte ihn ganz, die des Reisens, und deshalb hatte er den mühevollen, anstrengenden Beruf des Geschäftsreisenden noch nicht aufgegeben.

Ich meinte zwar, wenn man Besitzer eines großen Gutes mit zahlreichen Pferden, Kühen und anderm Inventar sei, so pflege man die Mittel zur Befriedigung seiner Reiselust auch ohne die Mitwirkung einer Kunstdüngerfirma zu haben, aber Maxl wußte das besser. Wenn ihr Franzl doch so fesch und schneidig und gebildet war, warum sollte er dann auf seinen Reisen den Verdienst nicht mitnehmen?

Ich hatte mich mit leidlichem Anstand in die Rolle des Vertrauensonkels hineingefunden, aber der Trieb, mit Maxl zusammenzutreffen, war doch erheblich abgeschwächt worden, und als ich bald darauf den Besuch der Schule aufgab, traf ich Maxl lange Zeit gar nicht mehr.

Plötzlich stand sie eines Abends auf dem Leipziger Platz vor mir.

„Grüß Gott, Herr Doktor", sagte sie zutraulich. „Sie hab ich aber lang nimmer gesehen und hab Ihnen doch so viel zu sagen. Hätt ich nur Ihre Adress' gewußt, dann hätt ich Ihnen geschrieben. Aber ich hab sie halt wieder vergessen."

„Was ist denn Wichtiges vorgefallen?" fragte ich.

„Es ist des Franzls wegen. Jetzt sollt ich den Herrn Feldner heiraten, aber ich weiß doch noch gar nicht, was der Franzl dazu sagt. Vorgestern hat er mir noch so einen herzigen Brief geschrieben, und ich weiß immer noch nicht, was ich machen soll."

Ich schlug vor, in eine Konditorei zu gehen, und dort zog Maxl aus ihrer schwarzen Wachstuchmappe, in der sie ihr Frühstück und etwas Lektüre mit ins Geschäft zu nehmen pflegte, den schon stark zerlesenen Brief ihres Franzl hervor.

„Vor einigen Wochen", so erzählte Maxl, als wir uns gesetzt hatten, „schrieb mir mein Mutterl" — diesmal meinte sie allem Anschein nach ihre irdische Mutter — „daß der Herr Feldner nach Berlin kommen wollte. Wissen Sie, den Herrn Feldner kenn ich schon lange von Wien her. Er ist Kaufmann und sehr tüchtig und solid, und mein Mutterl möcht gern, daß ich ihn nehmen sollte. Aber mir gefällt er nicht, weil er immer so ernst ist und so still. — Der Herr Feldner ist also dagewesen, und ich hätt nur ‚ja' sagen sollen, aber ich hab nicht gekonnt und mir Bedenkzeit ausgebeten und gedacht, ich will nur schnell noch einmal an den Franzl schreiben."

„Hat denn der Franzl geantwortet", fragte ich neugierig.

„Ja, und jetzt bin ich fest entschlossen, den Herrn Feldner nicht zu nehmen — so herzig ist der Brief. Lesen Sie ihn, Herr Doktor, und dann raten Sie mir."

Ich sträube mich etwas, den Brief zu nehmen. Bei solcher Gelegenheit wachen unbehagliche Gefühle auf — Erinnerungen aus leichtsinniger Zeit.

„Wie kann ich Ihnen denn raten, Fräulein Maxl, wenn Sie doch schon fest entschlossen sind? — Oder hat Herr Franzl vielleicht geschrieben, daß er den Reiseonkel an den Nagel hängen und eine Gutsfrau suchen will?" —

„Das gerad nit," antwortete Maxl errötend, „aber lesen's nur! Es ist ein so herziger Brief." —

Da nahm ich den herzigen Brief und las ihn:

„Mein lieber Maxl!

„Mit schwerem Herzen ergreife ich die Feder, um Dir zu schreiben, obwohl es mir fast das Herz zerreißen will. Denn ich kann es Dir gar nicht sagen, was Du mir mit Deinem Brief angetan hast. Ich war sechs Wochen lang krank darüber und habe im Bett gelegen und zwischen Leben und Tod geschwebt, und man hat mich schon aufgegeben gehabt. Aber ich habe mir gesagt, daß ich Dich noch einmal sehen muß, und dieser Gedanke hat mich am Leben gehalten. — Damals, als meine Tante starb, glaubte ich verzweifeln zu müssen und hätte das Leben nicht mehr ertragen können, wenn Du mich nicht getröstet hättest, mein lieber Maxl, und damals hat sich meine Liebe zu Dir noch potenziert. Und dann waren es die schönen Tage von Aranjuez, wenn wir im Tiergarten spazierengingen und von unserer Liebe flüsterten — damals, als ich Dir das Siouxtäschchen schenkte. — Aber die himmlischen Tage sind vergangen und dahingeschwunden und werden nie mehr wiederkommen! — O Maxl, wie konntest Du mir das antun! Du hast mein Herz zerfleischt, und ich verblute in Tränen!

„Nun leb wohl, mein lieber Maxl! Ich werde mich fassen und trösten, aber ich weiß, daß ich es nicht ertragen kann.

„Behüt Dich Gott, es wär zu schön gewesen!

„Behüt Dich Gott! Es hätte können sein.

„Dein unglücklicher Franzl.

„P. S. Ueber die Ostern komme ich nach Berlin; vielleicht können wir uns dann einmal treffen."

„Ist er nicht herzig, der Brief?" rief Maxl entzückt. „Aber jetzt raten Sie mir, was ich tun soll, Herr Doktor! — In ein paar Tagen ist schon Ostern", fügte sie leise errötend hinzu.

„Ob Sie den Franzl treffen sollen oder nicht?" fragte ich dumm. „Ach gehen Sie!" meinte Maxl. „Gerad jetzt muß ich doch mit ihm sprechen. Ich möcht nur wissen, ob ich dem Herrn Feldner davon schreiben soll."

„Ja so!" staunte ich. „Das ist allerdings etwas anderes." Und dann hob ich mit ernster Miene den Zeigefinger und sagte so feierlich, wie ich nur konnte: „Aber gewiß müssen Sie ihm alles schreiben, wenn's nicht gar zu indiskret ist."

Dann winkte ich dem Kellner, bezahlte und brachte Maxl die Potsdamer Straße hinunter bis an die Haustür.

Es vergingen mehrere Wochen, bis ich sie wieder sah. „Was macht der Franzl?" platzte ich taktlos heraus.

„Ach, herzig war er! Einfach herzig war er!" strahlte Maxl. „Haben Sie auch Herrn Feldner davon geschrieben?" fragte ich scherzhaft. —

„Darauf hab ich ganz vergessen", antwortete sie etwas verlegen. „Aber in zwei Monaten machen wir Hochzeit."

„Mit dem Franzl?" forschte ich dämlich.

„Ach nein, Herr Doktor; dem gehört ja das Gut gar nicht", erklärte sie offenherzig. „Vor acht Tagen war der Herr Feldner da. Uebermorgen kommt er wieder; vielleicht lernen Sie ihn auch kennen."

Sie sah mich etwas unsicher an.

„Ich bin verschwiegen wie das Grab", beeilte ich mich zu versichern.

„Herzlichen Glückwunsch, Fräulein Maxl, und auf Wiedersehen!" —

Deutsche Astronomen auf der Insel Teneriffa.

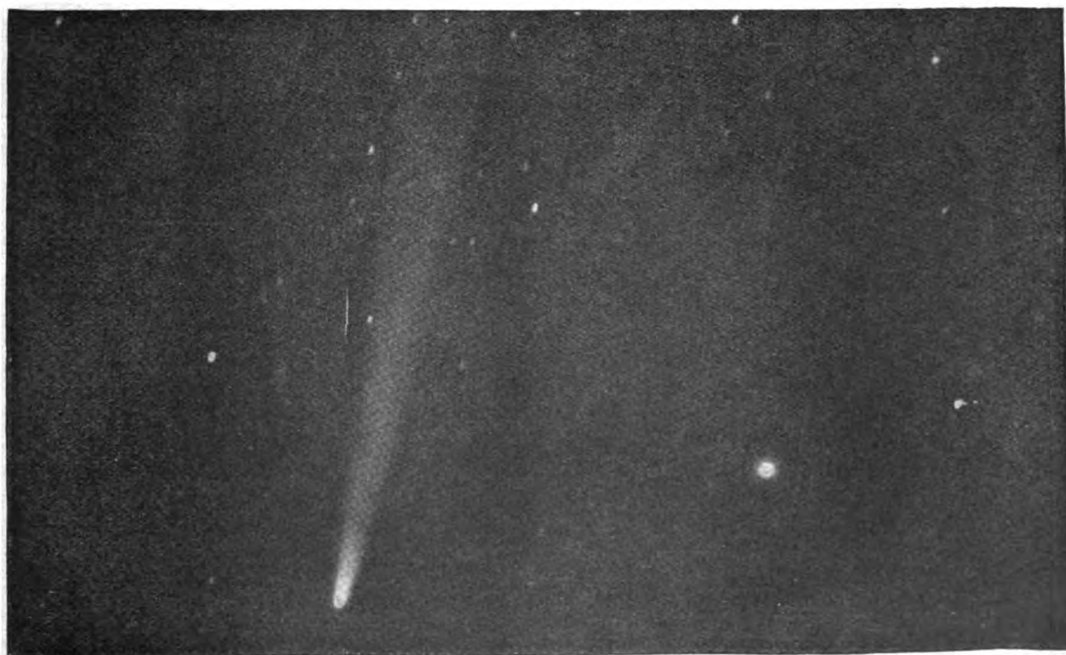
Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. G. Müller, Potsdam. — Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Die von dem Kgl. Astrophysikalischen Observatorium in Potsdam Anfang April nach der Insel Teneriffa entsandte Expedition, bestehend aus den Herren Geheimrat Prof. Dr. G. Müller und Dr. E. Kron, ist vor kurzem wohlbehalten nach Potsdam zurückgekehrt. Bekanntlich war die Anregung zu dieser Expedition von Herrn Professor Pannwitz ausgegangen, der in diesem Frühjahr eine größere Anzahl von Gelehrten verschiedener Nationalität zu gemeinsamer Arbeit auf verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften nach Teneriffa eingeladen hatte.

Aufgabe der Potsdamer Astronomen war in erster Linie eine Fortsetzung der von Geheimrat Müller in früheren Jahren auf dem Säntis und auf dem Aetna ausgeführten Untersuchungen über die Schwächung des Lichtes der Gestirne in unserer Erdatmosphäre, und zweitens die Beobachtung des Halleyschen Kometen. Beide Aufgaben sind infolge der überaus günstigen Witterung in befriedigender Weise gelöst worden. Die Beobachtungen geschahen an zwei verschiedenen Punkten der Insel, auf dem Pedrogilpaß, einem Uebergang aus dem Tal von Orotava nach der südlichen Seite der Insel, in einer Höhe von nahe 2000 Meter, und in der Unterkunftshütte „Alta Vista" unterhalb des Pikgipfels, in einer Höhe von 3300 Meter. An beiden Stationen dienten der Expedition nur ganz primitive, aus rohen Lavablöcken zusammengesetzte Hütten als Unterkunft, ohne jede Bequemlichkeit. Alle zu dem längeren Aufenthalt notwendigen Utensilien, selbst Tisch und Stühle, mußten auf teilweise recht beschwerlichen Wegen durch Maultiere hinaufgeschafft werden. Die Versorgung mit Lebensmitteln erfolgte ebenfalls durch Maultiertransporte von dem bekannten Humboldtkurhaus in Orotava aus, dessen Verwaltung sich auf Veranlassung von Herrn Prof. Pannwitz in der dankens-

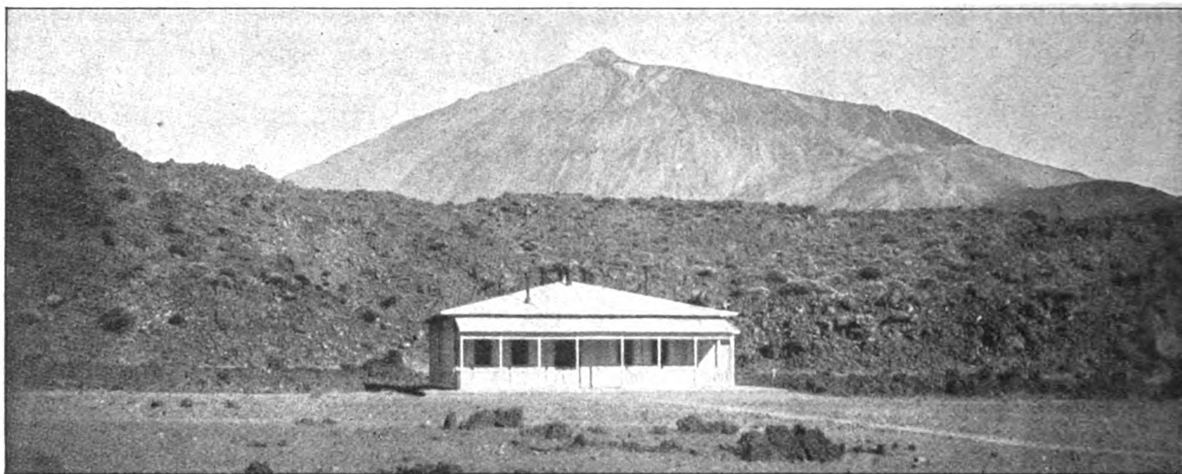


Die Beobachtungsstation „Alta Vista" (3300 Meter Höhe).



Aufnahme des Halleyschen Kometen am 12. Mai 1910.

wertesten Weise verpflichtet hatte, für die Verpflegung der Expedition auf der Insel zu sorgen. Schwierigkeiten bereitete die Herbeischaffung von Wasser, das auf der ersten Station aus einer Entfernung von 1½ Stunden, auf der zweiten Station aus einer schwer zugänglichen Eishöhle geholt werden mußte. Während des ganzen Bergaufenthalts hatten die Expeditionsmitglieder empfindlich unter Kälte und heftigem Wind zu leiden, der Luftzustand beobachtet werden konnte, war er auf der Station Alta Vista schon Anfang Mai eine glänzende Erscheinung. Der beständig klare Himmel gestattete jeden Tag photographische Aufnahmen. Mitte Mai war der Kern des Kometen für das bloße Auge heller als ein Stern erster Größe, und die Länge des Schweifes erstreckte sich über ein Drittel des sichtbaren Himmelsgewölbes. Während des Aufenthalts auf der



Das vom Kaiser zu wissenschaftlichen Zwecken geschenkte Beobachtungshaus in den Cañadas (2100 Meter Höhe) mit dem Pik (3700 Meter Höhe) im Hintergrund.

durch die Fugen der Steinhütte am Pedrogilpaß ungehindert hindurchwehte und trotz aller Schutzmaßregeln des Nachts den Aufenthalt in den primitiven, auf dem bloßen Fußboden hergerichteten Lagerstätten höchst unbehaglich machte. Aber alle diese und ähnliche Strapazen sind durch die günstigen Erfolge der Expedition reichlich aufgewogen worden. Das große Beobachtungsmaterial verspricht eine sehr genaue Bestimmung der Strahlungsdurchlässigkeit unserer Atmosphäre zu geben, und die Aufnahmen des Halleyschen Kometen haben alle Erwartungen übertroffen. Während der Komet im Norden Europas im allgemeinen eine Enttäuschung bereitet hat und nur selten bei günstigem Insel hatten die Expeditionsmitglieder auch Gelegenheit, das vom Kaiser zu wissenschaftlichen Zwecken, speziell zu meteorologischen und aerologischen Untersuchungen gestiftete Beobachtungshaus (siehe obenst. Abb.) zu besuchen und dort zum erstenmal wieder nach kurzer Zeit die Annehmlichkeit eines guten Bettes zu genießen.

Die Expedition hat die Vorteile einer in günstigem Klima gelegenen Höhenstation in überzeugender Weise dargetan; sie hat gelehrt, daß man künftighin bei interessanten Himmelserscheinungen keine Kosten scheuen sollte, um an bevorzugten Höhenpunkten zeitweilig Observatorien zu errichten und sie mit den allerbesten instrumentellen Hilfsmitteln auszurüsten.

Sommerlieder.

I.

Wie oft ging ich den lieben schmalen Pfad
Inmitten zwischen reifer gelber Saat —
Zu meinen Füßen sproßte junges Grün,
Hoch in den Lüften sah ich Schwalben ziehn.
Und in den Aehren wogend weit im Wind
Sah ich dich kommen, heißgeliebtes Kind!
Und breitete nach dir die Arme weit —
O mittagstille, schwüle Einsamkeit!
Weit in der Ferne rauschte toll der Fluß —
Wie sengte meine Lippen Kuß um Kuß —
Und in der großen Stille rings um mich
Sang jede Blüte mir: Ich liebe dich!

II.

So hold hab ich den Morgen nie geschaut:
Die schwanken Halme tränenübertaut,
Vom weiten Dom des Himmels überblaut,
Aus Schleiern glühend: eine junge Braut.

Die Nebel dampften aus dem grünen Land
Auf zu der Berge felsenhohem Rand,
Und hoch ins Blaue löste unverwandt
Sich Nebelwand um Nebelwand.

Hehr war die Stunde, hehr und wunderbar —
In ihrer Keuschheit herrlich rein und klar,
Und wie im Winde floß dein volles Haar,
War Herz und Seele uns von Hüllen bar.

Ludwig Ullmann.

Die Flugwoche.

Die Beschießung von Luftfahrzeugen spielt in neuester Zeit wieder eine große Rolle. Fesselballons werden, falls sie in den Schußbereich feindlicher Artillerie geraten, außerordentlich schnell heruntergeschossen, häufig genügen dazu schon drei, höchstens aber ein Dutzend Salven. Schwieriger ist es jedoch, ein in Bewegung befindliches Luftschiff zu treffen. Die Feldkanone, Konstruktion 1896, läßt eine Rohrerhöhung von etwa 16 Grad zu, mit der man 5000 Meter weit zu schießen vermag. Dieser Schußweite entsprechend könnte man mit ihr ein in 800 Meter Höhe befindliches Luftschiff noch herunterholen. Die Feldhaubitze dagegen kann, da sie etwa 40 Grad Erhöhung zu nehmen gestattet, noch in 1600 Meter das Luftschiff herunterschießen. Man hat aus diesem Grund verlangt, daß die Luftschiffe zunächst mindestens eine Steighöhe von 1500 Meter erreichen; für die Zukunft soll aber die Möglichkeit, bis 2000 Meter zu steigen, nachgewiesen werden, damit auch die Infanteriegeschosse bei Massenfeuer die Hülle nicht zu treffen vermögen.

Die Techniker haben nun Geschütze konstruiert, mit denen man bis in noch größere Höhen Luftschiffe zu beschießen vermag. Hauptbedingung aller dieser Spezialkonstruktionen ist die Möglichkeit außerordentlich schnellen Zielens, damit man den Bewegungen des Luftschiffes folgen kann, ferner sollen die Kanonen leicht beweglich sein, eine möglichst gestreckte Geschoßflugbahn besitzen und ein kleines Kaliber, damit sie leicht sind und schnell an die Stelle, wo Luftschiffe auftauchen, gelangen können. Der verstorbene Luftschiffahrtfachmann Oberstleutnant Moedebeck hat zuerst den Bau von Panzerautomobilen mit Kanonen angeregt, die von den großen Geschützfabriken Ehrhardt und Krupp fertiggestellt sind. Diese Fahrzeuge werden jedoch vielfach für unpraktisch gehalten, weil sie infolge ihres großen Gewichtes zu unbeweglich und demnach an gute Straßen gebunden sind.

Auch die Wahl der Geschoßart spielt für den Erfolg eine große Rolle. Früher versprach man sich die größte Wirkung von Schrapnellen, die in ihrem Innern eine große Anzahl von Kugeln besitzen; merkwürdigerweise aber herrscht vielfach die Ansicht, einem Luftschiff schadeten die kleinen Bleikugellöcher nichts, weil sie sich von selbst unter dem Gasdruck wieder schlössen. Wer sich überlegt, daß die Ballonettluftschiffe zur Erhaltung ihrer Form — bei den starren Ballons ist es etwas anderes — durch Luftsäcke künstlich unter starkem Innendruck gehalten werden müssen, wird ohne weiteres einsehen, daß dies unmöglich ist. Der starke innere Ueberdruck bewirkt sofortigen Gasverlust, so daß die Fahrzeuge früher oder später sinken müssen. Man hat nun die eigenartigsten Geschosse hergestellt: zwei Kugeln mit einer Kette verbunden, sägeartige Flügel an ihnen angebracht, Brandgeschosse konstruiert und dergleichen mehr.



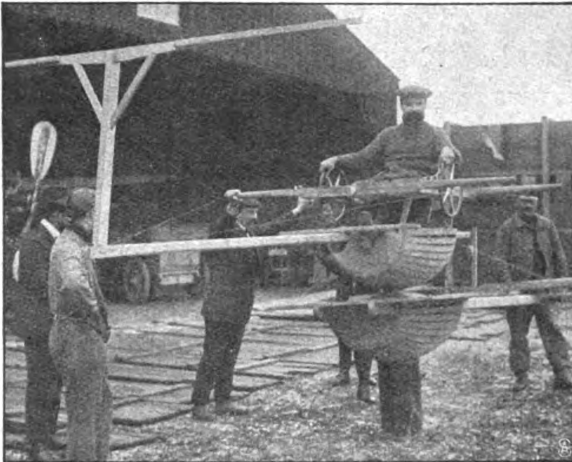
Phot. Branger.

Französisches Schnellfeuergewehr zur Beschießung von Luftfahrzeugen.

Die Franzosen sind der Ansicht, daß schnellste Beweglichkeit bei der Bekämpfung der Luftschiffe der wichtigste Punkt sei, und aus diesem Grunde haben sie Schnellfeuergewehre für Infanteristen erdacht; die Reichhöhe der Geschosse geht bis zu 2500 Meter. Die Bedienung dieses durch drei Mann zu tragenden Gewehrs ist außerordentlich einfach; der Schütze kann in sitzender Stellung das Rohr sehr schnell einrichten und den Bewegungen des Luftfahrzeugs folgen. Diese Waffe scheint sehr zweckentsprechend zu sein, an Beweglichkeit kann sie sicher kaum noch übertroffen werden.

Die Beschießung von Flugmaschinen wird wenig Aussicht auf Erfolg haben, da diese bei ihrem Anflug dicht über den Erdboden hinstreichen und deshalb sehr plötzlich auftauchen. Befinden sich Luftfahrzeuge erst einmal über den feindlichen Reihen, so kann man sie nicht mehr beschießen, weil man sonst auch die eigenen Truppen treffen würde.

Wie können sich nun Lenkballons vor einer Beschießung schützen? Die Höhen können nicht mehr wesentlich gesteigert werden, weil dies mit großem Gasverlust und demnach Auftriebverlust verbunden ist. Die Schiffe müssen deshalb bei Nacht aufsteigen, um bei Tage über





Phot. Branger.

Modellapparat für Fluglehrlinge.

den feindlichen Reihen die Erkundung auszuführen, die durch Funkenspruch zurückgegeben wird. Ein ganz eigenartiger Vorschlag ist in Oesterreich gemacht worden. Man wollte künstliche Wolken um das Luftschiff herum erzeugen und in ihnen unbemerkt heranfliegen. Es liegt kein Grund vor, an einer Möglichkeit dieses Verfahrens zu zweifeln. Würde dies gelingen, so wären die Luftschiffe beim Anflug in vollkommener Sicherheit, denn es ist ausgeschlossen, auf jede Wolke, die sich nach dem Feind zu am Himmel zeigt, zu schießen.

Hauptmann a. D. A. Hildebrandt.

Modellmaschinen für Fluglehrlinge werden jetzt in Frankreich allgemein eingeführt. Noch vor einem Jahr glaubte man, die Kunst der Führung einer Flugmaschine sei so schwierig, daß man zu ihrer Erlernung eine besondere Geschicklichkeit besitzen müsse. Nur so langjährige Erfahrung, wie sie den Brüdern Orville und Wilbur Wright eigen sei, befähige zur sicheren Steuerung von Aeroplanen. Die Tatsachen haben dieser Ansicht unrecht gegeben. Unter Leitung eines geschickten Meisters haben schon viele Fluglehrlinge in wenigen Wochen oder Monaten das Flugzeug vollkommen beherrschen gelernt. Das tragische Geschick des ehemaligen Rennfahrers Thaddäus Robl, der seinen Wagemut, trotz mangelnder Uebung bei böigem Wind zu fliegen, mit dem Tod büßen mußte, mahnt allerdings, sich nicht zu viel zuzutrauen. Da bei den ersten Flugübungen die meisten Stürze vorkommen, ist zuerst von Santos Dumont in Paris im vergangenen Jahr bei der Fachschule für Flugtechnik in Mainz ein Lehrapparat hergestellt worden zur Vorübung für das Fliegen. In Frankreich hat man jetzt besonders sinnreiche Modellmaschinen erdacht, bei denen die Schüler die Handhabung der verschiedenen, mit den Händen und Füßen zu bewegenden Hebel erlernen. Der Apparat steht auf einem Pfahl, auf dem er sich sehr leicht hin und her bewegt sowie zum Kippen kommt. Auf Kommando des Lehrers muß der Lehrling jeweils die Seiten- und Höhensteuerung oder jene Vorrichtungen betätigen, die zur Erhaltung der Gleichgewichtslage dienen. Erst wenn er schnell, fast mechanisch die Handgriffe auszuführen vermag, nimmt ihn der „Meister" bei einem Flug mit. Natürlich muß man für jede Flugmaschine einen besonderen Lehrapparat bauen, da überall die Handgriffe verschieden sind.

Sommerliche Rücksichten.

Plauderei von Heinz von Dirkens.

In Sommertagen strebt alles Leben nach Freiluftentfaltung; in jedem fast melden sich Erberinnerungen an eine wildfröhliche Urzeit, da sich das Leben sommerlang im Freien abspielte.

Ist die Witterung lieblich und maßvoll, so verbrauchen Fahrten, Ausflüge, Touren aller Art ein gut Teil dieser sommerlichen Expansionskraft. Am späten Abend kehrt man in angenehmer Ermattung heim, und es kann vorkommen, daß in solcher Stunde die Höfe und Gärten Berlins still und dunkel daliegen, daß nur hier und da ein rötlich glimmendes Fenster von der Heimkehr eines Wandermüden kündet.

Doch meist geht es ganz anders zu, besonders wenn, wie in den letzten glühenden Wochen, eine unbarmherzige Sonne auf die Riesenstadt niederflammt, eine elektrische Spannung in der Luft webt, die sich den Menschen unversehens mitteilt, so daß sie unruhiger werden, daß nach dem schwülen Druck des Tages eine fieberhafte Lustigkeit sie anfällt.... Die sparsame Kühle der spät hereinbrechenden Nacht verleitet zu einem Ausdehnen des Taglebens; man hat kein Verlangen nach dem Schlafgemach.

Wer einen Garten sein eigen nennt, rückt die Rohrsessel zum Springbrunnen, er ladet seine Freunde ein, er läßt unter der vollbelaubten Ulme die Abendtafel decken, oder er gibt gar ein richtiges Gartenfest, mit japanischen Papierlaternen und allem, was zu solcher Lustbarkeit gehört. Wem ein Park oder Gärtlein versagt blieb, der ist bestrebt, einen Ersatz dafür zu schaffen, indem er ein abendliches Balkonleben führt. Man

weiß, wie zärtlich der moderne Großstädter, der Berliner vor allen, an seinem Balkon hängt. Der Wohlhabende bedenkt ihn rechtzeitig mit Blumenschmuck, er konsultiert wohl gar einen gärtnerischen Fachmann oder läßt in schönem künstlerischem Wetteifer den eigenen Geschmack walten. Der minder Begüterte leistet sich doch wenigstens die grünende Fülle wilden Weins, die ihn und die Seinen wie eine dichtwuchernde Wand abschließt vor den Blicken neugieriger Nachbarn, krittelnder Visavis. Was er an Gewächstöpfen besitzt, wird herausgetragen auf dieses schmale Stückchen Freiluftboden. Da wird gefrühstückt, soupiert, Nachmittagskaffee getrunken, five o clock tea eingenommen — manche essen dort sogar zu Mittag. Es könnte sich eine Fülle von Behaglichkeit hier entfalten; dies sommerliche Berlin würde viele Tausende von Idyllen beherbergen, wenn — nun ja, wenn ein jeder von den Fröhlichen, Luft- und Sonnenfrohen bedenken wollte, daß er sich nicht allein in seinem Park oder in einem Wald, sondern in einer Weltstadt, dicht umgrenzt von so viel andern Existenzen, befindet.

Das Ohr des Großstädters muß sich ja an so viele Geräusche, an so viele unvermeidliche Aeußerungen von Arbeit und Menschendasein gewöhnen; in mancher Hinsicht ist es stumpf geworden, in anderer jedoch feinfühliger, aufmerksamer; denn wer im Straßenverkehr unverletzt bleiben will, muß das Ohr fast noch schärfer wachen lassen als das Auge. Dieses von zehntausend Geräuschen ermüdete Ohr nun möchte wenigstens des Abends nicht unnötig in Anspruch genommen sein.

Es ist nur zu begreiflich, daß sich das angenehme Gefühl der Entspannung am Sommerabend in lauterer Rede, öfter auch in erleichterndem Lachen äußert. Man möchte nicht um alle Welt die Fröhlichkeit eindämmen, die nach des Tages Last und Staub den gesunden Menschen in Besitz nimmt, nicht etwa verlangen und erstreben, daß ein Berliner Häuserviereck die Ruhe eines Kirchhofs atme! Nur eins möchte man den Spätaufbleibenden nahelegen: die Kultivierung des Bewußtseins, daß wir in einer großen Stadt niemals allein sind, und daß unsere Lebensäußerungen durch die Nachbarschaft so vieler Mitbürger eine gewisse Beschränkung erfahren müßten.

Es handelt sich hier wirklich um ein Kulturziel, um so etwas wie eine soziale Angelegenheit. Bin ich zu Gast auf einem Landgut, sitzen wir dort im Park unter der großen Tanne bis in die Nacht hinein, so können wir uns so rauschend unterhalten, wie es die Laune des Augenblicks mit sich bringt — unter der Voraussetzung natürlich, daß wir vom Dorf und den Oekonomiegebäuden weit genug entfernt. Denn ein vornehm gesinnter Schloßherr wird auch das Ruhebedürfnis des Oekonomen und der Feldarbeiter bedenken — ebenso das seiner Dienerschaft. Lebe ich aber in einem Miethaus mit mehr als einem halben Dutzend anderer Parteien, so bin ich eben nicht mehr allein bestimmend — auch nicht etwa darum, weil ich die Miete für mein Stockwerk pünktlich bezahle. Es gibt hier höhere moralische und gewissermaßen kulturelle Anforderungen, die, nebenbei gesagt, nicht nur für den Sommer Geltung haben. In bezug auf das unfreiwillig enge Zusammenleben mit andern in dünn gebauten Miethäusern stecken wir — das ist wirklich nicht zuviel gesagt — noch in den Anfängen sozialer Kultur. Wir vergessen beständig, daß wir nicht allein auf der Welt sind. Das Gesetz, die häuslichen Vorschriften bieten in der Praxis noch keinen genügenden Schutz.

Man stelle sich das Innere eines größeren Häuservierecks im eleganten Berliner Westen vor. Nehmen wir an, daß nur etwa acht Häuser ihre Gartenfronten dahin kehren, daß der Rest des Vierecks von Privatvillen oder öffentlichen Gebäuden eingenommen wird, in deren Gärten freilich auch ein gewisses, oft sehr intensives Leben sich betätigt. Jedes Gartenhaus hat mindestens 4, meist aber 8 Balkone; es sei hier eine Durchschnittzahl von etwa 40 Balkonen angenommen. Nehmen wir weiterhin an, daß etwa die Hälfte der Mieter verreist ist oder ihre Balkone nicht ständig benutzt, so bleiben noch immer etwa 20 solcher hängenden Miniaturgärten; und die Geselligkeit in den Parterre- und Privatgärten ist auch noch mit einzubeziehen. Wäre nun jeder von den Balkon- und Gartenansiedlern sich jederzeit bewußt, daß er nur auf einer ganz kleinen Insel gleichsam ein sehr beschränkter Robinson ist, umringt von einem Archipel von anderen ganz kleinen Inseln — er würde doch ein wenig seine Stimme dämpfen, was ja der Gemütlichkeit keinen Eintrag zu tun braucht — oder man würde zum Beispiel abwarten, bis der Sänger, der drüben bei Kommerzienrats eine Arie vorträgt, unter lebhaftem Applaus geendet hat, bevor man selbst mit einem Banjovortrag beginnt — oder gar das Grammophon mit der neusten Kasernenhofszene zu Worte kommen läßt. Auch Ferro oder Flocki möchte durch einen freundlichen Klaps zur Ruhe verwiesen werden, damit nicht etliche Kollegen dieses lieben Geschöpfes in laute Aufregung geraten und das Lamm, das die Kinder des Privatiers gegenüber im Freien halten, in seiner Angst gar zu jammervoll blökt.

Und nun noch ein anderes Moment, das mit Lärm und „Antilärm" gar nichts zu tun hat. Eine reine Geschmacksfrage vielmehr, die auf das Gebiet des Taktes hinüberspielt. Wir bedenken vielleicht doch zu wenig, ob es ästhetisch ist und von einer „guten Kinderstube" Zeugnis ablegt, ein intimes Gespräch vor so und so viel Häusern zu führen. Wir dürfen ja annehmen, daß es die Nachbarn gar nicht interessiert, was wir über die Wunderlichkeiten des Onkels Fritz oder über die Toiletten der Tante Ida zu sagen haben. Doch eben deshalb, weil das für den Fernstehenden, Fremden lästige Nichtigkeiten sein müssen — gerade darum sollten wir sie nicht in die Welt hinausschreien. Wir sind nicht allein, liebe Freunde — denken wir nur immer und immer an dies unbestreitbare Faktum.

Man möchte diese Wünsche und — wie ich hoffe — sehr zart und diskret vorgetragenen Anregungen doch auch auf das sommerliche Leben außerhalb der Garten- und Balkonwelt ausgedehnt wissen. Auch im Restaurationspark, an Bord des Haveldampfers, ja draußen in Sommerfrischen und Seebädern sind der impulsiven Lustigkeit und der fröhlichen Betätigung der in freier Luft gekräftigten Persönlichkeit gewisse Grenzen gezogen: durch Erziehung, durch angeborenen oder erworbenen Takt und durch feinfühlige Rücksicht auf Ohr und Innenleben der Nachbarn. Daß hier überall das richtige Verhältnis, die nicht allzu pathetische Distanz, gefunden werde, das freilich ist eine der Kulturaufgaben werdender Geschlechter.

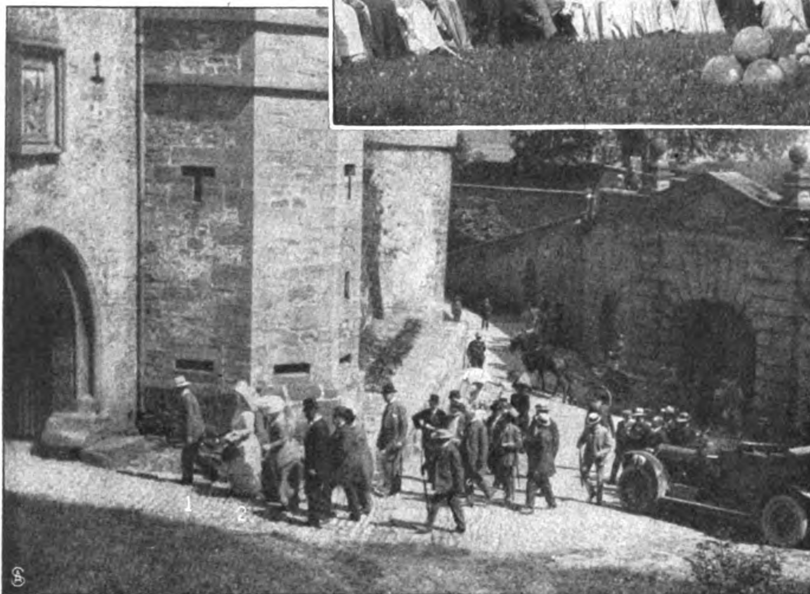
Bilder aus aller Welt.

Die Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen hielt ihre diesjährige Burgenfahrt in der Zeit vom 19. bis 23. Juni unter Führung des Professors Bodo Ebhardt ab. Das Ziel der Fahrt war Thüringen. Nach einem Besuch der Burg Marksburg bei Braubach a. Rh., die der Vereinigung gehört, und herrlicher Rheinfahrt stromaufwärts bis Mainz wurde Koburg mit der Eisenbahn erreicht. Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha erwies



Hofphot. Uhlenhuth.

Prof. Bodo Ebhardts Vortrag auf der Feste Koburg.



Der Herzog und die Herzogin von Sachsen-Koburg (1 u. 2) besichtigen die Feste Rosenberg.
Von der diesjährigen Thüringer Burgenfahrt.



Frau Anna v. Tausch, Bad Aibling, erhielt die Rettungsmedaille.



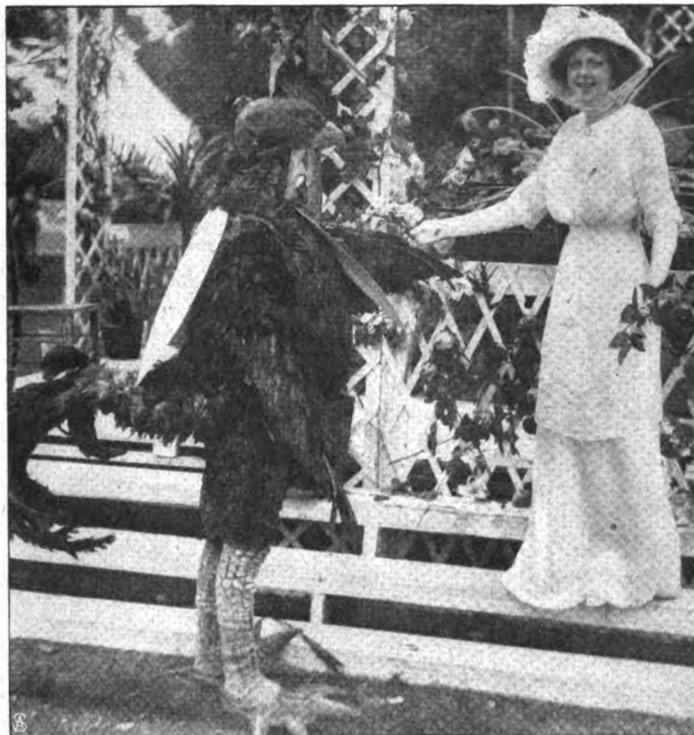
1. Chefredakteur Marx-Berlin (1. Vorsitzender). 2. Obmann Prager-München (2. Vorsitzender). 3. Dr. Kittel-Würzburg (3. Vorsitzender).

Delegiertenversammlung des Verbandes deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine: Bocksbeutelprobe in Würzburg.

der Vereinigung eine wirklich fürstliche Gastfreundschaft. Die Festteilnehmer wurden zunächst im Rathaus begrüßt, dann wurde das Schloß Ehrenburg, die Residenz des herzoglichen Paares, besichtigt, wo Professor Dr. Voß einen Vortrag hielt. Abends fand großer Empfang der Vereinigung durch das herzogliche Paar statt, zu dem auch der Protektor der Vereinigung Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein mit seiner Gemahlin und Prinz Philipp von Koburg eingetroffen waren. Am folgenden Tage wurde in Gegenwart und unter Führung der hohen Herrschaften die Feste Koburg besichtigt, nachdem Professor Bodo Ebhardt einen eingehenden Vortrag über die Baugeschichte der Feste gehalten hatte. Am Nachmittag wurde dann die Feste Rosenberg bei Kronach besichtigt, wo Bürgermeister Grill die Begrüßungsrede und Stadtbaurat Werner den Vortrag hielten. Nach Besuch des Schlosses Kitzerstein und der Burgruine Hoher Schwarm bei Saalfeld wurde am folgenden Tage das Schloß Osterstein in Gera besichtigt. Am Nachmittag traf man in Altenburg ein. Am folgenden Morgen wurde das Residenzschloß von Altenburg besichtigt, wobei Professor Bodo Ebhardt den erläuternden Vortrag hielt. Die nächstjährige Burgenfahrt hat sich das Schwabenland zum Ziel erwählt.

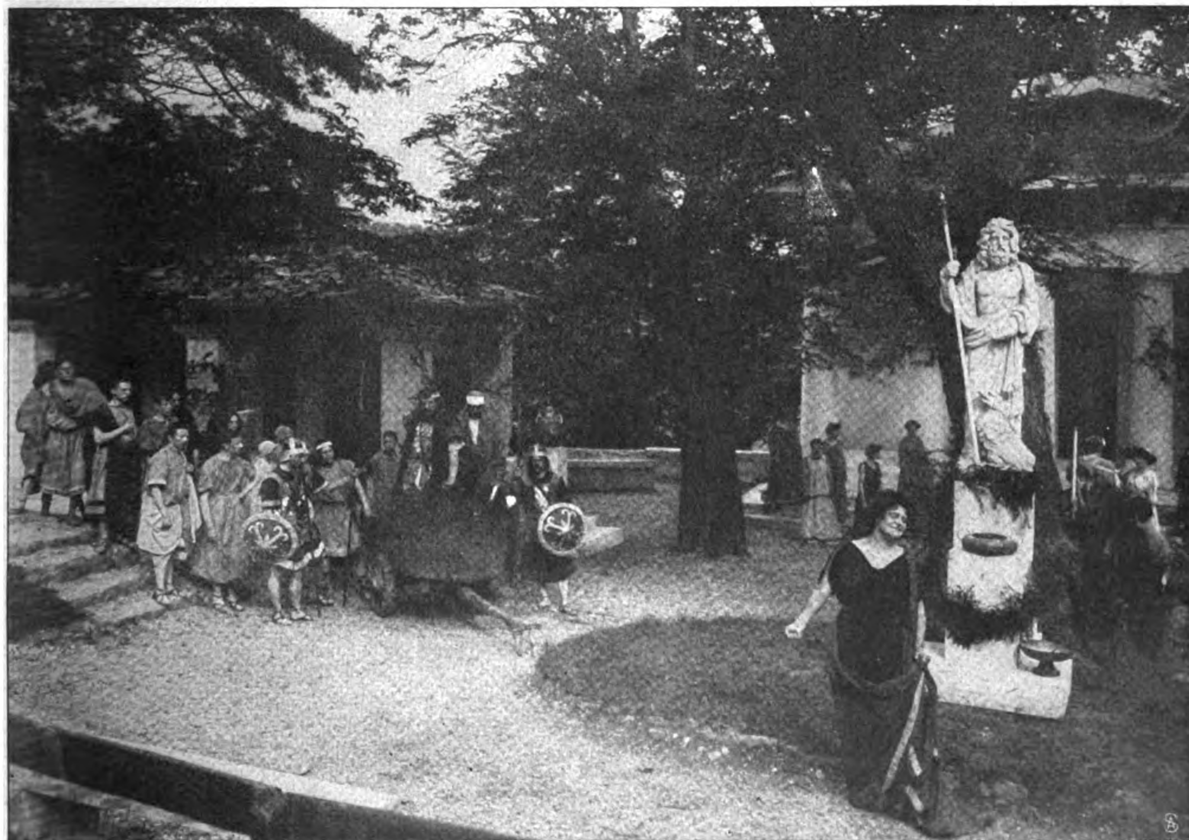
Frau Anna von Tausch, die Gatlin eines Offiziers, wurde kürzlich vom Prinzregenten von Bayern durch die Verleihung der Rettungsmedaille ausgezeichnet. Die mutige Dame hat am letzten Silvesternachmittag mit eigener Lebensgefahr ihre Köchin gerettet, deren Kleider in Brand geraten waren.

Der Verband deutscher Journalisten und Schriftsteller hielt seine diesjährige Delegierten-



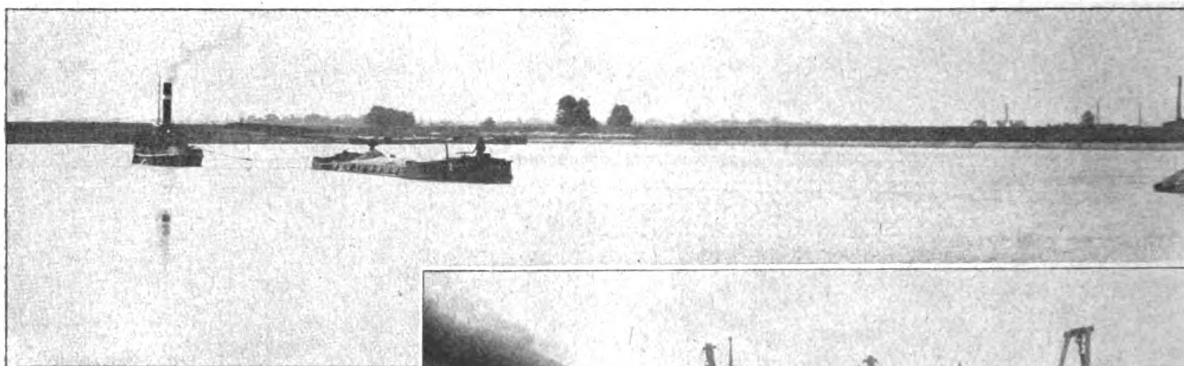
Phot. London News Agency.

Miß Marie Löhr verkauft Blumen an Chantecler.
Ein Gartenfest der Londoner Bühnenkünstler.



Phot. A. Krenn.

Aufführung der Orestie des Aeschylos: Klytemnästra begrüßt den heimkehrenden Gatten.
Vom Freilichttheater Hertenstein bei Luzern.



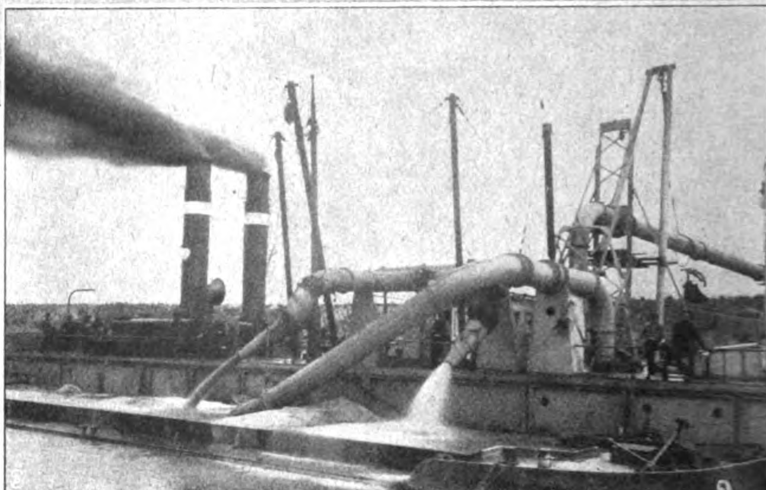
Blick auf das Elbindustriegelände.



Generalmajor z. D. Langenmayr, feierte sein 50jähr. Militärjubiläum.

versammlung in Würzburg ab. Unter den zu Ehren der Gäste veranstalteten Festlichkeiten gab es auch eine „Bocksbeutel"-probe in den Hofarkaden des Bürgerspitals zum hl. Geist.

Ganz am Schluß der diesjährigen Londoner Season wurde im Königlichen Botanischen Garten ein großes Wohltätigkeitsfest zugunsten der Waisen englischer Schauspieler veranstaltet, bei dem es ungemein lustig zuging. Die bekanntesten Schauspieler und Schauspielerinnen Londons wirkten an den humorvollen Veranstaltungen mit.



Magdeburgs neuer Industriehafen: Ein Spülschiff in Tätigkeit.

Im Freilichttheater Hertenstein bei Luzern finden in diesem Sommer wieder eindrucksvolle Aufführungen statt. Die Orestie des Aeschylos in der Nachdichtung Alexanders von Gleichen-Rußwurm war eine der wichtigsten Premieren der Frühlingssaison.

Magdeburg wird in Bälde eine technische Sehenswürdigkeit ersten Ranges aufweisen: den städtischen Industriehafen an der Elbe. Die gewaltigen Anlagen liegen in der allernächsten Nähe der Stadt und sind mit allen Errungenschaften der modernsten Hafentechnik versehen. Sie umfassen rund 180 Hektar und nehmen 2400 Meter des Elbufers ein.

In Würzburg, wo er seine Ruhejahre verlebt, feierte am 12. Juli der preußische Generalmajor z. D. Langenmayr, ein Veteran unserer vaterländischen Kriege, sein 50jähriges Militärjubiläum.

Die Deutschen von Buenos Aires haben das Hundertjahrfest Argentiniens begeistert mitgefeiert. Unter den Festveranstaltungen der deutschen Kolonie war eine der rührendsten und schönsten die im Heim des Deutschen Frauenvereins, in dem altersschwache Frauen und deutsche Kinder eine Zuflucht finden.



In der Mitte: Frau Siegler, eine hundertjährige Bewohnerin des Heims.

Deutschtum in Argentinien: Zentenarfeier im Heim des Deutschen Frauenvereins in Buenos Aires.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 30. **Berlin, den 23. Juli 1910.** **12. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 30.



Die sieben Tage der Woche.

13. Juli.

Der Lenkballon „Erbslöh“ der Rheinisch-Westfälischen Motorluftschiffgesellschaft stürzt bei Neukamp aus beträchtlicher Höhe ab und wird zerstört. Seine fünf Insassen, darunter sein Erbauer, der bekannte Luftschiffer Oskar Erbslöh, bleiben auf der Stelle tot (Abb. u. Portr. S. 1260).

Die Kaiserin trifft mit der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen auf Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel ein.

Aus Teheran wird gemeldet, daß die kleine persische Stadt Gumesch-tepe an der Küste des Kaspischen Meers von den Russen bombardiert wurde.

Aus Hongkong kommt die Nachricht von einem blutigen Kampf zwischen Portugiesen und chinesischen Piraten auf der Insel Colovan.

14. Juli.

Die Kommission des Reichstags für die Reichsversicherungsordnung vertagt sich bis zum 20. September.

Der englische Premierminister Asquith äußert sich im Unterhaus bei der Beratung des Flottenbauetats über Englands Verhältnis zu Deutschland mit folgenden Worten: „Ich kann mit vollster Aufrichtigkeit sagen, daß unsere Beziehungen zu Deutschland den herzlichsten Charakter getragen haben und noch in diesem Augenblick tragen, und ich glaube an eine von Jahr zu Jahr zunehmende Wärme und Innigkeit in diesen Beziehungen.“

Aus Kanea wird gemeldet, daß die kretische Regierung, der Forderung der Schutzmächte entsprechend, den mohammedanischen Mitgliedern des Parlaments die rückständigen Diäten ausbezahlt hat.

15. Juli.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg stattet seinem in Berlin weilenden Vorgänger Fürsten Bülow einen zweistündigen Besuch ab.

In der Kaiser-Nikolaus-Tourenfahrt siegt der Deutsche Willi Poege und erhält den vom Zaren gestifteten Becher.

In Krakau beginnt die auf drei Tage berechnete offizielle Feier zur Erinnerung an die Schlacht bei Grunewald (Tannenberg).

In seiner Wohnung in Teheran wird das Oberhaupt der persischen Geistlichkeit Seid Abdullah durch zwei Revolverschüsse ermordet.

16. Juli.

Die Strafprozeßkommission des Reichstags vertagt sich bis zum 20. September.

Aus Oran in Westalgerien wird gemeldet, daß am Mulujafluß in Nordostmarokko heftige Kämpfe zwischen den Franzosen und Marokkanern stattgefunden haben, bei denen die Franzosen 11 Tote und 43 Verwundete hatten.

Zar Nikolaus trifft zur Teilnahme an der Zweihundertjahrfeier der Einverleibung Livlands in Rußland in Riga ein.

17. Juli.

Der Große Preis von Berlin auf der Grunewaldrennbahn wird von dem Weinbergschen „Fervor“ gewonnen (Abb. S. 1258).

18. Juli.

Von der Philippineninsel Palawan wird gemeldet, daß Eingeborene den amerikanischen Unterrichtsminister überfallen haben. Dieser blieb unversehrt, während von den Angreifern drei getötet wurden.

19. Juli.

Aus Schanghai kommt die Nachricht, daß 90 Shiks (eingeborene Polizeisoldaten) wegen Meuterei verhaftet wurden.



Zum jüngsten Tiroler Beben.

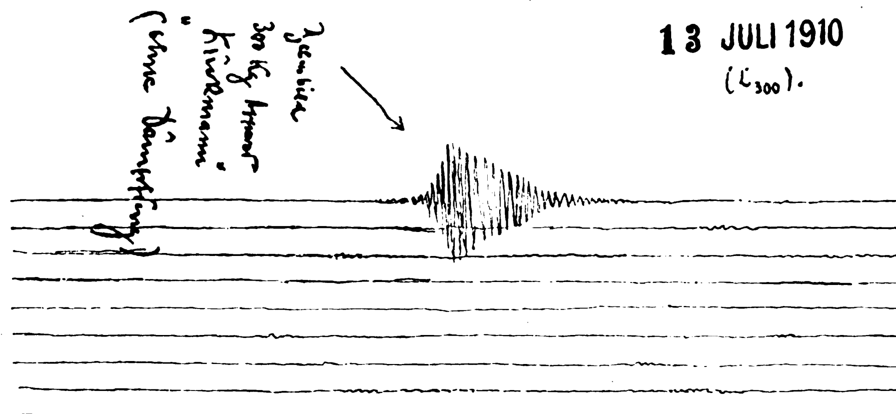
Von Prof. A. Belar, Direktor der Erdbebenwarte in Laibach

Das jüngste Beben, das am 13. ds. Mts. gegen 9 Uhr 33 Minuten einen großen Teil von Nordtirol und den südlichen Teil von Bayern bis zur Stadt München beunruhigt hat, ist, wie aus den gegenwärtig vorliegenden Nachrichten beurteilt werden kann, ein echtes Tiroler Landeskind, entstammend dem Wettersteingebirge.

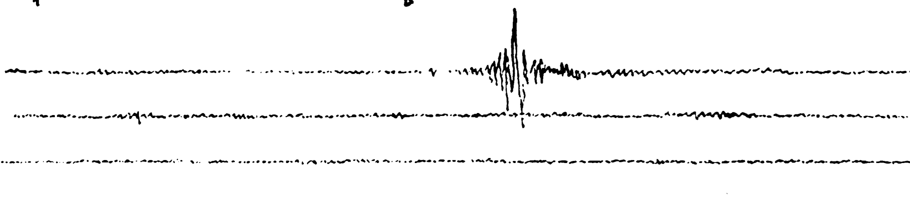
Die unruhigen Schollen des Wettersteingebirges sind uns Seismologen nicht ganz unbekannt, obwohl auf unserer Warte, die seit 13 Jahren ununterbrochen Erdbebenbeobachtungen mit einer großen Anzahl verschiedenartigster Instrumente anstellt, nur ein einziges Mal mit ihrer Hilfe ein Bebenausläufer aus dem genannten Tiroler Gebiet aufgefangen ist. Es geschah das am 19. Juni 1902 gegen 10 Uhr 25 Minuten vormittags. Die Erschütterung verbreitete sich über einen großen Teil von Tirol, von Ala bis Garmisch in Bayern, wo es überall, ohne einen nennenswerten Schaden anzurichten, sehr stark verspürt wurde. Ob die Ausläufer damals nicht auch noch weiter nördlich von München verspürt worden sind, konnte nicht festgestellt werden; tatsächlich wurden jedoch die Ausläufer des Bebens auf den meisten mitteleuropäischen Warten bis auf eine Entfernung von 500 Kilometer vom Herde registriert. Vergleichen wir unsere Aufzeichnungen des Jahres 1902 mit den jüngsten, so fällt auf den ersten Blick eine große Aehnlichkeit der

Bebenbilder untereinander auf. Gleiche Ursachen — gleiche Wirkungen. — Wir sind daher imstande, nach der Aehnlichkeit der Bebenbilder einen sicheren Schluß auf die Herdstelle, auf den Ursprungsort des Bebens, zu ziehen, und bei einiger Uebung fällt es nicht schwer, einzig und allein nach dem Habitus der instrumentalen Aufzeichnung die Herkunft eines Bebenausläufers festzustellen. Fürwahr ein schöner Fortschritt unserer jungen Wissenschaft — der exakten Erdbebenforschung.

Bei weiterer Prüfung unserer Erdbebenregister begegnen wir im Jahr 1886 Nachrichten über ein Erdbebenereignis vom 28. November gegen 11 Uhr nachts, das fast im ganzen Tiroler Alpengebiet und zugleich auch in der Stadt München sehr stark verspürt wurde. Die Münchner Beobachter berichten, daß Bilder an der Wand gerückt wurden, Möbel kamen in schwingende Bewegung, gleichzeitig wurde auch das Fallen von Meteoren unter knallähnlichem Getöse gemeldet. Leider gab es damals keine Erdbebenstationen im Umkreise, wir hätten jetzt für dieses Gebiet drei Musterbilder, die uns auch Berechnungen über die jeweilige Herdtiefe gestatten würden. Aus den angeführten Bebenereignissen könnte man folgern, daß jetzt für mindestens 16 Jahre im Gebiet des Wettersteingebietes wieder seismische Ruhe herrschen wird, ausgenommen schwache Erdstöße, allerdings müßte von der Voraussetzung ausgegangen werden, daß Tirol den einzigen seismischen Wetterwinkel im Wettersteingebiet hat, was aber nicht zutrifft. Das gleiche gilt für die Stadt München, die jetzt wahrscheinlich für Jahre hinaus aus diesem Gebiet keine Beunruhigung zu befürchten braucht. Doch auch München ist ringsherum in weiterer Umgebung von aktiven Erdbebenherden umgeben, deren Betätigung jedoch so schwach ist, daß nur noch die Nadeln der Bogenhauser Erdbebenwarte in zitternde Bewegung versetzt werden. Auf ein so schönes Beben aber wie das jüngste, das den Wiechertapparat in München in Unordnung brachte, kann die dortige Warte noch lange warten. Deshalb bedeutet es für unsere Wissenschaft einen großen Verlust, daß in München, das vom jüngsten Bebenherd etwa 100 Kilometer entfernt liegt, den Zeitungsmeldungen zufolge, kein vollständiges Bild der Erdbewegung aufgezeichnet wurde. Wir werden uns daher mit den Bebenaufzeichnungen der entfernten Erdbebenwarten, wie Padua (230 Kilometer), Wien (400 Kilometer) und anderer Stationen im Deutschen Reich, begnügen müssen, um weitere Feststellungen über die Natur des jüngsten Bebens zu machen. Vorläufig können zur Orientierung die Bebenaufzeichnungen (Bebendiagramme) der Warten in Laibach und Padua gegenübergestellt werden, von denen wir die in Laibach aufgenommenen in Faksimile wiedergeben. Die vermutlich stärkeren Aufzeichnungen der Warte in Padua sind nicht nur in der größeren Herdnähe zu suchen, sondern auch auf die Art der Aufstellung der Apparate und auf die verschiedene Beschaffenheit des Untergrundes der beiden verglichenen Warten zurückzuführen. In Padua sind die Erdbebenmesser im ersten Stockwerk des Universitätsgebäudes, während sie in Laibach im Kellergeschoß auf einem frei fundierten Betonblock aufgestellt sind. Den Untergrund der Warte in Padua bilden mächtige Alluvionen, während unsere Warte zum Teil auf felsigem Boden ruht. Die Bodenbeschaffenheit der italienischen Tiefebene bringt es mit sich, daß die Erdbebenwellen, die aus dem Alpengebiet ausstrahlen, sich in dem lockeren Terrain viel stärker als im Felsboden betätigen. Man denke an eine Schüssel, die mit Gallert gefüllt ist und am Außenrand angeschlagen wird — wie auffallend stark und wie lange wird der Inhalt nachschwingen! Die intensivere Betätigung der seismischen Wellen im Gebiet der Stadt München kann in analoger Weise erklärt werden. Die oben wiedergegebenen Bebenbilder sind nur durch die Dämpfung verschieden.



Bebenbild der Warte in Laibach.
300-kg.-Apparat „Lückmann“ ohne Dämpfung.



Dasselbe Beben auf dem 1000-kg.-Apparat registriert mit Dämpfung.

Noch einige Worte über die Herddistanzbestimmung des jüngsten Bebens.

Die Warte in Padua hat vormittags einige Stunden nach dem Bebenereignis bei uns telegraphisch angefragt und angegeben, daß der Herd der Bebenaufzeichnung 220 Kilometer von Padua entfernt liegt.

Unsere Ausmessung am Bebenbild ergab als Herddistanz 300 Kilometer. Es wären sohin zwei Bebenherde möglich: am Apennin, etwa Urbino, oder Südtirol, etwa Innsbruck. Mit einem italienischen Bebenherd hatte das Bebenbild keine Aehnlichkeit, wir entschieden uns daher für den Tiroler Herd — der auch in einigen Stunden darauf bestätigt wurde.

Die Herddistanzbestimmung bereitet keine Schwierigkeit.

Bemerkenswert ist, daß jüngsthin gelegentlich des Bebens in München vielfach zunächst auf eine Explosion oder einen Bergsturz geschlossen wurde — auch hierfür eine kurze Erklärung:

Am 21. Januar d. J. wurde auf der Münchner Erdbebenwarte ein starkes Nahbeben aufgezeichnet, auch viele Personen hatten in München eine Erschütterung verspürt. — Später wurde festgestellt, daß in Hausham ein großer Grubeneinsturz erfolgt war.

Das jüngste Beben war recht harmlos, zu Schaden ist niemand gekommen — Nutzen wird nur immer die Wissenschaft ziehen.

Die Japaner in Korea.

Von E. von Salzmann.

Am 30. Mai kam die in ganz Ostasien schon lange mit Spannung erwartete Nachricht, daß der bisherige Generalresident für Korea, Vicomte Sone, aus „Gesundheitsrücksichten" sein Amt niedergelegt habe, und daß der Kriegsminister General Vicomte Terauchi an seiner Stelle ernannt sei. — Seitdem der verstorbene Fürst Ito den Posten, auf dem er den Geschicken des ihm anvertrauten Landes eine so entscheidende Wendung gegeben hatte, seinem Gehilfen Sone abgegeben hatte, ist letzterer eigentlich fortgesetzt durch Krankheit an der Ausübung seiner Funktion verhindert gewesen, und für den Eingeweihten handelte es sich seit seiner letzten Reise nach Japan nur noch darum, wer sein Nachfolger werden sollte. Man sprach von General Okhubo, dem Oberbefehlshaber der Truppen, von General Usagawa, dem Präsidenten der Ostasiatischen Besiedlungsgesellschaft, auch von General Hasegawa, dem Kommandeur der Besatzungstruppen während des Kriegs, dessen eiserne Hand schwer auf dem um seine nationale Eigenart ringenden, verzweifelnden Volk gelegen hatte. Eins war jedenfalls klar, daß der Rücktritt des Itomannes Sone und das Ansruderkommen der Yamagatapartei einen grundsätzlichen Systemwechsel herbeiführen würde, und diesen sehen wir jetzt vor sich gehen. Terauchi behält sein Amt als Kriegsminister bei und leitet die Geschäfte der Generalresidentur von Tokio aus. In Söul wird als sein Stellvertreter der frühere Verkehrsminister Yamagata sitzen, ein Adoptivsohn und Namenserbe des Feldmarschalls Fürsten Yamagata. Finis Poloniae! Das ist der erste Schritt der Einverleibung Koreas und seiner Umwandlung in eine japanische Provinz.

Die fortgesetzte Abwesenheit des Generalresidenten von dem eigentlichen Feld seiner Tätigkeit wurde schon lange in der japanischen Presse als eine „unhaltbare Lage" gekennzeichnet und vom koreanischen Kaiserhaus mit „Unruhe" quittiert, zugleich erhob sich in Japan eine lebhafte Agitation gegen die Ernennung Terauchis, der, wie ein Leitartikel der „Japan Times" ausführt, bisher nur auf dem militärischen Gebiet etwas geleistet habe und sich für die seiner in Korea auf dem Verwaltungsgebiet harrenden Aufgaben durchaus nicht eigne. In einer früheren Periode des Amalgamierungsprozesses der beiden Länder wäre das wohl richtig gewesen, aber seit Fürst Ito in Korea gewirkt hat, waren die Gesichtspunkte, nach denen Japan verfuhr, so durchaus festgelegt, daß die Entwicklung des Landes einfach automatisch weiter vor sich ging und jetzt ebensogut auch von Tokio aus geleitet werden kann. Schon Sone hatte durchaus nicht mehr die Freiheit des Entschlusses in seinen Maßnahmen gehabt, die man seinem Vorgänger Fürsten Ito gelassen hatte, und diese Tatsache muß bei einer Kritik seiner Regierungsmaßnahmen neben Rücksicht auf seine schwer erschütterte Gesundheit in Betracht gezogen werden. Die wirkliche Regierung saß eben schon damals in Tokio, eine Tatsache, die mir im Frühjahr die Herren der Generalresidentur in Söul mit etwas süßsaurem Lächeln zugaben. In der Ernennung Terauchis zum Generalresidenten ist daher nichts Besonderes zu sehen, er war schon seit Sone der wirklich Verantwortliche für alle Regierungshandlungen. Sone hatte keine leichte Stellung, und ihn begleiten jetzt bei seinem Scheiden die Sympathien vieler, die das wenig Beneidenswerte einer solchen Zwitterstellung erkannt haben. Es ist daher an der Zeit, an diesem entscheidenden Wendepunkt in den Geschicken eines seine Selbständigkeit verlierenden alten und auf seine Traditionen stolzen Volkes einen Rückblick auf die Entwicklung, auf die den Wendepunkt bringenden Kriegsjahren folgende Zeit zu werfen.

Die Jahre 1906/07 hatten als Höhepunkt die Abdankung des Kaisers Yi gesehen, was die Politik Japans scharfen Angriffen seitens eines großen Teils der Presse der Welt aussetzte, im übrigen aber das Schicksal Koreas nicht aufzuhalten vermochte. Man mag gegen Japans Aktion und die Art und Weise seines Vorgehens in Korea sagen, was man will, eins läßt sich nicht wegleugnen, daß Japan es an nichts hat fehlen lassen, um das von einer faulen und durch und durch korrupten Prinzen- und Beamtengruppe ausgesaugte und seit Jahrhunderten heruntergewirtschaftete Land in jeder Weise zu heben. In den Jahren 1906—1908 hat Japan etwa 93 Millionen Jen für Korea aufgewandt, und es wird Japan noch manche weitere Million kosten, ehe sich das aufgewandte Kapital auch nur mit einem Jen verzinst oder Korea aus sich selbst heraus in der Lage ist, seinen recht mannigfachen Verpflichtungen nachzukommen. — Die Reform des Gerichtswesens, eine der letzten Verfügungen Itos, ist jetzt vollendete Tatsache; es ist keine Gefahr mehr vorhanden, daß der gegen einen Japaner klagende Koreaner nicht zu seinem Recht kommt; ein großer Stab japanischer Richter spricht unparteiisch nach dem japanischen Recht, das bekannt-

lich auf der deutschen Grundlage entstanden ist, sein Urteil. Die Folter ist abgeschafft, und die furchtbaren Höhlen koreanischer Gefängnisse gehören der Vergangenheit an. Das neue Mustergefängnis, das ich dank dem Entgegenkommen der Generalresidentur am 25. Januar in Söul sehen durfte, entsprach durchaus den Gesetzen der Menschlichkeit, wenn auch die Unterbringung der Gefangenen noch eine reichlich enge war; weitere moderne Gefängnisse sind im Bau. Eine Rechtsschule bereitet Rechtsanwälte unter Berücksichtigung der in vieler Beziehung von den japanischen abweichenden koreanischen Verhältnisse für die Ausübung ihres Berufs vor. Was Japan auf dem Gebiet des Schulwesens in Korea leistet, könnte besonders für das auf diesem Gebiet noch reichlich rückständige China als Vorbild dienen, hier arbeiten Regierung und Missionen mit gleichem Erfolg. Eine Industrieschule ist eingerichtet, die den erwachenden Bedürfnissen der bisher fast bedürfnislosen Bevölkerung, die alles und jedes zum Leben Notwendige im eigenen Haushalt herstellte, entgegenkommen soll. In einer Kunstschule werden die gänzlich veralteten Methoden der Seidenweberei, Metall- und Holzindustrie zu neuem Leben mit modernen Hilfsmitteln gebracht. Maß und Gewicht werden jetzt im ganzen Land nach einheitlichem Maßstab gehandhabt, die der japanischen entsprechende Währung ist zum Segen des Landes voll durchgeführt, Banken sind mit Erfolg zu diesem Zweck gegründet worden. Post, Telegraph und Telephon haben eine ganz ungeahnte Ausdehnung gewonnen, und neue großartige Wegebau- und Eisenbahnprojekte, die nicht nur strategischen Zwecken dienen sollen, sondern mindestens ebenso die wirtschaftliche Aufschließung des Landes nach sich ziehen werden, sind vorhanden und verwirklichen sich, wenn auch langsam aus Mangel an Mitteln. Ein Berggesetz ist in Kraft getreten und verhindert die rücksichtslose Spekulation mit zweifelhaften Konzessionen. Der dringend notwendigen Aufforstung des Landes zeigt die Regierung die notwendige Beachtung; dem rücksichtslosen Herunterschlagen der wenigen noch verbliebenen Waldungen ist ein Ziel gesetzt; im Süden des Landes und besonders an der Eisenbahn Fusan—Söul entlang, ebenso wie um die Hauptstadt herum bedecken sich die bisher kahlen Berge wieder mit dem dichten Grün der Wälder. Eine große Versuchsfarm bei Söul, die auf wissenschaftlicher Grundlage arbeitet und mit einer Forstschule verbunden ist, bemüht sich, das veraltete System der Bodenbewirtschaftung durch Beispiele auf einen modernen Standpunkt zu bringen und die Seidenraupenzucht zu ihrer alten Bedeutung zu heben. Große Bemühungen der Japaner erstrecken sich darauf, den unendlichen Fischreichtum des Meeres nutzbar zu machen, jedoch geht es auch hier sehr langsam vorwärts, denn nichts geht über die Indolenz, Faulheit und Gleichgültigkeit eines koreanischen Fischers. Während Japan bei einer Küstenlinie von 13000 Kilometer jährlich für etwa 100 Millionen Jen Fischereiprodukte aufweist, hat Korea bei einer Küstenlinie von 9500 Kilometer deren nur 7 Millionen Jen an Wert. — Epidemien verheerten bisher jedes Jahr das Land, Pest, Cholera und die Schwarzen Blattern waren ständige Gäste. Hier hat die japanische Verwaltung rücksichtslos mit sanitären Maßnahmen durchgegriffen, und als schönstes Beispiel hebt sich jetzt das neue Söul wie ein Phönix aus der Asche. War es früher bekannt als der „Misthaufen Ostasiens“, so wird es jetzt dank seiner wundervollen Lage und den japanischen Maßnahmen bald die schönste und anziehendste Stadt hier draußen werden. Hospitäler und Medizinschulen tragen nicht nur zur Gesundung, sondern auch zur Erziehung des Volkes und zur Hebung aus dem schwärzesten Aberglauben auf medizinischem Gebiet bei und finden volles Verständnis, denn bei aller Indolenz ist der Koreaner doch recht intelligent. Willig läßt er sich jetzt z. B. impfen, um den entstellenden Blattern zu entgehen. Moderne Wasserwerke helfen bei der Gesundung der früher buchstäblich im Schmutz versinkenden Städte, und was Japan in den Haupthäfen an Kunstbauten zur Erleichterung des Schiffsverkehrs und Handels geleistet hat, ist hoch bewunderungswürdig; hier rangiert an erster Stelle das schon heute eine Bevölkerung von 50000 Japanern aufweisende Fusan.

Gegen zwei Hauptvorwürfe hatte sich Japan vor der ganzen Welt zu rechtfertigen, nämlich die Ausbeutung von Koreanern durch gewissenlose Japaner und die ohne entsprechende Entschädigung erfolgende Konfiskation großer, privater Landstrecken. Ito ist rücksichtslos gegen die skrupellosen Ausbeuter hilfloser Koreaner vorgegangen und hat sie des Landes verwiesen, unter seiner Residentschaft wurden so 107 Japaner deportiert, sein Verfahren hatte vollen Erfolg. Was die Wegnahme von Land anbetrifft, so stützte sich diese Maßregel auf den Vertrag von 1904, der Japan ermächtigte, solche Landstrecken zu besetzen, die es für strategische Zwecke für notwendig erachtete. Unter diese Klausel fielen seinerzeit etwa 15000 Acker Landes, und zwar hauptsächlich das Gebiet bei Söul, auf dem sich nun die im großartigsten Stil gedachte japanische Stadt Yongsan mit der neuen Generalresidentur und dem Zentrum der militärischen Anlagen erhebt, und ferner das Gebiet um die Tsching-Hai-Bucht bei Masanpo, dem mit allen modernen Einrichtungen eines Flottenstützpunktes ersten Ranges ausgestatteten Kriegshafen. Tschinghai war Togos Stützpunkt vor der Schlacht bei Tsuschima, es korrespondiert dem japanischen Sasebo und schließt mit diesem die Koreastraße vollkommen gegen jede den Eintritt in das Japanische Meer anstrebende Flotte. — Nach Schluß des Krieges stellte es sich bei den merkwürdig verwickelten altkoreanischen Besitzverhältnissen als sehr schwierig heraus, festzulegen, wem nun eigentlich das Land gehörte. Ein Drittel wurde nach und nach den früheren Eigentümern wieder zugestellt, eine weiteres Sechstel stellte sich als Staatseigentum heraus, und für den Rest wurde Entschädigung gewährt.

Es ist jetzt, wo die Wogen der Erregung oft genug noch hoch gehen und erst eine verhältnismäßig kurze Zeit seit den Ereignissen verflossen ist, schwierig, klar zu sehen, wieweit der Vorwurf der durchweg ungerechten Behandlung der Koreaner durch die Japaner gerechtfertigt ist. Eins steht jedoch fest, daß sich die Koreaner oft geradezu kindisch benommen haben, und daß den sich dauernd untereinander befehdenden politischen Parteien jede politische Einsicht oder Reife fehlt, wodurch sie sich als durchaus ungeeignet erwiesen, die Geschäfte ihres Landes zu leiten. Der Aufstand, der so viel von sich reden machte, ist so gut wie beendet, und da das Land nun von einem sehr dichtmaschigen Netz von Polizei- und Gendarmeriestationen überzogen ist, ferner nach der Ermordung Itos auch die letzte Vogelflinte abgegeben werden mußte, ist die Aufstandsgefahr so gut wie beigelegt. 9000 Aufständische haben sich freiwillig der Regierung gestellt und ihre Waffen

abgeliefert, weitere 14 000 — eine erschreckend hohe Zahl — sind im Kampf mit dem neuen Herrn gefallen. Der noch verbleibende sehr geringe Rest gehört zu den Räubern, die schon seit Urzeiten stets in reichlicher Anzahl in Korea existiert haben, und die mit der Neuordnung der Dinge von selbst verschwinden werden.

So kann man wohl sagen, daß der neue Generalresident vertrauensvoll sein Amt antreten könnte — wenn er nicht zugleich Kriegsminister wäre. Beide recht umfangreiche Aemter voll auszufüllen, dürfte auch der energische Terauchi kaum imstande sein. Es ist wohl kein Zufall, daß die Wahl auf einen tatkräftigen Soldaten gefallen ist, denn seitdem sich in Korea die Gewißheit breit macht, daß die endgültige Annexion in kurzer Zeit erfolgen wird, macht sich wieder eine gewisse Unruhe bemerkbar, und Japan könnte leicht vor die Notwendigkeit militärischen Eingreifens gestellt werden. Itos mit so viel Erfolg verfolgte Politik der friedlichen Durchdringung des Landes und Zurückhalten des militärischen Elements würde zurzeit nicht am Platz sein, denn der jetzige Zeitpunkt ist für eine Annexion ein recht glücklicher, wer weiß, ob er so bald wiederkommt. China ist schwach und mit sich selbst beschäftigt, Rußland hat wohl im stillen schon zugestimmt, und von allen andern Staaten der Erde wird sicherlich keiner einen Finger zugunsten der Selbständigkeit Koreas rühren. Zur Durchführung von Katsuras Kolonisierungspolitik ist aber reiner Tisch notwendig, und Korea ist das Land der Zukunft, seitdem sich der amerikanische Kontinent mehr und mehr der japanischen Einwanderung verschließt; die noch in diesem Jahr mit Sicherheit zu erwartende Annexion wird daher eine neue Aera japanischer Auswanderung nach Korea und eine ausgedehnte Ansiedlung daselbst eröffnen.

Eine internationale Zeichensprache.

Eine Anregung von A. Oskar Klaußmann.

Der Hochgebirgstourist kennt das internationale Hilfszeichen, das er abgibt, wenn er sich in Gefahr befindet. Dieses Hilfszeichen kann optisch durch Flaggen, ein Tuch, das an einem Stock befestigt ist, oder mit Hilfe einer Laterne gegeben werden; oder das Zeichen ist akustisch und besteht aus Rufen, Pfiffen, Horn- oder Trompetensignalen. Das Notzeichen nun besteht darin, daß man das betreffende Signal sechsmal in einer Minute gibt und dann eine Minute Pause macht; dann gibt man wieder sechsmal in einer Minute das Signal und macht wieder eine Minute Pause. Das Antwortzeichen, das dem in Not Befindlichen sagt, daß man seine Signale verstanden hat, besteht darin, daß man ein optisches oder akustisches Zeichen dreimal in einer Minute gibt und dann eine Minute Pause macht und dann wieder dreimal in der Minute signalisiert.

Diese Zeichen sind verhältnismäßig leicht und mit geringen Hilfsmitteln auszuführen. Umständlicher sind schon die Zeichen, die das internationale Signalbuch für den Seemann vorschreibt. Mit drei Fernsignalen, die einen Kreis, ein Viereck und ein Dreieck darstellen, kann der Seemann bei Tage eine große Anzahl der verschiedenartigsten Zeichen geben und empfangen. In der Nacht treten an Stelle dieser Fernsignale Lichter. Die Signale „Sie begeben sich in Gefahr", „Feuer oder Leck, Hilfe nötig", „Mangel an Proviant", „Wir sind auf Grund, Hilfe nötig" sind sämtlich sehr wichtig und lassen sich mit großer Schnelligkeit geben und ablesen. Mit 18 bunten Signalflaggen, von denen jede einen Konsonanten des Alphabets darstellt, lassen sich nach dem Signalbuch nicht weniger als 78000 Signale zu zwei, drei und vier Flaggen geben. Die Signale zu zwei Flaggen werden für die wichtigsten Mitteilungen gebraucht, für Anzeigen von Not und Gefahr, Gesuche um Aufmerksamkeit, Aufforderung zur Hilfeleistung, Bezeichnung von Kompaßstrichen.

Mit Hilfe dieser seemännischen Signale, die ebenso in der Handels- wie in der Kriegsmarine bekannt sind, buchstabiert man nicht etwa Worte, sondern man drückt ganze Wortgruppen, Sätze aus. Das Buchstabieren würde nichts nützen, weil die Sprache international sein soll und nur der Sinn signalisiert werden kann.

Je weiter der Verkehr fortschreitet, je gewaltiger und umfassender die Verkehrsmittel werden, desto mehr hat sich in der Kulturwelt das Bedürfnis nach einer internationalen Verständigung bemerkbar gemacht. Man erfand außer Dutzenden anderer Weltsprachen das Volapük, das in neuerer Zeit von dem Esperanto abgelöst worden ist.

Viele dieser Weltsprachen eignen sich ganz gut zur Korrespondenz, viel weniger aber zum Sprechen. Auch das Esperanto hat keine Abhilfe gebracht. Der Franzose und Engländer werden die Worte immer anders aussprechen als der Deutsche oder Russe, und selbst wenn er sie korrekt ausspricht, ist eine Verständigung ohne weiteres nicht möglich, weil die Art und Weise zu sprechen, die Lautbildung bei verschiedenen Volkstämmen ganz und gar verschieden ist. Versteht doch der Süddeutsche den Norddeutschen nicht, wenn dieser sehr schnell spricht, und der Norddeutsche sehr oft den Süddeutschen nicht, selbst wenn der Dialekt nicht so stark hervortritt.

Bekanntlich ist es am schwersten, wenn man eine neue Sprache lernt, die Sprache „in das Ohr zu bekommen", wie man zu sagen pflegt, das heißt das Hörenlernen. Dieses Hörenlernen ist viel schwerer als das Sprechenlernen und doch dringend nötig, weil ohne das Hören ein Verständnis gar nicht möglich ist. Dieses Hörenlernen einer fremden Sprache erfordert Jahre. Wer die Rede des Londoners versteht, um ein Beispiel aus der englischen Sprache zu wählen, versteht darum noch lange nicht die Sprache des Schotten oder Iren, und wenn ein Fremder jahrelang in London gelebt hat, ist er wieder vollkommen verraten und verkauft, sobald er ins Theater kommt und die Sprache der Schauspieler von der Bühne herab vernimmt. Er muß dann eigentlich mit dem Hörenlernen noch einmal von vorn beginnen.

Dieses Hörenlernen, die Verschiedenartigkeit der Aussprache ein und derselben Laute durch die Angehörigen verschiedener Völkerstämme und Rassen wird sich der allgemeinen Einführung und Benutzung einer phonetischen Weltsprache dauernd in den Weg stellen.

Wie wäre es nun, wenn man diese Hindernisse durch die Einführung einer internationalen Zeichen-

sprache beseitigte? Gerade bei dem in der Entwickelung begriffenen Luftverkehr, durch den die Insassen eines Frei- oder Lenkballons in wenigen Stunden in ein Land gelangen können, dessen Sprache ihnen gänzlich unbekannt ist, erscheint ein solches internationales Verständigungsmittel um so nötiger.

Es gibt Zeichen, die jedermann versteht. Wenn man die geballte Faust an den Mund setzt und die Bewegung macht, als wolle man trinken, so versteht jeder Mensch auf den ersten Blick, daß man andeuten will: „Ich habe Durst". Deutet man auf den Mund und bewegt man die Kinnladen, so heißt das: „Ich habe Hunger". Legt man die flache Hand an den Kopf und neigt den Kopf zur Seite, so wird in jedem Fall verstanden: „Ich bin sehr müde, ich möchte schlafen". Wie gibt man aber zum Beispiel das Zeichen, dessen Beantwortung in gewissen Augenblicken hochwichtig sein kann, nämlich: „Wo bin ich?" Und wenn man sich eine Stunde lang mit allen möglichen Zeichen abquälte und mit Armen und Beinen zappelte, man kann diese Frage: „Wo bin ich?" niemandem klarmachen, der nicht auf ein ganz bestimmtes Zeichen eingeübt ist. Wie gibt man das Zeichen: „In der Nähe sind Freunde von mir in großer Not; bitte, helft mir"? Wie gibt man das Zeichen: „Ich (wir) sind in einem Luftballon hierhergekommen"?

Auch das Zeichnen hilft in diesem Fall nichts; wenigstens kann man sich mit der Zeichnung nur in seltenen Fällen helfen. Wir wollen gar nicht an die Anekdote von Alexander Dumas denken, der in einem holländischen Wirtshaus Pilze zu essen wünschte, einen Pilz mit Bleistift auf das Papier malte und prompt einen Regenschirm erhielt, weil man geglaubt hatte, er wolle durch die Zeichnung einen solchen darstellen. Wie soll der Luftschiffer, der irgendwo nach Norwegen, Finnland oder Rußland verschlagen ist, mit von Frost klammen Fingern einen Luftballon so zeichnen, daß er von Menschen, die weitab von allem Verkehr leben, sofort verstanden wird?

Selbst mit der Zeichnung aber kann die wichtige Frage: „Wo bin ich?" nicht ausgedrückt werden. Natürlich müßte die Antwort auf die Frage: „Wo bin ich?" ebenfalls wieder durch Zeichen gegeben werden, trotzdem es wohl verständlich wäre, wenn die Gefragten in der Landessprache antworten würden: „Rossija", „Norge", das heißt „Rußland" oder „Norwegen". Zehn Zeichen zur Andeutung des Landes, in dem der Fragende sich befindet, würden genügen.

Man kann mit einer Hand 26 verschiedene deutlich unterscheidbare Zeichen geben. Berührt man dabei mit der andern Hand gleichzeitig einen Teil des eigenen Körpers oder der Kleidung, so bekommt man mit Leichtigkeit wiederum 20 Zeichen, die mit den 26 der einen Hand schon 520 Zeichen geben. Macht man die 26 Zeichen mit der rechten Hand und deutet mit der linken nicht auf den eigenen Körper, sondern auf den des Gefragten, so kann man wiederum 520 Zeichen geben, und man verfügt so zusammen über 1040 Zeichen, die ohne jeden Apparat sehr rasch gemacht werden können.

Natürlich sollen diese 1040 Zeichen nicht beständig im Gebrauch sein. 30 Zeichen würden schon genügen, um in gewissen Augenblicken eine notdürftige Verständigung zu ermöglichen.

Sollte es nicht möglich sein, eine internationale Kommission zusammenzurufen, die sich über diese Zeichen verständigt? Die Mühe wäre doch nicht allzugroß, wenn die Regierungen, die sich über diese internationalen Zeichen verständigt haben, in den Schulen wenigstens einen Teil dieser Zeichen mitteilen ließen und ebenso dafür sorgten, daß an den Küsten, dort, wo Schiffbrüchige oder Luftschiffer öfters zum Landen gezwungen sind, auch der erwachsenen Bevölkerung diese Zeichen mitgeteilt würden. Vielleicht würden schon 15 oder 20 Zeichen genügen, und die könnte man doch bequem in zwei bis drei Tagen erlernen. Mit 200 bis 300 Zeichen, die durch Abbildungen und Worte erläutert, sich gedruckt auf wenigen Blättchen darstellen ließen, könnte man schon eine Unterhaltung führen, vorausgesetzt, daß die Person, mit der man spricht, die Kenntniß dieser Zeichen hat oder gleichfalls eine gedruckte Anweisung besitzt. Mit einem Signalbuch, das 1000 Zeichen enthielte und das doch nicht viel umfangreicher zu sein brauchte als ein mittelstarkes Notizbuch, das man bequem in der Tasche verwahrt, hätte man die Möglichkeit, in einem fremden Land sich vollkommen zurechtzufinden, Fragen zu stellen und Antworten zu empfangen, obgleich man von der Sprache nichts versteht.

Dieser Zeichenkodex, wie wir ihn nennen wollen, würde sich in erster Linie in Hotels rasch einführen. Er würde von Fremdenführern, von Angestellten der Verkehrsinstitute bald benutzt werden, da sein Wert ja in die Augen springend ist. Der Fremde, der die Sprache des Landes, in dem er sich augenblicklich befindet, nicht beherrscht, ist ein Stummer; durch den Zeichenkodex gewinnt er die Sprache wieder. Die Personen, mit denen sich derjenige zu verständigen sucht, der der Landessprache unkundig ist, sind, da sie ihn nicht verstehen, gewissermaßen taub; durch den Zeichenkodex werden sie hörend, verstehen sie, was der Fremde will. Wie viel hundert unangenehmen, lästigen, oft sehr gefährlichen Mißverständnissen ist man auf Reisen ausgesetzt, weil man die Leute, mit denen man spricht, nicht versteht, weil diese Leute unsere Fragen nicht begreifen können.

Allen diesen Mißverständnissen würde man durch international festgestellte Zeichen für immer entgehen. Die Schranken, die sich seither dem Weltverkehr hindernd in den Weg gestellt haben, würden zum allergrößten Teil durch einen solchen internationalen Zeichenkodex beseitigt.

Natürlich wird niemand daran denken, durch diese internationale Zeichensprache etwa das Erlernen fremder Sprachen zu beseitigen. Im Gegenteil, das Vorhandensein dieser internationalen Zeichen wird Hunderte und Tausende anregen, fremde Sprachen zu erlernen, und zwar rascher als jetzt, nämlich durch Reisen ins Ausland. Wer nur eine Sprache radebrechen kann, wird sich gut zurechtfinden, wenn er nebenbei die internationale Zeichensprache einigermaßen kennt; er wird nicht verraten und verkauft sein, wie jetzt derjenige, der ohne genaue Kenntnis einer fremden Sprache in das Ausland geht.

Die vorstehenden Zeilen sind nicht geschrieben, um positive Vorschläge zu machen, sondern nur, um Anregungen zu geben. Eine internationale Kommission von Praktikern und Gelehrten, die zur Sommerzeit irgendwo, selbst ohne staatliche Beihilfe, zusammenkäme, würde sich in wenigen Tagen über gewisse Zeichen einigen. Mit geringen Kosten wären dann diese Zeichen einzuführen und wenige Wochen später im Gebrauch. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß diese internationale

Zeichensprache, wenn sie nur auf eine einigermaßen verständige Basis gestellt worden ist, sich reißend schnell verbreiten und Vorteile bringen wird, die sich vielleicht dem Laien jetzt noch nicht aufdrängen, die aber wohl derjenige ahnt, der viel im Ausland gewesen ist und weiß, welche Schwierigkeiten er und andere durch die Verschiedenheit der Sprache, vor allem aber durch die Verschiedenheit der Aussprache bestimmter Laute zu überwinden gehabt hat.



Verfahrenes Reisegepäck.

Von Dr. Fritz Berolzheimer.

Wohl dem leichtbeschwingten Touristen der mit dem Römer sagen kann: Omnia mea mecum porto (All mein Gut trag ich bei mir). Wer frohen Muts zu Reisewanderungen auszieht, kann sich mit dem schwellenden Rucksack begnügen. Familien wie einzelne aber, die ein elegantes Bad oder fashionable Fremdenplätze der Schweiz und neuerdings auch Tirols aufsuchen, bedürfen der Gesellschaftskleider für die Damen, des Smokings samt Zubehör für die Herren und damit des Koffers, der als Passagiergut („Reisegepäck" in der Sprache der Eisenbahnverkehrsordnung) aufgegeben werden muß, damit er bei der Ankunft im Hotel sofort zur Verfügung des Gastes steht. Wie aber, wenn der Koffer fehlt? Wenn auf der Fahrt von München nach St. Moritz der Koffer in Rorschach eigene Wege einschlug oder auf dem Weg nach Karlsbad oder nach Baireuth im Gepäckwagen weiterrollte, wer weiß wohin? ... Dann gibt es Tränen der Gattin, Flüche des Mannes. Aber diese Gemütsäußerungen bringen den Flüchtling nicht zurück. Was tun?

Vor allem reklamiere man sofort beim Bahnhofsvorstand, der telegraphisch (kostenlos für den Passagier) das Weitere veranlaßt. Meist trifft der verlorene Schatz noch in der Nacht mit dem nächsten Zug oder andern Tags am Ziel ein. Bisweilen allerdings auch später. Die Ansprüche des Reisenden gegenüber der Bahnverwaltung sind verschieden, je nachdem die Verspätung der Auslieferung drei Tage überschreitet oder nicht. Im ersten Fall gilt das Gepäck als verloren. Die Eisenbahn haftet für den „gemeinen Wert" des Gutes samt den schon bezahlten Fracht- und etwaigen Zollspesen (die Haftung erlischt, wenn das Gepäck nicht binnen 14 Tagen nach Ankunft des Zuges, zu dem es aufgegeben war, am Bestimmungsort abgefordert wird).

Falls die Verspätung der Auslieferung drei Tage nicht überschreitet, kann der Reisende — wenn er keinen Schaden erlitten hat — für je angefangene 24 Stunden 10 Pfennig für das Kilogramm des vermißten Gepäcks beanspruchen; für jedes ausgebliebene Fahrzeug 15 Mark. Bei Schadenerleidung oder bei Angabe des Interesses an der Lieferung erhöhen sich diese Beträge auf das Doppelte. (Bei Schadenerleidung und Angabe des Interesses an der Lieferung steigt der Schadenersatzanspruch bis zum deklarierten Betrag.)

Angenommen also, ein Ehepaar reist mit einem Rohrplattenkoffer von 50 kg, dann erhält die Gattin, die sich wegen der Gepäckverspätung eine Bluse um 60 Mark anschaffen mußte, wozu noch Wäscheergänzung um 20 Mark kommen mag, für diese 80 Mark nur 20 Pfennig für das Kilo des Koffergewichts, also — 10 Mark ersetzt. Der volle Schaden wird nur erstattet, wenn ihn die Eisenbahn „durch Vorsatz oder grobe Fahrlässigkeit" herbeigeführt hätte, während umgekehrt force majeure den Anspruch aufhebt.

Also wollt ihr sicher gehen, verehrte Damen und Herren, so deklariert ein angemessenes „Interesse an der Lieferung". Dann bleibt euer Interesse gewahrt.

Unsere Bilder

Von der Nordlandreise des Kaisers (Abb. S. 1253, 1254). Der Kaiser weilt auch in diesem Sommer wieder im skandinavischen Norden, wo er sich so wohl fühlt und die beste Erholung von den Mühen seines arbeitsamen Winters findet. Er liebt das nordische Land, und es liebt ihn. Ueberall, wo die „Hohenzollern" sich der Küste Norwegens nähert, gerät die Bevölkerung in die freudigste Aufregung. Man kennt die Kaiserjacht im ganzen Land, interessiert sich für die Lebensweise der hohen Reisenden, ist mit den Sitten und Gewohnheiten an Bord vollkommen vertraut. Und dies keineswegs nur vom Hörensagen. Der Kaiser kommt nicht nur auf seinen ausgedehnten Landausflügen mit der Bevölkerung in innige Berührung, nimmt nicht nur an Festen aller Art freundlich teil, sondern zahlreiche Personen erhalten auch Gelegenheit, das Kaiserschiff zu betreten, den Kaiser in seinem schwimmenden Heim zu begrüßen und seine Fahrtgenossen kennen zu lernen. Denn Kaiser Wilhelm hat auch in diesem Jahr mit der Gewohnheit nicht gebrochen, während seiner Nordlandreise ungezwungen im Kreis anderer Touristen aller Länder zu verkehren. Ueberall, wo die „Hohenzollern" anlegte, kamen Gäste an Bord, um die reizende Gastfreundschaft des Kaisers zu genießen. Vor Odde traf das kaiserliche Schiff mit der Jacht „Nahma" der Amerikanerin Mrs. Goelet zusammen. Der Kaiser besuchte die „Nahma" und dinierte dort; bald darauf empfing er Mrs. Goelet und die andern Insassen ihrer Jacht an Bord der „Hohenzollern".

Das belgische Königspaar (Abb. S. 1258) hat Paris gerade zur Zeit des Nationalfestes besucht und der großen Revue in Longchamps beigewohnt, die stets zu den glänzendsten Veranstaltungen des 14. Juli zählt. An der Seite des Präsidenten Fallières und seiner Gemahlin betrachteten König Albert und Königin Elisabeth das großartige militärische Schauspiel. Das Pariser Volk, das diesmal überhaupt das Nationalfest mit ungetrübter Fröhlichkeit und Begeisterung beging, jubelte dem belgischen Souverän und seinem eigenen Staatsoberhaupt freudig zu.

Das Bismarckdenkmal in Bremen (Abb. S. 1257). Als vor einigen Tagen auf dem Domhof zu Bremen die Hülle von dem schönen Reiterdenkmal des Altreichskanzlers fiel, das Professor Adolf v. Hildebrand in München für die Bremenser geschaffen hat, konnte der Festredner, Bürgermeister Dr. Pauli, vor der zahlreichen und illustren Festversammlung mit Stolz darauf hinweisen, daß die Opferwilligkeit der Bürger Bremens in kurzer Zeit die alte Hansestadt mit einer Reihe der schönsten Denkmäler geschmückt habe. Das Bismarckdenkmal reiht sich würdig den Denkmälern der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich sowie Moltkes an; es stellt Bismarck in Kürassieruniform zu Pferde dar.

Der Herzog-Regent von Braunschweig und seine Gemahlin (Abb. S. 1256) haben auf ihrer Reise nach Ostasien natürlich auch unser Tsingtau besucht. Herzog Johann Albrecht und Herzogin Elisabeth zu Mecklenburg sind auf allen Stationen ihrer schönen Fahrt mit Sympathie empfangen worden; auf dem deutschen Stück Erde in Ostasien wurden sie natürlich mit besonderem Enthusiasmus bewillkommt. Zu ihren Ehren veranstaltete man große Festlichkeiten; so legte der Herzog in Anwesenheit des Gouverneurs Truppel und der deutschen und chinesischen Behörden den Grundstein zu einem Observatorium, das der Verband deutscher Flottenvereine im Ausland gestiftet hat.

Das Rennen um den Großen Preis von Berlin (Abb. S. 1258) hat am letzten Sonntag Tausende von Zuschauern nach der Grunewaldrennbahn gelockt. Ist doch dieses

Rennen nach dem Armee-Jagdrennen die größte Veranstaltung, die während des Sportjahres auf der schönsten Bahn der Reichshauptstadt stattfindet. So war trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit der Tag des Großen Preises ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges. Das Rennen endete mit dem Sieg des Favoriten „Fervor", der den glücklichen Besitzern des Weinbergstalles den Preis von 74 000 Mark errang.

Der Lenkballon „Erbslöh" (Abb. S. 1260) des Niederrheinischen Vereins für Luftschiffahrt ist bei einer Fernfahrt von einer fürchterlichen Katastrophe ereilt worden, wohl der ärgsten, die bisher die deutsche Luftschiffahrt betroffen hat. Unter der Führung Oscar Erbslöhs, des vielerprobten Luftschiffers, der im Jahr 1907 den Gordon-Bennett-Preis der Lüfte gewann, stieg der Lenkballon bei Leichlingen auf; eine halbe Stunde später zerstörte ihn bei Pattscheid eine furchtbare Explosion, und Erbslöh sowie seine vier Fahrtgenossen wurden als Leichen unter den Trümmern gefunden.

Fürstin Mary von Pleß (Abb. S. 1259). Wir bringen unsern Lesern in dieser Nummer die wohlgelungene neueste Porträtaufnahme der Gemahlin des Fürsten Hans Heinrich XV. von Pleß, des Hauptes der schlesischen Magnatenfamilie. Fürstin Mary lebt seit dem Jahr 1891 an der Seite ihres Gatten in Deutschland und spielt in der deutschen Hofgesellschaft eine große Rolle. Sie verleugnet aber auch heute in ihrem Wesen nicht die geborene Engländerin. Die Fürstin, mit ihrem Mädchennamen Miß Mary Theresa Cornwallis West, entstammt dem Hause der Earls Delaware.

Die Verschütteten der Zeche „Prinzregent" (Abb. S. 1258). Am 12. Juli ging eine Trauerkunde durch das westdeutsche Kohlenrevier: ein Streckenbruch hatte die Bergleute Wilhelm Breuker aus Weimar und Wilhelm Kepper aus Stiepel im Innern der Zeche „Prinzregent" bei Bochum überrascht und von der Oberwelt abgeschnitten. Man hielt die beiden Knappen für verloren, trotzdem wurde fünf Tage lang mit fieberhaftem Eifer an der Beseitigung der Gesteinmassen gearbeitet, die den Schacht versperrten. Am Morgen des 17. Juli hörten die Rettungsmannschaften Klopfsignale und nachmittags fanden sie zu ihrer großen Freude die beiden Kameraden lebend und bei relativ gutem Befinden in einem geräumigen, aber völlig finsteren Teil des Schachtes vor, in dem sie 123 Stunden lang verschüttet gewesen waren. Ihr guter Stern und der aufopfernde Eifer der Retter hatte die Verschütteten vor dem furchtbaren Bergmannstod bewahrt.

Neue Gebäude im Berliner Zoologischen Garten (Abb. S. 1260). Im Berliner Zoo wurden unlängst einige neue Tierhäuser ihrer Bestimmung übergeben. Sie entsprechen den Prinzipien dieses musterhaften Instituts, dessen einzelne Anlagen ihren Insassen vor allem die Lebensbedingungen verschaffen, an die sie in der Freiheit gewöhnt sind. So ist das neue Schweinehaus von Sümpfen umgeben, in denen die Borstentiere nach Herzenslust wühlen können. Dabei ist das Häuschen doch äußerst schmuck — eigentlich gar nicht wie ein Schweinestall. Die einzelnen Boxen sind mit verschiedenen Sumpfgräsern bepflanzt und die Schweinefamilien befinden sich in dieser Umgebung ungemein wohl. Das Schweinepalais wie auch der neugeschaffene hochragende Adlerfelsen sind in diesen Sommertagen immer von den Besuchern des Zoologischen Gartens umlagert und die neuen Anlagen finden bei den sachverständigsten alten Abonnenten nur uneingeschränktes Lob.

Personalien (Abb. S. 1256). Fürst Bülow, der frühere Reichskanzler, ist auch in diesem Jahr seiner Gewohnheit nicht untreu geworden, einige Sommerwochen in Norderney zu verbringen. Auf der Reise in das schöne Nordseebad hielten sich der Fürst und seine Gemahlin einige Tage lang in Berlin auf, wo sie so viele Freunde zurückgelassen haben. — Vor einigen Tagen ist Liang-Cheng, der neue chinesische Gesandte, in Berlin eingetroffen. Er kommt nicht zum erstenmal nach Deutschland; er hat seinerzeit zum Gefolge des Sühneprinzen gehört und war erst kürzlich wieder als Mitglied der chinesischen Marinekommission in der Reichshauptstadt.

Todesfälle (Abbildungen S. 1258). In dem Genremaler Albert Anker hat die Schweiz einen ihrer ältesten Künstler und einen trefflichen Vertreter seiner Kunst verloren. Anker wurde am 1. April 1831 in Ins im Kanton Bern geboren. Er studierte Theologie, bald aber machte sich sein künstlerisches Talent geltend, und er ging nach Paris, wo er als Schüler Gleyres und der Ecole des beaux arts seine Ausbildung genoß. Seine Genrebilder, die die französische Manier mit starker Eigenart verbanden, wurden bald sehr geschätzt. Seine Hauptwerke entstanden am Anfang der sechziger Jahre. Im Alter zog sich Anker nach seinem Heimatort Ins zurück. — Die internationale Aviatik hat in Octave Chanute aus Chicago ihren Nestor verloren. Er war der letzte Schüler des genialen Flugtechnikers Otto Lilienthal. Angeregt von den Versuchen Lilienthals, beschäftigte sich Chanute schon im Jahr 1895 mit dem Prinzip des persönlichen Gleitfluges. Seine zahlreichen Konstruktionen und Experimente haben ihm selbst keine eklatanten Erfolge gebracht, wenn er auch während seiner langjährigen Flugversuche niemals einen Unfall erlitt und oft sehr bemerkenswerte Gleitflüge ausführte. Aber der alte Herr — er ist 73 Jahre alt geworden — erlebte noch den Triumph, daß seine Schüler, die Brüder Wright in Dayton, nach den von ihm gelehrten Prinzipien ihre aufsehenerregenden Leistungen vollführten, die die Grundlage der modernen Aviatik bilden.

Die Toten der Woche

Albert Anker, berühmter Schweizer Maler, † in Ins bei Bern am 15. Juli im Alter von 79 Jahren.

Theodor Blache, bekannter Landschaftsmaler, † in Breslau am 13. Juli im Alter von 47 Jahren.

Freiherr von Breitschwert, Herr auf Ehningen, Mitglied der württembergischen Ersten Kammer, † in Stuttgart am 15. Juli im Alter von 81 Jahren.

Geheimrat Dr. Heinrich Eisenhuth, Vorsitzender der Schulabteilung im hessischen Staatsministerium, † in Darmstadt am 15. Juli im Alter von 58 Jahren.

Heinrich Kadelburg, Direktor des Carltheaters in Wien, † in Marienbad am 13. Juli im Alter von 54 Jahren.

Generalleutnant z. D. Max Krause, † in Bad Kissingen am 14. Juli im Alter von 56 Jahren.

Geh. Sanitätsrat Dr. med. Ferdinand Plehn, † in Steglitz am 18. Juli im Alter von 61 Jahren.

Julius Schiött, Direktor des Zoologischen Gartens in Kopenhagen, Präsident des Dänischen Touristenvereins, † in Kopenhagen am 15. Juli.

Baurat Wilh. Stiaßny, bedeutender Wiener Architekt, † in Bad Ischl am 11. Juli.

Bilder vom Tage



Von links nach rechts: Frl. von Tschirschky, Marquise Iniqué, Mme. Schneider, Mrs. Goelet (die Besitzerin der amerikanischen Jacht „Nahma“), der Kaiser.

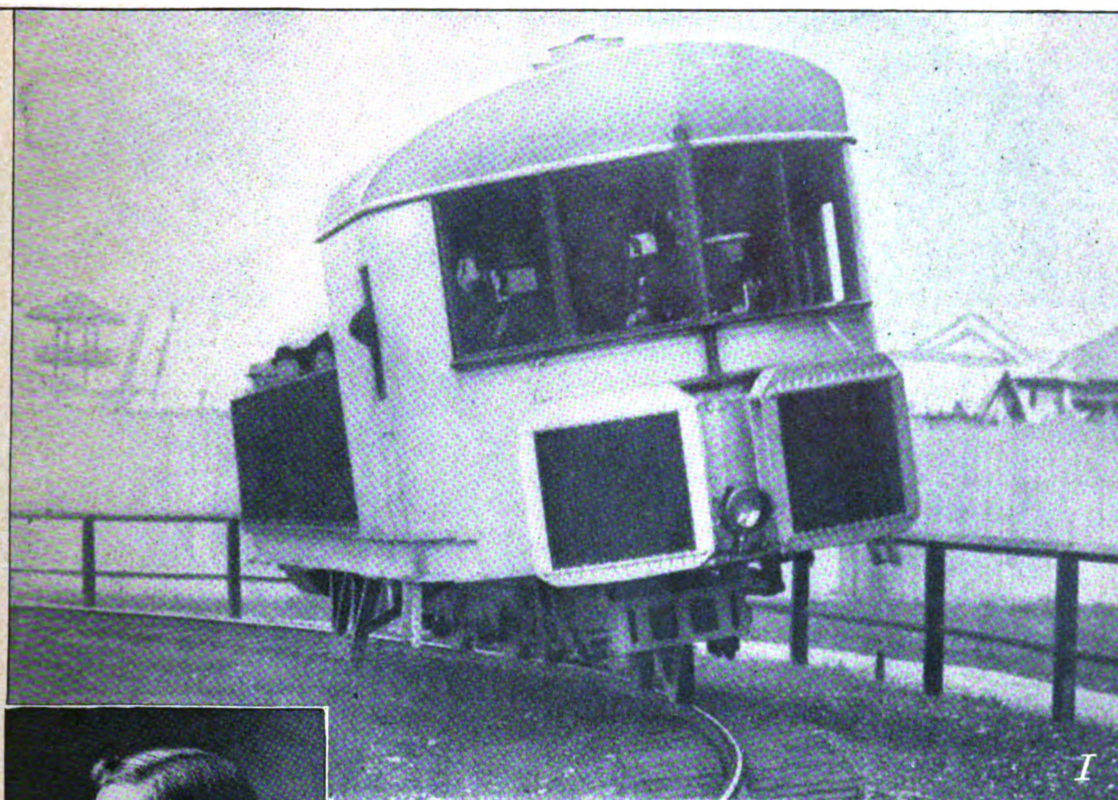
Die Nordlandfahrt des Kaisers: Besuch an Bord der „Hohenzollern“.

Phot. Th. Jürgensen, S. M. J. „Hohenzollern“.



Von der Nordlandfahrt des Kaisers: Die kaiserliche Jacht „Hohenzollern" vor Anker an der norwegischen Küste während der Abendtafel.

Nach einer Originaltuschzeichnung des Marinemalers Prof. Willy Stöwer.





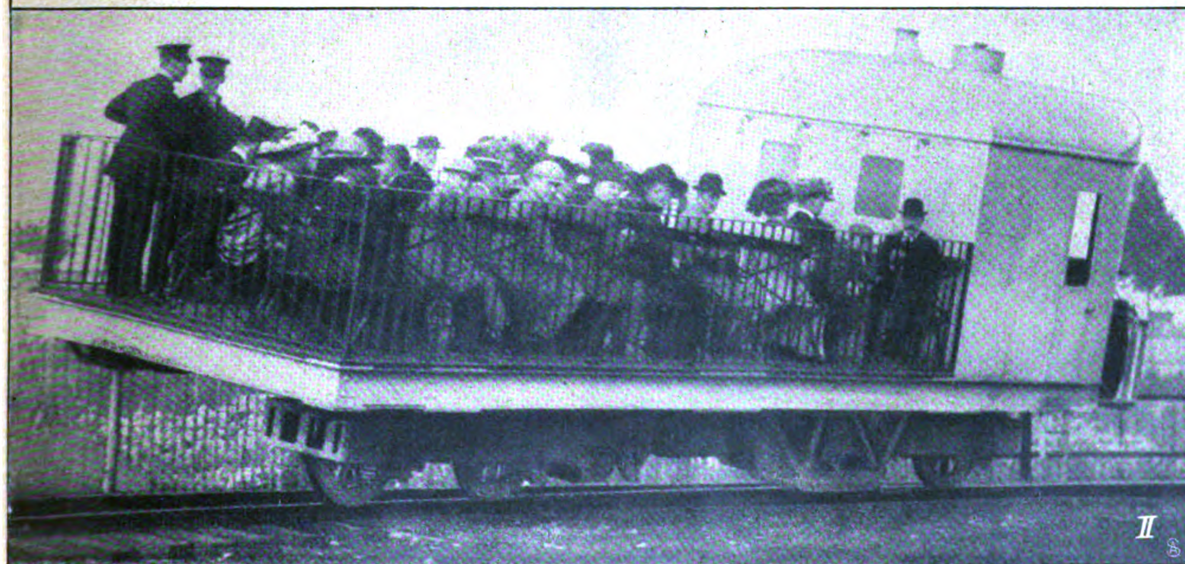
Louis Brennan.

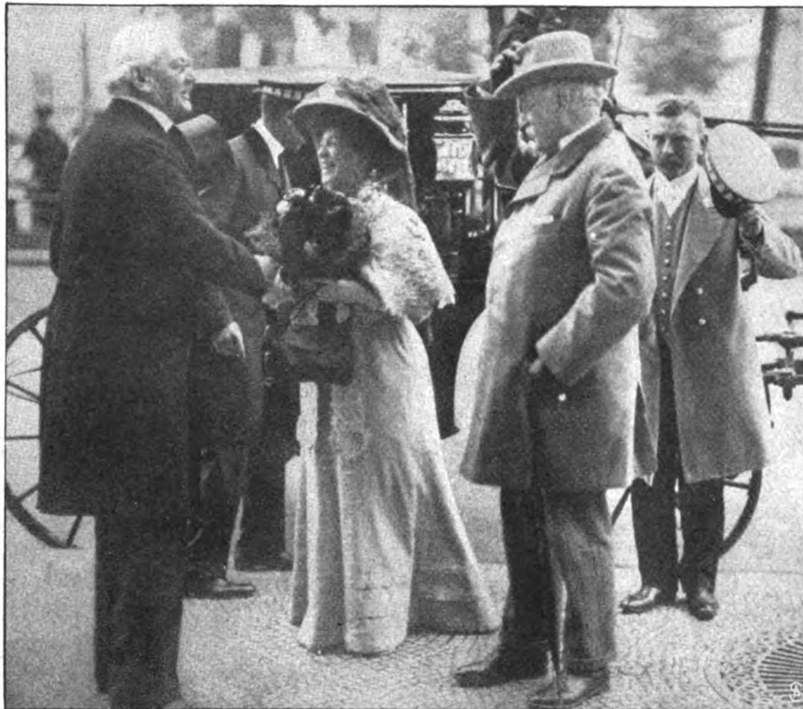
Passagierfahrten des Brennanschen Einschienenwagens

auf der Englisch-Japanischen Ausstellung in London.

I. Wagen in der Kurve. II. Wagen mit 40 Passagieren.

Unser Verleger Herr August Scherl hat im vorigen Jahr dem Berliner Publikum seinen Einschienenwagen vorgeführt. Jetzt wird der Londoner Bevölkerung in der „Weißen Stadt" der Englisch-Japanischen Ausstellung der Einschienenwagen des bekannten englischen Ingenieurs Brennan im Betrieb gezeigt. Für die Zukunft des Einschienenwagens ist es von größter Bedeutung, daß die Herren Scherl und Brennan sich zur Einführung ihrer Systeme in allen Staaten jetzt endgültig vereinigt haben. Das Scherl-Brennan'sche System hat mit der kürzlich verunglückten Tunis'schen sogenannten Einschienenbahn, die auf keiner Kreiselwirkung beruht, gar nichts gemein.





Empfang des Fürstenpaares vor dem Hotel.

Der frühere Reichskanzler Fürst Bülow und die Fürstin auf der Durchreise in Berlin.



Phot. Fröhlich.

Liang-Cheng,

der neue chinesische Gesandte in Berlin.



Grundsteinlegung des Observatoriums:

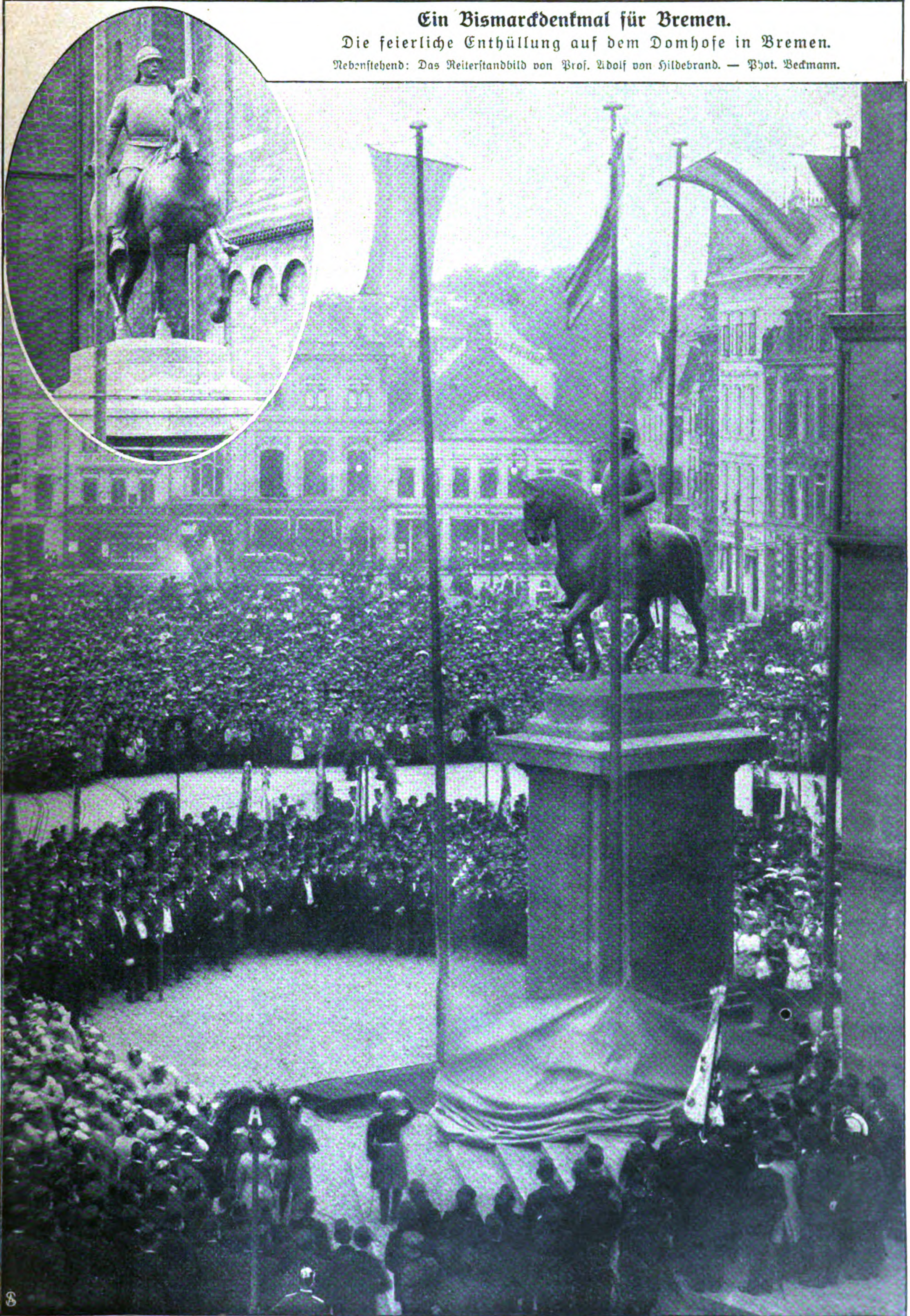
1 Der Herzog, die drei Hammerschläge vollziehend. 2. Die Herzogin. 3. Frau Truppel. 4. Tautai Liu tschung hui, Direktor des Fremdenamtes.

Der Regent von Braunschweig, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg und Gemahlin in Tsingtau.

Ein Bismarckdenkmal für Bremen.

Die feierliche Enthüllung auf dem Domhofe in Bremen.

Nebenstehend: Das Reiterstandbild von Prof. Adolf von Hildebrand. — Phot. Beckmann.





Albert Anker †
der bekannte Schweizer Maler.





Phot. Branger.

Octave Chanute †
ein Vorkämpfer der Aviatik.

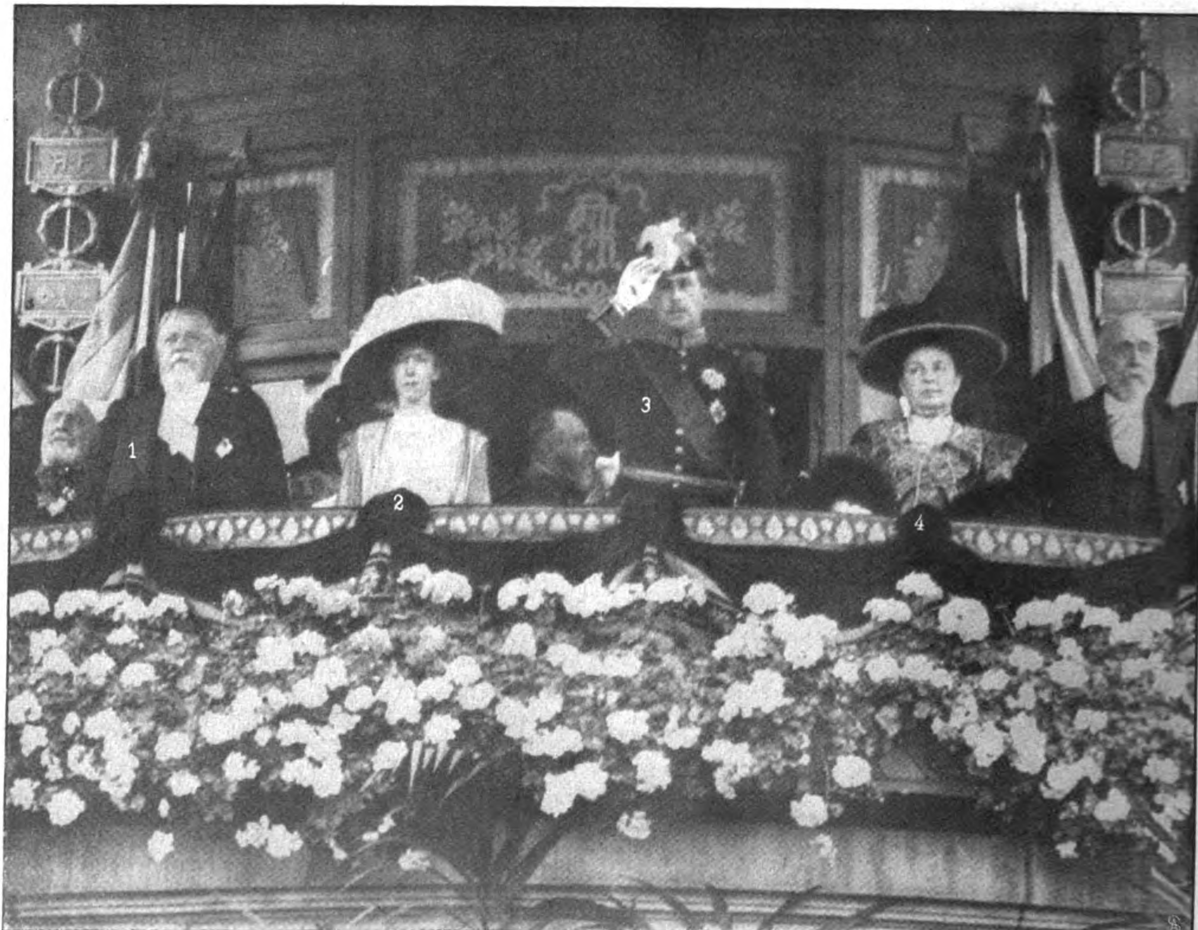


Wilhelm Breuker.
Zur Rettung der auf Zeche „Prinzregent" verschüttet gewesenen beiden Bergleute.

„Fervor", Sieger im großen Preis von Berlin.
Ein Glanztag auf der Grunewald-Rennbahn.



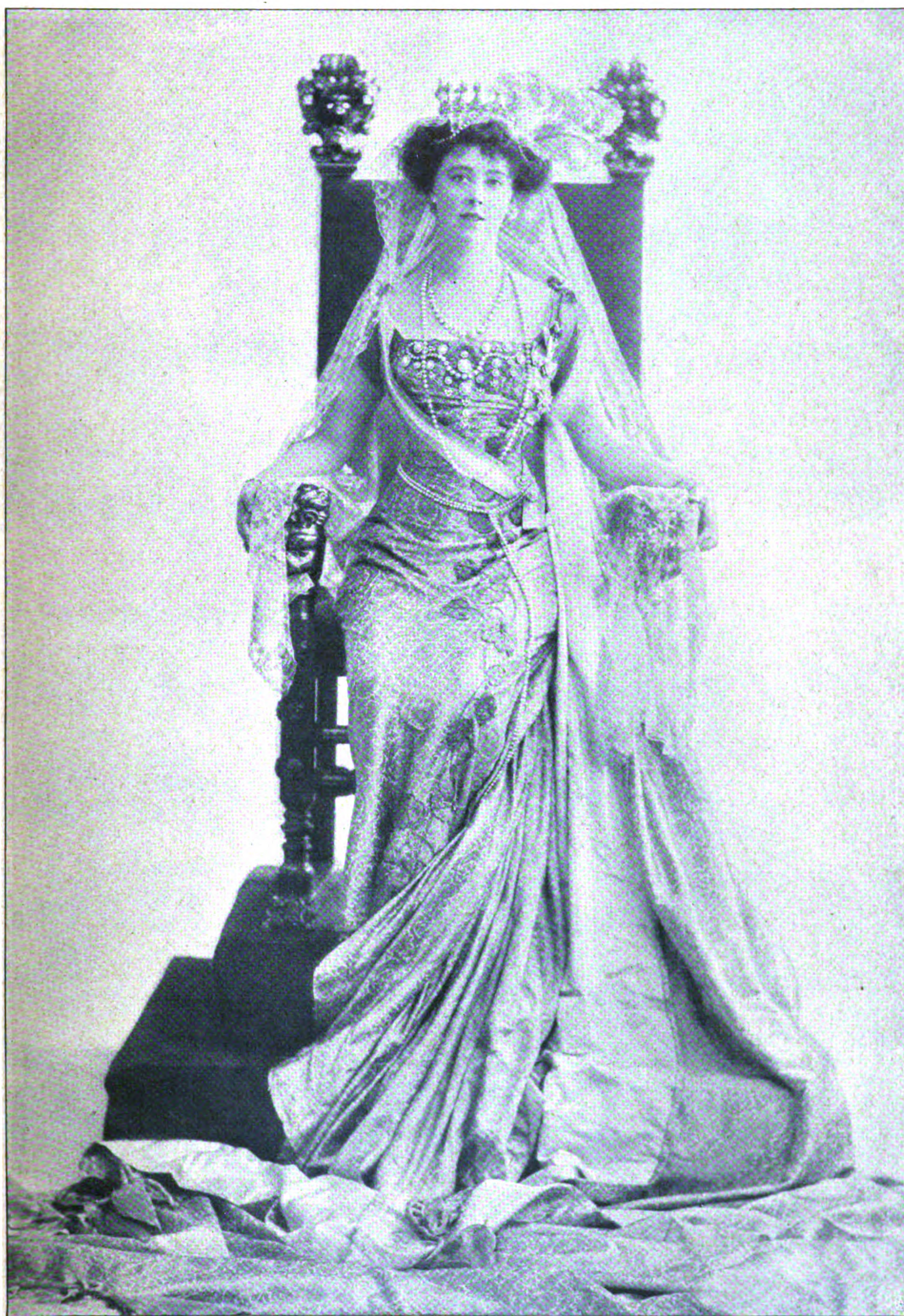
Wilhelm Kepper.
Zur Rettung der auf Zeche „Prinzregent" verschüttet gewesenen beiden Bergleute.



Phot. Chusseau-Flaviens.

Die Tribüne des Präsidenten: 1. Präsident Fallières. 2. Die Königin. 3. Der König der Belgier. 4. Mme. Fallières.

Vom Besuch des belgischen Königspaares in Paris: Truppenrevue in Longchamp.



Die Fürstin von Pleß, geb. Miß Mary Cornwallis West.

Neueste Aufnahme des Ateliers Rita Martin.



Neue Gebäude im Berliner Zoologischen Garten: Das Schweinehäuschen.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Phot. Carl Hartmann.
Vom Absturz des Lenkballons „Erbslöh": Die Trümmer des Luftschiffes bei Leichlingen. Oben: Oscar Erbslöh †

Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Roman von

Ida Boy-Ed.

13. Fortsetzung.

Emmich Hochhagen erledigte erst alles, was noch abzuwickeln war, ließ seine Sachen packen, meldete sich beim Kommandanten ab und fuhr dann mit einigen Kameraden an Land. Alles freute sich auf die Abwechslung. Es tat den Nerven schon wohl, sich einmal in hohen weiten Räumen beim Essen aufzuhalten; nicht nur mit Männern in engen, niedrigen, kunstvoll ausgesparten Räumen zusammen zu sein. Es war ein Vergnügen, Frauen zu sehen, die eleganten Frauen eines Badeortes, die mit lächelnden und gütigen Blicken an ihnen vorbeistrichen, zu rascher und mehr oder minder harmloser Anknüpfung merkwürdig bereit.

Man aß zusammen in dem Hotel, in dem Emmich Hochhagen zu übernachten dachte, um den Frühzug nach Berlin zu nehmen. Im Hinblick auf die Anwesenheit des Geschwaders war eine Reunion veranstaltet. Aus dem Saal neben dem Restaurant klang Musik. An der Glastür vorbei drehten sich tanzende Paare. Vorurteilslos und bereit, jede frohe Stunde zu nehmen, wie sie ihnen zufiel, beteiligten sich die jüngeren Offiziere mit leidenschaftlichem Eifer am Tanz, als lägen nicht die aufreibenden Mühen eines spannungsvollen Aufklärungsmanövers hinter ihnen.

Die Kameraden von der „Thuringia" führten Hochhagen weg und quälten ihn — ahnungslos — mit ihrem wohlwollenden Neid! Ja, wer solchen Dusel hatte! Zu so einer entzückenden Braut fuhr! Sich so fabelhaft nette Schwiegereltern zugelegt! Ja, der konnte wohl zugeben, daß das Leben immerhin ein Pläsier sei.

Er lächelte etwas mühsam dazu.

Sie wußten ja nicht, daß sein junges Glück von einem Unbehagen umlauert war, das von Post zu Post wuchs.

Und gerade weil er ein beklemmendes Vorgefühl hatte, bei dem Gedanken, was mag nun wieder dieser Brief bringen? gerade deshalb blieb er länger noch mit den Kameraden zusammen, als er es vorgehabt hatte.

Das ganze Leben des Badeortes schien rascheren und freudigeren Pulsschlag bekommen zu haben. Viel lauter als sonst gebärdete es sich und wollte der Nacht das Recht auf Stille lange nicht gönnen.

Es war fast zwei Uhr, als der Kapitän Hochhagen sich endlich in seinem Zimmer allein befand — in jener Einsamkeit, die fast unsicher machte, wie festes Land nach bewegter Seefahrt. In all dem Nachhall von Lachen, Musik, Bewegung, Gläserklang können die Nerven sich noch nicht in der Lautlosigkeit zurechtfinden.

Er preßte die Hand gegen die Stirn und besann sich. Ja, da war der Brief. Und morgen — nein, heute — um neun Uhr und? wieviel Minuten doch? fuhr der Zug. Saßnitz ab? — Berlin an? Dort mußte er den Nachtzug nach Stuttgart nehmen.... Über den Bodensee — Zürich — Genf — — Wo war doch das Reichskursbuch? Natürlich irgendwo tief unten im Koffer, wo man es nie findet, nach jener unergründlichen und wirklich märchenhafterweise sich ewig fortpflanzenden Burschenweisheit, die das Nötige listig verpackt und das Überflüssige handlich obenauf legt....

Aber der Brief....

Und plötzlich hatte er ihn geöffnet und stand mitten in dem gräßlichen kleinen Zimmer, zwischen dem häßlichen Bett und dem Sofatisch mit geblümter Plüschdecke, gerade unter der elektrischen Birne, die in ihrem tellerartigen Schirm fest unter der Decke saß. Sie schien ihm grell auf Renatens Schriftzüge und das weiße Papier.

Immer finsterer wurde sein Gesicht und sein Ausdruck hart.

Er setzte sich auf den Stuhl am Fenster. Starrte hinaus — und sah nichts von dem grandiosen Bild da draußen, wo auf dem dunkeln Meer die von Lichtern übersprenkelte Flotte in wachsamer Ruhe lag — sah nur im schwarzen Glas das Spiegelbild der kargen, banalen Stube — die blanke Glühbirne unter dem weißgekalkten Plafond und sein eigenes Gesicht — —

Wußte denn Renate, was sie ihm da alles gestand?

Wenn sie es wußte, hieß es soviel als: ich habe mich doch wohl geirrt!

Nicht in ihrer Liebe. O nein! Das fühlte er wohl.

Ihr Herz drängte sich an das seine voll Angst und Unruhe.

Das war es: voll Angst.

Junge Liebe darf keine Angst kennen. Die soll nur hoffen und glauben.

Was schreibt sie da?

„Wenn ich daran denke, daß Jutta ihren Mann aus leidenschaftlicher Liebe heiratete, und daß all dies Glück sich jetzt schon in Kummer, ja in Verzweiflung verwandelt hat, muß ich weinen vor Angst, daß es auch unserer Liebe ebenso ergehen könnte."

Und wie zitterte sie vor der Zukunft?

„Ob ich wohl stärker wäre als Jutta? Ob ich wohl während einer so langen Trennung immer freudig bliebe? Ob Liebe wohl durchaus der Gegenwart des Geliebten bedarf, um ganz lebendig zu bleiben? Oder ob man ein wenig oberflächlich sein muß, weniger am Geliebten hängen muß, um seine Abwesenheit gefaßter zu ertragen? Ach, du glaubst es nicht, wie mich alle diese Fragen beschäftigen."

Und weiter: „Schreckliches Mitleid hab ich mit ihr — wir weinen so viel zusammen. Und dabei ist mir manchmal zumute, als weinte sie über uns....

„Ich habe nicht gedacht, daß man als Braut so schwere Gedanken haben könnte. Aber vielleicht muß

es so sein. Mama sagte mal, man müsse die Brautzeit nicht durchjubeln, sondern zur ernsten Einkehr benutzen. Und nun frage ich mich immerfort, ob ich auch wohl stark und groß genug bin, die Frau eines Seeoffiziers zu werden. Die braucht viel Tapferkeit und viel Selbstverleugnung.... Ich habe immer gedacht: durch Liebe bringt man das auf. Aber die arme Jutta hatte doch auch Liebe."

Er las den Brief wieder und wieder.

Zuletzt sonderte er gar nicht mehr die einzelnen Stellen heraus. Alles floß zusammen. Alles hatte im Grunde den einen, den gleichen Inhalt: Furcht vor der Zukunft!

Und was langsam, von einem Brief zum andern in ihm emporgewachsen war, stand nun als harter Gedanke plötzlich ganz klar vor ihm da.

Lieber jetzt ein jäher Schnitt — ein furchtbares Zerreißen als eine Zukunft voll Unsicherheit....

Er fühlte: es würde seine Manneskraft untergraben, seine Berufsfreudigkeit aufzehren, wenn er später in Angst vor dem Gemütsleben seiner Frau zu sein hätte. Er hatte ja die Frau seines fernen Freundes betreut — er hatte gesehen, wie haltlos eine Frauenseele werden kann, wenn sie vor Sehnsucht müde wird. —

Das wollte er nicht erleben. —

Lieber ein einsamer Mann bleiben....

Auch um des holden, zärtlichen, jungen Wesens willen, das sich jetzt schon vor bloßen Möglichkeiten fürchtete... deren Glück, das frische, jubelnde Brautglück, sich schon jetzt in verzehrende Unruhe verwandelt hatte.

Ihr, vor allem ihr noch mehr als sich selbst, war er es schuldig, als Mann zu handeln.

Er begriff, daß dies vielleicht einer von den Fällen war, wo höchste Härte am letzten Ende höchste Selbstaufopferung ist.

Was mußte er tun?

Ihr schreiben. Ihr das Wort zurückgeben und ihr anheimstellen, sich in Freiheit noch einmal zu prüfen.

Schreiben?!

Er lächelte bitter in sich hinein.

Wo andere Männer handeln, eingreifen und durch die Wucht ihrer persönlichen Gegenwart einen Kampf zu ihren Gunsten entscheiden können, bleibt uns — ein Brief! Der jämmerliche Abklatsch des Gefühls! Erregung, Zorn, Bitte, Liebe aus zweiter Hand — auf dem Papier.

Die Ferne nimmt uns unsere Waffen....

Aber er — er war hier — saß nicht wie der arme Malte drüben bei den schrägäugigen, gelbhäutigen Chinesen, während hier sein Glück in die Brüche ging, das er nur mit — Papierfeuer hatte heißhalten können —. Er war zur Stelle — hatte nur einen Tag, eine Nacht und noch einen Tag zu fahren, um vor die Geliebte zu treten — Aug in Auge mit ihr um sein Glück zu ringen. Ihr streng und stolz, fest und stark zu sagen: Hast du kein Vertrauen zu dir selbst — so leb wohl! Was mich betrifft, ich habe den Glauben an mich: es können mich Jahre und Ozean von dir trennen: ich bleibe dein, freudig und treu. Traust du dir's nicht zu: leb wohl! Begreifst du nicht: eine große Sache fordert Opfer auch von dir — leb wohl! Erkennst du nicht: es liegt ein tiefer, heiliger Sinn darin, daß die Frau gefaßt zu warten versteht auf den Mann, der nicht zu selbstischen Zwecken hinauszieht, sondern um dem Vaterland zu dienen — erkennst du es nicht, dann: leb wohl!...

Ja, so wollte, so mußte er vor sie hintreten....

Aber plötzlich, in den lodernden Zorn dieser Vorsätze, fiel der Schreck: Nein, das kann ich nicht — man reist nicht von weit her zu einer Frau, um ihr zu sagen, wir müssen scheiden.

Er sah ihre Eltern vor sich. Diese Menschen, die er um all ihrer reifen Güte und Klugheit willen so hochstellte.

Er sah sie selbst: das weiche, schöne, liebe Gesicht! So jung! So zärtlich....

Und noch so lachend war es gewesen vor wenig Wochen — ganz unberührt von allen Seelenkämpfen.

Er sah sie weinen....

Und die Vorstellung war so beklemmend, daß sich ihm die Stirn feuchtete.

Das war zu hart für beide — für ihre Weichheit — für sein Mitleid — sich in solcher Aussprache gegenüberzustehen....

Er fürchtete auch plötzlich, daß Hoffnungen und der heiße Wunsch, sie sein zu nennen, ihn schwach machen könnten.

Daß wiederum sie sich nicht frei entscheiden, sondern sich auch von zärtlicher Aufwallung bestimmen lassen könne....

So blieb wohl nichts als schreiben — als das elende Mittel, das immer nur einem Bruchteil alles Gedachten und Empfundenen auf den andern hinüberwirken lassen kann....

Ich habe ja Zeit, dachte er.

Morgen kann ich schreiben — morgen — anstatt in jubelnder Vorfreude auf Wiedersehen zu ihr zu eilen....

Schlaflos lag er die ganzen Stunden, bis der Tag graute. Es waren ihrer ja nur wenige.

Seine Nerven, überreizt von den großen Anstrengungen der letzten Wochen und Tage, von der Unsumme von Angelegenheiten und Verantwortlichkeiten, die er, als Erster Offizier an Bord, ständig geistesgegenwärtig in seinem Kopf zu halten hatte, wollten sich auf keine Weise zur Ruhe zwingen lassen.

Er versuchte, an die mechanischen Dienstsachen zu denken — an irgendeinen kleinen Ärger, den es da oder dort gegeben hatte — an die drolligen Schrullen einiger Kameraden — —

Umsonst.

Er konnte nichts, als sich in die Vorstellung hineinleben: ich habe mein Glück verloren.

Zuletzt schien es ihm, als trennten ihn schon große Zeiträume von dem Augenblick, wo er von Bord gegangen war — Zeiträume, in denen das Leben über ihn hinweg weitereilte und ihn zurückließ: alt, mutlos, freudlos....

Eigentlich hatte er ganz vergessen, daß da draußen auf der Reede das Geschwader ankerte. Daß wohl schon jetzt, im Morgengrau, im Dunst der See, die ihre Wärme

dampfend an die kühle Luft abgab, daß da schon Depeschenboote über die Wasser schwammen, mit leisem, eiligem Rauschen die glatte Oberfläche zerschneidend.

Als es an seine Tür klopfte, hart und schnell, antwortete er gehorsam „ja" und dachte, daß er vielleicht befohlen habe, man solle ihn zur Abreise rechtzeitig wecken.

Er wunderte sich, als nun der Maat eintrat, der an Bord sein Bursche gewesen war, und den er gestern abend dort hatte zurücklassen müssen.

„Was vergessen?"

Der Mann stand stramm. Die weiße Tür gab seiner schlanken, blauen Gestalt blanken Hintergrund. Sein bartloses Gesicht konnte trotz allen dienstlichen Ernstes ein freudiges Licht in den hellen Augen nicht verstecken.

„Eine Depesche, Herr Kapitän. Ich soll eine schöne Empfehlung von Herrn Kapitän von Krießow machen. Sie wär in der Nacht gekommen. Er hätt sie aus Versehen aufgemacht. Weil die Ordonnanz bloß meldete: an den Ersten Offizier. Und nachgesehen hätt er nicht — aus'm Schlaf 'raus, sagt Herr Kapitän."

„Bestellen Sie: das machte nichts. Und viele Grüße an Herrn Kapitän...."

Der Maat machte auf den Hacken kehrt.

Und Emmich Hochhagen nahm die Depesche aus dem Briefumschlag, in den Krießow sie getan hatte.

„Das Kind der Frau von Falckenrott seit einigen Tagen in größter Lebensgefahr. Gamberg zwar hier, nehme aber an, daß im Ernstfall Du der armen Frau nähern Beistand leistest. Erwarten Dich voll Ungeduld. Viele Grüße. Papa Gervasius."

Er besann sich keinen Augenblick. Er verließ sein Bett. Zog sich mit einer Raschheit an, als seien Alarmsignale gegeben worden. Klingelte und befahl die Rechnung, einen Wagen — nur rasch — nur rasch — — Er sah: die Zeit war knapp — denn er hatte ja gedacht, er habe keine Eile.... Er hatte ja gedacht: zu einem Abschiedswort — zu einer letzten, ehern ernsten Frage, die vielleicht das Ende des Glücks bedeutet — dazu hastet man nicht....

Er erreichte den Zug noch. Dann, als er in seiner Ecke saß und draußen die Landschaftsbilder vorbeiglitten, wurde er allmählich frei von dem Gefühl, ein Gehetzter zu sein. Sich auf dem Wege zu befinden, ist schon immer etwas.

Jetzt war keine Schonung möglich — jetzt mußte er seine Auseinandersetzung mit Renate und vielleicht auch ihren Eltern Aug in Auge haben.

Aber welchen Stunden voll schmerzlicher Erregung, voll gefährlicher Versuchungen er auch entgegenging — die Pflicht rief ihn.

Der Freund, als er schied, hatte ihm gesagt: sei meiner Frau ein treuer Bruder! Er war es gewesen, hatte versucht, es zu sein, so sehr, daß sie seine fürsorgliche Ergebenheit sogar als bevormundende Wachsamkeit empfand.

Aber mit aller treuen Brüderlichkeit hatte er doch nicht verhüten können, daß die Frau in schwere Kämpfe geriet....

Und nun war das Kind des Freundes in Gefahr?

Und an der Seite der Frau befand sich jener Mann... der in all seiner höflichen Ruhe und formvollen Undurchdringlichkeit für Emmich unheimlich war — in dem er den Zerstörer ahnte....

Dieser, gerade dieser war neben Jutta am Bett des Kindes?

Wenn es nun stürbe? Würde das nicht auf das Gemüt der Frau so wirken, daß sie sich sagte: nun ist jedes Band zwischen Malte und mir zerrissen?

Ganz gewiß!

Mußte nicht ihr leidenschaftlicher Gram sie dem Mann in die Arme treiben, der wartend bereitstand?

Ganz gewiß!

Ihr Herz hatte die Einsamkeit nicht ertragen. Mit förmlich fanatischer Liebe hing sie an dem Kind als an ihrem einzigen Trost — vielleicht war das Kind auch ihr Halt gewesen — Wenn es ihr geraubt werde, daß sie sich vielleicht bewies: auf meiner Ehe ruht kein Segen. Ja, sie würde von Malte fortgehen, hin zu dem andern, wenn das Kind stürbe.

Wenn es doch am Leben bliebe! Es schien durch sein bloßes Dasein die Sache seines fernen Vaters zu führen.

Während der langen Stunden seiner Tag- und Nachtreise dachte Hochhagen sich in all dieses immer stärker hinein.

Ihm war, als sei er unterwegs, um zu helfen, zu handeln. Und litt vor Ungeduld, wenn er sich klarmachte, daß er im Grunde weder helfen noch handeln könne.

Er durfte Gamberg nicht stellen. Ihm nicht auf den Kopf zusagen: Du liebst sie und willst einen Abwesenden berauben — ich stehe hier anstatt seiner und versperre dir mit den Waffen in der Hand den Weg zu der Frau.

Vor Dingen, die man nur spürt, auf deren Vorhandensein man zwar schwören könnte, und die man doch nicht zu beweisen vermag, steht man ohnmächtig.

Der Legationsrat von Gamberg hatte mit keinem Wort und keiner Haltung Kritik herausgefordert, er hatte nicht ein einziges Mal eine Haltung angenommen, die verletzend für die Ehre des Abwesenden genannt werden konnte.

Und gerade deshalb fürchtete Hochhagen ihn.

So beherrschte Naturen sind zielbewußt — gefährlich sind sie durch ihre Unangreifbarkeit.

Ein Mann, der nichts wollte, wie eine temperamentvolle, unter ihrer Einsamkeit leidende Frau trösten, um dann mit dankbaren Siegergefühlen seiner Wege zu gehen, ein solcher Mann würde sich anders benehmen.

Dieser wollte mehr! Das witterte Hochhagen. Gerade diese vornehme, vollkommen besonnene Art des andern bewies es ihm: der wollte die Frau für immer sich erobern und war vielleicht schon jetzt voll Besorgnis, in ihr die zukünftige Trägerin seines Namens zu schonen.

Hochhagen fragte sich allerlei: ob wohl dies Gemisch von Liebesromantik und äußerster Rücksicht, von verbotenen Wünschen und starker Hochachtung für eine Frau bezaubernd war?

Er gab sich auf diese und andere Fragen keine Antwort. Er wagte es nicht. Er sah wohl: man spricht

so erfahren über Frauen und kennt sie in- und auswendig.

Aber so wie man zu ihnen in eine Stellung kommt, von der aus man wirklich in ihre Seele hineinsehen kann, bekommt man die Empfindungen eines Analphabeten: man weiß wohl, da stehen tiefe Dinge, aber man kann sie nicht lesen....

Mitten in all diesen Grübeleien erlebte er dann auch noch eines Morgens die Sensationen des märchenhaften Szenenwechsels. Er hatte während der Reise kaum auf die Bilder draußen geachtet — stumpf für alles, was draußen sich begab, war die ganze Fahrt mit ihren wechselnden Stationen, lärmdurchbebten Durchgangswagen voll Staubgeschmack, schmalbettigen Schlafcoupés, hastigen Mahlzeiten, tausend fremden Gestalten an ihm vorübergegangen, als stehe er gleichgültig still, und all dies rase unbegreiflich sinn- und zwecklos an ihm vorüber.

Nun sah er auf einmal den Genfer See vor sich und wußte: noch eine Stunde, und ich bin da....

Der feine Frühnebel, ganz von silbernem Glanz durchwirkt, stand auf der weiten Fläche. Er breitete sich auch zart vor der Wand des Gebirges aus und machte seine Größe mild. Es waren gar keine starken Töne in dem Bild. Wunderbar keusch und leise wirkte es — ein Morgentraum.

Das tat dem Auge wohl. Wie dem Mund die fast herbe und feuchte Luft, die durch das Fenster hereinkam.

Hochhagen atmete sie förmlich mit Vorsatz tief ein. Als könne sie ihm das peinliche, brennende Gefühl in der Brust löschen....

Er dachte nicht mehr an die unselige Frau, die zu behüten und vielleicht zu retten er gekommen war.

Er dachte nur noch an seine Liebe und seine eigene Not....

Was „sie" wohl zu seinem Telegramm gesagt hatte?

Gestern, gegen Abend, von irgendeiner Station aus, hatte er depeschiert, er würde von morgen früh an in der Pension sein. Er bat den Geheimrat, ihn dort aufzusuchen.

Diese Fassung der Depesche mußte Renate gezeigt haben, daß er nicht ihretwegen diese Reise unternommen hatte....

Begriff sie? War sie sich völlig bewußt, wie ihre Briefe auf ihn gewirkt hatten? Zu welchen Sorgen sie ihn führen mußten?

Freute sie sich auf ihn? Ängstigte sie sich vor ihm?

Ahnte sie schon, daß er lieber auf Glück verzichten als eines gewinnen wolle, neben dem her der Unglaube an die Beständigkeit dieses Glücks ging?

Station Territet....

Sein Herz klopfte ... das Gefühl, dem geliebten Mädchen nun nahezusein, benahm ihn ganz.

Wie Furcht befiel ihn der Gedanke: wie, wenn sie auf dem Bahnsteig steht?...

Aber er übersah es mit dem einen schnellen, scheuen Blick, den er rasch über den offenen Bahnsteig gleiten ließ: nein, sie war nicht da....

Als er einem Träger seinen Gepäckzettel in die Hand drückte und mit einem Kutscher über die Fahrt nach der Pension verhandelte, fühlte er eine Hand — sie gab ihm einen leichten, wohlwollenden Schlag auf die Schulter....

„Na... gottlob!" sagte der Geheimrat.

Es erschien Emmich Hochhagen unbegreiflich, daß der Geheimrat gänzlich unverändert war: das kluge, bartlose Gesicht lächelte — freudig — weich — was ihm drollig stand — denn so ein Fünkchen Selbstironisierung war meist dabei, wenn er weich wurde.... Und das war er in diesem Augenblick. Sein zärtliches Vaterherz ahnte, daß das bräutliche Glück seiner Tochter schon aus den Fugen war — die schwermütige Unruhe ihrer Stimmung hatte sich seit dem Eintreffen von Emmichs kühler Depesche zu einer Nervosität gesteigert, wie sie die Eltern an ihrem Kind nicht für möglich gehalten hatten. Ihnen selbst war die Fassung der Depesche nicht ganz geheuer. Aber sie wollten das Vertrauen ihrer Tochter nicht erzwingen und gestanden es sich nur untereinander: zwischen Renate und Emmich war nicht alles in Ordnung, und vielleicht kam er gar nicht als Renatens Verlobter her, sondern nur in Erfüllung der Freundespflicht gegen den fernen Kameraden.

Aber er war da! Das war nun erst einmal die Hauptsache!

Der Geheimrat als erfahrener Mann hoffte immer.... Bloß die Jugend verzweifelt, pflegte er zu sagen.

So klopfte er denn nochmals wohlgefällig, wie um die Tatsache seiner Ankunft zu loben, Emmich auf die Schulter.

„Wie steht es?" fragte der hastig.

„Nicht gut."

„Ist noch Hoffnung? Du mußt es doch wissen!"

„Ach lieber Emmich — wie überschätzest du unser bißchen Weisheit! Die beiden tüchtigen Ärzte, der gutwillige, aber nicht ganz angenehme Doktor von hier und der Professor Lequint, den Herr von Gamberg aus Lausanne hat kommen lassen, die hoffen immer noch. Ich will dir was anvertrauen: es gehört das ein bißchen zum Metier... Mut geben... die Angehörigen instand halten... sich selbst suggerieren: es kann noch werden — weil doch nun mal jeder Mensch lieber in Zuversicht als in Entmutigung handeln mag.... Vielleicht ist auch so 'ne Art Sportgefühl dabei: man will denn doch durchaus nicht den Tod erster werden lassen.... Wenn er es sich aber mal vorgesetzt hat.... Na, genug — — Bauen wir auf ein Wunder. Welche Redensart, wie du bemerkst, ein Sideroxylon, das heißt ein innerer Widerspruch, ist...."

Emmich hörte wohl: der Geheimrat glaubte an keinen guten Ausgang.

Nun saßen sie zusammen im Wagen. Der Geheimrat seinerseits fand den Kapitän sehr verändert. Nicht nur braun von der Seesonne. Auch hager fand er ihn, und einen scharfen Zug von Unruhe hatte er im Gesicht. Und noch nicht einmal sah er seinem Schwiegervater gerade und freudig in die Augen. Auch fragte er nicht nach Renate.... Und Freundestreue in Ehren: aber dies wäre doch das natürlichste gewesen! Erst die Braut! Dann Glück und Leid der übrigen Menschheit.

Gervasius dachte: Dies bleibt abzuwarten.

Und saß, die Hände auf dem Stockknopf zwischen den Knien, äußerst unbefangen da, während er in der Tat Miene und Ton des andern gespannt beobachtete.

„Seit wann ist Herr von Gamberg hier?" fragte Emmich.

„Der Legationsrat? Den trafen wir in Evian — ich las ihn im Gedränge auf — überraschte die Damen mit ihm.... Ich glaube, ich war es, der ihn überredete, sich uns anzuschließen. Er wollte, so viel ich weiß, nur zwei Tage hier bleiben. Gerade da erkrankte das Kind. Er ist dann geblieben, und in all seiner gemessenen Art zeigt er viel Teilnahme — das heißt weniger in Worten als durch die Tat... hat den Professor gerufen — sorgt für alles... ich muß sagen: ich mag ihn leiden. Er weiß viel. Und dann: so unauffällige Leute mit sehr viel Takt — die tun direkt wohl."

Ob das alles so sich entwickelt hatte, wie der Geheimrat es sah? War alles klug angeordnet? Nach versteckten Verabredungen? Um, ohne den Klatsch der Welt zu erwecken, doch an dieser schönen Stätte zusammen sein zu können? Waren Gervasius' nichts wie Statisten in einer wohlberechneten Szene? Brutal gesagt: die Elefanten?

Jedenfalls konnte Hochhagen aus dem beifälligen Bericht des Geheimrats entnehmen, daß das Betragen der beiden Menschen, die er in geheimer Leidenschaft zueinander verstrickt glaubte, äußerlich ein einwandfreies gewesen sein mußte.

Ja, ungreifbar — nur drohende Schatten — Wie sollte man da als Freund für den lieben Kameraden in der Ferne eintreten?

„Das Kind darf nicht sterben!" sagte er schroff.

„Darf nicht! Ach du lieber Gott! Wenn wir was zu erlauben hätten...."

„Ich muß dir anvertrauen — halte mich nicht für indiskret — ich m u ß es sagen: rette das Kind — die Ehe der Eltern geht sonst in die Brüche!"

Der Geheimrat faßte den Arm des andern: „Ruhe, mein Lieber, Ruhe! Wie naiv werden doch alle Menschen, wenn der Tod in Sicht ist! Als könnte man mit ihm handeln! Als gäbe es für ihn Gründe. Die Ehe der Eltern geht hier den Arzt nichts an — um das Leben an sich wird gekämpft — ich will dir sagen: wenn der Tod hinter der Tür steht, gibt es nur d a s L e b e n a n s i c h, das verteidigt wird nach besten Kräften. Was Nebenumstände? Was Vergangenheit? Was Zukunft? Um ihretwillen wär's manchmal besser, man fiele dem Tod nicht in die Arme. Aber das steht nie zur Frage. Immer nur: das Leben an sich! Es ist immer beinah, als symbolisiere sich in dem einen Leben, das zu Ende gehen will, die Wichtigkeit alles Lebendigen. Ach, so oft man's auch mitgemacht hat: dagegen härtet man nie ab."

Er schwieg.

Und Emmich sagte noch, zäh seinen heißen Wunsch verteidigend: „Ja, es muß leben. Es wird auch — es wäre so grausam."

Nach einer Weile fragte der Geheimrat: „Ich glaube aber, die Pension ist voll?"

„So? Ich habe gestern depeschiert, gebeten, Zimmer zu reservieren, Antwort konnte ich ja nicht erbitten."

„Weiß Jutta, daß du kommst."

„Habt ihr es ihr nicht gesagt?" fragte er zurück.

„Wir fanden deine Depesche, als wir gestern abend von unserm Besuch bei ihr zurückkamen. Nach einer kleinen Meinungsverschiedenheit zwischen meiner Frau und mir kamen wir doch überein, ihr nicht zu telephonieren."

Plötzlich waren sie ganz verlegen voreinander.

Sie fühlten: nun mußte doch irgend etwas gesagt werden....

Wie um das gerade zu verhüten, fragte Emmich hastig: „Diese Sache stört euch doch wohl die Ferien? Der Verkehr zwischen dem Hotel da oben und der Pension kann ja nicht kurzerhand abgemacht werden?"

„Das anlangend: wir haben ja Zeit. Und irgendeine Partie machen wir doch alle Tage — nur steigen wir zu Fuß eben täglich herab und fahren zum Diner wieder hinauf. Das ergab sich höchst einfach."

„Es tut mir aber doch sehr leid — eigentlich kam es ja durch mich...."

„Nun irgendwie müssen Menschen zueinander kommen — der Mittelsmann braucht nicht betroffen zu sein, wenn was nicht glatt geht....

Ich bin begierig ... dachte der Geheimrat; endlich m u ß er doch mal nach ihr fragen....

Aber Emmich fragte nicht. Eine unbegreifliche und unerträgliche Befangenheit machte ihn unfrei. Nicht um die Welt hätte er Renatens Namen aussprechen können.

Er fühlte deutlich, daß ihr Vater voll Spannung darauf wartete. Wie erstaunlich mußte ihm dies Schweigen sein. Der Wagen fuhr langsam, kopfnickend zogen ihn die Pferde bergan. Zwischen den Tannen war ein grünes, kühles Licht, aber nicht die Abgeschlossenheit der Waldeseinsamkeit. Denn durch jede Lücke sah man das blasse Blau der Fernsicht.

Eine unnatürliche Situation lange zu ertragen, ging wider den Verstand des Geheimrats.

Die feine, weiße Operateurhand legte sich auf die braune Faust, die Emmich auf sein Knie gestemmt hielt.

„Ich habe eine Tochter, sie heißt Renate", sprach er lächelnd.

Emmich zuckte ein wenig — beherrschte sich und sagte leise, erbittert: „Und ich leide um ihretwillen...."

Ganz sanft wie eine Frau, so vorsichtig und liebevoll fragte der Geheimrat: „Darf denn der alte Papa nicht wissen, wie das möglich ist?"

Emmich antwortete nicht gleich. Da fuhr der ältere Mann fort: „Fast seit wir hier sind, ist das Kind verändert. Nur ganz vereinzelt hat es noch sein liebes, sonniges, sorgloses Gesicht — mit all der Weichheit darin, die mich immer so gerührt hat. — Und meine Frau und ich, wir fangen an uns zu fragen: was ist denn das für eine Liebe, die so schnell aufhörte zu strahlen."

„Das ist es ja, was ich mich auch frage", sagte Emmich, in großer Erregung aufwallend.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem römischen Villenviertel des alten Hippone (Bône).

Von Georg Schweinfurth. — Hierzu 3 Abbildungen.

Zwei Kilometer südlich vom Südtor des heutigen Bône erhebt sich inmitten einer mit Gärten und üppigen Feldern bedeckten Ebene der jetzt von der prächtigen Basilika des heiligen Augustinus gekrönte Hügel der alten Akropolis von Hippone. Weithin die entzückende, landeinwärts von hohen Bergen umrahmte Küstenlandschaft beherrschend, lenkt dieser Punkt als leuchtende Landmarke überall die Blicke des Beschauers auf sich. An landschaftlichen Reizen läßt sich wohl kein Platz an der algerischen Küste, wenn man nicht etwa das liebliche Bougie ausnehmen wollte, mit Bône, dieser Perle von Klein-Afrika, vergleichen. Trotzdem wird die aufstrebende Handelsstadt, deren Bedeutung als Ausfuhrhafen von Eisenerz, Phosphaten und Halfagras beständig im Steigen begriffen ist, von Touristen wenig besucht. Die neuerdings hier in reicher Fülle aufgedeckten römischen und altphönizischen Bauwerke werden aber zweifelsohne viele Besucher anlocken, die bisher in diesem Landesteil sich auf die Besichtigung von Constantine beschränkten oder auf ihrem Weg von Tunis dahin bei den wunderbaren Geiserquellen von Hammam-Meskoutine, einer Art Yellowstone en miniature, haltzumachen pflegten.

Das aus einer von Karthago vorhergegangenen Phönizierſiedlung entstandene Hippone gelangte schon im Zweiten Punischen Krieg in römischen Besitz, und es führte von da ab den Namen Hippo regius. Die Stadt wird als wichtiges Eingangstor für die mit so überraschender Schnelligkeit durchgeführte Zivilisierung von Numidien gedient haben. Die römische Kolonisation, die lange nach dem Fall von Karthago, erst 100 Jahre später, unter Caesar anhub, hatte als Vorläufer zahlreiche Handwerker und Kaufleute, die bei den numidischen Großen und namentlich in den vielen Küstenstädten Beschäftigung fanden. Hier bildeten sich schon frühzeitig Gemeinwesen von gemischter Bevölkerung, die nach römischem Vorbild mit autonomer Verfassung ausgestattet wurden. Als die Römer nach langwierigen Kämpfen mit aufständigen Häuptlingen und beutelüsternen Stämmen des Innern endlich im Jahr 40 unserer Zeitrechnung das ganze Land in ihren vollen Besitz gebracht hatten, begann für die Provinz Afrika eine Zeit ungestörten Friedens und einer reichen Entwicklung in jeder Hinsicht der Kultur. 200 Jahre hat dieses goldene Zeitalter gewährt, und nie hat das Land wieder das Glück einer ähnlichen Periode, auch nur für Dezennien, zu kosten bekommen. Damals aber war alles üppiges Gedeihen, herrliche Blüte, reiche Frucht. Afrika stellte mit seiner vorgeschrittenen Bodenkultur bald alles in den Schatten, was die alten Provinzen zuwege gebracht. Aber nicht bloß mit seinen Produkten überflügelte die Provinz das Mutterland, auch auf geistigem Gebiet begann sie sich geltend zu machen, denn mit dem zweiten Jahrhundert treten uns überall im Reich geborene Afrikaner, gleichviel welchen Ursprungs sie waren, in einflußreichen Stellungen entgegen, als Rechtsgelehrte, als Staatsmänner, ja schließlich, und das zu wiederholten Malen, als Kaiser. Septimius Severus und sein Sohn Caracalla waren stolz auf ihre punische Herkunft und wetteiferten miteinander im Kult des Gedächtnisses eines Hannibal, der doch Roms schlimmster Feind gewesen war. Die Verbrüderung der Rassen scheint im kaiserlichen Rom Triumphe gefeiert zu haben, wie sie deren nie wieder erlebte, und man kann es sich daher wohl vorstellen, wie leicht es den einheimischen Großen sein mußte, auch neben den vornehmsten Römern eine gleichwertige Stellung zu behaupten. Ihre Lebensführung scheint sich in jeder Hinsicht den verfeinerten Sitten des Reichszentrums angepaßt zu haben. Von ihrer Ueppigkeit liefern die jetzt bei Bône aufgedeckten prächtigen Mosaiken ein beredtes Zeugnis; denn es wird schwer sein, die Frage zu entscheiden, ob diese mit so großer Pracht und so feinem Kunstverständnis ausgestatteten Villen eingeborenen Großen oder vornehmen Römern von Geblüt angehört haben. Jedenfalls waren die Besitzer Großgrundbesitzer, Inhaber von Latifundien, die sich in den größeren Städten einem luxuriösen Genußleben hingaben.

Vom alten Hippone ist auf der Erdoberfläche nichts übriggeblieben, die Tiefe aber birgt riesige, aus gewaltigen Blöcken wohlgefügte Mauerwerke von den Verhältnissen ägyptischer Tempel, die erst seit wenigen Jahren aufgedeckt, zurzeit das größte archäologische Problem von Klein-Afrika darstellen. Auch vom römischen Hippo regius ist wenig sichtbar geblieben, außer dem Unterbau einer heute noch benutzten Brücke, den Zisternen aus der Zeit Hadrians, die immer noch Verwendung finden, und einigen Bautrümmern der alten Wasserleitung. Wo man aber gräbt, stößt man auf Zeugen der Vergangenheit. Beim Beackern der Gemüsegärten und Felder sind im Lauf der siebzig Jahre französischer Herrschaft in Bône zahlreiche Inschriftsteine zutage gefördert worden, aber regelrechte Freilegungen der alten Wohnstätten und namentlich der fast überall wohlerhaltenen Mosaiken sind erst in den letzten Jahren ausgeführt worden.

Zwei Hügel kennzeichnen die Lage des alten Stadtzentrums. Der größere, der die neue Basilika trägt, ist bereits erwähnt worden. Der kleinere liegt im Osten und von jenem einen halben Kilometer entfernt. Dieser wird heute als „Fortin" bezeichnet, weil die Gebäude, die sich auf seiner Spitze befinden, früher als Militärgefängnis dienten. An seine östliche Flanke lehnte das alte Theater, dessen Baubestandteile, lange als Steinbruch benutzt, längst verschwunden sind. Die nach Guelma führende Chaussee geht mitten hindurch, dicht dabei fließt nordwärts der stets wasserreiche Fluß Seybuß, dessen Mündung sich seit der Römerzeit um mehrere Kilometer weiter nach Westen, bis nahe an den Hafen von Bône, verschoben hat. An das Theater anschließend, dehnte sich gen Norden, am Abfall des Fortinhügels, das vornehme Villenviertel der römischen Glanzzeit aus. Es war die der See zugekehrte Seite von Hippo regius, aber das Meeresgestade lag damals weiter ab, denn dieser Teil der Küste hat sich in den letzten 15 Jahrhunderten um mindestens anderthalb Meter gesenkt. Das Niveau der zu den Villen der älteren Periode (1. Jahrhundert n. Chr.) gehörigen Fußböden ist heute weniger als 2 Meter über dem Meeresspiegel gelegen. Die Mosaiken der späteren Zeit (2. bis 4. Jahrhundert n. Chr.) liegen ungefähr 2½ Meter über dem Meeresspiegel.

Auf einem Flächenraum von kaum 50 Hektar reihen sich zwischen den südwärts nach Constantine und nach Guelma (Calama) führenden Landstraßen zahlreiche Grundstücke von Privatleuten aneinander. Es sind meist Gärten und Gemüsefelder mit Oliven und Orangenpflanzungen und mit wenigen Landhäusern, bei deren Grundsteinlegung man fast stets auf altes Mauerwerk und Fußböden von musivischer Arbeit gestoßen ist. Der erste bedeutende Fund dieser Art ist bereits 1856 gemacht worden, als General d'Uzer für seinen Gärtner aus noch vorhandenen Mauerresten einer römischen Villa ein Wohnhaus herstellen ließ. Ein prachtvolles Mosaikstück trat in vollständiger Erhaltung zutage. Es stellte in 20 verschiedenen Farbenabstufungen Nereiden zur Schau, die auf phantastischen Seeungeheuern einherzogen, ein, wie es scheint, in der Provinz Afrika mit besonderer Vorliebe verwandtes Motiv. Das Kunstwerk, wieder zugeschüttet, blieb 15 Jahre lang begraben, bis es durch die Akademie d'Hippone abgebildet und veröffentlicht werden konnte.

Vor etwa 10 Jahren hatte sich in jener Gegend ein Privatmann namens Chevillot unweit des Fortinhügels ein Grundstück erworben, und als er zu seinem Hausbau die Fundamente ausheben wollte, stieß er auf auserlesene und prächtig erhaltene Mosaiken. Das erste Figürliche, das zutage trat, ist leider infolge einer Erdsenkung bei starkem Regen zugrunde gegangen. Es soll von hervorragender Farbenwirkung gewesen sein und in wunderbarer Zeichnung vier von Schwänen und Pfauen getragene Amoretten zur Darstellung gebracht haben. Herr Chevillot hat in der Folge eine zusammenhängende Reihe von sechs kleineren und größeren Mosaikfußböden freilegen lassen. Sie haben zu einer vornehmen römischen Villa gehört, die aus einer großen Anzahl von Gemächern mit Bädern, Zisternen und Säulengängen bestand. Zwei der Mosaiken bieten figürliche Gegenstände dar und haben von allen Besuchern in Augenschein genommen werden können. Als Glanzstück wurde bisher das „Triumph der Aphrodyte" genannte, 5,5×3,7 Meter messende Mosaikstück angesehen. Mit großer technischer Vollendung hergestellt, erreicht es indes nicht den Kunstwert des im kleinen, aber auserlesenen Museum der Stadt Ssuß (sousse) in Tunesien (des alten Hadrumetum) aufbewahrten „Triumph des indischen Bacchus" genannten Mosaiks, mit dem es gleichen Alters zu sein scheint (etwa 3. Jahrhundert n. Chr.) Es bietet ein analoges Stück zu den „Nereiden" des Generals d'Uzer und dürfte mit dieser Bezeichnung richtiger charakterisiert sein.

Als das vollendetste Mosaikkunstwerk der Chevillotschen Grabungen möchte ich aber das nur 4×4 Meter messende betrachten, das den Fußboden eines kleinen und abgesonderten Gemachs bedeckte. Im Mittelpunkt der aus fünf gesonderten Medaillons bestehenden Zeichnung steht die Gestalt eines Apollo, und in den von Blumengewinden und Weinranken umgebenen übrigen Medaillons gewahrt man weibliche Gestalten, die als Musen gedeutet werden. Die musivische Technik ist von großer Vollendung. Die menschlichen Gestalten sind aus den kleinsten Marmorstiftenzusammengesetzt, während die Blatt- und Fruchtornamente aus größeren Würfeln bestehen. Die den Grund des Bildes ausfüllenden Steinchen messen 5 bis 6 Millimeter. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß sich 70 Zentimeter unter diesen Mosaiken, die, in ein und demselben Niveau liegend, offenbar zu einer einzigen Villa gehört haben müssen, noch ältere lithostrotische Fußböden von einer früher vorhanden gewesenen erhalten haben. Gegen das Ende des 3. Jahrhunderts, wo unaufhörliche Aufstände und Kämpfe mit ehrgeizigen Gewalthabern eine Verwüstung von ganz Numidien herbeiführten, mag auch Hippo regius arg gelitten haben. Es war die Zeit, da der sieggewohnte Feldherr Probus, der nachherige Kaiser, im Kampf gegen den Usurpator Aradion neue Lorbeeren erwarb. Auf den Trümmern der alten sind alsdann neue Villen erbaut worden. Der eingestürzte Wand- und Deckenbewurf hat die alten Fußböden mit einer wie absichtlich zu ihrem Schutz aufgetragenen Zementschicht bedeckt und auf diese Art für die Neuanlagen zum Teil solide Grundlage geschaffen. Leider ist von der gewiß vorhanden gewesenen Bemalung der Wände nichts erhalten geblieben. Es überrascht auch, zu hören, daß nirgends Bildwerke oder Bronzen aufgefunden wurden.

Im Garten Chevillots, der gegenwärtig in den Besitz der Stadt Bône übergegangen ist, wurde auch der 20 Meter lange und 15 Meter breite Fußboden einer christlichen Basilika freigelegt mit zum Teil aus kostbarem Material hergestellten Steinplatten und kunstvollen ornamentalen Mosaiken, mit Marmorsäulen und schönen Türschwellen. Die Mauern des Baues sind gänzlich verschwunden, und das Uebriggebliebene macht den Eindruck, als wäre hier aus früher vorhanden gewesenen, vielleicht noch von der Zerstörung durch die Vandalen (430 n. Chr.) übriggebliebenen Trümmern in späterer Verfallzeit eine Kirche notdürftig aufgebaut oder in stümperhafter Weise wiederhergestellt worden. Die Basilika, in der St. Augustinus gepredigt, und wo er während der langen Belagerung durch die Vandalen seine damals provisorische Grablegung fand, hat noch nicht ausfindig gemacht werden können. Von den sechs Kirchen, die in Hippo regius aufgezählt werden, sind bisher erst zwei nachgewiesen worden.

Die Erfolge Chevillots veranlaßten eine Bonaer Dame, ein anstoßendes Grundstück zu erwerben, um auch ihrerseits mit Ausgrabungen das Glück zu erproben. Mme. Gabrielle Dufour hat den ganzen Flügel des Fortin, ungefähr drei Hektar umfassend, zusammen mit allen Baulichkeiten des ehemaligen Militärgefängnisses, wo noch ein aus römischer Zeit stammender Brunnen mit schöner Marmorbrüstung zu sehen ist, in ihren Besitz gebracht, und nach den bisherigen Ergebnissen der Grabung hat es den Anschein, als ob der Nordabfall voller Ueberbleibsel aus verschiedenen Epochen stecke und in seiner ganzen Ausdehnung die wichtigsten Funde erwarten ließe. Die im vorletzten Winter gemachten Ausschachtungen haben längs der Grenzlinie des Chevillotschen Grundstücks aus geringer Tiefe einen Flächenraum von gegen 45 Meter Länge und 30 Meter Breite freigelegt. Den größten Teil des aufgedeckten Raums nehmen die Ueberbleibsel einer mit großer Pracht ausgestattet gewesenen Villa ein. Von fünf Gemächern, deren größtes 8×7 Meter mißt, haben sich kunstvolle und intakt gebliebene Mosaikfußböden erhalten, während vom eigentlichen Bau nur die Fundamente und viele umgestürzte Säulen mit ihren Kapitälen und Basen übriggeblieben sind.

Die Besitzerin erzählte, daß, als man bei Wegräumung des Schutts bis zu den Fußböden gelangt war, diese einen merkwürdigen Anblick darboten. Es breitete sich nämlich auf den in festem Gefüge erhaltenen Mosaiken eine Trümmerdecke von gänzlich Zer-

stückelten aus, die von den Wänden und von der Decke herabgestürzt waren, als der Brand das Gebäude zerstörte. Nichts konnte von diesem, wie es scheint, in reicher Farbengebung ausgeführten Belag wieder zusammengesetzt und erhalten werden. Jedenfalls hat auch hier diese Schutzdecke wesentlich zur Erhaltung der Mosaiken beigetragen.

Auch hier sind 70 Zentimeter unter den neueren alte Mosaiklagen aufgefunden worden, die, nach den bisher freigelegten Probestücken (eigentlich nicht Stücke, sondern Teile eines wohlerhaltenen Ganzen) zu urteilen, in der vornehmen und stilvollen Ornamentik des ersten nachchristlichlichen Jahrhunderts ausgeführt erscheinen. Gleich beim Betreten der von ONO nach WNW gerichteten Anlage hat man einen Teil dieser alten Mosaiken vor sich, und zwar an dieser Stelle solche, die Bilder darstellen. Zunächst glaubt man vor einer Vorstufe des Hauses zu stehen, man wird aber alsbald gewahr, daß nur ein Teil der Zeichnung zu sehen ist, während das übrige etwa ein Drittel von einer unter dem anstoßenden Gemach der späteren Villa hervortretenden Schuttschicht verdeckt ist. Es sind zwei gesonderte Bilder, die nebeneinandergereiht erscheinen. Das zur linken Hand befindliche zeigt verschiedene Wohn- und Wirtschaftsgebäude einer Stadt. Es wird Aufgabe der Archäologen sein, diejenige zu ermitteln, die der Verfertiger im Sinn hatte. Anhalt dazu mag ein auf dem Bild sichtbarer Triumphbogen darbieten, den eine Quadriga krönt. Vielleicht war Hippo regius selbst gemeint? Perspektive und Zeichnung der Gebäude sind durchaus verfehlt und machen den gleichen kindlichen Eindruck wie die auf ähnlichen Mosaiken im Museum des Bardo zu Tunis zur Schau gestellten. Hier erscheint der Gegensatz zu der Formvollendung der auf den benachbarten Fußböden zur Darstellung gebrachten Tier- und Menschengestalten als ein besonders schroffer. Indes mag der Kenner auch an diesen Stücken Einzelheiten erkennen, die für die Baugeschichte der Epoche erwünschte Beiträge liefern werden. Man sieht da ein großes Wohngebäude mit von Gewölben getragenem Unterbau. Das Erdgeschoß zeigt eine auf Säulen ruhende, im Halbkreis errichtete Vorhalle. Das obere Stockwerk öffnet sich zu einer Art Veranda mit Holzgittern (Muschrabien), davor auch ein mit Säulen gezierter Balkon. Das Ganze deckt ein feuerrotes Ziegeldach. Seitlich lehnen an das Hauptgebäude noch zwei zierliche Nebenbauten. Das andere Bild, rechts von der Stadt- oder Villenansicht, hat den Fischfang und das Meer zum Gegenstand. Eine Barke mit zwei Fischern ist sichtbar. Netze voller Fische hängen im Wasser. Große Felsklippen bezeichnen das Ufer.

In gleicher Weise vollkommen ist das musivische Getäfel in den drei nebeneinanderliegenden und die Breite des Hauptbaus der Villa einnehmenden Gemächern erhalten, die man nach Ueberschreitung des Bildes des Fischfangs betritt. Es sind zwei große von quadratischer Gestalt, dazwischen ein kleines, schmales, das mit dem Mosaik der „Treibjagd" geziert ist, dem Prunkstück der Villa. Allein schon diese Räume geben eine Vorstellung von dem Luxus, der in ihnen geherrscht haben muß, und man ist versucht, die Villa mit dem prokonsularischen Palast zu identifizieren, der nach dem Zeugnis des heil. Augustinus in Hippo regius vorhanden war, und dessen er in seinen „Bekenntnissen" Erwähnung tut. Vielleicht hat der römische Stadthalter (Bonifacius), dessen Residenz eigentlich das neuerstandene Karthago war, hier eine bereits aus alter Zeit vorhandene Prachtvilla für sich in Anspruch genommen. Das rechts gelegene Gemach ist das größte (8×7 Meter). Der Fußboden trägt ein mit quadratischem Ornament gezeichnetes Mosaik. Es war ringsum mit Säulen ausgestattet und öffnet sich zu dem 22 Meter langen, auf beiden Seiten von zwei Säulenreihen flankierten Atrium. Das Gemach auf der linken Seite wird als „Speisesaal" bezeichnet, weil das ornamental gehaltene Mosaik in ihm 17 rundliche Medaillons einschließt, in die Gestalten kulinarisch verwertbarer Tiere eingetragen sind. Die Besitzerin hat an der Südwestecke des Speisesaals, wo das Getäfel einige Beschädigungen aufwies, den Boden sondieren lassen und ist daselbst bei einem Meter Tiefe auf ein älteres Mosaik von großer Schönheit und hohem Kunstwert gestoßen. Der freigelegte Teil enthüllt in vorzüglichster Erhaltung ein farbenprächtiges Ornament von gehäuftem Akanthuslaub mit darin verwobenen Blumen und heraldisch stilisierten Vogelgestalten. Das Ganze macht den Eindruck eines Gobelins der älteren Renaissance. Es ist ein wahres Prachtstück der Zeichnung und stammt als Zeichnung gewiß aus einer sehr frühen Epoche der musivischen Kunst. Mitten in der gezackten Laubfülle steckt eine Art Kartusche, auf der deutliche lateinische Initialen eingetragen sind, wahrscheinlich einen Namen bedeutend. Man liest: ISGU NTEN ICA, in drei Zeilen angeordnet.

Das säulenreiche Atrium muß in späterer Zeit, vielleicht erst nach der Zerstörung durch die Vandalen als Kirche benutzt worden sein, wie die eingebauten Taufbecken und Krypten andeuten. Man erwartet von weiteren Grabungen in diesem Bezirk noch die wichtigsten Aufschlüsse. Hinderlich ist vor allem die tiefe Lage (kaum zwei Meter über der Meeresfläche), die den Infiltrationen des nahen Flusses ausgesetzt ist. Eine in der wassererfüllten Tiefe eines Schachts zwischen Steinblöcken eingefügte geheimnisvolle Bronzekassette hat bisher noch nicht gehoben werden können.

Doch wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung des merkwürdigen Jagdbildes in der kleineren Kammer, dem unter allen in Klein-Afrika aufgefundenen Mosaiken entschieden der erste Rang gebührt. Auch in Italien dürfte nichts ihm Vergleichbares an die Seite zu stellen sein, wenn man zu dem kulturgeschichtlichen Wert, den die Einzelheiten der Zeichnung enthüllen, noch die Selbständigkeit der Kunstweise hinzurechnet, die hier mit so zahlreichen und tadellos entworfenen Tiergestalten in die Erscheinung tritt. Diese Unabhängigkeit, die den offenbar an Ort und Stelle und auf Grund eigener Wahrnehmung entstandenen Entwurf kennzeichnet, vermehrt den Reiz des Kunstwerks. Das Mosaik mißt 6×3,5 Meter innerhalb der Umrahmung, und sein Erhaltungzustand ist der vollkommenste. Wir geben das begleitende Bild nach einer ungenügenden Photographie, die vergrößert werden mußte, um die dargestellten Gegenstände deutlich erkennen zu lassen. Ohne Wiedergabe der Farben ist es unmöglich, auch nur annähernd den Eindruck zu vergegenwärtigen, den das Mosaikbild bewirkt.

Das große Treiben, das einen Buschwald im südlichen Landesteil, wahrscheinlich am Südabhang des Auresgebirges zum Schauplatz hatte, ist in jenem Moment spannendster Erwartung ins Auge gefaßt, wo der Kreis der Treiber seinen engsten Zusammenschluß erreicht hat, und wo nun die Bestien wie rasend im



Frau Dufour inmitten ihrer Schätze.

ovalen Binnenraum umhertoben. Von den Treibern, die sich unter Vorstrecken brennender Fackeln hinter ihren Schilden bergen, wird keiner sichtbar. Die großen Raubtiere sind durch ein Löwen- und ein Leopardenpaar beiderlei Geschlechts vertreten. Ein dritter Leopard hat einen wehrlosen Mann, der sich vergeblich mit dem Schild zu decken sucht, zu Boden gerissen und zerfleischt ihm das Antlitz. Der Jagdherr ist oben in der linken Ecke sichtbar, hoch zu Roß einhersprengend, seiner Tracht nach kein echter Römer italienischen Bluts, aber vielleicht doch ein Römer in barbarischem Jagdkostüm, eher wohl auch noch ein numidischer Fürst. In der Linken führt er den Schild und zwei Speere, die Rechte ist befehlerisch ausgestreckt. Ein kurzer Purpurmantel wallt um seine Schultern. Das auffallendste an seiner Tracht sind rote, enganschließende Trikots, die nichts mit den Hosen oder



Das Atrium der römischen Villa mit Basilika des Heiligen Augustinus im Hintergrund. (Bône.)

Höschen von Germanen oder Galliern gemein haben. Ein zweiter Reiter im unteren Teil des Bildes, der wie jener in der Linken Schild und Speere hält, zeigt die gleiche Tracht, nur sind seine Trikots von grüner Farbe. Beide Reiter haben kleine, kurze Stiefelchen angelegt. Sie reiten ohne Steigbügel, aber die Rosse sind umständlich aufgezäumt. Den oberen Jagdherrn begleitet ein Schild- und ein Speerträger zu Fuß, indem er zwei enteilende Leucoryxantilopen zu verfolgen scheint. Diese in Nubien häufige Art Spießantilope kommt gegenwärtig nur noch vereinzelt in Südtunesien vor. Ganz unten, in der linken Ecke, bewegt sich ein mit zwei Maultieren bespannter zweirädriger Karren, in dem vorn ein mit Schild und Speer bewaffneter Knappe sitzt. Die Figur ist etwas zu groß geraten. Nebenher läuft ein sehr kleiner Pferdeknecht. Zwei Strauße sieht man im vollen Lauf mit erhobenen Flügeln. Einige unkenntlich gewordene Stellen des Mosaiks rühren von dem an ihm haftenden Sand her, den die Besitzerin zum Schutz des Kunstwerks gegen den

algerischen Sonnenbrand in dicker Lage über dieses ausbreiten ließ, und der jedesmal, wenn es Besuchern gezeigt werden soll, erst weggefegt werden muß. Das Mosaik wird alsdann, um seine Farbenpracht zur Geltung zu bringen, eigens mit Wasser besprengt. Schnell abtrocknende Stellen werden oft undeutlich.

Am rechten Ende des Jagdbildes sind sehr merkwürdige Dinge zu sehen. Oben in der Ecke sprengt ein Lassowerfer hinter einem Wildesel einher. Die Schlinge hat bereits den Hals des Tieres umfaßt, dessen Eigenart durch zwei parallele schwarze Schulterstreifen sowie durch schwarzgeringelte Unterschenkel gekennzeichnet ist. Wildesel fehlen der heutigen Fauna von Kleinafrika. Die Zeichnung dieser Szene ist voller Leben und Bewegung, die Perspektive der Tiergestalten und des Reiters von meisterhaftem Entwurf. In Verbindung mit den zwischen eingerammten Pfählen ausgespannten Netzen ist ein Verhau von Strauchwerk zu sehen, der sich an diese anlehnt. Am Rande des Verhaus sind an drei Stellen runde Gehege angebracht, wie es scheint Dornhürden, in die verschiedene Tiergruppen eingeschlossen wurden. In dem obersten Gehege sieht man Wildesel der erwähnten Art mit gebänderten Beinen, im mittleren erscheinen Mähnenschafe, es sind die heute noch im Auresgebirge besonders häufigen Muflons, und im untersten Gehege stecken Kuhantilopen (Bubales), sogenannte Berberkühe, die in Nordafrika gegenwärtig nur noch auf den westlichen Teil von Algerien beschränkt sind. Unter dem Lassowerfer ist eine Mauer gezeichnet, hinter der hohe Bäume emporragen. In der rechten Ecke unten ist für die Jagdherren ein aus purpurrotem Stoff hergestelltes Zelt errichtet, daneben ist ein Baum gezeichnet, unter dem ein großer Kessel auf dem Feuer steht. Der aufwartende Knecht, ein kaffeebrauner Getuler in kurzem weißem Hemdchen, scheint aus einem aufgehängten Schlauch eine Schale gefüllt zu haben, die er in der Rechten hält. Hinter einem Felsblock sieht man in der Nähe zwei Männer hocken, deren Tun nicht verständlich ist.

Von den Schätzen der Mme. Gabrielle Dufour wäre noch viel zu berichten, und gewiß werden sich die Funde bei Fortsetzung der Grabungen noch ins Ungemessene



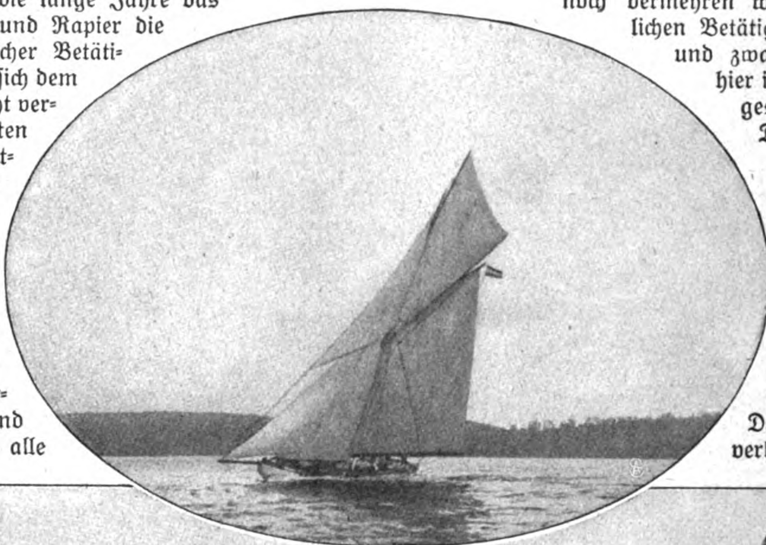
Das Mosaik „Die Treibjagd“ in der römischen Villa bei Bône.

häufen, wenn erst einmal alle Gehänge des Fortinflügels in Angriff genommen werden. Dort stehen namentlich auch altphönizische Ueberbleibsel in Aussicht, denn der rätselhafte Blockbau, der im Chevillotschen Garten gefunden worden, setzt sich auf dem Grundstück der Mme. Dufour fort und verzweigt sich daselbst zu sonderbaren Kammern. In einem der Gebäude des „Fortin“ hat sich die Besitzerin ein Museum eingerichtet, das die Kleinfunde beherbergt, die bei den Ausschachtungen gefunden wurden, namentlich Terrakotten, Lampen, Wagschalen und anderes Hausgerät aus Eisen und Bronze. Dort sind auch Brocken des von den Wänden und Decken der eingestürzten Gemächer der Villa abgefallenen Steingetäfels niedergelegt. Der Mangel von Statuen und die Seltenheit der Skulpturen überhaupt müssen auch hier wundernehmen.

Segelsport auf deutschen Hochschulen.

Von Dr. Max Klinger. — Hierzu 12 photogr. Aufnahmen.

Von der Begeisterung für die Ausübung von Sport, die seit Jahren die deutsche Jugend ergriffen hat, ist auch die akademische nicht unberührt geblieben. Auch die Studenten, für die lange Jahre das Fechten mit Säbel und Rapier die einzige Art körperlicher Betätigung war, konnten sich dem allgemeinen Zug nicht verschließen und wandten sich andern Sportarten zu. Schon seit etwa 20 Jahren sehen wir Bestrebungen unter ihnen wach werden, die darauf gerichtet sind, die Akademiker auch zur Ausübung anderer Sporte heranzuziehen, und heute werden fast alle Zweige des Sports Anhänger in ihren Reihen aufzuweisen haben. Ja, man wird nicht fehlgehen, anzunehmen, daß sich ihre Zahl in den nächsten Jahren noch vermehren wird. Von der sportlichen Betätigung der Hochschüler, und zwar im Segelsport, soll hier in Wort und Bild einiges gesagt werden. — Diese Art der Betätigung wird für viele ganz neu sein, was wohl einerseits daran liegt, daß die Ausübung des Segelns nicht auf allen Hochschulen möglich ist, anderseits daran, daß der Segelsport bei uns in Deutschland noch einen verhältnismäßig kleinen

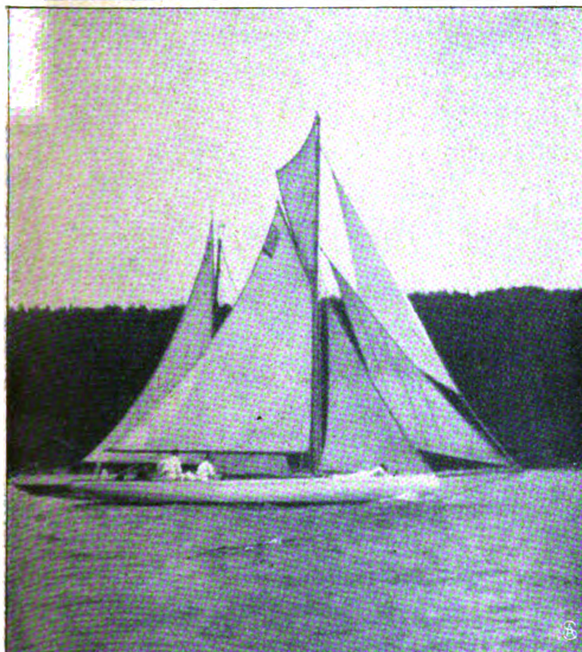






Rennjacht „Freiheit“. Oberes Bild: Kutterjacht „Profit“. Sonderklassenboot „Gaudeamus“.
Jachten und Boote des A. S. V. Berlin.





Kutterjacht „Wiking" während einer Regatta.

Jachtgeschwader des A. S. V. München vor Anker.



Kreuzerjacht „Anita II" vor Lindau im Bodensee.

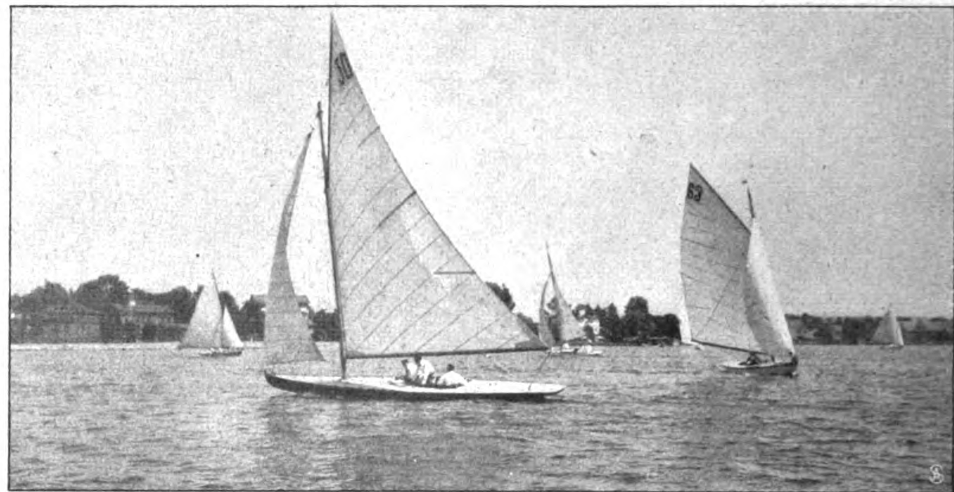
Kreis von ausübenden Anhängern überhaupt hat.

Drei Hochschulstädte sind es, in denen die Möglichkeit, als Student Segelsport zu treiben, in geradezu idealer Weise gegeben ist. Berlin, München, Danzig. In diesen Städten finden wir an den dort befindlichen technischen Hochschulen akademische Seglervereine, die, gefördert durch das Vorhandensein großer Wasserflächen, es sich zur Aufgabe gemacht haben, den Segelsport im Rahmen des akademischen Lebens zu betreiben. Daß es gerade die technischen Hochschulen sind, die eine Stätte wurden, wo von Studenten Segelsport getrieben wird, liegt in dem mehr sich praktisch betätigenden Studium, das hier getrieben wird, wodurch mehr Sinn für eine derartige sportliche Betätigung gefördert wird, in zweiter Linie auch daran, daß technische Hochschulen ihre Studenten meist mehrere Jahre an sich fesseln, was für die Ausübung des Segelsports von gewisser Bedeutung ist. Wesentliche Unterschiede trennen die akademischen Vereine von den andern Segelklubs und -vereinen. Während diese eine Vereinigung von Jacht- und Bootsbesitzern sind, die sich zusammenschließen, um gemeinsame Interessen zu vertreten, oder um Regatten zu veranstalten, wollen jene akademischen Vereine ihre Mitglieder, die meist ohne viel Vor-



„Auf Seereise" (A. S. V. Danzig): Frühstück an Bord.

kenntnisse eintreten, zu tüchtigen, selbständigen Seglern erziehen. Um dies erreichen zu können, müssen die Vereine natürlich selbst Jachten und Boote besitzen, auf denen ihren Mitgliedern die Ausübung des Sports ermöglicht wird. Ferner müssen ältere erfahrene Segler die Leitung und Unterweisung der jüngeren Mitglieder auf den durch den Verein zur Verfügung stehenden

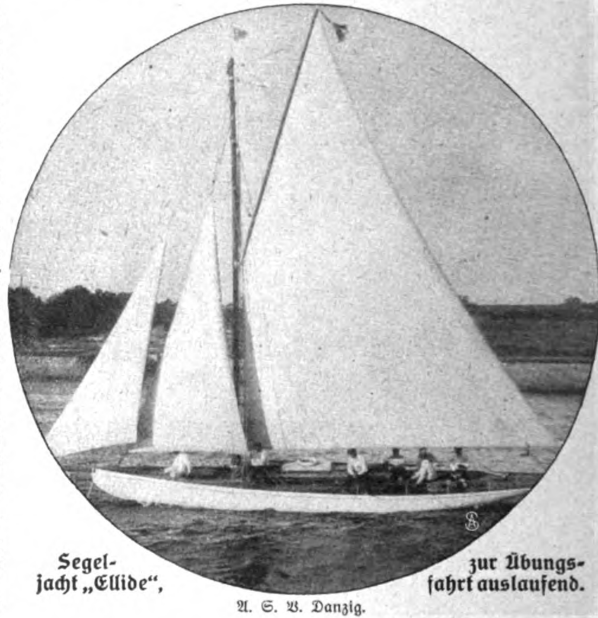


Sonderklassenboot „Aktiv II“ (A. S. V. München): Start zur Regatta.



Eisjacht „Hias“.

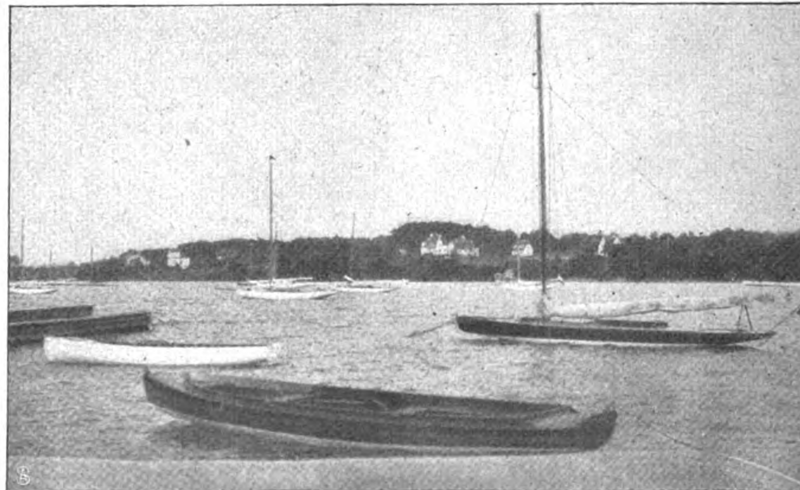
Booten übernehmen. Alles Einrichtungen, die die akademischen Vereine von den anderen unterscheiden. Ein ungefähres Bild der praktischen Betätigung des Segelsports geben wohl am besten die beigefügten Bilder. Ich will daher nur einiges weniges noch hinzufügen. Die Ausbildung der Neueintretenden erfolgt zunächst als Mannschaft auf den großen Schulbooten der Vereine. Auf den zu diesem Zweck veranstalteten Uebungsfahrten heißt es zunächst gehorchen lernen, tüchtig zugreifen und den Befehl des Führers bis ins kleinste befolgen. Nebenher wird der einzelne auf Fahrten mit Jollen und kleineren Jachten mit dem Segeln auf ihnen vertraut,



Segeljacht „Ellide“, zur Übungsfahrt auslaufend.

A. S. V. Danzig.

doch werden auch auf diesen praktische Uebungen nicht auf eigene Faust unternommen, auch hier wieder leiten ältere Führungsberechtigte die Boote, damit in allen Fällen Gelegenheit gegeben ist, sich auszubilden, und Unfälle jeder Art vermieden werden. Der junge Segler bekommt erst dann die Erlaubnis zur selb-



Jachthafen (A. S. V. München): Im Vordergrund Sonderklassenboot „Samoa“.

ständigen Führung, wenn er sein Können durch vorgeschriebene Prüfungen bewiesen hat. Auf der strengen Einhaltung dieser Bestimmungen müssen die Vereine bestehen, da es nur durch sie möglich ist, die nötigen Garantien zu haben, wenn sie ihren Mitgliedern Boote und Mannschaften in allen Situationen anvertrauen.

Von andern Fahrten geben uns einige der Bilder eine Anschauung. Tourenfahrten bei Tag und Nacht, Regattasegeln usw., sie alle fördern die praktischen Kenntnisse und die Liebe zu dem schönen Sport.



Eine Damenfahrt des A. S. V. München.

Doch nicht nur auf den heimatlichen Gewässern wird das Segeln betrieben. In den Ferien, die eine längere Reihe von Tagen der Erholung gewähren, werden weitere Reisen auf See unternommen. Die Berliner und Danziger gehen mit ihren Jachten auf die Ostsee und unternehmen Kreuzfahrten nach Bornholm, Kopenhagen usw. Die Münchner schicken ihre Boote an den Bodensee, der bei seiner Ausdehnung schon einen gewissen Ersatz bietet für die allzu ferne See.

Leider ist im Winter in unsern Gegenden die Ausübung des Segelns so gut wie ausgeschlossen, wenn auch Schlittschuh- und Eisjachtsegeln, falls die Eisverhältnisse günstig, einen gewissen Ersatz bieten. Im Winter findet daher mehr die theoretische Seite ihre Pflege, die durch Außerdienststellungsarbeiten im Herbst, Winterarbeiten an den Booten wertvoll gefördert wird. Alles Arbeiten, die ohne Zuhilfenahme von Bootsleuten vorgenommen werden, um einen praktischen Einblick in alle Teile eines Bootes zu bekommen und dem Führer eine Urteilskraft darüber zu geben, was er seinem Boot im Notfall zutrauen kann.

Dies ist das ungefähre sportliche Bild der akademischen Seglervereine; natürlich sind die Mitglieder dieser Vereine neben den Seglern auch Studenten, sie haben daher auch studentische Einrichtungen, von denen aber hier nicht näher die Rede sein soll. Daß sich beides wohl vereinen läßt, zeigt wohl das studentische Ansehen der betreffenden Vereine an ihren Hochschulen auf der einen Seite. Auf der andern Seite legen Jachten, wie „Glückauf", „Freiheit", die zu den erfolgreichsten deutschen Jachten gehören, und auf denen ausschließlich A. S. V.-er als Mannschaft und Führer gesegelt sind, Zeugnis ab von dem sportlichen Wert dieser Korporationen. Schließlich zeugt das ständige Anwachsen der Vereine, deren gesamte Mitgliederzahl ungefähr 400 beträgt, von der Lebenskraft, die in ihnen steckt.

Brite.

Skizze von El. Doussin.

Sie trug das Haar offen. Dies Haar, das weich und blond und glatt war, in das sich der Wind zu fangen verstand, daß es sich aufblähte wie eine hohle goldene Welle.

So mußten die Frauen ausgesehen haben, die vor tausend Jahren hier über die Dünen schritten. Mit so meerblauen Augen hatten auch sie über die blauen, schwerrollenden Wassermassen in unendliche Weiten hinausgeträumt, als müßte ihnen von dort ein seltsam fremdes Glück kommen.

An jene Frauen dachte er, indem er Brite betrachtete, die kleine Brite, die nun plötzlich erwachsen war.

„Herr von Holfeld," sagte sie, die Blicke von den tanzenden kleinen Wellen, die heute das Meer spielerisch kräuselten, lösend und auf ihn richtend, „sahen Sie vorhin Mama in ihrem weißen Kleid?"

„Ja," erwiderte er, „ich begrüßte Ihre Frau Mutter, ehe ich Ihnen folgte."

„Nicht wahr, Herr von Holfeld, Mama ist schön?"

„Wunderschön!" stimmte er lebhaft bei. „Sie sieht wie Ihre Schwester aus." Brite nickte hastig.

„Wir wollen ein bißchen gehen", sagte sie.

Ihr Begleiter trat an ihre linke Seite und bemühte sich, eine Unterhaltung anzuschlagen, dabei betrachtete er aber die schmalen, feinen Abdrücke, die ihr Fuß im feuchten Dünensand in regelmäßigen Abständen zurückließ. Solch ein entzückendes Füßchen, dachte er, und immer wieder verlor er den Faden. Brite merkte es kaum, sie war viel zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, Gedanken, auf die er nicht im Traum gekommen wäre, so fern lagen sie ihm, und so schwer waren sie.

Er nahm seinen Panama in die Hand: „Heiß ist es wieder ... unerträglich beinah!" rief er aus.

Sie blieb mit einem Ruck stehen: „Wollen Sie umkehren ... wollen wir nach Hause gehen ... wartet Mama?"

„Nein, nein, das wollte ich damit nicht sagen, Brite.

Mit einem flüchtigen, grübelnden Blick streifte sie seine Züge: „Doch! Wir gehen lieber nach Hause, wir können mit Mama im Garten sitzen, sie ist ganz allein."

So bestimmt klang es, daß er nicht zu widersprechen wagte. Und im Gutsgarten unter den schattigen, alten Steineichen hinter dem Haus war es ja so schön, es war überall schön, wo er nur mit Brite zusammensein durfte. Frau Maria würde ihn schon mit ihr allein lassen, auch dort, sie wußte ja nun um seine Liebe, er hatte sich ihr offen anvertraut, mit ihrer Zustimmung warb er um Brites sprödes, junges Herz. Sie beschleunigte plötzlich ihren Schritt, als käme sie nun nicht schnell genug heim.

„Holla!“ scherzte er, „werden wir denn gejagt?“

„Wenn Mama doch wartet . . .“ wich sie stockend aus.

Ihm kam es vor, als wäre sie am liebsten gelaufen wie ein kleines Mädchen, fort von ihm, recht rasch und recht weit fort. Der Wind, der jetzt, wo sie über die Dünen waren, von der andern Seite her drängte, wehte ihr das Haar über Gesicht und Brust, daß sie wie unter einem flimmernden, dichten Schleier ging. Sie ließ es so. Vielleicht war es ihr gerade recht, daß sie auf diese Weise nicht mit ihm reden konnte. Sie sah ihn nicht mehr an.

Und über ihn kam die alte, wehe Mutlosigkeit. Bitter sagte er sich, daß er es eben nicht verstand, ihr näher zu kommen, daß er nicht den rechten Ton traf, wie immer er es auch anfangen mochte. Und doch, noch gab er sie nicht auf, er konnnte nicht, er liebte sie ja.

Frau Maria Dölitz hatte eben den gewohnten Rundgang durch die Ställe gemacht, nun stand sie hinten in der Koppel mit dem Fohlenwärter und ihrem Händler aus Köslin. Der Händler redete eifrig in sie hinein, aber sie schüttelte nur immer lächelnd den Kopf.

Sie verstand etwas von Pferden und auch von Geschäften. Sie war eine schneidige Frau, die ihr Gut mit sicherer Hand bewirtschaftete und von Jugend auf in allen Sätteln gerecht war. Die pommerschen Landfrauen wissen, was sie wollen, und eigentlich machte Leb Bugwitz nicht gern Geschäfte mit ihnen, die Männer ließen sich wahrhaftig leichter überzeugen.

Plötzlich legte sie die Hand beschattend über die Augen, sie hatte Brite und Johann Holfeld auf dem von der See hereinführenden Weg bemerkt: „Also, Bugwitz, heute werden wir nicht handelseinig, vielleicht ein andermal“, sagte sie, ruhig seinen Redestrom unterbrechend und den beiden entgegengehend.

„Mama, Herrn von Holfeld war es zu heiß, wir wollen mit dir im Garten sitzen.“

Frau Maria sah Holfeld einen Moment schweigend an.

Er hob die Schultern, in seinen Mienen lagen Traurigkeit und Unmut.

„Ja, da haben wir allerdings weniger Sonne“, sagte sie gleichmütig. Brite ging voraus.

Frau Dölitz erzählte Holfeld launig von Leb Bugwitz' Gebot auf die beiden Dreijährigen — ihren besonderen Stolz — und die Ausstellungen, die er an ihnen machte.

„Das ist toll,“ sagte er zerstreut, „aber er kann seine Art und Weise nicht lassen, auch bei Ihnen nicht, gnädige Frau.“

Sie schnippte mit den Fingern in die Luft: „Nächste Woche kommt die Königliche Remontenankaufskommission, davor hat er Angst, der brave Leb.“

„Unter die Eichen?“ . . . fragte Brite jetzt, sich halb umwendend.

„Dort sitzen wir jedenfalls am besten“, war die Antwort.

Auf dem Tisch vor den weißen, rundgeschweiften Bänken stand noch das Kaffeegeschirr. Zwischen blumigen Meißner Tassen und Kuchentellern balancierten Spatzen. Brite scheuchte sie mechanisch mit der Hand: „Mama, ich will Lena holen, damit sie abräumt.“ Sie lief, ohne eine Entgegnung abzuwarten, eilig auf das Haus zu. Ihr Kindergesichtchen war kühl und blaß, und ihre Stimme hatte einen Klang, als ob Schluchzen sie bedrängte.

„Was hat sie denn?“ wandte sich Frau Dölitz nun an Holfeld.

„Das weiß ich nicht!“ stieß er ratlos hervor, „aber das eine weiß ich, Hoffnung darf ich mir wohl nicht machen.“

„Nehmen Sie doch Platz“, sagte die Gutsfrau gelassen.

Sie setzten sich beide, er mit zusammengebissenen Zähnen.

„So, haben Sie mit Brite gesprochen, Herr von Holfeld?“

„Von meiner Liebe?“

„Ja!“

„Aber nein doch, gnädige Frau, ich komme ja gar nicht dazu, es ist einfach unmöglich, ich glaube, ich würde bei ihr sofort alles verderben.“ Die Gutsfrau stützte den schönen, klugen Kopf mit dem schlicht gescheitelten Blondhaar in die Hand. Sie überlegte lange. Dann aber sagte sie mit großer Entschiedenheit: „Ich kann Ihnen nichts raten, lieber Herr von Holfeld, sehen Sie selbst, wie Sie zurechtkommen.“

Er seufzte: „Ich kenne mich beinah nicht wieder, im allgemeinen halte ich mich für einen energischen Charakter, aber in der Furcht, etwas zu tun und zu sagen, was Brite mißfallen könnte — und sie ist so eigen — verändere ich mich fühlbar, ich werde ja fast feig!“

„Das müssen Sie nicht.“

„O nein, das müßte ich nicht, aber . . .“

Sie redeten noch hin und her und warteten währenddessen auf die Rückkehr des jungen Mädchens. Lena hatte längst den Tisch abgeräumt. Rot flutete schon die Sonne durch das schwere Laub der Eichen, und die Ostsee erhob lauter ihre dunkle Stimme über die Dünen. Immer wieder richteten sich Holfelds Blicke auf die graue Front des Herrenhauses, auf die langen Reihen geschlossener, weißer Jalousien. Endlich erhob er sich, auch Frau Marie stand auf: „Ich gehe mit Ihnen, ich habe noch im Hof zu tun“, sagte sie.

„Nicht wahr, gnädige Frau, Sie empfehlen mich Brite, ich kann nicht länger warten, ich habe meinen Gaul um sieben Uhr bestellt; übrigens werde ich sie morgen nicht abholen.“

„So, hatten Sie sich verabredet?“

„Ja, wir wollten nach Möllen hinüberreiten.“

„Also nicht“, sagte sie nachdenklich.

Am andern Tag ging Brite in der Halle auf und ab. Sie hatte die Schleppe ihres schwarzen Reitkleides über dem Arm liegen. Draußen vor dem Portal hielt ein Bursche ihren kleinen, ungeduldigen Fuchs.

Holfeld war sonst die Pünktlichkeit in Person. Jetzt zeigte die unbestechliche Uhr in ihrem Sportarmband eine halbe Stunde über die verabredete Zeit.

Es verstrich auch noch eine weitere halbe Stunde.

Brite Dölitz wurde nicht zornig, sie stampfte nicht mit dem Fuß auf, nur in ihren Augen erlosch langsam

das blaue Feuer. Sie öffnete die Haustür und rief dem Burschen leise zu, er möchte den Fuchs wieder zurück in den Stall führen, sie ritte nicht.

In diesem Augenblick trat Frau Maria zu ihr.

„Nun?" fragte sie, ihre Tochter forschend ansehend.

„Er ist nicht gekommen, Mama!"

„Kannst du dir erklären, weshalb nicht?"

„Ja, Mama!"

„Wie denn?" fragte Frau Maria erstaunt.

„Weil du nicht mitkommst", sagte Brite tonlos.

„Meinst du, er brennt so auf die dame d'honneur?"

„O Mama!" stammelte Brite, und aus ihren Augen brach ein seltsam wilder Vorwurf. Sie verließ sogleich die Halle.

Frau Maria strich sich mit einer langsamen Bewegung über die Stirn. Jetzt begriff sie ihr Kind beim besten Willen nicht. Dennoch wagte sie nicht, ihr nachzugehen, um sie zu befragen, aus Scheu, dabei an etwas, das im stillen reifen wollte, zu rühren. Brite hatte doch noch immer in allen Nöten und Freuden den Weg zu ihrem Herzen gefunden? Sie grübelte und fragte sich, ob sie vielleicht etwas versehen oder getan hätte, das das Vertrauensverhältnis zu erschüttern fähig war. Sie besann sich auf nichts, so weit und so sorglich sie auch zurückging. Plötzlich durchfuhr sie ein Empfinden wie Schreck. Wenn Brite etwa auf einen . . . einen derartigen Gedanken verfallen sein sollte . . .? Aber nein, das war ja lächerlich, unsinnig . . . zu dumm . . . nein, nein!

Abermals strich sie sich mechanisch über die Stirn. Wenn Brite doch nur herauskommen wollte mit dem, was jetzt ihr Inneres bewegte und bedrückte, damit ihr ein Anhaltspunkt gegeben würde, nur eine Möglichkeit, unmerkbar helfend einzugreifen. Aber das Mädchen trug sein Geheimnis verschlossen weiter.

Wenn Johann Holfeld herüberkam, verschwand sie jedesmal spurlos, und kein Rufen und Suchen schafften sie herbei.

„Haben Sie nur Geduld," tröstete ihn Frau Maria, „in Brite geht etwas vor; sobald ich weiß, was das ist, sage ich Ihnen offen meine Meinung."

Aber Frau Maria war die erste, die die Geduld verlor.

„Brite, Herr von Holfeld war eben wieder da, er wollte dich sprechen, warum weichst du ihm denn aus?"

Mit dieser Frage trat sie entschlossen in das sonnige Mädchenstübchen, wo Brite am Fenster stand und in den Garten hinuntersah, wo die Nelken rot im Beet brannten und weiße Schmetterlinge wie trunken durch die Duftwolke, die schwer darüberhing, gaukelten.

„Ich . . . ich wollte . . . wollte nicht stören, deshalb kam ich nicht herunter", erwiderte sie, sich widerstrebend umwendend. Frau Maria blickte in das ernste Kindergesicht, in dem sie heute ganz neue, gereifte Züge wahrnahm, Züge, die nur stumme Kämpfe zu zeichnen vermochten.

Eine tiefe Rührung stieg in ihr auf.

„Kleine, dumme Brite!" sagte sie weich.

Plötzlich lagen Arme fest um ihren Hals und ein nasser, schluchzender Blondkopf an ihrer Brust: „Mama, liebe, liebe Mama, ich will dir ja ganz gewiß dein Glück gönnen . . . ja, ich will mich sogar darüber freuen, meine gute Mutti."

„Welches Glück denn, Brite?"

„Nun — er — ich weiß es ja lange schon, ich merkte ja, wie er immer nur zu dir wollte und so lange und heimlich mit dir zu reden hatte . . . und rot wurde, wenn ich plötzlich dazukam. Ach, Mutti, ich will mich darüber freuen . . . daß ihr euch liebt."

„Kleine, dumme Brite", klang es wieder weich und lächelnd von den mütterlichen Lippen. Frau Maria zog die Schluchzende sanft in das Nebenzimmer vor ihren Schreibtisch. Dort wies sie still auf eine Photographie.

„Nun, wer ist das?" fragte sie.

„Doch der Vater . . .?"

„Ja, der Mann, dem ich bis zum Tode Treue gelobte. Nicht nur bis zu seinem, sondern auch zu meinem Tode, so faßte ich es damals nämlich auf, und auf die Auffassung und das persönliche Gefühl allein kommt es an, aber ganz abgesehen davon, so hat ein gewisser jemand in all den — heimlichen und langen Gesprächen mir nur seine Liebe zu einer — andern anvertraut."

„O liebe, arme Mutter!" stieß Brite in einem sonderbaren Gemisch von jähem Glück, heißem Mitleid und leiser Scham hervor.

„Arm . . .?" sagte Frau Maria Dölitz versonnen vor sich niederblickend „habe ich nicht meine wunderstarke Arbeit und mein Gebet um Brites Glück?"

Junger Sommer.

Wieviel Wunder mir kredenzten
Diese sonnenselgen Tage,
Die mit leichtem Flügelschlage
Meine Fahrt froh überglänzten!

Nun den lichtbeseelten Weiten
Trunken schauend hingegeben,
Möcht ich still aus meinem Leben
Ganz in deins hinübergleiten.

Sieh, voll junger Schöpfungsträume
Blühen meine Einsamkeiten!
Laß mein Sehnen dich umbreiten,
Daß dein Herz nicht länger säume.

Deine Königreiche warten,
Alle meine Träume neigen
Ihrem Herren sich zu eigen —
Sommer überrauscht den Garten.

Und sein leuchtend reiches Prangen
Wird im Herzen mir zur Bürde,
Die mir erst gesegnet würde,
Könnt ich sie für dich empfangen.

Ilse Hamel.

Von der Mode.

Hierzu 7 photogr. Aufnahmen.



Weiche Spitzenhaube für kleinere Diners.



Phot. Reutlinger

Capuchonhut zu eleganter Nachmittagstoilette.



Helles Reformkleid mit Samtbesatz.
Phot. Manuel.

Von den Sommertoiletten darf man jetzt wohl sprechen, aber nicht von Sommerhüten. Die phantastischen Gebilde, die „Gedichte" und „Träume", binden sich nicht an die bisher gebräuchlichen Strohformen; sie setzen sich zusammen aus Tüll und Federn und Band und Blumen, und niemand fragt danach, ob sie auch richtig in die Saison passen. Originell müssen die Kopfbedeckungen vor allem sein — um in die etwas eintönigen Linien des heutigen Kleiderschnitts Leben und Bewegung zu bringen. Der künstlerische Takt der Trägerin wird sich der Grenzen wohl bewußt sein, die diese Gesellschafts- und Promenadenhüte niemals zu überschreiten haben.

Der Geschmack der Pariserin hängt besonders an Details ihrer äußeren Erscheinung, und darin liegt vielleicht ihre Eigenart, die nur wenigen andern Frauen erreichbar ist. Eine solche vielbeachtete Nebensächlichkeit des modernen Kostüms ist augenblicklich die große Rückenschleife, die den Abschluß der halblosen Gürtelstreifen bildet. Zwei der beigefügten Abbildungen geben einen Begriff, bis zu welchen Dimensionen sich diese japanische Errungenschaft auswachsen kann. Verwunderlich erscheint das Wohlgefallen an der losen Frauentracht. Hat die Frauenbewegung unter den Damen der französischen Hauptstadt so radikal alle alten Traditionen vernichtet, daß selbst



Großer Hut und farbiges Spitzenkleid für Gartenfeste. — Phot. Manuel.



Phot. Manuel.

Gestickte Toilette mit japan. Schleife.



Phot. Neut-Unger.

Stoffhut mit Eulenfedern.



Phot. Manuel.

Schwarze Seidentoilette mit Ueberwurf.

das Korsett an den neu erwachten Freiheitsideen zugrunde ging? Oder bedeutet diese oft verblüffende Ungezwungenheit nur das letzte „Sichausleben“ vor einer kommenden Steifheit, die keine Bluse kennt und keine kurzen Mieder, die den Panzer und die Wespentaille wieder auf das Programm setzt? T. D.



Das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus

zur Bekämpfung der Säuglingsterblichkeit im Deutschen Reich.

Von Doktor Dr. h. c. von Behr-Pinnow, Vorsitzendem des Kuratoriums.

Gesamtansicht des Auguste-Viktoria-Hauses.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen

Am 4. Juni war ein Jahr vergangen, seitdem das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus in Gegenwart seiner Protektorin, der Kaiserin, eingeweiht und der Betrieb aufgenommen wurde. In dieser Zeit ist die Anstalt zu unzähligen Malen von wissenschaftlichen, sozialen und wohltätigen Vereinen, von interessierten Sachverständigen und Laien besichtigt worden. Trotzdem herrscht in weiten Kreisen noch nicht die richtige Auffassung über Zwecke und Ziele des für das jüngste Deutschland so hochbedeutsamen Instituts. Es wird als „Säuglingsheim", als „Findelhaus", als eine Einrichtung bezeichnet, durch die es ermöglicht werden soll, kränkliche und lebensschwache Kinder aufzuziehen. Letztere Ansicht trifft ziemlich genau das Gegenteil des Richtigen. Man könnte als Motto für die Anstalt die Worte wählen: „Gesunde Kinder gesund erhalten." Das darf sich dann aber nicht auf die 70 bis 80 Säuglinge beziehen, die sich ständig dort befinden, sondern auf die Gesamtheit der gesunden Säuglinge in Deutschland. Es handelt sich um eine physiologische Forschungsanstalt für Säuglingsernährung mit klinischer Behandlung.

In Deutschland sterben jährlich über 400 000 Kinder, bevor sie das erste Lebensjahr vollenden. Es wird wohl wenigen bekannt sein, daß jeder dritte zum Friedhof getragene Sarg einen Säugling birgt. Nach unserer sehr gewissenhaft geführten deutschen Statistik dürfen wir annehmen, daß zwei Drittel aller Säuglinge an Ernährungstörungen sterben, und daß sich unter diesen 200 000 gesunde, physisch lebensberechtigte Kinder befinden. Das beweist, daß die Lehre von der natürlichen Selektion nur in ganz bescheidenem Umfang stimmt; wäre sie richtig, müßte nach solcher „Auswahl" die Sterblichkeit im späteren Kindesalter geringer sein. Aber gerade dort, wo die höchste Säuglingsterblichkeit ist, sterben auch besonders viele Kinder in den auf das erste folgenden Jahren. Der Prozentsatz der sterbenden Säuglinge hat zwar in dem letzten Jahrfünft einigermaßen abgenommen, ist aber noch höher als in den armen Jahren nach den Freiheitskriegen bei geringerer und immer mehr zurückgehender Geburtenhäufigkeit. Dieser Rückgang ist zwar noch nicht annähernd so hoch als in Frankreich, gibt aber zu denken und ist ein Argument gegen die auch sonst veraltete „Uebervölkerungstheorie".



Bei der Arztvisite.

Das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus ist von zwei der berühmtesten und bewährtesten Architekten Deutschlands, den Geheimräten Professor Messel und Stadtbaurat Hoffmann, erbaut. Den sehr wertvollen Bauplatz schenkte die durch ihre vorbildliche Sozialpolitik bekannte Stadt Charlottenburg, die 2¼ Millionen betragenden Bau- und Einrichtungskosten wurden durch Gaben des Reichs, des Staats und einiger weniger Städte, im wesentlichen aber durch begüterte Freunde der Sache aufgebracht.

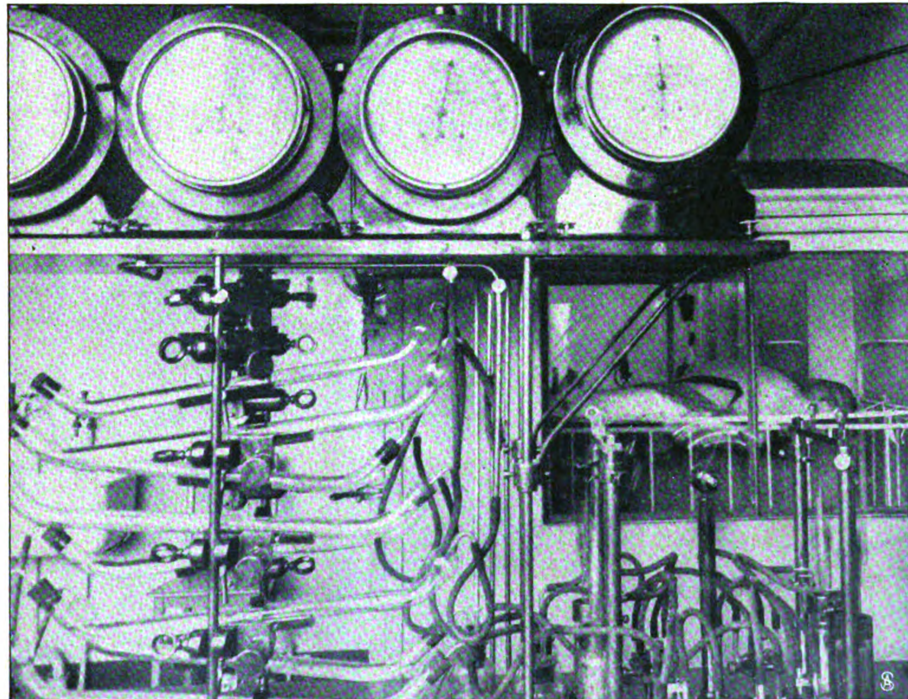


Milchküche des Säuglingheims.

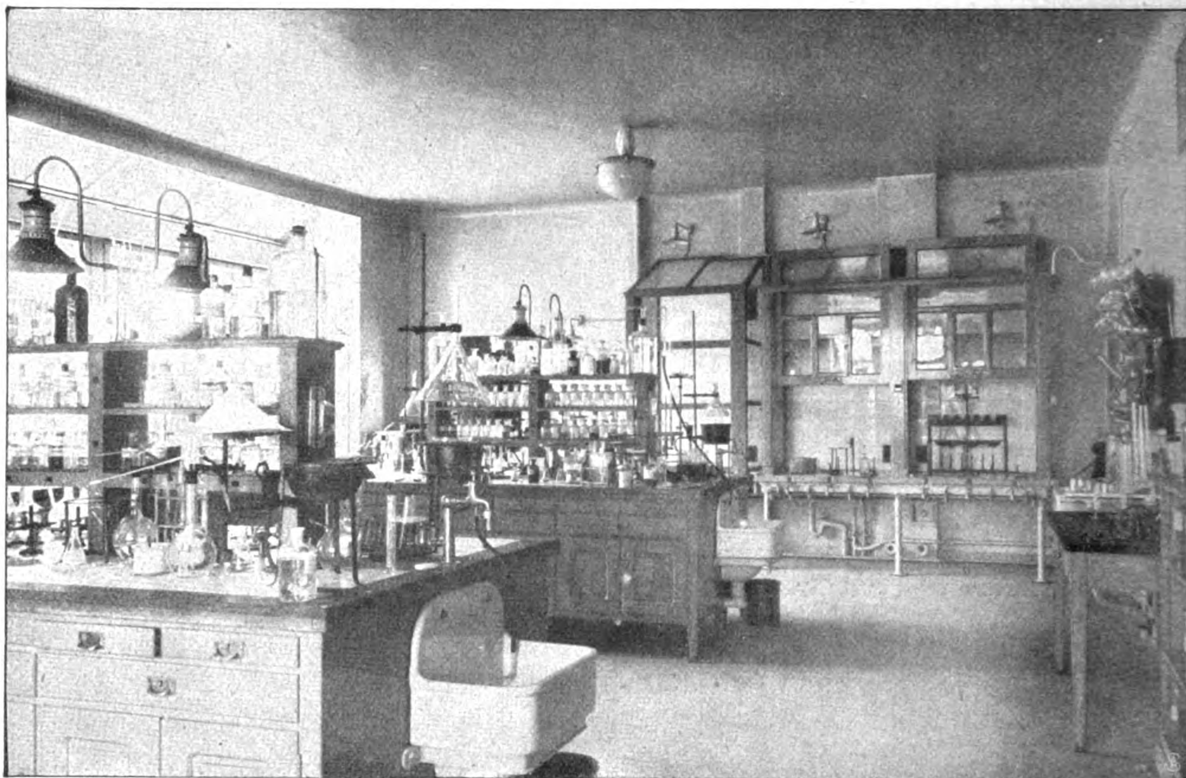
Da das Hauptmittel gegen die Säuglingsſterblichkeit die natürliche Ernährung bzw. die Rückkehr zu ihr iſt — unter ſechs Säuglingen, die ſterben, befindet ſich immer nur ein Bruſtkind — nehmen die Bemühungen für Förderung des Stillens einen breiten Raum ein. Ein bayriſcher Landarzt konnte kürzlich berichten, daß ſeiner Propaganda die Mehrung der ſtillenden Mütter von 40 auf 80 Prozent und dabei in fünf Jahren das Herabdrücken der Säuglingsſterblichkeit um 50 Prozent in ſeinem Bezirk gelungen ſei. Möchte ein franzöſiſches Sprichwort in Deutſchland beachtet werden: Le lait et le coeur d'une maman ne se remplacent jamais.

Das Mütterheim nimmt einen beträchtlichen Raum in dem einen der großen, langgeſtreckten Flügel ein; in ihm haben bereits 145 Kinder das Licht der Welt erblickt, von denen vor der Entlaſſung 2, in fremder, teils nicht kontrollierbarer Pflege 6 geſtorben ſind. Todesfälle an in der Anſtalt entſtandenen Ernährungſtörungen kamen gar nicht vor, und die ungeheure Mortalität der erſten Lebenstage, die auf dem erſten deutſchen Säuglingſchutzkongreß in Dresden durch Geheimrat Profeſſor Dietrich bekanntgegeben wurde, blieb ganz aus. Im Jahr 1905 ſtarben in Preußen an den erſten 4 Lebenstagen ein Neuntel, in den erſten 15 Tagen ein Fünftel der Kinder, die im erſten Lebensjahr dahingerafft wurden.

Sind die in der Anſtalt geborenen Kinder 14 Tage alt, ſo wandern ſie in den andern Flügel, der vier Stationen enthält, von denen zwei für natürlich, eine für künſtlich ernährte und eine für ernährunggeſtörte Kinder beſtimmt ſind. In beiden Flügeln werden wiſſenſchaftliche Beobachtungen geſammelt, beſonders in bezug auf den Stoffwechſel. Abb. S. 1280 zeigt eine



Säugling im Reſpirationsapparat.



Das chemische Laboratorium des Hauses.

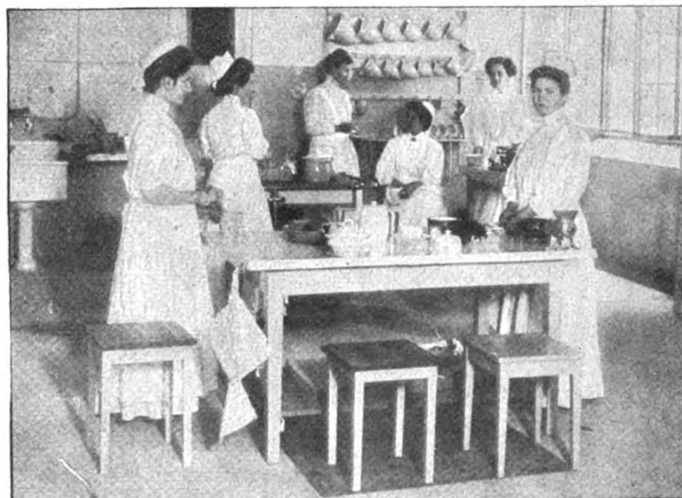
„Visite", Abb. S. 1281 (unten) einen Säugling im Respirationsapparat. Letzterer ist ein hochinteressanter, sehr fein konstruierter Apparat (nach Pettenkofer und Rubner), in dem der gesamte Stoffwechsel, auch die ausgeatmete Luft analysiert werden kann. Die Kinder befinden sich in dem Apparat ganz wohl. Die Verhältnisse in dem Respirationsraum sind, wie genaue Analysen ergeben haben, durchaus physiologisch. Das beweist das körperliche und psychische Verhalten eines Kindes während eines Versuchs. Obenst. Abbildung zeigt eins der vielen Laboratorien, das chemische, in denen die Hauptarbeit des Hauses liegt, und in denen 15 Aerzte und Chemiker arbeiten. Die Ausdehnung und Ausstattung dieser Laboratorien dürfte bisher unerreicht sein. In ihnen werden u. a. wichtige Fragen auf dem Gebiet der Zusammensetzung der Frauenmilch, insbesondere über deren Eiweißkörper und ihre Mineralbestandteile bearbeitet.

Im Hause wird auch der Verbesserung und richtigen Anwendung der künstlichen Ernährung eifrig nachgegangen.

Neben einer gründlich durchgebildeten Schwesternschaft, die hoffentlich bald so zahlreich sein wird, daß das Haus mit ihr auch andere lokale Institute besetzen kann, werden Kinderpflegerinnen zweierlei Art für die Familie ausgebildet, die den besten englischen Lady-Nurses mindestens gleichstehen. Für solche herrscht ein dringendes Bedürfnis, denn meistens pflegt man in Deutschland die Säuglingspflege solchen weiblichen Wesen anzuvertrauen, die dafür noch nicht oder nicht mehr tauglich sind, und die jeglicher Unterlagen in bezug auf Kenntnis des kindlichen Organismus und der Hygiene entbehren.

Endlich wird auch die Frage: Wen lasse ich beides, Ernährung und Pflege meines Kindes, kontrollieren? dadurch zu beantworten gesucht, daß in verschiedenen Kursen Aerzten usw. Gelegenheit zur Fortbildung auf dem Spezialgebiet des Hauses gegeben wird.

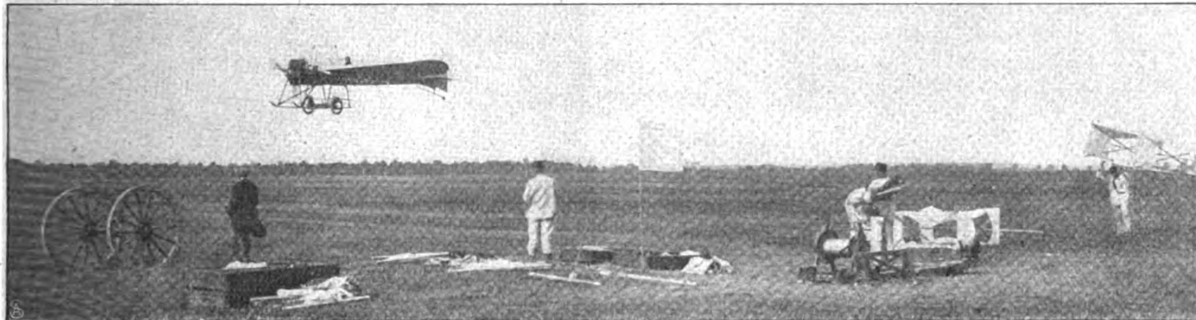
Man sieht: die Aufgaben des Hauses sind sehr umfangreich. Ihre gute Lösung würde von unberechenbarem Vorteil für die Volksgesundheit in Deutschland sein.



In der Schwesternküche.

Die Flugwoche.

Kriegsdrachen zum Ersatz des Fesselballons sind bereits von mehreren europäischen Staaten im Heer eingeführt. Die Verwendung des Flugdrachen, der schon zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt von sich ihrer zur Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre zu bedienen. Die meteorologischen Apparate, bei denen der Verlauf von Temperatur, Luftdruck und Feuchtigkeit dauernd aufgezeichnet wird, sind

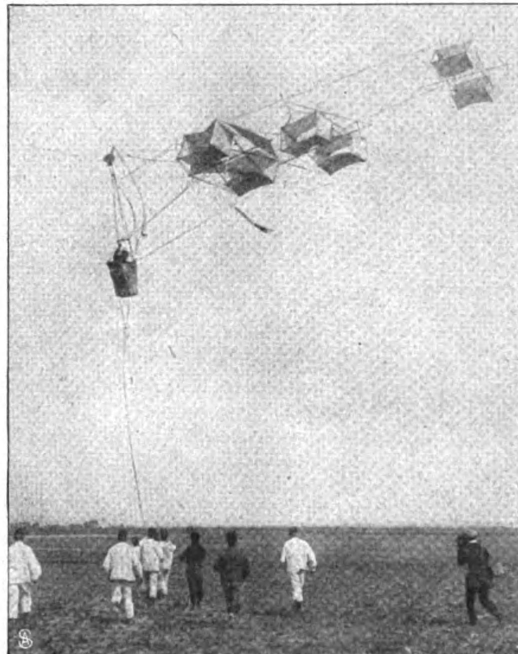


Französische Kriegsdrachen, fertig zum Aufstieg auf dem Flugplatz. Phot. Branger.

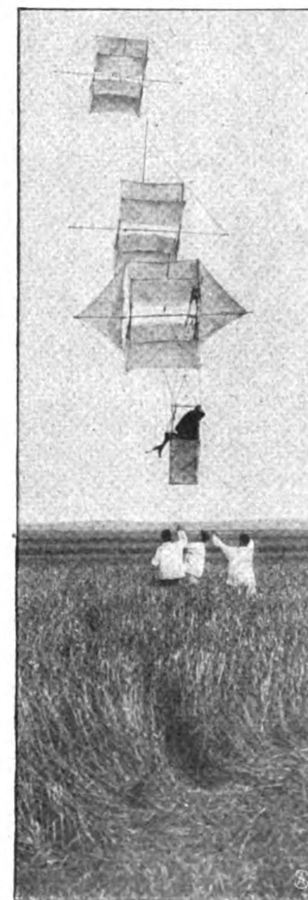
dem chinesischen General Han-Sin im Belagerungskrieg benutzt worden ist für praktische Zwecke, liegt allerdings sehr nahe. Bei uns in Deutschland galt dieses Flugzeug so lange nur als ein beliebtes Kinderspielzeug, bis zuerst in Straßburg i. E. auf Veranlassung von Professor Hergesell durch Professor Euting, Dr. Stolberg und den Verfasser und dann beim Aeronautischen Observatorium des Professors Aßmann zu Berlin Versuche mit Drachen begonnen wurden, die darauf hinzielten, zwar verhältnismäßig leicht, erfordern aber doch fast stets die Anwendung mehrerer Drachen, weil auch das Gewicht des Drahtes, das schließlich bei großen Höhen nicht mehr gering ist, mitgehoben werden muß. Menschen in eine gewisse Höhe zu bringen, ist dementsprechend noch viel schwieriger. Zum erstenmal ist dies in England dem Major Baden-Powell gelungen, der schon 1894 eine Höhe von 80 Meter erreichte. In Amerika und dann in Rußland folgte man bald Englands Bei-



Phot. Roll.
Beim Aufstieg.



In böigem Winde. Phot. Roll.



Phot. „Rapid".
Bei plötzlicher Landung.

wies. In Amerika hob man am 27. Januar 1897 einen auf einem Bambusgestell sitzenden Offizier in die Luft. Es wurden dabei vier Hargrave-Drachen benutzt, die Kastenform zeigten und das Aussehen einer Kommode ohne Rückwand und ohne Schubfächer haben. Im Lauf der Zeit hat man größere Erfahrungen hierbei gesammelt und vor allen Dingen das Material tragfähiger gemacht. Im Monat Mai d. J. gelang es dem schon erwähnten Major Baden-Powell, sich sogar bis zu einer Höhe von [illegible] Meter tragen zu lassen, während es dem Wetterobservatorium zu Washington am 3. Oktober 1907 gelang, Registrierapparate 7044 Meter hoch zu senden. Auch unser deutsches Observatorium erzielte ähnliche große Höhen. In der französischen Armee hat man erst 1908 bei der Marine begonnen, sich eingehender mit Drachensteigenlassen zu beschäftigen. Das vorzügliche Ergebnis dieser Versuche hat dazu geführt, nunmehr den Flugdrachen als Ersatz des Fesselballons in der Armee einzuführen, wie es schon früher in England, Amerika und Rußland geschah. Wenn der Wind für die Luftschiffe „leichter als die Luft" zu stark ist, dann bedient man sich als Ersatz für sie der Drachen. Diese benötigen zum Aufsteigen und Hochheben von schweren Körpern einen Luftdruck, wie er auf die Tragflächen bei einer Windgeschwindigkeit von mindestens 4 Meter in der Sekunde wirkt. Der deutsche Drachenfesselballon vermag zwar noch bei Windgeschwindigkeiten von 15 und mehr Meter in der Sekunde aufzusteigen, aber schon vor diesem Grenzwert würde man zweckmäßiger die Drachen benutzen.

Zur Bedienung eines aus sieben Einzeldrachen bestehenden Gespanns gehören nur vier Mann. Das gesamte Material einschließlich der Gondel, der Winde und des Gepäcks usw. der Mannschaften wird auf zwei leichten Fahrzeugen befördert. Je sieben Drachen, die leicht und schnell zusammengelegt werden können, sind in einer Kiste verpackt. Binnen sechs Minuten nach Auffahren der Wagen ist bei geübtem Personal alles zum Aufstieg bereit: zwei Mann packen die Drachen aus, bringen sie in die richtige Form und befestigen das Kabel, ein dritter sorgt dafür, daß die Leinen sich nicht verwirren, der vierte endlich bedient die Winde mit dem Fesseldrahtkabel. Am letzten Drachen wird die leichte, aus einem mit Segeltuch überzogenen Weidengestell bestehende Gondel befestigt und zunächst mit Ballast in die Höhe gebracht, wobei man sich von der richtigen Fesselung des Gespanns überzeugt. Die Gondel hat eine Höhe von 1,10 Meter und trapezförmigen Grundriß; ihre schmale Seite muß zur Verringerung des Luftwiderstandes stets gegen den Wind gerichtet sein. Bei einer größeren Windgeschwindigkeit von 10 Meter in der Sekunde kommen 7 Drachen, bei 20 Meter nur noch 6 zur Verwendung, bei 30 Meter kann kein Aufstieg mehr stattfinden, weil das Material dann dem Luftdruck nicht mehr gewachsen ist. Das ganze Gespann hat 54 Quadratmeter tragende Oberfläche.

Um beim Reißen des Kabels das Verhalten der Drachen sowie die Stärke des Aufpralls der Gondel auf dem Boden festzustellen, hat man bei einer Reihe von Versuchen das Kabel an den verschiedensten Stellen mit einer Sprengpatrone zerrissen. Die Geschwindigkeit des Falls überschritt äußerst selten zwei Meter in der Sekunde, entspricht also nicht einmal der von einem Menschen beim Abspringen aus einem Meter Höhe erreichten Endgeschwindigkeit. Gelegentlich geriet allerdings bei diesen Versuchen die mit einem Hammel besetzte Gondel in die Bäume, und der Hammel wurde tödlich verletzt.

Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Flugpreise in der Höhe von rund 355 000 Mark sollen in der kommenden Zeit in Amerika ausgefahren werden. Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten standen die Privatleute trotz der großen Erfolge der Gebrüder Wright so lange der Flugtechnik völlig gleichgültig gegenüber, bis Curtiß seine Aufsehen erregende Fahrt von Neuyork nach Albany am 30. Mai 1910 durchführte. Jetzt überstürzen sich die Preise für Ueberlandflüge: 20 000 Dollar hat der Aeroklub von St. Louis für die Fahrt von Chikago über Indianapolis nach St. Louis und zurück ausgesetzt, 10 000 Dollar sind bestimmt für die Fahrt von St. Louis nach Kansas-City, 30 000 Dollar für den Flug von Neuyork nach St. Louis und 25 000 Dollar für die erste Fahrt von Neuyork nach Chikago. Der Fünfstundenflug von Olieslager und der Höhenflug von Brookins auf 2000 Meter legen die Hoffnung nahe, daß einer der Preise, an die sich schon Ende Juli Brookins heranmachen will, bald gewonnen sein wird.

Bilder aus aller Welt.



Geh. Kommerzienrat Gustav Coppel,
Chef d. Solinger Waffenfabrik, feierte seinen 80. Geburtstag.

Der Seniorchef der weltbekannten Waffenfabrik Alexander Coppel in Solingen, der Geheime Kommerzienrat Gustav Coppel, Ehrenbürger der Stadt Solingen, beging am 17. Juli in vollster Rüstigkeit seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar ist seit 44 Jahren Stadtverordneter und war lange Jahre hindurch Handelskammerpräsident.

Generalleutnant z. D. Exzellenz von Unruh feierte vor wenigen Tagen sein 50 jähriges Dienstjubiläum. Der verdiente Soldat hat mit großer Bravour im Feldzug 1864 und 1866 mitgekämpft. Er gehörte dem III. Garderegiment zu Fuß an.

Die bekannte und vielseitige Künstlerin Julia Virginia Scheuermann hat eine Richard-Wagner-Plakette modelliert, die vor wenigen Tagen in Gegenwart des Herzogs von Anhalt in Ems an dem früheren Wohnhaus Wagners enthüllt wurde.



Generalleutnant z. D. von Unruh
feierte sein 50 jähriges Dienstjubiläum.

bildung sein und außerdem 70—80 Waisen Unterkommen gewähren. Auch ältere, erwerbsunfähige Mädchen sollen in dem schön gebauten und überaus zweckmäßig eingerichteten Haus Pflege finden. Das Heim ist mit einem Kostenaufwand von 300 000 Mark erbaut worden und wurde Anfang April mit 42 Insassen in Betrieb genommen. Der Name Christianenheim wurde der Neugründung zur Erinnerung an die Frau Staatsminister Christiane



Phot. Th. Baender.

Julia Virginia Scheuermann vor ihrer Wagner-Plakette.

In Erfurt wurde eine Neugründung der Stiftung „Eisenbahn-Töchterhort" vor kurzem eingeweiht, das Christianenheim. Dieses in herrlicher Lage errichtete Haus soll den Töchtern der Eisenbahnbeamten ein trauliches Heim zum Zweck der Aus-



Miß Elizabeth Asquith,
die Tochter des engl. Premierministers, als Puck im Sommernachtstraum.



Die Einweihung des Christianenheims der Stiftung „Eisenbahn-Töchterhort" in Erfurt.
Von links, obere Reihe: Fr. Kindermann, Wirkl. Geh. R. Fleck, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-R. Hoff, Fr. Christiane v. Breitenbach; untere Reihe: Eisenbahndirektionspräsident Kindermann, —, Staatsminister v. Breitenbach, Regierungsrat Loeffler.

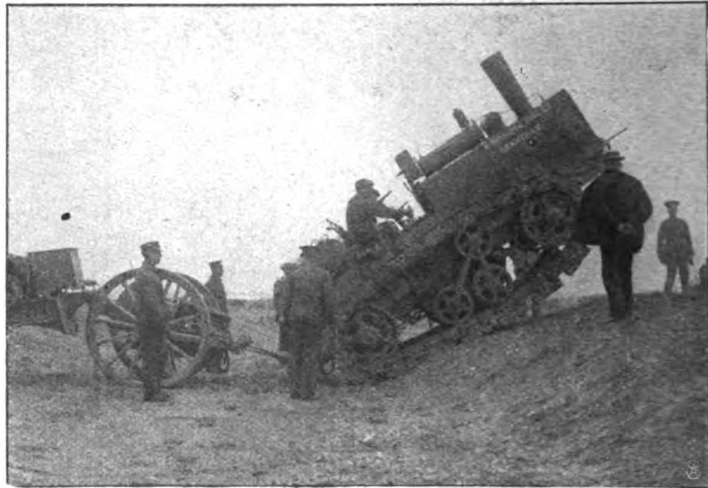
von Breitenbach gegeben, die in besonders wohlwollender Weise die Bestrebungen der Stiftung „Eisenbahn-Töchterhort" gefördert hat. Diese Stiftung verfügt jetzt über ein Vermögen von 900 000 Mark und hat bisher etwa 6000 weibliche Waisen von Beamten und Arbeitern der Eisenbahnverwaltung unterstützt.

Im Park des Stadthauses der Lady Londesborough in London fand kürzlich eine Aufführung Shakespearischer Szenen statt, bei der Damen der Gesellschaft als Schauspielerinnen mitwirkten. Unser obenst. Bild zeigt die anmutige und jugendliche Tochter des allmächtigen Premierministers Asquith in ihrer Rolle als Puck im Sommernachtstraum.

In England ist eine neue Kraftmaschine konstruiert worden, die dazu dienen soll, schwere Lasten, bepackte Trainwagen, Kanonen usw. über schwieriges Terrain zu schleppen. Eine



Neue Badekostüme. Phot. Manuel.



Phot. Gebr. Haeckel.

Kraftmaschine, die ihre Schienen mit sich führt, zum Ziehen schwerer Lasten.

endlose Schienenkette, die die Maschine mit sich führt, macht sie vom Terrain unabhängig, ihre Kraftleistungen sind ganz ungeheure. Es wurden Versuche gemacht, besondere Terrainschwierigkeiten zu überwinden, die einen glänzenden Erfolg zeitigten. Unser Bild zeigt die Maschine im Augenblick, wo sie eine Bodenwelle mit einem Geschütz im Schlepptau spielend überklettert.

Gustav Graf zu Castell-Castell, langjähriger früherer Obersthofmeister am bayrischen Königshof, Generalleutnant à la suite der Armee, Kapitular des St. Hubertusordens, verstarb im Alter von 81 Jahren in Berchtesgaden.



Gustav Graf zu Castell-Castell †
früherer Obersthofmeister am bayrischen Königshof.

Neuer Frauenberuf! In die Feuerwehr von St. Petersburg trat kürzlich Frl. Marie Alexandrowna Yermoloff, die Tochter des ehemaligen russischen Ackerbauministers, als aktives Mitglied ein. Unser Bild zeigt die mutige „Feuerwehrfrau" an der Dampfspritze.



Phot. C. O. Bulla.

Die Tochter des ehemaligen russischen Ackerbauministers Frl. Marie Alexandrowna Yermoloff
als aktives Mitglied der St. Petersburger Feuerwehr.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 31. | Berlin, den 30. Juli 1910. | 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 31.



Die sieben Tage der Woche.

20. Juli.

In Stuttgart tritt der Bund deutscher Gastwirte zu seinem 18. Bundestag zusammen.

In England bildet sich unter dem Vorsitz des Herzogs von Argyll eine Liga zur Bekämpfung der Frauenrechtlerinnen.

Die spanischen Flüchtlinge in Südfrankreich erhalten von der Regierung in Madrid die Erlaubnis zur Rückkehr nach Spanien.

21. Juli.

Ein in Melilla eingetroffener Deserteur der Fremdenlegion berichtet, daß 24 andere Deserteure deutscher Nationalität von den Marokkanern getötet worden sind.

In London wird unter dem üblichen Zeremoniell bekanntgegeben, daß die Krönung des Königs und der Königin von England im Juni nächsten Jahres stattfinden wird.

In Nicaragua bringen die Anhänger des Generals Estrada den Truppen des Präsidenten Madriz bei Acoyapa eine schwere Niederlage bei.

22. Juli.

Der zum Präsidenten von Brasilien gewählte Marschall Hermes da Fonseca trifft zum Besuch in Berlin ein.

Auf den früheren spanischen Ministerpräsidenten Maura wird bei seiner Ankunft in Barcelona ein Revolverattentat verübt. Maura wird durch zwei Schüsse leicht verwundet.

Griechenland lehnt die Forderung der Türkei, die bei dem griechisch-rumänischen Zwischenfall zu Schaden gekommenen Türken zu entschädigen, ab, da Rumänien die Pflicht der Entschädigung übernommen habe.

Aus Honduras kommt die Nachricht von dem Ausbruch einer Revolution.

23. Juli.

Die spanischen Cortes werden, nachdem sowohl der Senat wie die Deputiertenkammer das Attentat auf Maura entschieden verurteilt haben, vertagt.

Ueber die Provinz Mailand gehen verheerende Unwetter nieder, bei denen 66 Personen getötet und über hundert verletzt werden.

24. Juli.

Die in der Croßbai wissenschaftlichen Studien obliegende arktische Vorexpedition des Grafen Zeppelin gibt die geplante Reise nach der grönländischen Küste wegen schwieriger Eisverhältnisse auf.

Der japanische Passagierdampfer „Tetsureimaru" geht an der koreanischen Küste unter. Dabei verliert die Mehrzahl der 246 Passagiere das Leben.

In Frankreich bringen die Generalratswahlen den Parteien der Linken einen erheblichen Zuwachs von Mandaten.

25. Juli.

In dem ungarischen Komitat Szolnokdoboka richten Stürme und Wolkenbrüche große Verheerungen an. In der Hauptstadt Dees werden 25 Personen getötet.

26. Juli.

Das norwegische Storthing wird vertagt.

Das Ministerium von Peru gibt wegen Meinungsverschiedenheiten über auswärtige Fragen seine Entlassung.

27. Juli.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts von Kiderlen-Waechter trifft zum Besuch des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern Grafen Aehrenthal in Marienbad ein.



Hofopernschmerzen.

Von August Spanuth.

Weingartner geht, aber wer wird der neue Herr sein? Man fasse sich in Geduld; sie wird kaum über menschliches Vermögen hinaus in Anspruch genommen werden. Den Wienern allein aber überlasse man die Befriedigung, sich den Nachfolger Weingartners auszuraten. Sie geht es ja vor allem an, sie sind die Nächsten dazu, und obendrein haben sie von jeher das Privilegium beansprucht, Theaterpersonalien zum Gegenstand leidenschaftlicher Erörterungen zu machen. Die Tatsache dagegen, daß Weingartner Wien verläßt, daß er schon so bald einen Posten aufgibt, den er vor weniger als drei Jahren mit Begeisterung angetreten, und um den er von so vielen beneidet worden ist, muß auch außerhalb Wiens musikfreundliche Gemüter in Erregung versetzen. Drängt doch diese Tatsache, losgelöst von allen mehr oder weniger zufälligen Begleiterscheinungen, Fragen in den Vordergrund, die nichts mit bestimmten Persönlichkeiten zu tun, dafür aber große allgemeine Bedeutung haben.

Es ist daher auch unwesentlich, was für Weingartners Rücktritt den letzten, unmittelbaren Anstoß gegeben hat, ob etwas Wahres an all dem endlosen Klatsch gewesen, ob die enorme Rauchentwicklung zu dem vorhandenen Feuer in einem grandiosen Mißverhältnis gestanden hat oder nicht. Die Hauptsache bleibt, daß ein Mann von — unbestritten — außerordentlichen Fähigkeiten sich als Operndirektor nicht halten konnte, trotzdem er das Amt mit wahrem Enthusiasmus und mit sanguinischen Erwartungen über-

nommen hatte, und trotzdem er in seiner Amtsführung durch keine engen Regeln und Verfügungen gehemmt wurde. Die Weingartner genauer kannten, mochten freilich gleich bei seinem Amtsantritt befürchtet haben, daß er zu ausschließlich Künstler, und zwar Musiker sei, um daneben auch noch bemerkenswerte Begabung für Organisation, Disposition, Verwaltung und Rentabilitätsberechnung entwickeln zu können. Aber gerade sie, die ihn kannten, werden jetzt auch zugeben müssen, daß er als Operndirektor doch in mancher Beziehung ein anderer Mann geworden war, als er früher gewesen. Er, der sonst so taktsicher und diplomatisch verfahren konnte, machte als Direktor der Wiener Hofoper manchen Taktfehler; der vorsichtig Abwägende wurde impulsiv und ließ sich auf manche Dinge ein, deren Konsequenzen er sich kaum überlegt haben konnte.

Und doch liegt gerade darin Weingartners Rechtfertigung, denn dieses Amt eines Opernleiters ist für den Musiker eine ungerechte Zumutung und für den Idealisten eine verhängnisvolle. Die Behauptung, daß ein Opernleiter, der Erfolg haben will, gar nicht unmusikalisch genug sein kann, ist lange nicht so paradox wie sie klingt. Zum mindesten muß ein Opernleiter in unzähligen Fällen seine eigenen musikalischen Neigungen beiseite zu setzen verstehen; nimmt er aber gar musikalische Ueberzeugungen zum ausschließlichen Leitprinzip, dann ist er eine unmögliche Proposition. Als scheinbare Ausnahme ließe sich vielleicht Gustav Mahler anführen, aber man darf doch nicht vergessen, daß auch er und die Wiener jahrelang wie Hund und Katze zusammen gelebt haben, daß Mahler eigentlich erst recht „gewürdigt" wurde, als er fort war und die Wiener einen anderen hatten, dem sie seine wirklichen und vermeintlichen Fehler vorhalten konnten.

Ja, wenn die Oper ein Kunstinstitut wäre, dann gehörte natürlich ein Künstler auf den Direktorposten. Aber weil wir zuweilen in unseren Opernhäusern prächtige künstlerische Aufführungen erleben, deshalb brauchen sie doch nicht gleich lauter Kunstinstitute zu sein. Oder existieren irgendwo auf der Erde Opern nur ihrer selbst wegen? Haben sie nicht samt und sonders einen Nebenzweck, der bei Licht besehen wohl gar Hauptzweck ist? Selbst wenn ein Philanthrop käme und eine Handvoll Millionen hergäbe, damit endlich eine Oper rein idealer Art zustande gebracht werden könnte, würde sich ein Nebenzweck wahrscheinlich schon vor der ersten Aufführung einstellen. Ist etwa Baireuth ganz frei von diesem Beigeschmack eines Nebenzweckes, oder ist nicht der Ehrgeiz der Familie Wagners als ein solcher zu erkennen? Ob dieser Ehrgeiz der Sache nur Segen oder ob er ihr auch Nachteil bringt, braucht hier nicht erörtert zu werden, aber gewiß ist er nicht als rein künstlerischer Faktor mitzurechnen.

Der recht prosaische, aber ungemein triftige Hauptgrund, weshalb die Oper kein Kunstinstitut im eigentlichen Sinn des Wortes sein kann, liegt in ihrer Kostspieligkeit. Wenn der Opernleiter dieses tun und jenes lassen muß, bloß weil das Geld nicht reicht, dann hilft ihm eben nur ein Kompromiß mit der Kunst: ergo ist das „Kunstinstitut" dann kompromittiert. Das mag recht ernüchternd klingen, aber will man einer Sache auf den Grund gehen, dann tut man am besten, mit der Beseitigung aller angenehmen Selbsttäuschungen zu beginnen. Nun ist anzuerkennen, daß manche Monarchen ihren Hofopern wenigstens eine relative Unabhängigkeit von der Geldfrage garantieren. Freilich kann eine Oper immer noch mehr Geld gebrauchen, als die vollste „Privatschatulle" herzugeben imstande ist, aber gewiß ist diese relative Unabhängigkeit schon viel wert; sie rückt die Möglichkeit, ein „Kunstinstitut" zu haben, doch etwas näher. Deshalb ist es auch um so schmerzlicher, daß gerade bei der Hofoper gar nicht einmal die ideale Absicht besteht, daß die Hofoper immer nur als ein Bestandteil des Hofes gedacht und geführt wird. Wie könnte sie sich also von den Interessen des Hofes emanzipieren und ganz der Kunst in die Arme sinken! Abgesehen von seiner Hoffnungslosigkeit wäre das auch ein unbilliges Verlangen. Dem Prinzip nach könnte also ein Stadttheater noch viel eher reines Kunstinstitut werden; es hapert nur daran, daß sich mit Prinzipien keine Defizite bezahlen lassen.

Daß man nun an die Stelle des Monarchen nur die Nation zu setzen brauche, um ein ideales Kunstinstitut ins Leben zu rufen, ist ein Traum, den man nach den Erfahrungen mit der „Nationalen Akademie der Musik" in Frankreich wirklich nicht mehr träumen sollte. Weiter als die „Opéra" in Paris kann sich kaum eine wilde Spekulantenoper von dem Begriff des Kunstinstituts entfernen. Wer aber glaubt, daß sich das in Deutschland doch anders gestalten ließe, der lese nur recht aufmerksam den „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters für das Königreich Sachsen" durch, den Richard Wagner einst den maßgebenden Gewalten unterbreitete und mit spöttischen Randbemerkungen versehen zurückerhielt. Die Anmerkungen mögen von Animosität oder Sachkenntnis diktiert gewesen sein, aber man braucht sich nur daran zu erinnern, wie Wagner sich die Wahl des Leiters dachte, um an der Ausführung seines Plans auf diesem mangelhaften Planeten zu verzweifeln. Wagner verlangte: „Der Direktor wird von sämtlichen Mitgliedern des aktiven Theaterpersonals, sowie von sämtlichen Mitgliedern des vaterländischen Dichter- und Komponistenvereins nach Stimmenmehrheit erwählt." Wohl war Wagner nicht nur der größte Dramatiker seines Jahrhunderts, sondern auch ein praktischer Theatermann von seltenem Scharfblick, aber als er diesen Vorschlag für ausführbar hielt, verschwand sein Kopf hoch oben in den Wolken, und seine Füße berührten die Erde nicht. Wenn es diesem Titanen nicht gelungen ist, uns von den „luxuriösen Unterhaltungsanstalten" — wie er die Hoftheater nannte — zu befreien und Kunstinstitute an ihre Stelle zu setzen, dann werden wir uns wohl an den Gedanken zu gewöhnen haben, daß man auf absehbare Zeiten hinaus mit radikalen Umsturzideen im Opernbetrieb weniger ausrichten kann als mit gemäßigten Reformideen.

Vermag doch eine derartige „luxuriöse Unterhaltungsanstalt" gar viel für die Kunst zu tun, und ohne ein Kunstinstitut im strengeren Sinne zu sein, kann sie doch edler und veredelnder Kunst ein Heim bieten. Warum sollte sie also nicht der Sympathie und der Unterstützung aller Gebildeten wert sein? Etwa bloß deshalb, weil sie auch dem Luxus und dem bloßen Unterhaltungsbedürfnis Konzessionen macht? Wenn man nur verhüten kann, daß Luxus und Unterhaltungsbedürfnis zu sehr das Uebergewicht bekommen und die Kunst unverhältnismäßig beeinträchtigen, leistet man der Kunst positivere Dienste als durch das Herumreiten auf Prinzipien und das Ausbrüten von Utopien.

Zieht man den Fall Weingartner recht vorurteils- und leidenschaftslos in Erwägung, so muß man auf

Walzer-Wettbewerb der „Woche"

Der deutscheste Tanz ist der Ländler und sein rascherer Bruder, der Walzer, der noch am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schlechthin „Deutscher" genannt wurde. Und es gab Blütezeiten der Walzerkomposition: Haydns, Schuberts, Beethovens deutsche Tänze bedeuten einen Höhepunkt, die Walzer von Lanner und Johann Strauß haben seither ihresgleichen nicht gefunden, so hoch man immer die Produkte moderner Bemeisterer des Tanzrhythmus einschätzen mag. Auch unsere Bälle werden vom Walzer beherrscht, aber was wir hier zu hören bekommen, sind meistens adaptierte Gesangwalzer, Zusammenstellungen der „Schlager" aus gangbaren Operetten; selten oder nie schreibt man heute Walzer zu dem Zweck, daß auch wirklich nach ihnen getanzt werde. Diese Tatsachen geben uns den Anlaß zu einem

Preisausschreiben für Tanzwalzer

im Klaviersatz. Ueber die Bedürfnisfrage ist kaum zu reden: wer würde nicht einen neuen, guten Walzer von rhythmischer Schwungkraft und melodischer Eigenart auf das freudigste begrüßen? Als formales Muster gelte Johann Straußens Walzer „An der schönen, blauen Donau": eine Einleitung, mehrere Teile, gegensätzlich im Charakter und doch zusammengehalten durch die Kennzeichen gemeinsamer Art, zuletzt ein Anhang, sozusagen ein Schlußwort zum Ganzen.

Das Preisrichteramt haben in liebenswürdiger Weise übernommen die Herren:

Kgl. Hofkapellmeister Prof. Dr. Beier, Cassel, Professor Hans Hermann, Godesberg a. R.
Armee-Musikinspizient Grawert, Berlin, Professor Dr. Carl Krebs, Berlin,
K. K. Hofball-Musikdirektor Johann Strauß, Wien.

Für die drei besten Arbeiten setzen wir folgende Preise aus:

Erster Preis . . . . **3000** Mark
Zweiter Preis . . . . **2000** Mark
Dritter Preis . . . . **1000** Mark

Wir behalten uns vor, weitere von den Preisrichtern ausgewählte Beiträge gegen ein Honorar von je 200 Mark zu erwerben. Schlußtermin für die Einsendung von Beiträgen ist der 1. Oktober 1910. Durch die Einsendung von Beiträgen erkennen die Teilnehmer am Wettbewerb die unten abgedruckten Bedingungen als für sie verbindlich an.

Bedingungen des Wettbewerbs:

1. Die Teilnahme am Wettbewerb steht jedermann frei. Die Einsendung mehrerer Beiträge durch dieselbe Person ist gestattet, doch muß jeder Beitrag mit besonderem Merkwort versehen sein (siehe 3). Die Beiträge müssen Originalarbeiten und dürfen noch nirgends veröffentlicht sein. Nur Klavierkompositionen werden zugelassen.

2. Die Manuskripte müssen so deutlich geschrieben sein, daß sie sofort in Druck gegeben werden können.

3. Die Beiträge dürfen nur mit einem Merkwort (Motto), keinesfalls aber mit dem Namen des Verfassers unterzeichnet werden. Beizulegen ist ein verschlossener Umschlag, der das gleiche Merkwort als Aufschrift trägt und einen Zettel mit dem Namen und der genauen Adresse des Einsenders enthält.

4. Die Beiträge sind zu adressieren an die Redaktion der „Woche", Berlin SW 68, Zimmerstraße 36/41, und mit der Aufschrift zu versehen: „Walzer-Wettbewerb".

5. Beiträge werden nur bis zum 1. Oktober 1910 angenommen und später eingehende Beiträge nicht berücksichtigt.

6. Die Sichtung der Beiträge erfolgt durch einen von der Redaktion der „Woche" gebildeten Prüfungsausschuß, der darüber zu entscheiden hat, welche Beiträge den Preisrichtern vorzulegen sind.

7. Die Preisrichter entscheiden endgültig, welche Beiträge durch die ausgesetzten Preise von 3000, 2000 und 1000 Mark ausgezeichnet und welche dem Verlag zur Erwerbung vorgeschlagen werden sollen.

8. Durch Zahlung der Preise bezw. Honorare erwirbt der Verlag August Scherl G. m. b. H. das ausschließliche Verlags-(Abdrucks)-Recht an den Beiträgen auf unbeschränkte Zeit und in unbeschränkter Form, also auch der Einzelausgabe bzw. der gemeinsamen Ausgabe mit anderen Walzern aus diesem Wettbewerb. Den Komponisten verbleiben die Rechte der öffentlichen Aufführung, der Herstellung von Auszügen, der Einrichtung für einzelne oder mehrere Instrumente oder Stimmen, sowie der Vervielfältigung durch Uebertragung auf Instrumente, die zur mechanischen Wiedergabe von Musikstücken dienen.

9. Die verschlossenen Umschläge werden erst geöffnet, nachdem die Preisrichter über die Annahme der Beiträge und die Preisverteilung endgültig entschieden haben.

10. Erst nach der Verkündung des Ergebnisses des Wettbewerbs werden diejenigen nicht verwendeten Beiträge zurückgeschickt, denen das Porto für die Rücksendung beigefügt war. Eine vorherige Rücksendung einzelner Beiträge findet auf keinen Fall statt.

Berlin SW 68,
Ende Juli 1910.

August Scherl
G. m. b. H.

HANNS ANKER

die Idee kommen, daß dem Künstler gerade eine zu weitgehende Aktionsfreiheit gefährlich wurde, daß er mit seiner Künstlerschaft Aufgaben nicht lösen und Maßregeln nicht treffen konnte, die sich aus der Zwiespältigkeit eines Hof- und Kunstinstituts ergaben. Es ist schon gefährlich, einem Künstler bloß die Festlegung des Repertoires ohne Beirat zu überlassen; je „idealer" er veranlagt ist, desto ärgeren Mißgriffen setzt ihn seine ideale Anschauungsweise aus. Ist es doch einem echten Künstler geradezu unmöglich, sich ganz frei von Idiosynkrasien zu halten. Es liegt in seiner innersten Natur, im Künstlertemperament, daß sich in seine Ueberzeugungen unversehens ein Quentchen Eigensinn einschleicht. Das ist der an und für sich ziemlich harmlose Fluch der Begeisterung, der Ekstase. Aber der Eigensinn kann bis zu einer schädlichen Intensivität anwachsen, wenn er unverhofft auf Widerstand stößt. Bleibt das Publikum also gleichgültig bei einer Aufführung, deren „was und wie" so recht den Ueberzeugungen des Künstlerdirektors entsprachen, dann nimmt er das womöglich als eine Herausforderung zum Kampf hin, dann fühlt er die Verpflichtung, das Publikum zu erziehen, zu seinen höheren Kunstanschauungen zu bekehren. Er läßt also die Aufführung wiederholen, oder er läßt ihr ähnliche folgen. Daß dem Hofinstitut, dem er vorsteht, gar nicht daran liegt, solche Erziehungsresultate zu zeitigen, fällt ihm dann meistens erst zu spät ein, wenn schon viel Begeisterung, Mühe und Geld vergeudet worden sind. Nichts aber macht den Menschen so müde und mißmutig, wie vergebliche Bemühungen, und wenn der Künstlerdirektor selbst auch immer wieder aufs neue mit Enthusiasmus an die Arbeit geht, werden doch seine Mitarbeiter, die Geleiteten nur noch mit halber Kraft mittun, sobald einmal das Vertrauen zur Führerschaft erschüttert worden ist.

Die Repertoirefrage ist aber nur eine von den vielen, die nicht der einseitigen künstlerischen Autorität zur Entscheidung überlassen bleiben sollten; aber sie ist vielleicht die markanteste, weil in ihr jene doppelten Forderungen am drastischsten zum Ausdruck kommen, die an eine Hofoper gestellt werden.

Die Kehrseite der allzu großen Aktionsfreiheit ist nun freilich noch betrüblicher, und leider gibt es mehr als ein Hoftheater, an das der Leser als entmutigendes Beispiel für allzu große Gebundenheit der musikalischen Leiter denken mag. Bei einseitig künstlerischer Oberleitung sind immerhin doch einzelne Lichtblicke im Repertoire möglich, wo aber die „musikaliche Leitung" zum bloß ausführenden Werkzeug erniedrigt wird, da muß im Repertoire Stagnation und Irrtum herrschen; und in der Ausführung selbst wird die Inspiration automatisch eliminiert. Eine Hofoper, die streng bureaukratisch von der Hofkanzlei aus geleitet wird, mißbraucht das kostbare Privilegium, das ihr aus der relativen Unabhängigkeit von finanziellen Rücksichten erwächst. Unkünstlerische Maßnahmen werden da unversehens zu antikünstlerischen, und wo die höfischen Rücksichten die Kunst ganz und gar in eine Bedientenrolle zwängen, leidet schließlich sogar das Ansehen der Oper als Hofinstitut. Denn wenn die Hofoper auch nicht als Kunstinstitut pur et simple aufgefaßt werden darf, so kann sie doch auf künstlerische Reputation nicht verzichten, ohne zu einem Zerrbild zu werden. Eine musikalische Leitung, die kaum noch zu gelegentlicher Beratung herangezogen wird, die nur Aufträge erhält, und der zur Ausführung dieser Aufgaben womöglich die einzelnen Werkzeuge — also zum Beispiel die Rollenbesetzung — vorgeschrieben werden, ist keine Leitung mehr, sondern nur noch ein untergeordnetes Exekutivorgan. Die besten Kapellmeister und die teuersten Sänger können aber ihr Wertvollstes nicht geben, wenn sie nicht Teile eines lebendigen Organismus sind, und lebendig kann der Opernorganismus nur sein, wenn die einzelnen Teile das Zentralorgan nicht als Fremdkörper empfinden.

Die Erfahrung lehrt, daß an solchen Hoftheatern die besten Leistungen erzielt werden, wo administrativer und künstlerischer Oberleiter zwar gesonderte Persönlichkeiten sind, aber in voller Harmonie zusammenarbeiten. Da eine haarscharfe Abgrenzung der Autoritätsbefugnisse des einen und des andern unmöglich ist, kommt alles auf die individuelle Disposition und den guten Willen der beiden Hauptfaktoren an. Der letztere verwandelt sich aber in objektiv bösen Willen, wenn der eine nur dem Hof, der andere nur der Kunst Rücksichten schuldig zu sein glaubt. Unter den gegebenen Verhältnissen wird natürlich der „andere" immer unterliegen müssen. Solange beide eigensinnig an zwei verschiedenen Strängen ziehen, ist kein harmonisches Resultat zu erwarten. Wohl mag der Intendant Anwalt der Hofinteressen und der Kapellmeister Anwalt der Kunstinteressen sein, aber sie dürfen nicht versuchen, sich gegenseitig zu übervorteilen.

Man kann Weingartner, den ausgezeichneten Dirigenten, als ein Opfer schiefer Verhältnisse ansehen. Er trat seinerzeit als Kapellmeister der Berliner Hofoper zurück, weil er es müde war, bloß Aufträge auszuführen; und er legt nun sein Szepter in Wien nieder, weil es ihm Gebiete unterstellte, die zu beherrschen seiner Künstlerschaft nicht gegeben war. Ist es nicht ein Verlust für die musikalische Welt, daß sich unter den vorwaltenden Verhältnissen an den beiden größten deutschen Opernbühnen keine Stellung schaffen ließ, die ihm die ganze Entfaltung seiner hervorragenden Eigenschaften ermöglichte? Kann man an maßgebenden Stellen den Fall Weingartner als rein persönliches Begebnis passieren lassen, ohne eine Lehre daraus zu ziehen?

Und wenn man einmal dabei ist, aus Ereignissen Lehren zu ziehen, sollte das Publikum sich nicht so bescheiden zurückhalten, besonders jener Teil nicht, der in Wien gleich bereit war, leidenschaftlich gegen Weingartner Partei zu ergreifen. Das Publikum ist in seinen Anforderungen an die Oper im allgemeinen und an die Hofopern im besonderen nicht selten viel zu extrem. Wer zum Beispiel Straußianer ist und deshalb ein Ballett vom Grund der Seele aus verachtet — bis vielleicht Strauß selbst mal eins schreibt — der sollte nicht gleich in ästhetische Entrüstung ausbrechen, wenn ein Monarch es wagt, sich in seinem Hoftheater dennoch ein Ballett vortanzen zu lassen. Wenn nur im übrigen die größere Kunst nicht darüber zu sehr vernachlässigt wird. Einem Hofoperndirektor aber einen Skandal zu bereiten, weil er in der „Walküre" einige Striche anbringt, ist zum mindesten eine Geschmacklosigkeit. Fühlt man sich zum Protest verpflichtet, dann ist die einzig würdige Art, solchen „verstümmelten" Aufführungen fern zu bleiben. Da aber Wagner selbst — unter Umständen — solche Striche sanktioniert hat, sind die Stürmer noch nicht einmal prinzipiell im Recht. Weshalb gebärdet man sich dann also, als sei damit ein Verbrechen an Wagner begangen worden? Die Wiener Hofoper ist eben ein Opernhaus, eine „luxuriöse Unter-

haltungsanstalt“ und kein Wagnertheater. Daß sie trotzdem manche wundervolle Wagneraufführung zustande gebracht hat, würde selbst der Meister nicht in Abrede stellen. Jene Eiferer haben also nicht dazu beigetragen, dem Wiener Hofoperndirektor seine Arbeit zu erleichtern, und wenn sie nun seinen Nachfolger — wer immer das sein mag — mit Hosianna empfangen sollten, ist zehn gegen eins zu wetten, daß auch das „Kreuzige“ nicht lange auf sich warten lassen wird.

Es gibt Orte in Deutschland, wo die musikalische Bevölkerung gegen ihre Hofoper förmlich empört ist, und wo deren musikalische „Leiter“ resigniert das Verderben seinen Gang gehen lassen und sich nach anderen Stellen umsehen. Da kann natürlich nur ein radikaler Systemwechsel nützen, der von oben angeordnet werden muß. Anderwärts dagegen steht es weniger schlimm, aber trotzdem hört man auch dort heftige Klagen, die wohl aus unklaren Vorstellungen über die Betätigungsgrenze eines Hofinstituts geboren werden. Sie müssen gegenseitige Verstimmung nach sich ziehen und die Aussichten auf Besserung illusorisch machen. Und am lautesten stellen oft Leute die „ideale Forderung“, die man am seltensten im Opernhaus sieht. Das Opernhaus ist nun einmal nicht dazu da, um lauter ideale Forderungen zu erfüllen, es will auch „luxuriöse Unterhaltung“ darbieten, die keineswegs der Kunst feindlich gesinnt zu sein braucht. Nur der Kunstsnob bildet sich ein, es müsse jeden Abend im Opernhaus ein wahrer Kunstgottesdienst stattfinden; der wahre Kunstfreund würde das gar nicht aushalten. Wie die Oper als Kunstform nicht ohne Kompromiß ins Leben gerufen werden konnte, so basiert auch das Institut des Opernhauses auf einem Kompromiß; wie könnte es da unter einer einseitigen Leitung gedeihen, die dieses Kompromiß ignoriert?

Schutz den Augen.

Aerztliche Betrachtungen und Ratschläge von Stabsarzt Dr. Wiedemann.

Die Reisezeit steht in voller Blüte, der Erholungsbedürftige ist aus den Großstädten aufs Land, an die See und ins Gebirge geflohen. Der Kulturmensch sucht nach dem hastenden Kampf des modernen Lebens und nach den Alltagsorgen Erholung.

Durch die gänzlich veränderten Lebensverhältnisse drohen ihm aber auch gesundheitliche Gefahren. Von diesen sollen uns heute die Schädigungen der Augen beschäftigen, die leider oftmals eintreten, die aber leicht durch geeignete Maßnahmen verhindert werden können.

Am häufigsten wohl ist der als Schneeblindheit bezeichnete Krankheitzustand, der, wie der Name sagt, bei Wanderungen im Hochgebirge über Schneefelder und an Schneeflächen vorbei auftritt. Er hat, man muß sagen leider, das Charakteristische, daß sein Höhepunkt nicht während der Tour, sondern erst später, am Abend oder in der folgenden Nacht, eintritt, zu einer Zeit also, wo die schädigende Lichtfülle gar nicht mehr auf die Augen wirkt. Im Gebirge gelangen außer den direkt von der Sonne kommenden Strahlen auch die vom Schnee zurückgeworfenen auf unsern Körper, verbrennen die unbedeckten Hautpartien und rufen an unsern Augen schwere Entzündungserscheinungen hervor. Die Lider schwellen mehr und mehr an, eine Blutüberfüllung der Bindehäute, heftige Lichtscheu und schmerzhafter Lidkrampf stellen sich ein. Bei hochentwickeltem Krankheitsbild gesellt sich noch eine Abschilferung der oberflächlichen Hornhautschichten und eine Entzündung der Hornhaut hinzu, und zuweilen erstrecken sich die Störungen auch auf die tieferliegenden Gebilde des Augapfelinnern, auf die Regenbogenhaut und auf den Strahlenkörper. Konzentrierte Lichtquellen können ferner Veränderungen in der Netzhaut hervorrufen. Fälle schwerer Blendung und dauernde Verdunklungen im Gesichtsfeld sind durch Sonnenlicht öfters erzeugt worden. Auch durch Blitzstrahlen können die Augen empfindlich geschädigt werden. Ob die nach Blitzschlag beobachtete Trübung der Kristallinse im Auge (sogenannter Blitzstar) auf die gewaltige Fülle von Licht zurückzuführen ist, die ein vor den Augen niederfahrender Blitz aussendet, oder ob es sich hierbei mehr um eine elektrolytische Wirkung handelt, ist noch nicht sichergestellt.

Bei der wissenschaftlichen Erforschung der oben geschilderten Symptome hat sich nun ergeben, daß sie sich in nichts unterscheiden von dem Krankheitsbild, das unter dem Namen „Ophthalmia electrica“ oder elektrische Augenentzündung bekannt geworden ist.

Der Gedanke lag sehr nahe, daß den gleichen Wirkungen auch gleiche Ursachen zugrunde liegen müssen, und in der Tat sind als gemeinsame Schädlinge dieser beiden Erkrankungsformen die sogenannten ultravioletten, d. h. jenseit des Violetts im Spektrum gelegenen Strahlen ermittelt worden. Es sind dies unsichtbare Strahlen von kürzester Wellenlänge, die ein sehr erhitzter Körper — der Sonnenball und unsere modernen Lichtquellen — aussendet.

Kranke und entzündete Augen bedürfen eines Schutzes schon bei einer Lichteinwirkung, durch die gesunde Augen noch in keiner Weise belästigt oder geblendet werden.

Die Schutzbrillen haben gerade in den letzten Jahren entsprechend dem Fortschritt der Wissenschaft eine häufige Wandlung erfahren. Die verschiedene Färbung ihrer Gläser wird dadurch hervorgerufen, daß sie die Strahlen der ihnen zukommenden Farbe durchlassen, die übrigen jedoch auslöschen. Für die absorbierende Kraft der Schutzgläser ist außer der Farbe und dem Durchmesser auch ihre chemische Zusammensetzung maßgebend.

Noch immer viel gebraucht werden blaue Schutzgläser, die zwar je nach ihrem dunkleren oder helleren Farbenton die Intensität des Lichtes mehr oder weniger abschwächen, die aber nach dem Ergebnis der angestellten spektrographischen Untersuchungen in keiner Weise das Eindringen der ultravioletten, chemisch wirksamen Strahlen in das Auge verhindern.

Weit verbreitet und beim Publikum sehr beliebt sind die rauchgrauen Gläser, weil sie beim Tragen weniger auffallen als die bunten. Rauchglas schwächt das ganze Spektrum ab und absorbiert namentlich in seinen dunkleren Farbentönen auch teilweise die ultravioletten Strahlen. Sie bleiben aber in dieser Eigenschaft, wie wir sehen werden, weit hinter andern neueren Fabri-

katen zurück. Durchaus zweckmäßig und daher auch von augenärztlicher Seite viel verordnet sind diese farbigen Gläser bei Krankheitzuständen der Bindehäute und Hornhäute, die mit starkem Blendungsgefühl einhergehen.

Das gelbe Glas zeigt eine sehr gute Lichtdurchlässigkeit, setzt daher die Sehschärfe durch Lichtabsorption nur wenig herab und löscht trotzdem die ultravioletten Strahlen größtenteils aus.

Eine glückliche Kombination von Grau und Gelb führte der Pariser Arzt Fieuzal ein. Diese Gläser haben ihre Bedeutung durch die Tatsache, daß sie nicht nur das Eindringen der schädlichen Strahlen ins Auge hindern, sondern auch die Lichtintensität abschwächen, was bei der Behandlung von Reizzuständen am Auge von Wichtigkeit ist.

Neuerdings viel verwendet werden die Hallauer Gläser, das sind graugrüne Sorten, die in hervorragendem Maß sowohl die Absorption ultravioletter als auch blendender sichtbarer Strahlen bedingen. Besonders zu empfehlen sind die graugrünen mittleren Nuancen; sie sind nach außen weniger auffallend und entstellend als die gelblichen Sorten. Und das spielt doch auch, besonders bei unserer Damenwelt, eine wichtige Rolle.

Die grünen und grauen Euphosgläser haben gleichfalls einen hohen Absorptionswert und sind daher auch sehr zweckmäßig. Sie haben als Beleuchtungsgläser eine große Verbreitung. Der Vorschlag, die Glasumhüllungen bei den Lichtquellen mit dicken Wandstärken herzustellen, hat sich als nicht praktisch erwiesen, ebensowenig gelingt es, durch Matt- und Milchgläser unsere Lichtquellen von den schädlichen Strahlen zu befreien. Das Euphosglas absorbiert aber ohne großen Lichtverlust die ultravioletten Strahlen und übt für das Auge eine angenehme Wirkung aus.

Für manche Berufsarbeiten, bei denen es darauf ankommt, genau die Farben zu unterscheiden, sind farbige Schutzgläser nicht zu benutzen, so z. B. für Färber, Signalisten und für Schmiede, die das Stadium der Glut der Farbe nach erkennen müssen.

Für diese Fälle empfohlen wird ein Schwerflintglas von bestimmter Zusammensetzung, das bei schwachgelbem Farbenton die schädlichen Strahlen wenigstens zum großen Teil vernichtet.

Allgemein kommen nur gering gefärbte und daher gut lichtdurchlässige Gläser überall dann in Frage, wenn anhaltende Naharbeit bei einer intensiven künstlichen Lichtquelle geleistet werden muß. Denn wie wir wissen, ist länger dauerndes Schreiben und Lesen bei mangelhaftem Licht eine der wichtigsten Ursachen fortschreitender Kurzsichtigkeit.

Wir hatten an der elektrischen Augenentzündung gesehen, daß unsere modernen Lichtarten einen besonders großen Reichtum an kurzwelligen, dem Auge schädlichen Strahlen haben. Andere Beleuchtungstechniker haben uns Lichtquellen mit immer größerer Lichtstärke geliefert, indem sie die Temperatur der leuchtenden Körper mehr und mehr steigerten. Je heißer aber ein leuchtender Körper ist, desto größer ist der Anteil der von ihm ausgehenden ultravioletten, nicht sichtbaren Strahlen an der Gesamtstrahlung.

Die einfachen Petroleumlampen mit Zylinder sind verhältnismäßig arm an ultravioletten Strahlen. Das empfinden viele sehr wohl, und daher hat die Petroleumlampe auch heute noch neben den elektrischen und Gasglühlampen ihre Bedeutung nicht eingebüßt.

Das Gasglühlicht enthält reichliche ultraviolette Strahlen, doch wird es darin noch übertroffen vom Azetylengaslicht.

Die elektrischen Glühlampen und Bogenlampen gehören auch zu den an unsichtbaren Strahlen sehr reichen Lichtquellen.

Die traurigen Fälle von Schneeblindheit und von elektrischer Augenentzündung können wir, seitdem wir Mittel zur Fernhaltung der dem Auge schädlichen Lichtstrahlen gefunden haben, mit Sicherheit verhüten. Wir müssen nur die dazu nötigen Schutzgläser beizeiten, das heißt, ehe wir uns dem intensiven Licht aussetzen, anwenden.

Nicht aber kann es ihre Aufgabe sein, für erkrankte Augen die passenden Schutzgläser anzuraten. Denn hier ist die Art des Augenleidens für die Beurteilung, welche Form und Farbe die zu tragenden Schutzbrillen haben müssen, von ausschlaggebender Bedeutung. Auch vieles andere ist dabei zu berücksichtigen, so die Abhaltung von mechanischen Schädigungen bei den verschiedenen Berufen und die möglichst ausgiebige Beschützung vor Staub und Wind. Hier im Einzelfall zu raten, ist Sache des Augenarztes. Nicht unerwähnt soll aber hier noch bleiben, daß durch das nach Augenentzündungen unnötig lange fortgesetzte Tragen von dunklen Schutzbrillen die Augen nur noch lichtempfindlicher und leicht ermüdbarer gemacht werden.

———— o ————

„Daems“ in der Fritz-Reuter-Ausstellung.

Von Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz. — Hierzu die Abbildung auf S. 1296.

Das letzte kurze Kapitel von „Ut mine Festungstid“ betitelt sich „Daems“, hochdeutsch Dömitz, die kleine befestigte, an der Mündung der Elde in die Elbe gelegene Stadt im südwestlichsten Winkel Mecklenburgs, „das feste Haus“, wie Ernst Moritz Arndt im Lied von Schill singt und sagt. Dort hat Fritz Reuter, noch nicht dreizehn Jahr alt, am Anfang und Ende seiner damals unternommenen und von ihm beschriebenen „Reise nach Braunschweig durch aller Herren Länder“ mehrere Tage verlebt und „die Titulär-Festung so recht ins Auge gefaßt“, freilich ohne Ahnung, daß sie ihm als Staatsgefangenen noch einmal längeren Aufenthalt gewähren sollte, von Juni 1839 bis August 1840.

Auf dem Weg in die Heimat war der junge Jenenser Burschenschafter im Herbst 1833 in Berlin ergriffen und, zur Stadtvogtei eingebracht, später in die Hausvogtei übergeführt worden. Seine Zugehörigkeit zu einer „hochverräterischen“ Studentenverbindung, die im Grunde nur auf ein deutsches Kaisertum abzielte, hätte er beinahe mit dem Beil gebüßt. Der König von Preußen wandelte kraft oberstrichterlicher Gewalt die verhängte Todesstrafe in dreißigjährige Festungshaft um. So wurde er, und mit ihm seine Gefährten, von Festung zu Festung geschleppt. Silberberg und Glogau in Schlesien, Magdeburg und Graudenz heißen die Leidensstationen, die, in all ihren Einzelheiten von Lokal- und

Personal-Erinnerungen und -Abbildungen dokumentarisch erhärtet, den Besuchern der Reuterausstellung im Künstlerhaus zu Berlin vor Augen treten, eine geschichtliche Ergänzung und anschauliche Illustration zu der vielgelesenen „Festungstid".

Reuters Vater, Bürgermeister von Stavenhagen, hatte sich keine Mühe verdrießen lassen, die Auslieferung seines unglücklichen Sohnes nach Mecklenburg zu erwirken. Davon zeugen viele hier ausgelegte Schriftstücke und Gesuche. Die mecklenburgische Regierung, ja Großherzog Paul Friedrich selber, verwandte sich bei Friedrich Wilhelm III., und seine Gemahlin Großherzogin Alexandrine, geborene Prinzessin von Preußen, bat ihren hohen Vater kniefällig um Gnade für ihr irregeleitetes Landeskind. Dieser Kniefall hat schließlich mehr vermocht als die Vermittlung der Diplomatie.

So ist es wohl berechtigt, daß ein Bildnis der edlen Fürstin, Schwester Kaiser Wilhelms I., die Abteilung „Daems" eröffnet. Darunter hängen eine Ansicht des Städtchens und der alten Burg mit dem jetzt abgerissenen Turm.

Ehemals diente der finstere Bau, das „Schloß", dem gefürchteten Herzog Karl Leopold (1678—1747) als Residenz und — Zufluchtsort. Dieser Souverain hat in stetig wachsenden Zwistigkeiten mit Ritter- und Landschaft sich schließlich in Dömitz, dem einzig ihm treu gebliebenen Ort, festgesetzt. Karl Leopold hatte ein martialisches Aussehen wie Karl XII. von Schweden, dem er auch in Tracht und Wesen nachahmte. Von ihm, dem „Vertriebenen" hörte Reuter bei seiner Ankunft viel erzählen, und es reizte ihn, als er ein Porträt des abenteuerlichen Fürsten dort entdeckte, den interessanten Kopf zu kopieren. Das große Oelbild nimmt die Mitte der von ihm in Dömitz gemalten Bildnisse ein, die, sämtlich in Pastell, die Mitglieder der Kommandantenfamilie vorführen. Da sehen wir links den originellen Oberstleutnant Christian v. Bülow mit weißem Haupthaar und Schnurrbart, in dunkelblauer Uniform mit rotem Kragen und goldenen Epauletts, die Hand am Degenknauf, im Hintergrund die Burg, rechts seine freundliche, ungemein sympathische Gattin Dorothea, geborene Vornade, in braunem Kleid mit weißer Staatshaube und Spitzenkragen. Sie hatten „en ganzes Nest vull Döchter, ein' ümmer schöner as de anner", berichtet unser Dichter wohl etwas überschwenglich. Wenngleich seine Malutensilien gewiß nicht die besten waren und die Farben im Lauf von mehr als siebzig Jahren teilweise verblaßt sind, immerhin kann man die charakteristischen Gesichtszüge der Schwestern Emma, Anna, Luise und Frida noch recht gut erkennen. Helminens, der schönsten von allen, Konterfei ist leider nicht mehr erhalten, dafür aber das vom Bruder August, dem „Junker". Auch kostümlich fesseln die Bilder den Beschauer. Am meisten interessieren Frida und Anna v. Bülow. Erstere mit ihren großen, kornblumblauen, sanften Augen, dem herrlichen Hals, mit dem nach damaliger Mode um das dunkelblonde Haar geschlungenen goldenen Stirnreif war die von dem jugendlichen Gefangenen heißgeliebte Kommandantentochter, die er in innigen Versen besungen hat; und letztere ist die einzig noch am Leben befindliche, ideal veranlagte und noch immer warm empfindende Tochter und Schwester, der ich alle in meinem Buch „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen" veröffentlichten Briefe, Gedichte und Bilder, Andenken und Erinnerungen zu danken habe. Mannigfaltige Ergänzungen dazu bieten die in Glasrahmen und Schaukästen ausgelegten Urkunden und Reskripte, Führungsatteste und Eingaben über Reuters Aufenthalt und Verhalten in der Festung „Daems", desgleichen die Abbildungen der wunderlichen „Offzierers un ollen nägenklauken Feldwebels", deren Bekanntschaft wir hier samt und sonders zum erstenmal machen, sicherlich mit vielem Vergnügen.

Nach der Amnestie kam auch Fritz Reuter frei. Aber was nun?! Da sitzt er in der Heide hilf- und ratlos am Scheideweg und findet keine Antwort auf die Frage, bis Schüken, das von den Bülowschen Töchtern ihm als Begleiter mitgegebene Schoßhündchen, voranspringt und er dem treuen Tier folgt. Auf der nämlichen Stelle, bei Fenzir („Finden wir uns hier"), ist ein mit diesbezüglicher Inschrift versehener Stein errichtet, den von beiden Seiten eine Doppelphotographie zeigt. Darüber hängt das von Reinhold de Witt aus der richtigen Stimmung heraus geschaffene Oelgemälde „Wecker Weg is de rechte?"

Der Dreißigjährige hat ihn gefunden, nicht bloß den rechten Weg, sondern auch seinen Platz in der Welt, ihn über Hoffen und Erwarten ausgefüllt und durch seine gemüt- und humorvollen Schriften sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt in den Herzen der Menschen. Davon legt vollgültiges Zeugnis ab die unserm großen Fritz Reuter zum ehrenden Gedächtnis veranstaltete Hundertjahr-Ausstellung.

Unsere Bilder

Der neue Präsident von Brasilien Hermes da Fonseca (Abb. S. 1295), der vor wenigen Tagen in Berlin weilte, ist aus der militärischen Laufbahn hervorgegangen. Als Kommandant von Rio de Janeiro zeichnete er sich bei der Unterdrückung eines Aufstandes aus; später führte er als Kriegsminister in der brasilianischen Armee weitgehende Reformen durch. Der neue Präsident, der einer der angesehensten Familien seines Landes entstammt, steht jetzt im 56. Lebensjahr; der brasilianischen Armee gehört er seit 1871 an.

Graf Khuen-Héderváry (Abb. S. 1297), der ungarische Ministerpräsident, hat den Abschluß der Adreßdebatte im ungarischen Abgeordnetenhaus benutzt, um noch einmal die Haltung der Regierung gegenüber den im Vordergrund des Interesses stehenden Fragen darzulegen und zu verteidigen. Der Graf, dessen kraftvolle und zielbewußte Politik zu wiederholten Malen das Interesse der Welt auf sich zog, wurde noch vor wenigen Wochen von der ihm feindlichen Majorität des ungarischen Parlaments beschimpft und tätlich angegriffen. Bald darauf gelang es ihm aber, mit der von ihm gegründeten und geleiteten „Nationalen Arbeitspartei" eine erdrückende Mehrheit zu erlangen.

Ein Reiterstandbild Peters des Großen in Riga (Abb. S. 1298) ist dort vor kurzem in Gegenwart des Zaren enthüllt worden. Das Denkmal, ein Werk des Bildhauers Gustav Schmidt-Kassel, zeigt den machtvollen Herrscher in zeitgenössischer Tracht mit Stern und Band des Andreasordens.

Das eidgenössische Schützenfest in Bern (Abb. S. 1298). In der Zeit vom 17. bis 31. Juli findet in Bern das diesjährige große eidgenössische Schützenfest statt. Unter den in diesen Tagen in der schweizerischen Bundeshauptstadt zusammengeströmten Schützen, deren Zahl 30 000 erreicht, befinden sich diesmal sehr viele Ausländer, namentlich Franzosen und Deutsche. Die letztgenannten haben noch einen besonders schönen Anlaß, an dem Fest teilzunehmen, hat doch Kaiser Wilhelm einen kostbaren Pokal als Preis gestiftet.

Ein Aeroplanflug von Dänemark nach Schweden (Abb. S. 1300). Die mehrfach gelungene Ueberfliegung des Aermelkanals hat die skandinavischen Aviatiker veranlaßt, ihrerseits Versuche anzustellen, den Oeresund, den breiten Wasserarm,

der Schweden von Dänemark trennt, im Aeroplan zu überfliegen. Nach mancherlei mißglückten Versuchen, deren letzter am 6. Juli in Kopenhagen stattfand, und bei dem der Schwede Baron Cederström sowie die dänischen Flugtechniker Nervoe und Svendsen unverrichteter Sache umkehren mußten, ist es dem letztgenannten Aviatiker in der vorigen Woche geglückt, den Oeresund von Kopenhagen nach Malmö zu überfliegen. Robert Svendsen legte mit seinem Voisinapparat die 30 Kilometer weite Strecke in 31 Minuten zurück und gewann damit die von dänischer und schwedischer Seite für diesen Flug ausgesetzte Prämie von 12,000 Kronen. Auch an dem Tage dieses großen Erfolges hatte Svendsen zunächst einen mißglückten Versuch unternommen; erst sein zweiter Start führte zu dem günstigen Resultat.

Die neue Rennbahn zu Wiesbaden (Abb. S. 1296). Mit einem dreitägigen Meeting wurde in der letzten Woche die neue Rennbahn bei Wiesbaden-Erbenheim in feierlicher Weise eröffnet. Nach jahrelangen Bemühungen ist es der großen Kurstadt gelungen, den natürlichen Faktoren der Heilquellen, der schönen Umgebung und den hervorragenden künstlerischen Darbietungen, die sie schon seit langem von Jahr zu Jahr mehr auszeichnen, mit der Rennbahn einen neuen Anziehungspunkt für die große Welt hinzuzufügen. Die jetzt eröffnete Bahn ist von Oberingenieur H. Stein entworfen und umfaßt einen Komplex von 188 Morgen bei einer Länge von 1230 und einer Breite von 530 Meter. Sie liegt reizvoll von den Bergen des Taunus umschlossen und ist von Mainz in etwa der gleichen Zeit wie von Wiesbaden aus zu erreichen.

Neue Schienenwege in der Schweiz (Abb. S. 1299.) Die kürzlich in ihrer Gesamtstrecke eröffnete Berninabahn bedeutet eine neue Verbindung zwischen dem deutschen Norden und dem italienischen Süden. Auf dem Schienenweg zwischen Chur—St. Moritz—Como und Mailand bildet diese Strecke das wichtigste Glied; denn die Berninabahn ist sowohl eine Verbindungs- wie eine Bergbahn in des Wortes kühnster Bedeutung. Nicht allein, daß sie eine der höchsten Eisenbahnen der Welt ist, nein, ihre Erbauer haben sogar das technische Meisterstück fertig gebracht, von der Verwendung von Tunnels fast ganz und gar abzusehen, um den Besuchern bei der Fahrt durch eins der herrlichsten Hochalpengebiete nach allen Seiten hin unbeschränkte Aussicht zu gewähren. — Auf den bei Spiez gelegenen Niesen, den „Rigi des Thuner Sees", wie er häufig genannt wird, führt seit einigen Tagen eine neue Drahtseilbahn. Diese schadet zum Glück dem Landschaftsbild keineswegs, denn sie schmiegt sich möglichst unsichtbar in eine Bergfalte ein. Bei Mülenen, einer Station der Linie Spiez—Frütigen, steigt die Niesenbahn auf und ermöglicht den Zugang zum Gipfel von Spiez in fünf Viertelstunden und von Interlaken in 1¾ Stunden.

Fräulein Marga Burchardt (Abb. S. 1302), Mitglied der Königlichen Oper zu Hannover, wurde an Stelle der auf so tragische Weise aus dem Leben geschiedenen Sängerin Anna Sutter für das Stuttgarter Hoftheater verpflichtet. Fräulein Burchardt gehörte der Hannoverschen Bühne seit 1907 an und hat dort zuerst als Martha bei der im gleichen Jahr stattgehabten „Tiefland"-Premiere das Aufsehen weiterer Kreise erregt. Auch als Madama Butterfly, als Evchen, Micaela und Agathe bot sie beachtenswerte Leistungen. In Berlin fand Fräulein Burchardt gelegentlich eines Gastspiels im Sommer 1908 als Mignon ebenfalls herzliche Anerkennung.

Die sogenannten Strohwitwer-Sonderzüge (Abb. S. 1302), die es den in Berlin zurückgebliebenen Ehemännern ermöglichen, ihre in Swinemünde, Ahlbeck oder Heringsdorf weilende Familie über den Sonntag zu besuchen, erfreuen sich auch in diesem Jahr lebhaften Zuspruchs. Besonders bunt ist das Leben und Treiben auf der Zwischenstation Pasewalk und dem Bahnhof von Heringsdorf, wenn der beliebte Zug am Sonnabend nachmittag eintrifft, der den Gatten und Vater und mit ihm sicherlich stets eine Menge schöner Dinge, die man in Berlin besser haben kann als an der See, mit sich führt.

Professor Dr. Ludwig Heck (Abb. S. 1302), der verdienstvolle Leiter des Berliner Zoologischen Gartens, begeht am 11. August seinen 50. Geburtstag. Heck, ein geborener Darmstädter, widmete sich in Straßburg, Gießen, Berlin und Leipzig dem Studium der Naturwissenschaften. Von 1886 bis 1888 leitete er den Zoologischen Garten in Köln in musterhafter Weise und übernahm am 1. Juni 1888 die gleiche Stellung zu Berlin. Hier hat er den Hauptteil seiner Lebensarbeit geleistet, indem er den Zoologischen Garten Berlins zu einem nirgends sonst erreichten Musterinstitut ausgestaltete. Die Leser des „Berliner Lokal-Anzeigers" kennen Professor Heck als liebenswürdigen Plauderer, der es vorzüglich versteht, die Laienwelt an seinen Forschungen teilnehmen zu lassen und so die Früchte seines Studiums in gemeinnütziger Weise zu verwerten.

Das hundertjährige Stiftungsfest der Heidelberger Schwaben (Abb. S. 1301). Schwarz-gelb-weiß hängt's in allen Straßen, und die hellen Farben stehen nicht schlecht zu dem Blau des Himmels und den sonnenbeglänzten Giebeln der Häuser von Alt-Heidelberg. Die Schwaben, das Landeskorps feiert sein hundertjähriges Stiftungsfest, und der einsichtige Himmel hat extra dafür eine Pause eintreten lassen in dem Zugstück der Saison „Der Sommer, eine Wasserpantomime". Schon am Donnerstag, dem 14. Juli, wimmelten die engen Straßen von gelben Mützen, wenn auch alle 250 Alten Herren noch nicht da waren. Das Korpshaus, dessen festliche rote Sandsteinfassade in Girlanden und Blumen prunkte, konnte zur Begrüßungskneipe all die Korpsbrüder und Gäste kaum fassen. Am Freitag morgen, während die 15000-Schwabenspende in feierlicher Sitzung dem Senat der Ruperto-Carola überreicht wurde, der nun historische Arbeiten, besonders über die Zeit der Befreiungskriege, daraus belohnen wird, kamen auch die letzten Nachzügler, so daß der Fackelzug am Abend wie ein flackerndes Band sich durch halb Heidelberg zog zur Hirschgasse, dem allberühmten Mensurlokal, wo bei den Worten der Alten Herren Reichstagsabgeordneten Bassermann, Oberlandesgerichtspräsidenten von Neubronn und Wirkl. Geh. Rats von Chelius vor den versammelten Schwaben noch einmal ein Jahrhundert bewährter Tüchtigkeit aufstieg. Am Samstag erlebte das Fest seine Krönung beim Schloßfest, in dessen Mittelpunkt das Festspiel aus 100 Jahren Vergangenheit stand, dem auch in Vertretung des erkrankten Großherzogs Prinz Max von Baden, die Korpsschleife im Knopfloch des Dragonerrockes, beiwohnte und mit dem Korps das wunderbare Erlebnis genoß, das alte Pfälzerschloß in seiner ganzen Herrlichkeit einmal wieder im Glanz rauschender Feste auferstehen zu sehen. Das große Diner am Sonntag fand einen unerwarteten, aber auch unvergeßlichen Abschluß in der Sintflut, die die roten Gluten des beleuchteten Schlosses löschte und männiglich bis auf die Haut näßte. Aber zwei Stunden später schon war der Schlußtanz in trocknen Kleidern in vollem Gang, befeuert noch durch das feuchte Erlebnis. Am Montag endlich schloß das schnell verrauschte Fest auf dem Speyrerhof, in den herrlichen Wäldern der Stadt, die alle wieder einmal mit ihrem Liebreiz gewonnen hatte, und deren Namen die „Suevia" tausendfach mit sich verbunden hat, nach der sie sich auch im neuen Jahrhundert stolz nennen will die „Suevia" zu Heidelberg.

Die Toten der Woche

Baron d'Anethan, der langjährige belgische Gesandte in Tokio, † in Tokio am 25. Juli.

Leopold Delisle, der frühere langjährige Generaldirektor der Bibliothèque Nationale, † in Chantilly am 22. Juli im Alter von 83 Jahren (Portr. S. 1302).

Geh. Kommerzienrat Dr. Gustav Fischer, bekannter Jenaer Verlagsbuchhändler und Sozialpolitiker, † in Jena am 22. Juli im Alter von 66 Jahren (Portr. S. 1302).

Graf Paul Stillfried-Mettich, Fideikommißbesitzer auf Silbitz und Strachau in Schlesien, † am 24. Juli im Alter von 63 Jahren.

Gustav Thölde, der Begründer und Leiter des Asylvereins für Obdachlose, † in Berlin am 22. Juli im Alter von 91. Jahren (Portr. S. 1302).

Professor Robert Ulke, berühmter Glas- und Porzellanmaler, † in München am 21. Juli im Alter von 77 Jahren.

Dr. phil. Julius von Werther, der frühere Generalintendant der Stuttgarter Hofbühne, † in Perlisau am 25. Juli im Alter von 72 Jahren.

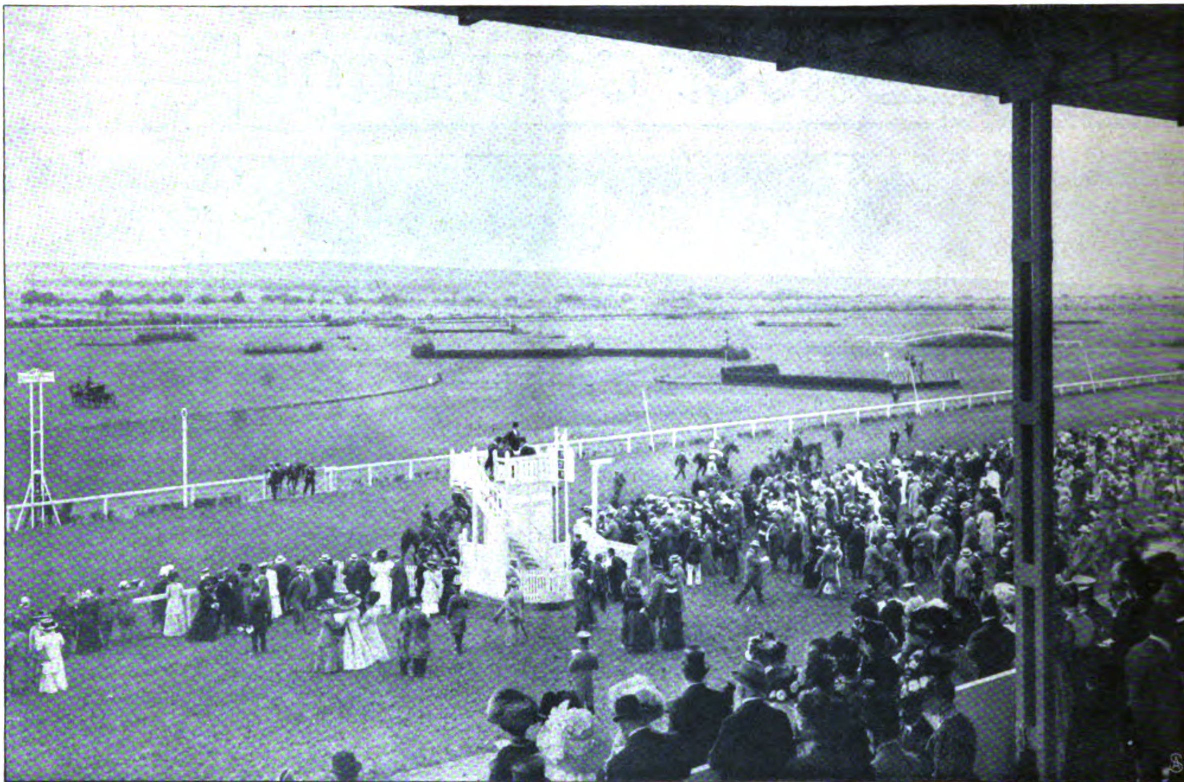
Geheimrat A. Winkelmann, Professor der Physik, † in Jena am 24. Juli im Alter von 61 Jahren.

Geh. Oberjustizrat Witte, langjähriger Präsident des Düsseldorfer Landgerichts, † in Düsseldorf am 19. Juli im Alter von 82 Jahren.

Bilder vom Tage



Ein Südamerikanischer Gast in Berlin:
Marschall Hermes Rodrigues da Fonseca, Präsident von Brasilien.
Spezialaufnahme für die „Woche“.



Blick von der Tribüne auf die Bahn. Phot. Krey.

Vom Eröffnungsrennen auf der neuen Rennbahn in Wiesbaden.



Gestalten aus der „Festungstid": Der Kommandant von Dömitz Herr von Bülow und Mitglieder seiner Familie, gemalt von Fritz Reuter.

Von der Fritz-Reuter-Hundertjahrausstellung im Künstlerhaus in Berlin.

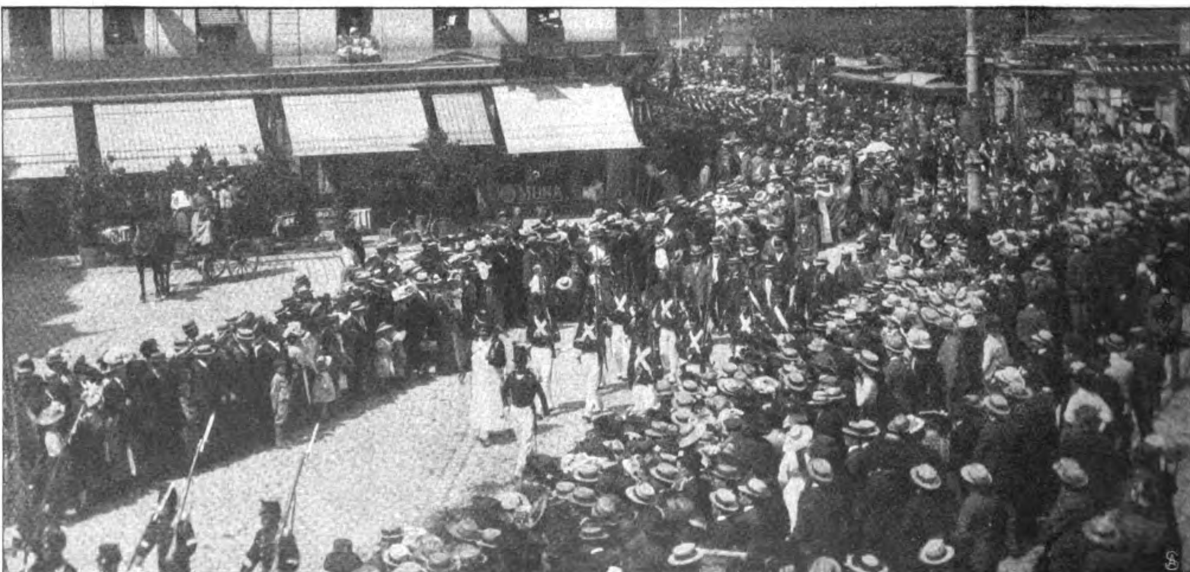


Phot. E. O. Hoppé.

Der ungarische Ministerpräsident: Karl Graf Khuen-Belasi-Hédervári.

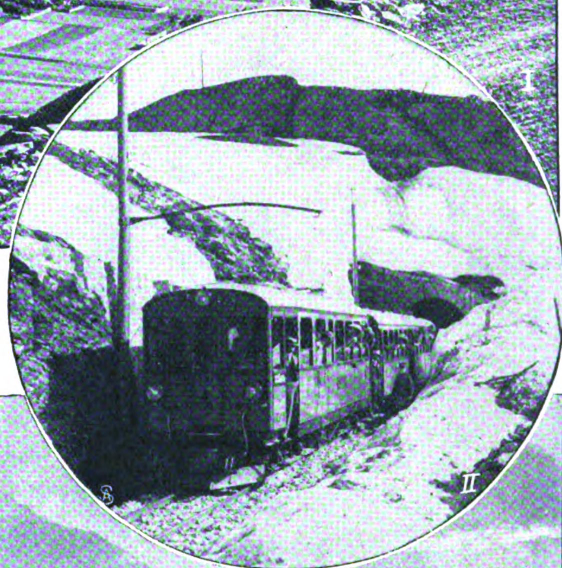
Charakterköpfe aus dem politischen Leben der Donaumonarchie.

Die Zarenfamilie und Gefolge beim Rundgang nach der feierlichen Enthüllung des Reiterstandbildes.
Ein Denkmal Peters des Großen in Riga. Phot. C. O. Bulla.



Vom eidgenössischen Schützenfest in Bern: Alte Berner Truppe im Festzug.



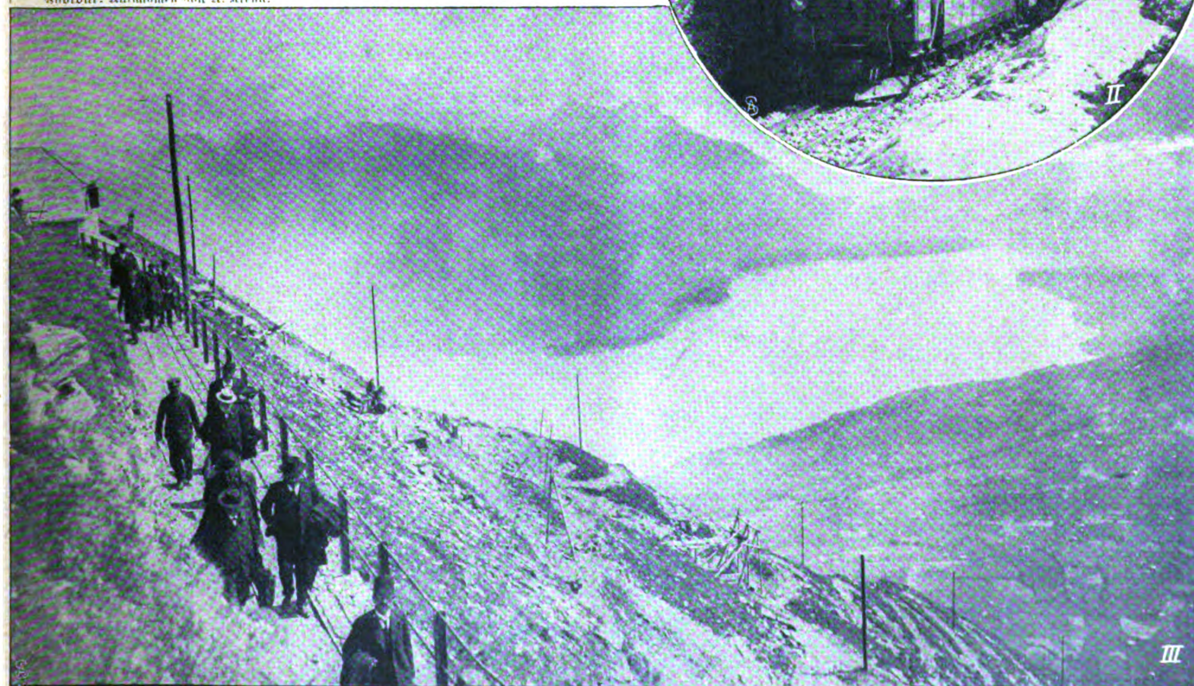


Neue Alpenbahnen in der Schweiz.

Die Berninabahn: I. Blick von der Talstufe von Cavaglia auf Poschiavo und den See gegen das Veltlin.
II. Tunnel auf der Alp Grüm.

Die Riesenbahn: III. Auf dem Riesenkulm, Weg von der Seilbahnstation zum Hotel, Blick auf den Thuner- und Brienzer See.

Photogr. Aufnahmen von A. Krenn.





Mit dem Aeroplan von Kopenhagen nach Malmö: Der dänische Aviatiker R. Svendsen überfliegt den Sund.

Nebenstehend: Die drei skandinavischen Konkurrenten für den Flug. Von links nach rechts: Svendsen, Cederström, Nervoe. — Phot. A. W. Sandberg.



Von der Hundertjahrfeier der Heidelberger Schwaben: Das Corps mit seinen Alten Herren und Gästen im Schloßhof.

Photographische Aufnahme des Hofphot. Max Kögel, Heidelberg.



Prof. Dr. Ludwig Heck,
Direktor des Berliner Zool. Gartens,
feiert seinen 50. Geburtstag.



Hofphot. Heuschkel.

Marga Burchardt
wurde als Nachfolgerin des Fräulein Sutter für das Hoftheater in Stuttgart verpflichtet.



Gustav Thölde †
der Begründer und Leiter des Berliner Asylvereins für Obdachlose.



Phot. Dornac.

Leopold Delisle †
der frühere langjährige Generaldirektor der Pariser Bibliothèque Nationale.



Gustav Fischer †
der bekannte Jenaer Verlagsbuchhändler und Sozialpolitiker.



Der Strohwitwerzug Berlin-Heringsdorf: Sechs Minuten Aufenthalt in Pasewalk. Phot. Markel.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

Er sah am Hause hinauf.

Es verriet nichts von der Eigenart seiner Bewohner. Eine Riesenkommode war es mit Doppelfächern. Lauter Menschenlose eng zusammengeschachtelt — Freuden und Leiden dieser Welt, von dünnen Wänden getrennt, durch die nur manchmal ein Ton, ein Schluchzen oder Lachen, Klavierspiel oder Kinderlallen hinüberdrang, von den einen zu den andern, die kaum die Gesichter von einander kannten.

Eine große, frisch angestrichene Mietkaserne, die gerade an jener Stelle der breiten Straße stand, wo alle paar Minuten wie ein abgeschossener Pfeil das gelbrote Ungeheuer der Hoch- und Untergrundbahn aus der dunklen Öffnung emporgeschnellt kam oder in sie hineinschoß.

Er lächelte, es sah seinen Freunden ähnlich, gerade dort zu wohnen. Das Leben war ihnen ja immer zu still gewesen, droben in dem kleinen Landstädtchen, das mit roten Dächern spielzeugartig zwischen Knicken und Koppeln lag, während von Norden herab kühler Meerwind von den blauen Ostseewellen über die Ufer strich und Halme und Bäume durch den steten Druck seitlich neigte, so daß lauter schräge Linien in der Landschaft standen.

Sie hatten sich immer so nach Lärm gesehnt, die jungen Schwestern. Sie verachteten den Dornröschenschlaf kleinstädtischer Mädchenexistenzen. Ihre knapp vierzehnjährigen Lippen proklamierten bereits begeistert neue Menschenrechte. Sie wollten nicht immer geschützt hinter Deichen leben, sie wollten Brandungen hören, Stürme sehen.

Mit nachgiebigem Lächeln hatte die Mutter den Redeschwall der Backfische oft genug hinströmen lassen vor den Ohren des getreuen Familienfreundes. Wenn alte und kritische Leute in der Nähe waren, stoppte sie wohl durch mahnende Blicke. Aber die Töchter fühlten doch stets die heimliche Stütze an ihr — ja, wenn die Älteste mit den jungen Lippen so recht revolutionär wurde, sah sie es in den Augen der Mutter aufmunternd leuchten. Die knapp vierzigjährige Mutter war Schwester für sie, und die weibliche Partie lag im Hause Thorensen dauernd in stiller Fehde gegen den Hausherrn, der nach Ansicht der Seinen viel zu norddeutsch, altväterisch war.

All diese Untertöne hatte er so oft bemerkt und liebevoll belächelt. Er hatte den anfänglichen Schrecken und die nachfolgende Begeisterung miterlebt, als zwölf Jahre nach den Töchtern noch ein Sohn erschien, ein blonder Junge, gerade so rosig und hell wie Mutter und Schwestern, ein Wesen, das als allgemeines Spielzeug sofort Familienmittelpunkt wurde und beinahe abgöttische Verehrung bei den Seinen genoß.

Ja, harmlos und glücklich hatten sie da oben gehaust, in dem stillen Land hinter den Deichen, und die Herdflamme ihres Heims hatte andere mitgewärmt — vor allem ihn, den einsam lebenden Freund, der die Öde seines Junggesellentums und die Trockenheit seines juristischen Berufes gar nicht empfand, solange er diese ganze Familie in Bausch und Bogen im Herzen trug und seine kleinen und großen Sorgen zwischen all den glücklichen Menschen vergessen konnte. Er fühlte sich fest zugehörig zu ihnen, und all seine Zukunftspläne rankten sich um sie. Die ganze Stadt war ebenso überzeugt wie er selbst, daß er, sobald die Töchter erwachsen wären, in die Familie hineinheiraten werde, daß eine der Töchter über die Straße hinüber eines Tages bestimmt in sein Haus ziehen müsse. Der Fall lag so glatt und gegeben, ohne Hindernis, eine ganz sichere Zukunftsaussicht, und mit einem Gefühl heißer Freude und tiefinnersten Behagens hatte er an einem warmen Spätherbstnachmittag, als lange Fäden des Altweibersommers langsam durch die klare Luft auf die roten Phloxbüsche des Gartens niedersanken, plötzlich gefühlt, wie die jüngere der Schwestern die graublauen Augen mit einem anderen Blick als bisher auf ihm ruhen ließ, gleichsam, als wäre sie nunmehr erwacht und betrachte die Möglichkeiten ihres Lebens mit gereiftem und prüfendem Blick.

Es geschah in jener Zeit, daß, wenn er ihr plötzlich an einer Straßenecke begegnete, eine jähe Röte ihr ins Gesicht schlug, daß sie bei den Familienmahlzeiten, zu denen er eingeladen war, jenes stillverdrossene Wesen zur Schau trug, hinter dem ganz junge Mädchen aufbrechende Leidenschaften zu verbergen suchen.

Die Mutter sah dem lächelnd zu, und als er eines Tages eine Vorfrage tat, vertröstete sie ihn auf ein anderes Jahr. Gunhilde war ja noch viel zu jung, noch nicht achtzehn....

Er litt unter dem Wartezustand, der quälenden Unsicherheit seiner Hoffnung, der schmerzlichen Freude täglichen Begegnens.

So nahm er ein Jahr Urlaub und reiste nach Italien und Griechenland, Stätten alter Jugendsehnsucht.

Als er wiederkam, fand er die Familie Thorensen im Aufbruch.

Eine große Schicksalswendung hatte stattgefunden, die in ganz Attenrade lebhafte Aufregung hervorrief. Der für seine juristische Begabung bekannte Landgerichtsdirektor Thorensen war als Justitiar in eine Berliner Zentralbehörde einberufen worden — unerwartet und plötzlich, wie solche Tatsachen aus dem geheimnisvollen Dunkel ministerieller Erwägungen ans Licht zu steigen pflegen. Aus welchem Grunde man gerade jetzt und in diesem besonders wichtigen und interessanten

Ministerium auf ihn aufmerksam geworden war, blieb den Attenradern unbekannt.

Thorensens fünfzigster Geburtstag war das letzte Fest, das in dem weißen Haus hinter den Phloxbüschen vor der Abreise begangen wurde. Die Sachen waren bereits halb gepackt. Das schöne Stilleben an allen Ecken schon zerstört. Mutter und Töchter sahen berauschende Möglichkeiten für ein „menschenwürdigeres" Dasein, als sie es momentan führten, vor sich. Der blonde Junge, in der ganzen unwissenden Unschuld seiner vier Jahre, spielte ein letztes Mal im Sandhaufen seines Heimatgartens — auch er war von der allgemeinen Freude des Wechsels angesteckt. Tante Johanna, der brave Hausgeist, die sich gleich entschlossen hatte, mitüberzusiedeln, da ohne ihre hilfreiche Hand der Mechanismus dieses mehrköpfigen Haushalts doch nicht im Gange geblieben wäre, plante auch für sich Zuführung neuer Bildungsmomente. Verwandte und Freunde kamen, die Wohlwollenden, die Neidischen und die Skeptischen. Jeder erörterte die Schicksalswendung auf seine Weise, beleuchtete das Für und Wider. Die Mutter lächelte höflich, und die Töchter lächelten überlegen. Der Vater in seiner gehaltenen Würde lächelte heute auch. Er fühlte sich seiner tüchtigen Ahnen würdig. Er war zum Besonderen verpflichtet. Zwar die Kegelabende... die Rebhühnerjagd über die herbstlichen Knicke fort — natürlich! Man gab ja endlos viel auf... man gab gewissermaßen das ganze tägliche Lebensbehagen für Imponderabilien auf — aber wo wäre die Welt, wenn sich niemand zu solchem Tausch entschließen wollte!

Und mit dem neubelebten Ehrgeiz des Mannes, der plötzlich aus der „Ochsentour" heraus in die Reihe der besonderen Möglichkeiten tritt, suchte er alle Sentimentalität wegzuscheuchen, die das Losankern von der Heimatscholle in ihm erwecken wollte.

Ein Taumel von Stolz und Freude hatte die Familie ergriffen. Es war ihnen zumute, als könnten sie nicht eilig genug fort aus dem Land, das bisher ihr Glück umschirmt, hinein in die glänzendere, verlockende Zukunft.

In diesen Tumult der Gefühle wagte der Heimgekehrte seine persönliche Schicksalsfrage nicht zu werfen.

Ein fragender Blick, den er der Mutter sandte, wurde von dieser durch einen Verständnislosigkeit markierenden Gegenblick abgewehrt. Nein, es war nicht der geeignete Augenblick.

Erst bei der Abreise auf dem Bahnhof, in einem Moment schlechten Gewissens dem treuen, langjährigen Freund gegenüber, hielt sie seine Hand eine Sekunde länger und flüsterte ihm zu: „Vielleicht in einem Jahr!"

Er trat beiseite. Die zahlreiche, auch aus den kleinen Nachbarstädten zugeströmte Verwandtschaft pochte auf ihr näheres Zugehörigkeitsrecht. Man sah die blonden Köpfe von Mutter und Töchtern in jeder halben Minute an einer andern Schulter mehr oder minder spontan auftauchen. Fast jeder hob den Jungen hoch und küßte ihn auf die vollen, weichen Kinderbacken. Einen Moment suchten zwei geliebte Augen die seinen, halb ängstlich, halb bittend. Um Gottes willen frage nicht! stand in ihnen, siehst du, meine Lebenschancen sind jetzt so gestiegen! Aber finde ich da draußen nichts Besseres, greife ich bestimmt auf dich zurück....

Er, der noch den Hauch der Ferne, südlicher Landschaften und fremder Meere um sich spürte, las enttäuscht, aber duldsam mit seinen klugen, menschenkundigen Augen den naiven Gedankengang von diesem jungen Gesicht ab.

Sie ist ja noch ein Kind, sagte er sich, sie entschuldigend.

.... Die kleine Stadt wurde ihm unerträglich, nun in das weiße Haus andere Leute zogen und fremde Kinder auf den Wegen des Gartens tollten. Er tat, was er seiner stolzen und eigensinnigen Seele nur schwer abrang — er sondierte noch einmal schriftlich in einem Brief an die Mutter. Es kam eine diplomatische, hinhaltende Antwort, aus der er nicht ersehen konnte, ob sie von dem Mädchen souffliert oder aus eigenem Ermessen der Mutter hervorgegangen war.

Der Reisedrang ergriff ihn aufs neue. Die langjährigen geschichtlichen und geographischen Studien, die er so eifrig betrieben, um ein Gegengewicht zu seinem einförmigen Beruf zu haben, hatten Wanderwünsche genug in ihm wach erhalten.

Der magische Zauber fremder Erdteile, den er schon als Kind dem ersten blanken Schulglobus gegenüber gefühlt, auf dem der magere Geographielehrer mit spitzem Blei über die erforschten und unerforschten Gegenden der Welt fuhr — das Lockende jener fremdartigen, noch nicht zu viel durchstreiften Zonen zog ihn ostwärts, nach Asien.

Er sah weite Gebiete Kleinasiens, reiste durch Russisch-Turkestan, stand am Ufer des dunklen Sees Issykul, auf dessen Grund archäologische Forscher versunkene Städte suchen, und schloß sich einer ärztlichen Studienfahrt nach Arabien an.

Eine Flut von neuen Eindrücken und Gedanken füllte seine Seele. Er lernte und genoß. Und doch!

Auch im arabischen Wüstensand, zwischen den fremdartigen Wundern dieser allem Heimatlichen so weit entlegenen Welt hatte er nicht zu vergessen vermocht, daß im Herzen Europas in einer Berliner Mietwohnung ein Mädchen lebte, das Seligkeit und Verzweiflung für ihn in Händen hielt.

Alles, was ihm das Leben sonst zu geben bereit war, wertete er gering im Vergleich zu der Zukunftshoffnung, mit diesem einen Mädchen, der einzig für ihn Möglichen, in der stillen, grünen Stadt die ihm beschiedenen Erdentage herunterzuleben. All die nordwestdeutsche Zähigkeit in ihm, die unverrückbar auf dem Grunde seiner Seele lag, hing sich wie klammernde Schlingpflanzen und Wasserlilien an das eine Ziel.

Ja, und nun stand er vor dem ersehnten Haus und würde gleich die Stufen hinaufgehen und an der Schwelle ihrer Wohnung stehen.

Mit einer Art Andacht öffnete er die Haustür und stieg über die roten, abgetretenen Läufer, an den Glasfenstern vorbei, auf denen wilde Sonnenuntergänge und anatomisch unmögliche Vögel sich zwischen der Bleiumfassung dehnten. Was ihr Blick täglich sah, worüber täglich ihre Füße schritten, das war ihm heilig, war für

ihn wie von Mekka-Stimmung umwogt, von jener feierlichen Stimmung, wie er sie fern im Osten kennen gelernt, wenn die langen Pilgerzüge, sehnsuchtsvoll von Ekstase getrieben, dem einen Ziel entgegenströmten, das märchenhaft seit langen Jahren vor ihren Seelen steht.

Oh, er hätte sich auch die Schuhe lösen mögen, obwohl er nur über einen Berliner Teppichläufer schritt!

Hochparterre und dann noch drei Treppen, und dann sah er den geliebten Namen auf dem Schild. Es war das blanke Messingschild, das Thorensens aus der Heimat mitgenommen, das ihm oft so gastlich entgegengeblickt hatte, wenn er einst den gewohnten Pfad zu seiner Lieblingsfamilie ging.

Er klingelte. Erfolglos. Er klingelte ein zweites Mal. Da klang von fern ein leichter, tanzender Kinderschritt.

Vorsichtig, mit der früh geschulten, mißtrauischen Ängstlichkeit der Berliner Jungen, lugten zwei Kinderaugen durch den geöffneten Türspalt.

„Olaf“, rief er und drängte die Tür zurück.

Olaf stand in einem dunkelblauen, nicht ganz fraglos reinen Sweater unter dem Gasglühlicht des Korridors, von der Anmut seiner fünf Jahre und seines gelockten Blondhaares wie von einer Glorie umgeben. Aus seinen großen Augen sahen die Schwestern den Besucher an. „Sind die Eltern zu Hause?“ fragte er.

Das Dienstmädchen erschien — es war nach Berlin importierte, holsteinische Zucht, sie erkannte ihn.

„Ach Chott, Herr Doktor — und nun is niemand da — aber es kann jede Minute jemand kommen — am Ende warten Sie — näch?“

Sie riß die nächste Tür dienstfertig auf.

„Olaf — Chott, mein Kind! Iß erst zu Ende — näch?“

Und sie zog ihn durch das Berliner Zimmer davon.

Da stand er zwischen den alten Möbeln, dem Urväterhausrat aus einem Land, das in alten Bauernhöfen geschnitzte Truhen und gepunzte Kupfersachen in Mengen barg, zwischen den Familienbildern von Großeltern, die sich dereinst aus Gutmütigkeit von einem Farbensünder hatten malen lassen. Grüne Bezüge, die er kannte und liebte, badeten ihre übertriebene Farbigkeit in der Mittagsonne, die grell durch das hohe Balkonfenster fiel. Daneben das Zimmer des Hausherrn, ein aktenüberladener Schreibtisch — Bilder der Seinen, drei lächelnde weibliche Gesichter — Photographien von zu Hause, die er kannte und selbst besaß, und daneben eine neue, ihm fremde, zu der er sich hastig niederbog.

Die Köpfe der Schwestern, reizender und lebhafter geworden, in kleidsamer Pose zur Seite gewandt, bewußt ihres Reizes, ein klein wenig arrogant. Der Anblick ärgerte ihn. Aber vielleicht hatte der Photograph ihnen die Köpfe so gedreht, ihnen die Hälse so angeschraubt?

Immer heftiger verlangte ihn nach dem Wiedersehen.

Olaf erschien auf der Schwelle. Er war frisch gekämmt. Die Hände glänzten vor Sauberkeit und rochen kräftig nach Kernseife. Er war fremd und artig und besann sich auf nichts, soviel der Besucher auch an ihm herumfragte.

Rettungslos wie in einen dunklen Schacht versunken war in seinem Kindergedächtnis das Glück der ersten Jahre. Der blühende Heimatgarten hinter den Deichen, die freie, herrliche Luft, die vom Meer kam. Er war nicht mehr der mit Holsteiner Milch und Eiern erfolgreich genährte Landjunge — er war ein Berliner Kind in der dritten Etage, ein wenig stubenblaß, reizend, aber etwas zerbrechlich.

Der Fremde zog ihn an seine Knie. Mit den Augen der Sorge konstatierte er mitleidig jedes anämische Symptom, mit den Augen der Liebe suchte er in dem weichen Kindergesicht das Bild der Schwester, das ihm aus den Zügen des Bruders viel holder und reiner entgegenkam als von dem sogenannten Künstlerphoto, das einen Stich ins Theatralische hatte.

Ihm war, als sei sie ihm plötzlich näher gerückt, als hörte er ihren Schritt schon aus der Ferne, wie er nun an den Augen des Knaben die gleichen seidigen, leicht nach oben gebogenen Wimpern sah, von denen er in Persien, Armenien und Palästina geträumt — diese dunklen, glänzenden Pupillen im Blaugrau der Iris, die ihm tiefer und geheimnisreicher schienen als der sagenumwobene See Issykul fernab in Turkestan.

Da hörte er klingeln, ein kurzes, nervöses Anklingeln — das Schlürfen des Mädchens.

Kam sie?

Mechanisch erhob er sich, ließ den Jungen von sich niedersinken und lauschte, alle Fibern gespannt, der kommenden Minute entgegen.

Eine müde verhüllte Männerstimme erklang. Die Tür zum Nebenzimmer wurde geöffnet, Schritte glitten über den Teppich. Durch den Spalt der angelehnten Tür sah er die Silhouette eines eleganten Mannes von unbestimmbarem Alter, der mit feierlichen, beinah symbolischen Schritten gedankenvoll auf und nieder ging.

„Der Onkel“, sagte Olaf, lief ins Nebenzimmer und schmiegte sich vertraulich an die Knie des andern wie ein Hündchen, das unbewußt die Sympathie einer Menschenseele fühlt.

Der Onkel! Wie ein Stich ging es ihm durchs Herz.

Also war bereits ein anderer Onkel da! Es hatte jemand seinen Platz eingenommen, den er einst droben bei den holsteinischen Penaten besessen.

Daß es kein normal zugehöriger Blutsverwandter der Familie Thorensen sein konnte, sah er mit Sicherheit allein der Silhouette an. Nichts Jütisch-Norddeutsches war in diesen Linien, nichts von dem fest auf der Erde Stehenden des gesunden Menschen, den ein gesunder Boden hervorgebracht hat — es waren Linien, wie er sie nur aus illustrierten Zeitschriften kannte, genau die Mitte haltend zwischen Distinktion und Karikatur. Es war ein Mensch aus ganz andern Gegenden des Lebens als den seinen. Dieser von breiter Seidenkrawatte phantastisch umwickelte Hals trug einen Kopf, der nach Lenau und Petöfy aussah, gut geschnitten, ein wenig geisterhaft, mit Augen voll Müdigkeit und Melancholie.

Olaf schien nicht sehr erpicht auf ein längeres Verweilen bei dem Gast, sondern kehrte zu Doktor Meister zurück und spielte schweigsam und behaglich mit dessen Uhrkette weiter.

Wem galt dieser Hausfreund— Gunhilde oder der Schwester?

Sollte das seine nächste Zukunft ausfüllen müssen, die Konkurrenz mit dieser neuen Größe der Familie, die da so selbstverständlich wie ein Zugehöriger über den Teppich der Hausfrau lief?

Ein leises Grauen vor niemals geahnten Hindernissen des Lebens überkam ihn — ein Gefühl von Rückständigkeit diesem Produkt einer raffinierten Kultur gegenüber, das ihm äußerlich so überlegen erschien mit den Seidenklappen des langen Gehrocks und der gleichsam wie gefeilten Gepflegtheit seiner tadellosen Aufmachung....

Da hörte man einen Schlüssel an der Entreetür — das Geräusch eines Drückers. — Dr. Meister fühlte sich in seiner Unruhe schon ganz hellhörig für die Geräusche dieser Etage, die seine Hoffnung barg.

Ein Frauengewand schleppte an der Tür vorbei — eine Klinke ging. Eine vorwurfsvolle Stimme sagte: „Endlich!"

„Wieder zu spät!" versetzte die liebenswürdige Stimme von Frau Agnes Thorensen. —

„Es ist schrecklich mit mir! Aber ich sollte mal wieder an drei Orten zugleich sein. Wie macht man es nur, allen Dingen des Lebens gerecht zu werden?"

„Man scheidet das Unwichtige aus", sprach die Stimme, die noch immer von der Gekränktheit über das Wartenmüssen durchzittert war, „und läßt alles Inferiore glatt zu Boden fallen."

„Ja, aber wo ist die Grenze?" rief sie.

„Nur seelische Werte sind wichtig —"

„Ja, aber mein Haushalt — meine Kinder —"

„Liebe Freundin, alles, was Tageskram ist, müssen Sie abzustoßen lernen. Sie werden sonst nie das Ideal erreichen, das mir vorschwebt."

Er sprach traurig und tadelnd.

„Es sind lauter gebrochene Linien in Ihrer Entwicklung!" fügte er dumpf hinzu.

Dr. Meister empfand es als Unbehagen, diese nicht für ihn bestimmte Unterhaltung noch länger anhören zu sollen. Er schob Olaf beiseite und erhob sich.

Frau Thorensen öffnete auf das Geräusch hin sofort die angelehnte Tür.

„Mein Gott, lieber Doktor, Sie hier, ich ahnte gar nicht —"

Sie ging ihm mit ausgestreckten Händen entgegen, aber etwas Gereiztes klang doch in ihrer Stimme — er fühlte, wie sehr er zur Unzeit gekommen war, wie er als handfeste Wirklichkeit störend in die eigenartige Sphäre der Sprechenden fiel, wie Frau Agnes ihn fortwünschte, weit fort, an das ferne Gestade der heimatlichen See.

„In Berlin muß man sich eigentlich immer anmelden," sagte sie belehrend, „das ist das einzige — aber bitte, ich möchte bekannt machen — Doktor Ferdinand Furka, der bekannte Verfasser des neuen Buches über ‚Japan‘, Sie haben natürlich davon gehört?"

Es flog eine Sekunde lang aus Frau Thorensens hellen Mädchenaugen ein Verwarnungsblick zu ihm, falls er dementieren wollte — dann, als sie im dunklen Blick des eleganten Mannes kritische Abwehr gegen den Störenfried las, setzte sie lässig, wie halb entschuldigend hinzu: „Landgerichtsrat Doktor Meister — ein alter Freund von uns von da droben her."

Eine frostige Stille folgte.

„Ihre Töchter sind nicht zu Haus?" fragte Doktor Meister.

„Meine Töchter — nein — die sind vor sieben Uhr nie zu Haus. Wir haben jetzt englische Tischzeit. Es ist das einzige, um bei so viel Köpfen den Tag nicht gänzlich zu zerreißen. Meine Töchter frühstücken meist in ihrem Klub. Mein Mann in dem nächsten Restaurant — ich so am Wege her und Olaf mit seiner Antje. Mein Gott! Sonst wäre es ja auch gar nicht zu machen. Berlin ist so kompliziert!"

Doktor Furka lehnte wie eine Statue der Mißbilligung in seinem Sessel. Er sah dem Eindringling dauernd auf die Stirn, in der Hoffnung, ihn auf hypnotischem Wege baldmöglichst zum Aufbruch zu veranlassen.

Aber Doktor Meister merkte dies kaum.

Es war wie ein Erlösungsgefühl in ihm! Diese Konkurrenz war offensichtlich der Mutter wegen da!

Was gingen ihn Frau Thorensens schöngeistige Freunde an?

Es tat ihm ja leid, daß sie deren bedurfte — sie mit ihrem vollgerüttelten Maß von Lebensglück — dem vortrefflichen Mann — den Kindern, die nach seinem Gefühl schön wie die Sonne waren.

Er zog Olaf, der ihm nicht von der Seite wich, fester an sich. Es war Olaf so wohl bei ihm; irgendwie mochte er fühlen, daß die Schulter dieses Mannes ein verläßliches Stück aus der verlorenen Heimat war — wie eine Buche im Garten, an die man sich, müde vom Herumtollen, lehnen konnte, wie eine Ruhebank am Kamin, auf der es sich sorglos träumen ließ, einsam, während draußen das laute Leben ging.

Über diese liebevolle Gruppenbildung weg telegraphierten Doktor Furkas tiefe Blicke zu den Augen von Frau Thorensen leidensvoll und ungeduldig hinüber.

Und plötzlich, mit dem alten, warmen, freundschaftlichen Laut in der Stimme, den er seit so langen Jahren von ihr gewohnt, sagte sie, während sie aufstand: „Liebster Doktor! Bitte essen Sie morgen um zwei bei uns. Wir sind Sonntags immer alle zu Haus. Bitte also um zwei!"

Und sie reichte ihm die Hand, und zwei Minuten später stand er auf der Treppe.

Ihm war sonderbar zumute. Regelrecht herausgeworfen kam er sich vor.

Frau Thorensen schien eine ganz andere Frau geworden in dem neuen Rahmen. Oder gehörte sie zu den Naturen, auf die jedes Milieu abfärbt? Das Günstige und das Ungünstige; die gesund denken in gesunder Umgebung und sich ankränkeln lassen, wo Ansteckungen in der Luft liegen?

Er dachte daran, wie Agnes Thorensens Charakter ein Thema gewesen, über das sich die Attenrader von jeher den Kopf zerbrochen hatten. Sie erschien nicht durchsichtig und leicht taxierbar, wie die Frauen sonst in dem ehrenfesten Land. Die Neider ihrer Schönheit und ihres vollen Familienglückes nannten sie „verstiegen",

weil sie anregungshungrig war und sich nicht bescheiden wollte mit dem schönen Frieden um die häusliche Herdflamme. Wenn ein auf einer Vortragsreise begriffener Professor nach Attenrade verschlagen wurde und im roten Kasinosaal seinen Vortrag hielt, so saß Frau Thorensen stets in der ersten Reihe. Sie warf auch mit Vorliebe in Gesellschaften Streitfragen der Zeit auf, die den Frieden der Seelen an dieser Wasserkante noch nicht getrübt hatten.

Meister entsann sich im Weiterschreiten eines Gesprächs, das er mit Pastor Schreiber, dem Stadtgeistlichen von Attenrade, geführt, am Abreiseabend der Familie.

„Es gehören sehr feste und selbstsichere Naturen dazu, um Verpflanzungen in große Städte zu ertragen", hatte Pastor Schreiber gesagt. „Unser guter Thorensen wird ja wohl bestimmt nicht mehr aus der Linie fallen, und Gunhilde ist Tochter des Vaters. Aber die Frau und die Älteste werden noch empfinden, wie schwer es ist, in der richtigen Bahn zu bleiben, wenn die Verlockungen zu Nebensprüngen und abweichenden Kurven so groß ist. Die sind nicht immun gegen allerhand gefährliche Bazillen der großen Stadt! Mich soll's wundernehmen, ob sie's am rechten Ende anfangen."

Meister hatte auch früher schon oft an diese Worte denken müssen. Pastor Schreiber war lange in Berlin gewesen. Er kannte die Verhältnisse, die Thorensens erwarteten, weit besser als Meister, der nur ein allgemeines Metropolenmißtrauen und niemals persönliche Einblicke gehabt hatte.

Mit Bitterkeit kreisten seine Gedanken immer wieder um Frau Thorensens blondes Haupt.

Sie war schuld an allem. Sie hatte das Steuer des Familienschiffs aus der Heimat fort nach Berlin gewendet.

Mit lächelndem Siegerinnenstolz hatte sie es ihm allein damals in tiefstem Vertrauen erzählt.

Um eine geistige Auffrischung zu haben, war sie mit der vergnügungshungrigen Landrätin zur Kieler Woche gefahren. In einem ganz neuen Kleid natürlich.... Und beinah wäre das Kleid nicht rechtzeitig fertig geworden, und dann hätte sie die ganze Reise nicht gemacht, und alles wäre nicht so gekommen, wie es kam! Und der Berliner Ästhet, der sich bei zufälliger Bekanntschaft an Bord eines Kriegsschiffes so sehr für sie begeisterte und ihr Begrabensein hinter den Deichen des grünen Landes so tragisch und so ungerecht fand, hätte nie seinen Bruder, den einflußreichen Unterstaatssekretär, auf Thorensen aufmerksam gemacht, der seelenruhig und ohne einen über die Grenzen der Heimatprovinz hinausschweifenden Ehrgeiz des Amtes in der Vaterstadt mit Eifer und Gewissenhaftigkeit waltete.

An einem Zufall hing die ganze Wendung! An einem Kleid, das zu Meisters Kummer rechtzeitig fertig wurde, an Doktor Furkas Geschmack für blonde Frauen, an dem Wandern rechts herum über ein Kriegsschiff, auf dem man sich, wäre ein Teil links herum gegangen, vielleicht niemals begegnet wäre.

Frau Thorensens Augen hatten geleuchtet wie blaues Wasser, auf das Sonne scheint, als sie ihm damals von den geheimen Zufallfäden erzählte, die das Schicksal zusammenspann, damit Thorensens Berufung ins Ministerium zustande kam.

Nur ihm sagte sie es — mochten die andern denken, daß Thorensens von seinen Vätern ererbter Juristenverstand allein das Verdienst trug.... Aber er, der doch alles mit ihnen teilte, so dazu gehörte, er sollte auch den inneren Zusammenhang wissen, auf den Agnes Thorensen so unendlich stolz war.

Wie die leuchtende Schiffsfigur vorn am Bug — so hatte sie am Lebensfahrzeug ihrer Familie gestanden und es glückhaft gelenkt, triumphierend und eigenmächtig.

Meister hatte sie stets verehrt.

Aber heute empfand er Groll gegen sie, einen schmerzenden, bitteren Groll....

* * *

Als Doktor Meister am nächsten Tag um zwei Uhr abermals die hohen Treppen zum Ziel seiner Sehnsucht emporgeklommen war, fand er nur den Hausherrn zur Stelle.

„Gott sei Dank! Ein Gesicht aus der Heimat", rief Geheimrat Thorensen und schloß Doktor Meister herzlich in die Arme.

Er merkte nicht, wie geistesabwesend der Gast die Nebenzimmer abspähte, durch die aber niemand als Olaf gesprungen kam. Olaf etwas zum Sonntag der Poesie entkleidet, mit weißem Tellerkragen, das Blondhaar mit einem Wasserkamm gekämmt — ganz ein festliches Produkt von Dienstmädchens Gnaden.

„Ach, meine Damen!" seufzte Thorensen. „Pünktlich sind sie nie. Wenn ich denke, wie der Haushalt dereinst lief, alles auf die Minute. Anfangs bildete ich mir ein, man könne hier den altgewohnten Drill aufrechterhalten, machte ein paar Donnerwetter, wenn jemand zu spät kam. Jetzt scheue ich jede unnütze Kräftevergeudung — man hat sein bißchen Lebenskraft jeden Tag allzu nötig, um dienstlich durchzukommen. Man nimmt das Verspäten wie etwas Unvermeidliches bei vier Frauenköpfen stoisch hin! Was soll man auch der ewigen Entschuldigung gegenüber. ‚Die Entfernungen', ach dieses Lied von den Entfernungen, all den unkontrollierbaren Kilometern, die ein bildungshungriges weibliches Wesen hier täglich zu durchmessen hat. Verzeihen Sie nur, lieber Meister — irgendwann werden sie ja wohl kommen."

Er strich ungeduldig seinen Bart und wippte mit dem Fuß.

„Eine sonderbare Atmosphäre hier," fuhr er fort, „für den arbeitenden Mann sehr einfach. Man schiebt täglich seinen schweren, vollbepackten Karren auf dem Gleis weiter, sieht nicht nach rechts noch links und ignoriert aus Zeitmangel all die berühmten ‚Anregungen', auf die der Provinzler sich stürzt. Für die Frauen aber ist die Auseinandersetzung mit den tausend verlockenden Bildungsmöglichkeiten eine recht komplizierte. Selbst Tante Johanna ist aus ihrer phlegmatischen Ruhe aufgeschreckt und hat auf ihre alten Tage noch wissenschaftlichen Ehrgeiz bekommen. Man hätte sie vielleicht nicht mehr verpflanzen sollen, es war am Ende zu spät. Berlin wirft eben auch die gesundesten Naturen manchmal um."

Er schnellte ein Stäubchen von seinem Ärmel fort. Doktor Meister betrachtete ihn schweigend. Wieviel weltläufiger Thorensen geworden war, wieviel eleganter und sorgfältiger in seiner Kleidung, in Haar- und Bartschnitt. Es stand ihm. Seine einst reichlich vollen Züge waren magerer, vergeistigter. Das allzu starke Arbeitsmaß hatte interessante Linien unter seine Augen gezeichnet, die früher nicht da gewesen. Seine Haltung war straffer, er war selbstbewußter preußischer Geheimrat, nicht mehr Honoratiorenspitze eines kleinstädtischen Kreises, in dem man sich gehen lassen kann, ohne an Nimbus zu verlieren. Zwei ganz verschiedene Phasen von Menschentum, die er nun eine nach der anderen durchmaß.

„Haben Sie nicht oft Heimweh?“ fragte Meister.

„Ach nein, ich bitte Sie!“ Thorensen lächelte und reckte sich höher. „Es ist ja doch etwas Grandioses, dieser große, unendlich vielseitige, bedeutungsvolle Betrieb. So direkt an der Quelle zu sein — und die große Bevorzugung meiner Stellung! Man hat außerdem die ganze Familie auf ein anderes Piedestal gehoben. Wirklich! Man verbauerte da oben doch etwas.... Agnes litt ja manchmal schwer unter der geistigen Versumpfung — nur Olaf kommt zu kurz — solch armes Etagenkind — aber was soll man machen? Bei fünfköpfigen Familien ist natürlich eins leicht im Nachteil. Anfangs hatte ihn Tante Johanna ganz übernommen, aber seit sie die Sanskrit-Passion hat, ist ihr Interesse wesentlich abgelenkt. — Aber endlich!“

Stimmen erklangen, und im nächsten Augenblick stürmten drei Gestalten über die Schwelle — Frau Thorensen mit leicht geröteten Wangen, Tante Johanna erhitzt und aufgeregt, ein Bündel Drucksachen unter dem Arm, Anka, puritanisch einfach, etwas wie eine Nihilistin gekleidet, das blonde Haar tief über die Ohren gelegt und mit zwei schwarzen Samtbändern etwas salopp verknotet, den Hals frei, die Wangen blaß, die Augen weiter offen, als ihr Umfang eigentlich zuließ, hübsch und apart, aber diese beiden Tugenden zu sehr unterstreichend — vielleicht eine Prinzessin der Renaissance kopierend, was aber nicht ganz echt herausgekommen war. Sie gab Doktor Meister mit unbestimmtem Lächeln zwei hochgehobene Finger. Tante Johanna überschüttete ihn mit Fragen nach den Verwandten zu Hause.

Frau Thorensen klingelte nach dem Essen, fuhr empört durch Olafs wassergekämmtes Haar, küßte ihn dann stürmisch, schalt auf seinen Tellerkragen und fragte den Gatten, ob er um die Baisertorte telephoniert hätte. Als er es schuldbewußt verneinte, stürzte sie auf den Korridor und entfesselte einen Entrüstungsturm durch den Apparat.

Doktor Meisters Miene wurde immer nachdenklicher und elegischer.

Wo war Gunhilde?

Endlich fragte er. —

„Ach, Hilde ist so aushäusig,“ sagte Tante Johanna, „Zeiteinteilung gibt's nicht für sie. Familienleben hält sie für einen überwundenen Standpunkt. Sie schwelgt geradezu in Berlin. Aber freilich! Die Atmosphäre hier hat ja auch etwas Faszinierendes. Wir sind alle so glücklich!“

„Auf Hilde wird nicht gewartet“, entschied Herr Thorensen, und man ging zu Tisch. Der Platz Meister gegenüber blieb leer.

Da saßen sie um den gleichen runden Tisch, der zu Hause im Gartenzimmer in Attenrade gestanden, der wie das Symbol ihrer Zusammengehörigkeit gewesen war, vom Feuer des Kamins wie von einer Herdflamme symbolisch bestrahlt! Wie damals in der Mitte des Tisches zwischen den schweren Salzfässern aus oxydiertem Silber stand das Haupterbstück aus Thorensens väterlichem Hausrat — die goldene Schale, die seine Großeltern einst von den Attenrader Freunden zur goldenen Hochzeit bekommen — die Daten langverflossener Jahre eingraviert — jetzt aber nicht mehr die Blumenfülle des malvenduftenden Gartens der Heimat bergend, sondern dürftig gefüllt mit ein paar dünnen, eilig hineingestoßenen Tazetten, die, frisch gekauft, schon am Verblühen waren, bleichsüchtige, mit der Post hergesandte Kinder einer fernen Flora.

Der Rotwein war kalt und der Weißwein warm. Das Tischbrot fehlte, und der Hammelrücken war ein wenig angebrannt — ein Sonntagmittagessen, über dem keine liebende Hausfrau gewaltet hatte, mehr eine Abfütterung aus Notwendigkeit als gemütliches Familienessen.

„Ach, Johanna! Wenn ich an deine idealen Hammelsaucen von früher denke! Materiell sind wir schrecklich heruntergekommen.“

„Ja, lieber Hermann,“ versetzte Johanna energisch, „damals lebte ich eben jeden Sonntag bloß für den Mittagsbraten — jetzt lebe ich für geistige Dinge. Es ist ja furchtbar, wie mangelhaft meine Erziehung war — ich brauche drei Leben hintereinander, um das wieder einzuholen.“

„Es liegt nicht an Antje,“ fiel die Hausfrau ein, „es liegt am Hammel selbst. Alles Großstadtfleisch hat nicht recht Saft und Kraft — ich glaube, die vielen Kühlhäuser und Eisschränke bekommen ihm nicht. Kein Berliner Ei schmeckt wie ein holsteinisches, und das Brot hier ißt sich herunter wie Sand. Gottlob, daß Essen etwas so Gleichgültiges ist!“

Und sie spielte an ihrem Armband und dachte an etwas ganz anderes.

Es war Doktor Meister sehr unwesentlich, daß Antje den Hammel hatte anbrennen lassen. Daß er nicht essen mochte, hatte andere Gründe.

Der leere Stuhl ihm gegenüber beunruhigte ihn mehr und mehr. Ihm schien in dieser Stunde die ganze Schöpfung der Welt ein höchst verfehltes Unternehmen, weil dieser eine Platz leer blieb.

Auf sämtliche übrigen Menschen kam es ja überhaupt gar nicht an.

Nur auf Gunhilde, die aushäusige!

Wie zwecklos war das Erdendasein!

Er dachte an das zukünftige Schicksal des Erdenglobus, Untergang der Lebewesen aus Wassermangel.

Ach Gott! Warum war es nicht lieber schon so weit? Warum lebte man noch?

Mechanisch beantwortete er Thorensens Fragen nach seinen Reisen, seinen Bekannten daheim. Das Ehepaar,

das er dereinst beinah vergöttert hatte, kam ihm so ferngerückt vor, wie blind gewordene, einst blank gewesene Münzen, abgegriffen im Getriebe der Großstadt. Tante Johanna hatte ihren Typus in seinen Augen ebenfalls zum Nachteil verändert. War es nicht eine weit edlere Mission, praktische Familienstütze zu sein für ein jüngeres Geschlecht, als sich in alten Tagen in einer Stadt, die einem eigentlich nichts anging, noch auf überflüssige Studien zu verlegen! Gehörte sie nicht ganz von Rechts wegen zu denen, die das Ziel ihres Ehrgeizes in genau kontrollierten Wirtschaftsbüchern, tadellos aufgeräumten Wäscheschränken und vollendeten Bratensaucen zu suchen haben?

Und Anka?

Wie ein Mädchen aus einem Roman einer hypermodernen Zeitschrift sah sie aus.

Weder Vater noch Mutter verwehrten ihr die Pose, in der sie sich verhielt. Klaglos ertrugen sie offenbar den Cléo-de-Mérode-Scheitel und die Nüchternheit des formlosen Eigenkleides. War Gunhilde ein ähnlicher Typ geworden? Und wenn, was war dann noch übrig von dem Idealbild jener blonden Schwestern, die als Genien des Glücks so lange durch seine Träume geschritten?

Sein Blick flog zur Wand gegenüber. Dort hing, in hellbraunen Eichenrahmen gezwängt, eine Riesenphotographie der Stadt am Meer, von den Stammgästen des Kasinos dem Scheidenden verehrt.

Die verlassene Heimat....

So reizlos und unbedeutend sah das Stadtbild aus an der Berliner Zimmerwand — eines von Tausenden ... Dächer mit Bäumen herum — ein Strich in der Mitte, die Linie der Deiche.

Ein kleines Gemeinwesen, ganz jämmerlich klein, gesehen von der Warte der Großstadt, so reizentblößt im harten Schwarzbraun der glatten Photographie. Eine Lüge im Vergleich mit der Wirklichkeit, die so herrlich war im Zauber der Farbe, mit dem Duft der reifen Felder, dem zitternden Rauschen der Buchenblätter, den Sommern voll Glanz und Erntesegen und dem Herbstgold, dessen gelbrotes Laub wie leuchtende Flammen über die Wiesen schimmerte!

Fluchtartig jagten sich die Gedanken in Meisters Kopf.

Da klingelte es zweimal hintereinander.

„Hilde," sagte der Vater, „Olaf, mach auf!" —

Olaf warf seinen Stuhl um und tobte davon.

„Kleine Kinder sind ja entzückend," sagte Frau Thorensen, „wenn sie nur nicht so nervösmachend wären!"

Und sie griff sich an die Schläfen.

Und dann erschien **s i e**.

(Fortsetzung folgt.)

Die Uebung der Grazie.

Von Dr. A. Guthmann.

Kann man Grazie überhaupt „lernen"? Ist sie nicht vielmehr ein holdes Geschenk, das die nach ihrem Namen benannten Göttinnen, die Grazien, ausschließlich ihren „Lieblingen" in die Wiege legen? — Diese Fragen sind nicht unberechtigt. — Ein „gottbegnadeter Meister" der Grazie kann ein Sterblicher freilich ebensowenig durch „Studium" werden wie ein „gottbegnadeter Dichter", von dem es heißt: „Auch dich hat, als du wardst geboren, die Muse freundlich angeblickt." Wir können vollkommene „Grazie" auf künstlichem Weg ebensowenig herbeiführen wie vollendete „Schönheit", mit deren Wesen sie in allerengster Verbindung steht. Trotzdem gibt es aber doch — eine Kosmetik, eine Kunst, den Körper „schön" zu machen und in seinen Reizen zu erhalten. Ja — diese Kunst ist allgemein anerkannt und erfreut sich einer außerordentlichen Beliebtheit; es wird keinem einfallen, ihre Existenz zu leugnen. Wer dennoch leichtsinnig genug wäre, den Damen ihre Schönheitspflege nehmen zu wollen, möge sich auf das Schlimmste gefaßt machen! Dagegen existieren heutzutage noch sehr viele Menschen, die gegenüber der Behauptung, daß es eine „lehrbare Kunst" der Grazie gibt, ganz ungläubig ihren Kopf schütteln werden. Und doch besitzen wir eine — Kunst der Grazie, und sie wird nicht nur von Damen, sondern auch oft von den Herren der Gesellschaft — freilich meist unwissentlich — eifrig betrieben. Wir tun überhaupt sehr vieles im Leben „instinktiv". Denn wenn wir über das „Wesen" aller unserer Handlungen nachdenken wollten, könnten wir schließlich unsern Beruf an den Nagel hängen — und Philosophen werden. In Wahrheit sind viele Begriffe, die wir wie gute Bekannte im Mund führen, so wenig geklärt, daß sich noch die Weisesten der Weisen darüber in den Haaren liegen, ohne ihren Streit zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Wir betreiben die Kosmetik, und dabei erscheinen noch heute dickbändige Bücher, die in hochgelehrter Weise — dem Begriff und Wesen der „Schönheit" auf die Spur zu kommen trachten. Auch über die Grazie haben sich seit alters viele Gelehrte, zu denen auch Lessing und Schopenhauer gehörten, ganz ordentlich den Kopf zerbrochen. Viele, die heutzutage Lehrbücher über Sport schreiben, appellieren bei der Definition des Wortes „Grazie" einfach an den Instinkt des Lesers. Grazie ist eben — Grazie, wie Geist — Geist und Zucker — Zucker: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!" Wir gedenken, uns die Sache nicht so ganz „leicht" zu machen, geben uns aber dabei der Hoffnung hin, daß die Stirnen unserer Schüler, die jene Grazie lernen sollen, unter der ihnen aufgebürdeten Geistesarbeit „keine" kosmetischen Nachteile erleiden. Denn zum Trost sei es gesagt, daß unser Thema, von der richtigen Seite angegriffen, gar nicht schwer zu erfassen ist.

Schopenhauer glaubte, daß das Wesen der Grazie im „Zweckvollen" liege. Graziöse Bewegungen sollten auf den Beschauer den Eindruck machen, als ob der durch die Bewegung gewollte Zweck in „vollendeter" Weise zur Ausführung gekommen wäre. Diese sehr oft angeführte Definition des Philosophen ist aber nicht ganz richtig. Die Grazie ist keine rein menschliche Eigenschaft, es handelt sich bei ihr um eine weit im

Tierreich verbreitete Anlage. Wenn ein schöner „Araber" „graziös" den schlanken Hals zurückwirft und kokett mit dem feinen Kopf nickt, so haben wir es hier nicht im geringsten mit einer zweckvollen Bewegung zu tun, vielmehr sucht sich nur die im Innern schäumende Lebenskraft des edlen Tieres durch diese im praktischen Sinn völlig nutzlose Muskelbewegung in irgendeiner Weise zu betätigen. Die Bewegung ist „schön", weil ringsum die Werke der Natur auf „Harmonie" gegründet sind. Ueberall, wo die Natur nicht durch Einflüsse gestört wird, die ihr harmonisches Wesen trüben, zeigt sie Schönheit in idealster Form. Es würde hier zu weit führen, jene der Harmonie feindlichen Gewalten einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Wir weisen nur darauf hin, daß Krankheit, Nahrungsmangel, unpassende Lebensbedingungen solche störenden Elemente darstellen. Genug, daß wir eine Fülle wunderbarer Schönheit in den lebendigen Werken der Schöpfung finden — entzückende Gestalten, Formen und Farben. Eins der hauptsächlichsten Charakterzeichen des Lebenden ist die — Bewegung. Plump und häßlich kann diese Bewegung sein, sie kann formvoll und harmonisch verlaufen. Es gibt auch eine „Schönheit in der Bewegung", und das ist eben die „Grazie"! Bei einer sportlichen Uebung, die einer sehr schwierigen Banlancehaltung benötigt, muß sich die Grazie in erster Reihe den Forderungen anpassen, die durch die physikalischen Gesetze des Gleichgewichts bedingt werden. Sehr oft trifft das Graziöse mit dem Praktischen zusammen, aber durchaus nicht immer. Man frage einen Schlittschuhkünstler oder Rollschuhläufer, und er wird gestehen, daß es der größten Uebung bedarf, sehr schwierige Exerzitien mit „Grazie" auszuführen.

Die älteste und simpelste Lehrerin in der Grazie, die der Mensch besessen hat, ist die — Tanzkunst. Gegenwärtig kennen wir kein wildes Volk, das nicht gelegentlich tanzte; selbst die am niedrigsten stehenden Australier ermangeln nicht dieser Kunst. Die erste Folge des Tanzes, der auch mimischen Darstellungen diente, war das Drama, das im alten Griechenland noch lange Zeit mit der Tanzkunst verwebt blieb, ehe es der Geist großer Tragödiendichter aus dieser „körperlichen" Fessel löste. Aber das Höchste, was die Tanzkunst dem Menschen geleistet hat, ist und bleibt — die Erziehung seines Körpers zur Grazie. Die Lust am Tanzen und — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — die Erfindung des Tanzes entspringt dem musikalischen Gefühl. Darum überrascht es uns auch nicht, zu hören, daß selbst den Tieren, die bekanntlich teilweise einen guten musikalischen Sinn besitzen, auch der Tanz nicht ganz fremd ist. Freilich ist beim Bären der Tanz nur „Dressur", und bei der japanischen Tanzmaus beruht die eigentümliche Drehbewegung auf Hirnverletzung. Aber einige Vögel sind ganz „zweifellose" Tänzer. Einige Arten tanzen in der Luft und singen dabei, andere Vögel, z. B. Rebhühner, führen zu gewissen Zeiten regelrechte Tänze auf. Bei dem Menschen überträgt sich die Harmonie der die musikalischen Klänge erzeugenden Luftwellen auf die Harmonie der muskulösen Bewegungen. Am trefflichsten und naturgetreusten ist dieser Vorgang von Schiller in dem Gedicht vom „Tanz" beschrieben. — „Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut, auf hüpft der gelehrige Fuß auf des Tanzes melodischer Woge. Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib." — Neben dieser harmonischen Einwirkung, durch die den einfachen mechanischen Motionen ein künstlerischer Stempel aufgedrückt wird, besitzt der Tanz noch die sportliche Eigenschaft, daß er die Muskulatur elastisch und die Knochen in den Gelenken beweglich macht. Der Körper wird auf diese Weise physisch in den Stand gesetzt, den von der Grazie an ihn gestellten Anforderungen in vollem Maße zu entsprechen. Eine graziöse Stellung muß selbst in der „Unbeweglichkeit", beispielsweise in einem lebenden Bild oder bei der als schwebender Engel bezeichneten Eislauffigur, den Eindruck des „Elastischen" erwecken. Starrheit führt immer zu der von wahren Sportsleuten gehaßten — Pose.

Bei der Uebung der Grazie verdient ein Punkt aus kosmetischen Gründen eine ganz besondere Berücksichtigung. Formlosigkeiten, die ein Körper in der Ruhe zeigt, und die ihn häßlich erscheinen lassen, können bei der Bewegung durch geeignete Stellungen verdeckt werden. Ein Mensch, dem die Grazie angeboren ist, wird sich dem Beschauer immer von der vorteilhaftesten Seite zeigen. Zu lange Finger und Arme werden hinreichend gekrümmt, der Hals in entsprechender Weise gebogen. Interessant ist die Beobachtung, daß selbst den niedrigstehenden Völkern diese ästhetische Gefallsucht innewohnt. Um die „affenähnliche" Länge ihrer Arme zu verdecken, tragen die Neger ihre Hände der Sitte gemäß über die Brust gekreuzt. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist die zur Grazie führende „Eitelkeit" eine sehr segensreiche Empfindung. Bei dem innigen Zusammenhang, in dem das Nervensystem mit dem Körper steht, müssen im Laufe ungezählter Generationen die ästhetischen Gedanken auf die Wachstumsverhältnisse der proportionslosen Gliedmaßen einen verschönernden Einfluß ausüben.

Die Grazie kann niemals durch eine Sportart geübt werden, bei der die enorme Kraftentfaltung und Schnelligkeit den „hauptsächlichen" Zweck der Uebung abgibt. „Ueberanstrengung" führt im Gegenteil zu Verzerrungen der Gesichtzüge. Das erzwungene Lächeln einer Artistin bei einer schmerzhaften Gliederverrenkung kann nie graziös sein. Sehr empfehlenswert sind Uebungen, bei denen der ästhetische Sinn des Auges geübt wird, bei denen es darauf ankommt, „bestimmte" harmonische Bewegungen auszuführen. Die Weite der Schritte, Bogen und Kreise beim Tanzen, Schlittschuhlaufen und Rollen muß sich harmonisch der Größe und Form der Gestalt anpassen. Auch das Lawn-Tennis-Spiel kann stets mit Grazie betrieben werden. Beim Reiten und Radeln wird es wesentlich darauf ankommen, den Körper elastisch und nicht starr erscheinen zu lassen.

Wir haben darauf hingewiesen, daß in der Uebung der Grazie eine Kraft schlummert, die im Laufe der Generationen das Menschengeschlecht ungemein verschönern kann. Für den einzelnen leistet die Grazie in ihrer Art nicht mehr als die Kosmetik. Man kann durch beide Künste Schäden ausgleichen, Kanten abschleifen, aber man kann nie einen Häßlichen in ein ideal schönes Menschenbild verwandeln. Auch soll sich jeder vor „Uebertreibungen" auf dem Markt der Eitelkeit hüten, damit das Streben nach Grazie nicht in Affektation, d. h. Ziererei, ausarte. Im ernsteren Lebensalter, besonders wenn bereits Muskeln und Gelenke ihre Elastizität verloren haben, muß die Grazie sehr würdige Formen annehmen, während sie in der Jugend von lebendigem Feuer beseelt sein darf.

Das königliche Jachtgeschwader.

Von Peter Frhr. von Verschuer. — Mit 8 photogr. Aufnahmen der Sport- und General Illustrations Co.

Wenn die Saison in London längst vorüber, wenn von Ascot und Henley niemand mehr spricht und man schon lange in den kühlen Hallen oder ausgedehnten Parken englischer Landsitze heiße Hochsommertage verbringt, dann ruft noch einmal in den ersten Wochen



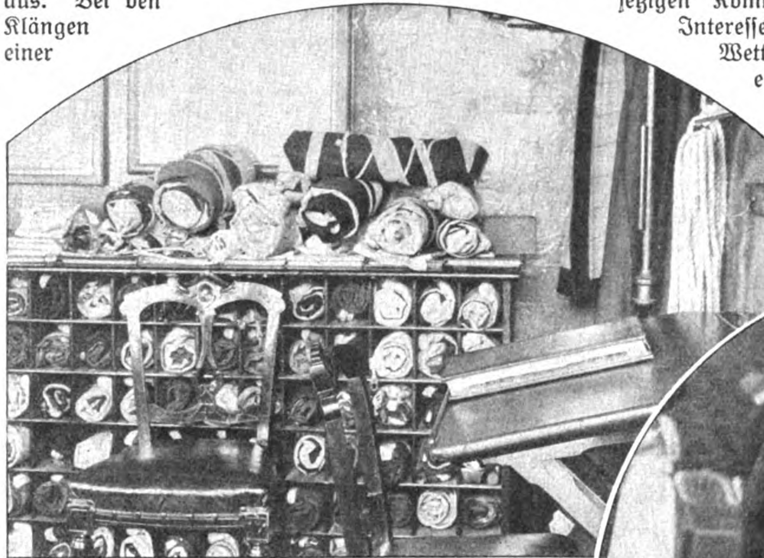
Im Garten des Klubhauses während der Regatta.

des August ein gesellschaftliches und sportliches Ereignis allerersten Ranges „die große Welt" des englischen Inselreichs zusammen: die „Cowes week". In der lieblichen kleinen Hafenstadt an der Westküste der Insel Wight entfaltet sich reges Leben. Täglich kommen neue Gäste von Frankreich herüber, von Deutschland und von der andern Seite des Atlantik. Alles dreht sich schon wochenlang vorher nur um ein Interesse, die ganze Luft scheint erfüllt von der spannenden Erwartung eines großen Ereignisses. Wer wird in diesem Jahr Sieger? Indessen liegen die zierlichen, schlanken Schiffchen wie wundervolle große Schmetterlinge mit weißen Flügeln auf der wogenden blauen See und rüsten sich zur großen Wettfahrt. — Den Mittelpunkt all dieses Lebens und Treibens bildet das Klubhaus des königlichen Jachtgeschwaders. Aus der Burg der alten Seefeste Cowes, die zu Schutz und Trutz gegen fremde Einfälle und Seeräuber in einer streitbareren Zeit als der unsrigen erbaut war, ist dieses gastliche Heim entstanden. Es ist in dem bewährten altenglischen Landhausstil eingerichtet. Der von altem Efeu umwucherte ehrwürdige Bau enthält eine stattliche Anzahl von Wohn- und Schlafräumen. Im großen Speisesaal hängen die Porträte früherer Präsidenten, der Kommodoren des Klubs, unter ihnen die Träger alter historischer Namen des englischen Adels. An erster Stelle Englands populärster König: Eduard VII. in Admiralsuniform. Er stand als Prinz von Wales fast dreißig Jahre lang an der Spitze des Klubs, und unter der Führung dieses königlichen Kommodore, der so viel Verständnis für die heitere und elegante Seite des Lebens hatte, erlebte das stolze Geschwader seine Glanzzeit. Alljährlich kamen gekrönte Häupter zur Cowes-Woche; davon zeugen die teils lebensgroßen Bilder Kaiser Wilhelms, des Königs von Spanien, aus früheren Jahren Napoleon III., die zur Erinnerung von den hohen Besuchern geschenkt wurden. — Die Bekanntschaft eines Yachtman vom Royal Squadron ist namentlich während der Cowes-Woche sehr begehrt, denn nur einer erlesenen Schar, Freunden von Mitgliedern und allenfalls noch einem „friend of a friend", ist es gestattet, an den Freuden der sieben frohen Sportstage im Rahmen dieses exklusiven Klubs teilzunehmen. Denn wirklich holde Stunden sind es



Welche Jacht hat Chancen?

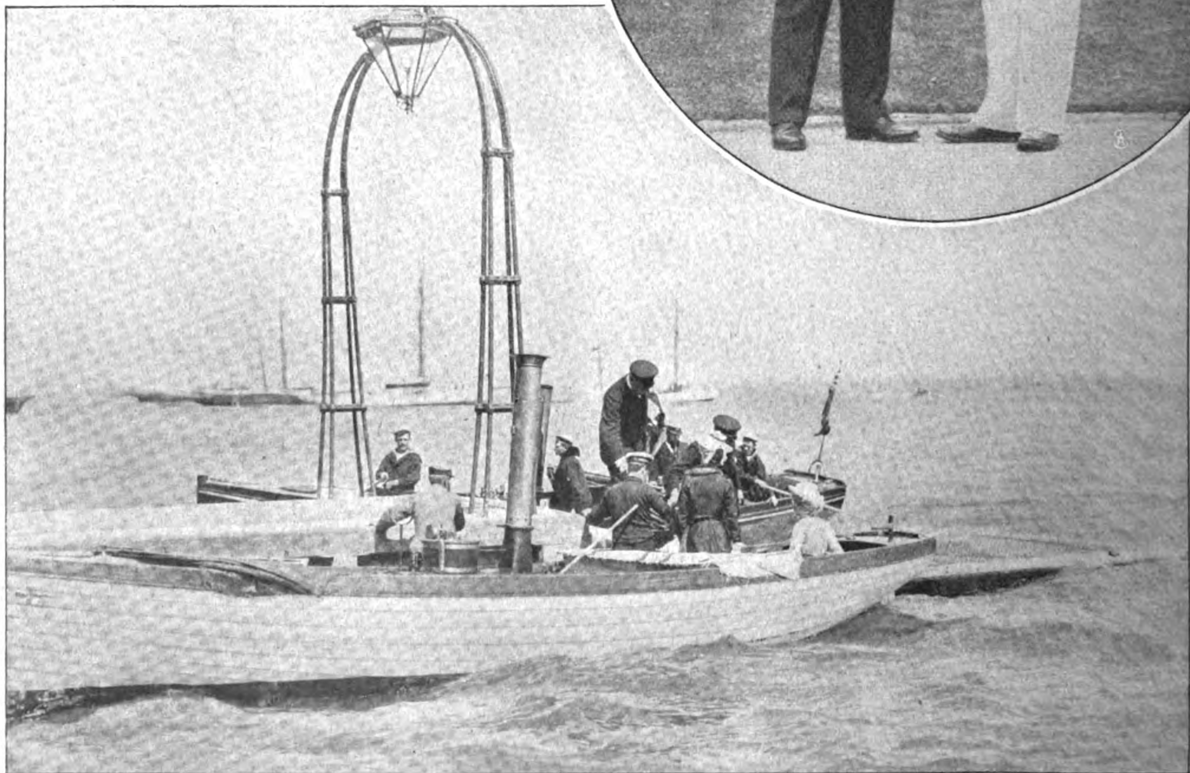
und unvergeßliche, die man auf der Terrasse des wohlgepflegten Klubgartens erlebt. Ein samtweicher grüner Rasenteppich, gemustert von den Sonnenflecken, die durch die Wipfel der alten Bäume fallen, breitet sich aus. Bei den Klängen einer



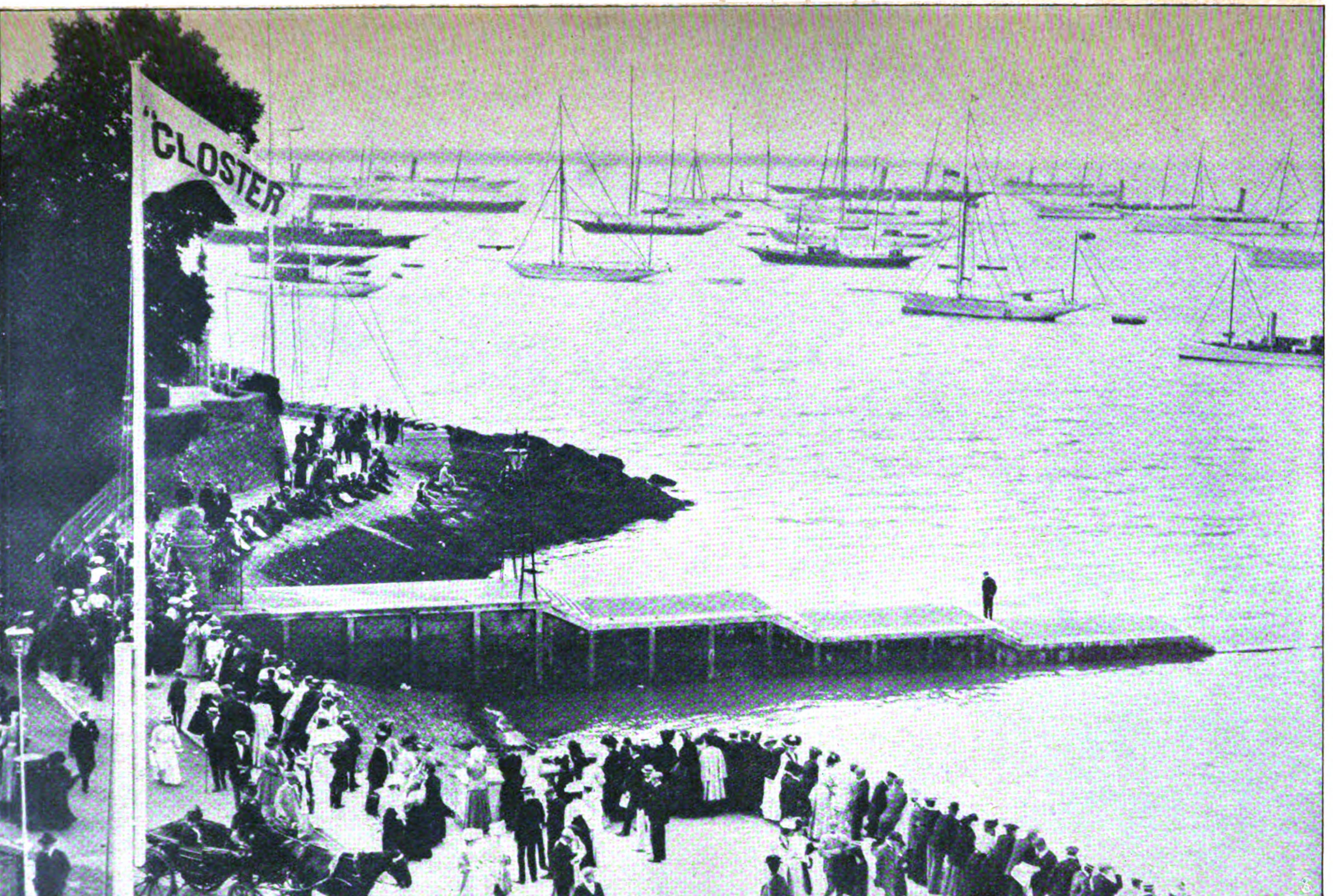
Die Flaggenkammer.

ungarischen Kapelle, in einen bequemen Korbsessel hingestreckt und umgeben von liebenswürdigen Frauen in hellen Sommertoiletten, läßt man das Auge über die weite blaue See gleiten, wo in der Ferne die flüchtigen Jachten wie Möwen vorübergleiten. Und alte sachverständige Seefahrer unterhalten sich über die Chancen der einzelnen Schoner. Unter ihnen fällt die ritterliche Gestalt des Marquis von Ormonde auf, des jetzigen Kommodore des Klubs. Mit besonderem Interesse sieht man in diesem Jahr dem edlen Wettstreit entgegen. Die Kunde von den nicht endenwollenden Siegen der neuen amerikanischen Jacht Westward während der Kieler Woche verursacht höchste Spannung. Wird der gefürchtete Amerikaner auch in den englischen Gewässern alle Preise fortholen, oder werden die im vorigen Jahr so flotten und





Die Motorbarkassen, die die Verbindung zwischen Jacht und Land herstellen.
Oben rechts: Der Kommodore des Klubs Marquis von Ormonde im Gespräch mit dem Südpolforscher Shackleton.

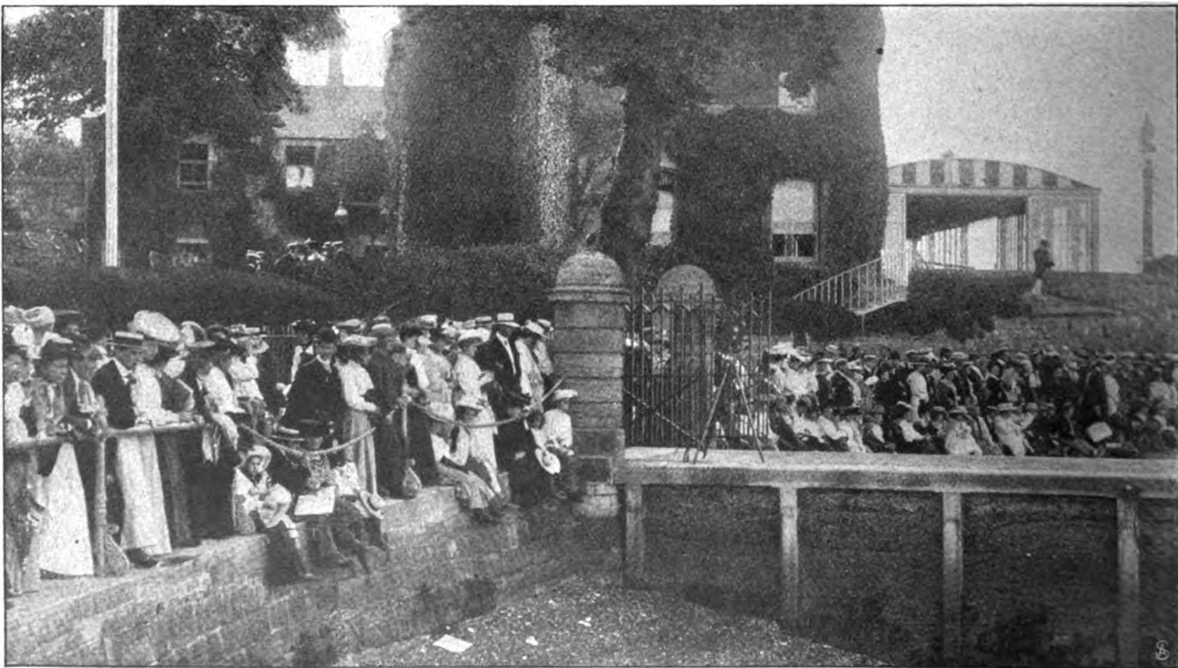


Blick auf das Jachtgeschwader und die Landungsbrücke vor dem Klubhaus.



Das epheubewachsene Klubhaus.

glücklichen „Cicely“, „Meteor“ und „Germania“ dem Triumphzug des „Westward“ ein Ziel setzen? — Sehr erfreut ist man in Cowes, daß auch Georg V., dem Beispiel seines königlichen Vaters folgend, den Wettfahrten der Cowes-Woche lebhaftes Interesse zuwendet. Er stiftete einen Pokal, um den nur die Jachten von Mitgliedern des königlichen Jachtgeschwaders konkurrieren dürfen. So verspricht die in der ganzen Welt berühmte Cowes-Woche auch in diesem Jahr an ihrem alten Glanz nichts einzubüßen. Mögen die wichtigsten und am meisten ersehnten Gäste nicht ausbleiben: strahlende Sonne und ein günstiger Wind.



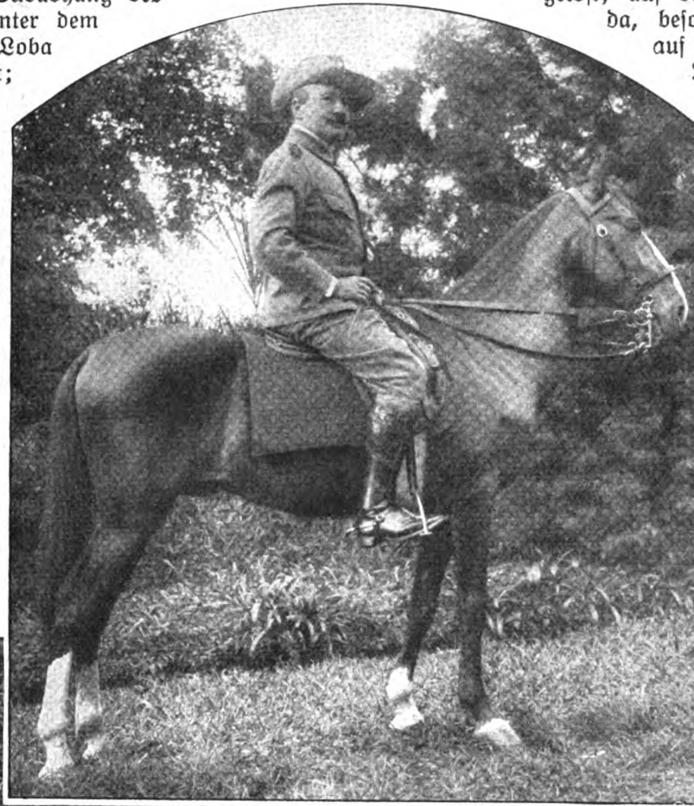
In Erwartung eines hohen Gastes an der Landungsbrücke.

Beim Gouverneur von Kamerun.

Vom Bezirksamtmann Dr. Mansfeld. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Der Sitz des Gouvernements und zugleich der Wohnsitz des Gouverneurs Dr. Seitz befindet sich in Buea.

Der Ort liegt am Südabhang des Kamerunberges, der unter dem Namen Mango-ma-Loba (Götterberg) bekannt ist; der Gipfel des Berges ist 4080 Meter hoch. Man erreicht Buea, indem man von Victoria, dem ersten Hafenplatz für die von Europa kommenden Dampfer, per Bahn in drei- bis vierstündiger Fahrt nach dem Ort Soppo (750 Meter hoch) fährt und von dort zu Fuß oder per Pferd oder Wagen nach dem 1000 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Buea weitergeht. Der Urwald beginnt direkt am Meer in Victoria und reicht weit über Buea hinaus bis zu 2000 Meter Höhe; dort wird er durch Grasland abgelöst; auf dem Gipfel liegt hie und da, besonders im Monat April, auf Stunden, manchmal auf Tage eine leichte Schneedecke. Das längs der Küste sich hinziehende flache Vorland schmilzt in Victoria zu einem schmalen Streifen zusammen, der Berg steigt fast unmittelbar aus dem Meer empor; daher der wundervolle Anblick bei der Einfahrt in den Hafen vom Dampfer aus. Ich stehe nicht an, den Hafen von Victoria als den landschaftlich schönsten unter allen Häfen, die ich in Südamerika, Indien, Ostasien und Afrika von Marokko





Von links: Adjutant v. Puttkamer, Frau Seitz, der Gouverneur, Frl. v. Cleve.

Beim Tee im Garten. Oberes Bild: Vor dem Ausritt.

bis Lüderitzbucht gesehen, zu bezeichnen. — Der erste Gouverneur von Puttkamer hat nach reiflicher Ueberlegung den Platz Buea als Hauptsitz für die oberste Verwaltungsbehörde der Kolonie auserwählt, und man wird aus verschiedenen, besonders finanziellen Gründen gezwungen sein, den Platz bis auf weiteres beizubehalten. Es ist ja nicht zu verkennen, daß, nachdem der Hauptandelsplatz Duala sich zum Ausgangspunkt der beiden Eisenbahnen und damit zur Zentrale des Verkehrs mit dem Innern entwickelt hat, die Verlegung des Gouvernements von Buea nach Duala manchen Vorteil mit sich bringen würde; jeder aber, der längere Zeit in Buea und ebenso längere Zeit an einem Küstenplatz gearbeitet hat, wird bestätigen, daß die Beibehaltung Bueas als Hauptsitz auf der andern Seite wieder große Vorteile gegenüber Duala oder einem andern Küstenplatz aufweist. Während die Temperatur an den Küstenplätzen Victoria, Duala, Kribi am besten mit unserer Treibhaustemperatur verglichen wird und heute noch kein Küstenplatz moskitofrei ist, ist die Jahrestemperatur von Buea 19½ Grad Celsius.



Frau Seitz mit ihrem Lieblingspferd.

Dieser Umstand beeinflußt zweifellos den allgemeinen Gesundheitszustand der in Buea an der Zentrale arbeitenden Beamten in günstiger Weise; es ist ganz sicher, daß innerhalb des gleichen Zeitraums in Buea mehr geleistet werden kann als an der Küste und daß eine Verlegung der Zentrale nach Duala eine nicht unbedeutende Vermehrung des Personals zur Folge haben müßte.

Hierzu kommt noch ein weiterer Umstand, der gegen Verlegung des Gouvernements an einen Küstenplatz spricht: das ist die Rücksichtnahme auf die weiße Frau. Die Frau ist es, die bewußt oder unbewußt in einer der allerwichtigsten Tropenfragen einen Wandel zum Besseren zu schaffen in der Lage ist, nämlich in der Alkoholfrage. Während bis vor nicht allzu langer Zeit ganz berechtigterweise Klagen gegen den unmäßigen Alkoholgenuß an den afrikanischen Küstenplätzen, und zwar ohne Unterschied deutschen, englischen und französischen, erhoben werden konnten, hat sich erfreulicherweise innerhalb der letzten drei Jahre ein Umschwung zum Besserwerden vollzogen. Wie es immer falsch ist, zu verallgemeinern, so ist es sicher auch falsch, zu verlangen, daß alle Kolonialbeamte verheiratet sein sollen und ihre Frauen mit hinausnehmen sollen — für uns Kameruner Beamte wäre vorläufig an den meisten Dienststellen die Frau noch ein Hindernis — in einem Platz jedoch wie Buea oder Duala haben es dreißig deutsche Frauen in den letzten Jahren leichter als alle vernünftigen Aerzte und Alkoholgegner fertiggebracht, in Ton und Sitten einen Wandel zu schaffen, von dem die Kolonie nur Vorteil haben kann. Geht die Spitze mit gutem Beispiel voran, so folgen andere stets nach, ohne daß es nötig ist, große Reden zu halten und Artikel zu schreiben. In dieser Beziehung muß der Zeitpunkt, von dem an eine Frau unserm Gouverneur zur Seite steht, mit Anerkennung markiert werden.



Frau Seitz mit ihrem zahmen Spießbock.

Frau Dr. Seitz, die mit ihrem Gatten 1907 in das Schutzgebiet einzog, hat unendlich viel in ganz unauffälliger Weise zur Besserung der allgemeinen Lage der Weißen geleistet. Frau Dr. Seitz hat sehr bald nach ihrem Eintreffen einen Frauenverein „Abteilung Kamerun" gegründet; da die Mehrzahl der Frauen in den Küstenplätzen leben, so scheut sie nicht die heute



Von links: Gouverneur Dr. Seitz, Frau Seitz, Frl. v. Cleve, Gesellschaftsdame, Adjutant Oberleutnant v. Puttkamer.

Das Wohnhaus des Gouverneurs von Kamerun in Buea.

noch recht beschwerliche Reise von Buea nach Victoria und Duala, um öfter mit den Frauen zu beraten. Während sich früher die Junggesellen Bueas, Victorias und Dualas in der freien Zeit langweilten oder zum Teil bei Skat und Kegelspiel mit Bier und Sekt allein Entschädigung für die nicht vorhandenen Großstadtgenüsse, wie Theater und Konzerte, finden mußten, wird jetzt im Hause des Gouverneurs musiziert, hier und da auch getanzt. Ein Gartenfest in Buea, ein Basar in Duala brachten erhebliche Beträge für den Frauenverein ein, der Wohltätigkeitsbasar in Duala über 4000 Mark, und das in einer Kolonie mit rund 1200 Weißen. In Buea wohnen 50 bis 60, im Bezirk Victoria 150, in Duala über 300 Weiße; auf 1200 kommen 100 Frauen und 50 Kinder; unter 1200 Weißen sind 80 Engländer und Amerikaner.

Der Gouverneur ist sehr oft auf Reisen ins Innere, und seine Frau begleitet ihn auch auf Expeditionen, wo es weder Eisenbahn noch Fahrstraßen gibt; dann hat ihre Gesellschaftsdame, Frl. von Cleve, die Verantwortung für das schöne Haus in Buea und der Adjutant des Gouverneurs, Oberleutnant von Puttkamer, die Verantwortung für die Unterkunft und die Verpflegung auf der Expedition; es ist gar nicht so leicht, diesen verschiedenen Aufgaben gerecht zu werden, kein Delikatessengeschäft, kein Warenhaus steht zur Verfügung, man muß oft mit sehr beschränkten Vorräten rechnen, und es ist ganz gewiß mühsam, den schwarzen 10—15jährigen Jungen einzustudieren, wohin Daumen und Zeigefinger beim Servieren der Suppe und der Speisen zu legen sind.

Neben der Verwaltungszentrale befindet sich in Buea noch eine Lehrwerkstätte für Tischler, in der heute alle Möbel, die nötig sind, von Farbigen unter Leitung eines weißen Tischlers hergestellt werden; wer die schwarzen Lehrlinge und Gesellen nicht an der Arbeit gesehen hat, glaubt es nicht, daß die Diplomatenschreibtische und Rauchtischchen aus Rotholz mit Ebenholz- und Elfenbeineinlagen an Ort und Stelle angefertigt worden sind.

100 Meter oberhalb des Gouverneurhauses liegt die Sennerei; Gouverneur von Puttkamer hat 1898 20 Algäuer Rinder eingeführt. Heute ist auf der Sennerei ein Bestand von 90 Stück reinrassigen Algäuer Viehes, auf dem Vorwerk ein solcher von 140 Stück Kreuzungsvieh vorhanden.

Sennerei und Vorwerk versorgen Buea und Soppo mit Milch, Butter und Käse, und der amtliche Gemüsegarten sendet regelmäßige Lieferungen frischen Gemüses an das große Regierungshospital in Duala.

Erfreulicherweise wächst die Zahl der Vergnügungsreisenden, die auf ihrer Tour „rund um Afrika" eine Besteigung des Kamerunberges in ihr Programm aufnehmen; für sie sei noch bemerkt, daß man die Tour auf den Gipfel des Berges vom Hafenplatz Victoria aus bequem in fünf Tagen ausführen kann und daß die Besteigung gar nicht schwierig ist und sich sehr lohnt.

Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Roman von

Ida Boy-Ed.

14. Fortsetzung

Emmich sah: die Eltern waren nicht blind — hatten auch schon ihre Beobachtungen gemacht. Er konnte — er mußte offen sein.

Auch war eine merkwürdige Erleichterung dabei ... als lüde er nun einfach dem Vater seine Last auf, der der Nächste dazu war, sie mit zu tragen — als schone er Renate, wenn er seine Sorge nicht in grausamer Deutlichkeit zuerst ihr, wenn er sie vorher dem Vater gegenüber darlegte.

„Vielleicht versteht ihr euch brieflich nicht", meinte der Geheimrat. „Ich hab es schon erlebt: Menschen, die sich Aug in Auge gut begriffen, schrieben sich einfach auseinander! Feder und Tinte sind oft voll geheimer Fährlichkeiten. Hier ist ein erfahrener, gereifter Mann, der schreibt. Da ist ein junges Mädchen, das noch nicht den fast unbegreiflichen Wertunterschied zwischen gesprochenen und geschriebenen Worten erkannt hat. Was meinst du, Emmich? Kann das so etwas zwischen euch sein?"

„Nein, Papa. Es ist mehr. Leider viel mehr. Kein Stilunterschied, wenn du so willst — ein Unterschied in der Liebe, im gegenseitigen Verstehen."

„Du meinst, daß Renate ..." er mochte kaum vollenden — sah ja zweifellos: es sollte seine Tochter sein, die weniger liebte.... Er konnte es nicht begreifen.

„Ja, Papa. Ich kann mich keiner Täuschung mehr darüber hingeben: Renate fürchtet sich vor der Ehe mit mir."

„Das ist unmöglich!" sagte der Geheimrat festen Tones. So wankelmütig konnte seine Tochter nicht sein, das hätte doch allem widersprochen, was er seit ihrer frühesten Kindheit von ihr erwartete.

„Ja. Man hat ihren Glauben an Glück, an die Zuverlässigkeit ihrer eigenen Liebe, an die Möglichkeit einer befriedigenden Zukunft zerstört. Vergiftet hat man sie. Nicht mit Vorsatz und nicht aus bösem Willen — so wenig wie ein Kranker den Gesunden, der um ihn ist, mit Absicht ansteckt ... aber er steckt ihn eben doch oft an...."

„Du meinst, daß Jutta Falckenrott ..." fragte der Geheimrat.

„Das meine ich, daß die unselige Frau aus ihrem zerrissenen Gemüt, ihrem ganzen unbefriedigten Temperament heraus schädlich auf Renate eingewirkt hat

Alle innere, freudige Sicherheit hat sie ihr genommen! Wenn ich schon etwas bereute, ist es dies: sie zusammengeführt zu haben. Ich sehe freilich nicht, wie ich es hätte verhüten können, ohne den fernen Freund unheilbar zu kränken, ohne ein peinliches Aufsehen zu erregen."

„Daß die Frau leidet, haben wir ja immer gesehen. Aber du meinst, in solchem Grade? ... So aller Selbstbeherrschung bar, daß ihr die junge Glückseligkeit einer Braut nicht Respekt einflößte?"

„Vielleicht," sprach Emmich erbittert, „vielleicht hat sie gar geglaubt, als Weib von Erfahrung die Unerfahrene warnen, retten zu müssen — was weiß ich, wie weit Frauen untereinander in ihren Gesprächen und Geständnissen gehen."

Mein altes Vorurteil gegen Frauenfreundschaft! dachte der Geheimrat.

„Seit langer Zeit bin ich in schweren Sorgen um die Ehe meines Freundes. Dir, nur dir und in der ernsten Lage, in der ich selbst mich befinde, sei es anvertraut: ich fürchte, daß in der Seele dieser Frau, die in der Einsamkeit ganz mutlos geworden war, Liebe zu einem andern Mann entstand. Aus deinem Telegramm sah ich zu meinem Schrecken, daß er hier ist. Und deshalb, nur deshalb reiste ich sofort."

„Gamberg?!" rief der Geheimrat so völlig überrascht, daß diese Überraschung eigentlich wie ein Zeugnis war....

Emmich nickte....

„Wieder sag ich: unmöglich! Aber nicht ein Blick — nicht ein Ton verriet, daß ... Selbst jetzt, wo du's sagst ... wenn ich kritisch zurückdenke.... Nichts. Du irrst! Oder, wenn du nicht irrst, ist das so tief verborgen, so ganz unter der Oberfläche, daß man nur auf raffinierteste schuldvolle Beherrschung oder — schwersten Ernst schließen dürfte...."

„Gewiß das letztere — ganz gewiß!" sagte Emmich mit starkem Ausdruck. „Du wirst mir glauben: wenn ich Jutta nur von fern eines leichtsinnigen Abenteuers für fähig hielte, hätte ich den fernen Freund und meinen ganzen Kieler Kreis, ohne zu zögern, brüskiert und sie von Renate ferngehalten.... Aber so! Wie sollte ich — wie konnte ich. Und nun, da ich dem Freund treu mein Versprechen hielt, seiner Frau ein Bruder zu sein suchte, nun ist mir dadurch mein eigenes Glück zerstört worden."

„Aber lieber Emmich — ich kenne doch meine Tochter — die ist von geradem Wuchs — man kann wohl mal versuchen, sie zu verbiegen — aber das richtet sich fest und stark wieder auf — ihr werdet euch aussprechen! Ihr werdet euch wieder verstehen."

Aber indem er das mit möglichst zuversichtlichem Ton sprach, fiel ihm schwer ins Gedächtnis, was er seiner Frau gesagt hatte: hat Renate nicht die Kraft zu dem, was von ihr verlangt wird, so ist es besser, sie tritt beizeiten zurück....

„Ich fürchte, ich verstehe sie nur zu gut. Sieh mal, Papa — und deshalb — damit du siehst, wie tief das liegt, deshalb sag ich dir das von Jutta.... Du wirst es mir nachfühlen: ich kann nicht ertragen, zu denken, Renate ist vielleicht ähnlich veranlagt, könnte, im Fall einer langen Trennung, in die gleichen Leiden und Versuchungen geraten. Das ist eine furchtbare Vorstellung. Macht mich halb verrückt, kann ich dir sagen.... Ich muß begreifen: dann ist es für sie und für mich besser, wir gehen jetzt auseinander. Ich will lieber ein einsamer Mann bleiben, als eine Frau haben, der ich nicht blind vertrauen kann. Ich will ein Mann bleiben, ein ganzer Kerl — ich liebe meinen Beruf über alles in der Welt — ich liebe auch meine Braut über alles in der Welt — entsteht da ein Zwiespalt — mein Gott, er ist ja schon da! Nun, dann muß eben das Herz bluten und verzichten! Dem Beruf hab ich mich angelobt mit Ehre und Eid. Ihm untreu zu werden um einer Liebe willen ... was wär das, wenn ein deutscher Offizier das könnte...."

Er schwieg ein paar Augenblicke, von Bewegung übermannt.

Ganz heiß war ihm die Stimme in der Kehle.

Aber fest mußte er bleiben — ganz fest!

„Und — ja — ich muß es dir sagen — es will kaum heraus — und ich wäre nicht gekommen. Und ich hätte Renate geschrieben: hier ist mein Wort zurück. Deine Depesche zwang mich her — ich sah, ich habe hier vielleicht an meines fernen Kameraden Stelle zu stehen — ihm schulde ich Treue.... Und so kam ich.... Aber es ist vielleicht besser, wir sehen uns nie mehr — sie und ich."

Mit mannhaft ruhigem Druck umfaßte die zarte Hand wieder die starke, braune.

Und sehr liebevoll, fast als spräche er zu einem ganz jungen Menschen, sagte der Geheimrat: „Wir wollen uns besinnen — lieber Emmich, wir wollen uns besinnen. Mit so raschen Worten entscheidet man nicht über Schicksale...."

In diesem Augenblick hielt der Wagen vor dem zwischen Eisenstäbe gespannten Netzgitter der Pension.

XI.

Leider war die Pension ganz überfüllt. Madame mit ihrer künstlichen Frisur und den spiegelnden Glanzlichtern auf den Puffen und Locken des schwarzen Haares, Madame bedauerte verbindlich. Hatte aber doch jenen leisen Ton von ablehnendem Hochmut, den Wirte sofort annehmen, wenn ihr Haus besetzt ist. Ja, wer in der vielbesuchten Pension noch unterkommen wollte, mußte sich eben lange vorher darum bewerben. Daß sie vor einigen Tagen dem Diener des Herrn von Gamberg noch ein Zimmer habe einräumen können, sei Zufall gewesen; es sei auch kein Domestikenzimmer gewesen, Herr von Gamberg bezahle für den Diener herrschaftliche Pension.

Man sah, die Frau war fasziniert von dem Auftreten des Herrn von Gamberg, denn sie führte seinen Namen bei der Auseinandersetzung ganz unnötig wiederholt an.

Natürlich hatte Emmich eine Anwandlung von ungerechtem Ärger.

Aber er konnte unmöglich aufpochen und sagen: jetzt bin ich hier! Ich habe hier nähere Rechte und Pflichten!

Herr von Gamberg hat sich und seine Hilfsaktionen zurückzuziehen! Ich stehe hier, um den fernen Vater des kleinen kranken Kindes zu vertreten. Nein, das konnte er nicht sagen.

Man stand ein wenig zweifelnd. Der Geheimrat mochte nicht damit herauskommen: du gehörst doch zu uns — du wirst mit mir zu den Meinen hinauffahren, sobald du Jutta gesprochen hast.

Emmich dachte: in das Hotel, wo Gamberg wohnt, will ich nicht — ich will ihn vermeiden, so viel ich kann — sonst gibt's noch einen Krach....

Unterdes wartete der Kutscher, mit dem Koffer auf dem Bock neben sich, vor der Gitterpforte.

In dieses Zögern unnützen Hin- und Herdenkens hinein kam der Legationsrat von Gamberg.

Emmich sah ihn schon, als er, auf dem Weg unter den Tannen, hinter dem zwischen Eisenstäben gespannten Drahtnetz ging. Wie immer in etwas steifer, sehr gerader Haltung, in seinem hellgrauen Gehrock, ohne Hast einherschreitend.

Emmich biß sich auf die Lippen. Und mit einiger Besorgnis sah der Geheimrat, daß sein Gesicht sich in schwerem Ernst noch mehr verfinsterte.

Nun erschien Gamberg in dem Rahmen der weitgeöffneten Pforte.

Er erkannte den Kapitän Hochhagen.

Und er erblaßte.

Ganz gewiß. Der Geheimrat sah es so genau, daß jeder Zweifel ausgeschlossen war.

Also — ja! dachte er. Denn weshalb hatte Gamberg sonst die Farbe zu verändern....

Aber beherrscht wie immer kam Gamberg nun näher, um Hochhagen zu begrüßen.

Er reichte ihm die Hand.

„Welche Überraschung, Herr Kapitän! Hat Frau von Falckenrott Sie schon empfangen?"

„Ich komme in diesem Moment an und höre eben von Madame, daß das letzte Zimmer, was noch zu haben gewesen wäre, für Ihren Diener genommen worden ist."

„Er kann sofort die Pension verlassen. Ich hatte es angeordnet, damit Frau von Falckenrott noch jemand zu ihrer Verfügung habe, falls sie der Hilfe bedürfen sollte. Ich selbst wagte mich ihr dazu nicht aufzudrängen."

Zu korrekt, um unverdächtig zu sein, dachte Emmich.

Sie sprachen voll äußerster Höflichkeit weiter zusammen. So höflich, daß es dem zuhörenden Geheimrat beklemmend wurde.

Es gibt so merkwürdige Feindseligkeiten, dachte Emmich, während er förmlich weitersprach. Er hat mir ja eigentlich nichts getan. Und wenn er Jutta liebt und in schwieriger Lage die Haltung eines Ehrenmannes zu bewahren trachtet, sollte ich ihn eigentlich bemitleiden. Gott weiß, woher solche Feindseligkeiten kommen. Wie in eine Wolke davon gehüllt, erscheinen einem manche Menschen. Jeder Blick von ihnen reizt uns. Jedes Wort benimmt uns... wie von selbst sind wir befangen und geärgert ihnen gegenüber.

Ja, so von Natur aus, vielleicht nur, weil er ganz anderer Art war, erschien ihm Gamberg als Feind. Und mußte sich doch gestehen: er scheint wieder sehr vorsichtig gehandelt zu haben.... Denn merkwürdigerweise und trotz aller Antipathie dachte er nie: das ist nicht wahr, was er erzählt.

Er glaubte unbedingt, was er hörte, daß Jutta seit der Erkrankung des Kindes ihre Zimmer nicht verlassen habe, und daß Gamberg nicht einmal wagte, bei ihr sich melden zu lassen.

Welche Kämpfe sie wohl mit sich ausfocht in ihrer angsterfüllten, traurigen Einsamkeit!

Nun vielleicht werde ich es bald wissen, dachte Emmich.

In ihm war ein Gefühl, als müsse er auf sein Recht pochen. Es deutlich betonen, daß er hier den Freund und Kameraden vertrete.

„Ich bin, wie jeden Morgen, gekommen, um mich nach dem Verlauf der Nacht zu erkundigen", bemerkte Gamberg.

„Sie sollen es gleich erfahren", sagte Emmich.

Er stand noch eine Sekunde zaudernd. Ihm fiel ein: hier der Geheimrat war ja unter allen Umständen der berufenste und willkommenste Besuch im Krankenzimmer. Aber er hatte eine große Begierde, Jutta zu überraschen — sie allein zu sehen — plötzlich vor ihr zu stehen — wie eine Forderung, eine Mahnung vor sie hinzutreten — ihm war, als müsse in seiner unvermuteten Erscheinung so etwas wie eine Botschaft liegen — Trost — oder Strafe... er wußte dies alles selbst nicht genau — er fühlte nur das unbezwingliche Verlangen, der Frau ohne Zeugen in die Augen zu sehen — ihm schien, als müsse dann irgend etwas Klärendes sich begeben — sie werde sich in ihrer Not ihm anvertrauen — vielleicht weinen —

„Du begreifst, Papa...." Der Geheimrat machte schon eine zustimmende Geste.

Emmich sah Herrn von Gamberg fest und klar an, fast befehlshaberisch.

„Ich danke Ihnen für alle Fürsorge, die Sie gezeigt haben. Von nun an stehe ich der Frau meines Freundes bei, so weit sie männlichen Beistandes bedürfen sollte", sagte er.

Herr von Gamberg machte eine Bewegung, als markiere er eine Verbeugung.

„Wir wollen der gnädigen Frau doch die Freiheit lassen, sich zu wenden, an wen sie will."

„Jedenfalls", scherzte der Geheimrat rasch und erzwungen, „ist sie nicht verlassen, wenn schon Rivalität entsteht, wer ihr beistehen soll. Also, lieber Emmich: sage Frau Jutta, ich sei hier und zu ihren Befehlen.... Kommen Sie, lieber Gamberg, setzen wir uns in den Schatten, bis Hochhagen uns Nachricht herausschickt...."

Und er nahm Gamberg am Arm und führte ihn fast an den Tisch unter der großen Tanne, dem besten Aussichtspunkt des Gartens.

Im Hause, wo Madame schon Befehle gab wegen der Räumung und Reinigung der Stube, die der neue Gast haben sollte, erfragte Emmich die Zimmer Juttas.

„Nummer neun ist das Schlafzimmer der gnädigen Frau, auf zehn ist jetzt das Krankenzimmer; die Zimmer sind im ersten Stockwerk, rechts den Korridor hinunter."

Er stieg langsam hinan auf den Kokosläufern, die die Holzstufen der Treppe deckten — die Hand griff dabei mechanisch am Geländer vorwärts, als bedürfe er der Stütze.

Was wird sie sagen? Was werde ich ihr sagen?

Er wußte nicht was. Unbestimmte Richtergefühle hatte er. Als sei er auf dem Weg, eine Sünderin zu vernichten.

Sie zu fragen: was hast du aus deiner Ehe gemacht? Was hast du meiner Braut getan? Und damit mir?

Wie friedlich ging der Sonnenstrom den Korridor entlang. Durchs Fenster kam er und füllte mit seinem flimmernden Gold den schmalen Gang zwischen den gelblichen Wänden. Und ganz voll von Tannenduft war er, stark und harzig.

Über den holzfarbigen Türen, deren Rahmen ein gemalter, schlichter Strich umgab, standen in seltsam schnörkeligen arabischen Ziffern die Nummern.

Nummer zehn. Er sah diesen ganz gleichgültigen kleinen Umstand genau: die Null hatte eine Schleife.

Er zögerte noch. Lauschte. Wünschte, daß sich die Tür öffnen möge ... als erleichtere das die Lage, wenn Martha etwa herauskäme oder vielleicht sie selbst....

Nun klopfte er. Und erschrak zugleich. Vielleicht durfte man an die Tür eines Krankenzimmers nicht so deutlich pochen. Hier durften vielleicht alle Töne nur halb sein.

Er meinte, man riefe „Herein!" obschon er vor dem Klopfen seines Herzens möglicherweise nicht genau hörte und Einbildung für Tatsache nahm.

Er öffnete die Tür.

Und ihm war, als erklänge ein Aufschrei....

Er zog die Tür hinter sich zu und stand wie gebannt....

Denn dort, neben dem dunkeln Kinderwagen, war eine Frauengestalt in die Höhe gekommen — verharrte etwas vorgebeugten Leibes — mit geducktem Kopf und gespreizten Händen — starrte aus Schreckensaugen auf ihn.... Ein paar Herzschläge lang....

Dann sank sie zurück — fiel wieder in den Stuhl — lachte auf — oder weinte — es war krampfhaft — Und verbarg das Gesicht in beide Hände.

Er kam näher. Er sah, wie ihre Schultern zuckten.

Er ahnte: einen kurzen, furchtbaren, blitzgleichen Moment lang hatte sie gedacht: Malte!

Sie sahen sich ja ein wenig ähnlich! Und überreizte Nerven — von Nachtwachen übermüdete Augen — Gedanken, die vielleicht beständig und schwer mit dem Bild des fernen Mannes rangen — — Wie sind die vorbereitet, vor Phantomen sich zu entsetzen....

Er ging leise an sie heran.

Aber sie sammelte sich schon. Nahm sich in trotzigem Vorsatz zusammen....

Erhob sich.

„Sie sind es — Sie!" sprach sie.

Und dann, um sich selbst zu beweisen, daß seine plötzliche Erscheinung doch das Selbstverständlichste von der Welt sei, fügte sie hinzu: „Ach ja — Sie.... Es hieß schon immer, daß Sie Renate besuchen wollten."

Er küßte ihr die Hand. Vor Erschütterung konnte er sich nicht gleich fassen.

Was für eine schmale, magere, kleine Hand war das geworden.

Und wie verhärmt und elend das schöne Gesicht.

„Ich komme Ihretwegen," sprach er ernst, „nicht um Renate zu sehen. Ich weiß nicht, ob sie noch meine Braut ist."

„Wie ... das?"

„Wir wollen nicht von mir sprechen", sagte er. „Sie mußten nur hören: Ich bin einzig und allein Ihretwegen gekommen, um Ihnen in Ihrer Verlassenheit beizustehen, wie es meine Pflicht gegen Malte ist."

„Ich bin nicht verlassen", flüsterte sie.

Sein fester Blick fragte sie: und wer ist es, der dir beisteht? ... Sie wich diesem Blick aus.

Er nahm es für Schuldbewußtsein. Sein Zorn, sein Schmerz wallten wieder auf.

„Warum haben Sie das Herz meiner Renate vergiftet ... warum ihr den Glauben genommen ... ihr bißchen junges Glück verdorben ... und meines mit ... meines mit?"

„Hab ich das?" fragte sie langsam — als müsse sie sich erst auf ganz ferne Dinge besinnen. Unruhe kam in ihr Gesicht. Ihre matte Stimme wurde heiser, indem sie kräftiger sprechen wollte. „Das hab ich nicht gewollt — nein — das nicht — o — arme Renate — sagen Sie ihr...."

Aber er erfuhr nicht, was er ihr sagen sollte.

Aus den Kissen des Wagens kam ein schwacher Ton.... Kaum vernehmbar....

Schon kniete die Mutter neben dem Lager und beugte sich, mit gierig horchendem Ohr und verzehrend eindringlichen Blicken über das Kind.

Es war nur ein kleiner, dünner Klagelaut gewesen, vielleicht im Schlaf ... denn die Augen blieben geschlossen und der Mund stumm.

Eine merkwürdige Befangenheit machte Emmich auf einmal unsicher. Er begriff: über den Anblick der Frau, die ein Schatten ihrer früheren Erscheinung war, hatte er eigentlich das Kind in diesen ersten Minuten vergessen....

Er hatte nun Angst davor, an das Kind heranzutreten — eine lächerliche, feige, kleine Angst — er, ein Mann, der schon ernsten Gefahren kaltblütig ins Auge gesehen....

Es war das Mannesgefühl, das sich vor dem erweichenden Mitleid fürchtet, das Frauen und Kinder nicht weinen sehen kann....

Und doch spürte er: sie wartet darauf — sie kniete noch immer neben ihrem Kind.... Ihr Warten auf seine Anteilnahme wirkte auf ihn hinüber — bezwang ihn. Der Vorsatz huschte durch sein Hirn, ich werde sagen, das Kind sieht unverändert wohl aus. Er erinnerte sich plötzlich, daß er seiner Mutter, wenn sie sich vor dem schlechten Ausgang ihrer letzten Krankheit fürchtete, immer gesagt hatte: Mutterchen, du siehst sehr gut aus, viel besser als gestern. Und dann hatte sie getröstet gelächelt.

Fast erheiterten sich schon seine Züge. So unmittelbar schwebten ihm schon die guten, tröstlichen Worte auf den Lippen.

Da stand er nun und sah auf das kleine Lebewesen herab.

Er erinnerte sich mit einem Male ganz genau, wie es ausgesehen hatte — wie ein drolliges, rührendes Bild war dies Kinderköpfchen gewesen. Selbst als rauher Mann, der nichts von Kindern verstand, konnte man eine kleine Rührung nicht unterdrücken.

Und nun?

Da lag ein schmaler, kleiner Totenkopf, mit einem unverhältnismäßig großen Schädel über einem ganz winzigen Gesicht. Uralte, greisenhafte Züge hatte dieses unnatürliche Gesicht....

Er hatte schon Männer gesehen, die in allen Schrecknissen des Berufs umgekommen waren, durch Fall, Brand, Wasser, Explosion....

Aber dies hatte er noch nicht gesehen: ein Kind, das in vier Monaten den Weg vom Licht zum Dunkel zurückgelegt hatte und in der furchtbaren Eile seines schnellen Lebens schon die Züge des Greisentums gewann....

Er wußte auf der Stelle: es ist ein sterbendes Kind!

Er stand ganz still. Aufrecht. Schluckte herunter, was ihm in der Kehle hochquoll. Und ohne es zu ahnen, seufzte er schwer auf — in all diesem Bemühen, gefaßt zu schweigen.

Er wußte auch nicht, daß er ganz erschüttert und bleich aussah....

Er wagte es endlich, die junge Mutter dieses uralten Menschen anzusehen....

Sie hatte voll Gier — brennend in Hoffnung — atemlos vor Verlangen nach einem ermutigenden Wort, mit ihren Augen an ihm gehangen....

Nun begegneten sich ihre Blicke.

Und vor der Wahrheit, die scheu aus dem seinen zu ihr sprach, schrie sie leise auf.

Ihr Kopf sank — sie legte ihn auf den Sitz des Stuhles.

Und weinte... weinte....

Ganz sachte kam er heran, hob sie auf und führte sie zu einem Sofa, den sein suchender Blick an der Wand irgendwo entdeckte....

Er selbst hatte nasse Augen....

Er legte sie vorsichtig in die Ecke....

Dann ging er still hinaus....

Er hatte keine richtenden und strengen Gedanken mehr.

Nur Mitleid....

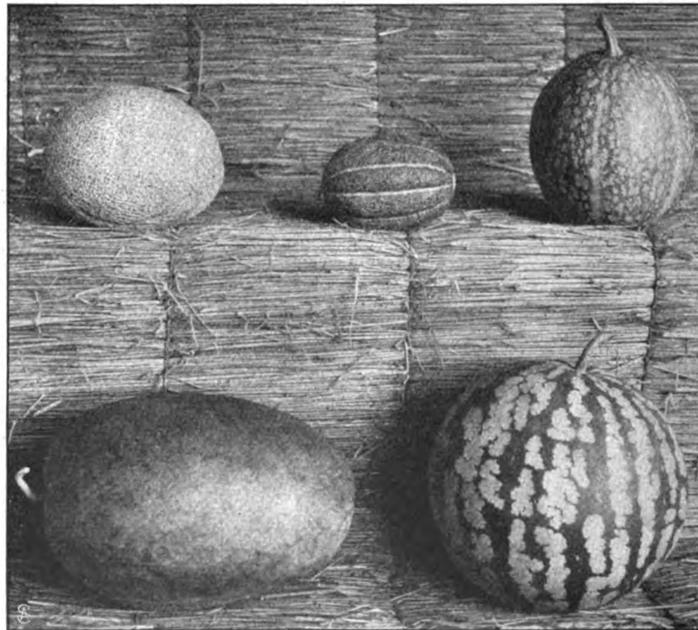
(Fortsetzung folgt.)

Melonen.

Von Richard Gollmer. — Mit 5 photographischen Aufnahmen von Jacques Boyer, Paris.

Nicht nur Bücher haben ihre Schicksale — auch Kleider, Geschmeide, Bauten, Nahrungsmittel usw. Alles auf dieser besten aller Welten gehorcht den Launen der Mode, denn niemand anders als diese höchst wankelmütige Dame zieht die Drähte hinter der Szene in den meisten Fällen.

So war auch die Melone, die zu den Lieblingsfrüchten unserer Urgroßmütter zählte, mit der Zeit von der Bildfläche verschwunden, bis erst unsere Tage wieder sich ihr mit erneutem Interesse zuwenden, das sie auch in der Tat verdient. Vor 2000 Jahren schon genoß man die Vorfahren dieser edlen Cucurbitacee oder Gurkenfrucht — um deutsch zu reden — in den großen Reichen am Nil und Ganges, und um Christi Geburt lernten Römer und Griechen sie kennen. Großer Wertschätzung erfreuten sich die Früchte bei den damaligen Feinschmeckern jedoch nicht, denn es waren immerhin nur die wildwachsenden „Melopepones" — wie sie damals hießen — die man kannte. Auch das Apicius-Kochbuch weiß nichts von ihrer süßwürzigen Feinheit, sondern behandelt sie wie Kürbisse als ganz gewöhnliches Gemüse. Diesmal ist also nicht Italien, dem wir so viel auf altrömischen Anfängen weitergezüchtete Vegetabilien verdanken, das Vaterland der europäischen Melonenkultur, sondern es ist Spanien. Die Melone ist orientalischen Ursprungs, und nach Spanien



Oben von links: Melone von Cavaillon mit grünem Fleisch. Grüne Klettermelone. Malabar-Melone.
Unten von links: Wassermelone mit schwarzen Kernen. Wassermelone mit rotem Fleisch.

Verschiedene Melonen.

brachten die Araber zuerst bessere Sorten und begannen dort deren rationellen Anbau. Dorther und nicht aus Armenien, wie es so oft heißt, dürfte auch die treffliche Warzenmelone stammen, die sich in den Gärten des päpstlichen Schlosses Cantalupo bei Ancona in Italien unter vorzüglicher Wartung so entwickelte, daß sie die Stammutter der noch herrschenden Melonendynastie, der nach ihrer Heimat genannten „Cantaloupen“ wurde. Die neue Melonenart verbreitete sich rasch über Italien und Spanien, kam 1490 durch König Karl VIII. nach Frankreich und wohl gleichzeitig nach Deutschland, wo sich 1493 Kaiser Friedrich III. den Tod daran aß. Seitdem hat die Gärtnerkunst durch Kreuzung mit persischen, bucharischen und amerikanischen Sorten neue Melonenarten geschaffen, und wir besitzen heute, allerdings erst seit nur wenigen Jahren, solche, die statt der immerhin



Oben von links: sog. Cantaloup von Vancluse. Grüne portugiesische Melone. Amerikanische Ananasmelone mit grün. Fleisch. Schwarze Cantaloup von Carmes. Unten von links: Zuckermelone von Tours. Amerik. Ananasmelone mit rotem Fleisch. Muskatmelone mit grünem Fleisch.

Wieder andere Melonen.

sehr empfindlichen, im Freien nur in warmen Gegenden reifenden Frucht, ein weit nördlicher, als die Grenze der Weinreife reicht, mit gutem Resultat anbaufähiges Gewächs darstellen. Bis Petersburg hinauf kann man heute im Freien wohlschmeckende Melonen ziehen, die aufzuwendende Arbeit ist nicht groß, und die Pflanze dankt sie. Wohl der Mangel an solchen widerstandsfähigen Sorten und die Mühe ihrer Zucht im Treibhaus oder unter Glas war es, die sie allmählich ins Hintertreffen brachte. Von England aus belebte sich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder das Interesse für die Melonen, und heute gehören sie wieder zu den begehrtesten Tafelfrüchten. Man zieht sie auf dem Kontinent in den Ländern des Mittelmeers und in Oesterreich-Ungarn feldmäßig im Freien, von Paris nördlich im geschützten Garten oder doch im Großbetrieb unter



Die jungen Melonen unter Glasglocken.



Kultur von Cantaloup-Melonen im Mistbeet.

Bedeckung mit Glasfenstern, Papierrahmen oder großen Glocken aus Glas, Papier usw. In England und Holland muß man schon zu Mistbeeten greifen. Gewaltig hat sich der Melonenanbau in der Neuen Welt und besonders in den Vereinigten Staaten gestaltet. In Georgien, Indiana, Maryland und Missouri wird die delikate Frucht auf großen, sandigen Prärien gezüchtet, die oft 10 englische Meilen Umfang haben, und man soll von einen Acre (= 40,5 Ar) durchschnittlich 1000 Stück ernten. Von einzelnen Hauptfarmen sollen in einem Sommer 30 bis 35 Waggonladungen von je 1000 Melonen bis nach Neuyork und Philadelphia versandt worden sein. Das sind Daten, die auch in Deutschland Beachtung finden und zum Ansporn dienen können; in Oesterreich hat sich bereits ein Verein von Melonenzüchtern gebildet, der schon viel zur Verbesserung der Sorten und für den Konsum getan hat. Die Früchte sind sehr verschieden gehalten und gefärbt. Man unterscheidet nun Cantaloupen mit gerippten oder gerief_ten Früchten, deren Schale glatt oder warzig sein kann, Netzmelonen, deren Früchte nicht gerippt, sondern eben sind, aber eine netzartig genarbte Schale haben, und glatte Melonen ohne Rippen oder Warzen. Das Fleisch ist am häufigsten rot oder rötlich, es gibt aber auch gelb-, grün- und weißfleischige. Die Schalen sind gelb bis orange, weiß, silbergrau, hellgrün und dunkelgrün gefärbt und erscheinen oft durch andersfarbige Warzen und Auswüchse oder Zeichnungen sehr bunt. Die für den Anbau wichtigsten Sorten zeigen wir in den beigegebenen Bildern. Die Güte der Früchte erkennt man daran, daß sie sich hart anfühlen, einen dicken, starken Stengel besitzen und eine gewisse Schwere haben. Der Geschmack ist mild, ananashaft und süß, aber nicht fade, sondern würzig. Weit weniger fein sind die großen Wassermelonen oder Pasteken, russisch Arbusen genannt, die in Italien, Spanien, Ungarn, Kleinrußland und der Tatarei ein Volksnahrungsmittel fast ohne Handelswert bilden. Sie haben weiß-schwarze Kerne und schwammiges, rotes oder grünes Fleisch, ihr Saft ist bei starker Hitze jedoch eine angenehme Erquickung. Am schönsten schmeckt die Melone roh. Wir essen sie als Dessert in Scheiben einfach mit Zucker.



Oben von links: Frühreife Algier Cantaloupe. Weißgründige Preskott (Pariser Markt-) Melone. Berliner Netzmelone. Unten von links: Wintermelone von Malta mit rotem Fleisch. Grünfleischige Malteser Wintermelone. Erfurter Preis, gelbfleischige Melone.

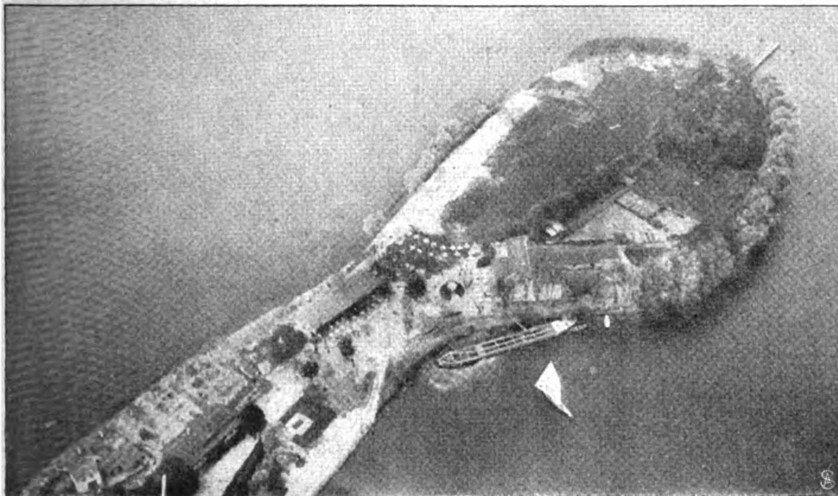
Noch andere Melonen.

Die Flugwoche.

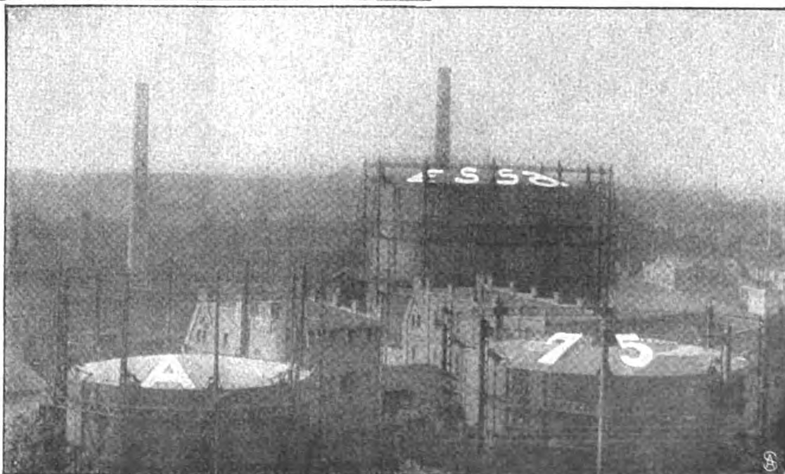
Die Einrichtung von Luftwegweisern soll nunmehr ernstlich in die Hand genommen werden. Wie notwendig eine schnelle Orientierung ist, hat sich in neuster Zeit bei dem Unfall der „Deutschland" wieder herausgestellt. Der Führung dieses Schiffes war infolge von Wolkenbildung der Kurs verloren gegangen, und als man wiedererkannte, über welchem Punkt der Erde man sich befand, war es nicht mehr möglich, nach Münster zu gelangen, wo die Notlandung beabsichtigt war. Im allgemeinen ist es gerade für den Luftschiffer sehr leicht, seinen Weg zu finden, weil sich ihm die Erde gewissermaßen wie eine Landkarte darstellt, auf der die Orte weithin erkennbar sind. Da man immer Luftlinien einschlägt, und nicht durch irgendwelche Erdhindernisse zu Umwegen genötigt ist, hat man nur nötig, sich auf einer Landkarte die Namen der aus der Vogelperspektive sichtbaren Orte herauszusuchen. Natürlich gehört auch hierzu eine gewisse Aufmerksamkeit. Die Orientierung wird jedoch viel schwieriger, wenn kein gutes Wetter herrscht. Befindet sich der Luftschiffer in oder über den Wolken, so muß er sich Hilfsmittel ähnlicher Art wie der Seefischer bedienen; durch Anwendung verschiedener Methoden astronomischer und magnetischer Ortsbestimmung vermag er den Erdpunkt bis auf wenige Kilometer genau festzulegen. Wenn aber solche Hilfsmittel fehlen — was eigentlich heutzutage nicht mehr vorkommen dürfte — oder aber sehr schnelle Feststellung der Ortschaften erforderlich wird, so ist eine Bezeichnung des Geländes durch „Luftwegweiser" erforderlich. Kürzlich erst wurde der Vorschlag gemacht, durch erleuchtete Ballons oder Drachen in ähnlicher Weise wie bei Leuchttürmen dem Luftfahrer Anhaltspunkte für seinen Kurs zu geben. Dies ist aber eine sehr schwierige Sache und außerdem äußerst kostspielig. Ferner hat man beispielsweise schon bei Berlin eine „Flugstraße" für Ueberlandflüge vom Uebungsplatz Johannisthal nach Bork durch große Körbe kenntlich gemacht. Ein Vorschlag zielt sogar darauf hin, die Meridiane in der Natur



Dach des Kaiserlichen Aeroklubs mit Luftwegweiser 1 A = Bezirk Berlin, Charlottenburg.



Ein markanter Richtpunkt:
Insel Lindwerder erhält Luftwegbezeichnung 2 A. Q.



Luftwegbezeichnung 75 A = Bezirk Anhalt, Dessau.

ebenfalls weit- und hochhin sichtbar zu machen. Leichter durchführbar ist ein vom Direktor des Kaiserlichen Aero-Clubs Rittmeister von Frankenberg erdachtes Orientierungssystem. Dieser hat vorgeschlagen, auf den Dächern hervortretender Gebäude, Postämter, Eisenbahnhaltestellen, Schlösser, Scheunen, Gasometer und auf eigens im Gelände errichteten Gestellen eine aus Zahlen und Buchstaben bestehende Schrift anzubringen, die weithin sichtbar ist und auf Grund kleiner stets mitzuführender Tafeln den entsprechenden Ort schnellstens erkennen läßt. Es hat sich herausgestellt, daß wiederholt auf Fahrten mit Motorluftschiffen, die noch nicht astronomische Ortsbestimmungen vornehmen konnten, nach einer Fahrt im Nebel oder in den Wolken sofort die Orientierung wiedergefunden wurde, als man große Inschriften an Fabrikgebäuden hatte lesen können. Rittmeister von Frankenberg hat das Deutsche Reich in 90 Bezirke eingeteilt, deren jeder mit einer Zahl bezeichnet wurde; beispielsweise hat Berlin 1, Potsdam 2, Frankfurt a. O. 3, Hamburg 7, Hannover 22, Konstanz 46, Gotha 70, Gumbinnen 90 usw. erhalten. Die bestehenden Unterabteilungen innerhalb der einzelnen Bezirke, wie Kreise, Oberämter usw., erhalten je einen Buchstaben. Für die von dem Erfinder nach den Landkarten ausgewählten Orte, Schlösser, Forsthäuser usw. sind wiederum je ein Buchstabe und im Bedarfsfall noch die Zahlen von 1—9 genommen. Die Stelle, wo sich eine Inschrift befindet, soll noch zur besseren Kenntlichmachung durch eine rote Kugel weithin sichtbar gemacht werden, die nachts nach Möglichkeit erleuchtet werden muß. Bei Bahnhöfen, Hochöfen, Fabriken mit Nachtbetrieb kann man leicht die vorhandenen Beleuchtungsanlagen dazu benutzen, die nach oben stehende Inschrift ständig sichtbar zu machen. Die Größe der Zeichen muß 2 Meter bei einer Breite von 20 Zentimeter betragen; zwischen den einzelnen Zeichen ist ein Raum von 50 Zentimeter erforderlich. Die Inschriften werden nach Möglichkeit auf schwarzer Dachpappe oder dergleichen mit heller, wetterfester Oelfarbe aufgetragen, eventuell kann man auch besondere Zeichen fabrikmäßig herstellen. Um vor dem unbeabsichtigten Ueberfliegen der Landesgrenzen zu warnen, hat Frankenberg noch besondere Zeichen für die Orte eingeführt, die 20 bis 30 Kilometer längs der Grenzen gegen Rußland, Oesterreich, Frankreich, Belgien, Dänemark, Holland und die Schweiz liegen: Rußland ▭, Oesterreich ◉ usf. Die so gefährliche Nähe der Küste wird durch ≈ bezeichnet. Ferner hat man für Starkstromleitungen, gefährliche Landungsgelände, Wasserstoffanlagen, Ballonhallen, Ankerplätze usw. einige besondere Zeichen eingeführt. 2 A. Q. ∩ heißt also: Bezirk Potsdam, Kreis Teltow, Insel Lindwerder, Ballonhalle in der Nähe. Man hofft, daß die Behörden, Gemeinden, Mitglieder von Luftschiffervereinen möglichst bald dem jetzt bereits in einigen Orten gegebenen Beispiel folgen.

Ueber Landen und Stranden von Luftschiffen herrscht immer noch nicht die nötige Klarheit. Ein Lenkballon landet, wenn mindestens eine Maschine und die Hülle vollkommen in Ordnung sind, er also steuerfähig ist. Sobald dies nicht mehr der Fall ist, kann er nur stranden wie ein Freiballon, der gänzlich ohne Eigenbewegung ist und lediglich durch Gasauslassen unter Anwendung der Reißvorrichtung und, allerdings nur noch in wenigen Ländern, durch Benutzung eines Ankers auf dem Boden zur Ruhe gebracht wird. Die „Deutschland" ist demnach „gestrandet" oder, wie es in der Seeschiffahrt heißt, „gescheitert". Diese Ausdrücke entsprechen also genau denen der Seemannssprache. Früher glaubten die meisten Fachleute, starre Zeppelin-Luftschiffe könnten nicht, ohne Schaden zu erleiden, landen; diese Ansicht war aus der Freiballon-Luftschiffahrt übernommen und ist durch die Praxis hinlänglich widerlegt.

Hauptmann a. D. Hildebrandt.



Bilder aus aller Welt.



Dem italienischen Ensemble des Neuyorker Metropolitan Opera House, das augenblicklich mit Erfolg in Paris gastiert, gehört auch eine deutsche Künstlerin Frl. Bella Alten an. Die talentvolle Künstlerin hat mit großem verdientem Erfolg in Neuyork als Gretel, Senta und Eva gesungen.



Frl. Bella Alten,
jugendlich dramatische Sängerin am Metropolitan Opera House.

Mr. W. H. Lever, englisches Parlamentsmitglied und Inhaber der Aktienmajorität der gesamten Sunlight-Seifenfabriken errichtete eine 10 Millionen-Stiftung zugunsten eines Gewinnbeteiligungs-, Alters- und Witwenversorgungssystems der Beamten, Angestellten und Arbeiter der Weltfirma. Es dürfte damit der erste Schritt zu einer sozialen Organisation der Fabriken getan sein, wie sie in Deutschland vorbildlich bei der Karl-Zeiß-Stiftung in Jena mit erfreulichem Resultat durchgeführt wurde.

In Wien starb vor wenigen Tagen der bekannte Baurat und Gemeinderat Wilhelm Stiaßny. Der Verstorbene war einer der angesehensten und vielbeschäftigten Architekten der Donaustadt.

An einem Schlaganfall starb vor wenigen Tagen der Bruder des bekannten Lustspieldichters Gustav Kadelburg, der Direktor des Wiener Carl-Theaters Heinrich Kadelburg, als er sich zum Gebrauch der Kur in Marienbad befand.

Der bekannte Komponist Hans Hermann, dem so viele volkstümliche, tiefempfundene Lieder ihre Entstehung verdanken, wurde zum Professor ernannt.



Mr. W. H. Lever,
Hauptaktionär der Sunlight Seifenfabriken machte eine 10-Millionen-Stiftung.

Während der Straußwoche in München trat eine jugendliche Sängerin Frl. Zaenka Faßbender durch die selten schöne und eindrucksvolle Wiedergabe der Elektra besonders hervor. — In der alten Musenstadt Göttingen fand vor kurzem eine Aufführung der Tragödie des Dr. Faustus von Christopher Marlowe statt, in der alle Rollen von Studenten der Georgia Augusta besetzt waren.



Baurat Wilh. Stiaßny †
einer der bedeutendsten Wiener Architekten.



Phot. Gutmann

Heinrich Kadelburg †
Direktor des Carl-Theaters in Wien.

Die Leitung lag in den Händen des Geh. Reg.-Rat. Prof. Dr. Morsbach, der das Fach der englischen Philologie vertritt.

Bei dem kürzlich stattgehabten Jubiläumsfest der 6. Dragoner in Mainz nahm auch die Tochter des Kommandeurs, Fräulein Großmann, an den equestrischen Uebungen teil.

Unsern zahlreichen Bildern der Königin Luise, die wir in



Hans Hermann,
bekannter Komponist, erhielt den Professortitel.

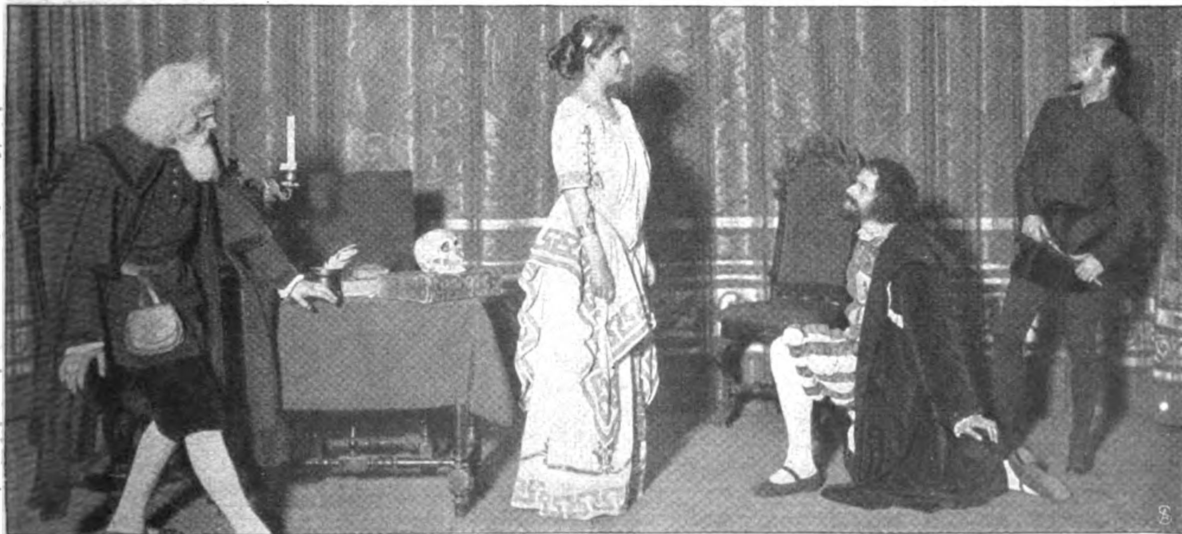


Die Tochter des Kommandeurs. Phot. Benade.
Vom Jubiläumsfest der 6. Dragoner in Mainz.



Phot. Baumann.

Frl. Zaenka Faßbender
sang mit großem Erfolg während der Straußwoche in München.



Helena-Szene: Alter Mann, Helena, Faustus, Mephistopheles.

Erstaufführung der Tragödie des Doktor Faustus von Christopher Marlowe durch Studenten der Georgia Augusta in Göttingen.



Königin Luise.

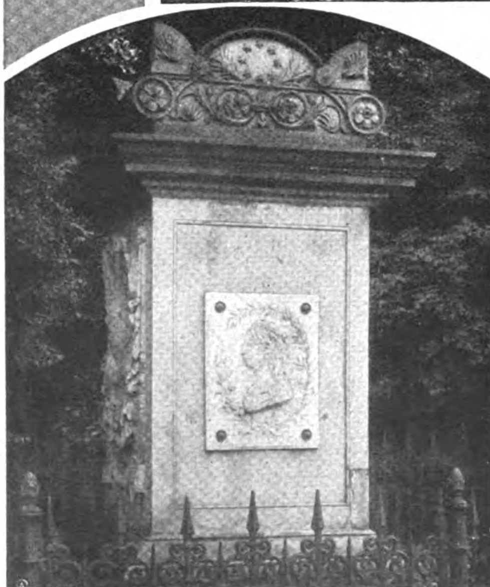
Von

Joseph Grassi.



Verlag der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst, Berlin W, in deren Verlag auch die in Nr. 29 der „Woche" veröffentlichten Bilder der Königin Luise erschienen sind.

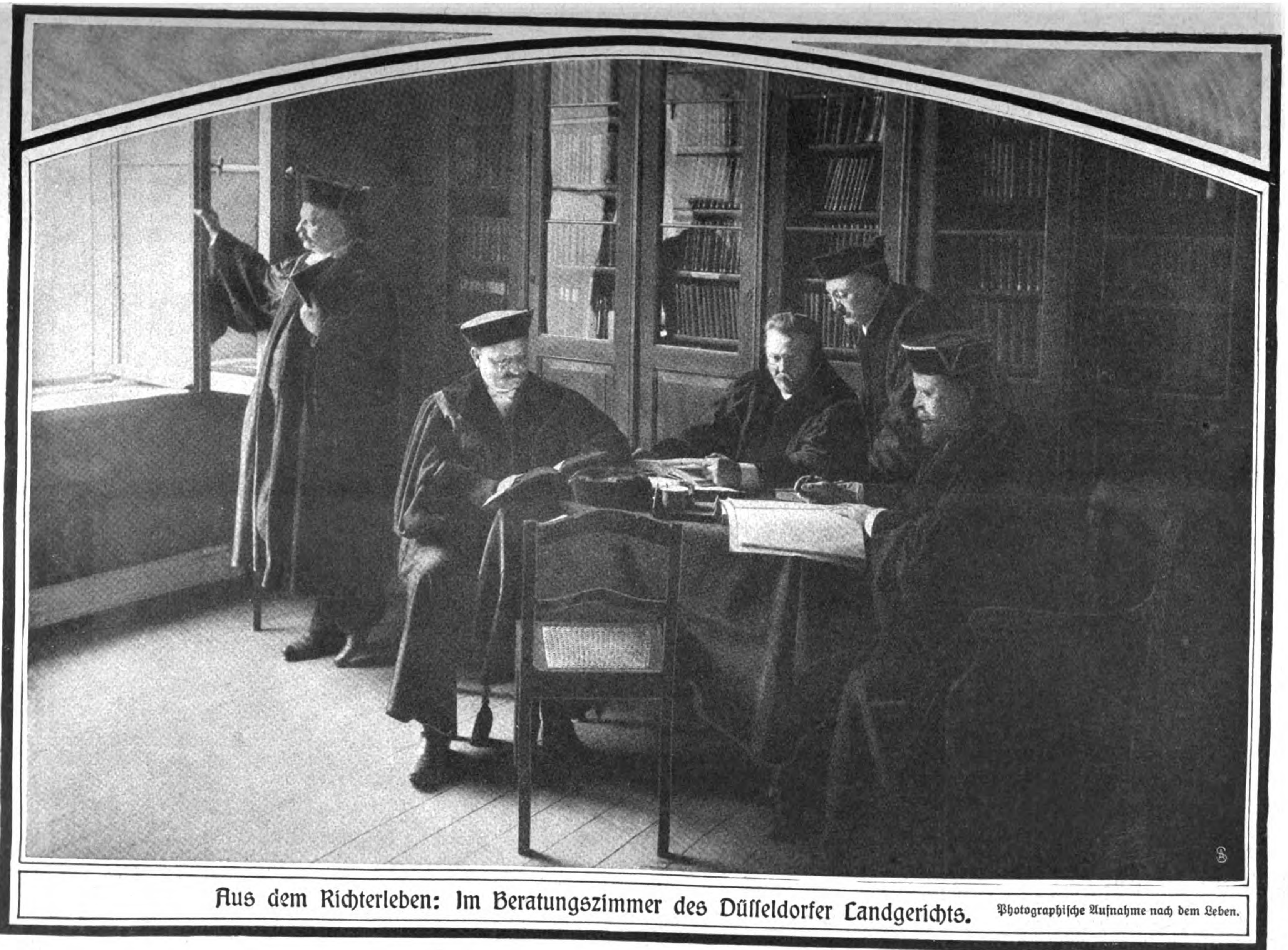




Das älteste Denkmal der Königin Luise
im Schloßgarten zu Hildburghausen.



Das jüngste Denkmal der Königin Luise
und ihrer Schwester wurde am Todestage in Hannover enthüllt.



Aus dem Richterleben: Im Beratungszimmer des Düsseldorfer Landgerichts.

Photographische Aufnahme nach dem Leben.

Nr. 29 brachten, fügen wir heute noch ein interessantes des Malers Grassi hinzu; dieses Bild ist vom Verlag der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst, Berlin W., herausgegeben, bei dem auch die früher veröffentlichten Bilder erschienen sind, was seinerzeit in Nr. 29 anzugeben versäumt wurde. Das älteste Denkmal der Königin Luise steht im Schloßgarten zu Hildburghausen. Das jüngste Denkmal wurde vor wenigen Tagen in Hannover enthüllt; es ist eine vom Bildhauer Casal hergestellte Nachbildung der Schadowschen Marmorgruppe.

Was früher nur der Pinsel des Künstlers auf die Leinwand zauberte, das vermittelt heute die Photographie dem Publikum. Einen ernsten Moment stellt unser Bild dar. Der Gerichtshof hat sich zur Beratung zurückgezogen und in seiner Hand liegt jetzt das Geschick der draußen Harrenden.



Ein Probelastzug
der Süddeutschen Automobilfabrik G. m. b. H. welcher in Konstantinopel vorgeführt wurde.



Das neueröffnete Knappschaftshaus in Bochum.



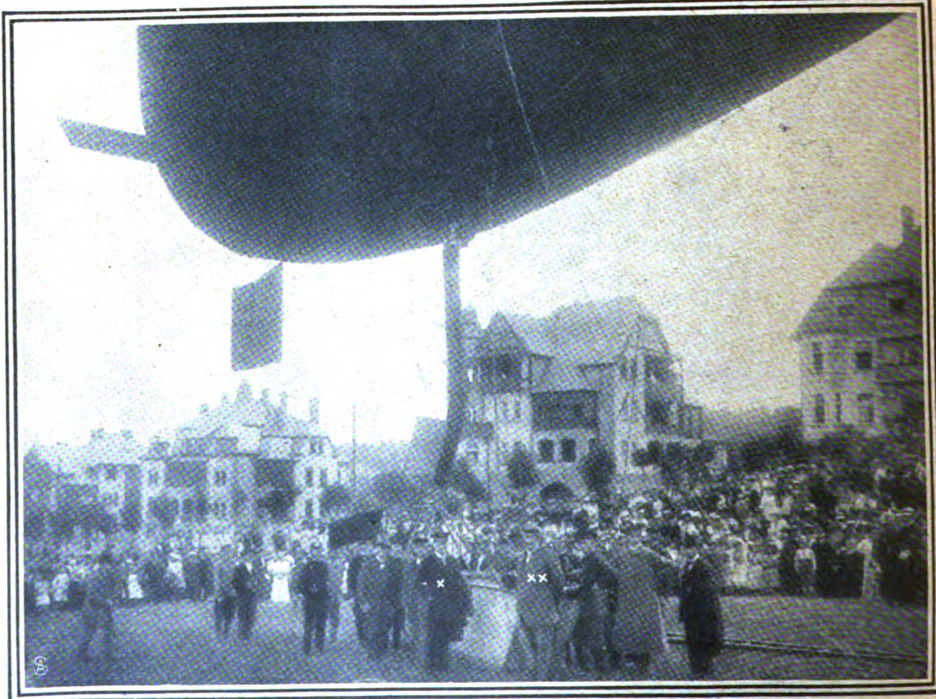
Geh. Med.-Rat Dr. Noethlichs
feierte sein 50. Doktorjubiläum.

Bei einer kürzlich vor dem türkischen Kriegsministerium abgehaltenen Konkurrenz von Lastautomobilen hatte der von der süddeutschen Automobilfabrik in Gaggenau gestellte Lastautomobilzug einen ganz besonderen Erfolg zu verzeichnen.

In Heinsberg im Rheinland beging vor wenigen Tagen Geh. Medizinalrat Dr. Noethlichs, Kreisarzt a. D. und Oberstabsarzt I. Klasse d. L. a. D. das goldene Doktorjubiläum.

In Bochum wurde vor kurzem ein neues Knappschaftshaus eingeweiht. Unser Bild zeigt das architektonisch ganz besonders schöne und zweckmäßig eingerichtete Gebäude.

Das bekannte und viel besuchte Herzheilbad Altheide in Schlesien hatte kürzlich eine den Kurgästen sehr willkommene Sensation, und zwar den Besuch des Parseval-Luftkreuzers V., der sehr wohlgelungene Manöver und glatte Landungen vollzog.



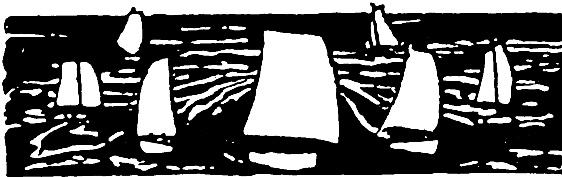
(×) Ballonführer Hauptmann Dinglinger. (××) Kurdirektor Berlit.
Besuch des Luftschiffes „Parseval" im Herzheilbad Altheide in Schlesien.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 32. | Berlin, den 6. August 1910. | 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 32.



Die sieben Tage der Woche.

28. Juli.

Bei der Landtagswahl im württembergischen Bezirk Welzheim wird an Stelle des bisherigen nationalliberalen Abgeordneten Dr. Hieber, der sein Mandat niedergelegt hat, der Sozialdemokrat Kinkel gewählt.

Das englische Unterhaus nimmt die neue, auf die Schonung der Gefühle der Katholiken abzielende Fassung der Erklärung des Königs bei der Thronbesteigung mit 244 gegen 54 Stimmen in dritter Lesung an.

29. Juli.

Der Staatssekretär von Kiderlen-Waechter trifft in Berlin ein und übernimmt die Dienstgeschäfte des Auswärtigen Amtes.

Die großen österreichischen Herbstmanöver werden abgesagt, weil unter den Pferden in den dazu in Aussicht genommenen Geländen die Rotzkrankheit herrscht.

Der spanische Botschafter beim Vatikan wird abberufen. Die diplomatischen Beziehungen werden durch einen Geschäftsträger aufrechterhalten.

Das englische Unterhaus vertagt sich bis zum 15. November.

In Batum wird das Mitglied der türkischen Deputiertenkammer Pastyr Madshian unter der Beschuldigung der Teilnahme an politischen Verbrechen in Tiflis im Jahr 1905 verhaftet.

30. Juli.

Der Kaiser trifft auf der Rückkehr von der Nordlandreise an Bord der „Hohenzollern“ in Swinemünde ein.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Cannstatt-Ludwigsburg wird an Stelle des nationalliberalen Abgeordneten Dr. Hieber der Sozialdemokrat Keil gewählt.

Aus Marokko wird gemeldet, daß vor Melilla zwischen einer spanischen Aufklärungsabteilung und einer marokkanischen Harka ein heftiger Kampf stattgefunden hat, bei dem die Spanier 30 Tote verloren.

In Texas brechen heftige Rassenkämpfe zwischen Weißen und Negern aus.

31. Juli.

Der Vorsitzende des Deutschen Kriegerbundes General der Infanterie z. D. Alexander von Spitz stirbt in Berlin im Alter von 77 Jahren (Portr. S. 1342).

Zwischen Rußland und China wird in der Frage der Schiffahrt auf dem Sungari ein Einvernehmen erzielt.

In Athen veranstalten Studenten von der Universität eine große Protestkundgebung gegen die Regierung wegen Absetzung mehrerer Professoren.

1. August.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes von Kiderlen-Waechter werden in Swinemünde vom Kaiser empfangen.

Halbamtlich wird gemeldet, daß in Kamerun sieben Häuptlinge wegen Beteiligung an der Ermordung des Kaufmanns Brettschneider abgeurteilt und gehängt worden sind.

In Stockholm wird der 18. Internationale Weltfriedenskongreß eröffnet.

2. August.

König Alfons von Spanien trifft zu einer Besprechung mit dem Präsidenten Fallières in Paris ein.

In Brüssel tritt die Internationale Kriminalistische Vereinigung zu ihrer Hauptversammlung zusammen.

Auf der Berliner Stadtbahn stößt zwischen den Stationen Börse und Friedrichstraße ein Vorortzug mit einem Fernzug zusammen. Dabei werden acht russische Auswanderer verletzt.

3. August.

Der Kaiser trifft von Swinemünde, die Kaiserin von Wilhelmshöhe in Berlin ein.

Zum Kommandanten der holländisch-indischen Armee wird der indische Generalstabschef Generalleutnant van Daalen ernannt.



Gespenster des öffentlichen Lebens.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Von der gesamten Begleitung und Schiffsmannschaft des Johann Orth, die mit ihm die Unglücksfahrt ums Kap Horn antrat, hat man in allen den Jahren nichts wieder gehört oder herausgebracht, daß jemand davon noch irgendwo aufgetaucht sei. Dagegen von dem Erzherzog selbst glauben unzählige die „überzeugenden“ Gerüchte oder, wie sie sagen, Beweise mitteilen zu können, daß er noch geheimnisvoll am Leben sei. Es versteht sich von selbst, daß diese überzeugten Leute auch alle Gründe, die gegen ihre Ansicht sprechen, als nichtig wegzudisputieren in der Lage sind.

Wahrlich wie Hamlet zu seinem verstorbenen Vater sagt: „Du kommst in so fragwürdiger Gestalt, doch rede ich mit dir“ . . . Und auch der Historiker findet dieses „That I will speak to thee.“ Ihn geht es bei diesem Anlaß bedeutungsvoll an, daß eine wohlbekannte Gattung der lebendigen Mythenbildung auch im 20. Jahrhundert noch immer nicht erloschen ist.

Zu allen Zeiten hat es das gegeben, daß die Menschen den Tod einzelner allgemein sichtbarer Persönlichkeiten mit besonderer Heftigkeit als einen unzeitigen empfanden, daß sie sich nicht dabei beruhigten, und daß sie nun mit der ganzen Kraft ihrer Phantasien und naiven Spitzfindigkeiten diesen Persönlichkeiten eine Weiterdauer zu erzwingen suchten. Vollzieht sich dieser

Vorgang in jenen mittleren Empfindungschichten, wo ein an sich schon teilnahmvolles Interesse durch den Hinzutritt romantischer Sensationen unter sehr verstärkten Manometerdruck gerät, so entstehen solche typischen Fälle wie der des Dauphins Ludwig XVII. oder nunmehr der des Johann Orth. Dann kämpft die naiv-unwillkürliche Phantasie noch lange Zeit gegen alle Wahrscheinlichkeiten oder Beweise des wirklichen Todes, und sie läßt diese Verstorbenen gleichsam gespensterhaft weiter unter den Lebenden umgehen, bis zu dem Grade, daß sie sie nicht selten höchst beunruhigend in die realsten Wirklichkeiten eingreifen läßt. Als günstigste Vorbedingung für diese Art von Mythenbildung stellt sich, wie die Menschen einmal sind, die fürstliche Abkunft dar; hinzutretend werden insbesondere leidensvolle Erlebnisse, romantische Liebesbeziehungen und clair-obscure ferne Reisen für die Phantasieerregung wirksam. Weniger, als man erwarten sollte, kommt es darauf an, ob die Umstände des Todes es erleichtern oder erschweren, ihn als Faktum zu bestreiten.

Das Gebiet dieser mythenbildenden Kraft ist das denkbar ausgedehnteste. Sie durchläuft die ganze Skala vom müßigen Klatsch bis zur heiligsten Verehrung. Auf jener hohen Stufe, wo dann alle Trivialität aufgehoben wird in eine vorstellungsgroße Pietät, gelangen wir zu den Sagen von den geheimnisvoll weiterlebenden großen Herrschern, z. B. Dietrich von Bern, Karl dem Großen, Kaiser Friedrich Barbarossa, König Artus u. a. m. Auf etwas andere Art gehören hierher die antike Vergöttlichung menschlicher Heroen, endlich aber, als die von allen erhabenste Vorstellungsform, die den Tod überwindenden Entrückungen oder Auferstehungen der großen religiösen Persönlichkeiten. Wie gesagt, das Spektrum dieser Erscheinungen ist ein unendliches und legt uns, um es überhaupt nur an einem Punkt näher ins Auge zu fassen, die äußerste Knappheit in der Exemplifizierung auf.

Mehr denn drei Jahre hat einmal ein Markgraf, der seit Menschengedenken im Kloster Chorin begraben lag, über die erst nachträglich so kritisch gewordenen Lande um Berlin und Köpenick regiert, der falsche Waldemar. 1319 war Waldemar gestorben und danach die Mark an wittelsbachische Herrschaft gekommen. Da erschien im Jahr 1347 jener askanische Markgraf und Kurfürst wieder unter den Lebenden und erzählte, daß er, um von seiner Ehe loszukommen, sich vormals habe trügerisch begraben lassen und seitdem in weiten Fernen gewesen sei (deren populärer Begriff damals immer das Heilige Land war). Genau wie in allen Mären von romantisch zurückgekehrten Pilgern zeigte auch er einen Ring. Dem Wiedererschienenen fielen die Märker freudig zu, die gewissenhaftesten Lehnsvasallen und Nachbarfürsten haben den Eid auf seine unzweifelhafte Echtheit geleistet, und Kaiser Karl IV., der lützelburgische Böhme, wies ihn in allen Formen in die Herrschaft ein. Sicher ist, daß nur eine kleine Minderheit nicht unter der Gewalt dieser allgemeinen Suggestion gestanden hat, und daß der sehr kluge Karl IV. einer von den erst recht ganz wenigen war, die noch näher Bescheid wußten. Dann, als der Wiedergekehrte so viel für den Böhmen getan hatte, daß ihm zu tun nun nichts mehr übrigblieb, schüttelte der ihn als Betrüger ab. Aber noch lange haben märkische Stände und Städte, selbst gegen Drohungen, auf ihrem Kopf bestanden, daß der alte Mann, der nun in Dessau friedlich lebte, ihr echter Markgraf sei, obwohl er im Jahr 1351 selbst die Märker aus aller Treupflicht entlassen hatte.

Ein ziemlich verwandter Fall ist der des falschen Smerdis. Aus vorbeugender Eifersucht hatte König Kambyses seinen im Volk beliebten Bruder Smerdis umgebracht. Da erklärte sich, als Kambyses nach Aegypten zog, ein Magier namens Gaumata für den noch lebenden Smerdis und übte seitdem die Herrschaft; erst dem Darius ist es, nachdem Kambyses auf der Heimkehr gestorben war, gelungen, den Usurpator zu Fall zu bringen.

Ueberaus schwer ist es nun aber zu sagen, wie weit die auf solche Weise auftretenden historischen Hochstapler auch nach ihrem eigenen Gewissen Betrüger gewesen sind. Für den falschen Smerdis liegt diese Vermutung näher, da er als Magier über jene ganz kluge Praxis verfügte, worin auch die systematische Lenkung jeglichen suggestiven Aberglaubens einen so wichtigen Raum einnimmt. Ob der falsche Waldemar sich selbst erfunden oder ob es andere getan haben, und wie weit er etwa gar an sich geglaubt hat, müssen wir verzichten zu ergründen. Offenbar dagegen ist in andern solchen „Revenants" eine subjektive Ueberzeugung das treibende gewesen. Die gleiche Einbildungskraft im Publikum, die den verschollenen Johann Orth ins Leben zurückfordert, kann ebenso gut in der Art sich regen, daß bestimmte Menschen sich selbst für die fälschlich betrauerte Persönlichkeit halten.

So in dem Fall der verschiedenen Ludwig XVII. Um die Zeit, da das Königtum in Frankreich wiederhergestellt war, konnte es ein so leicht sich einschmeichelnder Gedanke sein, nur zur Täuschung habe im Jahr 1795 die Republik den Tod des Kindes und Erben von Ludwig XVI. und Marie Antoinette behauptet. An Beweisen fehlte es ja nicht. Die im Jahre 1815 angestellten Nachforschungen nach den Gebeinen des Dauphins auf dem Begräbnisplatz bei St.-Marguérite in Paris waren erfolglos geblieben; am Tage nach dem amtlichen Tod des jungen Ludwig Capet sei ein Mann mit einem zehnjährigen Knaben auf der Straße nach Fontainebleau angehalten und nach Ausweis wieder entlassen worden, erzählte man; den Staatslenkern nach dem Thermidor mochte das bourbonische Kind bei dem Schuster Simon unbequem, sogar bedenklich sein — kurzum, es fügte sich alles zur „Zweifellosigkeit", daß man es in der Stille weggebracht hatte, natürlich ohne ihm Papiere mitzugeben. Mit der stärksten Gewißheit hat unter den verschiedenen Prätendenten anscheinend der Potsdamer Uhrmacher Karl Wilhelm Naundorf sich für den ehemaligen Dauphin gehalten, mit dessen Vater und Oheimen er eine auffallende Aehnlichkeit hatte. Gefängnis und enttäuschendes Ungemach haben ihn nicht erschüttert; seine Kinder haben den Namen de Bourbon angenommen und noch mehrfach gegen den Grafen von Chambord vergeblich prozessiert.

Nun kehrt sich aber das Verhältnis dieser Fiktion auch noch eigentümlich um: man sucht zu mysteriösen Persönlichkeiten einen Namen, bei dem es die Illusionskraft wiederum nicht gerne unter romantisch hochfürstlichen Beziehungen tut. So soll die „Eiserne Maske" — der Mann, den Ludwig XIV. in verschiedenen Gefängnissen, zuletzt der Bastille, bewachen ließ, und der zwar keine eiserne, aber eine samtene Maske trug — bald des Königs älterer Bruder, bald ein Sohn von ihm, bald sein eigentlicher Vater, also ein Liebhaber

seiner Mutter, und noch alles mögliche, kraft unermüdlich spintisierender Köpfe, gewesen sein. So viel ist sicher, daß er alles drei nicht war. Und von dem berühmten Kaspar Hauser, der 1828 mit einem Brief, daß er ein Findling sei, der nun Chevauleger werden möchte, in Nürnberg auftauchte, ist es allbekannt, wie ihn eine deutungslustige Siebengescheitheit, die allmählich natürlich auf ihn selbst ihren Einfluß übte, zum badischen Erbprinzen hat machen wollen, der durch eine Intrige für früh gestorben ausgegeben sei.

Eigen ist es nun, daß so oft in derartigen Fällen die ernsthafte Geschichtsmethode nicht zu ganz abschließenden Ergebnissen gelangt. Es ist beinah etwas beschämend, daß man feststellen kann, wer vor mehr als 2400 Jahren der falsche Smerdis war, aber von so manchem der neueren Revenants, der falschen Friedriche und Waldemars, der geheimnisvollen Menschen, dies nicht zu sagen vermag. Die Geschichte kann die bodenlose Unkritik, die totale Unmöglichkeit der Hypothesen einleuchtend machen, aber sie versagt in der letzten positiven Klärung. Die Schuld hieran trägt teilweise jener kollektive Wille, der von Anfang totschweigt, ja böswillig vernichtet, was ihm nicht in seine Deutung paßt. Hat man doch in den Gefangenenlisten der Bastille gerade das Blatt herausgerissen gefunden, wo die Eiserne Maske aufgeführt sein mußte. Vor allem aber liegt es oft in der Sache an sich, daß die Beweisführung aus Archivalien kontra Legende versagen muß. Wie soll man beispielsweise aus badischen Akten aufdecken, wer Kaspar Hauser war, da doch Baden nichts mit ihm zu schaffen hatte? Oder wie sollte man heute von Wien aus den dokumentarischen Beweis erbringen, daß Johann Orth in den schweren Stürmen, denen sein Schiff nach dem Material der Seewarte am Kap Horn begegnete, untergegangen sei, wenn niemand aus dieser Katastrophe, um sie aktiv zu bezeugen, übriggeblieben ist? So entbehren diese Rätsel immer wieder der positiven Seite der Aufklärung.



Unser Altreichskanzler und „Bechen" Bismarck*).

In früheren Zeiten war Schönhausen in zwei Bismarcksche Höfe geteilt. Der eine, größere, mit dem benachbarten Gut Fischbeck gehörte meinem Vater. „Der andere Hof", wie das Gut mit dem älteren Haus dort genannt wurde, befand sich im Besitz seines Vetters Ferdinand von Bismarck, des Vaters des nachherigen Reichskanzlers.

Im August des Jahres 1815 bin ich, Hedwig, in Schönhausen geboren. Wenige Monate vorher hatte auf dem andern Hof mein großer Vetter das Licht der Welt erblickt.

Taumel und Freude über die großen Siege, die das Jahr gebracht hatte, erfüllten alle Herzen. Ihm hat man Namen gegeben, die nicht weiter an die Siegeszeit erinnern; mich bewahrte nur die ruhige Ueberlegung meiner Eltern davor, Siegismunda genannt zu werden; diesen Namen hatte die Freundin meiner Mutter, Baronin de la Motte-Fouqué, die meine Pate sein sollte, in ihrer dichterischen Phantasie für mich erdacht. Sie stimmte dann, als dies abgelehnt war, für Siegfriede und ergab sich schließlich, wenn auch trauernd, wie meine Mutter erzählte, darein, daß meinem Rufnamen Hedwig noch Auguste Viktoria hinzugefügt wurde. Es wäre dieser begeisterten Patriotin gewiß eine große Freude gewesen, wenn sie geahnt hätte, welch bedeutende Rolle diese beiden Namen einst im deutschen Kaiserhaus spielen würden.

Von den dichterischen Gaben meiner Pate habe ich nichts geerbt. Ich bin als ein höchst prosaisches Gemüt durchs Leben gegangen, dies schloß aber nicht aus, daß ich ein lebhaftes glückliches Kind war, eine meinem Vetter Otto damals ebenbürtige Spielgefährtin.

Alle Kinderkrankheiten, Masern, Keuchhusten, teilte er mir freundlichst durch Ansteckung mit. Die Macht, die er später der Welt gegenüber ausübte, erstreckte sich damals hauptsächlich auf mich — die allerdings gern und willig seinen Wünschen folgte. Meine Mutter wurde in Anerkennung unserer Leistungen zu dem Ausspruch veranlaßt: „Was du nicht allein an Torheiten weißt, das lernst du von Otto." Wer hätte wohl damals in dem wilden Jungen den Lenker der Weltgeschichte späterer Jahre geahnt!

Wie oft haben wir beide in dem großen Saal unseres Hauses bei Familienzusammenkünften am Katzentisch gesessen!

Mich entsetzte es damals, daß er Kartoffeln lieber mit der Schale aß, anstatt sie abzuschälen.

Später freilich hat er noch ganz anderes als Kartoffelschalen hinunterschlucken müssen.

Meine Toilette war, meiner Wildheit entsprechend, gewöhnlich ziemlich derangiert; Otto trug, der Zeit gemäß, einen Knabenanzug, bestehend aus blauer Tuchjacke mit daran festgenähtem Höschen. Das ganze Kleidungstück, „Habit" genannt, war auf dem Rücken von oben bis unten mit blanken, gelben Knöpfen geschlossen. Dies machte es öfter einem neugierigen Hemdzipfel möglich, am Schluß herauszusehen.

Als dem Fürsten zur Feier seines 70. Geburtstags unser ehemaliges väterliches Gut von der Nation zum Geschenk gemacht wurde, hat er beim ersten Betreten gesagt: „Hier in diesem Saal habe ich oft mit Hedwig ‚Tod und Leben' gespielt, und das war harmloser, als wenn ich in späteren Zeiten um Leben und Tod spielte."

* * *

Im Alter gedenkt man gern seiner Kinderzeit, und so trieb es mich, die Stätte, wo meine Wiege gestanden, wo ich mit Otto gespielt hatte, wieder zu sehen. Anfang der neunziger Jahre gelang es mir, diesen Plan auszuführen, und ich reiste nach Schönhausen.

Wie hatte sich die äußere Gestalt meiner Heimat verändert, seit ich so glückliche Kindertage dort verlebte! Wäre nicht die Kirche gewesen mit dem breiten, plumpen Turm, der noch die alten Risse zeigte, hätten nicht die beiden Herrschaftshäuser auf derselben Stelle gestanden, ich hätte es nicht wiedererkannt!

Ich betrat den Garten von Ottos Elternhaus, um unsere Spielplätze aufzusuchen. Ueber 70 Jahre waren vergangen, seitdem diese Stätte von unsern Kinder-

*) Folgende Aufzeichnungen entnehmen wir mit gütiger Erlaubnis des Verlegers einem in diesen Tagen in Richard Mühlmanns Verlag (Max Grosse) erscheinenden Buch „Erinnerungen aus dem Leben einer 95jährigen" (Preis 4 Mark) von Hedwig von Bismarck, einer Cousine des Altreichskanzlers, die bei den Familienmitgliedern den Kosenamen „Bechen" führt.

stimmen widerhallte. Da war die alte Steintreppe, die einzelnen Platten noch lose, wie ehedem; schon als Kind wurde ich davor gewarnt, damit ich nicht fiele; der kleine Teich, an dem ein Apoll aus Sandstein und eine Flora standen. Er hatte die Leier, sie das Füllhorn mit Blumen, die ihnen schon damals fehlten, noch immer nicht wieder bekommen.

Jenseit der Lindenallee, die sich von einem Ende des Gartens zum andern hinzieht, befand sich früher ein ziemlich wüstes Gehölz, in dem ein Herkules seine klassische Unbekleidetheit versteckte. Otto machte diesen Heros zur Zielscheibe seiner Schießübungen, und der breite Rücken zeigte noch die Spuren seiner Schrote. Jetzt war das Gehölz gelichtet, auf den Herkules führte ein Weg zu, er stand ganz frei.

Der Nimbus, der für mich in dem Graben lag, der von der einen Seite der vorhin erwähnten Lindenallee aus das Gehölz inselartig umschloß, war, als ich es jetzt wiedersah, geschwunden. Damals führte ein morscher Steg, den ich nie betreten durfte, über den schlammigen Graben, in dem schwarze Schnecken umherkrochen, zu dem Gehölz und zu einem Lusthaus, das, halb verfallen, mit zerbrochenen Fensterscheiben, mir wie aus dem Märchenland erschien, da wundervolle Rosen ringsumher blühten.

In unserm ehemaligen Haus ist in der einen Hälfte jetzt das Bismarckmuseum. In dem großen Saal oben haben meine Ahnen den großen Bildern der Kaiser und Könige Platz machen müssen. Wie hoch erschien mir der Raum früher, und nun reichen die Bilder bis an die Decke, die sie fast zu erdrücken scheint. In den angrenzenden Zimmern, in deren einem ich geboren bin, nicht, wie die Zeitungen sagten, der Reichskanzler, dessen Wiege ja im andern Hause stand, hat man die verschiedenen Geschenke aufgestellt, die dem Fürsten gewidmet sind.

In unsern ehemaligen Wohn- und Prunkzimmern sah es, wie oft in unbewohnten Häusern, recht wüst aus. Tapeten hingen in Fetzen herunter, und durch die blinden Scheiben schien kaum das Tageslicht, so daß man nicht hinaussehen konnte. Besonders nach der Gartenseite hin brauchte man dies allerdings nicht zu bedauern; der Garten war wenig gepflegt, und die polnischen Schnitter, die die eine Seite des Hauses bewohnten, trockneten auf Sträuchern und Hecken ihre am Sonntagmorgen gewaschenen Kleidungstücke.

Das alte Pfarrhaus hatte einem neuen weichen müssen, und, was mir fast weh tat, der Feuerrosenstrauch, wie ich ihn in solcher Größe nie wieder gesehen habe, fehlte auch. Aber, war nicht siebzigmal der Sommer gekommen und vergangen, seit ich mich an seinem Blühen gefreut hatte, und waren nicht auch am Baum des Lebens viel Rosen verblüht? Ihre Dornen hatten Wunden gerissen, die nie ganz heilen können.

Das Dorf machte den Eindruck eines freundlichen Landstädtchens. Das lange Haus des Bauern Bittelmann mit dem hohen, grünbewachsenen Strohdach, unserm Wohnhaus gegenüber, war durch eine Villa mit Veranda ersetzt. Ebenso Rohdes kleiner räucheriger Katen, der an unsern Garten stieß. An dieser Stelle war damals ein großes Loch in der Mauer, durch das man bequem einsteigen konnte, und das Rohdes Jungen fleißig benutzten, um zu untersuchen, ob unsere Aepfel reif wären.

Im ganzen Dorf ist wohl kaum noch ein Strohdach, alles hat so zierlichen Bauten weichen müssen, wie jene zwei Häuser. Wie mögen die jetzigen Besitzer lachen, wenn sie des Knüppels gedenken, durch welchen damals die Dienstfuhren geregelt wurden.

Aber die Menschen stehen sich nicht mehr so nahe wie zu jener Zeit, wo eine Hochzeit ein Fest für das gesamte Dorf war, und wo der Todesfall, der eine Familie betroffen, auch die andern zur Trauer stimmte.

Infolge dieser Reise nach Schönhausen sah ich Bismarck wieder. Die alte Gewohnheit, ihm alle Jahr zum Geburtstag zu schreiben, ließ mich im Jahr 1896 erwähnen, daß ich Schönhausen und die Gärten dort, den Schauplatz unserer Kinderspiele, noch einmal aufgesucht habe.

Die Erwiderung auf meinen Brief, gleich vom 1. April datiert, sagte mir, daß auch er noch gern an die Schönhauser Zeit dächte und sich freuen würde, wenn ich ihn in Friedrichsruh besuchen wollte.

Solcher Einladung folgte ich gern und fragte nach kurzer Zeit an, ob ich kommen und als Begleiter den Sohn meines Bruders, einen jungen Leutnant, mitbringen dürfe. Die Antwort war, ich solle nur Tag und Stunde unserer Ankunft nennen, damit der Kurierzug in Friedrichsruh halten könne.

Auf dem Bahnhof in Berlin kostete es Mühe, Billette nach Friedrichsruh zu bekommen, da man sagte, der Zug hielte dort nicht. Erst die bestimmte Versicherung, die Einladung und Weisung des Fürsten erhalten zu haben, sowie die Nennung meines Namens hob endlich die Schwierigkeit, und wir fuhren ab. Mein jugendlicher Begleiter war in seinem Geist mindestens um einige Zoll gewachsen.

Als nun der Zug in Friedrichsruh hielt, war es nicht allein unsertwegen, denn Graf Rantzau reiste ab. Gräfin Marie geleitete ihn zum Coupé, und uns empfing einer ihrer Söhne, dem die Mutter bald folgte.

Schloß wurde Friedrichsruh oft genannt, aber mit Unrecht, wenn man seine äußere Gestalt betrachtet. Dachte man jedoch daran, wen das Innere barg, dann freilich mochte auch diese Bezeichnung noch unzureichend erscheinen.

Eine Doppeltür führte in das Innere. Wenige Stufen hinansteigend, betrat man einen kleinen Flur; von diesem führte eine Tür in ein Dienerzimmer, eine andere in den Flügel, der dem alten Haus angebaut ist und unten Dr. Chrysanders Arbeitzimmer und die Zimmer des Fürsten enthielt, während im oberen Stock die Wohnung der Rantzauschen Familie war. Von einem zweiten Vorraum aus gelangte man in die Wohnzimmer, zwei größere und ein kleineres, ich denke das Privatzimmer der Fürstin. Schließlich das Eßzimmer, der größte Raum des Hauses, der aber trotzdem die oft gehörte Aeußerung des Fürsten, er habe nicht Platz für viele Gäste, rechtfertigte. Vor dem Eßzimmer lag eine ziemlich geräumige Veranda, davor ein freier Platz, wo gelegentlich Deputationen den Fürsten begrüßten, indes er sie von der Veranda aus anredete. In diesem Eßzimmer fanden wir ihn am Frühstückstisch.

Er trat mir freundlich entgegen, küßte mich auf die Stirn, und ich muß sagen, als er so vor mir stand, hatte ich, obgleich er sich auf einen Stock stützte wie ich, den Eindruck vollkommener Kraft. In dem klaren blauen Auge lag eine Welt, die von großer Vergangenheit sprach und still und klar, aber unendlich schmerzlich die Gegenwart erfaßte.

Der Frühstückstisch war einfach hergerichtet, ein warmes Gericht, kaltes Fleisch und Eier. Der Fürst

selbst aß wenig; sehr heftige, neuralgische Schmerzen im Gesicht hinderten ihn wohl daran. Dem Wein sprach er reichlicher zu. Es wurde mit Bier angefangen, dann Rotwein und Champagner, von welchem, nachdem er die erste Sorte für zu leicht befunden, eine stärkere gebracht wurde.

Die Tischgesellschaft bestand aus Gräfin Rantzau, deren Söhnen, dem Hauslehrer und Dr. Chrysander. Dieser brachte, da mit uns zugleich die Post gekommen war, verschiedene Briefe, ebenso wie zahlreiche einlaufende Depeschen, Glückwünsche zu der Geburt des ersten Bismarck-Enkels in Königsberg. Telegramme vom Kaiser und fast von allen Potentaten sprachen freudige Teilnahme an dem so lange gewünschten Ereignis aus.

Bis drei Uhr blieb der Fürst am Frühstückstisch sitzen. Er sprach fortwährend in anregendster Weise und zitierte mit bewundernswürdigem Gedächtnis Stellen aus seinen Kammerreden. Dabei rauchte er drei Pfeifen, die neben seinem Platz bereit standen, machte mit dem historischen langen Bleistift Notizen für Dr. Chrysander, hielt sich aber freilich oft mit den aufgestützten Armen das Gesicht, wenn die Schmerzen zu heftig wurden. Das Rauchen steigert sie im ersten Augenblick, mildert sie aber dann.

Als er sich nach dem Frühstück zurückzog, sprach er sein Bedauern aus, nicht mit mir spazieren fahren zu können, aber die Gesichtsschmerzen erlaubten ihm nicht, im Freien zu sprechen. Gräfin Rantzau fuhr täglich mit uns in die herrliche Friedrichsruher Forst hinaus. Hirsche sahen wir oft und gelangten auch, in einem eingezäunten Teil des Waldes, an die Futterstelle der Wildschweine, wo eine Anzahl alter Bachen mit 70—80 Frischlingen ungestört um den Wagen herumliefen. Die Jagd ist, da der Fürst sie nicht mehr ausüben kann, an Hamburger Herren verpachtet.

Jedesmal, wenn wir hinausfuhren, war vor dem Tor des Gartens eine Menge Menschen versammelt, die hofften, den Fürsten zu sehen. Das schon in den Kehlen steckende „Hurra“ erstarb in traurigem: „Er ist nicht drin.“

Unfern vom Haus läuft ein kleiner Fluß, die Oye, an deren Ufer sich unter Bäumen Wege hinziehen, die durch Brücken verbunden sind.

Auf einer kleinen Ausbiegung des dem Haus zunächst liegenden Weges befand sich ein von geflochtenen Reisern gebildetes großes Bauer, das mit Sträuchern bedeckt war; in diesem schlugen Nachtigallen — ein Geschenk ferner Freunde; der Fürst hoffte, daß sich diese gefiederten Sänger später im Wald ansiedeln sollten. Der Weg führte auch zu einem Miniaturküchengarten, in dem einige Erdbeeren, etwas Bohnen, Salat u. dgl. wuchsen, und der ein als propre crû angestauntes Gericht Spinat, das auf dem Frühstückstisch erschienen war, geliefert hatte.

In etwas weiterem Verlauf dieses Weges kommt man an das Stück freies Feld, auf dem der Kaiser dem Fürsten die 7. Kürassiere vorgeführt hat und, wie man auf so vielen Bildern sieht, der Fürst im Wagen, neben ihm der Kronprinz, die Truppe an sich vorüberziehen ließ.



Die Bäume des Waldes erstrecken sich so dicht an das Haus, daß nur ein Fahrweg frei ist. Kleine Gartenanlagen mit Rosensträuchern sind vor den Fenstern des Fürsten, vor dem Haus ein blühender Magnolienbusch. Sonst keine Blumen — auch kein Flieder, der doch sonst überall gerade so üppig blühte.

Jeder Tag aber brachte Rosen in Fülle auf den Eßtisch von Hamburger Gärtnern, bei ihnen von Freunden und Bismarckverehrern bestellt. Ueberhaupt kamen fast jeden Tag Geschenke. Der Kammerdiener Pinnow führte genau Buch darüber und wußte auf jede Frage des Fürsten nach dem Spender zu antworten.

Der Tisch war einfach — auch bei dem Diner um sieben Uhr, zu dem sich oft Gäste einfanden; während meiner Anwesenheit nur Baron Merk mit Gemahlin. Sie lebten im Sommer in der Nähe von Friedrichsruh — im Winter in Hamburg. Dem Fürsten wurde eine große Tasse voll dicker Suppe serviert, die andern fingen mit Fisch oder Hummer an, dann folgte ein Gemüse, Braten, Obst, Käse u. dgl. Kaffee wurde beim Frühstück am Tisch, nach dem Diner im Nebenzimmer herumgereicht. Der Fürst saß dann auf einem Stuhl und lehnte beide Füße auf einen anderen. Auf dem Tisch neben ihm lagen Massen von Zeitungen, die er durchsah. Fand er einen Artikel, der ihn interressierte, so legte er das Blatt beiseite, während er die andern Zeitungen auf den Boden warf. Währenddessen sprach er auch mit den Anwesenden, und wir gerieten eines Abends in lebhafte Unterhaltung über Herrn von Diest-Daber, der ihm so feindlich entgegengetreten war, und durch den auch ich Betrübendes erfahren hatte. Diest war es ja, der Herrn v. Wedemeyer, als dieser durch

den Tod seiner Frau in tiefster Seele erschüttert war, immer wieder in die Politik hineingedrängt und ihn in irrige Ansichten über Bismarcks Tun verstrickt hatte. Ich konnte Otto den wahren Sachverhalt darstellen und ihn über die selbstlosen Absichten Herrn v. Wedemeyers aufklären. Bismarck sagte zum Schluß: „Das freut mich, daß ich es höre; den Mann habe ich liebgehabt, und deshalb schmerzte es mich um so mehr, ihn unter meinen Gegnern zu finden."

An einem andern Abend, als das Gespräch auf unsere Kindheit kam, machte ihn die von mir zitierte Aeußerung meiner Mutter: „Was du nicht von Torheiten weißt, das lernst du von Otto", zwar herzlich lachen, aber das Faktum wollte er nicht zugeben und meinte, er sei ein viel zu gesitteter Knabe gewesen, als daß so etwas hätte von ihm gesagt werden können; der Verführer sei entschieden Bernhard, sein älterer Bruder, gewesen. Das mußte ich bestreiten, denn Bernhard, um fünf Jahre älter als wir beide, fühlte sich damals schon zu erwachsen, um mich, die Sechsjährige, als Spielgenossin zu wählen.

Unser Aufenthalt in Friedrichsruh war durch das damals nur vier Tage geltende Retourbillett beschränkt, und der Tag unserer Abreise brach an. Der Zug, mit dem mein Neffe und ich zurückreisen wollten, ging am Nachmittag; wir nahmen daher Abschied beim Aufstehen von der Frühstückstafel. Als ich dem Fürsten die Hand reichte, war es wohl unwillkürlich, daß wir uns einige Augenblicke schweigend gegenüberstanden, wußten wir doch beide, daß es wohl ein Abschied fürs Leben sein werde. Er, der für die ganze Welt gelebt, für den Schönhausen mit seinen Erinnerungen nichts Schmerzliches hatte wie für mich, sah doch auch wohl sinnend auf die langen Jahre zurück, die vergangen waren, seitdem wir als Kinder dort spielten.

Wieder küßte er mich auf die Stirn, drückte mir die Hand und sagte: „Lebe wohl!" Welche Kämpfe waren durch dies Herz gezogen, bis der Mann so still vor mir stand. Aus seinen Augen sprach etwas von dem Schmerz, dem er in seinen Memoiren Worte verleiht. Verlassen und einsam fühlte sich dieser große Schöpfer des Deutschen Reiches, als sein langes arbeitsreiches Leben, sein rastloses Schaffen in diesem stillen Hafen ausklang.

Mir aber tönt sein „Lebe wohl" noch heute wehmütig in der Seele nach. — — —

Tiere im Stadtwappen.

Plauderei von Dr. Marx Möller.

In den Zeiten, da man noch nicht allgemein des Lesens kundig war, hatten die Wappenbilder eine viel größere Bedeutung als heutigestags. Damals schickte man keine Visitenkarte, sondern ließ sein Schildzeichen sehen, sei's zum Gruß, sei's zur Fehde. Und wenn ein Adliger dem Henker verfiel, so wurde zuerst — und noch zur Zeit Struensees geschah das — sein Wappen zerbrochen, ehe es ihm selbst übel erging. Von der Bedeutung der Wappenkunde in früheren Tagen gibt uns ein Büchlein aus dem Jahr 1718 so einen recht greifbaren Begriff; es trägt folgenden Titel: „Ein sonderliches Alphabet Durchlauchtiger Wapen von Standes und andere Kinder die zur Gelehrsamkeit angezogen werden. Nebst Einer Anleitung Wie mit Gottes Hülfe so wohl durch dieses Wapen Alphabet als auch durch die beste und rechte Methode zu informieren Der Grund zur wahren Gelehrsamkeit in den zartesten Jahren mit Vergnügen zu legen sey. Vor vielen Jahren entworffen und jetzo auf Begehren im Druck gegeben von Christoph Matthaes Seideln. Adj. Past. Praep. u. Insp. Berlin 1718 verlegt v. Gottfried Gedicken."

Und was bietet dieses Buch, das ein Pastor, Präpositus und Schulinspektor sich ausgeheckt und zehn Jahre lang in sich herumgetragen? Es bietet die gesamte Wissensfülle, die „mit Gottes Hülfe" den „Grund zur wahren Gelehrsamkeit" bildete: und zwar enthält das Machwerk nur Wappenbilder der Adelsgeschlechter und gleich dahinter eine unglaublich naive Karte von Europa sowie die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser. Das genügte!

Heutigestags ist das Interesse für die Wappenkunde, die ja als Hilfswissenschaft dem Historiker wertvoll sein mag, geringer. Es kann sich jeder ein Wappen beilegen, wenn es ihm ein Vergnügen bereitet; jede neue Stadt grübelt sich ein solches sofort aus; „an Wasser, Feuer, Felsenwänden, an Tier und Vögeln fehlt es nicht!"

Wie in den uralten Geschlechterwappen, fehlen auch in den Städtewappen die Tiere ganz und gar nicht.

Am häufigsten finden wir Löwen, Bären, Greife und Pferde. Dieses ist so allgemein bekannt, daß es sich kaum verlohnt, all die vielen Städte aufzuzählen, die mit diesen stolzen Tieren prunken; ich müßte mit der einfachen Herzählung der Stadtnamen mindestens hier eine halbe Seite füllen. Oft soll das, was uns als Greif erscheinen könnte, ein ganz anderes Tier darstellen, etwa einen Panther oder einen Drachen. So hat Ingolstadt so ein undefinierbares Ungeheuer, dem Feuer aus dem Hals bläst, so daß es absolut aussieht wie ein Zwillingsbruder des feuerspeienden Salamanders auf einer deutschen Kognaketikette. Seltener beherrscht der in einen richtigen Drachen ausgeartete Greif das Wappenfeld; wo wir ihn überhaupt finden, ist er gewöhnlich zu Füßen des heiligen Georg zu sehen, der ihm eben den Garaus macht.

Ein solches Wappen hatte auch die heitere und schöne mecklenburgische Stadt Grabow, und sie gedieh unter diesem frommen und sieghaften Zeichen bis zu den Zeiten der Reformation. Dann aber wollte man den Heiligen im lutherischen Land nicht mehr gelten lassen; und als einige Landsleute den Neuerern entrüstet vorhielten, dann sollten sie nur gleich „den törkschen Halwmand" nehmen, da hatte diese vorwurfsvolle Redewendung den Erfolg, daß die großen plattdeutschen Kinder meinten: „Nu grad!" und — wahrhaftig! — den türkischen Halbmond wählten, der noch heutigestags dort prangt. Das ist aber auch das einzige, was in Grabow an die Türkei gemahnen könnte.

Die Zahl der Wappenbären ist bekanntlich Legion. Sie figurieren in Berlin, Bern, Beerfelden, Bernheim, Weinbernheim, Freising, Grafing, Ursitz, Pärringen,

Kriens. Die Bären von Freising und von Kriens verdienen wegen ihres ausgezeichneten Benehmens besondere, lobende Erwähnung. Der Freisinger Bär trägt Reitgerät und die Legende spinnt darüber folgendes Fädchen: Als der heilige Korbinian, der Gründer des Bistums Freising, nach Rom pilgerte, überfiel ein wilder Bär das Roß des Frommen und fraß es von der Schnauze bis zum Schwanz auf; der Heilige war der Ansicht, daß sich des Tieres Wut nun wohl dauernd ausgetobt habe, und beschloß, es friedlichem Dienst zu weihen: geruhsam legte er dem Zotteltier das Reisegerät, das der Bär verschmäht hatte, auf den Rücken, und dieses Zutrauen wurde glänzend belohnt, denn der Packbär trabte friedlich wie ein Messenger-Boy neben dem Heiligen nach Rom und wieder heimwärts, wo ihm nach seinem Tode die Ehre wurde, im Stadtwappen zu paradieren als Symbol der Kraft, die geduldig und gerne Lasten trägt. — Der zweite Musterbär ist der Bär der Stadt Kriens; auf dem Wappen dieser Schweizer Stadt sehen wir nämlich, wie ein Bär dem heiligen Gallus einen Holzbalken dediziert; dem Heiligen fehlte nämlich nach der Legende sehr oft das nötige Feuerholz zum Heizen seiner Zelle, und da stahl das liebe Tier ihm Tag für Tag vom benachbarten Zimmerplatz einen Balken. Was für ein sonniger, warmer Humor liegt doch über den reinen, kindlichglücklichen Legenden der alten Tage!

Häufig erzählt so ein Wappenbild eine nette oder ernste Geschichte: zuweilen geriet die Geschichte in Vergessenheit, und nur das Bild blieb. In Hundsfeld haben sie einen Hund im Wappen; es heißt, da habe um das Jahr 1109 eine mörderische Schlacht getobt, und Hunde hätten sich nachher da herumgetrieben und an den Leichen genagt und wären ganz verwildert und zur Plage der Gegend geworden. In Liverpool gilt ein Fischreiher, der einen grünen Zweig im Schnabel trägt, als Wappentier, denn so ein Vogel soll die ersten Ansiedler doch zum Fluß Mersey geführt haben. Solche Wappenbilder kann man verstehen; andere nicht. So zeigt das Wappen von Bohenhausen einen Kranich, der eben ein Hufeisen aufhebt, das er gefunden hat, das ihm aber leider und seltsamerweise kein Glück bringt, denn ein Fuchs, der ihn an der Gurgel packt, ist eben dabei, ihn kaltlächelnd abzuwürgen.

Oft sind die Deutungen sehr geschwollen und dick aufgetragen. So geht es mit dem Zwickauer Wappen; das zeigt zwei Schwäne, und der Dr. Erasmus Stülen, der unter dem glänzenden Namen Stella schriftstellerte und im Jahr 1515 Bürgermeister von Zwickau war, behauptete, ein Sohn oder Enkel des Herkules namens „Cygnus“ habe die Stadt gegründet, und zur Zeit Karls des Großen habe da die Gräfin Swanhildis regiert; um diese Phantasien glaubhafter zu machen, fabrizierte der Bürgermeister sogar „alte“ Urkunden.

Was man sich beim Wappenbild der Stadt Vannes denken soll, ist unerfindlich; wohl noch nie hat ein Mensch eine Maus gesehen, der im stürmischen Wind ihr Hermelinpelz zu entflattern droht! So ein Tier in solcher Situation aber zeigt das Wappen von Vannes! Es ist wirklich nicht auszudenken.

Ein artiges Kompliment erwies Napoleon der Stadt Hamburg, als sie napoleonisch wurde; er setzte über das dreitürmige Tor drei Bienen als Symbol hansischen Fleißes. Unbegreiflich aber ist es, was man sich beim Wappen von Böhmisch-Triban denken soll: man sieht da einen stolzen Hahn mit einem bärtigen Manneskopf, den ein spitzes Strohhütchen schmückt. Die Pauchwitzer führen gar ein Wundertier, halb Hase, halb Fisch; die Figur erinnert vollständig an jene „Meerweiber“, die die Japaner, und solche, die es ihnen abgesehen haben, aus den Vorderleibern von Affen und den hinteren Schwanzteilen von Lachsfischen machen. Wiesenstaig gar tritt mit einem seltsam gerüsselten Elefanten auf, Nidau mit einem Krebs, Oebisfelde mit einer Eule, und Pilsting in Bayern weist einen munteren Laubfrosch her.

Häufig hört man es dem Namen schon an, was für ein Tier da in Frage kommen könnte; Oxford hat natürlich einen Ochsen; Biberach einen Biber; Elsterberg eine Elster; Rieden einen Rüden mit einem Halsband; dieser Rüde sieht allerdings mehr wie ein Bär als wie ein Köter aus; Pfaffenhausen freut sich eines Dompfaffenbildes; Ziegenbrück führt eine Ziege; Kitzbüchel zeigt eine junge Ziege und Alsleben drei Aale; und da die Krähe auf polnisch „wran“ heißt, ist das Wappentier der Stadt Wronke eine Krähe.

Von heiligen Tieren sei der Markuslöwe Venedigs erwähnt und das sehr häufige Lamm Gottes, das geduldig die Kreuzesfahne trägt; dieses Lamm führen u. a. die Städte Rouen, Brixen, Ostenhofen. Auch Einhorn und Pelikan sind beliebt; daneben Wölfe, Füchse, Hasen, die stellenweise gar Bischofsstäbe tragen.

Sogar — es ist kaum glaublich! — ein Steckenpferd findet sich unter dieser schier unabsehbaren Tierschau, und zwar im Bild der Stadt Kindelbrück. Es scheint, dort leben Leute, die Freude an Kindern ganz besonders genießen, denn ihr Wappen zeigt einen fröhlichen, etwa fünfjährigen Jungen, der auf einem Steckenpferd über eine Brücke reitet, die Kinderpeitsche schwingt, einen Hut aus Zeitungspapier trägt, und dem hinten aus dem Höschen der Hemdzipfel steckt.

So sehen wir also, welche große Rolle auch im Stadtwappen die Tiere spielen; sie bringen Lebhaftigkeit und Heiterkeit in das Bild. So eine stille weiße Rose, wie die Stadt York sie führt, wirkt ja vornehmer als der Laubfrosch oder der Elefant und friedlicher als die ewig wütenden Löwen und Greifen; aber der gesunde Sinn des Volkes bevorzugt die Tiere, die oft in ihrer drolligen Würde so menschlich wirken.

Unsere Bilder

Der Kaiser an Bord der „Nassau“ (Abb. S. 1339). Gegen Ende seiner diesjährigen Nordlandreise begegnete der Kaiser in den norwegischen Gewässern der dort übenden deutschen Hochseeflotte. In Molde nahm der Monarch die Meldung des Flottenchefs Admirals von Holtzendorff entgegen und besichtigte am folgenden Tag mit den Herren seiner Umgebung das erste deutsche Schlachtschiff der „Dreadnought“-Klasse, das Linienschiff „Nassau“.

Zusammenkunft des Staatssekretärs von Kiderlen-Waechter mit dem Grafen Aehrenthal (Abb. S. 1340). In Marienbad hat vor kurzem eine für die deutsch-österreichische Allianzpolitik wichtige Zusammenkunft stattgefunden. Dort besprachen sich der neue deutsche Staatssekretär des Auswärtigen von Kiderlen-Waechter und der erfolgreiche Führer der österreichischen Politik Graf Aehrenthal über die gegenwärtige Lage.

Der spanische Ministerpräsident Canalejas (Abb. Seite 1340) steht als Führer der „Los-von-Rom-Bewegung“ Spaniens in diesen Sommertagen im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Die Abberufung des spanischen Botschafters am Vatikan wird vielfach als Zeichen für einen völligen Bruch des Kabinetts Canalejas mit dem päpstlichen Stuhl an-

gesehen. Der Mann, der imstande war, das Land der einstigen Inquisition in eine derartig scharfe antiklerikale Politik hineinzuführen, wird seiner geistigen Fähigkeiten halber von Freunden und Gegnern gleichermaßen bewundert.

Vénizelo, der Ministerpräsident Kretas (Abb. Seite 1340), gilt zur Zeit als einer der besten und zielbewußtesten Staatsmänner Griechenlands. War er es doch, der die Militärliga schließlich zum Rücktritt bewog und die griechische Politik wieder in eine fahrbare Straße brachte. 1865 zu Kanea geboren, studierte er in Athen Jura und erlangte dort auch den Doktorgrad. Schon in der kretischen Revolution von 1896 spielte Vénizelo eine bedeutende Rolle; bis zur Herstellung der Ruhe stand er an der Spitze der Aufständischen und übernahm dann in der neueingeführten Regierung von Kreta den Posten eines Justizministers. Vor wenigen Tagen verständigten die Konsuln der Schutzmächte die kretische Regierung, daß Vénizelo erst nach Niederlegung aller seiner Aemter ein Mandat Kretas für die griechische Nationalversammlung annehmen könne.

Depeschensaal des „Berliner Lokal-Anzeigers" in Norderney (Abb. S. 1345). Nach dem Muster seines bekannten und täglich stark besuchten Depeschensaales Unter den Linden in Berlin hat der „Berliner Lokal-Anzeiger" auch in Norderney einen Depeschensaal errichtet und dem dortigen Badepublikum zur Verfügung gestellt. Professor Bruno Paul, der Direktor der Berliner Kunstgewerbeschule, hat den Bau entworfen. Der ebenso originelle wie schmucke Pavillon steht am Strande von Norderney in unmittelbarer Nähe des Seestegs und der Kaiserstraße. Mit seinem grün-weiß-schwarzen Anstrich und seinem roten Ziegeldach paßt er vortrefflich in den grünen Rahmen des königlichen Seebades.

Das Militärluftschiff „M. III" in Gotha (Abb. S. 1344). Eine wohlgelungene Fernfahrt unternahm in der vergangenen Woche das in Berlin-Tegel stationierte Militärluftschiff „M III" von der Reichshauptstadt nach Gotha und zurück. Der Lenkballon stieg in der Nacht zum 28. Juli von Tegel auf und traf bereits am anderen Morgen um ein halb sieben Uhr in Gotha ein, beschrieb einige Schleifen über der Stadt und fuhr dann in der Richtung nach Eisenach weiter. Aber schon gegen Mittag wurde „M. III" wieder über Gotha gesichtet, wo er um 12¼ Uhr wohlbehalten landete. Mit Unterstützung von Mannschaften des dortigen Infanterieregiments wurde das Luftschiff sodann in die neu errichtete Gothaer Ballonhalle verbracht. Die Halle ist bei einer Länge von 154 Meter und einer Breite von 40 Meter imstande, zwei Luftschiffe von den Dimensionen des Militärballontyps aufzunehmen.

Die Dreihundertjahrfeier der Stadt Elberfeld (Abb. S. 1341), die mit großen Festlichkeiten in den Tagen vom 27. bis zum 31. Juli begangen wurde, hatte zum Mittelpunkt die Einweihung der Kaiser-Wilhelm- und Kaiserin-Auguste-Viktoria-Pflegeanstalten. Die sonst so arbeitreiche Stadt sah im Schmuck der Flaggen und Kränze heiter und lebenslustig drein. Ein Familienfest in der Stadthalle, die Aufführung eines Festspiels sowie ein großes Konzert sorgten für die Unterhaltung der Teilnehmer. Vom Balkon des Rathauses hielt Oberbürgermeister Funck eine Ansprache an die Mitglieder der Kriegervereine.

Englische Flottenübung bei Torquai (Abb. Seite 1342). Vor König Georg unternahm die englische Flotte in der Bai von Torquai eine umfassende Uebung. 300 Kriegschiffe waren dort versammelt und lieferten sich 20 Seemeilen vom Land, in eine blaue und eine rote Flotte geteilt, eine gewaltige Schlacht. An dieser Uebung durfte außer einem japanischen Seeoffizier kein Vertreter einer ausländischen Macht teilnehmen, auch brachte die Presse auf Wunsch der britischen Admiralität keinerlei ausführliche Berichte über die Einzelheiten des Seekampfs.

Luzern als Luftschiffstation (Abb. S. 1343). Nun hat auch die Schweiz, an deren Grenze die deutsche Luftschiffahrt einen ungeahnten Aufschwung nahm, einen ständigen Hafen für Aerostate. Am 24. Juli wurde in Luzern die erste schweizerische Luftschiffstation dem Verkehr übergeben. Die luzernische Genossenschaft „Aero" hat dort eine Halle hergerichtet, und die Compagnie Générale Transaeriénne hat der Stadt zunächst einen Lenkballon, die ähnlich dem Lebaudytypus nach dem halbstarren System erbaute „Stadt Luzern I", zur Verfügung gestellt. Das Luftschiff unternimmt jetzt täglich Passagierfahrten über dem Vierwaldstätter See und seinen Ufern. Diese Aufstiege, bei denen die Teilnehmer trotz der etwas kleinen und wenig bequemen Gondel doch das Gefühl größter Sicherheit haben, üben auf das Publikum von nah und fern eine große Anziehungskraft aus. Eine Fahrt in der „Luzern" um den Rigi oder den Pilatus gehört zu den schönsten Genüssen, die die Schweiz zurzeit ihren Besuchern zu bieten vermag.

Offizier-Tennisturnier in Homburg v. d. H. (Abb. Seite 1344). Homburg, der liebliche Taunuskurort, bildet sich immer mehr zu einer Olympia für den Tennissport aus. So fand dort wieder in der vergangenen Woche das Lawn-Tennis-Turnier der aktiven Offiziere des deutschen Heeres und der Flotte statt. Den Kaiserpreis, einen kostbaren, vom Monarchen gestifteten Pokal, gewann Leutnant von Haugk vom Grenadierregiment Nr. 100 in Dresden.

Von der Bodensee-Woche (Abb. S. 1346). Das Hauptinteresse bei den Konkurrenzen der großen, letzthin stattgehabten Motorbootregatta auf dem Bodensee beanspruchte das Rennen um den Lanzpreis. Diesen gewann nach heftigem Kampf in glänzender Form das Motorboot „Daimler II"; bemerkenswert ist hierbei, daß das siegreiche Boot ganz und gar in Deutschland hergestellt ist. Es wurde von Lurssen-Vegesack als Halbgleitboot konstruiert und war mit einem Vierzylinder-Daimler-Motor ausgestattet. Die gut besuchte Regatta schuf auf dem Bodensee ein farbenfrohes, buntbewegtes Bild.

König Alfons auf seiner Jacht in Santander (Abb. S. 1346). Das Segeln ist ein wahrhaft fürstlicher Sport, dem sich eine große Zahl der Herrscher Europas sowie zahlreiche Prinzen persönlich mit großer Liebe widmen. Auch König Alfons von Spanien verschmäht es nicht, sich auf seiner Segeljacht aktiv zu betätigen. Bei der internationalen Jachtweltfahrt in Biarritz gewann der König mit seiner Jacht „Hispania", die er selbst steuerte, den Preis des Präsidenten der französischen Republik. Unsere Abbildung zeigt König Alfons bei seiner Abfahrt von Santander.

Todesfälle (Abb. S. 1342). In Berlin starb, 77 Jahre alt, der Vorsitzende des Deutschen Kriegerbundes General der Infanterie z. D. **Alexander von Spitz**. Den Deutschen Kriegerbund leitete General von Spitz seit einer Reihe von Jahren; durch sein starkes organisatorisches Talent hat er es verstanden, den Bund zu einer festgefügten und starken Organisation zu gestalten, deren soziale Einrichtungen vorbildlich genannt zu werden verdienen. — Die zu Luzern verstorbene, einst berühmte Tragödin Gertrud **Giers** war am 7. Dezember 1855 in Köln geboren. In Kassel, Hamburg, Frankfurt a. M. und am Hoftheater zu Hannover hat sie ihre großen Erfolge als Heroine in klassischen Stücken und Heldin moderner französischer Sittendramen gefeiert.

Die Toten der Woche

Prinzessin Jeanne **Bonaparte**, † in Paris am 30. Juli im Alter von 48 Jahren.

Geh. Hofrat Prof. Karl **Echtermeier**, bekannter Bildhauer, † in Braunschweig am 30. Juli im Alter von 65 Jahren.

Generalmajor z. D. Alexander **von Gentzkow**, † in Berlin am 1. August im Alter von 69 Jahren.

Generalleutnant Ludwig Edler **von Granurol**, † in München am 1. August im Alter von 66 Jahren.

Generalleutnant **von Kettler**, † in Berlin am 1. August im Alter von 69 Jahren.

R. P. **Rasmussen**, Präsident der dänischen Friedensliga, † in Kopenhagen am 1. August.

Benno **Rauchenegger**, bekannter deutscher Volksschriftsteller, † in München am 2. August im Alter von 67 Jahren.

General der Inf. z. D. Alexander **von Spitz**, Vorsitzender des Deutschen Kriegerbundes, † in Berlin am 31. Juli im Alter von 77 Jahren (Portr. S. 1342).

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Heinrich **Zimmer**, bekannter Philologe, † in Hahnenklee (Harz) am 29. Juli im Alter von 59 Jahren.

Bilder vom Tage



Der Kaiser (×) an Bord S. M. S. „Nassau".

Begegnung der kaiserl. Jacht „Hohenzollern" mit der Hochseeflotte in norwegischen Gewässern.

Phot. Th. Jürgensen S. M. J. „Hohenzollern".





Politik in mittel- und südeuropäischen Ländern.

Zur Ministerzusammenkunft in Marienbad.

Der neue Staatssekretär des Aeußern Herr v. Kiderlen-Waechter (×) auf der Kreuzbrunnen-Promenade.

Nebenstehend: Der österreich-ungarische Ministerpräsident Graf Lexa v. Aehrenthal mit Gemahlin begeben sich zu einem Dejeuner zu Ehren Herrn v. Kiderlen-Waechters.

Phot. Eckert-Lampatzer.



Ministerpräsident J. Canalejas.

Zu den Verhandlungen der spanischen Regierung mit dem Vatikan.



E. K. Bénifelo.

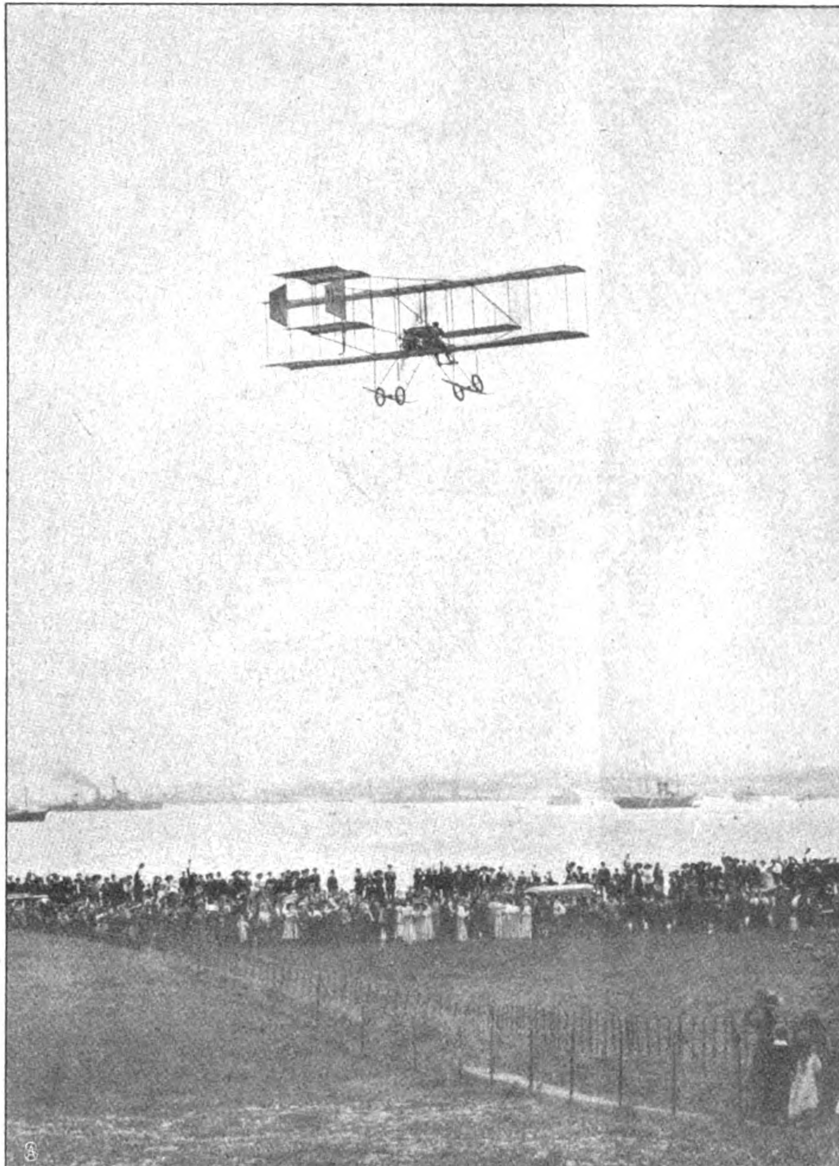
Zur Frage der Entsendung eines kretischen Abgeordneten in die griech. Nationalverf.



Phot. Wolff.

Oberbürgermeister Funck hält vom Balkon des Rathauses eine Ansprache an die versammelten Kriegervereine.
Nebenstehend: **Reg.-Rat Wilhelm Funck,** Oberbürgermeister von Elberfeld.

Die Dreihundertjahrfeier der Stadt Elberfeld.





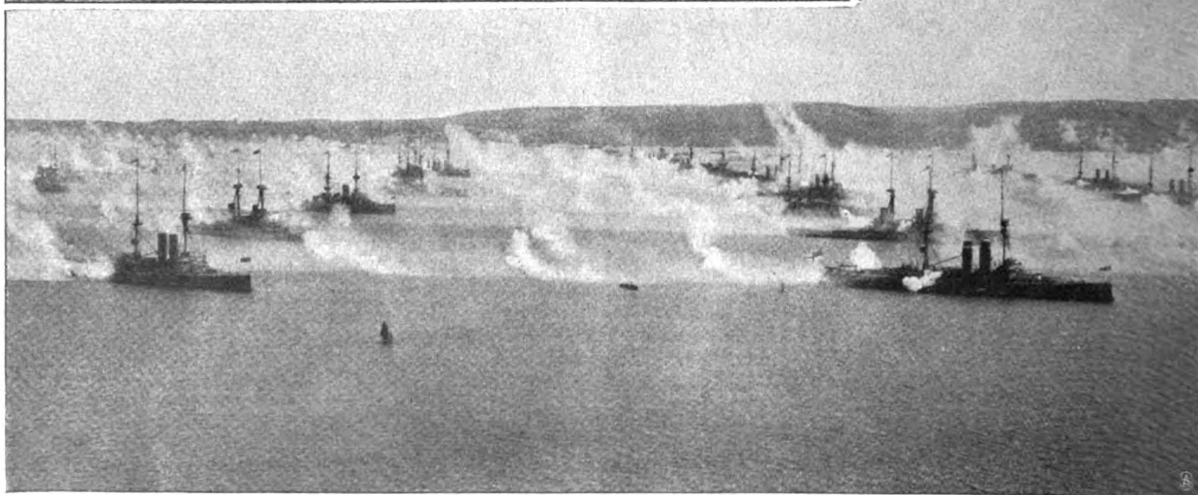
Hofphot. Bieber.

General d. Inf. z. D. v. Spitz †
Vorsitzender des Deutschen Kriegerbundes.

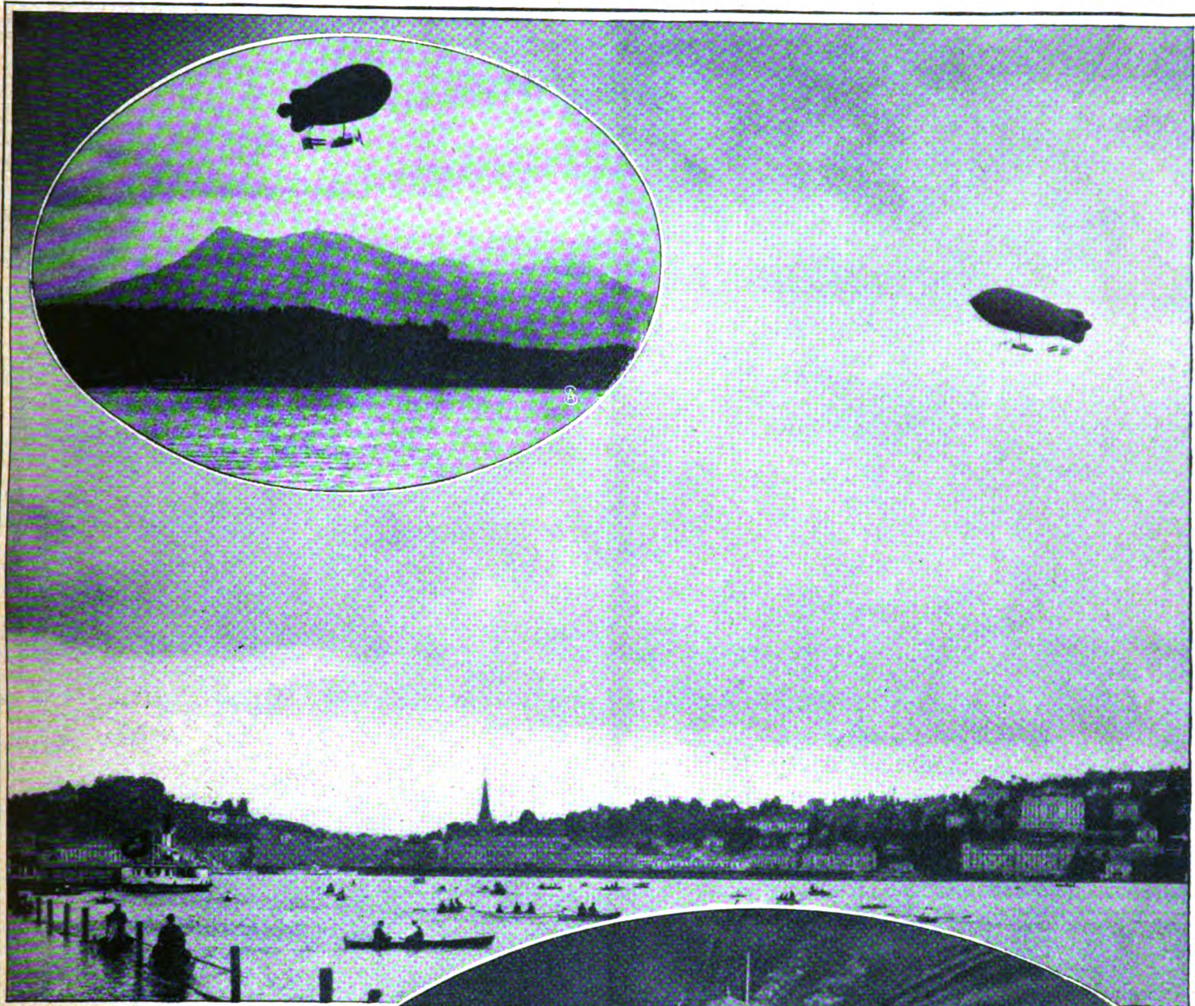


Hofp ot. Höffert.

Gertrud Giers †
die bekannte Charakterdarstellerin und Tragöd n, verschied an den Folgen einer Gehirnoperation.



Von den englischen Seemanövern bei Torquai: Salutschießen der Schlachtschiffe.
Oberes Bild: **Graham White überfliegt von Torquai aus die englische Flotte.**



Phot. G. Metz.

Zur Eröffnung der Luftschiffstation in Luzern:

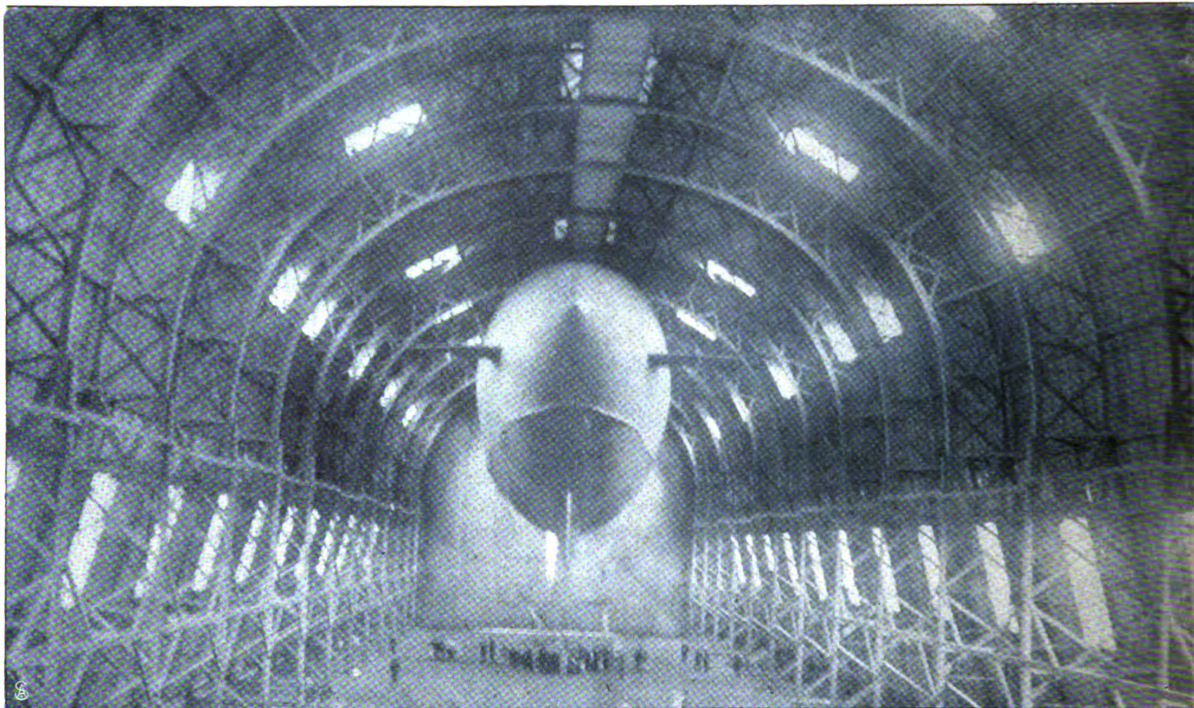
Das Passagierluftschiff „Stadt Luzern I“ auf seiner ersten Fahrt über dem Vierwaldstätter See.

Oben links:

Rückkehr des Luftschiffes von einer Fahrt um den Rigi.

Nebenstehend:

Photograph. Aufnahme aus der Gondel der „Stadt Luzern I“, ein Dampfboot und der Schatten des Luftschiffes auf dem See.



Das Luftschiff „M. III“ in der neuen Luftschiffhalle in Gotha. Phot. Rohde.

Zur erfolgreichen Rückfahrt des „M. III“ von Gotha nach Tegel.

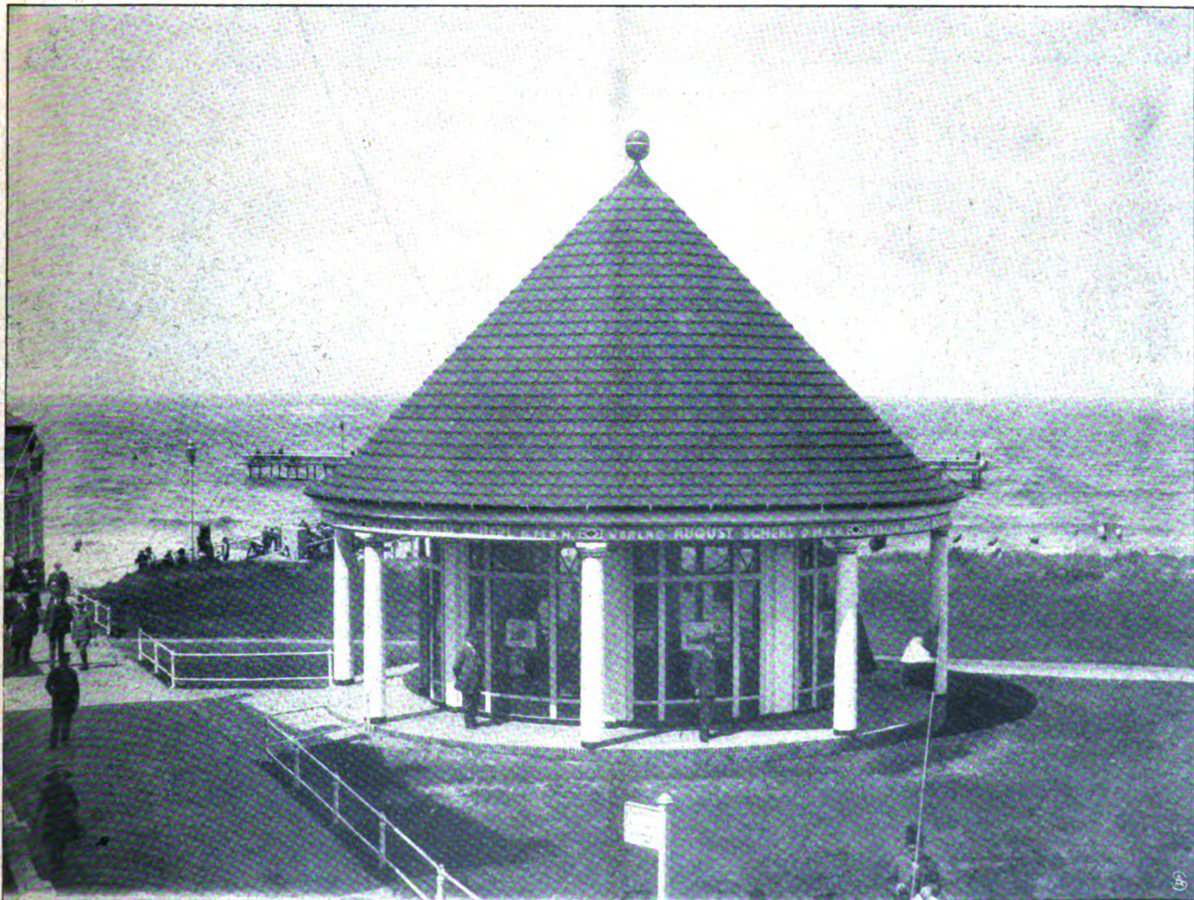


Von links nach rechts: (Sitzend) Lt. Lesser. Kurdirektor Frhr. v. Maltzahn. Generalleut. Frhr. v. König, militärischer Leiter. Oberschiedsrichter C. A. Voigt. Hptm. v. Sommerfeld. Lt. v. Diergardt. (Stehend) Lt. Oppenländer. Lt. v. Zastrow. Lt. Kirchner. Lt. Frhr. v. Buddenbrock. Lt. Daub. Lt. Krengel. Schiedsrichter Frhr. v. Maltzahn. Lt. Leyere. Oberlt. Erbprinz Adolf zu Schaumburg-Lippe. Lt. v. Haugk, Gewinner des Kaiserpreises. Lt. Rübesamen. Lt. Runge. Oberlt. Seebohm. Oberlt. Frhr. v. Gienanth. Lt. v. Ilsemann. Lt. Bartels. Lt. Nonn. Oberlt. v. Papen.

Die Teilnehmer am Lawn-Tennis-Turnier für aktive Offiziere des Heeres und der Flotte in Homburg v. d. H. Phot. Kreb.

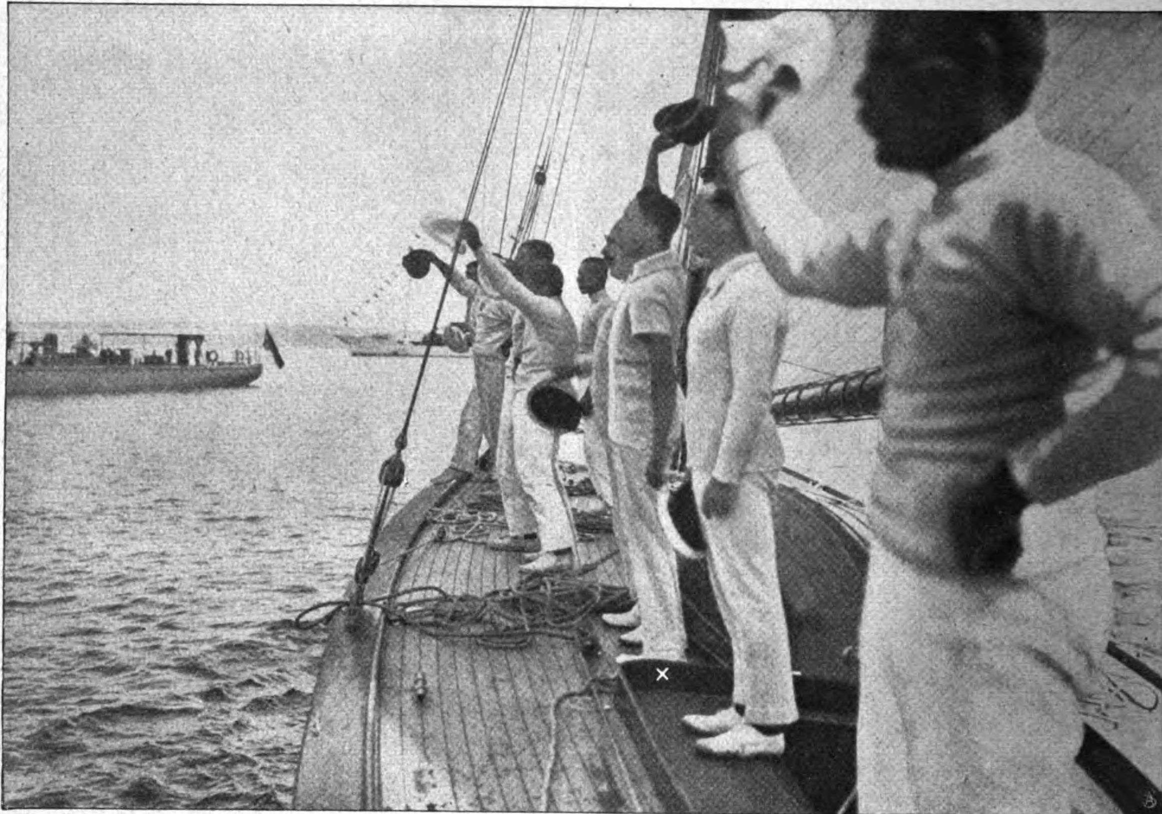


Besucher des Depeschensaals in Norderney.



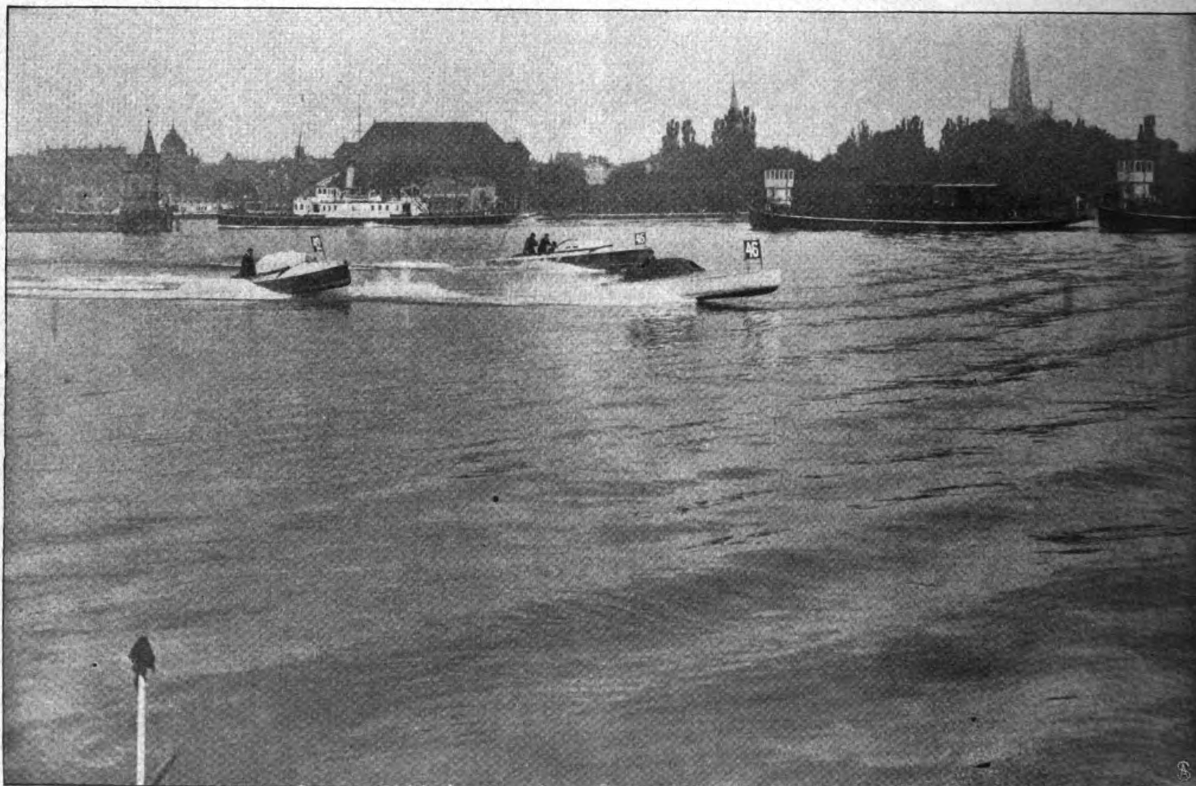
Der von Professor Bruno Paul entworfene Pavillon am Strand.

Der Depeschensaal des „Berliner Lokal-Anzeigers“ in Norderney.



Abschied von Santander.
König Alfons von Spanien (×) an Bord seiner Segeljacht.

Phot. Deutsche Illustrations-Ges.



Von der Bodensee-Regatta für Motorboote: Start zum Kampf um den Lanz-Preis,
der von einem Daimler-Boot gewonnen wurde.

Phot. Geschw. Beyer.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

1. Fortsetzung.

Doktor Meister stand kerzengerade da, wieder mit jenem Gefühl wie in Mekka vor der Kaaba. —

Auch Hilde gab ihm von oben zwei Finger, gerade wie Anka, auch sie war gekleidet wie die andere — auch sie zog die Lider hoch und lächelte vornehm blasiert. —

Und doch!

Neben dem Gemisch von Nihilistin und Florentiner Prinzessin war noch ein eigenes Etwas in ihr, ein allerpersönlichster Zauber, den vielleicht nur er zu sehen befähigt war — der Reiz einer unschuldigen Willenlosigkeit, der sie stark von Ankas zielbewußtem Wesen unterschied — es war, als liefe sie gleichsam nur aus Gehorsam mit hinter der älteren Schwester her, kritiklos in alle Modetorheiten hinein, als würde sie sich ebenso gut in Weiß kleiden und mit einem Hirtenstab auf eine Wiese setzen lassen, um Lämmer zu hüten, ganz, wie der betreffende Mensch wollte, der sie zufällig am Zügel hatte.

Er ließ die Blicke nicht von ihr.

Sie merkte es und sah ungehalten auf ihren Teller.

„Wo warst du?" fragte der Vater.

„Ach, wir hatten eine Diskussion über sehr wichtige Dinge", versetzte Hilde ausweichend.

„Wieder mit den Freundinnen?"

„Sie müßten mal die Freundinnen meiner Töchter sehen, lieber Doktor! Ich sage Ihnen, Musterausschnitte aus dem weiblichen Kulturkampf. Wenn sie hier waren, sind die Stuben am nächsten Morgen toller durchqualmt als in Attenrade bei dem Skatkränzchen. Die Türen werden für uns verschlossen, und wir ahnen nicht, über was für Geheimnisse verhandelt wird. Nur eins steht fest, daß die Geistesgeschichte der Frau an solchen Abenden um ein Gewaltiges gefördert worden ist."

Anka legte sich beleidigt in den Stuhl zurück.

„Papa ist noch in dem Stadium des Verspottens", sagte sie. „Wir haben in unserm Freundinnenkreis Väter in allen Stadien. Papa pfropft noch Attenrader Anschauungen auf Berliner Verhältnisse. Das geht natürlich nicht."

Der Vater lachte amüsiert.

„Ich wette, das Durchhecheln der Eltern und Aburteilen ihres geistigen Zustandes ist Hauptthema bei euern Zusammenkünften."

„Unsere Mutter finden wir durchaus auf der Höhe!" versetzte Anka kriegerisch.

„Ja, Hermann", sekundierte die Mutter. „Du bist manchmal wirklich etwas grausam. Alles, was wir treiben, worin wir uns betätigen, hältst du für Kinderei. Wir sind aber wahrlich keine Kinder."

Eine Pause entstand. Die vier Frauen telegraphierten sich wie Verschworene mit raschen Blicken zu.

Sie fühlten sich als Siegerinnen. Der Vater war gewissermaßen überstimmt.

Er nahm es gutmütig hin.

„Na, ein Kind sitzt hier ja wenigstens noch!" Und er streichelte Olafs aschblonden, zärtlich an ihn geschmiegten Kopf.

Doktor Meister empfand ein Gefühl äußersten Mißbehagens.

Warum waren sie alle so anders geworden in den anderthalben Jahren Großstadtleben?

So ganz seiner Beurteilung entglitten!

Warum hatten sich hinter diesen Stirnen, die er immer glatt und friedlich gekannt, ihm so fernliegende Interessen eingenistet, für die er keine Handhabe besaß....

Ist denn ein Mensch gar keine festgeschlossene Welt für sich, sondern ewig abhängig von dem Milieu, in das er gerät, in seinem Wert bedingt durch die Schicksalswendungen, in die blinder Zufall ihn hineintreibt?

„Aber in diesem Sommer werden Sie doch hoffentlich alle nach Attenrade kommen?" fragte Doktor Meister, den Blick immerfort auf Gunhildes gesenkten Lidern.

„Dies Jahr wohl kaum", sagte Thorensen.

„Irgendwann gehn wir alle zu meinem Schwager in den Schwarzwald. Wir haben da ja die schöne Fettweide, und Bergluft ist ja das richtigste nach Berlin. In Attenrade würden wir ja auch immer unter Menschen sein, und so verlockend das bei so lieben Bekannten ja an sich wäre, so braucht man doch einmal im Jahr Einsamkeit. Lieber kommen wir mal so auf den Sprung um ein christliches Fest herum, oder wenn ich sowieso eine Dienstreise nach dem Norden habe."

„Verlockt es Sie denn gar nicht, einmal wieder die alten Straßen zu gehen?" fragte er zu den Schwestern hinüber.

„Vielleicht, wenn wir mal alte Frauen sind", versetzte Anka. „Im ganzen denken wir doch mit einem gewissen Groll an die Verhältnisse dort. Hilde und ich merken jeden Tag, wie wir da oben geistig unterernährt worden sind. Die Bildungssphäre derartiger kleiner Nester ist eben doch so rückständig, daß man sich, von dort kommend, eigentlich kaum zu Menschen, im höheren Sinne, rechnen kann. Die Knechtschaftsexistenz, die wir zwischen den vielen Tanten und Onkeln geführt haben und die wir bei einem etwaigen Logierbesuch sofort wieder aufnehmen müßten, erfüllt uns nachträglich mit Grausen. Wir waren ja fortwährend für andere da. Tante Anka mußten wir täglich vorlesen, mit Onkel Asmus spazierenrennen, immer solange er wollte. Bei der Kilometerzahl hatten wir nicht mitzusprechen. Überhaupt! Selbstbestimmung, die doch erst das Leben würdig macht, gab es nicht, wir waren abhängig von den anderen. —"

Und sie machte eine große Geste mit der Hand und ließ die Stimme sinken.

„Anka nimmt nämlich Rezitationsunterricht, darum spricht sie so schön!" sagte der Vater. „Gunhilde übrigens auch. Oh, Sie sollten sie mal hören. Archibald Douglas, nach der modernsten Flüstermanier — immer mit dem Buch in der Hand, da sie nicht recht auswendig behält. Ja, es ist erstaunlich, wieviel Talent in den Thorensens steckt. Tante Johanna wird auch noch die reine Gelehrte."

„Ich habe eine ganz besondere Berechtigung, Versäumtes nachzuholen," sagte Tante Johanna zu Doktor Meister, „unter vier Augen werde ich es Ihnen sehr gern mal erzählen."

„Ja, Johanna hat Unqualifizierbares erlebt!" bestätigte Frau Thorensen. „Sie ist so recht das Opfer altmodischer Familientyrannei geworden."

„Bitte, kommen wir nur nicht auf dies Thema", rief Thorensen. „Es ist mir schrecklich, wenn so beim Mittagessen auf verstorbene Generationen so furchtbar geschimpft wird, wie ihr das liebt, sobald diese Frage angeschnitten wird. Mein Gott, sie hatten eben andere Standpunkte!"

„Hilde ißt wieder nichts", rief Olaf.

„Hilde lebt überhaupt nur von Salzmandeln und Zitronenwasser", sagte der Vater. „Wie finden Sie das, Herr Doktor? Meine Mädchen erschienen sich so schrecklich robust, als sie nach Berlin kamen, daß sie sich kaum in dem Spiegel sehen mochten. Nun sind sie vom Genre ‚Druuwäpfel' zum Genre ‚kasteite Nonne' übergegangen und entsprechen jetzt dem eignen Ideal. Je dünner, um so geistiger! Rote Backen finden sie schrecklich kommun. Bläſſe des Gedankens, das ist das einzig Ästhetische."

Frau Thorensen, die meist versonnen in die Ferne träumte, sah verstohlen nach ihrer Uhr und erhob sich.

„So unangenehm es mir ist, gerade am Sonntag," sagte sie, „aber leider muß ich um vier fort. Ich bin zur Gründungsfeier eines literarischen Salons eingeladen, eines Zirkels, der wirklich echte Poesie pflegen will, die ja leider so schwer neben allem Talmi sich behauptet. Anka wird auch erwartet — man hofft, daß Anka Henry X. rezitieren wird."

„Wer ist nun wieder Henry X.?" fragte Geheimrat Thorensen.

„Der neue Dichter", versetzte Anka belehrend.

„Lieber Doktor, Sie rauchen in alter Weise mit meinem Manne recht gemütlich eine Zigarre?" bat Frau Thorensen mit der holdseligen Liebenswürdigkeit, die stets ihren besonderen Reiz ausgemacht hatte. „Hilde macht euch den Kaffee."

„Pardon, Mama, ich muß um vier bei Adeline sein. Sie will mir den theosophischen Vortrag, den sie nächstens hält, vorlesen."

„Ja, aber Adeline wohnt doch gleich um die Ecke! Der Kaffee geht gerade noch. Tante Johanna muß ja wegen ihres Basars auch fort. Es ist furchtbar, was sich alles auf den Sonntag sammelt!"

„Ist Olaf heute ausgewesen?" fragte der Vater.

„Mein Gott, heute konnte doch niemand. Wenn Antje aufgewaschen hat, kann sie mit ihm gehen, aber du mußt dann auf die Tür passen oder das Schild vorhängen, daß niemand zu Hause ist. Denn Amanda hat doch ihren Sonntag. Die Mädchen wollen doch auch ihr Recht."

Frau Thorensens Stimme wurde erregt. Die alte Vorplatzuhr schlug halb vier, langsam, gemächlich, im Kleinstadttempo. — Die alte eingelegte Uhr war das einzige Lebewesen im Hause, das sich Zeit nahm.

„Mein Gott, schon halb!" Frau Thorensen entschwand, Tanta Johanna und Anka ihr nach.

Seufzend hob der Hausherr die Tafel auf und begab sich auf die ihm wohlbekannte, anfangs stets vergebliche Jagd nach Streichhölzern.

Olaf blieb zurück und aß die von Doktor Meister aus ihm unerklärlichen Gründen stehen gelassene Baisertorte auf.

... Gunhilde stand vor der Kaffeemaschine, und Doktor Meister stand daneben.

Sie goß das kaum kochende Wasser, so schnell es ging, so rasch als möglich hintereinander in den Trichter. Sie wollte fort — sie stand wie auf Kohlen. Sie wollte weg von der Seite dieses Mannes.

Seine Blicke empörten sie.

Seine Augen taten ja, als gehörte sie ihm.

Lächerlich, darauf zu fußen, daß sie als junges Gänschen in Attenrade, wo sie gar keinen Vergleichsmaßstab besaß, ein wenig mit ihm geflirtet hatte.

Sie war ja ein ganz anderes Wesen jetzt. Sie war empor entwickelt. Die Aspekte ihres Lebens standen mehr als günstig. Bedeutende Menschen erzogen sie zu höheren Zielen.

Sie hatte denselben Namen wie früher — sonst war sie eine andere geworden, durch und durch....

„Denken Sie noch zuweilen an Attenrade?" fragte Doktor Meister.

„Ein Berliner Tageslauf läßt zum Nachdenken über Vergangenes gar keine Zeit", versetzte sie. „Die Stunden hier gehen einem wie Wasser durch die Hand."

„Warum sehen Sie mich nicht ein einziges Mal an?" fragte er ernst und traurig.

Sie schwieg.

Oh, sie wußte sehr gut, weshalb sie es nicht tat!

Um seinen blonden Kopf mit der regelmäßigen, etwas herben Profillinie, um die klar und ehrlich blickenden Augen, in denen so viel gutes Gewissen dem Leben gegenüber geschrieben stand, wehte der ganze Zauber ihrer Jugendjahre, ihrer ersten Liebe.

Sie wußte, daß, wenn sie ihn ansah, hinter seinen Schultern die Gärten der Heimat auftauchen würden, mit den Ahornen, gelb vom Herbst, und den großen Büschen des roten Phlox; daß der Buchenwaldungen sonndurchzitterte Herrlichkeit sie wieder gefangennehmen würde, wie damals, als sie, ein träumerisches Mädchen, an seiner Seite über die sommerlichen Pfade schritt.

Aber sie wollte das nicht!

Sie fühlte ja, daß er sie zurückholen wollte an diese stille Stätte, daß er sie dort anschmieden würde, unerbittlich, daß er gewiß erzieherisch würde auf sie einwirken wollen als häuslicher lebenslänglicher Pädagoge!

Ihr graute vor dieser Aussicht, sie fürchtete sich davor.

Erziehen taten sie und Anka sich selbst. Dazu brauchte nicht Doktor Meister aus Attenrade zu kommen!

Sollte sie all die berauschenden Möglichkeiten der großen Stadt, die romantische Freundschaft mit dem blassen, jungen, vielumschwärmten Rezitator fahren lassen, um mit neunzehn Jahren „Glück im Winkel“ zu spielen, einem Winkel, aus dem sie gewiß nie wieder herauskam bei Doktor Meisters zäher Heimatsliebe, seinem festen Glauben an einfaches Familienglück, innerhalb eigener vier Wände!

Der Kaffee floß dünn und seelenlos durch den Trichter. Sie stieß mit dem Teelöffel den Satz nieder, um nur möglichst schnell die Kanne zu füllen.

Sie fühlte seine liebevollen Blicke wie einen Schmerz auf ihren Händen brennen.

„Haben Sie mich denn ganz vergessen, Fräulein Gunhilde?“ fragte er traurig.

Sie goß das letzte Wasser aus dem Kessel ein.

„Mein Gott, Herr Doktor“, sagte sie dann, den einen Fuß schon der Tür zugewendet.

„Natürlich nein, das habe ich selbstverständlich nicht; aber, sehen Sie: Anka und ich haben so furchtbar viel neue Bekanntschaften gemacht.... Papa! Du gießt wohl den Kaffee selber in die Tassen? —“ und fort war sie, und Doktor Meister starrte traurig auf die geschlossene Tür.

„Theosophie!“ sagte Geheimrat Thorensen und folgte dem Befehl der Tochter. „Das ist nun auch so was! Müssen meine Damen sich denn nun absolut darüber orientieren? Ich ertappe mich oft dabei, daß ich im Konversationslexikon nach der Erklärung für all die Schlagworte suche, um nicht gar zu dumm dabei zu sitzen. Schließlich wird man so nebenher auch noch universell mitgebildet. — Es ist überhaupt ...“

Er sah in die Kanne und schüttelte den Kopf: „Was war das früher für ein wunderbarer Trank, den Tante Johanna nach Tisch — vor ihrer geistigen Periode — einen kochenden Tropfen nach dem andern, langsam und hingebend durch die gemahlenen Bohnen gleiten ließ! Hingebung gehört zum Kaffee wie zur Liebe. Wie sie das Aroma hütete, immer den Deckel darauf, damit nichts verflog — die Kanne in immer neu aufgefülltem Wasser angewärmt, denn heiß muß er sein — auch wie die Liebe! Dies aber ist Spülicht, blondes Schüsselwasser, duftlos und fade. Armer Doktor Meister! Ich beklage Sie. Selbst die Illusion, daß Ihre kleine Freundin Gunhilde ihn gebraut hat, kann solchen Schauertrank nicht versüßen!“

Und er reichte ihm seufzend die Tasse.

„Da Sie von Gunhilde reden,“ sagte Doktor Meister, und schob einen Sessel an den des älteren Freundes heran, „ich kam jetzt in einer ganz bestimmten Absicht hierher. Ihnen als dem Vater müßte ich wohl füglich zuerst davon Mitteilung machen; ich weiß nicht, ob Ihre Frau Ihnen damals in Attenrade davon gesprochen hat, daß ich mich mit der Hoffnung trage, Gunhilde heimführen zu können.“

Er sprach ein wenig befangen und umständlich.

„Gott, Meister, daß es wirklich so tief bei Ihnen sitzen würde, ahnte ich nicht — ich bitte Sie! Dies Kind!“

„Ja, gerade deshalb“, sagte er. „Ich liebe das Kindhafte so an ihr. Ich könnte keine andere Frau gebrauchen als Gunhilde“, und er spielte mit dem Teelöffel. „Ihre Frau vertröstete mich damals auf ein anderes Jahr. Gunhilde wird im Juli achtzehn.“

Geheimrat Thorensen strich sich nachdenklich die Backe.

„Mir könnte nichts Lieberes passieren, als solch ein Schwiegersohn“, sagte er. „Wissen Sie, manchmal ist mir himmelangst um die Zukunft meiner Töchter. Sie haben einen für mich ganz unübersehbaren Verkehrskreis. Ob jemals etwas Vernünftiges dabei herauskommt, ahne ich nicht. Und ich bin für Heiraten. Darum bin ich auch gegen ein bestimmtes Studium, wie Anka es eigentlich wollte. Dies Sich-Ketten an einen bestimmten Beruf mag ich für meine Töchter nicht. Sie haben es finanziell nicht so nötig, und ich hasse die Frauen, die ein Metier betreiben. Ich finde es schrecklich, Doktoren zu Töchtern zu haben. Ich bin darin altmodisch. Ich will, wenn ich abgearbeitet nach Hause komme, keine Blaustrümpfe an meinem Tisch, sondern junge Mädchen — und, wenn sie heiraten, je eher, je besser. Etwas aus der Linie gekommen sind sie ohnehin schon. Aber ich tröste mich, daß das Verdrehte wesentlich in der Kleidung sitzt. An sich sind es doch noch die lieben Tierchen von früher. Und, wenn ich mich um allerhand Dinge sorgen wollte, die mir manchmal bedenklich scheinen — ach, lieber Meister, bei der Arbeitshetze, in der ich lebe, fehlt zu solchen Privatangelegenheiten wahrlich die Zeit. Da muß man vieles gehen lassen, wie's Gott gefällt. —“

Er rauchte und schwieg.

„Meinen Sie denn, daß Gunhilde sich entschließen würde?“ fragte Meister gespannt.

„Ja, das ahne ich nicht!“ achselzuckte Thorensen. „Meine Damen haben ein mir ganz schleierhaftes Innenleben. Oft ist mir, als kenne ich sie gar nicht mehr. Sie sitzen an meinem Tisch. Ich ernähre sie. Ich zahle ihnen die Taschengelder aus. Ich zahle für ihre Vereine. Sie glauben nicht, in wieviel Klubs und Vereinen sie schon stecken — aber was nun ihrer Seelen geheimste Gedanken sind, das entzieht sich ganz meiner Berechnung. Ich werde aber heute abend noch mit meiner Frau reden. Wahrhaftig! Ich könnte mir aus tausend Gründen nichts Erfreulicheres denken, als dies, mein lieber alter Freund.“

Und er reichte ihm herzlich und bewegt die Hand.

„Also, Agnes,“ sagte Thorensen am Abend, „Meister will Hilde heiraten.“

Frau Thorensen wickelte langsam ihren Halsschal ab, der ihre schlanke, feine Halslinie fest wie ein hoher Chiffonkragen umspannt hatte.

Sie zuckte die Achseln.

„Ich glaube, Hilde ist darüber hinaus“, sagte sie.

„Darüber hinaus? Aber sie fängt doch gerade eben mit dem Leben an?“

„Ich meine, von den gesteigerten Ansprüchen ihres hiesigen Lebens aus ist Meister nicht mehr das, was er in Attenrade schien. Auch ich fand ihn philiströs geworden und leicht verbauert. Es lag Mehlstaub auf ihm. Kurzum: er hat verloren. Das mußt du ja auch fühlen.“

„Verbauert?“ fragte Thorensen verwundert. „Wie sollte er verbauern, wo er doch in Persien war und Arabien, und was weiß ich! Ja, wenn er immer in Attenrade gesessen und Skat gespielt hätte.“

„Solche Menschen können dauernd um die Welt geschickt werden; wie ein Schneckenhaus tragen sie ihre Schwerfälligkeit mit sich. Andere Leute schleifen sich doch ab; bedenke, was Berlin aus uns allen gemacht hat, wie entwicklungsfähig selbst ich mich noch auf meine alten Tage beweise! Die Art wie Meister hat aber gar nicht die Fähigkeit, sich wirklich weiterzuentwickeln, fortzuschreiten. Sieh mal, schon rein äußerlich! Er hat selbst in den teuersten Anzügen etwas Rustikales — so gut er auch nach einer gewissen Richtung hin aussieht. Ich wette, Hilde tut es nicht!“

Thorensen ging auf und ab.

„Was du an ihm bemängelst, Agnes, war mir gerade eine Wohltat. Dies Verläßliche! Dies Schlichte! Und daß er so ganz er selbst geblieben ist! Daß er all unsere vergangenen Zustände kennt, daß er mit uns gelebt, uns idealisiert hat. Hier sind wir für unsere Bekannten nur das, was wir im Moment vorstellen. Mehr als unsere Visitenkarte kennen sie doch im Grunde nicht von uns. Wie öde ist das! Wie gleichgültig geht einem der neue Schwarm durch die Finger! Diese Schar der Kollegen! Mein Gott! Freunde sind das doch zunächst noch lange nicht! Wie erstaunt würden mich wohl meine Herren im Ministerium ansehen, wollte ich ihnen mal ins Zimmer brechen mit der Bitte um Freundschaft! Die gemeinschaftliche Arbeit verbindet einen, und das will ich nicht unterschätzen. Aber darüber hinaus ist es doch nicht viel! Und nun kommt jemand mit so viel Herzenswärme, jemand von zu Haus und sitzt wieder einmal so hingehörig da, ein Teil unseres früheren Lebens, eines Lebens, das vielleicht nicht interessanter, aber doch jedenfalls in vieler Weise wohltuender war als das Getriebe jetzt.“

Er preßte den Kopf gegen die Scheiben.

„Hermann, er hat dich sentimental gemacht. Das kommt, wenn einem die Restbestände aus den Vergangenheiten ins Haus schneien. Doktor Furka, dessen Spezialgebiet doch Menschenkenntnis und Psychologie ist, hat ihn ziemlich ungünstig kritisiert, als er ihn neulich hier traf.“

„Mein Gott, daß er kein Schönredner ist, wissen wir ja, aber —“

„Die Art, wie er Hilde fortwährend anstarrte, mißfiel mir höchlichst. Auch Anka hat sich sehr scharf darüber geäußert.“

„Er liebt sie eben; habe ich dich damals nicht angestarrt, bei der Dampferpartie nach Bornholm, am Tage, ehe wir uns verlobten? Damals mißfiel's dir nicht.“

„Ja, Hermann, wir waren eine andere Generation. Früh heiraten war Trumpf! Jetzt aber entgehen einem Mädchen, das sich zu früh bindet, hundert Chancen. Sie verzichtet auf eine ganze Lebensperiode, die unendlich bereichernd und erziehlich ist. Was das Heiraten bietet, bietet es ihr mit fünfundzwanzig Jahren noch genau so wie jetzt. Die Existenz eines modernen Mädchens ist die anregendste, die sich denken läßt.“

„Du scheinst deine Töchter beinahe zu beneiden?“

„Ich möchte, daß sie haben, was ich nicht hatte; denn so schön es auch war, es kommt doch immer gleich zu viel Hauskram mit der Ehe. All das Kinderpeppeln, die Dienstmädchenerziehung, immer die Küchenzettel, damit geht's doch hin, und mit vierzig Jahren erkennt man dann, wieviel man geistig versäumt hat.“

Sie stand unter dem Licht der Lampe. Sie sah fast unwahrscheinlich jung aus, eine Frau, der keiner die großen Kinder zutraute, die von Fremden meist für Thorensens zweite Frau gehalten wurde. Das normale Leben, das sie geführt, die gesunde Tätigkeit im Hause, das Unangekränkeltsein von Gedankenblässe hatte diese Frau physisch so frisch gehalten, daß sie mehr am Anfang als in der Mitte ihres Daseins zu stehen schien. Er sah sie beinahe besorgt an. So stolz er immer auf ihre Schönheit gewesen war, für die jetzigen Lebensverhältnisse hätte er ihr beinahe etwas graues Haar an die Schläfen gewünscht.

Er setzte sich aufseufzend vor den Schreibtisch und nahm einige Agenden vor.

„Ganz nüchtern gesprochen, Agnes,“ sagte er und schlug ein Anschreibebuch auf, „unser Leben hier kostet so unwahrscheinlich viel, daß es ein Segen für unsere Finanzen wäre, wenn wir eine Tochter gut verheirateten. Jetzt nach anderthalb Jahren habe ich einen ungefähren Maßstab. Siehst du! Für Attenrader Verhältnisse waren wir ganz wohlhabende Menschen. Wir brauchten von Geld nicht zu reden, wenn wir nicht wollten. Hier kommen wir aber wirklich kaum durch, und ich habe leider schon einige Papiere von nicht ganz geringem Werte verkaufen müssen. Es ist nicht zu sagen, was diese Art Leben verschlingt, so relativ vernünftig wir auch in unseren Ausgaben sind! Was ihr drei allein an Droschken im Jahr verfahrt, davon machten wir früher die Sommerreise. Toiletten, Billette und Vereine repräsentieren eine unverhältnismäßige Summe. Ich sorge mich oft, Agnes! Ich hätte dich gern damit verschont, da ich weiß, du findest Geldgejammer unästhetisch. Aber die Möglichkeit mit Meister verpflichtet mich zur Offenheit. Siehst du, wenn nicht die Chance mit dem Gratis-Sommeraufenthalt bei deinem Bruder wäre, wir könnten ja dies Jahr überhaupt nicht reisen. Und natürlich müssen wir Annchen, wenn sie aus der Mauser ist, mal als Gegenleistung hernehmen. Das verteuert dann wieder eine Saison. Ich weiß wirklich manchmal nicht, wie ich es machen soll. Wenn ich auf eine so normale Weise wie Hildes Heirat entlastet würde, wäre es direkt ein Segen.“

Agnes sah sehr bestürzt drein. In gutmütigem Elan legte sie ihm den Arm um die Schulter.

„Ich werde wieder mehr Elektrische fahren“, sagte sie. „Es ist nur wegen der guten Kleider. Aber beschmutzt man den Saum, kostet die Wäsche nachher so viel wie vier Droschken. Also genau berechnet, ist's kaum eine Mehrausgabe. Und den Mädchen will ich auch Sparsamkeit zur Pflicht machen. In den Bodenreformer-Verein will ich gar nicht erst eintreten, und die Butter wollen wir wieder aus Attenrade kommen lassen, wie wir es in der ersten Zeit getan haben.“

Sie lächelte strahlend im Bewußtsein all ihrer hochherzigen Vorsätze. Ihm fiel ein, was sein Vater einst von Agnes gesagt hatte, als er ihm die Braut ins Haus brachte.

Das ist eine von den immer heiteren, hatte der kluge alte Herr gesagt. Das kann ein Glück sein. Aber es gibt ein Wort von Goethe: ‚Die lieben Heitern! Sie werden wie gar nichts zusammen scheitern!" Sei auf der Hut Hermann!

„Also du sprichst mit Hilde?"

„Ich werde es Anka sagen, das ist bequemer für mich. Ich will nicht zu — und nicht abreden. Ich bin auch gar nicht in der Stimmung zu einer Szene. Furka hat so wunderbar über Nietzsche gesprochen, ich muß es noch in mir nachklingen lassen. Er hat die Mitleidstheorie erörtert. So seltsam! Ich hielt gerade das Gegenteil bisher für Mitleid. ‚Was fällt, soll man stoßen.' Es liegt so viel Grausamkeit darin! Und doch ist es gewiß ethisch das Richtigere. —"

Sie gähnte ein wenig und rieb sich die Schläfen.

„Ist Olaf zu Bett?"

„Vermutlich schon lange."

Sie überlegte, ob sie noch nach hinten in das Kinderzimmer gehen sollte, aber ihre Füße waren zu müde. Sie hatte nach dem Vortrage noch so lange in dem überfüllten Hotelsaale gestanden. So streckte sie sich im Nebenzimmer auf die Chaiselongue und träumte ins Dunkel.

Einsam schlief Olaf seinen traumlosen Kinderschlaf.

Im Nebenzimmer hinter der angelehnten Tür saß Antje und las im heimatlichen Kreisblatt, das Thorensen noch immer aus Anhänglichkeit hielt.

Antje war in Olafs Leben die Hauptfigur geworden, der schützende Genius seiner Tage.

Die andern hatten keine Zeit für ihn. Sie kamen ab und zu in der Eile bei ihm vorübergerannt und küßten ihn, verlockt vom weichen Flaum seiner Wangen und dem warmen Widerdruck seiner vollen Kinderlippen. Ab und zu nahm ihn auch wohl eine Schwester eine ganze Minute lang auf den Schoß und streichelte ihn und sagte ihm, wie „süß" er sei. Aber, wenn es dann am Telephon klingelte oder der Postbote kam, fuhren sie auf und schoben ihn fort, stellten ihn weg, wie man einen Stuhl aus dem Wege schiebt.

Er war das schon gewohnt. Dann ging er und spielte weiter.

Er spielte immer — immer für sich allein. Die einzige Gesellschaft, auf die er dauernd mit Sicherheit zählen konnte, war Antje.

Die Tage seiner ersten Kinderjahre waren vorüber, wo sein Aufwachen und Einschlafen Höhepunkte im Familienleben bedeuteten, wo Anka und Hilde sich um die Ehre stritten, ihn baden oder ausziehen zu dürfen, wo die Mutter stundenlang mit ihm in der Laube saß und die flimmernden Sonnenlichter zärtlich auf den aschblonden Haaren spielen sah.

Er hatte seine Alleinherrschaft früh angetreten und früh verloren. Mehr noch als für die andern war Attenrade verlorenes Paradies für ihn, die Heimatstadt, die er vergessen hatte, ein versunkenes, unbewußtes Glück.

Seine Eltern liebten ihn in der Theorie aufs innigste und konnten in Gesellschaften reizende Schilderungen von ihrem Jüngsten entwerfen, aber in der Praxis fiel er durch Lärm und Eigensinn, den nur Antje noch zu brechen vermochte, oft beinah gesundheitsschädlich auf ihre abgetriebenen Nerven, und sie schoben zuweilen den Riegel vor die Tür, wenn sie seinen tanzenden Kinderschritt über den langen Korridor sich nähern hörten.

Seine Schönheit und der Unschuldsglanz, der über ihm lag, wurde von ganz andern Menschen genossen als von denen, die das Hauptanrecht daran hatten. Wer über die Hintertreppe aus- und einging, der Kohlenmann, der Schornsteinfeger oder der junge Mann, der dann und wann den Gasmesser nachsah, dies Zufallspublikum bewunderte ihn, wenn er so anmutig und neugierig bei jedem Klingeln dahergestürmt kam. Sie empfanden die jedem angeborene Zärtlichkeit großer Menschen für den kleinen Menschen, für dies Kind, das noch keine sozialen Unterschiede ahnte und gegen den schwarzen Essenkehrer ebenso freundlich war, wie es gegen den Kaiser gewesen sein würde.

Und wenn sie schwerbeladen in ihrem mühseligen Tagewerk weiterzogen, diese Staffagen der Hintertreppe, dann empfanden sie noch einige Augenblicke angenehm und wie erhebend, daß ein „glimpse of beauty" auf ihren Weg gefallen sei.

* * *

Anka saß in leichtem Abendgewand am offenen Fenster mitten im Nachtwind. Sie hielt viel auf Abhärtung und verachtete grundsätzlich alle erkälteten Menschen als minderwertige Charaktere.

Gunhilde, die empfindlicher war und den März noch nicht als Frühlingsmonat anzusehen vermochte, lag, in einen Schal gehüllt, im Lehnstuhl, der vor dem alten Schreibtisch mit den geschweiften Beinen stand.

„Kurzum!" schloß Anka eine längere Rede. „Wenn er sich nach Berlin versetzen läßt, so nimm ihn! Sonst unter keinen Umständen."

„Das wird er nie tun," sagte Hilde müde, „ich würde mich ja auch genieren, es ihm vorzuschlagen."

„Falls du es zur Bedingung stellst, weshalb nicht? Er liebt dich ja. Weißt du, Hilde, er liebt dich auf eine schrecklich uninteressante Weise. Mir könnte das nicht passen! Liebe so als Naturform serviert bekommen, so wie ‚Liebe auf dem Dorf' wie auf dem Bild von Bastien-Lepage — das hätte für mich gar keinen Reiz! Ich bin für Differenzierungen. Das größte Grauen könnte mir ein Glück einflößen, das von vornherein hausbacken wäre. Nun bitte ich dich! Meister und Attenrade! Wo soll da etwas Originelles herauskommen! Du wirst sein müssen, wie er will — immerfort seinem Ideal entsprechen! Es müßte sehr anstrengend sein für jemand, der schon etwas anderes kennen gelernt hat wie du! Dein Verkehrskreis würde sich rekrutieren aus all den Leuten, von denen wegzukommen wir doch so froh waren. Er würde dich nie allein zu uns reisen lassen, denn er hat das ganze Mißtrauen des überzeugten, eingefleischten Provinzlers gegen die Berliner Luft. Er weiß, daß in dieser Luft viele ihm unverständliche Dinge hängen, die er ablehnt, da sie ihm zu hoch sind. Solch ein Provinzler

steht irgendwo abseits fest auf seinen Füßen. Wir hier schreiten doch gewissermaßen dauernd wie unerschrockene Seiltänzer über Abgründe der subtilsten Fragen und merkwürdigsten Möglichkeiten. Ihn schwindelt, wenn er uns balancieren sieht. Ich sah ja die dauernde Mißbilligung heute Mittag in seinen Zügen. Er fand unsere Familie schrecklich zu ihrem Nachteil verändert. Er fand, daß Mama eigenhändig den Hammel hätte begießen, wir die Zimmer hätten abwischen müssen. Vor- und rückwärts mißbilligte er all unser Tun und Gehabe. Wie hatte er sich wohl Vorrat gefreut auf heut Mittag! Und sind wir ihm alle so aus der Hand geglitten. Pech hat er. Das ist richtig." —

„Ich möchte nur eins sagen", begann Hilde und legte den Kopf resigniert zur Seite. „Heut mittag ärgerte ich mich wahnsinnig über ihn. Er kompromittierte mich ja direkt vor euch allen. Selbst Amanda grinste, als sie die Torte herumgab.... Ich war auch ziemlich greulich gegen ihn, wie ich nachher zum Café kommandiert wurde. Aber als ich dann bei Adeline saß, und ihre Sonntagsfreunde kamen, da imponierten mir die alle zum erstenmal gar nicht mehr so! Sie sahen mir plötzlich anders aus. Selbst Adeline. Sie redete zwar wirklich geistreich, aber sie hatte doch was Gezwungenes. Und plötzlich kam mir die Idee, Anka, ob wir uns nicht täuschen? Ob nicht das, was wir ‚geistig verfeinert' nennen, eigentlich zu deutsch ganz anders heißt? Die Menschen kamen mir plötzlich alle etwas komisch vor, und da dachte ich an Meister und vergegenwärtigte mir sein Gesicht. Er hat nun doch mal dies gewisse Etwas um die Stirn und um die Nasenflügel, und ich mag auch den starken Schlag von zu Haus mit den breiten Schultern nun mal viel lieber als all diese magern, halb verhungerten Ästheten, die doch eigentlich gar keine Männer sind, sondern mehr angezogene Lineale! Und da fühlte ich! Schöner war doch die Zeit in Attenrade, wo ich ihn zu lieben anfing, und abends, wenn er gegangen war, noch in den Garten lief, um meine Füße in die Spuren der seinen da im Kies zu setzen. Es war doch etwas, Anka! Es war mehr, als mir hier geboten werden kann. Und das leitet mich zu einer andern Frage! Glaubst du, Anka, Hand aufs Herz, daß unter all unsern neuen Beziehungen ein einziger ist, der zum Heiraten für uns je ernstlich in Frage käme?"

Anka zuckte die Achseln.

„Du bist so kindisch heute, Hilde! Ich betrachte all meine jetzigen Bekanntschaften lediglich als Durchgangsstadien zu reifem Menschentum. Das Heiraten ist in meinen Augen eine Frage von sekundärer Bedeutung. Liebe und Heirat sind zudem zwei Dinge, die man heutzutage auch ganz getrennt voneinander abmachen kann."

Gunhilde sah erschreckt zu ihr hin.

„Ach Gott, Anka, du meinst doch nicht etwa ohne Standesamt?"

Anka lächelte überlegen.

„Du bist von einer rührenden Rückständigkeit! Ich mag dich ja schon gar nicht mehr in den Klub der „Bannbefreiten" mitnehmen. Du fällst ja direkt auf durch dein entsetztes Gesicht, wenn mal ein freieres Wort geredet wird. Wer weiß! Vielleicht tust du wirklich gut, wenn du dich recht spießbürgerlich bald verheiratest!" schloß sie verächtlich.

„Vielleicht bewerte ich diese Dinge nicht richtig!" entschuldigte sich Hilde. Schließlich bin ich ja auch noch nicht achtzehn. Siehst du, ich würde ja bestimmt keinen Stein aufheben gegen eine, die ohne Standesamt auskommt — aber, wenn ich es mit ansehe im Bekanntenkreis, schwindelt mir immer. Ich kann nicht dafür. Es ist wohl was Angeborenes."

„Es ist die Thorensensche Ehrpußlichkeit!" urteilte Anka. „Mama ist viel freier, das macht der dänische Einschlag in ihrem Blut. Nicht umsonst heißen die Dänen die Franzosen des Nordens. Sie haben so was. Sie haben die elegante Leichtigkeit, mit einem anmutigen Saltomortale auch mal über das Herkömmliche wegzusetzen. Die Thorensens tragen Bleigewichte an den Füßen. Sie leben alle nach dem Schema und fahren in die Grube mit dem herrlichen Bewußtsein steter Treue gegen das Schema. Was mich betrifft, so fühle ich mich manchmal dänisch belastet. Du aber bist Thorensensche Art in Reinkultur. Es ist gewiß das richtige, du heiratest Meister."

„Nein, nein!" rief Hilde. „Du mißverstehst mich. Wenn ich mir denke, er kommt morgen an und dann gleich Verlobung — und das ganze Gewese . . . ich glaube übermorgen löste ich's wieder. Ich bin gar nicht entschlossen. Ich schwanke so. Nur nicht ganz verschlagen möchte ich mir ihn. Denn wer weiß! In ein paar Jahren danke ich vielleicht Gott, wenn er dann noch will."

Anka lächelte.

„Du hast nicht für einen Pfennig Charakter, Hilde!" sagte sie gutmütig. Du weißt absolut nicht, was du willst. Erst möchtest du sehen, ob du nicht noch was Interessanteres bekommst, und wenn nicht, greifst du auf den kaltgestellten Bewerber zurück."

„Ja, Anka! Genau so meine ich's", rief Hilde und stand auf. „Wenn es nicht schön klingt, was soll ich es vor dir bemänteln! Du bist so klug und durchschaust mich wie Glas. Wenn z. B. Marcell um mich anhielte, das wäre mir ja viel verlockender — aber wenn das nicht klappt, oder ich ecke sonst irgendwo an, oder es wird mir hier überhaupt zuwider, dann ginge ich ja viel lieber nach Attenrade, und müßte ich auf den Knien rückwärts dahin."

„Deine Diplomatie und deine Logik sind Ia!" höhnte Anka seufzend.

„Quäl' mich nicht mit Ironie!" rief Gunhilde. „Ich bin noch so ganz kaputt von heut mittag! Und um eins, Anka, flehe ich dich an! Sprich du mit Papa! Nur eine Bedingung stelle ich. Ich will nicht mehr mit Meister konfrontiert werden. Ich sterbe, wenn es geschieht! Ich war ganz krank heute von der Szene beim Kaffeemachen. Im Juli übers Jahr will ich mich definitiv entscheiden. Er kann mir ja ab und an mal schreiben. Also, wenn ich neunzehn bin — aber keinen Tag vorher. Achtzehn ist auch wirklich zu jung."

(Fortsetzung folgt.)



Verschwendung.

Plauderei von Hans Dominik.

Es gibt einen alten Fliegende-Blätter-Witz: „Haben Sie schon gehört," sagt A. zu B., „daß der Eisenbahnminister sich bitter darüber beklagt hat, daß der Betriebskoëffizient die Reineinnahmen wieder verringert hat?"

Und B. antwortet darauf: „Ich verstehe gar nicht, wie der Minister sich von so einem kleinen Beamten so dreinreden läßt."

Der gute B. wußte nicht, daß der Betriebskoëffizient ein ganz gewaltiger Herr ist, ein Faktor, von dessen Gestalt und Gesicht das Wohl und Wehe eines jeden Betriebes abhängt. Ein Beispiel mag sein Wesen zeigen. Bei der Großen Berliner Straßenbahn belaufen sich die direkten Kosten für das Wagenkilometer, d. h. dafür, einen Straßenbahnwagen ein Kilometer weit zu fahren, auf 23 Pfennig. Dagegen beträgt die durchschnittliche Betriebseinnahme an Fahrgeldern für das Wagenkilometer 42 Pfennig. Das Verhältnis der Ausgabe zur Einnahme ist also 23 : 42, d. h. 0,54. Das ist der berühmte Betriebskoëffizient, von dessen Gestalt alles abhängt. Je größer er wird, desto schlimmer wird es für den Betrieb, je kleiner er wird, desto besser sieht es aus.

Wenn z. B. irgendein dunkler Ehrenmann einen Wundertrank, dessen Herstellung ihn 10 Pfennig kostet, für 5 Mark verkauft, so hat er einen Betriebskoëffizienten von 0,02, und man sieht wohl ein, daß der Mann bald reich werden muß, wenn anders sich der Staatsanwalt nicht vorzeitig für sein Unternehmen interessiert. Wenn anderseits etwa irgendein Verkehrsunternehmen einen Betriebskoeffizienten von 1,0 hätte, wenn das Wagenkilometer genau so viel kostete, wie es einbringt, dann stände die Pleite vor der Tür. Das Bestreben jedes gut geleiteten Betriebes muß daher darauf gerichtet sein, den Betriebskoëffizienten mit rationellen und ehrenhaften Mitteln möglichst klein zu gestalten.

Nun ist dieser allmächtige Koëffizient, wie wir sahen, ein Bruch, und ein Bruch wird kleiner, wenn wir entweder seinen Zähler verringern oder seinen Nenner vergrößern. Auf den vorliegenden Fall angewandt, wenn wir die Ausgaben reduzieren oder die Einnahmen erhöhen. Die Erhöhung der Einnahmen pflegt im allgemeinen Sache der kaufmännischen Leitung zu sein. Die Verringerung der Ausgaben geht in technischen Betrieben vornehmlich den Techniker an, und es ist eins der interessantesten und wichtigsten Kapitel der Technik, wo, wann und wie man die Ausgaben bei gleichbleibender Leistung reduzieren, d. h. Ersparnisse machen kann.

Betrachten wir unsern wichtigsten Industriestoff, die Kohle. Was ist über ihre Vergeudung und Verschleuderung schon geschrieben und gejammert worden. Es ist ja sattsam bekannt, daß wir bei Dampfmaschinenanlagen nur 15 bis günstigsten Falles 20 v. H. der in ihr gespeicherten Arbeit nutzbar machen, 85 bis 80 v. H. nutzlos verrauchen lassen. Das ist ein Uebelstand, den wir bei dem derzeitigen Stand unserer Technik indes nicht vermeiden können und in absehbarer Zeit nur mählich bessern werden. Immerhin müssen wir uns klar sein, daß diese Unwirtschaftlichkeit unserer Dampfmaschinen eine jährliche Verschwendung im Betrage vieler Milliarden bedeutet. Wir seufzen über die Milliarden, die uns alljährlich die stehenden Heere kosten. Wir haben anläßlich der letzten Steuerdebatten erfahren, daß der Deutsche im Jahr für etwa 4 Milliarden verraucht und vertrinkt, und haben über diese Verschwendung die Hände zusammengeschlagen. Aber alles das sind Harmlosigkeiten gegenüber den Milliarden, die wir alljährlich durch die Schornsteine ganz zwecklos in die Luft jagen.

Aber noch weiter geht unsere Verschwendung gegenüber der Kohle. Wir verbrennen sie nicht nur mit schlechtem Wärmeeffekt. Wir verbrennen in ihr auch neben dem reinen Kohlenstoff eine Menge wertvoller aromatischer Körper, aus denen unsere moderne chemische Industrie die wertvollsten Farb- und Riechstoffe herstellen kann. Der Geheimrat Rathenau hat kürzlich in einer Denkschrift über die Zukunft der elektrischen Industrie auf diesen Uebelstand aufmerksam gemacht und als idealen sparsamen Zukunftsbetrieb die Riesenkraftstation bezeichnet, die nicht mehr einzelne Flecken und Stadtviertel, sondern ganze Provinzen mit Strom versieht, nun aber auch in der Lage ist, die Betriebskohle vorher zu verkoken und alle jene wertvollen Nebenprodukte zu gewinnen. Auch wenn wir nur betrachten, was heute als Benzol, Naphthalin usw. unnötigerweise in der Kohle unter den Dampfkesseln verbrannt wird, so kommt noch eine ganz stattliche Anzahl von Millionen heraus. Ebenfalls eine Verschwendung, die den Betriebskoëffizienten unserer gesamten Volkswirtschaft ungünstig beeinflußt und diesmal eine Verschwendung, die nicht unbedingt nötig ist.

Sehen wir uns weiter unsere Beleuchtungsmittel an. Man kann die ganze Geschichte der Beleuchtungstechnik eigentlich als einen Kampf um den Wirkungsgrad auffassen. Wir wollen Licht haben, und wir fabrizieren zunächst einmal Wärme. Erst wenn die Wärme einen bestimmten Grad erreicht hat, beginnt auch die Lichtausbeute. Dann aber steigt sie sehr viel schneller als die Wärme. Wir müßten die Temperaturen unserer Lichtquellen verdoppeln und verdreifachen, wenn wir zu erfreulichen Wirkungsgraden gelangen wollten. Aber dann zerpufft und verdampft uns jede irdische Materie unter den Händen, und so führen wir einen verzweifelten Kampf gegen Unwirtschaftlichkeit und Energievergeudung unserer Lichtquellen, einen Kampf, in dem jeder, auch der kleinste Erfolg gewaltige Ersparnisse bedeutet.

Ein Beispiel für viele. Im Jahr 1908 verkauften die Berliner Elektrizitätswerke 40 Millionen Kilowattstunden zum Preis von 40 Pfennig für die Stunde. Allein in Berlin wurde also in jenem Jahr der Betrag von 16 Millionen Mark für elektrisches Licht ausgegeben. Wir können für jenes Jahr unter Berücksichtigung des Umstandes, daß hauptsächlich Kohlenfadenlampen verwendet wurden, einen Verbrauch von 3 Watt für die Kerze annehmen. Dann hatten die Berliner von ihren 40 Millionen Kilowattstunden eine Beleuchtung von 13 Milliarden Kerzenstunden. Man sieht, Berlin ist eine lichthungrige Stadt.

Inzwischen aber haben wir den großen Fortschritt der elektrischen Metallfadenlampe bekommen. Diese Lampen brauchen für die Helligkeit einer Normalkerze nur noch 1 Watt, und so könnte Berlin heute die

gleiche Helligkeit, die es im Jahr 1908 noch 16 Millionen kostete, für etwa 5,3 Millionen Mark haben. Allein hier eine Ersparnis von reichlich 10 Millionen Mark, bzw. früher eine Verschwendung in dieser Höhe.

Wenn ein Dichter technische Dinge behandelt, dann pflegt er sich gewöhnlich einer ganz bestimmten Gruppe von Erscheinungen zuzuwenden. Dann schildert er die gewaltigen Hochöfen, die wie düstere Riesen sich vom Nachthimmel abheben und lodernde, weithin leuchtende Flammenkronen tragen. Dann spricht er von den gigantischen Dampffördermaschinen, die knarrend und knirschend ihre kolossalen Glieder bewegen und bei jedem Kolbenhub donnernd und polternd den verbrauchten Dampf entweichen lassen. Dann gedenkt er auch der Eisenbahnzüge, die das keuchende und fauchende Dampfroß laut tönend dahinschleppt.

Die Technik hat für alle diese Dinge die Bezeichnung: dämonische Erscheinungen geprägt, und sie sieht sie gar nicht gern. Wo sichtbare Feuer lodern, wo es stampft und rasselt und pufft, da geht Arbeit verloren, da wird mit dem kostbaren Gut der Energie Verschwendung getrieben.

Wer heute durch das Eisenrevier fährt, dem leuchten keine Hochofengichten mehr über den Weg. Jene Gase, die früher frei wegbrannten, werden heute zu enormen Kraftgasmaschinen geleitet und nicht nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden zählen die Pferdekräfte, die eine einzige große Zeche dadurch gewinnt. Und wenn wir heute an eine moderne Dampffördermaschine herantreten, so vernehmen wir beim Spiel der tausendpferdigen Maschinen nur ein leichtes Hauchen in den Zylindern, wohl dem Atem eines schlafenden Riesen vergleichbar. Sollte freilich einmal ein Dampfzylinder brechen und die Energie sich gewaltsam der Fessel entreißen, so würden wir staunend sehen, welche enormen Kräfte die menschliche Technik hier nicht nur zur Arbeit, sondern zur stillen und wirtschaftlichen Arbeit zwingt. Die Verschwendung früherer Jahre ist auch hier rationellem Betrieb gewichen, und der Betriebskoëffizient der Zechen ist dadurch recht wohltätig beeinflußt worden.

Wenn der Dichter, dessen wir eben gedachten, die dämonischen Erscheinungen der Technik genugsam gepriesen hat, so wendet er sich wohl wieder der Natur zu und gedenkt der riesigen Fälle amerikanischer und afrikanischer Ströme, die seit Jahrtausenden in unveränderter Majestät zu Tal stürzen. Jenes sinn- und ohrenbetäubende Schauspiel scheint ihm eine der herrlichsten Offenbarungen der Natur zu sein.

Anders der Techniker. Er beschaut beispielsweise die Niagarafälle, und vor seinem geistigen Auge entstehen unterirdische Schächte und große Maschinengebäude. Er sieht Druckturbinen kreisen und Dynamomaschinen rotieren. Und dann nimmt er den Bleistift und beginnt zu rechnen. Gut 7 Millionen Pferdestärken kann der Niagara dauernd hergeben. Eine Pferdekraftstunde ist aber ganz sicher mit einem Reinverdienst von 2 Pfennig zu verkaufen. Ein Jahr hat 365 Tage zu je 24 Stunden, d. h. 8760 Stunden. Die Pferdekraftstunde mit 2 Pfennig Reingewinn berechnet, kann also jede einzelne Pferdestärke des Niagara im Jahr 8760 × 2 Pfennig oder rund 175 Mark bringen. Die 7 Millionen Pferdestärken der Fälle könnten also jährlich eine reine Dividende von 1225 Millionen Mark bringen. Nehmen wir weiter an, daß ein Industriekapital sich mit 6 v. H. verzinsen soll, so bedeuten also die Niagarafälle ein ungenutztes Kapital von reichlich 20 Milliarden Mark, gewiß einen nicht unbeträchtlichen Teil des amerikanischen Volksvermögens, das man hier ungenutzt zins- und ertraglos liegen läßt, um die dämonischen Erscheinungen der gewaltigen Fälle dafür zu haben. Das ist sicherlich eine der kolossalsten Verschwendungen, die wir kennen, aber es ist weiter damit zu rechnen, daß sie nicht mehr lange getrieben werden wird, und es ist wohl auch anzunehmen, daß jenes Kapital von 40 Milliarden, das die Zambesifälle in Rhodesia bedeuten, und jenes andere, kaum geringere der Kongofälle nicht mehr allzu lange brach liegen werden. Denn unser technisches und rechnendes Zeitalter kann solche Verschwendung auf die Dauer nicht dulden und muß ihr Einhalt tun.

Märchen.

Irgendwo in einem Walde war's,
Märchenheimlich klang der Drosselschlag,
Daß ein Schatz hellblonden Frauenhaars
Still und seiden mir am Halse lag.

Daß ein Duft aus unbekanntem Land
An mich rührte wie ein holder Schmerz,
Daß ein Händlein lag in meiner Hand
Und an meiner Brust ein frommes Herz.

Liebe Fee, drei Wünsche laß mich tun!
Reg mir wieder jenen holden Schmerz –
Laß in meiner Hand noch einmal ruhn
Jene Hand, und jenes fromme Herz!

Hermann Hesse.

Am belgischen Seegestade.

Von Max Duntz. — Hierzu 10 photogr. Aufnahmen von Théo de Graeve, Postkartenverlag „Star".

Nicht mehr fern dürfte der Tag sein, da an der belgischen Küste das letzte Stückchen wilden Seegestades verschwunden und der letzte Hauch unberührter Natureinsamkeit verweht sein wird. Unaufhaltsam streckt und dehnt der Kulturpolyp seine Fangarme aus Stein und Mörtel aus und verschlingt die stillen, wehrlosen Dünen. Noch nicht allzulange ist es her, daß für die anspruchsvollen Kinder der großen Welt, in der man sich nicht langweilt, Ostende und Blankenberghe Raum genug boten, und daß die Seligkeit aller Kinderstuben Belgiens über Heyst und Middelkerke nicht herausreichte. Wer, außer einigen Künstlern, kannte La Panne oder Knocke, das liebliche Dörfchen? Heute säumt eine lange Villenkette schon die leuchtende Küste. Mit jedem Frühling erblüht aus der unscheinbaren Knospe eines Häufchens bescheidener Fischerhütten ein neuer Badeort. Knocke und La Panne sind längst von den Engländern und Deutschen entdeckt worden. Saint Idesbald und Nieuport, Lombartzyde, Westende, Wenduyne und Nitkerke und Duinberghe — sie sind alle reif für den Baedeker



Am Strand von Heyst s. Mer.

keit und läutert die alltagsmüde Seele. Nicht viele von den Tausenden, die alljährlich zur Küste strömen, mögen dies Einsamkeitsbedürfnis empfinden; und sie werden es nicht beklagen, daß jüngst feierlich der erste Stein gelegt wurde zu einer neuen Uferstraße, die von Knocke weit hinaus bis zur holländischen Grenze geführt werden soll. An einer kunstvollen, breiten Strandpromenade also werden sich neue Hotels erheben, glänzende Restaurants und Musikpavillons. Die Reihe der koketten Badeörtchen wird sich weiter verlängern, aus denen man Ansichtskarten schreiben wird, wie mir gestern eine zuflog von der Hand einer liebenswürdigen Berlinerin: „Hier haben wir alles weit über Erwarten angenehm gefunden. So einfach und ungeniert. Ich schreibe

geworden. Aber Knocke bildete bislang doch den Endpunkt der steinernen, das Meer besäumenden Digue. Dahinter beginnt die Natur; da ziehen sich noch weithin die goldenen leuchtenden Dünen. In den zierlichen Rispen des gelben Strandhafers raschelt der Seewind, vor dem die stolzen, graugrünen Disteln ihre wie mit Amethystenkronen geschmückten lila Blütenköpfe graziös verneigen. Und die bescheidenen, schlanken Raden vereinen sich mit den unzähligen wilden Stiefmütterchen zu einem zartgetönten Teppich über dem hellschimmernden Sandboden. An heißen Julitagen, wenn das schlummernde blaue Meer, nur leise atmend in sanftem Heben und Senken, sich zusammenschließt mit Himmel und Erde für das Auge des träumenden Schwelgers der Einsamkeit in der weichen Dünenmulde, dann überkommt den sinnenden Geist in dieser feierlichen Stille wohl ein Ahnen der ewigen Unendlich-



In den Dünen.


Fischerhütten am Strand.

ein paar Wochen frei in Luft und Sonne auszurasten. Daß heute überall am Strande, in jedem Fischerdörfchen sich unternehmender Geist regt, und um kleinen Gewinnes willen bescheidenen, nicht nach rauschenden Badefesten und goldstrotzenden Spielsälen, nur nach bescheidenen Strandfreuden verlangenden Kulturinvaliden und ihrem köpfereichen Nachwuchs gastliche Stätten bereitet, das ist ein großer Segen. So groß, daß man nicht murren darf, wenn die Poesie ursprünglicher Naturschönheit vielleicht den Kaufpreis dafür bildet. Es ist


Strand und Digue in Westende.

dies bei den lustigen Walzerklängen eines Orchestrions, des dritten, das heute vor unserm Hotelchen spielt! Kurgäste und Dienstpersonal drehen sich zu diesen verführerischen Rhythmen in zwanglosem Durcheinander auf der Digue!" Ja, der große Pan ist lange tot. — Und die Rosse des Poseidon, die mit flatternd weißen Mähnen zu Zeiten Pans noch über das Meer einherjagten, tanzen jetzt als schäumende Wellen zu dem prosaischen Schmettern des Orchestrions. Das ist der Lauf der Zeiten, ist eine Entwicklung, die dem einzelnen viel Schönes nimmt, dafür aber vielen Gutes bringt. Denn als die heutigen Großväter und Väter noch in Kinderschuhen trippelten, da war es doch nur eine ganz verschwindende Minderzahl begüterter Stadtleute, die es sich gönnen konnte,

wahr, mit den Dünen schwindet ein Teil der Eigenart und des Zaubers der flandrischen Landschaft, die

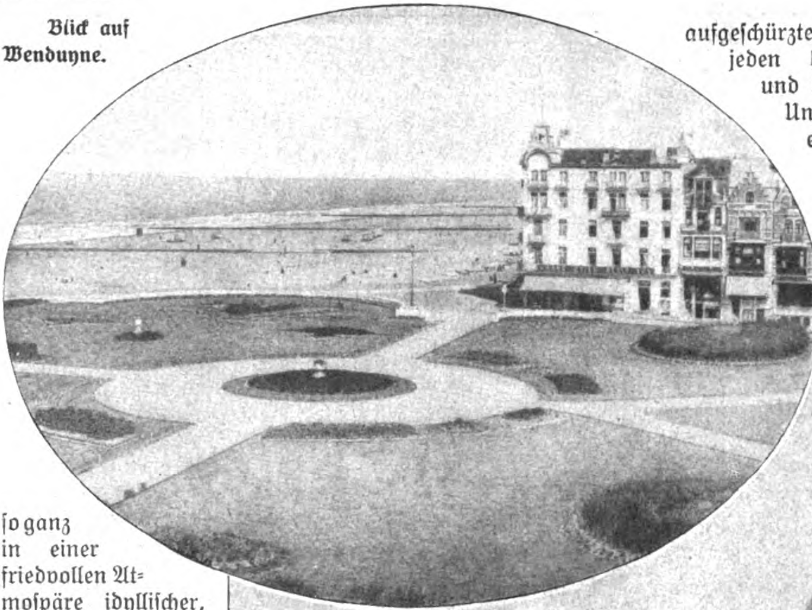

Ein Eselsritt durch die Dünen.



In den Dünen von Wenduyne.



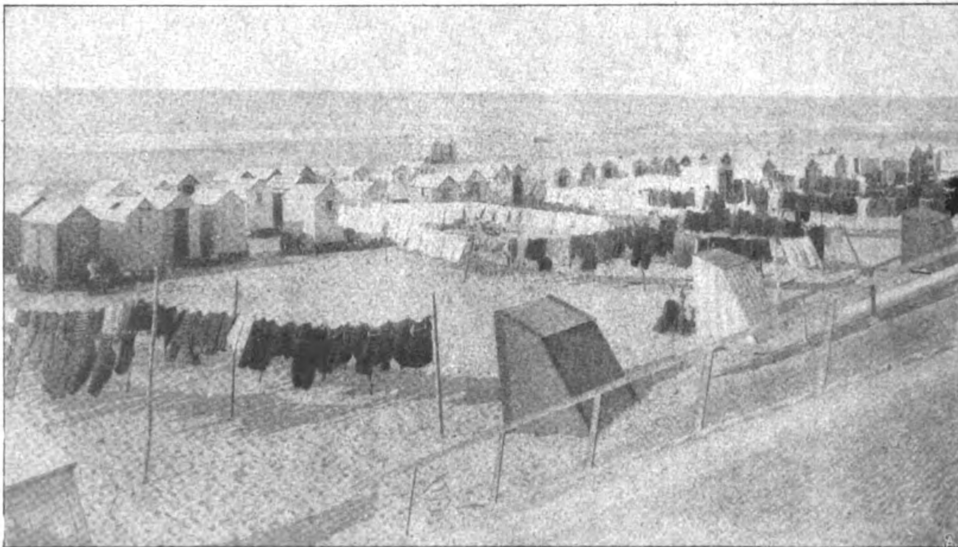
Der Strand von Middelkerke bei Sturm.


Blick auf Wenduyne.

aufgeschürzten Höschen die Wellen abfangend, jeden blanken Muschelfund, jede Qualle und Krevette mit hellem Jubel begrüßen. Und die Kleinen bringen die Großen einander näher; es herrscht überall in den belgischen Seebädern eine lärmlose, gemütliche Verkehrsform, die nicht auf den Rock noch auf den Titel sieht, sondern den Menschen wertet, wie er sich gibt. Auch wer die Ein- oder Zweisamkeit der Geselligkeit vorzieht, findet


Bei flauer Brise.

so ganz in einer friedvollen Atmospäre idyllischer, diskreter Beschaulichkeit ruht. Aber eines ist unzerstörbar: die ewig neue Schönheit des Meeres. Und mit ihr vereinen sich die poetischen Reize des bewegten Strandlebens, die nur ein Misanthrop verkennen könnte. Wie mannigfaltige, kleine Szenen aus dem Kinderleben be-


Blick auf den Strand von Knocke.

doch überall noch ein ruhiges Plätzchen, oft sogar im schattigen Grün kleiner Erlengehölze, wie in Oostdunkerke, in La Panne, Coxyde und Le Coq. Freude an der Natur ist einer der schönsten Züge im flandrischen Volkscharakter. Das bekundet sich seit einigen Jahren in der Begeisterung, mit der ein alter Volksbrauch zu neuem Leben erweckt wurde: die Feier der Baumfeste. Bis in die grauen Vorzeiten des Dru-

reichern da das Skizzenbuch des stillen Beobachters, der das eigene alte Herz verjüngt in Mitfreude an der ungebundenen, zappelnden Lebenslust des Gewimmels lieblicher Menschlein, wie sie mit heiligem Eifer ihre Burgen bauen und Kanäle graben oder, mit

idenkults geht ihr Ursprung zurück. Das nächtliche Aufrichten des Maibaums vor Liebchens Tür wie der Pfingstschmuck der Maien und die prächtige deutsche symbolische Sitte, einen Baum zu pflanzen bei der Geburt eines Kindes, sind die bis in unsere Tage hinüber-

geretteten Reste der uralten Waldverehrung. Auch bei den flandrischen Baumfesten pflanzt man jetzt unter Sang, Tanz und Spiel einige Bäumchen. Die ganze Gemeinde der Fischerdörfchen zieht hinaus an den Festort, wo die Kinder im Blumenschmuck alte Reime singend, im Tanzreigen die Pflanzstätten umkreisen. Und wie den Sprößling in das Erdreich, so pflanzen sie zugleich Sorge und Liebe für sein Gedeihen in ihre jungen Herzen. Kommende Generationen werden es danken, wenn einst auf den Dünen des belgischen Seegestades ein Kranz lieblicher Haine die hübschen belgischen Badeörtchen umschlingt und schützend umrahmt.

Fremde in München.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Idyllisches, zinnengekröntes Salzburg, Mozart-Stadt, Stadt der grauen Stimmungen, Stadt des ewigen Regenwetters, du hast einen Rivalen! Vor zehn Jahren genossest du noch den Vorzug, im Nebenamt auch die unumstrittene Stadt



„Endlich in München."

der Lodenhüte zu sein. Ertönte da in der Reisezeit dein liebliches Glockenspiel, so war der Residenzplatz im Nu in ein wogendes Meer von braunen und grünen Lodenhüten verwandelt. Heute ist das anders. Heute besitzt auch München dieses Hutmonopol. Wenn heute dort über dem Marienplatz die roten Schäffler tanzen und die erzenen Stimmen Peter Candids graziöse Madonna umschallen, dann macht das jeden Tag das Zehnfache von Salzburgs Lodenhüten mobil. Wohin der Blick schweift, überall Lodenhüte. Alte und neue, teure und billige. Lodenhüte mit Spielhahnfedern und solche mit simplen, gefärbten Gansfedern. Lodenhüte mit Adlerfedern und endlich Lodenhüte mit einem schönen, springbrunnenartig aufstrebenden „Gamsbart" darauf. Je nach dem Temperament, und wie es dem Reiz der Erscheinung am besten zustatten kommt. Der Fremde regiert jetzt die Stadt; vom Fremden lebt jetzt die Stadt. Der Fremde ist das einzige große Idol. Einheimische gibt es nur noch wegen des hübschen Dialekts und wegen der vielgepriesenen bayrischen Derbheit. Denn jeder, der von draußen kommt, hat ein Anrecht darauf, hier an dieser großartigsten aller alpinen Pforten die Sprache der geliebten Berge zu hören und sich durch das treuherzige, biedere „Grüaß Gott" und „Beehren S' mi bald wieder" in die schöneren Gefilde edlerer, freierer Menschlichkeit emporheben zu lassen.

Man kann wirklich fragen: Was wäre doch aus der Stadt ohne den Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs geworden? Sie wäre eine Stadt geblieben wie jede andere auch. Mit einer Anzahl Sehenswürdigkeiten, mit wohlgepflegten Bieren und Weißwürsten und den üblichen Kunstschätzen. Heute setzt der Fremde aber



Zwei „Madeln" aus Berlin W.

seinen Fuß auf das Münchner Pflaster und die Schauer des Entzückens verlassen ihn nicht mehr. Jedes Jahr wird ihm etwas Neues, etwas noch Imposanteres gezeigt. Wenn das Münchnerische nicht mehr zieht, zaubert man die gleißende Pracht des Orients um ihn her. Ist schließlich auch Mohammed zu seinen Vätern heimgekehrt, dann probiert man's mit dem Herrscher von Utopien. So ist München die erfindungsreichste Ausstellungsstadt der Welt geworden. Alles dem Einzigen, dem Verhätschelten, dem Fremden zuliebe, der mit dem Pferd, mit dem Auto, mit dem Dampfroß oder per Luftschiff in die Stadt kommt. Ist er erst da, dann ist alles, alles gut. Haben die vielen Ferienzüge erst die Tausende und aber Tausende von Fremden ausgespien, dann steht die Saison in der Blüte. Die Stadt hat jetzt ihr wahres Sommergesicht. In keiner Stadt strahlt die Sonne (wenn sie einmal scheint) heller vom Himmel. In keiner Stadt wird der Tag mit so viel hingebender Behäbigkeit ausgebeutet wie hier. Man genießt hier leichter und froher, weil die ganze Stadt wie in Ferienstimmung getaucht ist. Wo man geht und steht, überall geht und steht auch der selbstbewußte Lodenfremde, hübsch in Grau, Braun oder Grün gekleidet, mit öligen Bergstiefeln an den Füßen, die Damen den berühmten auf- und abknöpfbaren Lodenrock um die Hüften und den imposanten Bergspieß in der Hand. Was Poseidon der Dreizack, was Hermes das Kerykeion, das ist für den Fremden in München der Bergstock. Herrschermerkmal und Wün-


Koffer und Rucksack.


Im Auto bei der Parademusik.


„Auf zum Hofbräu!"



„Kinners, ein feiner Stoff! — Zenzerl, noch a Maß!“

schelrute zugleich. Ihn hat er in der Hand, wenn er im Hotel nach einem Zimmer fragt; mit ihm geht er nach der Pinakothek, um sich den alten Meistern zu präsentieren; ihn trägt er zur stolzen Bavaria hinaus, wenn er durch die Augen der gigantischen Schutzgöttin die Welt besehen will, und mit ihm bevölkert er auch die zahllosen Restaurants und das Hofbräuhaus, um dort die Eigenart der zahmen und der kochenden bayerischen Volksseele auf sich wirken zu lassen. — Heiliger Loderich! Hast du je geahnt, als du den ersten Menschen mit deinem — bei deiner Treue sei's beschworen! — dem Regen stets Widerstand bietenden „wasserdichten Stoff“ bekleidetest, daß dir die Menschheit noch solche Triumphe bereiten würde? Es hat dir sicher niemand vorausgesagt, daß einst jeder gute Deutsche seinen Lodenrock besitzen, und daß dir einst das Vorrecht zufallen würde, sogar bei den Festspielen im Prinzregententheater und im Residenztheater in auserlesenen Exemplaren zwischen Fräcken vertreten zu sein. Welch eine Huldigung vor der Unentbehrlichkeit und Brauchbarkeit deiner gesegneten Produkte! Und das alles für München! Denn glaubt mir's, ein



Der Bergstock ruht: Promenade auf dem Marienplatz.



Vor der Kunstuhr des Rathauses: „Gleich wird's schlagen".

Und mögen wir dort wie in unserer zweiten Heimat verkehren, immer befällt uns wieder die gleiche eigenartige Rührung, wenn auf der Fahrt über die oberbayerische Hochebene plötzlich in der Ferne die Frauentürme auftauchen und wir dann bald darauf in dem von kühler Gebirgsluft gläsern überhauchtem Münchner Straßenbild die schönen blauen Trambahnwagen wiedersehen. Die schönen, mit echt bayerischem Donnergepolter über das Pflaster fegenden blauen Trambahnwagen! Und die „vülle" Kunst und — die lieben, leichtfüßigen, bierspendenden Mädels, das Annerl, das Liserl und die „Urschi". . . . Wenn ihr wüßtet, was das bedeutet!

Lodenkostüm besitzt erst die richtige Weihe, wenn es in der frischen Münchner Luft und im soliden Münchner Regen spazieren geführt ist. Und trotzdem hat München nicht nötig, etwa nach dem Vorbild verschiedener Universitäten jedem tausendsten Besucher ein Andenken zu überreichen, obgleich es sicher mit Beifall begrüßt werden würde (und die Idee sei hiermit für den obengenannten V. z. H. d. F. hier freigegeben), wenn man so in Etappen je einen schönen Maßkrug verteilte mit der gewinnenden Aufschrift HB („Hoch Bayern"). Nach München kommt jeder von selbst, sowieso, ob er sich nun in Timbuktu oder im Grunewald den Rucksack packt.



Old England im Hofbräu.

Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Roman von

Ida Boy-Ed.

15. Fortsetzung.

Draußen fand Emmich den Geheimrat allein. Der andere Mann war gegangen. Gottlob.

Er setzte sich schwerfällig an den Tisch und stemmte die Ellbogen darauf. Die gefalteten Hände gegen die Stirn drückend, schwieg er finster.

Nach einer ganzen Weile erst fragte der Geheimrat sanft: „Sie war wohl sehr erschüttert?"

Da ließ Emmich die Hände sinken und sprach: „Nun versteh ich alles, was du im Wagen sagtest. Nein, da ist wohl keine Hoffnung mehr, das ist das Ende."

„Ich wundere mich, daß es noch lebt. Ich dachte diese Nacht. . . ."

Er erhob sich.

„Ich will zu ihr gehen."

Aber er ging doch nicht.

„Verzeih mir, Emmich — aber dein Ton Gamberg gegenüber war fast gefährlich — an der Grenze dessen, was ein Mann sich bieten lassen darf. Eine Nuance Kälte mehr, nur eine Kleinigkeit, und ein Konflikt zwischen ihm und dir mußte unvermeidlich werden, mußte kommen."

„Du hast recht — ja — sehr recht," gab er nervös und hastig zu, „alles ist ja nur Vermutung — ich muß vermeiden, ihn zu reizen — das hieße Malte schlecht dienen — ob sie seine Frau bleibt, ob nicht — nur keine Zwischenfälle, die zu Nachfragen und Ausdeutungen Anlaß geben...."

„Und dann — wie hast du dir den Tag gedacht?" Der Geheimrat legte ganz sacht seine Hand auf Emmichs Schulter. Es waren allerlei versteckte Bitten in dieser Bewegung. Das fühlte er wohl.

„Du weißt ja..." sagte er mutlos, „du weißt ja — was soll ich bei Renate? Aus ihrem Mund noch einmal hören, was sie mir so oft geschrieben hat? Sie glaubt nicht mehr an die Zukunft — was ist da noch zu wollen."

„Und dann," fuhr er energischer fort, „dann hab ich heute auch kein Recht an mich selbst — ich wage mich nicht fort — keinen Schritt — dies sterbende Kind — und diese Frau, die mir zu allem fähig scheint.... Ich komm mir verantwortlich vor, vor einem, der am andern Ende der Welt sitzt — — Nein, laß mich...."

Der ältere Mann ging still ins Haus. Er dachte: ich muß meiner Tochter sagen, sieh zu, daß du ihn dir noch einmal eroberst.... Und weiter dachte er: vielleicht macht diese Notwendigkeit sie fest und klar.... Und wenn nicht — nun, dann müssen sie lieber auseinandergehen.

Der Gedanke an all den Schmerz und all den Lärm, die die Aufhebung eines Verlöbnisses begleiten, tat ihm doch sehr weh. Aber er fühlte: Emmich hat recht. Als Mann begriff er den Mann. Unsicherheiten in der Ehe wirken immer zerstörend auf den Beruf hinüber. Wenn Renate sich nicht die feste Haltung zutraute, die das Leben von ihr fordern konnte, dann war es besser, sie schieden. Der Vater in ihm stritt indes gegen den verstehenden Mann. Es handelte sich doch eben um seine einzige Tochter, seinen Sonnenstrahl, seinen Liebling. Er wollte nicht daran glauben, daß sie irgendwie und -wo versagte.

Während er treppan stieg, grübelte er noch darüber nach, wie merkwürdig alle Eltern ihre Kinder überschätzten; wie man die Unfertigkeit seines Kindes nur nach hartem Kampf zugesteht, während man eigene Unzulänglichkeiten oft mit Humor und Freimut zugibt.

Er beschloß: ich will mit Renate reden.

Und dabei hatte er ein Gefühl, als wolle er ein Komplott mit ihr schmieden, unter dem Gedanken, wie fangen wir diesen prachtvollen Mann wieder ganz fest ein.

Darüber mußte er nun leise in sich hineinlächeln. Ja, was das Leben so aus einem macht! Einen großen Namen hat man. Allerlei geleistet hat man. Und ist doch seiner Nachkommenschaft gegenüber auf keinem höheren Niveau, als daß man sich in einer zerfahrenen Liebesgeschichte einfach zum Spießgesellen eines jungen Mädels macht.... Weil man es nicht erträgt, sie weinen zu sehen.... Das ist es... Und er mokierte sich über sich selbst.

Draußen unter der Tanne saß Emmich. Er empfand die feierliche und glitzernde Ruhe, in der die weite Landschaft vor ihm lag, mehr als schmerzlichen Widerspruch denn als Wohltat. Der hohe, breite Tannenwipfel über seinem Haupt stand unbewegt, ganz wie von Sonnenlicht durchstäubt, das die Nadeln fast blau erscheinen ließ.

Er dachte: Nun ist sein Glück zu Ende....

Denn es war ihm Gewißheit: das Kind stirbt; und wenn das Kind dahin ist, ist es auch die Ehe....

Armer Freund!

Und an Renate dachte er, ganz voll Trauer und Entsagung. Durch das Unglück, das er hier vorgefunden hatte, schien ihm sein eigenes Schicksal besiegelter. Es drückte seine Stimmung ganz herab.

Vielleicht rächten sich auch die Strapazen der letzten Wochen, auf die er noch diese lange, hastige Reise gesetzt. Er konnte selbst kaum mehr nachrechnen, seit wieviel Nächten er nicht eigentlich mehr geschlafen hatte. Er fühlte sich ganz zerschlagen. In so dumpfem Hinbrüten saß er, daß es ihm entging, wie lange der Geheimrat fortblieb.

Er vernahm das Aufwiehern eines Pferdes. Das zerschnitt förmlich die Stille. Schritte klangen wieder auf den Wegen des Gartens. Da war allerlei Bewegung.

Aber es deuchte ihn nicht der Mühe wert, sich danach umzudrehen.

Und endlich kam Gervasius zurück. Er erzählte: gerade seien die Ärzte dagewesen, er habe während ihrer Anwesenheit auch bleiben und sie an den Wagen geleiten müssen.

„Nun — und?"

„Sie meinen, das Kind könne vielleicht noch den Tag, gewiß nicht die Nacht überleben."

Emmich schwieg.

In dem gutmütigen und für allen Jammer des Lebens so empfindlichen Herzen des Geheimrats war ein Kampf.

Es wurde ihm schwer, aus der Nähe der Frau zu gehen, die sich eben mit ihren Händen förmlich an seine Hand geklammert hatte. Er fühlte wohl, es war ihr ein wenig Trost, ihn zu sehen. Vermutlich nur um des zufälligen Umstandes willen, daß er Arzt war — daß sein Gebiet ein total anderes sei, kam ihr vielleicht gar nicht zum klaren Bewußtsein.

Aber da oben saß sein liebes, junges Kind, und da war auch seine Frau — zwei Herzen, die in Spannung und Ängsten lebten — die schon mit tausend Fragen auf ihn warteten. Und denen er sehr ernste Dinge zu sagen hatte.

Er sprach aus seinen schweren Bedenken heraus: „Sie gefällt mir nicht — gar nicht gefällt sie mir, die junge Frau — leidenschaftlich, wie sie ist — und ganz mürbe — man könnte ihr wohl eine Verzweiflungstat zutrauen...."

Emmich sah ihn groß, mit offenem Mund an.

Hin und her dachte der Geheimrat.

„Wenn du mir auch telephonieren würdest, sobald die Lage sich hier verändert — es dauerte doch zwei Stunden, bis wir unten sein könnten... wir müßten lieber für einige Tage ins hiesige Hotel übersiedeln.... Um ihr nahe zu sein — ja, das müßten wir...."

Er sagt immer „wir", dachte Emmich unruhig.

„Ja, es wäre das beste. Ich fahre jetzt hinauf und bereite das vor.... Gegen Abend komme ich wieder."

Merkwürdigerweise war er ganz umständlich — sprach mehr als nötig über jede kleine Nebensache — konnte gar kein Ende finden.

Emmich mußte zuletzt wohl spüren: ein weiches Wort wurde von ihm erwartet, ein Gruß vielleicht.... Aber er sagte nichts. Er konnte nichts finden — sein Herz schwieg, es schwiegen seine Gedanken.

Er war nur unaussprechlich traurig. So herabgestimmt, körperlich und seelisch, wie er sich in seinem ganzen Leben noch nicht gefühlt hatte.

Und endlich mußte der Geheimrat sich verabschieden. Förmlich gebeugt ging er davon.

Emmich suchte sein Zimmer auf und warf sich auf sein Bett.

Vielleicht schlief er ein paar Stunden. Jedenfalls fuhr er erschreckt in die Höhe, als man zum Essen rief. Aus Rücksicht auf das kranke Kind schlug man nicht den Gong.

Emmich trat, ehe er hinabging, wieder bei der jungen Frau ein.

Es war das gleiche Bild wie am Morgen. Nur schien ihm, daß die Aufregung einer unnatürlichen Gefaßtheit gewichen sei.

Ob seine Gegenwart ihr Wohltat oder Qual sei, konnte er nicht erkennen.

Ihr Blick war so leer. Als sähe sie ihn gar nicht wirklich.

Der Tag schlich mit einer Langsamkeit hin, die Emmich unerträglich wurde.

Ihm schien, als sei er plötzlich aus dem Getriebe des Lebens ausgeschaltet.

Die Ansprüche des Dienstes hatten jäh aufgehört. Ein paar Wochen lang war er von ihnen durch die Tage und oft genug auch noch durch die Nächte gepeitscht worden, als sei ein Mensch ein unermüdbares und unerschöpfbares Gebilde aus Maschinenteilen und nicht aus Nerven und Blut.

Die Ansprüche seiner Braut an ihn hatten plötzlich ein Ende gefunden....

Er fand nicht den Mut, ihr zu schreiben. —

Sie wiederum konnte ihm kein Zeichen mehr geben. —

Er hatte ja ihren letzten Brief nicht mehr beantwortet....

Zeit und Gelegenheit hatten gefehlt? O nein — man kann einen Gruß, ein verheißendes Wort telegraphieren. Und das wußte sie ja wohl. Und er schwieg....

Nun schlich der Tag. Und hatte keinen, aber auch gar keinen Inhalt als das unbestimmte Gefühl eines völligen Zerfalls aller bisherigen Lebensreize.

Zweimal sah Emmich den Diener des Herrn von Gamberg in den Garten kommen und ins Haus treten. Sollte sich wohl nach dem Kind umhören....

Er hatte eine flüchtige Regung, fast von Dankbarkeit, daß Herr von Gamberg nicht selbst kam — ihm jede Begegnung ersparte.

Ja, alles, was dieser Mann tat und ließ, war von der bedachtsamsten Vorsicht bestimmt, das war deutlich.

Das hatte etwas Entwaffnendes. Respekt sprach daraus. Vor dem fernen Gatten der Frau, vor der Frau selbst. Vielleicht auch ein Stolz, der keinen Flecken auf der Ehre duldet....

Über diese Gedanken hin kam Emmich zu einer Aufwallung des Verständnisses.

Was mochte dieser Mann wohl leiden!

Dem war es ganz gewiß nicht leicht, sich mit einer unbezwinglichen Leidenschaft einzurichten und abzufinden.

Das wird es keinem, dachte Emmich, und er — er hat doch offenbar alle Hoffnung, sein Ziel zu erreichen — wär er sonst hier?...

Er wagte nicht den kürzesten Spaziergang. Zum Lesen fehlte ihm jede Sammlung. Das Mitleid mit Jutta vermengte sich auf das unentwirrbarste mit der Unruhe um sein eigenes Geschick.

Wenn er noch wenigstens die praktischen Anforderungen hätte überdenken können, die die Lage an ihn stellen würde. Wie war denn die Lage?

Er vertrat hier den fernen Freund und Kameraden.

Aber wenn die Frau ihm nun sagte: Dein Freund ist nicht mehr mein Gatte — — ich löse mich von ihm los?

Dann blieb ihm nichts, als sich schweigend zurückzuziehen. Dann hatte er nicht mehr das Recht, ihr beizustehen. Er durfte ihr nicht einmal helfen, ihr Kind zu begraben....

Aber noch lebte es.... Er fand sich plötzlich roh, daß er es in seinen Gedanken gleichsam begrub. So eilig macht das spannungsvolle Warten auf den Tod die Phantasie, dachte er.

Von Unruhe befallen, ging er wieder einmal hinauf. Jutta hatte sich, so schien ihm, daran gewöhnt, ihn in kurzen Zwischenräumen eintreten zu sehen. Immer fand er sie neben dem Kind sitzen, mit seltsam ausdruckslosen, erschöpften Zügen, unbeweglich. Sie gab auch keine Auskunft, sie überließ es ihm selbst, sich durch Beobachtung davon zu überzeugen: keinerlei Veränderung sei eingetreten.

Manchmal war die sommersprossige Martha im Zimmer, mit irgendeiner Hantierung beschäftigt wie jemand, der seine vollkommene Überflüssigkeit durch Beflissenheit verstecken will. Und ihre scheuen, kummertrüben und ergebenen Blicke hingen an ihrer Herrin, die nichts von ihrer Gegenwart zu bemerken schien.

Als Emmich jetzt zum vierten- oder fünftenmal seit Mittag hereinkam, fand er, daß sich das Bild der starren Wacht aufgelöst hatte.

Die Fenster standen weit geöffnet. Auf das eine traf noch die Abendsonne, die jeden Tag um diese Zeit die Hausfront schräg in ein belichtetes und ein verschattetes Dreieck abteilte.

Die Zimmerwand zur Rechten war vom warmen Glanz des Sonnengoldes fast völlig bestrichen. Es übersprühte auch den dunkel lackierten Kinderwagen und setzte blanke Punkte und Flächen auf seine Räder und seine Wände. Die Kissen in ihm lagen leer.

Hin und her ging die junge Frau und trug in ihren

Armen, auf weißen, in unregelmäßigen Enden und Zipfeln herabhängenden Tüchern, das Kind.

Und sie sang. Ganz leise nur. Ein Schlummerlied von einfachen, rührenden Worten.

Emmich trat heran.

Einen Moment stand sie still, blieb mit dem Oberkörper in wiegender Bewegung, ihr Gesang wurde zum bloßen Summen, und sie gönnte ihm einen Blick auf das Kind.

In ihren Augen war mehr Leben. Unsicherheit. Und doch auch Licht.

Er wußte nicht, wie das zu verstehen war. Vielleicht so: die Unruhe, in die das Kind aus fast schon totenähnlicher Schwäche verfallen war, mochte ihr als ernstes Anzeichen wieder beginnender Kräfte erscheinen ... aber sie wußte nicht, ob sie wagen dürfe, daran zu glauben ... ob es nicht etwas anderes bedeute....

Und weil es mühsam atmete — und von unbewußter Angst bedrängt schien, nahm sie es, trug es umher und sang....

Als Emmich in das kleine Gesicht sah, wußte er: die Stunde war da....

Bärtige Männer mit braunen Gesichtern, deren Haut grob und rauh war von der See, hatte er im Todeskampf gesehen. Und dies war ein ganz kleines Kind, dessen Verstand noch nicht mit bewußter Tätigkeit die Erscheinungen der Welt erfaßt hatte.

Und dennoch — dennoch — da war eine Ähnlichkeit. Da war jener Zug strenger Bitterkeit, den nur die haben, die vor der letzten Not stehen....

Die wandernde Frau ließ ihm nur den einen, raschen Blick, als solle auch er sehen: es geht besser — besser....

Er setzte sich an das Fenster, das leerer schien als das andere, weil keine Strahlenbündel hereinkamen.

Was ist dies für eine Stunde! dachte er. Hier stirbt ein Kind, und ihm, dem es stirbt, dem hat es eigentlich nie gelebt. Und hier ist eine Frau, die vielleicht nach dem letzten Atemzug des Kindes von dem Mann fortgeht, dem sie es geboren hat.... Ist es nicht, als wäre dies ganze Stück Leben nur ein Traum für ihn gewesen? Wie ging er? Aus einem lachenden jungen Haus, darin Glück war und Hoffnung. Wie kommt er heim? In eine Leerheit — alles aufgelöst — zerstoben — ja nur ein Traum war alles.... Seemannslos — hartes Seemannslos...."

Er dachte an Renate. Und in einer beinah eisernen Entschlossenheit sagten seine Gedanken: nein, wenn sie keine Barmherzigkeit und keine Kraft und keine Größe hat, will ich verzichten....

Summend floß der einwiegende Gesang durch den Raum ... immerfort....

Und die leichten Schritte bekamen durch ihre Unaufhörlichkeit schon etwas Schreckliches ... wie das rastlose Wandern des Unglücks....

Der röchelnde Atem des Kindes war schwächer — es übertönte nicht mehr den leisen Sang....

Und der Kopf der Mutter neigte sich ein wenig mit beruhigterem Ausdruck — als wähne sie, dem Kind Schlummer zu ersingen, und sei darüber glücklich.

In Emmich wurde der dringliche Wunsch stark: Wenn doch Papa Gervasius käme. Er hatte gesagt: gegen Abend.

Hin und her ging die Frau und sang.

Und nun schien es dem Mann, der hier auf trübseligem Wachtposten saß, als sei das Kind ganz seltsam stumm und still —

In jener unerklärlichen Stille, die sich von aller andern unterscheidet, weil sie sich niemals mehr zur Bewegung umwandeln kann.... Eine Stille, deren unheimliche Art der Verstehende spürt — die er in einer Aufwallung des Entsetzens ahnt. Emmich erhob sich.

Oben der ausgezerrte Lichtkegel losch fort — wie ein Aufzucken von etwas Körperlichem war es — dieser jähe völlige Schatten im Raum....

Jutta erschrak. Sie hatte den raschen Vorgang nicht gesehen — spürte nur eine Veränderung ... stand ... sah wie erwachend Emmich an....

Er trat heran. Sein Mund war ihm trocken vor Aufregung. Ganz zart sagte er: „Wollen wir das Kind nicht hinlegen...." Sie ließ es sich fortnehmen ... als sei sie plötzlich wie gelähmt, ganz willenlos ... stand wie träumend — oder wartend....

Und sah, mit welcher andächtigen Vorsicht die Männerhände das Kind auf die Kissen legten.... Männerhände verstehen es sonst nicht, weiche, warme Glieder so sicher zu heben und zu tragen ... so hart und schwer sinkt kein weicher, warmer, kleiner Körper in die Kissen.

Mit einem Schritt war sie schon zugleich neben ihm. Zerrte ihn am Arm fort.... Stand und sah mit weit aufgerissenen Augen.... Betrachtete wie irr das Kind. Und fiel mit einem Schrei in die Knie....

„Sein Kind," schrie sie, „sein Kind.... Sein Kind ..." immerfort. „S e i n K i n d." Sie wollte es wieder herauszerren — es in ihre Arme nehmen....

„Es schläft!" sprach Emmich feierlich.

Er legte die Hand über die Augen....

Eine unaussprechliche Erschütterung ging durch ihn hin....

Am Boden lag die junge Mutter und weinte ... krampfhafte Zuckungen zitterten durch ihren Körper — schwer lag ihr Haupt in ihren verschränkten Armen....

Emmich bückte sich, um sie aufzurichten.

Auf einmal waren helfende Hände da: die treue Martha in Tränenfluten. Und gefaßt und voll stiller Sicherheit der Geheimrat.

Sie trugen Jutta nach nebenan, auf ihr Bett.... Ihre krampfartigen Bewegungen ließen nach ... es schien, als sei sie ohnmächtig.

Aber es schien nur so ... denn plötzlich fuhr sie in die Höh: „Sein Kind!" rief sie, „sein Kind."

Der Geheimrat winkte Emmich, daß er fortgehen solle.

Da war ein Frauenarzt — da war eine treue Dienerin —

Er fühlte wohl: das sind die zuständigen Helferhände. Was sollte seine unerfahrene Männerhand da leisten....

Er trat noch einmal in das Zimmer nebenan.

Dämmerung erfüllte es, traurig und beredt zugleich.

Ja, nun war die Sonne ganz untergegangen — —

Armer Freund —

Vielleicht in diesem selben Augenblick dachte er in stolzer Glückseligkeit an Frau und Kind.... Und ahnte nicht, wie bettelarm diese Stunde ihn gemacht....

In den Kissen lag der kleine, erkaltende Körper.

Schlaf in Gott, kleiner Engel, sagten seine Gedanken.

Er ging hinaus....

Da war Licht im Haus... im Korridor und auf den Treppen brannte es und verkündete, daß der Alltag seine Ordnung beibehalten, und daß man keine besondere Notiz davon nehme, wenn der Tod durchs Haus husche.

Er fürchtete sich vor Begegnungen und vor all den Fragen, die plump und laut und so aufdringlich dem Verhauchen eines letzten Seufzers immer zu folgen pflegen.

Er ging in den Garten.

In Emmichs Ohr lag noch immer der Nachhall jener Worte, die die junge Mutter, einer Besessenen gleich, ausgerufen: „Sein Kind — sein Kind — — Und nur dies — und immer wieder dies...."

War das Reue?

Wie konnte man diesen Schrei deuten?

„S e i n Kind...."

Emmich erinnerte sich an all die bitteren, überreizten Reden, in denen sie gesagt: „M e i n Kind...."

Ich muß es ihn wissen lassen, dachte er, jawohl — schreiben — oder depeschieren — ja, das... ein Vater muß es doch wissen, wenn sein Kind — — daß er nun kein Kind mehr hat.... (Fortsetzung folgt.)



Als Zar Ferdinand von Bulgarien mit seiner Gemahlin vor einem Monat der französischen Republik seine offizielle Antrittsvisite abstattete, da galt es für den Meister des republikanischen Protokolls, Monsieur Mollard, dessen schwierige Aufgabe es ist, das Tagesprogramm der königlichen Besucher festzulegen, für seine bulgarischen Gäste einige besondere Anziehungspunkte zu finden. Es war Juni; die Rosen blühten in den Gärten. Was schien natürlicher, als der liebenswürdige Gedanke, zwischen die Besuche der Pariser Kunstschätze und die Fahrt nach dem Lager von Châlons, eine Morgenspazierfahrt nach dem weißen Schlößchen Bagatelle draußen im grünenden Bois de Boulogne einzulegen? Denn das Schloß Bagatelle, das sein Entstehen einer Zufallslaune des Grafen von Artois dankt, ist heute zur Rosenzeit der Wallfahrtsort aller Blumenfreunde. Freilich mußte Monsieur Mollard sich sagen, daß seine Gäste vermutlich verwöhnte Kenner auf diesem Gebiet sein würden. Man mußte seiner Sache sicher sein. Monsieur Mollard hätte zweifellos sich vergnügt zu einem glänzenden Erfolg seines freundlichen Einfalls beglückwünschen können, hätte sich nicht der Himmel ein boshaftes Vergnügen daraus gemacht, alle Schleusen aufzuziehen. Dergestalt fiel der Königsbesuch im Rosengarten von Bagatelle leider etwas summarisch aus; aber gleichwohl schieden die gekrönten Gäste nicht ohne einen lebhaften Eindruck von dieser Stätte der Anmut und Schönheit. Einige Prachtexemplare von Rosen wurden der Königin Eleonore überreicht. Der mit kundiger Hand die Röslein brach, war ein würdiger Herr, dessen Name den Gärtnern innerhalb und außerhalb Frankreichs wohl bekannt ist, der Rosenzüchter Gravereaux, eine europäische Autorität in seinem Fach. Sein Ehrgeiz ist, Frankreichs ruhmvolle Ueberlieferungen auf einem besondern Gebiet der Gartenkunst, der Rosenkultur, lebendig zu erhalten, und wer einmal das Rosenparadies von L'Hay, draußen im Süden von Paris, gesehen hat, wird bekennen müssen, daß die züchterische Lebensarbeit von Gravereaux ihr Ziel nicht verfehlt hat. —

Von der Station des Luxembourg aus führt die Kleinbahn nach dem Tal der Bièvre, dem munteren


Ein blühender Stock „William C. Egan"-Rosen.

Flüßchen, das sich bei Paris schamhaft in unterirdische Kanäle verkriecht. Da draußen ist Fontenay-aux-Roses, der entzückende Villenort. Etwas weiter — dann hält der Zug in Robinson-Sceaux, dem vergnüglichen Ausflugziel der Pariser kleinen Leute, die an Sommersonntagen scharenweise da hinauspilgern.

Wenige Kilometer abseits von dieser großen Heerstraße der vielen Vergnügungspilger liegt auf grünender Höhe


Mit „René Andrè"-Rosen geschmücktes Bassin.


Eine Rabatte von weißen „Frau Karl Druschki"-Rosen.



Wie die Rosen geschwefelt werden.

das Rosenparadies L'Hay. Der laue Sommerwind trägt die köstlichen Düfte schon weithin dem Wanderer entgegen. Schier berauscht von dem Duft schreitet der Laie mitten durch die Blumenpracht, während der Kenner sich nur schwer von all den seltenen Exemplaren losreißen kann. Nicht weniger als 7000 Arten hat züchterische Kunst in dem Rosengarten von L'Hay zur üppigen Blüte gebracht.

Neben den klassischen Formen der Gloire de Dijon mit ihrem rötlichgelben Atlaston, der La-France-Rosen mit ihrem zarten Rosa, der gelben Maréchal Niel, der Kletterrose Crimson Rambler — entdeckt der Fachmann eine Unzahl kostbarer Kreuzungen, die das Ergebnis raffinierter Züchtungsbestrebungen sind. Das Ergebnis dieser Bemühungen sind künstlerisch entzückende Bilder: hier lange, dunkle Laubengänge, gänzlich von blühenden Kletterrosen übersponnen, dort Blumenbogen, Tore mit Pylonen, dann wieder tiefe Durchblicke von zauberhafter Wirkung.

Den Stolz des Züchters Gravereaux aber bildet seine einzigartige Sammlung exotischer wilder Rosen; nicht weniger als 850 Exemplare verschiedener Art aus allen fünf Weltteilen zählt der Garten von L'Hay, während der nächstgrößte, der Rosengarten von München, nur 300 aufzuweisen vermag.

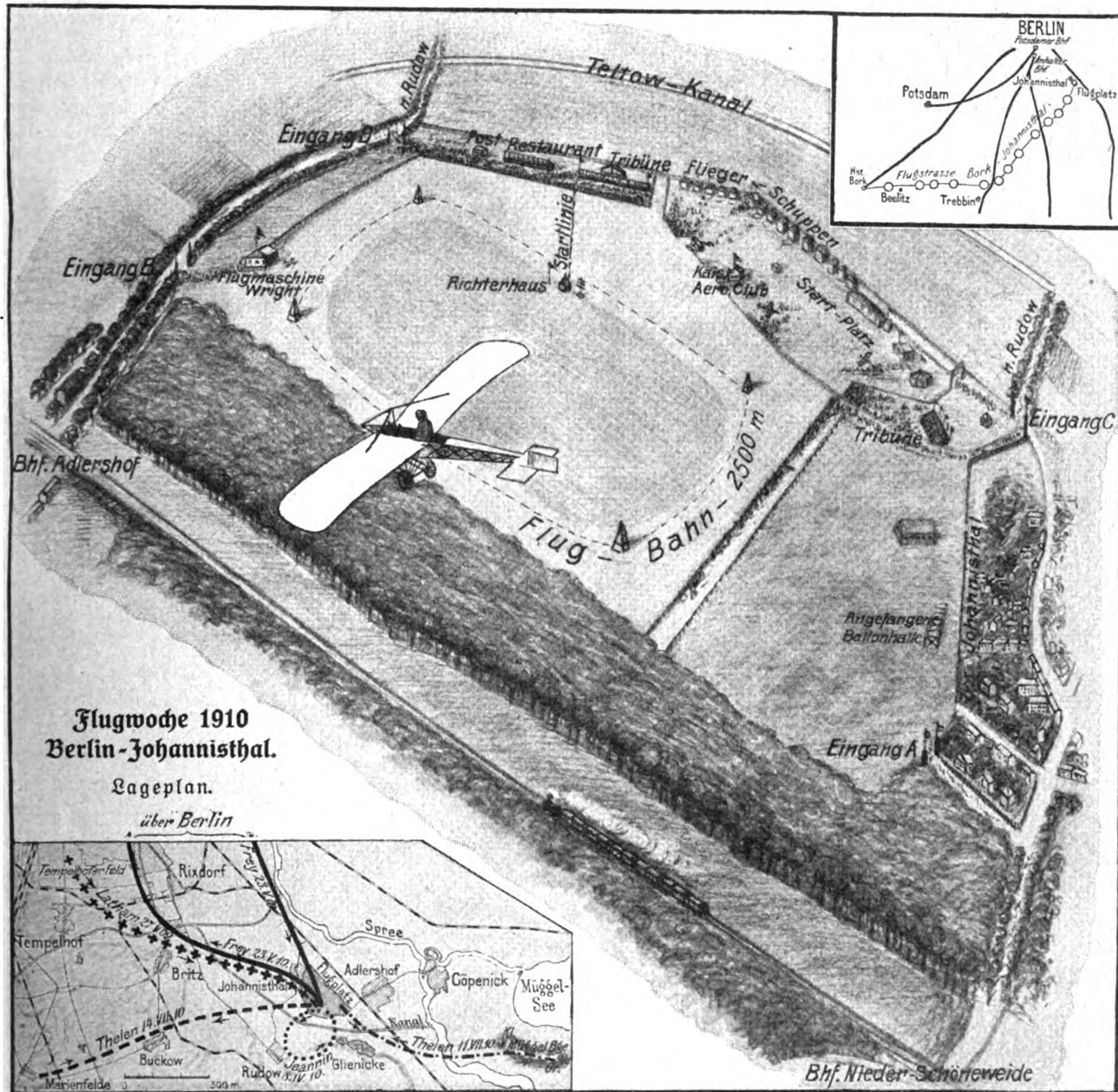
Einen berufeneren Führer durch die Rosenpracht von Schloß Bagatelle als M. Gravereaux konnten sich die bulgarischen Souveräne also nicht wünschen. Des trefflichen Züchters Mitwirkung ist auch zum größten Teil das Zustandekommen jener Abteilung zu danken, die den „Clou" der diesjährigen Blumenausstellung am Cours-la-Reine bildete: eine Retrospektivausstellung, die der Geschichte der Rose gewidmet war; den reizvollen Gedanken ganz zu erschöpfen, war natürlich nicht möglich. Allein die Besucher erhielten doch ein Bild von dem Reichtum, der unendlichen Mannigfaltigkeit des Geschlechts der Rose, die durch die Jahrhunderte hindurch in der Geschichte der europäischen und asiatischen Völker sich siegreich als Königin der Blumen behauptet hat und deren Kultur sich in den schönsten Schöpfungen abend- und morgenländischer Literatur widerspiegelt.



Schutzdächer für besonders empfindliche Stöcke.

Die Flugwoche.

Die erste „Deutsche Nationale Flugwoche" findet vom 7. bis 13. August auf dem im Osten Berlins bei Johannisthal gelegenen Flugplatz statt. Die Erfahrungen aller bisherigen Veranstaltungen haben ergeben, daß Flugmaschinenwettflüge keine derartige Anziehungskraft ausüben können, wie alle diejenigen sportlichen Veranstaltungen, bei denen die Zuschauer selbst den jeweiligen Kampf beobachten und damit in die bei Schaulust immer gewollte Erregung kommen können. Wettflüge haben bislang den Unternehmern nur erhebliche Kosten gemacht, ohne daß es gelungen wäre, das Geld auch nur teilweise durch Eintrittsgelder wieder einzubringen; der Flugplatz zu Juvisy bei Paris hat sogar seine Zahlungsverbindlichkeiten kürzlich einstellen müssen, und die letzte Reimser Flugwoche hat mit einem mehrere Hunderttausende betragenden Defizit abgeschlossen. Es ist eben noch nicht möglich, sämtliche Teilnehmer eines Wettfliegens in einer Linie aufzustellen und nun zu einer Schnelligkeitskonkurrenz, einem Dauer- oder Höhenflug, gleichzeitig in die Lüfte zu schicken. Aus diesen Gründen wird man bei der kommenden Flugwoche gar nicht darauf rechnen, eine unendliche Zahl von Zuschauern heranziehen zu können, die dann bei windigem Wetter, wenn nicht geflogen wird, lautlärmend ihre Unzufriedenheit zu erkennen geben, sondern man betrachtet die Wettbewerbe als das, was sie in Wirklichkeit sein sollen, nämlich als eine Prüfung des Materials und seiner Führer. Durch die



Flugwoche 1910 Berlin-Johannisthal. Lageplan.

Konkurrenz sollen die Fabrikanten angespornt werden, ihr Bestes zu leisten und immer weitere Verbesserungen des Materials zu ersinnen.

In einem wesentlichen Punkt weicht die „Deutsche Nationale Flugwoche“ von allen bisherigen Veranstaltungen ab: Die Flüge sollen jeweils erst um 5 Uhr beginnen, weil man gar nicht erst darauf rechnen will, daß die Führer ihre Maschinen in den ersten Nachmittagstunden, wo bei uns bekanntlich das Maximum der Windgeschwindigkeit herrscht, in die Lüfte bringen.

Ferner hat es die veranstaltende Flug- und Sportplatzgesellschaft grundsätzlich abgelehnt, diesmal irgendwelche Garantiesummen für die Führer zu versprechen. Nachdem die Festsetzungen für die einzelnen Wettbewerbe verschickt waren, hatten sich zwar schon Führer gemeldet, die ihr Kommen von der Zusicherung einer bestimmten Summe abhängig machen wollten, aber diese Gesuche sind abgelehnt worden. Wer nunmehr bei den kommenden Bewerbungen Preise gewinnen will, muß wirklich sein Bestes daransetzen und seine höchsten Leistungen entfalten.

Man hat bei dieser nur für Deutsche vorgesehenen Flugwoche von der Bestimmung abgesehen, daß nur auf deutschen Maschinen geflogen werden darf. Es ist hinlänglich bekannt, daß wir nur wenig Aeroplane rein deutscher Herkunft besitzen, mehr oder weniger lehnen sich alle Konstruktionen an fremde Vorbilder an. Es kommt auch nicht darauf an, ob die Maschinen wirklich fremden Ursprungs sind, wenn sie nur in Deutschland hergestellt und verbessert worden sind. Vorschrift ist es, daß alle Wettbewerber im Besitz eines Führerzeugnisses sind, was man leider in letzter Zeit bei Schauflügen häufig nicht verlangt hat. Bemerkenswert ist auch die Bestimmung, daß die Wettbewerber verpflichtet sein sollen, bei den Flügen in den ihnen vorgeschriebenen Bahnen zu bleiben. Flüge über die Zuschauer hinweg sind verboten und können mit Disqualifikation bestraft werden.

Entfernungen und Zeiten werden stets von der auf der Erde durch einen weißen Strich scharf markierten Startlinie aus gemessen, und zwar immer bis zur Umfliegung des letzten Eckpfostens, bei dem der Bewerber im Flug vorübergekommen ist; die Gesamtentfernung wird durch Zusammenzählen der umflogenen Eckpfostenvierecke gewonnen.

Es ist ganz besonders anerkennenswert, daß das preußische Kriegsministerium im ganzen 18 000 Mark für deutsche Führer und in Deutschland hergestellte Flugmaschinen ausgeschrieben hat. Die Hälfte dieser Summe ist zu gleichen Teilen für einen Höhen- und einen Belastungspreis bestimmt, außerdem hat der Kriegsminister Exzellenz von Heeringen noch einen Ehrenpreis gestiftet. Bei der Belastungskonkurrenz muß das Gewicht des Führers mit Ballast mindestens 140 Kilogramm, die Flugdauer 5 Minuten betragen. Der Sicherheit halber dürfen Personen bei diesen Flügen nicht mitgenommen werden. Ferner hat der Kaiserliche Aeroklub einen täglichen Dauerpreis in der Gesamthöhe von 5000 Mark und die Motorluftschiffstudiengesellschaft einen solchen von 3000 Mark ausgesetzt. Für die größte Gesamtflugzeit sind vom Kaiserlichen Automobilklub und anderen Stiftern noch verschiedene Geldsummen gegeben worden. Hierzu kommen noch ein Preis für den kürzesten Anlauf von der Deutschen Bioskop-Gesellschaft, ein Ehrenpreis vom Kaiserlichen Aeroklub für den absolut längsten Flug mit Fahrgast, ferner die Bleichröder- und Lanzpreise. Die Summe aller Preise beträgt über 50 000 Mark. Der Wettbewerb verspricht sehr anziehend zu werden.

Unsere Abbildungen zeigen den Flugplatz mit allen seinen Bauten, aus der Vogelperspektive gesehen, sowie eine Darstellung der bislang von und nach Johannisthal durchgeführten vier Ueberlandflüge und endlich die bereits im Gelände durch 12 weißgestrichene Körbe bezeichnete Flugstraße von Bork nach Johannisthal.

Die Frage des Verbots von Ueberland- und Ueberstadtflügen hat in letzter Zeit die Beteiligten lebhaft beschäftigt. Auch das große Publikum hat ein Interesse an dieser Frage. Die Anhänger dieser Flüge betonen das große Aufsehen, das das Erscheinen einer Flugmaschine über Ortschaften erregt, und sie halten deshalb für die Weiterentwicklung der Flugtechnik solche Bravourleistungen für durchaus notwendig. Andererseits wird betont, daß eine durch einen Absturz hervorgerufene Katastrophe die Sache aufs schwerste schädigen wird. Zweifellos kann man Ueberlandflüge ruhig gestatten, da sie natürlich an die Leistungsfähigkeit der Maschinen größere Anforderungen stellen. Ein Streit über die Frage ist jedoch müßig, weil auf Veranlassung des Aeroclub de France die internationale Staatenkonferenz in Paris ein Verbot, das voraussichtlich noch in diesem Jahr in Kraft tritt, vereinbart hat, Ortschaften ohne behördliche Genehmigung zu überfliegen.

Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Bilder aus aller Welt.



Alexander Niepa †
Chefredakteur der Kieler Zeitung.

Vor wenigen Tagen starb in Kiel der langjährige Chefredakteur der Kieler Zeitung Alexander Niepa im 69. Lebensjahr. Seit 1866 gehörte er der Redaktion an und hat sich um das Aufblühen der Zeitung große Verdienste erworben. Der Verstorbene war eifrig und erfolgreich als Politiker tätig und war über 40 Jahre lang Schriftführer des Ausschusses der liberalen Partei.

Vor wenigen Tagen feierte Henrik Cavling, Chefredakteur des bekannten dänischen Blattes „Politiken“, sein 25jähriges Journalistenjubiläum. Cavling hat große Reisen gemacht und in spannenden Berichten und wertvollen Aufzeichnungen viele schätzenswerte Kenntnisse über fremde Länder verbreitet.

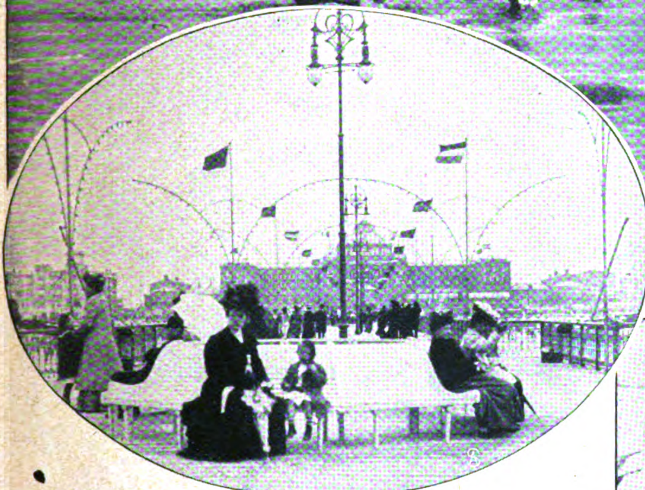
Einen der Hauptanziehungspunkte im Kranz der Seebäder, die die Nordseeküste umsäumen, stellt das bekannte und beliebte holländische Seebad Scheveningen dar. Prächtige Hotelbauten, ein komfortables Kurhaus, kurz alle Einrichtungen, die auch



Henrik Cavling
feierte sein 25jähr. Journalistenjubiläum.



Der Strand von Scheveningen.
Blick auf das Palast-Hotel.



Die Seebrücke und das Kurhaus in Scheveningen.

dem verwöhntesten Seebadhabitué Genüge tun, liegen an dem herrlichen Strand mit seinem samtweichen Sand.

Einen großen Erfolg bei den diesjährigen Goethefestspielen in Düsseldorf hat Frl. Hilde Knoth vom Königlichen Schau-



Fräulein Hilde Knoth, Königliche Schauspielerin,
wirkte mit großem Erfolg bei den Goethe-Festspielen in Düsseldorf.



Historischer Festzug in Königshofen,
zu Ehren der unterfränkischen Landwirtschaftversammlung.



Das kürzlich in Rom enthüllte Bronzerelief H. Ibsens von St. Lerche.



Willy Poege
errang auf Mercedes den Zarenpreis der Kaiser-Nikolaus-Tourenfahrt

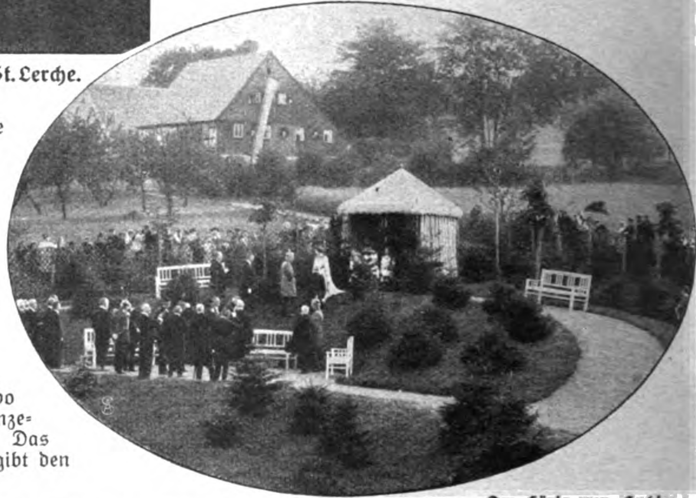
spielhaus in Hannover errungen. Besonders in der Rolle der Bertha in Grillparzers „Ahnfrau" gab die Künstlerin eine hervorragende Leistung.

Gelegentlich der kürzlich in Königshofen im Grabfeldgau abgehaltenen Tagung der unterfränkischen Landwirtschaftsversammlung fand ein historischer Festzug statt, bei dem die altfränkischen Bauerntrachten, Reiter aus Wallensteins Lager, alte bayrische Landwehr, sich zu einem höchst künstlerischen, vom Bezirksamtmann Baron Ruffin mit großem Erfolg arrangierten Bild vereinten.

Die italienisch-norwegische Gemeinde in Rom ehrte Heinrich Ibsen, den nordischen Dichterfürsten, vor kurzem in ganz besonderer Weise. An dem Haus der Via Capo Le Case 75, wo der Dichter gewohnt hat, wurde ein Bronzerelief des norwegischen Bildhauers St. Lerche enthüllt. Das Kunstwerk ist von großer Stärke der Auffassung und gibt den Kopf Ibsens in lebenswahrer Charakteristik.

Bei der kürzlich in Rußland abgehaltenen Kaiser-Nikolaus-Tourenfahrt errang der bekannte Automobilist Willy Poege auf einem Mercedeswagen den Zarenpreis mit 609 Gutpunkten.

In der Erholungsstätte für sächsische Staatsbeamte in Gelenau, im Albert-Heim, wurde vor wenigen Tagen ein Denkmal des verstorbenen Königs Albert in Gegenwart des Königs von Sachsen enthüllt. Das Denkmal ist im Park des Albert-Heims an besonders schöner Stelle errichtet.



Der König von Sachsen bei der Enthüllung des König-Albert-Denkmals im Albert-Heim zu Gelenau

Das alte Uhlandhaus in Tübingen ging der Gefahr entgegen, abgebrochen zu werden. Im letzten Augenblick gelang es Verehrern des schwäbischen Dichters, das ganze Anwesen anzukaufen. Es soll der Errichtung eines Uhlandmuseums dienen und damit als dauerndes Andenken an den Dichter der Romantik erhalten werden. Gewiß eine erfreuliche Tatsache.



Phot. Sinner, Tübingen.

Das Uhlandhaus (×) in Tübingen wurde durch Ankauf vor dem Abbruch bewahrt.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 33. Berlin, den 13. August 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 33.



Die sieben Tage der Woche.

4. August.

Die Werftarbeiter in Hamburg treten in den Ausstand.

Der in Stockholm tagende internationale Friedenskongreß nimmt bei Stimmenthaltung der russischen Delegierten eine Resolution an, in der er sein Bedauern über das neue Finnlandgesetz und die Hoffnung ausspricht, daß Rußland es rückgängig machen werde.

Der griechische Gesandte in Konstantinopel erhebt bei der Pforte Vorstellungen wegen der Fortdauer der Boykottbewegung; er erhält die Zusicherung entgegenkommender Maßregeln.

5. August.

Der Kaiser und die Kaiserin begeben sich von Berlin nach Hannover.

In Berlin wird der Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt eröffnet. (Abb. S. 1381 u. 1382.)

Das Deutsche Reich verkauft die Panzerschiffe „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ und „Weißenburg“ an die Türkei.

6. August.

Der Kaiser und die Kaiserin treffen, von Hannover kommend, auf Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel ein.

Halbamtlich wird mitgeteilt, daß der Kronprinz im November dieses Jahres eine Studien- und Informationsreise nach Ostasien antreten wird.

Die Hamburger und Bremer Werften beschließen, am 11. August mit einer Aussperrung von 40 bis 60 Prozent der Arbeiter gegen die Ausständigen vorzugehen.

In dem internationalen Schachturnier in Hamburg erringt der Wiener Meister Schlechter (Portr. S. 1387) den Ersten Preis.

Beim Zusammenstoß eines Sonderzugs mit einem Güterzug in der Nähe von Regina in Kanada werden der Premierminister Laurier und der Eisenbahnminister Graham verletzt.

7. August.

In Braunschweig wird die 32. Tagung des Zentralverbandes der städtischen Haus- und Grundbesitzervereine eröffnet.

In Teheran werden Sattar-Khan und Baghir-Khan mit ihren Anhängern, die sich weigern, die Waffen abzuliefern, nach heftigem Kampf von den Regierungstruppen überwältigt.

8. August.

In Barmen tritt der Deutsche Zentralverband für Handel und Gewerbe zusammen.

In Brüssel wird der internationale Bergarbeiterkongreß eröffnet.

In Manchester wird zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern der Baumwollenindustrie ein Vertrag unterzeichnet, der die Arbeitsverhältnisse für fünf Jahre regelt.

Aus Nikaragua wird gemeldet, daß die Insurgenten die Stadt Ubaldo am Nikaraguasee eingenommen haben.

9. August.

Der Neuyorker Bürgermeister William J. Gaynor (Porträt S. 1380) wird, im Begriff, eine Urlaubsreise nach Europa anzutreten, an Bord des Lloyddampfers „Kaiser Wilhelm der Große“ von einem entlassenen Kommunalbeamten durch einen Revolverschuß schwer verletzt.

10. August.

In Italien wird der hundertste Geburtstag Cavours festlich begangen.



Die Wichtigkeit der Laubhölzer für die Erhaltung der Wälder.

Von Professor C. Fricke.

Schon seit mehreren Jahren richtet die Raupe des Nonnenschmetterlings in zahlreichen Forsten Deutschlands und der östlichen Nachbarländer großen Schaden an. Nicht allein in den Fichtenwaldungen von Ostpreußen und Sachsen, auch in den Kiefernforsten östlich der Elbe hat das Abfressen der Baumnadeln durch die Nonnenraupen ungezählten Waldbäumen den sicheren Tod gebracht. Für das abgestorbene, minderwertige Holz pflegen sehr geringe Preise gezahlt zu werden. Die Waldbesitzer erleiden dadurch große Verluste. Auch das Volksvermögen wird durch die waldverwüstenden Insektenkalamitäten stark geschädigt, wenn junge Bestände abgeholzt werden müssen, bevor sie sich zu dem wertvollsten Waldprodukt, Balken- und Brettholz, ausgewachsen haben. Deutschland hat einen so großen Bedarf an dieser Ware, daß es davon jährlich für 200 Millionen Mark aus dem Ausland einführen muß. Der Raupenfraß im Wald hat daher eine große wirtschaftliche Bedeutung für die Allgemeinheit. Die sittliche und körperliche Gesundheit des Volkes wird durch Arbeit und Erholung im Freien, vor allem in der frischen reinen Waldluft, durch freies Wandern im erquickenden Schatten geheimnisvoll rauschender Baumwipfel am besten gefördert. Indem ein starker Raupenfraß dem Wald jeglichen Reiz zu seinem Besuch nimmt, ist er von nachteiligen Folgen auch für die höheren Interessen der Menschen begleitet.

Zurzeit wird vielen Groß-Berlinern der Aufenthalt in dem so sehr geliebten Grunewald durch eine starke

Nonnenplage verleidet. Die Unzufriedenheit der gestörten Waldspaziergänger sucht nach einem Schuldigen, auf den sie zur Herstellung des gestörten Gleichgewichts ihren Unmut abladen können. Die Nonnenraupen sind den Berlinern nicht verantwortlich; sie sind unverständige Tierchen, die ganz recht daran tun, ihr Leben durch Verzehren des Nadelfutters zu erhalten. Aber die Forstverwaltung! Die Waldbesitzer und ihre Forstbeamten sind — nicht rechtlich, wohl aber moralisch — der Allgemeinheit für die Erhaltung eines produktionskräftigen und zugleich schönen Waldes verantwortlich. Daher ist es verständlich, daß in den Köpfen der Waldbesucher die Frage entsteht, ob „die großen Insektenschäden im Walde nicht mittelbar auf ein Verschulden der Forstleute zurückzuführen sind. Die Beobachtung, daß gerade der Nadelholzwald, und zwar der reine Nadelholzwald, in größerem Maßstabe als der Laubholzwald von großen Insektenschwärmen heimgesucht wird, und die weitere Beobachtung, daß das Laubholz im deutschen Walde immer mehr verschwindet, indem der moderne Forstwirt fast ausschließlich reine Kiefern- und Fichtenkulturen anlegt, bringen den Nichtforstmann auf den Gedanken, daß das starke Auftreten der Nonne in den letzten Jahren durch die Nadelholzsucht der Forstleute mittelbar veranlaßt oder doch begünstigt sei. Dieser Vorwurf ist in manchen Fällen nicht ganz unberechtigt, aber in vielen Fällen ist der reine Nadelholzanbau eine Notwendigkeit, und in manchen Fällen ist der gemischte, d. h. aus Laub- und Nadelhölzern zusammengesetzte Wald kaum weniger gegen Raupenfraß gesichert als der reine Nadelholzwald. Letzteres trifft leider ganz besonders bei einer Nonnenkalamität zu. Allerdings erscheint der Schaden in gemischten Beständen dem flüchtigen Waldbesucher weit geringer, weil hier die im Frühjahr befressenen Laubhölzer im Spätsommer wieder ergrünen und der Fraß an den Kiefernnadeln durch das tiefer sitzende frische Laub der Beobachtung durch den Spaziergänger entzogen wird. Aber auch in reinen Kiefernbeständen pflegt der Nonnenraupenfraß nicht zu einer Katastrophe für den Wald zu führen, weil er im gleichen Bestand nur zwei Jahre dauert und eine völlige Entnadlung der Kiefern nur bei verhältnismäßig wenigen Bäumen vorkommt. Der größte Teil der befressenen Kiefern heilt den Schaden wieder aus. Meist sind es schwächere Stämme, die dem Angriff der Raupen auf ihre Nadeln erliegen. Dadurch werden die Bestände wohl etwas lückiger, aber im Laufe der Zeit wachsen die Lücken wieder zu, zumal wenn der beschädigte Bestand noch jung ist. Die Existenz größerer, reiner Kiefernforsten wird durch Nonnenraupenfraß ebensowenig gefährdet wie die der gemischten Waldungen. Anders verhält es sich leider mit Fichtenbeständen. Sie sterben, wenn sie stark von den Nonnenraupen befressen worden sind, Stamm für Stamm ab. Große Flächen müssen kahl gehauen werden. Die Waldverwüstung liefert in diesem Falle traurige Bilder.

Die Bevorzugung des Nadelholzes bei den Waldkulturen entspricht dem Bedürfnis der Volkswirtschaft. Das Nadelholz zeichnet sich durch Geradwüchsigkeit, Astreinheit, geringes Gewicht, leichte Bearbeitungsfähigkeit und große Dauer so sehr gegenüber den verschiedenen Laubholzarten aus, daß es für die meisten Zwecke der holzverarbeitenden Gewerbe weit geeigneter ist als das Laubholz. Die jährliche deutsche Einfuhr von 15 Millionen Kubikmastenholz besteht fast ausschließlich aus Nadelholz. Allein zu Grubenstempel und Papierstoff werden in Deutschland jährlich fast fünf Millionen Kubikmeter Nadelholz und nur einige tausend Kubikmeter Laubholz verarbeitet. Die deutsche Industrie, mit Ausnahme der Möbeltischlerei, kann Laubholz fast vollständig entbehren, das Nadelholz ist dagegen für sie so nötig wie für den Menschen das tägliche Brot. Das Nadelholz hat noch den Vorzug, daß es unter sonst gleichen Verhältnissen während des gleichen Zeitraums größere Massen produziert als unsere einheimischen Laubholzarten. Alle diese Umstände zusammen ergeben, daß die Nadelholzanzucht sowohl für den einzelnen Waldbesitzer wie für die Volkswirtschaft vorteilhafter ist als der Anbau von Laubholz. Wie überall, so ist auch in der Forstwirtschaft mit dem größeren Gewinn ein größeres Risiko verbunden. Dieses Risiko — die größere Gefährdung der Nadelholzbestände durch Insekten, Feuer, Windwurf, Schneebruch — auf ein Mindestmaß herabzudrücken, ist eine wichtige Aufgabe der Forstleute. Es wird oft empfohlen, das Ziel durch Erziehung des unentbehrlichen Nadelholzes im Gemisch mit Laubholz zu erreichen. Die dadurch herbeigeführte Verminderung der Rentabilität des forstlichen Gewerbes sei gewissermaßen als eine Versicherungsprämie gegen Insekten-, Feuer- und andere Schäden anzusehen. Will man diesem Rat folgen, so muß man jedoch darauf achten, die Prämie nicht größer werden zu lassen als das gegenüberstehende Risiko. Bei starker Einmischung gleich alter und gleich hoher Buchen, Eichen, Birken in den Kiefernbestand ist jenes Mißverhältnis entschieden vorhanden, bei geringer Einmischung ist dagegen von einer wesentlichen Herabminderung der Insekten- und Feuersgefahr keine Rede. Trotzdem sind zahlreiche Forstleute in der Theorie große Freunde der Mischung der Kiefer mit Laubholz, aber weniger der Insektengefahr wegen als zur Erhaltung eines guten Bodenzustandes. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Einmischung der Buche in Kiefernbestände die Entstehung des Heidelbeer- und Heidewuchses auf dem Boden verhütet. Starker Heidelbeerwuchs bewirkt auf die Dauer eine erhebliche Verschlechterung des Bodens, so daß auch das Wachstum der Kiefer schließlich nachläßt und die Geldeinnahmen aus dem Wald immer mehr zurückgehen. Es gibt zahlreiche Fälle, in denen der obere Boden unter Heidelbeere durch Auswaschung der Nährsalze völlig verarmte und die untere Bodenschicht durch Bildung einer steinharten Schicht (Ortstein) in 30—50 Zentimeter Tiefe den Baumwurzeln unzugänglich wurde. Die Heidelbeere, so wertvoll sie für Beerensammler ist, so schädlich ist sie durch Bildung von saurem Humus für den Wald. Um einen schönen und ertragreichen Wald auf die Dauer zu erhalten, muß das Wuchern der Heidelbeere durch Mischung der Kiefer mit Buche verhindert werden. Der durch die Mischung herbeigeführte Verlust an Wertproduktion in der Gegenwart wird voll durch die dauernde Erhaltung der Produktionskraft in der Zukunft ausgeglichen. Eiche, Birke, Aspe üben einen gleichgünstigen Einfluß auf den Boden wie die Buche nicht aus. Aber in der Praxis sind leider viele Hindernisse vorhanden, die theoretisch ideale Mischung der Kiefer mit der Buche herbeizuführen. Die armen Sandböden haben nicht genügende Nährsalze und Bodenwasser, um eine gedeihliche Entwicklung der Buche zu ermöglichen. Glücklicherweise überwiegen jedoch im norddeutschen Kiefernwald jene Bodenklassen, auf denen die Buche ein für den beson-

deren Zweck völlig genügendes Fortkommen findet. Große Flächen der Provinzen Brandenburg, Sachsen, Pommern, Schlesien, die jetzt reine Kiefernbestände tragen, sind noch im vorigen Jahrhundert mit prächtigen Buchen-, Eichen-, Kiefernmischbeständen bestockt gewesen. An manchen Orten besitzen wir noch heute derartige Bestände als Erbschaft aus dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert. Sie bereiten Forstleuten und Nichtforstleuten durch den Wert und die Schönheit der einzelnen Stämme sowie durch die malerischen Reize der Mischung des ernsten, dunklen Nadelgrüns mit dem fröhlichen, hellen Laubgrün im Sommer und dem leuchtenden Gelb und Rot im Herbst die größte Freude. Aehnlich schöne Bestände nachzuziehen, ist von jeher das Bestreben der Forstleute gewesen. Jene Bestände sind meist durch natürlichen Samenabfall in den gelichteten Mutterbeständen von selbst entstanden. Aber schon im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts versagte diese Wirtschaftsmethode. Es wollte nicht mehr gelingen, bei ihrer Anwendung gut geschlossene Jungbestände aus Kiefern, Buchen und Eichen zu erziehen, so daß man sich genötigt sah, nach Kahlabtrieb der alten Bestände künstlich reine Nadelholzkulturen mittels Saat oder Pflanzung anzulegen. Vielleicht hängt diese Veränderung des Forstbetriebs damit zusammen, daß man zur Erzielung höchster Erträge immer höhere Anforderungen an den dichten Stand der jungen Kulturen und an das Jugendwachstum der Waldpflanzen stellte, vielleicht auch mit dem Nachlassen des Vieheintriebs in den Wald — die Viehweide hält Heidelbeer- und Heidewuchs zurück — oder auch mit dem verstärkten Auftreten von schädlichen Pilzen an den jungen, anfänglich schwächlichen Pflänzchen. Diese Verhältnisse haben sich bis jetzt nicht verändert. Alle Versuche in neuerer Zeit, das frühere Verfahren im Kiefernwald wieder einzuführen, sind mehr oder weniger erfolglos geblieben. Man darf daher nicht annehmen, daß an der gegenwärtig üblichen Wirtschaftsweise in Kiefernwaldungen — Kahlabtrieb des alten Bestandes und danach künstliche Anlage reiner Kiefernkulturen — das Verkennen der Vorzüge gemischter Bestände Schuld trage. Der derzeitige Zustand unserer Kiefernwaldungen, klimatische Verhältnisse, der Bodenzustand und die Anforderungen der Waldbesitzer an den Wald als Einkommenquelle nötigen zur Anwendung dieser Betriebsart. Wollte man in die nicht zu umgehenden Kiefernpflanzungen auf freier Fläche einzelne Buchen oder Eichen hineinmischen, würden die letzteren bald von den Kiefern im Wachstum überholt, unterdrückt oder erdrückt werden. Das Ende wäre doch wieder ein reiner Kiefernbestand, bestenfalls mit einigen unterständigen, kümmernden Laubhölzern. Auf die Kiefern wirkt solche Mischung nachteilig ein, indem sie zum Aufwachsen ästiger, schlecht geformter Stämme Veranlassung gibt. Dagegen ist es möglich und wünschenswert, in allen 50- bis 60jährigen, bis dahin reinen Kiefernbeständen auf besserem und mittlerem Boden Rotbuchen, Hain- oder Weißbuchen, auf besserem Boden auch Hasel und Linde unterzupflanzen. In dem leichten Schatten der etwas gelichteten Kiefern wachsen diese Holzarten gut an und schieben ihre Wipfel während der folgenden 60—70 Jahre noch bis in die Kronen der Kiefern. Dadurch werden die Vorteile des Mischwaldes für den Boden ohne Einbuße des Geldertrags und die Förderung der Waldschönheit erreicht. Den Revierverwaltern der Großherzoglich Hessischen Staatsforsten ist das Unterbauen der Kiefernstangenorte mit geeigneten Laubhölzern von der Ministerialinstanz vorgeschrieben worden, und die Ausführung dieses Auftrags ist an den meisten Stellen von gutem Erfolg begleitet gewesen. In den preußischen Staatsforsten hat man dagegen von dem Unterbauen der reinen Kiefernbestände mit Laubholz bisher Abstand genommen, weil die bekannte preußische Sparsamkeit die nötige Geldausgabe scheut. Alljährlich bewilligt der Herr Finanzminister der Forstverwaltung eine bestimmte Geldsumme für Waldkulturen und Wegebauten. Der Gesamtgeldbedarf aller Verwaltungzweige ist sehr groß, so daß die Herstellung des Gleichgewichts zwischen Ausgaben und Einnahmen ein Kunststück ist, das nur zustande gebracht werden kann, wenn die Anforderungen aller Einzelressorts beschnitten werden. „Es muß gespart werden" ist die Devise des Chefs und aller Herren Räte des preußischen Finanzministeriums. Beim Zufließen der alljährlich steigenden Einnahmen aus dem Wald wird der Staatssäckel weit aufgemacht, aber bei der Bewilligung der Kultur- und Wegebaugelder werden beide Daumen draufgedrückt. Allerdings sind trotz des Festhaltens an diesen Grundsätzen die für Waldkulturen und Waldwegebauten bewilligten Gelder von Jahr zu Jahr gestiegen, aber kaum in dem Maß wie die Tagelöhne der Waldarbeiter, so daß die Mehrzahl der Oberförster nur knapp so viel Geld erhält, als zur Ausführung der allernötigsten Wegebauten und Kulturen erforderlich ist. Für den Unterbau der Kiefernstangenorte mit Laubholz in dem Umfang, wie er im Interesse der Erhaltung der Bodenkraft und zur Abschwächung der Insektengefahr wünschenswert ist, sowie für andere bodenpflegende Arbeiten, für Absägen der unschönen und schädlichen trocknen Aeste, für eine energische Verbesserung des Waldwegenetzes zur Erhöhung der Rentabilität der Forsten reichen die vom Finanzministerium bisher bewilligten Gelder nicht aus. Die preußische Staatsforstverwaltung ist daher in der Pflege des Waldes erheblich hinter den Staatsforstverwaltungen von Hessen, Sachsen, Baden, Württemberg zurückgeblieben. Die preußischen Steuerzahler wollen gewiß die Sparsamkeit ihres Finanzministeriums nicht gern missen, sie werden aber trotzdem wahrscheinlich bereitwillig zustimmen, daß der Staatsforstverwaltung die Gelder bewilligt werden, die nötig sind, um die Staatswaldungen dauernd schön und möglichst ertragreich zu gestalten.

In einzelnen Forstrevieren ist jedoch der Mangel an Kulturgeldern für Unterbau der reinen Kiefernbestände nicht die einzigste, ja nicht einmal die wichtigste Ursache der unschönen, unterwuchslosen Kiefernbestände. Nicht selten verhindert das Vorhandensein eines relativ starken Wildstandes die kostenlose Entstehung eines natürlichen Unterwuchses, der beim Fehlen des Wildes von selbst entstehen würde. Der nicht eingeweihte Waldspaziergänger hat nur Freude an dem Anblick der stolzen Hirsche und zierlichen Rehe im Wald, er ahnt aber nicht, daß sie die Uebeltäter sind, die den Mangel eines frischen Laubholzunterwuchses in reinen Kiefernbeständen verursachen. So bedauerlich es auch für den Forstmann ist, der das Wild im Walde liebt, die Tatsache läßt sich nicht leugnen, daß ein nur leidlich starker Wildstand den wünschenswerten Laubholzunterstand in den Kiefernrevieren nicht aufkommen läßt, in denen der frühere Laubholzvorrat bis auf einen geringen Rest ver-

schwunden ist und der Boden meist von dem gefährlichen Heidelbeerkraut überzogen oder in jüngeren Beständen mit dichten Moospolstern bedeckt ist. In allen diesen Revieren kann nur dann das Laubholz wieder mit Erfolg angebaut werden, wenn der Wildstand stark vermindert worden ist oder die unterbauten Flächen für sehr viel Geld eingezäunt werden. Die Schuld an vielen unerfreulichen Waldbildern trifft nicht die Forstbeamten, sondern das liebe Wild. Eine rationelle Forstwirtschaft verträgt sich nur in seltenen Fällen mit einer starken Hege des Wildes.

Der Ruf nach Mischbeständen ist vor allem dort gerechtfertigt, wo der Fraß der Nonnenraupen eine stete und große Gefahr für die Existenz der Fichtenwaldungen ist. Das ist vor allem bei den Fichtenbeständen der Ebene und des Hügellandes der Fall. Hier stocken die Fichten in der Regel auf Böden, die früher Eichen und Buchen getragen haben. Wenn dem Forstmann die Nachzucht der Buche nicht recht gelingen wollte, hatte er rasch für die bösen Lücken das Pflaster der reinen Fichtenkulturen zur Hand. Das forstliche Gewissen wurde durch den Hinweis auf die höhere Rentabilität der Fichte beruhigt. So sind ausgedehnte Flächen guten Bodens im Harz, Thüringer Wald, hessischen Hügellande, in den Weserbergen dem Laubholz verloren gegangen und mit Fichten rein angebaut worden, obgleich der reine Fichtenwald der Insekten-, Schneebruch- und Windwurfgefahr im höchsten Maß ausgesetzt ist. Diese Umwandlung des Laubholzwaldes in Nadelholzwald wäre in vielen Fällen unnötig gewesen, wenn man die gute, alte hannoversche Sitte, Lücken in Buchenverjüngungen mit Buchenpflanzen zu vervollständigen, beibehalten und den Laubholzwald durch Einpflanzen einzelständiger Fichten rentabel gemacht hätte. Allerdings ist das Pflanzen der Fichten leichter und billiger, auch kann man von Fichtenbeständen hohe Gelderträge in späterer Zeit erwarten — wenn nicht Insekten, Feuer, Sturm, Schnee einen dicken Strich durch die Rechnung machen. Die gewaltige Nonnenkalamität in den ostpreußischen Fichtenrevieren müßte für die Forstleute eine dringende Warnung sein, die Sicherheit und Schönheit des Waldes nicht der Sucht nach den einmalig höchsten, aber unsicheren Erträgen zu opfern. In Ostpreußen kann man allerdings die Fichte nicht in Buchenbeständen erziehen, weil das dortige Klima für Buchen ungeeignet ist, aber aus Birken, Hainbuchen, Aspen, Erlen lassen sich dort Laubholzbestände aufbauen, in denen einzelständige Fichten gutes Gedeihen finden. Reine Fichtenbestände sind auch dort keine Notwendigkeit.

Salzburger Lehren.

Aus der jüngsten Mozartfeier gewonnene Anregungen. Von August Spanuth.

Selbst im Regen büßt Salzburg nicht alle seine Reize ein; freilich kann es sie nur im blanken Sonnenschein ganz enthüllen. Kommt dann gar zum Glanz der strahlenden Sonne auch noch die Wärme der tönenden, der Mozartschen Musik, dann darf man Salzburg schon ein kleines Erdenparadies nennen. Trotz der hohen Hotelpreise.

Aus Amerika und Rußland, aus Frankreich und dem verbündeten England, aus dem kalten Skandinavien und dem warmen Italien waren in den letzten Tagen des Juli die Leute herbeigekommen, um sich am Fuße des Mönchbergs zu lagern. Und als dann am sechsten August endlich die letzten Töne der Mozartfeier verklungen waren, da schienen sich manche noch gar nicht trennen zu können. Es war ihnen des Guten nicht zu viel geworden, wie das doch bei andern Musikfesten zuweilen vorkommen soll. Was hatte diese Tausende herbeigezogen? War doch kein großer Reklameapparat in Bewegung gesetzt worden, ja, in manchen Gegenden Deutschlands hatte man die Mozartfeier sorgfältig totgeschwiegen. Es muß wohl der eigne Reiz gewesen sein, der im Zusammenklang der Namen Mozart und Salzburg liegt. Ob's nun reine Sentimentalität oder törichte Einbildung ist: man hat nun einmal das Gefühl, als müsse Mozart in Salzburg noch ganz anders, eben noch mozartischer klingen als irgendwo sonst.

Und doch hatte Mozart einst an seinen Vater geschrieben: „Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich Salzburg und seine Bewohner nicht leiden kann." Man weiß, er hatte guten Grund, der Stadt abhold zu sein; aber er hat es doch nicht verhüten können, daß sich in seine Musik auch etwas Salzburgisches einschlich. Nichts zwar von dem Geist, der den harten und herrischen Colloredo erfüllte, auch nichts von dem kleinlichen Spießbürgersinn, der noch heute bei gewissen Salzburger Stadtvätern lebendig wird, wenn es sich um eine Zuwendung zur Internationalen Stiftung Mozarteum handelt. Aber die eigenartige Milde der Luft, ihre Reinheit, besonders nach den häufigen Regengüssen, der Rhythmus der brausenden Salzach, das Nebeneinander von Hoheit und Heiterkeit in der Salzburger Landschaft, endlich die sorglose Fröhlichkeit, die Naivität der Bewohner, für alles das glaubt man Parallelen in Mozarts Musik zu finden; ganz besonders natürlich, wenn man sie in Salzburg hört.

Wird daher eine Mozartfeier in Salzburg angekündigt, dann braucht man nicht erst eine Motivierung beizufügen; der Unbefangene begreift sogleich, daß Mozart und Salzburg zusammengehören. Aber wir sind nicht alle unbefangen, das moderne Leben ist leider nicht danach eingerichtet, sich der Unbefangenheit auf irgendwelchem Gebiet lange erfreuen zu können. Sogar eine ideale Mozartfeier in Salzburg hat ihre geschäftliche Seite, kostet Geld, und wenn man nun so unbefangen sein wollte, gar nicht an die Herbeischaffung des erforderlichen Mammons zu denken, würden bald solch köstliche Feiern nicht mehr stattfinden können.

Und das wäre ein Unglück für die Musik, für die Weiterentwicklung der Musik. Wir haben vielleicht schon zu viele Musikfeste der verschiedensten Arten, aber wir können nicht leicht genug Mozartfeste haben; erstens sind sie uns doch am nötigsten, und außerdem sind sie so viel schwieriger zu veranstalten. Eine gute, ja sehr gute Aufführung der Neunten herauszubringen oder den „Ring des Nibelungen" vortrefflich darzustellen, ist deshalb so viel leichter, weil unsere ausübenden Musiker und Sänger in diesen Aufgaben geübt sind. Um aber ein durchaus kompetentes Mozart-

ensemble zusammenzustellen, muß man schon bedeutende Künstler aus allen Gegenden der Erde zusammenrufen. Die Krone der jüngsten Mozartfeier waren nach dem Urteil der meisten Zuhörer die drei „Don Giovanni"-Aufführungen; nun vergegenwärtige man sich, wie viele verschiedene Länder in den Faktoren repräsentiert waren, die vor allem den Erfolg herbeiführten: die Bayerin Lilli Lehmann, die Preußin (polnischer Abkunft) Johanna Gadski, die Amerikanerin (irischer Abkunft) Geraldine Farrar, der Italiener Antonio Scotti, der Spanier Andrea de Segurola und als Dirigent der Hesse Dr. Karl Muck. Zugleich frage man sich doch, ob und wo man für die eine oder andere Kraft eine ebenbürtige oder gar bessere hätte auftreiben können, und man wird sich der Schwierigkeit bewußt werden, die bei einem Mozartfest zu überwinden ist. Danach wird man erst den richtigen Maßstab für das Verdienst finden, das sich Lilli Lehmann um die Kunst Mozarts erworben hat, denn sie sang ja nicht bloß die Donna Anna (sowie noch manche andere große Sachen), sie war die eigentliche Veranstalterin und zugleich die Seele des einzigartigen Festes.

Daß es der Hauptsache nach glänzend gelungen, daß es Tausenden die Größe und Lieblichkeit Mozarts wieder zum lebendigen Bewußtsein gebracht hat, war nur möglich, weil Lilli Lehmann den Schwerpunkt auf das Singen gelegt. So absurd es klingen mag: das geschieht heutzutage bei dramatisch musikalischen Aufführungen nur noch selten. Unsere Bühnensänger sind zumeist sogenannte singende Darsteller geworden, sie haben seit dem Beginn der Aera Wagner ihr Augenmerk in solchem Grade auf den dramatischen Ausdruck konzentriert, daß die eigentliche Kunst des Gesanges darüber nahezu vergessen worden ist. Das war zwar nicht nötig, denn Lilli Lehmann ist zum Beispiel selbst ein leuchtendes Beispiel für den gesungenen Wagnerstil; aber es ist immerhin begreiflich genug. Wenn Wagner noch zwanzig Jahre länger gelebt, wenn er noch mehr praktische Erfahrungen mit seinen Sängern zu machen Gelegenheit gehabt hätte, würde der Baireuther Sprechgesangstil sich heute wahrscheinlich ganz anders ausnehmen, als es der Fall ist.

Aber was nützt es, sich um Hypothetisches zu kümmern? Wir haben uns mit den vorhandenen Verhältnissen abzufinden, und da steht nun fest, daß man, ganz seltene Ausnahmen abgerechnet, von unsern gegenwärtigen Wagnersängern keinen Mozartgesang mehr erwarten darf. Das will aber so viel heißen, als daß Mozartsche Opern auf unsern ständigen Bühnen überhaupt nicht mehr ohne verhängnisvolle Verzerrung des Wesentlichen zu Gehör kommen können. Darüber helfen keine sonstigen Stilbemühungen, keine Inszenierungskünste hinweg. Man kann eine Mozartsche Oper mit den primitivsten Dekorationen, ja auf der nackten Shakespearebühne geben: wenn sie nur gesungen wird, leidet ihre charakteristische Schönheit kaum. Umgekehrt werden die stilvollsten Szenerien und die echtesten Kostüme uns nicht den Mozartschen Geist vermitteln können, wenn die Darsteller mit harten, ungeölten, gaumigen und halsigen Stimmen singen und von der großen Kunst des „Bindens" nur dunkle Begriffe haben.

Wer dieser Tage in dem förmlich vergeistigten Wohllaut des „Don Giovanni" geschwelgt hat, wird den Wunsch nicht abweisen können, solchen Genusses häufiger als in jahrelangen Zwischenräumen teilhaftig zu werden. Sollten wir, weil wir Wagner und vielleicht auch Richard Strauß nicht entbehren wollen, auf Mozart, auf den echten Mozart verzichten müssen? Es ist ja nicht wahr, daß die Oper Mozarts ein überwundener Standpunkt ist, daß das Musikdrama sie totgemacht hat. Nur die schlechten Sänger wollen uns das durch ihre miserable Ausführung glauben machen. Selbst ein richtiger „Elektra"-Fex konnte doch nicht mehr dramatische Intensität wünschen, als Donna Anna uns empfinden ließ, da sie die Stimme des Mörders erkannte. —

So ziemlich auf allen Gebieten des modernen Lebens huldigt man dem Prinzip der Arbeitsteilung: der eine Arzt sägt uns das erkrankte Bein weg, und der andere pumpt uns den verdorbenen Magen aus; wir unterscheiden Konzert- und Bühnensänger, weshalb sollten wir also nicht auch die Sänger im Musikdrama von denen in der Oper getrennt halten? Natürlich, die unsägliche Buntheit des deutschen Opernrepertoires ist das fundamentale Hindernis. Aber es wird dennoch gehen, wenn nur das Verlangen immer wieder gestellt wird, wenn sich das Publikum der Tatsache bewußt wird, daß die alte Oper in ihren besten Erzeugnissen es an Lebenskraft mit dem so viel jüngeren Musikdrama aufnehmen kann, vorausgesetzt natürlich, daß sie „gesungen" wird.

Diese Salzburger Erfahrung führt noch zu weiteren Gedanken. Wenn nun das Musikdrama während der nächsten zehn Jahre keine reicheren Blüten treibt, als es bislang nach Wagner getrieben, nämlich Eintagsblüten, wenn sich überzeugend herausstellt, daß Richard Strauß noch viel weniger fruchtbare Nachfolgeschaft haben kann als Richard Wagner (dessen einziger nennenswerter Nachfolger eben Strauß ist), was werden dann unsere Bühnenkomponisten notwendigerweise tun? Sie werden sich wieder darauf besinnen, daß man früher auch auf der Bühne zu singen pflegte, sie werden des ewigen Deklamierens müde werden. Das Publikum zeigt schon jetzt Spuren von Müdigkeit.

Aber man lasse sich durch den höchst gefährlichen, ja trügerischen Ruf „Zurück zu Mozart!" auch nicht in der entgegengesetzten Richtung auf Abwege führen. Wir können ja gar nicht zurück, selbst wenn wir es ernstlich wollten, ebensowenig wie Mozart heute so komponieren könnte, wie er es damals getan hat. Dagegen mag ein Zurückblicken auf den Weg, den die Entwicklung der Musik gegangen, schon helfen, den rechten Weg zum Voranschreiten zu finden. Und wenn unsere jüngsten Komponisten dann die Entdeckung machen, daß der reine Gesang als dramatisches Ausdrucksmittel noch lange nicht nach allen Möglichkeiten hin erschöpft war, als das Musikdrama ihn überflüssig zu machen schien, dann mögen sie allerdings von Mozart wieder zu lernen beginnen und sogar, in einem höheren Sinn, an ihn anzuknüpfen haben. —

Da hier nun einmal vom Salzburger Mozartfest die Rede ist, und da Mozart doch nicht bloß Opernkomponist gewesen ist, verdienen wohl auch die Konzerte Erwähnung, die große und kleine Sinfonien, selten gehörte Kammermusiksachen, instrumentale Solostücke, Kirchenmusik und einige einzelne Opernarien brachten. Auch das wurde fast ausnahmslos in einer technisch vollendeten und inspirierten Art gegeben, so daß sich das Publikum oft einem richtigen Beifallsenthusiasmus hingeben konnte. Auch hier wurde offenbar, daß hundert und mehr Jahre noch nicht ausgereicht haben,

Mozart in einen halbdunklen Hintergrund zu drängen, in den Vorraum zur historischen Raritätenkammer. Da strahlte vielmehr das meiste noch in hellstem Mittagslicht. Gewiß, ein paar Sachen, die auch, als sie geschrieben wurden, nicht so viel bedeutet hatten, erschienen nun verblaßt. Indessen läßt sich im großen und ganzen die Auswahl der Programmnummern gewiß nicht bemängeln; sie war höchst geschickt getroffen. Ob es aber nicht gerade in Salzburg angebracht wäre, dem modernen Ohr Konzessionen zu versagen und die Mozartschen Sinfonien in der Besetzung seiner Zeit, also mit so viel weniger Streichinstrumenten aufzuführen, ist gewiß zu überlegen.

Aber die Hauptlehre, die große Mahnung, die man aus diesen Salzburger Tagen mit nach Hause nimmt, ist doch die Opernfrage. Die Aufführungen der „Zauberflöte" standen leider nicht auf ähnlicher Höhe wie die des „Don Giovanni", vornehmlich, weil ihnen der rechte Mozartdirigent fehlte. Der Mozartdirigent ist ja heute auch so viel seltener geworden als der Wagnerdirigent. Immerhin wurde auch in der „Zauberflöte" viel echter Mozartgesang gehört. Keiner von denen, die mitgenossen, dürfte sich also ausschließen, wenn demnächst ein Appell von Salzburg an die Musikfreunde in aller Welt gemacht wird, einen Fonds zusammenzubringen, der die regelmäßige Wiederkehr der Salzburger Musikfeste garantieren würde. Dazu wäre natürlich dann auch eine permanente Organisation nötig, und während die Internationale Stiftung Mozarteum, der man (neben Lilli Lehmann) die bisherigen Salzburger Mozartfeste zu verdanken hat, diese Organisation unter ihre Obhut zu nehmen hätte, dürfte doch die künstlerische Leitung keine lokale bleiben. An den Plänen zum Fest müßten jedesmal eine Reihe bedeutender, mit Mozart durchaus sympathisierender, hervorragender Musiker beratend teilnehmen.

Nur wenn eine solche Organisation vorhanden ist und die Geldmittel beschafft sind, können die stetig wiederholten Feste schließlich einen entscheidenden Einfluß ausüben, kann Salzburg in gewissem Sinn zu einer Hochburg des Kunstgesangs werden. Die hier mit Wohllaut Gesättigten werden wie Missionare wirken; denn was einem so überzeugend zum Bewußtsein gebracht worden ist, was man so innerlich begriffen, was sich bei einem so eingeschmeichelt hat, darüber redet man nachher nur in Worten der Begeisterung. Und immer lauter wird sich darum das Verlangen melden, immer zahlreicher werden sich die Stimmen erheben und rufen: laßt uns wieder singen in der Oper, laßt das natürliche und zugleich das herrlichste Musikinstrument, die menschliche Stimme, nicht verkümmern!

Salzburg selbst aber muß nach Kräften mithelfen zu diesem Ende. Es ist gewiß zur Mozartfeststadt prädestiniert, aber es hat doch einst auch seinem größten Sohn Grund zum Grollen gegeben. Es kann also für sein Andenken gar nicht genug tun. —

Die Kunst, ein Echo zu entdecken.

Von Professor A. Thierfelder.

Wie einfach ist das, was die Akustik über die Entstehung des Echos lehrt, und doch, wie selten ist ein solches zu beobachten. Der Wald, „aufgebaut so hoch da droben", versagt, während es aus dem Talgrund, unvorhergesehen, neckisch antwortet. Welche besonderen Umstände müssen zusammentreffen, damit uns die eigene Stimme zurückschallt?

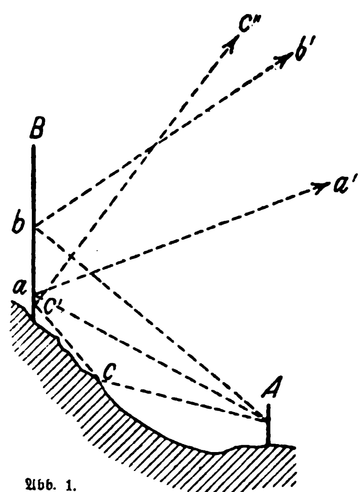


Abb. 1.

Die Echobildung hat zur Voraussetzung, daß die Schallwellen an ihren Ausgangspunkt zurückkehren, nachdem sie durch eine Felswand, einen Waldrand, einen Hausgiebel am Weiterschreiten verhindert worden sind. Die antwortende Stimme scheint hinter dem Hindernis, zwischen den Felsen, mitten im Walde zu erklingen. Es ist ganz ähnlich wie beim ebenen Spiegel; die Lichtstrahlen, die in Wirklichkeit von unserm Antlitz kommen und durch die glatte Fläche in unser Auge gelenkt werden, scheinen aus ihr herauszukommen. Daß der Abstand der reflektierenden Fläche nicht unter 20 Meter herabgehen darf, das ergibt sich aus theoretischen Betrachtungen, die die Aufnahmefähigkeit unseres Ohres mit in Betracht ziehen müssen.

Nach diesen Erwägungen ist gerade für einen Fall Echobildung ausgeschlossen, wo wir für gewöhnlich am ersten ein solches erwarten, nämlich wenn wir am Fuß oder in der Mitte eines Abhangs, auf dem sich Mauern, Felswände oder Wald erheben, wandern. Die Schallwellen, die wir schräg aufwärtssenden, kehren nicht an ihren Ausgangspunkt zurück, sondern werden unter gleichem Winkel schräg nach oben gelenkt, und sie verlieren sich im Luftraum (vgl. auch Abb. 1, A der Beobachter, B die reflektierende Wand, Aaa', Abb', Acc'c" die Schallstrahlen). Entgegengesetzt liegt der

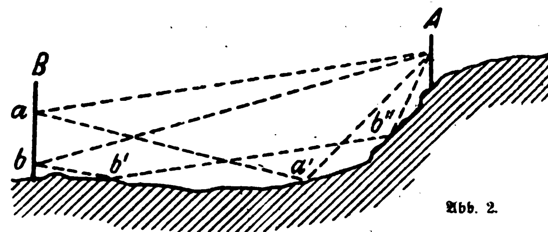


Abb. 2.

Fall, wenn der Beobachter höher steht als die zurückwerfende Wand, die sich etwa am Fuß des Abhangs befindet und uns zugewendet sein muß. Die reflektierten Schallstrahlen werden jetzt nach unten gegen den Boden gebrochen; dieser wirft sie ein zweites, vielleicht selbst ein drittes Mal zurück, und es kann wenigstens ein Teil derselben zum Beobachter zurückkehren (vergl. Abb. 2,

A der Beobachter, B die zurückwerfende Wand, Aaa'A und Abb'b"A zwei Schallstrahlen). Der vertiefte Erdboden hat hier den Dienst eines Schallsammlers übernommen. — Am einfachsten dürfte es sein, wenn der Beobachter auf gleicher Höhe steht wie das Hindernis, an dem die Schallwellen zurückprallen. Hierbei kommt es aber auf das Zwischengelände an. Es genügt schon eine geringe Erhebung desselben, um die Schallwellen in die Luft abzulenken; dagegen erweist sich eine flache Aushöhlung sehr günstig. Die Erklärung dafür ergibt sich aus den vorangehenden Erörterungen. Man kann also bei jedem Waldrand, bei jedem Scheunengiebel ein Echo erwarten, wenn er in gleicher Höhe oder noch besser ein wenig tiefer liegt als unser Standpunkt, und wenn sich das Zwischengelände ein wenig aushöhlt. Durch einige Händeklappe kann man die Probe machen, die menschliche Stimme eignet sich weniger dazu, am allerwenigsten die Männerstimme. Man hat es auch in der Hand, das Echo durch verschiedenen Abstand nach der Silbenzahl zu verändern. Freilich muß man auf die Romantik, die sich nun einmal an das Echo geheftet hat, verzichten. Die Nüchternheit der Umgebung raubt der lieblichen Erscheinung den ihr eigenen Reiz. — Es zeugt von der treffenden und scharfen Beobachtungsgabe Goethes auch in Naturdingen, wenn er in „Hermann und Dorothea" die suchende Mutter aus der Höhe des Weinbergs ihren Ruf als Echo wieder vernehmen läßt, „das von den Türmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang".

Unsere Bilder

Kaiser und Kanzler in Swinemünde (Abb. S. 1383). Von seiner Nordlandreise heimgekehrt, hat der Kaiser an seinem ersten Aufenthaltsort auf deutschem Boden, in Swinemünde, mancherlei interessante Persönlichkeiten begrüßt und empfangen. So weilte auch der Reichskanzler von Bethmann Hollweg mehrere Tage dort zum Vortrag und begleitete den Kaiser auf Automobilfahrten in die Umgegend, so auch auf einer Tour nach Heringsdorf und Bansin.

Zum 80. Geburtstag Kaiser Franz Josefs (Abb. S. 1383). Am 18. August vollendet der Herrscher Oesterreich-Ungarns Franz Josef I. sein 80. Lebensjahr. Schon vor zwei Jahren sind dem Monarchen anläßlich seines 60. Regierungsjubiläums von allen Seiten die zahlreichsten Sympathiekundgebungen zuteil geworden, und auch diesmal rüstet sich allenthalben die bunt zusammengesetzte Völkerschar in Kaiser Franz Josefs Reich, den seltenen Festtag feierlich zu begehen.

Vom Weltkongreß für freies Christentum zu Berlin (Abb. S. 1381 u. 1382). Vom 5. bis 10. August fand in Berlin ein Kongreß derjenigen religiösen Gemeinschaften statt, die die Fragen der Religion in irgendeiner Verbindung mit dem historischen Christentum, doch in lebendiger und persönlicher Weise, erwägen. Nach den Worten des diesjährigen Kongreßvorsitzenden, des Reichstagsabgeordneten Karl Schrader, will der Weltkongreß für freies Christentum, übrigens eine alte und festorganisierte Institution, die bereits in Antwerpen, London, Genf und zuletzt 1908 in Boston getagt hat, vor allem die versöhnende Kraft des christlichen Bekenntnisses unter seinen Anhängern und gegenüber den Bekennern anderer Religionen beweisen; denn das Christentum hängt nicht an bestimmten starren Formeln, sondern kann die verschiedensten Anschauungen in sich vereinigen, wenn sie nur christlich sind; so dient es dem Frieden der ganzen Menschheit. Dieser Auffassung zufolge war der Weltkongreß von den Anhängern der verschiedensten christlichen Religionsgemeinschaften aus allen Teilen der zivilisierten Erde besucht. Deutschland war naturgemäß am stärksten vertreten. Neben den bedeutendsten Lehrern der liberalen evangelischen Theologie an den deutschen Universitäten, wie Harnack und v. Soden-Berlin, Baumgarten-Kiel, Weinel-Jena, Gunkel-Gießen, Rade-Marburg, Tröltsch und Niebergall-Heidelberg, waren viele liberale Geistliche bekannten Namens anwesend. Das Ausland war ebenfalls zahlreich vertreten; die Vereinigten Staaten, England, Frankreich, die skandinavischen Länder, Holland, die Schweiz, Ungarn, ja selbst Australien, Japan und Indien hatten Vertreter entsandt. Die auffallendsten Persönlichkeiten unter den Kongreßbesuchern bildeten zweifellos die Inder Heramba Chamdra Maitra, der Präsident des Brahmo Sornaj aus Kalkutta, und der Redakteur Promotho Loll-Sen. Den Ausländern antworteten unsere angesehensten theologischen Lehrer, indem sie die deutsche Religionswissenschaft und Kirche ein jeder von seinem besonderen Fachstandpunkte aus charakterisierten. Ein dritter Kreis von Ansprachen endlich betraf die Beziehungen der einzelnen Religionsgemeinschaften und religiösen Richtungen zueinander. In vier Sonderversammlungen wurde von auserwählten Rednern und Rednerinnen über folgende Themata ausführlich debattiert: „Religion und Sozialismus", „Religion und Enthaltsamkeit", „Religion und Völkerfriede", „Religion und die Frau". Das tiefgehende Interesse, das bereits im vergangenen Winter gelegentlich der Debatten um die Person Jesu weite Kreise den religiösen Fragen entgegenbrachten, machte sich auch den Kongreßverhandlungen gegenüber wieder geltend, ein schönes Zeichen unserer zu Unrecht als materiell verschrienen Zeit.

Montenegros Jubiläum (Abb. S. 1386). In den Tagen vom 15. bis 17. August feiert das Fürstentum Montenegro sein fünfzigjähriges Bestehen; hiermit soll bekanntlich die Proklamierung des Landes zum Königreich verbunden werden. In großen Scharen sind die Bewohner des Landes in der Hauptstadt Cetinje zusammengeströmt, um ihren Fürsten Nikolaus zu beglückwünschen. Eine große Anzahl von Touristen aus dem westlichen Europa hat sich in diesem Jahr Montenegro zum Reiseziel erwählt. Die malerisch gelegene Hafenstadt Antivari bildet die Haupteingangspforte zu der wildromantischen Landschaft der „Schwarzen Berge".

Spanien und der Vatikan (Abb. S. 1388). Infolge der Unterdrückung des für Sonntag geplant gewesenen klerikalen Protestmeetings zu San Sebastian durch den Papst scheint dem Konflikt zwischen Spanien und dem Vatikan, wenigstens momentan, die Spitze abgebrochen zu sein. Auch sonst scheint die Kurie den Weg zur Verständigung eingeschlagen zu haben. Hat doch die Kongregation der auswärtigen Angelegenheiten die ihr vom Kardinalstaatssekretär Merry del Val vorgelegte, maßvolle Note an Spanien in allen Teilen gutgeheißen.

Fürst Guido Henckel von Donnersmarck (Abb. S. 1384) vollendete am 10. August sein 80. Lebensjahr. Auf ein Leben voller Arbeit, aber auch voller Erfolge darf der Fürst stolz zurückblicken; zählt er doch heute zu den reichsten Grundbesitzern und Großindustriellen Deutschlands. Dabei hat er in seiner Jugend den Bergbau, dem er in der Hauptsache seine Reichtümer verdankt, praktisch selbst kennen gelernt und hat sich stets um seine riesigen Berg- und Hüttenwerke persönlich bekümmert. Im Jahr 1901 erhob ihn der Kaiser in den Fürstenstand.

Mozartfeier in Salzburg (Abb. S. 1385). Der beste Beweis dafür, daß die Musik Mozarts noch immer einen unwiderstehlichen Zauber auf alle Freunde der ernsten Tonkunst auszuüben vermag, ist die große Begeisterung, mit der ein internationales Publikum die sechs Opernaufführungen und Konzerte entgegennahm, die man in Salzburg, der Geburtsstadt Mozarts, kürzlich zu Ehren des großen Komponisten veranstaltete. Die ersten Künstler, wie Lilli Lehmann, Johanna Gadski, Geraldine Farrar, Frieda Hempel, Scotti, Slezak, Henri Marteau u. a., trugen ihr Bestes dazu bei, das Gebotene zur höchsten Vollendung zu führen. In den Festtagen wurde auch der Grundstein zu einem neuen Mozarthause, dem zur Aufnahme der Salzburger Mozartstiftung bestimmten Gebäude, gelegt.

Graf Friedrich Wilhelm von Nostitz (Abb. S. 1384), der kürzlich seinen 75. Geburtstag feierte, ist ein Sohn des Adjutanten des Fürsten Blücher, Generals der Kavallerie Grafen von Nostitz. Seit 1854, wo er bei den 1. Gardedragonern eintrat, gehörte der Jubilar dem preußischen Heer an. Am Krieg gegen Dänemark nahm er als Adjutant von Wrangel teil, ebenso am Krieg von 1866 als Adjutant von Manteuffel. Im Deutsch-Französischen Krieg war Graf Nostitz zum Großen Generalstab beim Großen Hauptquartier kommandiert.

Das 90. Stiftungsfest des Korps Saxo-Borussia (Abb. S. 1388) zu Heidelberg wurde kürzlich festlich begangen. Eine große Anzahl von hohen Staatswürdenträgern zählt zu den „Alten Herren" der Saxo-Borussen.

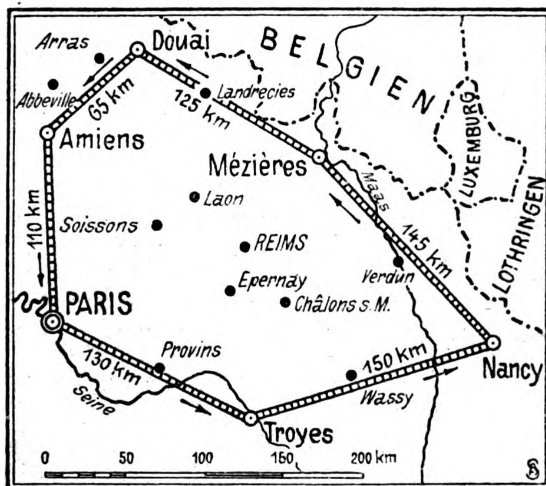
Der Neuyorker Bürgermeister William J. Gaynor (Abb. untenst.) wurde durch ein Revolverattentat schwer verletzt. Der ehemalige städtische Nachtwächter Gallagha schoß dreimal auf den Bürgermeister, angeblich aus Rache wegen seiner kürzlich erfolgten Entlassung. Gaynor war als Reformator und Bekämpfer der Korruption in Tammany-Hall bei den städtischen Beamten Neuyorks unbeliebt. Er ist ein Mann von hervorragenden Gaben und bekleidet den Bürgermeisterposten seit dem vergangenen Jahr.



Bürgermeister W. J. Gaynor.
Zum Attentat auf den Neuyorker Bürgermeister.

Zum Todessturz des Aviatikers Kinet (Abbild. S. 1387). Die tödlichen Unfälle in Luftschiffahrt und Aviatik haben in diesem Jahr eine bisher noch nicht gekannte Ziffer erreicht. So verunglückte am 3. August der belgische Aviatiker Nikolaus Kinet während des Flugmeetings auf dem Flugfeld bei Stockel tödlich.

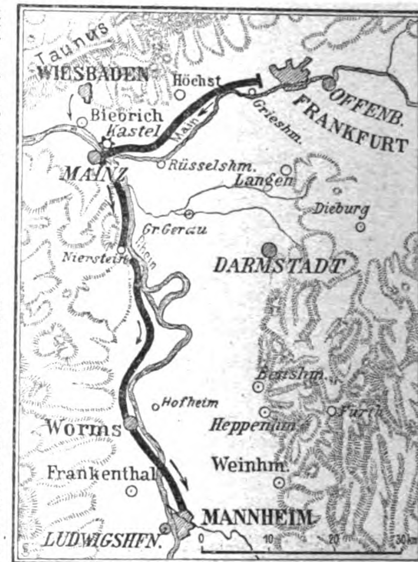
Aviatik in Frankreich (Abb. S. 1384 u. Karte untenst.). Ein großes aviatisches Ereignis für unsere westlichen Nachbarn ist der Rundflug im Aeroplan durch Ostfrankreich, zu dem am letzten Sonntag die bekanntesten Aviatiker in Issy-les-Moulineaux bei Paris aufstiegen. Als erster startete Aubrun mit einem Blérioteindecker, ihm folgte Leblanc in einem ebensolchen Apparat und dann nacheinander die bekanntesten Flieger



Die einzelnen Etappen des Aeroplanfluges durch Ostfrankreich.

Frankreichs und des Auslands, darunter auch der Deutsche Lindpaintner. Die erste Etappe war Paris—Troyes, wo als erster Leblanc nach nur eineinhalbstündiger Fahrt eintraf und Aubrun unterwegs überholt hatte. Auch bei der zweiten Etappe Troyes—Nancy gelang es Leblanc, als erster am Ziel anzukommen; auch hier glückte die Landung glänzend.

Vom Flugsport in Deutschland (Abb. S. 1384 und Karte obenst.). Der deutsche Aviatiker Wienczіers errang am zweiten Tag der jetzigen „Flugwoche" zu Johannisthal durch einen 27 Minuten währenden Flug mit einem Passagier einen schönen Erfolg; er erwarb sich dadurch den ersten täglichen Dauerpreis von 500 Mark und den Zusatzpreis von 300 Mark für die Mitnahme eines Passagiers. Wienczіers, der zu seinen Flügen einen Albatros-Antoinetteapparat benutzt, wurde zuerst durch die im Mai ds. Js. ausgeführte Umfliegung des Straßburger Münsters bekannt. — Ein flugsportliches Ereignis ersten Ranges ist für Deutschland der für die kommende Woche geplante Ueberlandflug Frankfurt a. M.—Mannheim. Hier wird zum erstenmal über deutschem Boden ein praktischer Wettbewerb für moderne Flugapparate zum Austrag kommen. Der Zuverlässigkeitspreis von 6000 Mark soll dem zufallen, der am 16. August zwischen 11 und 12 Uhr vormittags auf dem Mainzer Sand landet.



Zu der vom 16.—22. August geplanten Aeroplanfahrt deutscher Aviatiker
von Frankfurt a. M. nach Mannheim.

Schachmeister Karl Schlechter (Abb. S. 1387). In Hamburg waren in der letzten Woche die großen Meister des Schachspiels wieder einmal versammelt, um im ritterlichen Turnier zu erproben, wer auf dem schwierigen Schlachtfeld des Schachbretts als bester Stratege seine Truppen zum Sieg zu führen verstehe. Dieser Ruhm ist diesmal dem Oesterreicher Karl Schlechter zugefallen, der bereits in früheren Jahren namhafte Erfolge als Schachspieler zu verzeichnen hatte.

Eine Frau als Kanalüberfliegerin (Abb. S. 1387). Gleich dem tödlich verunglückten Kinet ist Madame Frank, die durch ihre Absicht, den Aermelkanal im Aeroplan zu überfliegen, großes Aufsehen erregte, eine Schülerin Henry Farmans. Vor wenigen Tagen traf Frau Frank mit ihrem Flugapparat in Calais ein, wo sie auf günstiges Wetter wartete, um ihre Luftreise nach Dover antreten zu können.

Regina Badet (Abb. S. 1387), die Primaballerina der Komischen Oper zu Paris, ist nach London übergesiedelt, wo sie im „Palace-Theater" große Erfolge erringt. Mlle. Badet kam als eine Unbekannte von Bordeaux nach Paris, wo sie durch ihre graziösen und geistvollen Tänze bald die Gunst des Publikums errang.

Die Toten der Woche

Schulrat a. D. Ludwig Bauer, bekannter Jugendschriftsteller, † in Augsburg am 3. August im Alter von 78 Jahren.

Johannes Fusangel, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Hagen am 7. August im Alter von 58 Jahren.

Prof. Dr. Heinrich Julius Goltzmann, bekannter Theologe, † in Baden-Baden im Alter von 78 Jahren.

Reichsgerichtsrat Dr. Max Porzig, † in Leipzig am 6. August im Alter von 45 Jahren.

Geh. Oberregierungsrat Dr. Wilhelm Rhenius, Direktor im Kaiserl. Patentamt, † in Tambach im 57. Lebensjahr.

Generalleutnant z. D. Wilhelm von Spitz, † in Hannover am 7. August im Alter von 74 Jahren.

Graf Gregor Stroganoff, bekannter russischer Kunstsammler, † in Paris im Alter von 80 Jahren.

Geh. Sanitätsrat Dr. Wilhelm Wagner, † in Naumburg a. S. am 6. August im Alter von 95 Jahren.

Bilder vom Tage



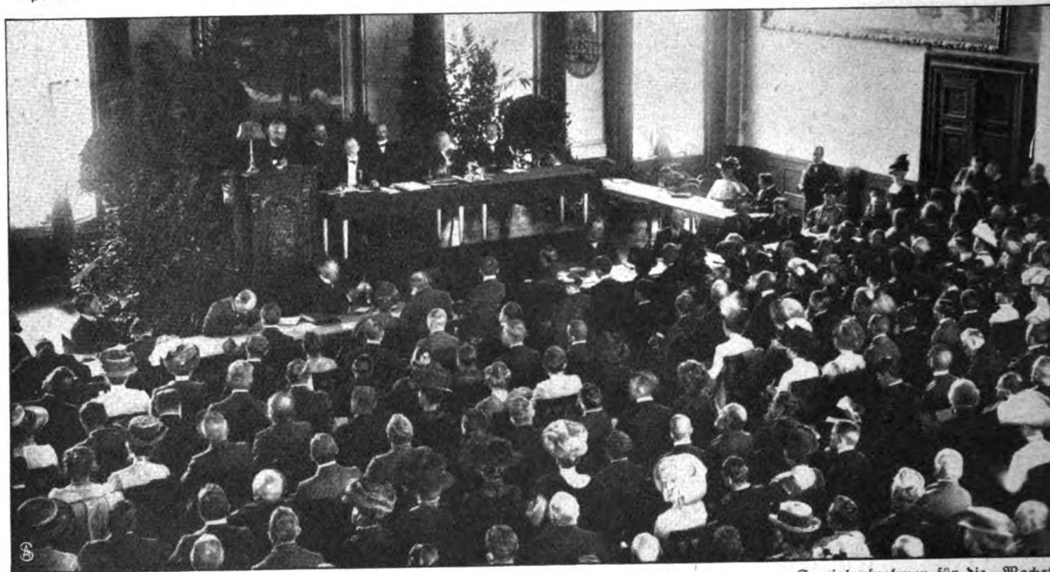
Ein ehrwürdiger Gast aus Frankreich: Der 85jährige Abbé Loyson mit seinem Sohn.
Vom Weltkongreß für freies Christentum in Berlin.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Prof. Jul. Sabatier, Paris — Redakteur Coll-Sen, Kalkutta.

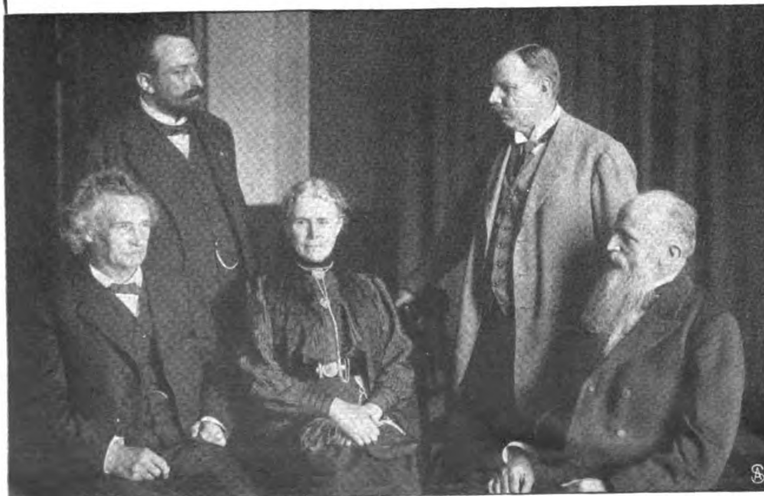


Von links: Reverend Tudor Jones, Australien; Frau Prof. Dr. Weinel, Jena; Prof. Dr. H. Weinel, Jena; Reverend Charles W. Wendt.



Prof. M. Rade, Marburg, spricht. Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Der Weltkongreß für freies Christentum in Berlin.



Von links: Dr. H. U. Meyboom, Groningen; Pfarrer C. Fischer, Berlin; Frl. M. B. Wehlenholz, Kopenhagen; D. Schiele; Pastor D. Fischer.



Prof. H. Minami, Tokio. — S. Uchigasaki, Tokio.



Der Kaiser mit dem Reichskanzler Herrn v. Bethmann Hollweg auf einer Automobilfahrt am Ostseestrand.
Phot. Th. Jürgensen S. M. J. „Hohenzollern".



Zum 80. Geburtstag Kaiser Franz Josefs: Der Monarch auf einer Ausfahrt in Wien.



Ankunft des Aviatikers Leblanc in Troyes. Phot. Branger.



Guido Graf Henckel,
Fürst von Donnersmarck.
Zur Feier seines 80 Geburtstages.



Begrüßung Lathams bei seiner Ankunft in Issy les Moulineux. Phot. Rol.
Der internationale Aeroplan-Rundflug durch Ostfrankreich.



Phot. Balsleben.

Wilhelm Graf von Nostitz,
feierte seinen 75. Geburtstag.



Der Aviatiker Wienczíers (×), Sieger des ersten Tages, mit einem Passagier auf seinem Antoinette-Flieger.
Von der Berliner Flugwoche.



Phot. Sanden.

Die Kammersängerin Frau Lilli Lehmann vollzieht drei Hammerschläge.

Die Grundsteinlegung des Mozarthauses in Salzburg.



Aus dem Land der schwarzen Berge:
Alt-Antivari.
Nebenstehend: **Postkutsche zwischen Vir und Antivari.**
Unteres Bild: **Rast auf dem Wege von Cattaro nach Cetinje.**
Zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Fürsten von Montenegro.





Nikolaus Kinet †
der belgische Flugtechniker, wurde ein Opfer der Aviatik.



Schachmeister Schlechter,
Sieger im Hamburger Schachturnier.



Mme. Frank, ein weiblicher Repräsentant
der französischen Aviatik,
plant einen Flug über den Kanal.



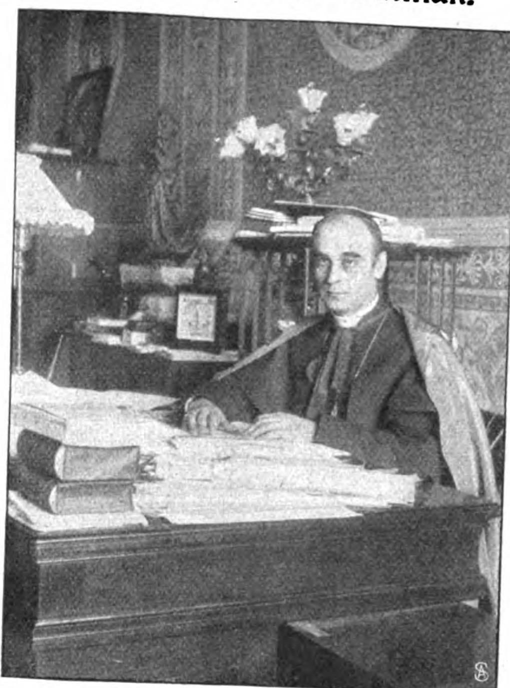
Phot. Bert.

Regina Badet,
die Primaballerina der Pariser Komischen Oper,
gastiert im Palace-Theater in London.

Spanien und der Vatikan.


Phot. Argus.

L. de Ojeda,
spanischer Botschafter am päpstlichen Stuhl.


Phot. Underwood & Underwood.

Der Staatssekretär des päpstlichen Stuhls
Kardinal Merry del Val in seinem Arbeitzimmer.


Phot. Argus.

Monsignore Vico,
der päpstliche Nuntius in Madrid


Hofphot. Kögel.

Von links nach rechts (sitzend): Frhr. v. Oelsen. Mecklenburgischer Staatsminister Graf Bassewitz. Graf Kospoth. v. Lücken. Gouverneur a. D. v. Schuckmann. v. Diest. v. d. Lühe. (Die Söhne stehend): Frhr. v. Oelsen. Graf Bassewitz. Graf Kospoth. v. Lücken I. v. Lücken II. v. Schuckmann. v. Diest. v. d. Lühe.

Vom 90jährigen Stiftungsfest der Saxo-Borussia in Heidelberg: Väter und Söhne.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

2. Fortsetzung.

Anka war an ihren Schreibtisch gegangen und hatte das Bild ihres Freundes Henry X., des Gründers der „Bannbefreiten", hervorgeholt.

Sie betrachtete prüfend und wohlgefällig das seltsame Haupt des so viel bewunderten und so viel verabscheuten und verkannten Lyrikers.

„Wenn Henry X. deine Auseinandersetzungen hörte, würde er dich für einen fossilen Rest von einer Sorte von Frauenwesen erklären, die es eigentlich gar nicht mehr gibt, und die von Rechts wegen nicht mehr vorkommen sollten. Du bist vorsintflutlich wie ein Mammut — nur zierlicher und hübscher anzusehen als ein solches."

Gunhilde senkte beschämt das blonde Haupt.

Geheimrat Thorensen war so mit Arbeiten überhäuft, daß der Brief, den er zwischen zwei Konferenzen in seinem Dienstzimmer an Doktor Meister schrieb, reichlich kurz ausfiel.

Er hatte ohnehin ein Gefühl der Beschämung, daß nicht genug für den alten Freund geschah. Darum machte er die Sache herzlicher, als sie ihm von Anka aufgetragen war, stellte die Wahrscheinlichkeit, daß Gunhilde im übernächsten Sommer „ja" sagen werde, in ein ziemlich sicheres Licht, flocht etwas von ihrer zarten Gesundheit und großen Jugend ein und riet ihm — auf direkten Wunsch seiner Gattin, die Doktor Meister unmöglich im Programm ihrer vollbesetzten Tage nochmals unterbringen konnte — für jetzt kein weiteres Wiedersehen herbeizuführen. Junge Mädchen wären ja überhaupt recht mimosenhaft, und Hilde vollends ein wenig nervös.

Er sandte in gutmütigem Rückerinnern an eine ähnliche Wartestunde in seinem eigenen Leben den Brief sofort mit Rohrpost in Meisters Hotel.

Die Stunden nach Empfang des Briefes verbrachte Meister in größter Unruhe.

Telephonisch bat er, da er tags darauf reisen wollte, um Rücksprache mit einem Familienglied. Er machte Herrn Thorensen in seinem Dienstzimmer gänzlich nervös, beunruhigte Antje, die ihm in Intervallen versicherte, daß kein Mensch außer Olaf zu Hause sei oder in absehbarer Zeit nach Hause käme, und stöberte schließlich Tante Johanna telephonisch in ihrem Damenklub auf, dessen Adresse er auf fast übernatürliche Weise ermittelt hatte.

Tante Johanna, gutmütig wie immer, bestellte ihn um fünf Uhr in eine Konditorei und erteilte ihm dort die gewünschte Audienz.

Doktor Meister flehte sie inständig und dringend an, über Gunhildens Gesundheit und ihre Nerven zu wachen. Sie sah seine Sorge um ihre Blässe, seine Angst um ihr physisches und seelisches Wohlergehen. Sie sah es beinah staunend, denn einem so starken Gefühl hatte sie lange nicht mehr gegenüber gestanden. Was sie rings um sich empfinden sah, war meist lauer Aufguß, der aus Zeitmangel zur genügenden Wärme nicht gebracht wurde. Zur Züchtung wahrer und nachhaltiger Leidenschaften war offenbar eine Großstadt nicht das geeignete Terrain.

„Sie sind rührend, lieber Doktor! Wie Sie es ernst nehmen!" sagte sie beinah bewundernd. Und diese Zähigkeit des Gefühls! Den Menschen hier geht täglich so vielerlei durch die Finger, daß es ihnen ganz unmöglich wird, etwas so intensiv zu ergreifen."

Meister schlug mit seiner starken, gut geformten Hand so kräftig auf den leichten Tisch, daß das hübsche Serviermädchen zitternd zusammenzuckte. —

„Lieber lebte ich gar nicht als so, wie Sie alle leben!" rief er heftig.

„Oh, wir fühlen uns sehr wohl dabei", versetzte Johanna ablehnend. „Wir wachsen geistig und erweitern unsere physische Leistungsfähigkeit. Sie unterschätzen doch die Befriedigung, die eine gesteigerte Leistungsfähigkeit gibt! Wir fühlen uns hier wie aus einem allzu bequemen Träumerdasein aufgerüttelt. Schon allein, daß wir den Nachmittagsschlaf abgeschafft haben! Furchtbar zu denken, daß mitten am hellen Tage so eine ganze Stadt wie Attenrade in den Sofaecken liegt und hindöst — so daß man den Abdruck der Spitzenschoner und Kopfkissen noch beim Kaffee auf den Backen sieht. Und das war geheiligte Sitte! Das ganze Leben bestand aus geheiligten Sitten. Diesem Moloch wurde jede Entwicklungsfähigkeit geopfert."

„Tante Johanna," sagte er, „ich habe Sie immer für das Musterbild der fürsorgenden Familientochter und dann -tante gehalten. Sie waren für mich die Charitas in edelster Form, die nichts für sich will und alles für andere. Es ist mir unfaßbar, wie Berlin einen Menschen Ihrer Art und Ihres Alters noch so um das richtige Urteil bringen kann."

Johanna lehnte sich energisch in ihren Stuhl zurück.

„Ich erkenne mir das Recht zu, mir eben vor Torschluß noch einige Früchte von den Lebensbäumen zu pflücken, die man mir einst widerrechtlich vorenthalten hat. Ich bin mehr wie viele andere ein Opfer veralteter Begriffe geworden. Wir sprachen ja schon gestern mittag davon. Aber Herrmann liebt das Thema nicht. Konservativ, wie er ist, nimmt er doch natürlich immer die Partei der Altvordern. Können Sie sich vorstellen, lieber Doktor Meister, daß ich mit neunzehn Jahren ganz ähnlich aussah wie Gunhilde jetzt? Natürlich, Sie finden solch eine Behauptung anmaßend, beinah frivol! Aber ich habe Bilder, mit denen ich es erhärten kann. Ich

werde Ihnen also meinen ganzen Fall vortragen! Mich liebte ein junger Student — von Norden, mehr von Jütland her. Bei einer abendlichen Wasserpartie auf der Schlei — Gott! Wie ich den goldenen Abend noch vor mir sehe! — bat er mich, auf ihn zu ‚warten‘. Und ich ‚wartete‘ auf ihn. Damals war es ja nichts Außergewöhnliches, daß man sieben Jahre aufeinander wartete, wie Jakob auf Rahel. Ich saß in Attenrade in unserm Haus, das so schön mulstrig nach Lavendel und Äpfeln roch, jahraus, jahrein, pflegte meine Mutter, besorgte den Garten, packte Pakete an auswärtige Familienglieder und träumte des Nachts. Der Name meines weiland Studenten ging bald durch alle Zeitungen — er hatte eine große literarische Fehde über gewisse religionswissenschaftliche Anschauungen, die er hitzig vertrat. In Attenrade war man ziemlich empört, redete große Töne von Atheismus und Freigeisterei. Mich focht es nicht an. Ich verstand diese Dinge nicht und wartete weiter. Mein Student von weiland bekam eine Professur, wurde berühmt und berühmter, und eines Tages stand im Attenrader Kreisblatt, daß er sich mit der Tochter eines berühmten Kollegen verheiratet habe.... Welch eine alltägliche Geschichte! werden Sie denken. Wie blamabel noch dazu, daß jemand es selbst von sich erzählt, wie er da so vergessen worden ist, so abgetan.... Also: ich schwieg und trug's. Ich pflegte meine Mutter bis zu ihrem Tode, dann Onkel Adolf, und dann ging ich zu meinem Bruder Thorensen ins Haus. Und als der versetzt wurde, zog ich natürlich mit nach Berlin; ich gehörte ja zum Hausrat wie das Wäschespind und die eingelegte Wanduhr mit dem vergoldeten Sensenmann oben darauf.

„Als ich hier meines Bruders Schreibtisch einräumte, fielen mir Briefe unserer Mutter in die Hand, ordentlich umbunden, mit einer Jahreszahl darauf, der Zahl jenes Jahres, auf das ich sieben ganze Jahre zugewartet hatte, wie auf das Jahr meines Heils! Ich blätterte in den Briefen, und was fand ich? Einen Anhaltebrief meines Studenten, des jungen, zu frühem Ruhm gelangten Gelehrten! Er fragte, ob er jetzt kommen und werben dürfe? Dabei — ordentlich zusammengefaltet wie alles, was Mutter durch die Hände ging — lag das Konzept zu ihrer Antwort, dem Korb, den sie ihm hinter meinem Rücken erteilte. Die inneren Verschiedenheiten der Anschauungen wären durch seine Richtung zu große geworden, als daß er den Frieden einer Seele stören dürfe, die ganz andern Idealen nachhinge, und so weiter. Ja, so war es gewesen, und mich hatte man nicht gefragt! Mir hatte man nichts gesagt! Post festum erfuhr ich's mit grauem Haar und fünfundfünfzig Jahren.

„Ich habe an jenem Tage der verstorbenen Generation, die in unserer Friedhofsecke in Attenrade liegt, Nekrologe gehalten, die ich meiner sanftmütigen, so ganz auf Unterordnung gestellten Seele niemals zugetraut hätte! Ich wurde post festum zur Rebellin!

„Ihre Vorurteile unterbanden mein Lebensglück, und mit gutem Gewissen hielten sie ihr Verfahren vor mir geheim. Sie hatten ja die Gewalt, und wir zählten nicht. Wir gingen lebelang in Knechtschaft, opferten uns für andere, treu der Tradition.

„Nach dieser Entdeckung, Doktor Meister, habe ich beschlossen, die mir noch werdenden Lebensjahre egoistisch für mich anzuwenden. Eine neue Zeit ist da. Ich will auch noch mein Teil!“

Sie verschränkte die Arme und sah ihn erwartungsvoll an.

„Allerdings,“ sagte er, „die alten Herrschaften haben das etwas eigenmächtig gemacht, aber immerhin, sie meinten es so gut.“

„Die Meinung ist das Nebensächliche, wenn die Taten so grausame sind!“ rief Johanna. „Gestern stand in der Zeitung, daß er den Nobelpreis bekommen hat, der große, berühmte Professor Hansen! Mir war sonderbar, als ich's las. Mir war, als müßte die Hälfte mir ausgezahlt werden. Denn ich war die Vorbestimmte für ihn, die für ihn Geborene, nicht seine Frau, die ihn tüchtig gequält haben soll, bis sie vor etlichen Jahren in einem Sanatorium starb. Ich habe mich genau über seine Personalien informiert. Am Lützowplatz hat er eine Tochter verheiratet, eine Medizinergattin, die ewig kränklich ist und ihn nicht versteht. Ganz mutterwindallein haust er draußen in Lichterfelde-West, hundert Schritte von der Bahn, in einem roten Haus mit kleinem Gärtchen, das einen Teich hat, mit einer Brücke darüber. Hühner zieht er, und Blumen züchtet er. Ich habe es mir da draußen mal angesehen. Ich bin hingewallfahrtet — so wie andere Leute in Goethehäuser pilgern oder nach Stratford am Avon. Mit großer Mühe habe ich mich in ein Kolleg von ihm geschmuggelt. Herrlich war's, wie er dastand, von Ruhm und Weisheit umstrahlt, hoch auf dem Podium über uns Alltagsleuten. Ja, ich schwärme, Doktor Meister. Die hausbackene Tante Johanna leistet sich romantische Gefühle. Überall habe ich mich nach seinen Lebensverhältnissen erkundigt, um ein genaues Bild seiner Existenz zu bekommen. Mit Grauen hörte ich, wie unwirtlich, wie unbehaglich sein äußeres Leben ist. In zwei Jahren drei Hausdamen! Jetzt sucht seine Tochter eine vierte für ihn. Sie wissen nicht, wie mir war, als ich das Inserat las. Sofort ging ich an den Lützowplatz und meldete mich. Warum nicht? Ich will ihn für mich haben, auf meine alten Tage. Ich muß einen Inhalt ins Leben bekommen, einen persönlichen. Morgen will er mich bei der Tochter besehen. Und dann zieh ich hinaus. Ich will gern meine Hände über Gunhilde halten, soweit ich das von Lichterfelde-West aus kann. Aber Zweck hat's nicht viel. Die Mädchen müssen nun allein schwimmen, jede für sich. Es ist auch ganz sicher erziehlicher.“

Meister schwieg eine Zeit.

„Der große Hansen!“ sagte er dann sinnend. „Ja, es war ein Schicksal, Tante Johanna! Ich will zu begreifen suchen, daß Sie das Richtige tun. Aber rein an sich genommen: schrecklich finde ich es, solch ein Lockerwerden der Familienbande!“

„Man muß es nicht von der sentimentalen Seite nehmen!“ mißbilligte Tante Johanna. „Die Familie so als Begriff absoluter Zusammengehörigkeit ist eine Institution, die brillant für die Provinz paßt, die aber in der Großstadt aus Zeitmangel gar nicht zum Zuge kommt. Jeder saust seinen eigenen Weg, und ab und

zu saust man zu einer gemeinsamen Mahlzeit zusammen, und jeder hat schon den einen Fuß halb nach der Tür, um zur nächsten Verabredung weiter zu laufen. Dies ständige Auf-dem-Quivive-Sein erhält jung und elastisch. Bedenken Sie nur all die überschüssige Kraft in einem Geschlecht wie dem unserigen, das jahrzehntelang in der sogenannten normalen Lebensweise, die doch eigentlich Idioten züchtet, zugebracht hat. Man will sich doch einmal ausleben."

„Ich fand nicht, daß Gunhilde nach viel überschießender Kraft aussah", bemerkte er schmerzlich.

„Die Angst vor Ihnen ist ihr wohl in die Knochen gefahren!" versetzte Johanna. „Junge Mädchen sind so komisch. Lassen Sie ihr Zeit, Doktor Meister. Es ist eine Redensart, aber alte erprobte Redensarten sind immer so weisheitsvoll! Zeit bringt Rosen."

So mit einem allgemeinen Trost abgespeist zu werden, war nicht, was Meister von seiner Brautfahrt erhofft hatte.

Und doch hob es Gunhilde auch wieder in seinen Augen, daß er sie nicht so leicht und widerstandslos bekam, daß er noch weiter auf sie harren und hoffen mußte, aus ihrer Nähe verbannt, ohne eine andere Brücke als die seiner Sehnsucht....

* * *

Doktor Meister fuhr nach Norden — heimatwärts.

Berlin blieb zurück, eine blitzende Häuserlinie, leuchtend im Nachmittagslicht des Vorfrühlings, überstrahlt vom flammenden Gold der Viktoria, die von der Höhe der Siegessäule herab phantastisch über die Stadt zu schweben schien.

Er sah, in die Ecke des Coupés gelehnt, das Dächermeer schwinden. Er haßte die Stadt, wie immer und überall die großen Städte gehaßt werden von denen, die etwas Liebes sorgenvoll in ihren Strudel hinabtauchen sehen, in die verlockende, gefährliche Brandung.

Also weiter hoffen sollte er — über ein Jahr!

Er nahm Thorensens Brief. Das klang ja alles ganz aussichtsreich, sehr herzlich und vom guten Ende überzeugt. Aber was wissen schließlich Väter von ihren Töchtern?

Also schreiben durfte er ihr, allerhand erzählen, ohne Anspielung auf die persönliche Absicht.

War er überhaupt sicher, daß sie seine Briefe lesen würde?

War sie nicht beinah feindselig gegen ihn gewesen, abweisend und sonderbar?

Er atmete auf, wie er freies Land sah, Himmelsweite und braune Flächen. Kleine verträumte Städte im frischen Märzwind, wie gesunde Menschenheimaten daliegend zwischen den noch blätterlosen Bäumen.

War es denn nicht überall besser zu hausen als in dem hohen Fach einer steinernen Kommode, die über dem Surren der Bahnschienen an einer asphaltierten Straße stand, die kein normales grünes Blatt hervorzubringen vermochte und im Sommer von der städtischen Verwaltung den künstlichen Schmuck eingesetzter Rabatten zugewiesen bekam?

Diese ganze Unnatur des Daseins, hatte sie nicht etwas Demoralisierendes?

Wischte sie nicht den feinen Flügelschmelz von den Seelen?

Stille und Einkehr, die den Menschen erzieht, das große Schweigen freier, stadtferner Natur — unmögliche Genüsse waren es für die Gefangenen der Steinmauern.

Halb war er voll Mitleid für die ihm entgleitende Familie. Halb zürnte er, zürnte, weil sie sich da wohlfühlten in ihrem entbehrungsvollen Zustand, weil sie nur Licht sahen, wo ihm der Schatten so dunkelschwarz erschien.

Lange, lange saß er, die Hand über dem Auge.

Das Mecklenburger Land flog vorbei. Den Küsten zu ging die Fahrt.

Wie ein farbenarmes, feingezeichnetes Landschaftsbild tauchte Lübeck auf, an Türmen und Toren reich, das von Alterspatina gedämpfte Rot seiner alten Backsteinkirchen fein und weich hineingestimmt in das blaue Grau der Abendnebel. Auf der Trave zogen dunkle Segler — wie eine unwahrscheinliche Staffage glitten sie vor der Silhouette der Stadt, ein Gefühl von Meeresnähe gebend, von Hansagröße — von Wind über Wasser.

Er atmete auf.

Heimatklänge taten seiner Seele not.

Hier gehörte er hin.

Hier war er nicht der hin und her getriebene Sklave zerrissener Empfindungen, hier konnte er selbst die schwere Kunst lernen, gelassen auf ein mögliches Glück zu warten — länger als ein Jahr.

Die Luft dieses Landes half zur Selbstzucht.

Rechts und links vom sausenden Zug hob sich ein Knistern.

Das war der holsteinische Buchenwald, durch den die Fahrt ging, mitten zwischen den Stämmen, so daß man sie fast zu grüßen glaubte.

Schräg goldener Abendstrahl floß um die Bäume, tanzend auf dem gelbbraunen, vorjährigen Laub, das wie ein raschelnder Teppich den Boden des Waldes überzog.

Nach feuchter Erde roch es, nach frischgespaltenem Holz und welken Blättern.

Und die Schönheit der Heimat umfing ihn wie eine Beschwichtigung nach den Enttäuschungen der großen Stadt.

* * *

Johanna Thorensen kündigte einige Tage später ihrem Bruder an, daß sie zum ersten April als Hausdame nach Lichterfelde zu Professor Hansen ziehen werde.

„Was fällt dir ein, Johanna!" fuhr er hinter seiner Morgenzeitung auf. „Weißt du, daß du etwas tust, was ganz und gar unherkömmlich ist? Was soll man in Attenrade dazu sagen! Die alte Tante Anka hat natürlich von der Sache damals gewußt. Mutter sprach ja alles mit ihr durch. In was für ein Licht begibst du dich! Hausdame bei einem alten Verehrer! Wie sieht das aus, Johanna!"

Johanna sah gelassen mit verschränkten Armen seinem Eifer zu.

„Hermann!" sagte sie. „Empöre dich nicht moralisch! Das gibt die Sache nicht aus! Ich bin eine Person von fünfundfünfzig Jahren! Sein Flirt mit mir, um es mit

dem damals noch nicht erfundenen Wort zu benennen, liegt siebenunddreißig Lenze zurück. Ich glaube nicht, daß ein Mensch so borniert sein würde, hieran eine moralische Glosse zu hängen. Zudem weiß Professor Hansen gar nicht so bestimmt, daß ich jene Johanna Thorensen bin. Als er Sondierungsfragen tat, habe ich es auf eine entfernte Cousine abgeschoben und gesagt, Johanna hießen wir alle. Ich hielt es zum Anfang für besser so. Den Zeitpunkt, wo dies Thema besprochen wird, kann ich ja späteren Entwicklungen vorbehalten."

„Johanna, du bist überspannt!" rief Thorensen.

„Bewahre! Ich bin sogar überaus vernünftig. Ich glaube, daß ich in der Hinsicht den Vergleich mit den Damen dieses Hauses durchaus aufnehmen kann."

„Wie meinst du das?" fragte er beunruhigt.

„Ich meine," stoppte sie gelassen zurück, „daß uns alle das Großstadtleben etwas aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Ich begebe mich nunmehr in eine mir gemäße Linie zurück. Mir hat Meisters Entsetzen über uns doch einen gewissen Eindruck gemacht! Es ist ganz gut, wenn ab und zu ein Mensch auftaucht, der einen andern moralischen Maßstab in der Hand hat als den, mit dem wir messen. Man mißt dann auch einmal wieder nach und merkt dann, daß manche Längen nicht recht stimmten."

„Meister ist bei all seinen Vorzügen ein Pedant!" versetzte Thorensen. „Er kann uns nicht beurteilen, er ist ungerecht. Wenn alle Menschen als wohlhabende Landgerichtsräte mit geistigen Interessen in Attenrade leben könnten, würde die Welt natürlich normaler sein, aber weiter käme sie gewiß nicht. Meisters Meinungen zählen nicht voll."

Johanna betrachtete den Bruder. Er vereinfachte sich das Dasein, indem er unbequeme Gedankengänge ablehnte. Sie wollte ihm mit Vogel Strauß kommen, aber als ihr auffiel, wieviel grauer sein Scheitel, wieviel müder seine Augen geworden waren, ließ sie den Hieb und fuhr schwesterlich vertraut fort: „Hermann! Wir haben alle zu viel Geld verbraucht letzte Zeit! Es ist ja furchtbar, wie es einem hier durch die Finger rinnt. Siehst du, ich habe es seit langem als meine höhere Mission betrachtet, ‚Spartopf' für deine Kinder zu sein. Ich habe früher stets die Hälfte meiner Zinsen zum Kapital geschlagen. Seit ich hier bin, hab auch ich vom Kapital genommen. Ich finde es widerwärtig, wenn solch alte Person ins Verschwenden gerät. Es wird mir ein angenehmes Bewußtsein im Hinblick auf die Zukunft sein, Gehalt zu beziehen. Es gibt ein Sicherheitsgefühl. Deine Töchter sollten sich das nur auch hinter ihre umwickelten Ohren schreiben. Warum lernt Anka nicht etwas Ordentliches? Sie ist gescheit genug. Weshalb dilettieren sie nur? Ich begreife dich nicht."

Thorensen hob erschreckt beide Hände.

„Nein, nur nicht auch noch diese Fragen über meine Schwelle!" rief er. „Mir würde himmelangst sein. Ich bin in solchen Dingen nun einmal altmodisch, Johanna! Ich würde keine Nacht ruhig schlafen, wenn ich die Tierchen in den Hörsälen und unter Studenten wüßte."

Johanna machte nachdenkliche Augen und überlegte, ob das Seelenheil der Tierchen in dem oberflächlichen Betrieb ihrer wahllosen Dilettantenbestrebungen eigentlich mehr gesichert war als auf den ernsten Pfaden eines geregelten Studiums? Aber schließlich! Was sollte sie so schwere Fragen dem abgearbeiteten Bruder vor die Füße rollen! Überlastete Menschen haben Anspruch auf Schonung.

Thorensen erhob sich kopfschüttelnd.

„Johanna! Johanna!" rief er, „es will mir nicht in den Kopf mit dem Professor. Es gibt Gerede! Verlaß dich drauf."

Er fuchtelte mit den Händen in der Luft und zerrte an der Storeschnur, die niemals richtig funktionieren wollte.

„Ja, das ist auch so!" sagte er abschweifend. „Wenn Tappendieck vom alten Markt kam und brachte einen Store in Gang, dann ließ er sich ein Jahr lang ziehen, wie geölt. Hier, die schrecklichen Jünglinge, die der Tapezier schickt! Kokettieren mit Amanda können sie, weiter nichts. Ihre Schnüre sind schon am nächsten Tag vertakelt, und funktionieren tun nur die Rechnungen über die Stundenarbeit, wo ich dann noch die mit Amanda verschäkerten Minuten mitzubezahlen habe. Ach, es ist nichts mehr, wie es in Attenrade war."

Zwischen dem Store, der nicht zugehen wollte, starrte er auf die Straße hinab, über der die Märzsonne lag.

„Und dies Biest! Diese Untergrundbahn! Wie sie da immer angeschossen kommt, wie aus einer Höllenmaschine! Und dabei verlangt Doktor Furka noch, daß ich die eigenartige technische Schönheit, die in ihr liegt, bewundern soll! Ach, ein Sonntagmorgen in Attenrade! Wie schön war es doch, Johanna! Wenn man so auf dem Deich ging, vom Wind umweht. Die Glocken klangen von der Stadt, und die Wellen sangen im Meer. Und die alten Eichenbäume standen die Chausseen herunter, und links im Land lag das Hünengrab, und im Sommer kletterte man mit dem Frühstückskorb hinauf. Mettwurst, mit der Hand gehackt, noch nicht durch Maschinenbehandlung der Individualität beraubt — so auf dem weißen Wissauer Brot und junge Äpfel dazu und ein guter Rotspon. Und da futterte man denn und überlegte sich, wie wohl im Leben der alte Hüne ausgesehen haben mochte, dem zu Häupten man sich's wohl sein ließ. Und die Dächer von Attenrade blitzten so traulich. Agnes ist ja ganz anders! Eine Wanderung Unter den Linden beglückt sie viel mehr — die Woche durch habe ich auch zur Sehnsucht gar keine Zeit. Aber am Sonntagmorgen überkommt es mich manchmal. Man sollte auch Sonntags um zehn auf dem Ministerium sein, das wäre viel vernünftiger und ließe solche Gedanken gar nicht aufkommen."

Er drückte den Kopf gegen das Fenster, dann wandte er sich plötzlich, in den ersten Gedankengang zurückfallend, um: „Ja, denkst du denn etwa, Johanna, daß sie in Attenrade nicht darüber reden werden?"

„Lieber Hermann!" versetzte sie. „Hätte ich zehn Leben, so wollte ich eins davon ganz so einrichten, daß es vor dem Tribunal von Attenrade Gnade fände. Da mir aber nur einmal ein Wandel auf diesem Globus garantiert ist, möchte ich meine Angelegenheiten auf die Weise einrichten, bei der am meisten für mich herauskommt."

„Also zum ersten April, wie ein Dienstmädchen!“ seufzte er traurig. „Du bist die erste aus unserer Familie, die hingeht und Geld verdient. Aber ums Geld ist es dir ja gar nicht, Johanna, es ist dir um die Romantik! Und darin liegt das Unmoralische.“

„Lieber Hermann! Jugend ist etwas, das mit den Jahren, die man zählt, gar nicht so sehr viel zu tun hat. Jugend ist Sache des Herzens. Vielleicht werde ich achtundneunzig Jahre, wie es Tante Anka ja ist. Danach hätte ich die Hälfte der Wanderung eben erst überschritten. Dranhalten muß sich der Mensch. Zugreifen nach Dingen, die er keinem andern wegnimmt. Ich bin im Recht, weil ich mich im Recht fühle. Das eigene Bewußtsein entscheidet.“

* * *

„Weißt du, Tante Johanna finde ich einfach großartig!“ sagte Anka zu Hilde. „Ganz entschlossen rückt sie nach Lichterfelde mit einem Zielbewußtsein, das seinesgleichen sucht. Paß auf, Hilde! Sie heiratet ihn noch. Besorgt und fürsorglich wird sie dem alten Herrn dauernd den Puls fühlen und schon die richtige Stunde herausmerken, wann er reif ist. Überstürzen wird sie nichts. Sie ist klug und hat Übersicht. Und er — paß auf! Wie alle großen Geister — weltfern und unpraktisch — tappelt er ihr ins Netz und wird's gut haben in dem Netz. Koffeinfreien Kaffee wird sie ihm geben und Quakeroats, weil er so hager ist. Päppeln wird sie ihn, wie sie uns als Säuglinge gepäppelt hat. Denn auf das Päppeln versteht sie sich. Nein! Sie imponiert mir! Sie ist eine kluge, späte Jungfrau mit viel Lebensmut, die sich schließlich noch post festum zulegt, was ihr die Jugend verweigert hat. Und interessant ist er! Der große Hansen mit all seinen tiefsinnigen Forschungen. Ich denke es mir ideal, mit einer Leuchte der Wissenschaft zu Abend zu essen, die Strümpfe eines Ausnahmemenschen zu sortieren und ihm Emser Brunnen warm zu machen, wenn er Husten hat.“

„Ja, Anka! Sie hat Glück!“ sagte am Abend Gunhilde, die seit zehn Minuten versonnen und gewohnheitsgemäß ihr langes, blondes Haar bürstete, die einzige Zeit am Tage, während der sie, der Hetze entronnen, volle Ruhe empfand. „Wenn man doch auch alt wäre und hätte alle Unruhe hinter sich und könnte irgendwo im Grünen einen alten Herrn pflegen, den man einst geliebt hat, es muß ein Idealzustand sein, hinaus über alle Leidenschaften. ‚Abgeklärt‘ nennt man es ja wohl?“ Und sie zog ein langes, helles, ausgegangenes Haar vom Kamm und hielt es gegen das Licht.... „Ja, und weiß sein! Eine sympathische alte Dame, die nie etwas Inkorrektes getan hat und mit einem guten Ruf durchgekommen ist durch alle Fährlichkeiten dieser bösen Welt, die zum Beispiel nie in einem Kabarett gewesen ist! Ach, Anka! Ich fand es schrecklich gestern. Mir war noch ganz scheußlich zumute, als ich heute aufwachte. Muß man denn überhaupt von solchen Dichtern wissen!“

Und sie bürstete melancholisch weiter.

„Diese Dichter hören die Brunnen des Lebens rauschen“, sagte Anka begeistert. „Sie haben aus der Tiefe geschöpft. Sie sagen das Letzte, das fast Unsagbare, und darin liegt ihre Kühnheit und ihre Macht. Du tust mir leid, wenn du nicht mitkannst und die Höhe über diesen Abgründen nicht verstehst. Aber dispensieren kann ich dich nicht davon, denn zwei Schwestern, das ist immer wie eine gute Deckung, wie eine geschlossene Kolonne. Ich bin ja auch sehr bereitwillig zu Gegenleistungen. Denkst du, daß ich zu meinem eigenen Vergnügen in deines Marcells Kurse ginge, wenn es nicht aus Gutmütigkeit für dich wäre. Ich bin ja innerlich längst über Marcell hinaus. Mir kann er nichts mehr geben. Er ist mir auch nicht glänzend genug. Ich bin für den großen Stil. Ich bin für hohe Gefühle, die kurz, aber intensiv sind. Ich bin für Henry X.“

„Du, Gunhilde, hast kein Zielbewußtsein. Du weißt nicht, was du willst.“

„Ich wüßte das schon. Ich möchte Marcell heiraten, ihn jeden Abend rezitieren hören, immer in einer andern Stadt. Ich hätte dann einen Freiplatz auf der ersten Reihe oder lieber am Seitendiwan, wo ich besser die entzückten Gesichter all der Frauen und Mädchen sähe, die sich an ihm begeistern. Seine Stimme hat etwas so Beruhigendes. Mir ist dann immer, als wäre alles sonst gleichgültig. Papa könnte nichts dagegen sagen. Er ist aus guter Familie. Sein Vater war Major. Er hat auch etwas. Vielleicht, wenn man zusammenlegte?“

Anka trat kopfschüttelnd näher.

„Gunhilde, sei nicht so banal! Er ist ein entgleister Student, der, weil er nicht selber Werte schaffen kann, anderer Leute Verse nachplappert. Er ist allenfalls geeignet zum Probepfeil eines Provinzbackfisches.... Aber, du, die jetzt doch den Vergleich hat!“

„Anka! Niemals will ich so hoch hinaus wie du, und nie würde ich mich versteigen, mit meinen Gefühlen an solche Löwen heranzugehen, wie du das tust. Mir wird ja schwindlig, wenn Henry X. nur mal auf mich zukommt! Bei Marcell kann ich immer gerade mit, und das ist das Schöne. Und daß er aus gutem Hause ist, gibt mir Sicherheit. Die Wettersteins sollen eine sehr geachtete Familie sein; sie haben sich ja alle ziemlich von ihm losgesagt, da er seinen Namen auf Programme druckt und darum zuweilen an Säulen klebt. Vorurteile sind eben überall. Er steht darüber, und das gefällt mir auch wieder an ihm. Er ist mir der liebste von allen ‚Bannbefreiten‘. Die meisten andern sind mir unheimlich.“

„Ich habe Ehrgeiz!“ rief Anka und breitete ihre schönen, schlanken Mädchenarme aus. „Ich möchte etwas leisten, möchte imponieren, in vordere Reihen kommen. Henry X. meint, daß in mir das Zeug zu einer guten Essayistin stecke — er meint überhaupt, ich könnte alles. Nur nicht treu sein. Aber das ist ja bei den ‚Bannbefreiten‘ auch nebensächlich. Ihre Seelenfreundschaften dauern ja stets nur zwei Jahre, da festgestelltermaßen ein drittes Jahr immer langweilig wird, ebenso wie man auf Reisen nie dreimal an denselben Ort gehen soll. Die erste Wiederkehr ist der Hochmoment, aber beim drittenmal hat man jede Landschaft über. Henry X. behauptet, selbst auf dem Nil sollte man nur zweimal fahren, und sogar die Rosenfelder von Schiras dufteten beim drittenmal auch nur wie künstliches Parfüm.“

„Tante Johanna hatte Glück,“ versetzte Gunhilde,

„nun läuft ihr Professor Hansen erst ein zweitesmal über den Weg. Also der Hochmoment für sie. Selbst die Bannbefreiten müßten sie beneiden!"

Sie stützte den Kopf in die Hand und starrte in das dunkle Firmament, an dem nebelverschleiert ein paar hohe Sterne unruhig flimmerten.

* * *

Tante Johanna schritt mit eigentümlichem Gefühl durch das eroberte Haus.

Es war ihr sonderbar, so zum ersten April irgendwo als Stütze einzuziehen bei einem fremden Mann in einer fremden Umgebung — ihr, die doch ihre Arbeitskraft immer nur ohne Entgelt dem Familienbetrieb zur Verfügung gestellt hatte, wie das in den heimatlichen Verhältnissen selbstverständliche Sitte war.

Sie hatte sich von den Traditionen freigemacht und ging zum erstenmal ihren eigenen Weg.

Der April warf einen Hagelschauer über die nackt und kahl dastehenden Villen von Lichterfelde-West. Die laublosen Stämme der dünnen Bäumchen draußen im umzäunten Garten hinter dem Haus bog der Wind. Ein kleiner Wasserteich, der wie ein ausdrucksloses Auge hoffnungslos zum Himmel starrte, lag sonderbar zwecklos mitten im Rasenstück. Wo er in einen schmalen Arm auslief, der sich zum Nachbargarten hinüberwand, schwang eine runde Brücke mit braunem Geländer aus nachgemachten Baumästen sich über das Wasser.

Sonderbar! dachte Johanna. Wen kann es gelüsten, über solch ein Wasser auf dieser Brücke zu schreiten? Kann das Illusionen geben? Seltsam, wohin Vorortphantasie sich verirrt! —

Weit und kaltgrau dehnte sich der Himmel. In der Aussicht lag als einziger Augenzielpunkt die große Kadettenanstalt, die berühmte Brutstätte für den militärischen Nachwuchs. Wenn man blinzelte, konnte man Kuppeln und Dächer allenfalls für ein Kloster halten, so wie sie in der weiten Ebene der Lombardei in Feldern von Reis und Mais weltabgeschieden verstreut liegen.

Überhaupt, wenn man nur blinzelt, dachte Johanna, dann wird auch alles Prosaische Poesie.

Immerfort pfiff es von einer Seite in den sonst so lautlosen Frieden der Vorortsstraßen. Wie immerwährende Signale, daß eine Riesenstadt in der Nähe war, daß man sich nur ja nicht einbilden sollte, hier etwa in nervenberuhigender Kleinstadtstille seine Tage verträumen zu können.

Aus der oberen Etage ertönte Lärm. Zwei frischzugezogene Dienstmädchen kramten ihre Sachen aus. Frau Professor Brandau, geborene Hansen, hatte es für richtig gehalten, einmal den gesamten Hausstand des Vaters neu zu organisieren.

Die Minderwertigkeit der abgezogenen Größen machte sich überall bemerkbar. Es zuckte Johanna in ihren Hausfrauenfingern.

Sie ging in Professor Hansens Arbeitszimmer und wischte eigenhändig Staub.

Sie wischte zärtlich und liebevoll mit Rührung und Respekt vor jedem Buch, jeder Mappe.

Sie dachte mitleidig gerührt über sein Dasein nach, von dem sie nunmehr, dank allerhand Umfragen, ein ziemlich genaues Bild in Gedanken trug. Er hatte das in mehr als einer Richtung harte Leben des Mannes hinter sich, dessen Begabung einzig auf geistige Gebiete eingestellt ist und den praktischen Fragen der Daseinsführung gegenüber völlig versagt.

Sein Haushalt war der schiefe, dem Zufall preisgegebene Rahmen seiner Existenz.

Mit vollkommenem Fatalismus hatte er seit langem den Wechsel der Gestalten und all die grotesken Konstellationen getragen, denen das erbarmungslose Leben die unpraktischen Einsamen ausliefert. Jede unvernünftige Einmischung seiner Tochter, jede Insulte eines ausfallenden Dienstmädchens, jede Verdrehtheit der Hausdamen, die seine Tochter bei ihm einsetzte, nahm er stoisch hin. Er war nur in dem Reich seiner Wissenschaft groß, sonst ein willenloses Opfer der Wirklichkeit.

Er hatte alle Sorten von häuslicher Misere durchgemacht.

Er kannte Tage, an denen alle dienstbaren Geister aus Gründen, über die er sich nie den Kopf zerbrach, verschwunden waren... Morgenstunden, in denen er selbst einheizte, Abendmahlzeiten, zu denen er den Aufschnitt selbst im Eckladen holte.

Nichts, was den Tiefstand häuslicher Angelegenheiten betraf, war dem großen Hochschullehrer fremd, der vormittags bewundert und redegewaltig auf dem Katheder seines großen Hörsaales stand, und abends seine Kragen zuweilen selber zum Plätten trug, dessen Photographie mit dem scharfsinnig prüfenden Blick der hellen Augen in den Buchläden der Hauptstadtstraßen hing, und den seine eigenen Köchinnen wie Staub unter ihren Füßen behandelten, weil er unpünktlich zum Essen kam oder die Auszahlung der Löhne vergaß.

Er war solche Kontraste gewohnt, schon zu Lebzeiten seiner Frau, die noch verträumter war als er, kränklich und mißvergnügt, eine ihm von Kollegenfrauen zugeschobene Gelehrtentochter, die er nach der Enttäuschung mit Johanna Thorensen schnell, ohne Freudigkeit, aber auch ohne Abneigung geheiratet hatte.

Ihr Bild stand auf seinem Schreibtisch.

Johanna Thorensen nahm es beim Abwischen in die Hand.

Dieselbe tiefverstimmte Mundlinie wie bei der Medizinerfrau vom Lützowplatz. Der Zug von Gram und Unlust. Wie karg das Leben gegen ihn gewesen war in diesen Dingen! Gelehrtenruhm gab es ihm, aber wie wenig Menschenglück!...

Die Dienstmädchen erschienen und erkundigten sich, kriegsbereit und prinzipiell nur zu einem Mindestmaß von Arbeit entschlossen, nach ihren Pflichten.

Johanna ergriff mit Wollust die Zügel — hier, wo ihre Talente lagen, fühlte sie die Kraft des Riesen, der den Erdboden berührt.

Um drei erschien Professor Hansen.

Johanna trug ein dunkles, puritanisches Kleid, begrüßte ihn kurz und förmlich und sprach beim gemeinsamen Mittagessen nur zehn gleichgültige Worte.

Da machte sie den Kaffee mit Liebe, stellte ihm Zigarren und Rauchzeug hin und verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Goldfieber.

Szenen aus Wild-West. Von Victor Ottmann.

„Die Preßtelegramme, Sir", sagt Jim, der schwarze „Ober", und wirft seinem Stammgast ein mit Schreibmaschinenschrift bedecktes Blatt Papier neben das Steak. Es ist das Bulletin, das die Telegraphenagentur der noch zeitungslosen jungen Ansiedlung am Fraser River in Britisch-Kolumbien täglich herausgibt, und das die interessantesten Depeschen des Reuterschen Bureaus enthält. O'Brien, der Ire mit dem rötlich strahlenden Gipfel, überfliegt zerstreut das Blatt, während sich seine Zähne ins Steak vergraben. Großes Erdbeben in Indien — geht mich nichts an. Der Zuckerkönig von Hawaii pleite — herzliches Beileid. Tom Jenkins schlägt im großen Boxermatch von Minneapolis dem Nigger Cicero nach der dritten Runde fünf Backzähne aus — bravo, Jenkins, es gibt noch Männer in Amerika! ... Aber was ist das? Der Ire reißt die Augen auf; das Messer, mit dem seine Rechte die Fleischstücke zwischen den Kinnladen verstaut, fällt klirrend auf den Tisch. „Hallo, was gibt's?" fragt sein Tischnachbar, der Lachsfischer mit den hohen Wasserstiefeln. O'Brien stößt einen greulichen Fluch aus, dann liest er, von den Kumpanen gedrängt, mit ungefügen Lippen stolpernd und abgerissen vor: „Die Regierung in Viktoria hat Nachrichten vom oberen Fraser erhalten, wonach in Blackwater Goldminen von fabelhafter Mächtigkeit gefunden wären. Die goldführenden Adern sollen ein Gebiet von fünf Meilen Länge und zwei Meilen Breite bedecken und voraussichtlich in einem Menschenalter nicht erschöpft werden können. Die ältesten Prospektors der Gegend behaupten, [niemals ähnlich günstige Chancen vorgefunden zu haben, und haben bereits die ersten Claims abgesteckt. Heute reist ein Regierungskommissionär nach Blackwater ab, wohin auch eine Abteilung der Mounted-Police beordert wurde. Es wird für die nächste Zeit ein gewaltiger Run der Goldgräber aus allen Teilen des Kontinents erwartet." Und dann noch ein zweites Telegramm: „Der Vertreter des Neuyork Herald meldet aus Blackwater, daß Farmer Brown auf seinem Grundstück einen Nugget im Goldwert von 20000 Dollar gefunden hätte. Man spricht allgemein von einem neuen Klondike."

Die Wirkung der Telegramme ist ungeheuer. Einen Augenblick sitzt alles sprachlos da, aber nur einen Augenblick. Dann springen die sechs Tischgäste von Hong Lis Boardinghaus wie ein Mann auf die Beine und stürzen über Jim und eine Platte Buchweizenkuchen hinweg zur Tür hinaus. O'Brien hat die Geistesgegenwart, noch eine volle Wiskyflasche von der Bar mitzunehmen, für alle Fälle. Der farbige Gentleman läßt seinen Buchweizenkuchen liegen und schließt sich den Davoneilenden an, nachdem er schnell die silberne Zuckerzange, den Stolz des Hauses Hong Li, als Andenken in die Tasche gesteckt hat. Hong Li versucht dem wilden Troß mit seinen armen Gichtfüßen nachzusetzen; die Angst des alten Chinamanns ist begreiflich, denn er hat von seinen Gästen noch für 14 Tage Kostgeld zu verlangen, dazu rund 50 Dollar Darlehn, für die er doch nur die Kleinigkeit von monatlich 25 Prozent Zinsen berechnet. Aber sein quäkendes Wehgeschrei verhallt wirkungslos im lärmenden Taumel. Der Kamp ist außer Rand und Band. Holzfäller, Lachsfischer, Fallensteller, Cowboys — alle haben die Telegramme gelesen oder davon gehört, alle stehen wie verzaubert unter dem Eindruck der märchenhaften Funde, alle werden nur von dem einen Gedanken beherrscht: Auf nach Blackwater! Und der Gedanke muß sofort, ohne nur eine Stunde unnütz verstreichen zu lassen, in die Tat umgesetzt werden, denn auch im wilden Westen wie überall auf der Welt gilt das Wort: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Auf diese oder ähnliche Weise entsteht im fernen Westen auf die Kunde von neuen Goldfunden hin ein „Run", ein Rennen nach dem Gold. Bret Harte hat in seinen kalifornischen Erzählungen meisterhaft geschildert, wie das Goldfieber ein förmliches Delirium erzeugt und der Run in einen „Rush", in ein ungestümes Drauflosstürmen übergeht. Nicht nur undisziplinierte Naturen, Tagediebe, Abenteurer, Desperados, werden von dem wilden Fieber befallen, auch fleißige, besonnene Männer werfen ihre Arbeit hin, lassen gutbezahlte Stellungen im Stich, trennen sich von Weib und Kind und schließen sich dem langen Zug der Glücksjäger an. Das Goldfieber krempelt den Charakter völlig um, macht Mutige aus Feigen und aus Weichlingen Leute, die jeder Strapaze spotten.

Haben die Goldsucher das vermeintliche Dorado erreicht, so beeilen sie sich, eine Konzession zu erwerben und ihren „Claim abzustecken". Natürlich kommt dafür nur freies Regierungsland in Betracht. Die einschlägigen Bestimmungen sind sehr verschieden und in den Vereinigten Staaten sowohl wie in Kanada häufigen Aenderungen unterworfen. Ohne näher darauf einzugehen, sei hier nur erwähnt, daß der kanadische Freischürfer gegen eine kleine Gebühr das Recht erwirbt, sich einen Claim, d. h. ein rechtwinkliges Stück Land von nicht mehr als 1500 Quadratfuß Umfang, mit Pflöcken abzustecken und darauf eine Zeitlang zu schürfen. Von den Erträgnissen des Claims erhält die Regierung einen bestimmten Anteil. Der „Prospektor", wie der Goldgräber sich am liebsten nennen hört, macht sich nun allein oder mit einem Genossen an die Arbeit. Uebrigens trifft der bei uns übliche Ausdruck „Goldgräber" nicht ganz das Wesen der Sache, richtiger wäre „Goldwäscher"; denn da es sich in den meisten Fällen um Alluvialgold handelt, d. h. um Goldpartikelchen im angeschwemmten und verwitterten Boden, wird das Edelmetall durch einen Spül- und Schwemmprozeß gewonnen. Das wichtigste Werkzeug des Prospektors ist demnach neben Spaten und Hacke die Waschschüssel. Zwar hat die Schüssel im Lauf der Zeit erhebliche technische Verbesserungen erfahren und sich im Großbetrieb zu einem ziemlich komplizierten Apparat entwickelt, aber der auf primitive Weise arbeitende Freischürfer ist den einfachsten Mitteln der Goldgewinnung treu geblieben. Das nach wiederholtem Schwemmen in der Schüssel zurückbleibende Rohgold, ein schwärzlich braunes, von gelben Kügelchen durchsetztes Pulver, wird von dem Staatskommissionär gewogen und abgeschätzt und dann in einer Bankfiliale in gemünztes Geld eingetauscht.

Erweist sich ein neu erschlossenes Goldgebiet als hinlänglich ergiebig, so schießen die Siedelungen der Schürfer förmlich aus dem Boden hervor. Oft ent-

stehen an einem einzigen Tag ganze Ortschaften, natürlich nur mit Häuschen aus einfachstem Fachwerk oder Wellblech, die von Bauunternehmern der nächstgelegenen Stadt fix und fertig geliefert und reihenweise aufgestellt werden. Ebenso schnell, im Handumdrehen, etablieren sich Geschäfte für die Lebens- und Arbeitsbedürfnisse der Schatzgräber: Gasthäuser, Kaufläden, Fleischer, Bäcker, Bankfilialen — und nicht zuletzt die sogenannten „Saloons", Schankstätten, in denen der Miner die vielleicht schon lange entbehrte „geistige Anregung" findet und für schauderhafte Getränke ein wahres Sündengeld bezahlt. Wie man sich denken kann, fehlt es bei der höchst gemischten Gesellschaft auf den Goldfeldern zwar nicht an gelegentlichen „Unstimmigkeiten", im allgemeinen aber herrscht doch, auch ohne nennenswerte staatliche Aufsicht, ganz gute Zucht und Ordnung. Störenfriede werden nicht geduldet und im Notfall mit den drastischen Mitteln der Selbsthilfe auf kürzestem Wege beseitigt.

Hat der Prospektor Glück, und sein Claim ist ergiebig, so können sich alle, die von der Uebervorteilung der Goldsucher leben, einen idealeren Kunden gar nicht vorstellen. Er wirft dann mit dem Geld um sich. Aber wie häufig sieht er alle Hoffnungen vereitelt! Das Goldfeld kann wohl reiche Schätze des edlen Metalls bergen, aber dieses — ein sehr oft vorliegender Fall — ist so in die Quarzriffe eingesprengt, daß es nur mit kostspieligen Apparaten und Anlagen gewonnen werden kann und dem gewöhnlichen Schürfer gar keine Aussichten bietet. Ein erfahrener Prospektor hält sich dann nicht lange mit fruchtlosen Versuchen auf, sondern schnürt sein Bündel und zieht weiter. Auch die Claims verläßt er bald, wenn sie nicht mehr recht ergiebig sind. Reiche Goldfelder werden schnell Gegenstand einer wahnsinnigen Spekulation. Das Goldfieber auf dem ganzen Erdenrund wird dann sozusagen organisiert, der Telegraph bringt Aktiengesellschaften zusammen, Börsenmänner und Agenten haben alle Hände voll zu tun, und eine wilde, in der Wahl ihrer Mittel nicht eben zaghafte Reklame verspricht den Gläubigen goldene Berge. Das Goldfieber der Menschen, der Drang nach müheloser Bereicherung war immer ein gutes Spekulationsobjekt, und die Drahtzieher hinter den Kulissen sind tüchtige, gerissene Psychologen.

Tosari auf Java.

Von H. Heiland. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

In wilder Fieberglut, rasend in der Umklammerung des verderblichen Tropenfiebers, liegt der Kranke — — keinen zähen Widerstand vermag der durch den jahrelangen Aufenthalt in der Gluthitze der Tropen geschwächte Körper der heimtückischen Krankheit zu leisten.

Ein Tag — Tage vergehen, bevor aus weiter Ferne ärztlicher Beistand herbeigeholt. Ernst prüft der Arzt das Befinden des Kranken — sein Urteil lautet: Bekämpfung des augenblicklichen Fiebers, dann so schnell wie möglich — Tosari.

Tosari — gleich dem fernen Darjiling — das Ideal — der Traum des in der immerwährenden Glut der Fieberländer Java, Sumatra und Borneo ermattenden Europäers — Tosari bedeutet für ihn den Ersatz der unmöglichen Reise zur fernen, kühlen nordischen Heimat — bedeutet Wiederherstellung des erschlafften Körpers — der überreizten Nerven in der kühlen, frischen Bergluft.

Eine endlose Reihe mächtiger Vulkane, noch heute zum Teil der Schauplatz des Tobens der dämonischen unterirdischen Gewalten, durchzieht Java, diesem tropischen Wunderland jenen eigenartig unheimlichen Reiz gebend. — Jenen Widerspruch, der die menschliche Natur wohl am meisten lockt — dumpf donnernde Vulkanschlünde, die ihre Rauchmassen gen Himmel schleudern, inmitten der friedlichen, üppigen Tropenlandschaft.

Der mächtigste dieser Vulkane ist der Tengger, vor undenklicher Zeit ein einziger Riesenvulkan, dessen Krater wohl der größte aller irdischen ist. Heute füllt das unendliche Rund ein See — ein See, der auf Erden nicht seinesgleichen hat — Dasar, ein Sandsee, aus feiner Vulkanasche gebildet.

Ueberwältigend ist der Blick über die unendliche, totenstarre Fläche, die in schwindelnder Tiefe zu Füßen des Wanderers liegt, der den Kraterrand erklommen. Aus diesem Meer von Sand wachsen neue, gewaltige Gebilde der unterirdischen Gewalten empor.

In wildem Schaffen sind hier dämonische Kräfte — fast täglich schleudert der schlanke Riesenkegel der Smeroe seine glühenden Steinmassen, seine ungeheuren Dampfwolken gen Himmel — zitternd schwankt der Boden, wenn der heilige Bromo unter dumpfem unterirdischem Donnern seine Rauchmassen ausspeit.

Hoch an den Hängen dieses furchtbar prächtigen Berges in 6000 Fuß Meereshöhe liegt Tosari, der Zufluchts- und Erholungsort der Europäer aus dem weiten Rund des indischen Archipels. Die Eisenbahn führt den Erholungsuchenden bis Pasoeroean; dort besteigt er einen der kleinen javanischen Wagen, dessen winzige Pferdchen den Wagen in kaum zwei Stunden nach Pasrepan, am Fuß des Tenggergebirges, bringen.

Hier wird der Wagen gewechselt, und nun geht es ebenfalls mit nur zwei Pferden steil der Höhe entgegen. Unglaublicherweise nehmen die beiden kleinen Pferde selbst starke Steigungen fast immer im Trab, so daß die sehr bedeutende Strecke bis Poespo in zweieinhalb Stunden zurückgelegt wird.

Der Weg führt fast durchweg durch bebautes Land. Doch gar bald wechselt der Charakter der Bauart der Häuser und der Landschaft. Bewohnen das Flachland die mohammedanischen Javanen, so beginnt hier das Reich der Tenggeresen, eines Restes der alten Hindubevölkerung, die sich vor dem siegreich vordringenden Mohammedanismus vor Jahrhunderten in die damals unzugänglichen zerklüfteten Schluchten des Tenggergebirges zurückzogen.

Reisfelder sind nirgends zu sehen, da die Tenggeresen infolge einer alten Ueberlieferung aus der Zeit ihrer Flucht keinen Reisbau betreiben, dafür sind die sorgfältig in kleine Terrassen ausgearbeiteten Berghänge bedeckt mit Maisfeldern, deren grüne Blätterbüschel mit dem dazwischen vorlugenden rötlichen Boden ein schachbrettartig buntes Bild bieten.

Merkwürdig malerisch sind die Hütten der Tengge-



Dorf der Tenggeresen.

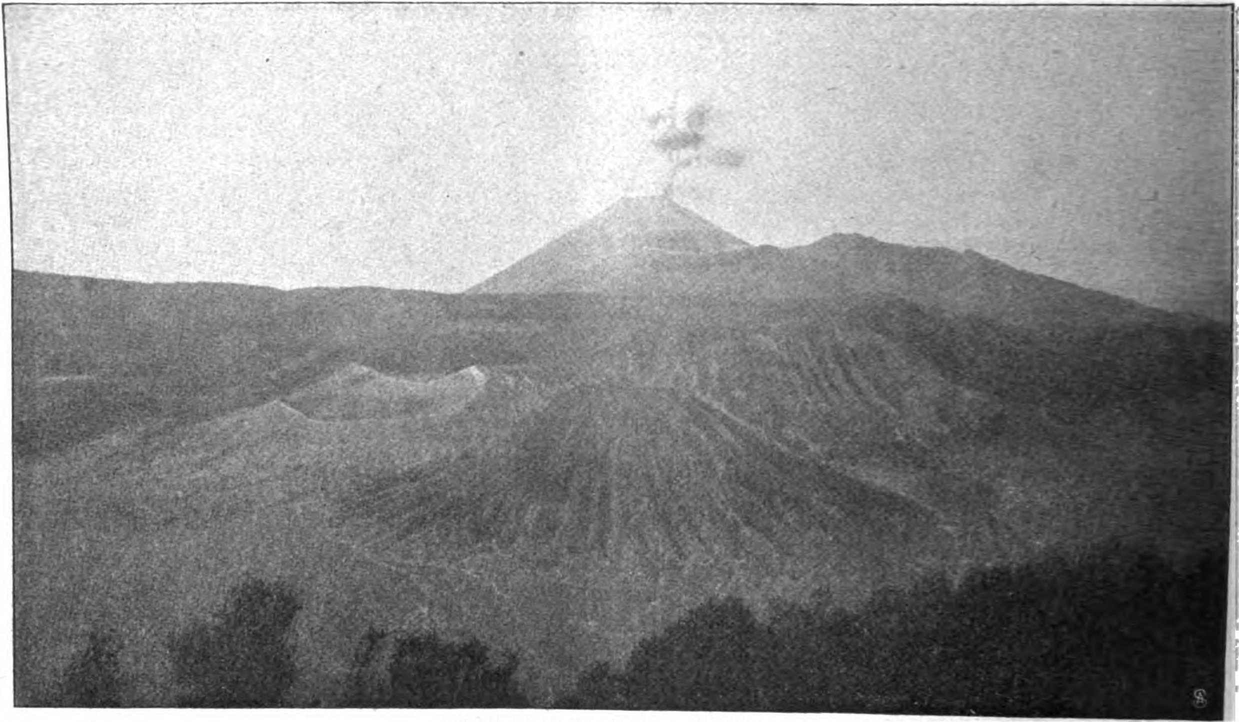
resen, die an den Abhängen der Schluchten kleben oder aus steiler Höhe von den Kämmen der einstigen Lawaströme winken.

Seltener und seltener werden die Hütten. Doch da spannt sich ein leichtes Bambustor über die Straße — Poespo — kündet die holländische Inschrift. Bald ist die Dessa Poespo, ein kleines Dorf, erreicht, auf dessen Passar, dem Marktplatz, reges Leben herrscht, kommen doch hierher die Tenggeresen, um ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu verkaufen und sich mit Werkzeugen und was sie sonst zu ihrem einfachen Leben von europäischen Waren benötigen, zu versehen. Auf einem vorspringenden Bergrücken liegt das Sanatorium, eine Zwischenstation für das hochgelegene Tosari.

Schon von hier schweift das Auge über eine weite Fläche Landes, das tief unten zu Füßen liegt — immer mehr weitet sich aber der Blick auf dem weiteren Weg zur Höhe, der im Sattel oder im Tandok, dem von sechs Tenggeresen getragenen Tragstuhl, zurückgelegt wird. Rapid verändert sich das Bild der Vegetation. Verschwunden sind Kokospalme und Bananen. Mächtige Farnbäume mit ihren wunderbar zarten Blättern heben sich am Weg. Niedere Farne bedecken seine Ränder. Schon beginnen sich die Bäume mit der eisgrauen Bartflechte zu bedecken — ein deutliches Zeichen des kälteren Klimas. — Drei bis vier Stunden sind so im Betrachten des stets wechselnden Panoramas vergangen, da verläßt ein breiter, mit hölzernen Stufen versicherter Pfad die breite Straße und steigt steil auf einen haarscharfen Grad zur Höhe, über den er nach etwa einer Viertelstunde das kleine Dorf Tosari erreicht. Rechts und links die Bambushütten der Tenggeresen. Doch bald weichen sie weiten Gartenanlagen, in denen



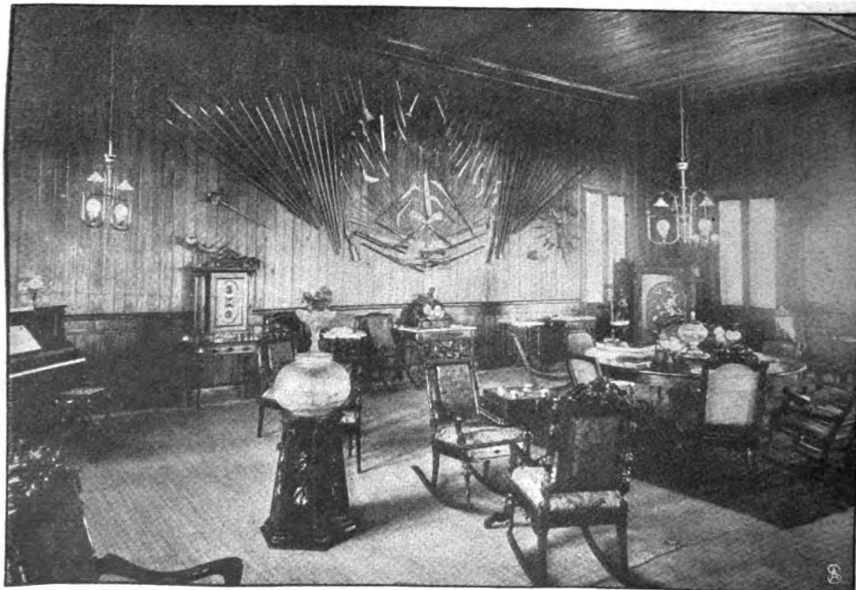
Ankunft in Tosari.



Die Vulkane des Tengger-Massivs.

kleinere und größere Gebäude im leichten, tropisch europäischen Stil liegen — etwas höher ein größerer, weitverzweigter Gebäudekomplex, das Sanatorium Tosari, der Zufluchtsort des Europäers vor dem mörderischen Klima der umliegenden Tropengegenden.

Eigenartig ist hier oben alles — die Gebäude aus hellfarbigem Holz, die Decke aus Bambusgeflecht — an beiden Seiten eine breite, gedeckte Galerie, von denen die äußere mit bequemen Liegestühlen versehen, den Blick in die Tiefe gestattet. In allen Räumen, die dem gemeinschaftlichen Leben dienen, bedecken Trophäen und Waffen der Eingeborenen die Wände, die Eigenart des ganzen Milieus noch erhöhend.



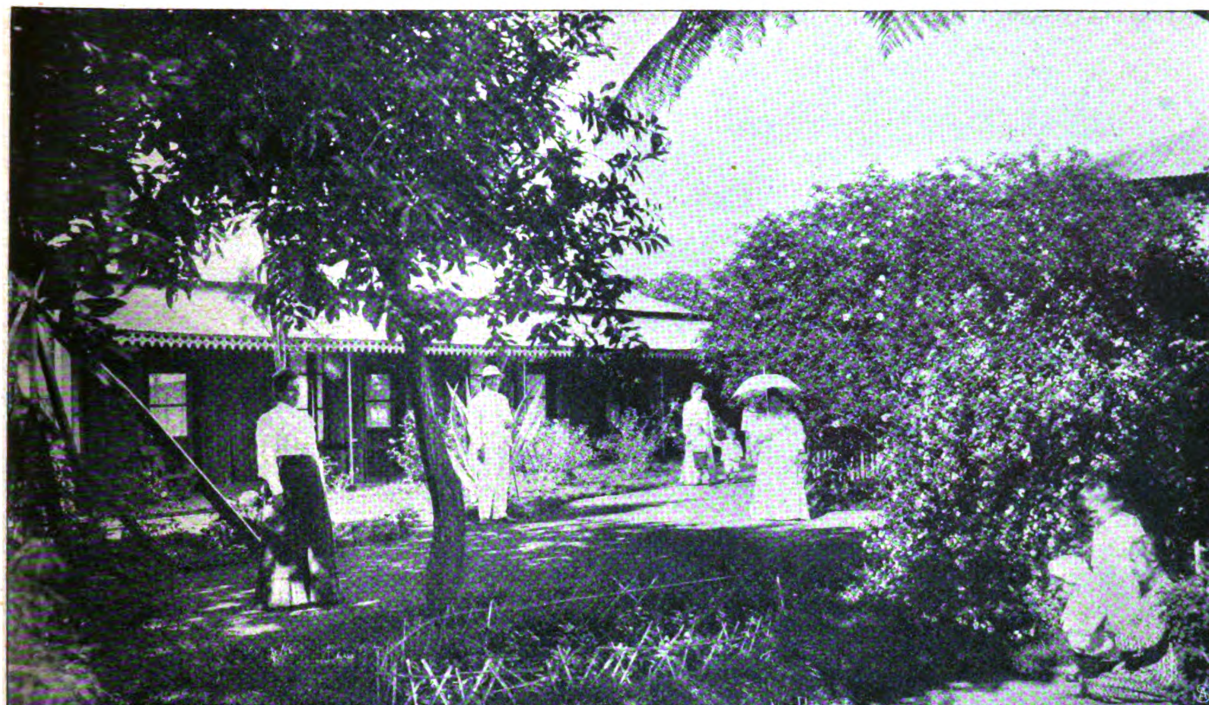
Gesellschaftszimmer im Tosari.

Wohl herrscht hier oben Eleganz und auch Luxus, wohl reihen sich am Abend Herren im eleganten dinnerdress neben Damen in reicher Toilette an üppiger Tafel. Doch was will alles Menschenwerk besagen gegen die wunderbare Natur, die Tosari umgibt, gegen die Aussicht, die sich von jedem Fenster jeder der weiten Galerien und Veranden bietet.

Unmittelbar vor dem Schauenden eine steil abfallende Schlucht, bedeckt von terrassenförmigen Maisfeldern, deren ebene Flächen kaum zwei Fuß breit sind, dazwischen kleine Waldstreifen und einzelne Bäume, Baumfarne, Bananen und jenseit der Schlucht auf dem scharfen Kamm eines Bergrückens ein malerisch im Grün versteckte Dorf der Tenggeresen.

Tief ins Tal hinunter erstreckt sich die Schlucht, dort hinunter, wo das flache Land sich wie ein Mosaik, eine Reliefkarte, in allen Schattierungen von Grün ausbreitet. Dort jene weiten, hellgrünen Flächen — Sawahs — Zuckerrohrfelder. Dazwischen die dunkleren Kokoshaine, die die zahllosen Dörfer bergen.

Am fernsten — nahe dem indischen Ozean, **der**



Tosari: Pavillon des Sanatoriums.



Tosari: Blick auf den Arjoenau.

seinen leuchtenden Spiegel dort um die weitgeschweifte Küste schlingt, der Panangoengan. Klar hebt sich sein rötlicher, spitzer Aschenkegel gegen den blauen Aether. Da schießt aus dem Krater eine gewaltige Dampfwolke, die lange in der regungslosen Luft über dem Gipfel schwebt.

Neben dem schlanken Panangoengan der zackig langgestreckte Arjoenan, benannt nach einem der Haupthelden des javanischen Wayang, des javanischen Theaters. Links von Arjoenan in weiterer Ferne schließt der Kawi das weite Panorama, das nach rückwärts durch die zerklüfteten Wände und Schluchten des weitausladenden Tengger Massivs seinen Abschluß findet.

Wie mancher Genesende hat von seinem Liegestuhl aus sich stundenlang des herrlichen Bildes gefreut — wie manchem blasierten Globetrotter wird es einen Ausruf der Bewunderung abringen, wenn sich der stetig und stetig anschwellende Touristenstrom erst einmal über Java und damit auch nach Tosari ergießt.

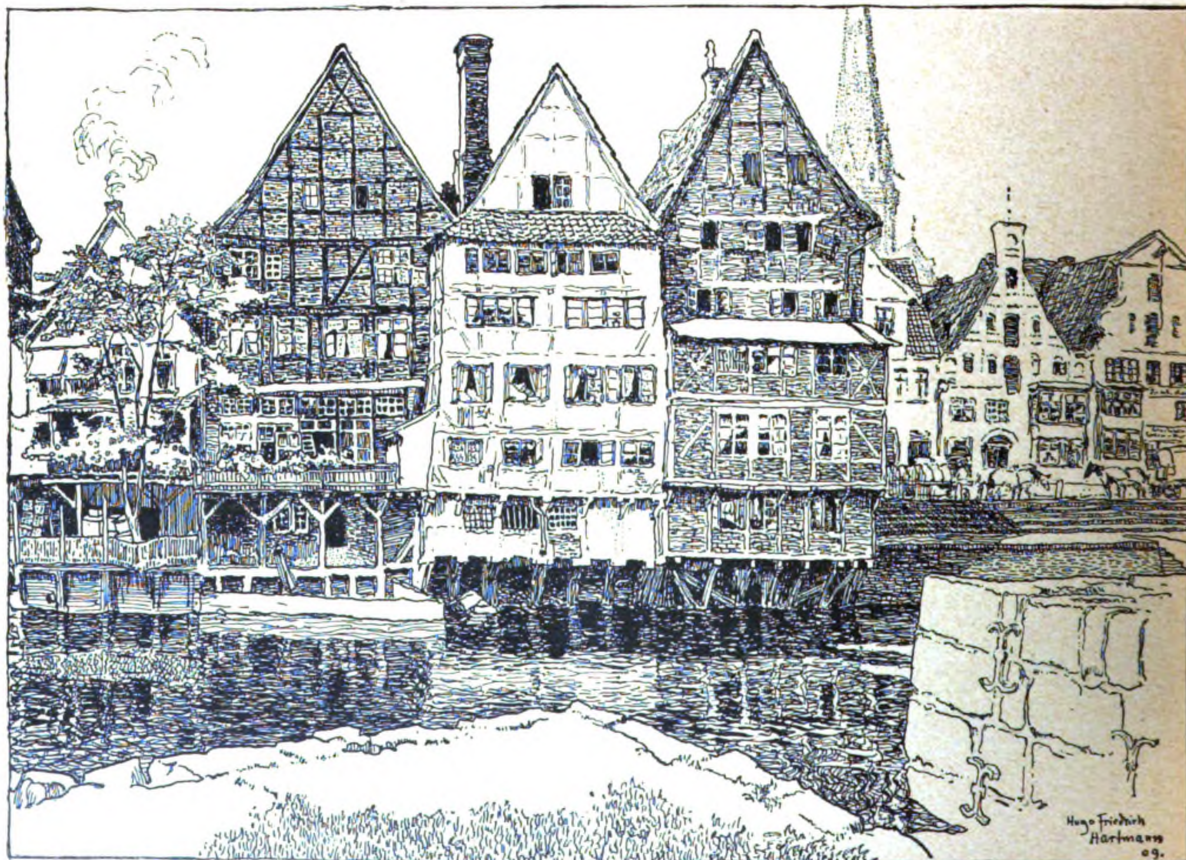
Die Illustratoren im Glaspalast.

Von Dr. Max K. Rohe. — Hierzu 8 photogr. Aufnahmen.

Der 1896 hauptsächlich zur Wahrung der juristischen Rechte und wirtschaftlichen Interessen seiner Mitglieder ins Leben gerufene Verband deutscher Illustratoren, der seine Jahresrevuen sonst stets im Anschluß an die große Berliner Kunstausstellnng abzuhalten pflegte, ist dieses Jahr zum erstenmal wegen Differenzen mit der Ausstellungsleitung von seiner Gepflogenheit abgewichen und in den Münchner Glaspalast übersiedelt. Dort hängen in drei geräumigen und recht günstig gelegenen Sälen die Arbeiten der Verbandsangehörigen, die wie üblich das gesamte Gebiet illustrativer Kunst umfassen. Buch-, Fibel- und Märchenschmuck, Vignetten, Zierleisten, Titelbilder, Initialskizzen finden sich hier neben Phantasien, Karikaturen, Kalenderblättern, Exlibris und Plakaten.

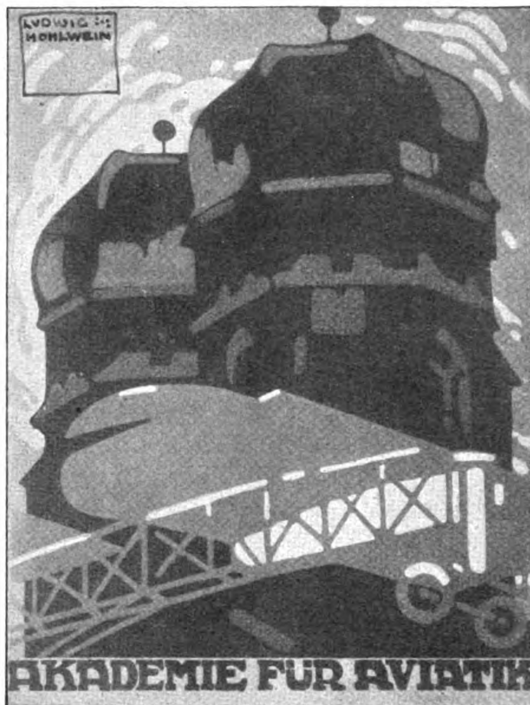


„Die Marquise mit dem Pagen." Von Pellon, Metz. (Kolorierte Zeichnung.)



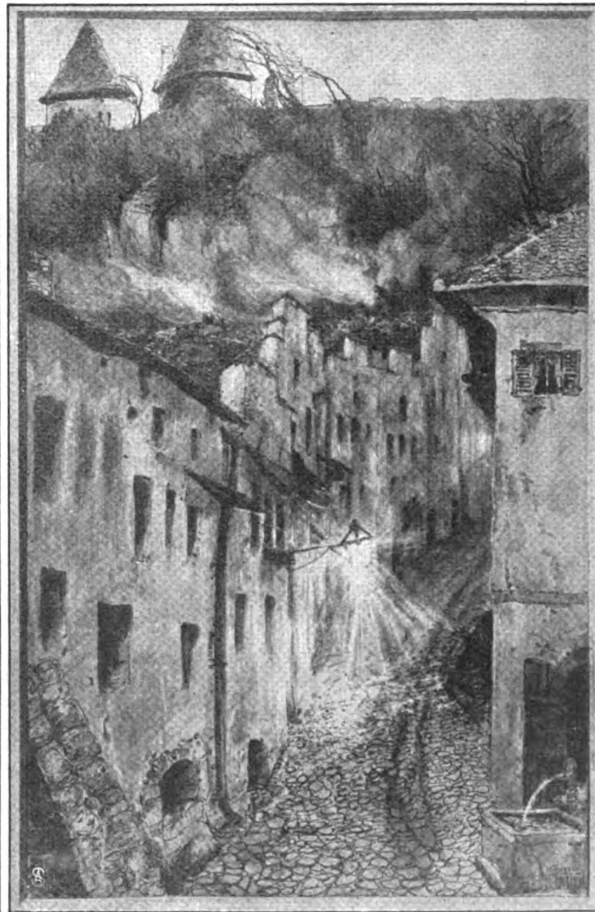
„Stintmarkt in Lüneburg." Von Hugo Fr. Hartmann, Bardowiek. (Federzeichnung)

Bei einem ersten Rundgang drängt sich einem auch hier ganz unwillkürlich sofort die gleiche Beobachtung auf, die man bei Betrachtung der ganzen derzeitigen deutschen Illustration gewinnt: nirgendwo klafft heute noch gleich schroff der Gegensatz zwischen älterer und modernerer Kunst, nirgendwo wird man deutlicher auf Vorzüge und Mängel beider hingewiesen. Vom Illustrator muß man vor allem die Fähigkeit fordern, einen Stoff so anzuordnen, daß im Nebeneinander der Fläche zugleich sein Gehalt und seine Entwicklung gegeben sind, mit einem Wort, die Fähigkeit klaren Komponierens. So scheiden sich in der gegenwärtigen Illustration, in der man naturgemäß nicht wie etwa in der modernen Malerei so häufig durch den großen sinnlichen Reiz von Tonigkeit und Farbe über das starke Unvermögen der Modernen, zu komponieren, hinweggetäuscht wird, die Gruppen der älteren und neueren Illustratoren sehr deutlich voneinander, die ersteren, gewöhnlich noch aus der Schule der heute im Niedergang begriffenen Historien- oder Genremalerei kommend, wissen zumeist ganz gut zu komponieren, erreichen aber nur selten volle künstlerische Wirkungen, die letzteren dagegen verfügen zwar über weit künstlerischere Mittel, doch ist ihre Erfindungskraft eine schlummernde, und insofern sie nicht bloß reine Naturalisten sind, huldigen sie bestenfalls noch einer wenig phantasievollen schematisierend-dekorativen Kunst. Von einem Höhepunkt unserer illustrativen Kunst kann so im allgemeinen bei den gegebenen Verhältnissen noch keine Rede sein. Einstweilen aber erweist sich die Ausstellung des Verbandes deutscher Illustratoren als sehr



Plakat von Ludwig Hohlwein, München.


„Im Zwiegespräch". Von P. Wendling, Groß-Lichterfelde.


„Burggäßchen" von Hugo Kreyßig, München.

lehrreich, sich über den Stand der einzelnen Gebiete zu orientieren.

In der Illustration von Romanen, Erzählungen und Märchen behaupten aus den oben dargelegten Gründen gegenwärtig noch die Ausläufer der älteren Illustrationskunst das Feld. Auf der Ausstellung des Verbandes zeichnet sich unter ihnen Felix Schwormstädt, München, aus, dessen erzählende Darstellungen zwar etwas Konventionelles an sich haben, immerhin aber ein starkes kompositionelles Geschick verraten. Aehnlich steht es um Kurt Liebich, Gutach, und Toth-Molnar, Berlin. Eine sehr moderne Auffassung repräsentieren Claus Bergen, München, Georg Bröl, München, Alfred Pellon, Metz, und Herbert Arnold, Berlin; letzterer



„Stilleben". Von Claus Bergen, München. (Bleistiftzeichnung.)



„Alt-Potsdam". Von Alfred Liedtke, Potsdam. (Aquarell.)

stellt ein sehr poesievoll erfundenes großes Triptychon aus. Auch Hans v. Volkmann, Karlsruhe, muß hier genannt werden.

Sehr stark und gut ist die landschaftliche Illustration vertreten. Von den Ausstellern sind zu nennen: Moritz Pretzsch, Berlin, Theodor Elfert, Berlin, Hans Martin Lemme, Neu-Lübstorf, der von sehr origineller Empfindung geleitete Fritz Douzette, Schlachtensee, Adolf Obst, Berlin, Karl Storch, Königsberg, Paul Geißler, München, Alfred Liedtke, Potsdam, Hugo Friedr. Hartmann, Bardowiek, Otto Günther-Naumburg, Charlottenburg, Edmund Fürst, Friedenau, Karl Homburg, Berlin, Richard Muth, Potsdam, Hugo Kreyssig, München, Ernst Gentzel, Charlottenburg und Max Malitz, Friedenau. Diesen reihen sich eine Anzahl tüchtiger Leute an, die mit freieren Phantasien, mit Studien und Skizzen, Stimmungs- und Genrestücken usw. auf den Plan treten: Hugo Fidus-Höppener, Woltersdorf, Rudolf Wolf, München, Albert Singer, Schliersee, Siegfried Berndt, Dresden, Fernand Schultz-Wettel, Steglitz, Edmund Fuerst, Friedenau, Otto Seitz, München (Rahmen mit Totentanzblättern), Walter Caspari, München, Claus Bergen, München.

Großes leistet unsere Illustration zurzeit schon auf dem Gebiet des Buchschmucks. Gerade auf diesem kleinen Gebiet des Buchschmucks sprudelt auch heute schon der Quell der Erfindung am frischesten. Als fähige Künstler des Buchschmucks erweisen sich von den Ausstellern: Giorgio B. Graf v. Buonaccorsi di Pistoia,

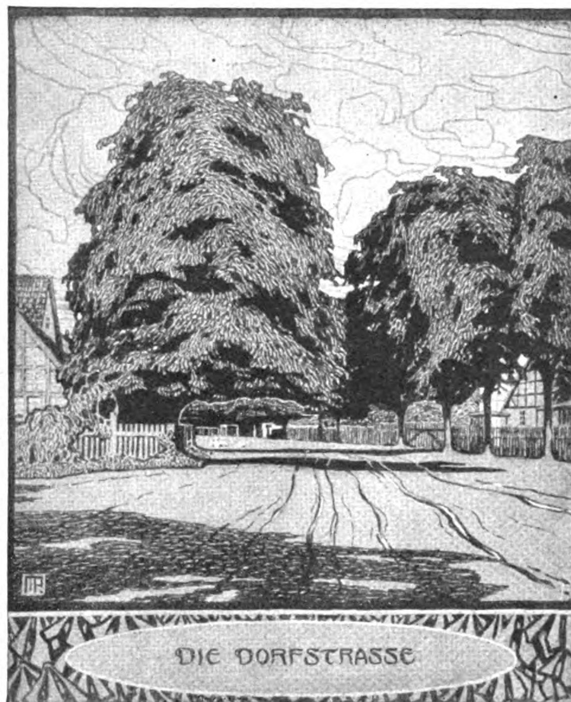


„Blocksbergfahrt". Von Edm. Fürst, Friedenau. (Radierung.)

Nürnberg, Georg Bröl, München, Otto Pippel, Planegg, Hans v. Volkmann, Karlsruhe.

Weiter nimmt die Witzblattillustration heutzutage einen hohen Rang ein; Karikatur und Satire speziell gehören mit zu den gepflegtesten Erscheinungen der Zeit, ein trotz aller Realität und allem Rationalismus als Unterströmung sich geltend machender Zug zur Romantik gibt wohl die Ursache ihres starken Hervortretens ab. Auch hier hat das Bedürfnis unserer Zeit die Uebung sehr ermuntert und höchst erfreuliche künstlerische Erfolge gezeitigt. Lustige Arbeiten werden auf diesem Gebiete geboten von Johann Bahr, Friedenau, dessen stark humorvolle Veranlagung nach den gegebenen Proben außer Zweifel steht, auch von Max Richter, Berlin, Berthold Pierson, Steglitz, und besonders von Dietrich Wilhelm Alberts, Steglitz, die alle auch künstlerisch durchaus Wertvolles vorzeigen. Ihnen schließen sich ein paar gewandte flotte Illustratoren gesellschaftlicher Szenen an: Oskar Bluhm, Meißen, und Paul Wendling, Groß-Lichterfelde.

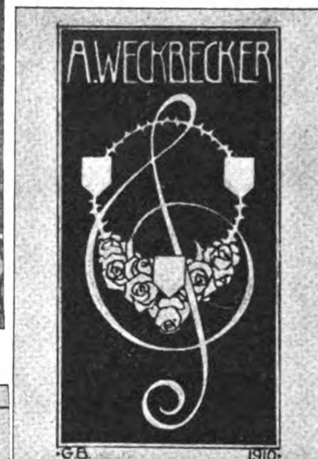
Als einer der modernsten Zweige illustrativer Technik endlich hat in unserer Epoche besonders die Plakatkunst Wert gewonnen, und sie ist ihrer starken öffentlichen Bedeutung wegen heute auch schon eine der populärsten Kunstgattungen. Einer der originellsten, stärksten deutschen Plakatkünstler ist der auf der Ausstellung vertretene Ludwig Hohlwein, München.



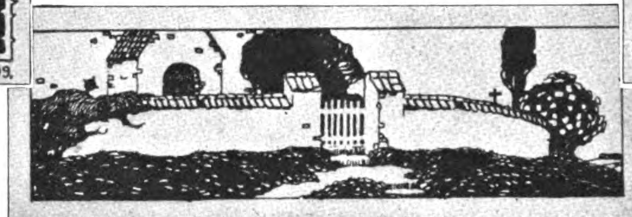
Buchschmuck von Moritz Pretzsch, Berlin.



Exlibris von G. Bröl, München



Exlibris von G. Bröl, München.



Buchleiste von G. Bröl, München.

Nur wer die Sehnsucht kennt …

Roman von

Ida Boy-Ed.

16. Fortsetzung.

Emmich ging auf die Tanne zu. Die ragte hoch und schwarz in die nächtliche Luft hinein. Ein ganz dünner, warmer Wind stieß leise in ihren Wipfel, so daß ein feines Knistern in den Nadeln rumorte.

Er stutzte. Da saß ja jemand. Eine Frau.

Und sie erkannten einander — es war mehr ein Spüren und Erraten als ein deutliches Aug in Auge.

„Renate!“ sagte er halblaut.

Sie stand zitternd vor ihm.

Sie hätte ihm ja um den Hals fallen mögen und weinen und betteln: „Verzeih mir — —“

Ihr Vater hatte in schwerem Kummer zu ihr gesprochen … von all den Zweifeln und Sorgen, die ihre Briefe in ihm wachgerufen. …

Nun wollte sie ihm zuschwören: „Ich liebe dich doch! Ich will ja alles auf mich nehmen. Alle Prüfungen,

allen Gram — nur verlaß mich nicht — niemals will ich dir wieder weh tun — still in mir stark zu werden suchen — nur verlaß mich nicht...."

Aber sie fühlte: das darf ich nicht!

„Ja," stotterte sie, „ich bin es... ich warte auf Papa. Er bleibt so lange...."

Und sie wußte kaum noch Haltung zu bewahren in dem schmerzlichen Erstaunen, daß er sie nicht in seine Arme nahm....

Sie hatten sich doch wochenlang nicht gesehen?

War sie denn nicht mehr seine Braut? War alles zu Ende?

„Das Kind ist tot", sagte er.

„O mein Gott."

Nun stand Renate ganz wie versteinert.

„Und — sie?" fragte sie endlich.

„Sie — ja, sie! Nun ist sie wie wahnsinnig — was morgen kommt — was die Zukunft bringt — wer weiß es! Sie hatte ja solche Begierde nach Glück.... Vielleicht wirft sie sich nun einem andern Mann in die Arme, weil ihr die Ehe mit Malte zu schwer schien — weil sie keine Opfer bringen konnte — weil sie gleich müde wurde an ihrer Sehnsucht...."

„Wie sprichst du bitter", sagte Renate leise.

„Wie soll man nicht bitter sprechen, wenn man sieht, wie eine Frau ein Mannesleben zerbrechen möchte, das er ihr gutgläubig in die Hände gab! Das sie mit heißen Schwüren und voll Liebe hinnahm.... Das sie dann nicht zu ehren und zu schonen wußte... warum? Weil sie es nicht verstand, mit ihrer Sehnsucht fertig zu werden — weil sie die Gegenwart des Geliebten brauchte, um zu lieben — armselige Liebe ist das — besser gar keine als solche."

Sehr hart sprach er, und Renate fühlte wohl: das war ihr mitgesagt.

Sie schluchzte auf, wollte sich durchaus bezwingen und kämpfte ihre Tränen nieder. Sie hatte auch die Empfindung, sie dürfe, sie müsse sich irgendwie verteidigen, und sie habe diese Härte nicht ganz verdient.

Aber er war von einem blinden Männerstolz und Trotz ganz beherrscht.

„Gottlob," sagte er, beinah triumphierend, „wir sind fest geworden in unserm Beruf. Wir verstehen uns darauf, die Zähne zusammenzubeißen. Jawohl, wetterfest sind wir, ganz und gar. Wir ducken uns nicht, und wenn's auch zum Untergang zu kommen scheint. Wir sind unser Leben, unsere Kraft, unsere Klarheit höheren Dingen schuldig. Und wenn eine Frau nicht begreift, daß sie daran teilhat, dadurch, daß auch sie Opfer bringen darf — dann ist sie's eben nicht wert, die Frau eines deutschen Seeoffiziers zu werden! Das hätte auch Jutta sich sagen sollen —. Jede soll sich das vorher klarmachen! Aber wir — wenn wir uns denn schon mal in der Wahl vergriffen — in Gefühlselend versumpfen wir nicht! Auch Malte ist ein ganzer Kerl. Wenn er all dies erfährt — es wird ihn treffen — kann schon sein, daß er's Lachen für immer verlernt, daß er ein einsamer Mann bleibt für immer — aber er bleibt aufrecht stehen — Ja, stehen bleiben wir...."

Dieser stolzen Heftigkeit konnte sie nichts entgegensetzen wie ein leises verschüchtertes Weinen.

Jedes Wort galt auch ihr — sagte ihr drohend: „Zerbrechen lasse ich mich nicht."

Er hörte kaum auf ihr Weinen.

Es rührte ihn nicht. Er war wie emporgetragen von einem hochmütigen Rausch — all die bangen Grübeleien der letzten Wochen — all die Gemütsbewegung der letzten Stunden hatte sich, für ihn unbeschreiblich wohltätig, in dieser Heftigkeit entladen.

Ob das Wetter irgendwo zu schwer getroffen habe, bedachte er in diesem Moment nicht.

Er war förmlich gesättigt von dem Gefühl, daß er beim Wiedersehen seine männliche Haltung bewahrt hatte, daß er weder weich noch zärtlich geworden war.

Und Renate weinte....

Besser jetzt weinen als später, dachte er noch.

Mit starken Schritten ging er im Dunkeln auf dem kleinen Platz hin und her.

Er erschrak über einen kurzen Lichtschein, der in der Nähe aufblitzte. Beleuchtet von der kleinen, nach zwei Sekunden schon wieder verlöschenden Flamme eines Streichholzes, zeigte sich mitten in all der Finsternis das Gesicht des Geheimrats, der, ein paar Schritt entfernt, sich eine Zigarette anzündete.

Vielleicht nur, um solcher Art sein Herankommen anzuzeigen. Er mochte wohl weder lauschen noch überraschen....

Emmich trat auf ihn zu. „Wie geht es ihr jetzt?" fragte er rasch.

„Für den Augenblick ist sie zu kraftlos, um etwas anderes zu tun, als still weinend in ihrem Bett zu liegen. Und was ich fragen wollte... alles, was hier nun nötig tut — zu besprechen ist?..."

„Besorg ich, mach ich", fiel Emmich ihm schon in die Rede.

Der Geheimrat hörte aus dem Dunkel ein leises, unregelmäßiges Schluchzen, wie wenn jemand sich durchaus bemüht, seine Tränen herunterzuschlucken.

Das war seine Tochter. Ach ja — —

Weil er die beiden nicht Arm in Arm fand, konnte er sich seine Schlüsse machen....

„Wir wollen in unser Hotel zurückkehren," sagte er, „Mama wartet da... ich hab ihr nicht erlaubt, mitzukommen — alle Frauen haben ein Talent, sich in Erinnerungen hineinzusteigern — das ist Nervenkraftverschwendung...."

„Erinnerungen?"

„Nun ja. Wir haben unser Erstes auch so verloren. Als diese da noch nicht lebte." Er erfaßte Renate am Arm, schon auf dem Sprung, mit ihr zu gehen. Das verwischt sich und vergißt sich — wenn neues, blühendes Leben ins Haus kommt. — Also gute Nacht, Emmich — du benachrichtigst mich wohl, wenn ich hier noch gebraucht werde — gute Nacht — komm, Renate."

Sie zögerte noch wenige Augenblicke. „Leb wohl, Emmich", sagte sie dann leise.

Und er antwortete nur kurz, noch in einem letzten Ausklang seiner Heftigkeit: „Leb wohl."

XII.

Die plumpen und lauten Dinge, die Emmich in nervösem Unbehagen gefürchtet hatte, warteten schon auf ihn, als er ins Haus zurücktrat.

Da war Madame, mehr vorwurfsvoll und umwölkt als verbindlich, aber doch immerhin mit der teilnehmenden Note im Wesen, die man Leuten schuldig ist, die man für sehr zahlungsfähig hält. Sie tat, als wenn ihre ganze Pension dem Zusammenbruch entgegengeführt werde, falls das tote Kind nicht sofort aus dem Haus gebracht werde. Es zeigte sich auch, daß sie schon die entsprechenden telephonischen Anordnungen gegeben hatte, daß der Arzt unterwegs sei, und daß Beamte jenes düsteren Geschäftsbetriebes, der hier in Frage kam, noch vor zehn Uhr zur Stelle sein würden. Wenn die Pensionäre schlafen gegangen — und dies pflegten sie frühzeitig zu tun — sollte der traurige kleine Transport bewerkstelligt werden.

Emmich hatte Flüstergespräche mit der sommersprossigen Martha, die immer von neuem weinte und deshalb kein praktischer Beistand war. Es schien, als habe sie teils ein allgemeines Grauen, teils wirklichen Kummer und dabei vielleicht auch die unbeutliche Empfindung, daß sie der Situation Untröstlichkeit schuldig sei.

Der Arzt kam, und Emmich hörte vielerlei von ortspolizeilichen Vorschriften.

Mit ihm zusammen beschloß er, daß man das Kind leise, ohne Vorwissen der jungen Mutter, fortschaffen müsse.

Jutta lag, körperlich von äußerster Schwäche gebändigt, ganz still — in einem Mittelzustand von Ohnmacht und Schlummer.

Einmal trat Emmich an ihr Bett — er sah: man konnte nicht zu ihr sprechen.

Es mußte gehandelt werden ohne ihre Zustimmung.

Das war alles nicht leicht... bevormundend in die Tragik eines andern Lebens einzutreten....

Herbert von Gamberg fiel ihm ein....

Wäre ich nicht zur Stelle, hätte der Mann alles in die Hand genommen, dachte er. Und diese Vorstellung erleichterte ihm etwas die schweren Stunden.

Was die Zukunft auch bringen mochte: Maltes Kind sollte nicht von Maltes Todfeind begraben werden....

Mitten in all dem traurigen Hasten erzählte Martha ihm einmal, daß Herr von Gamberg wieder habe nachfragen lassen, und daß der Diener den Bescheid vom erfolgten Ableben des Kindes mitbekommen habe. Man sah: es war ihr wichtig. Es hatte ihr auch wohlgetan, sich mit dem Diener, der vielleicht ihr guter Freund war, auszusprechen.

Also nun weiß er es, dachte Emmich, kann sein, daß es ihm leid tut — natürlich, einer Frau, die man liebt, der möchte man Gram erspart sehen — möglich auch, daß dieser Tod so mancherlei Zukunftsorgen auslöscht, noch eh sie deutlich wurden — es war immer Maltes Kind — erinnerte an ihn — hielt sein Gedächtnis, seinen Namen im Leben der Frau ganz gegenwärtig... kann schon sein, daß ein heimlicher kleiner Erleichterungsseufzer sich in die Kondolenz mischt — wäre menschlich.

Bald nach zehn Uhr fuhren, im vorausgleitenden Licht, das in Strahlenkegeln aus den Laternen am Bock kam, zwei geschlossene Wagen durch die Hochsommernacht. Der Wald stand als Finsternis am Weg. Rasch bergab ging die Fahrt.

Aus dem Schweigen des Waldes führte sie in das hellerleuchtete Schweigen einer schon schlafenden Stadt. Vor einem Tor mit strengen Pfeilern hielten endlich die Wagen. Alles war schattenhaft. Das Dunkel einer Kapelle tat sich auf. Lichter, die einsam wirkten und wie verloren in dem schwarzen Grund, blinkten und bewegten sich. Männer tauchten auf und verschwanden in der Tiefe. Dann schlossen sich Türen. Ein heller, klingender Ton, der Schlag von Eisen gegen Eisen, zitterte kurz auf.

Und Emmich hatte seine Pflicht getan. Nun blieb nur noch die letzte: morgen nachmittag den kleinen Sarg aus der Kapelle zu geleiten und in die Erde betten zu lassen.

Er fuhr zurück. Es war gegen ein Uhr in der Nacht, als er in der Pension eintraf. Das Haus war wie versunken in schonungsvolle Stille. Nur eine Lampe erhellte karg Korridor und Treppe.

Ratlos stand er vor den Türen der unseligsten Frau.

Hatte man drinnen seinen leisen Schritt, sein tastendes Anhalten gehört.

Martha öffnete eine Tür und winkte ihm.

Befangen trat er ein — von der aufwallenden Furcht benommen, einem leidenschaftlichen Ausbruch standhalten zu müssen.

Aber seine Befangenheit wuchs und wurde zur Erschütterung, weil er ein Unbegreifliches fand.

Die junge Frau ruhte, halb aufrecht, in einem Stuhl, am offenen Fenster. Ihre Arme, in ganz gleichmäßiger Haltung, lagen auf den Lehnen.

Sie sah aus wie eine, die zu schwach ist, nur die Hand zu heben, zu sprechen, zu denken — so — als seien alle ihre Kräfte plötzlich und ganz erloschen.

Und dennoch hob sie ihre Hand, mit einer schweren, mühevollen Bewegung — — als er vor ihr stand....

Er beugte sich tief. Er schluckte hinunter, was ihm in der Kehle hochquoll.

Und küßte voll Ehrfurcht vor der Majestät des Leides ihre Hand....

„Dank...." sprach sie leise....

Sie sah ihn an....

Lange und tief.... Er verstand nicht, was dieser Blick voll Ernst und Gram ihm sagen sollte....

Ihm war, als täte sich eine Welt von Elend vor ihm auf....

„Dank", flüsterte sie noch einmal und legte sich, die Augen schließend, wieder zurück. —

Nachher, als er endlich zu Bett gehen konnte und eine ganz merkwürdige, vollkommene Stille und Nacht ihn gleichsam umwuchs, so daß er sich ganz wie verborgen darin vorkam — nachher sah sein Gedächtnis noch immer in diesen unbegreiflichen Blick hinein.... Und er suchte danach: was wollte er mir sagen? — — Er fand keine Deutung. — So quälte ihn dieser Blick, daß er sich zuletzt einbildete, ein Vorwurf habe darin gestanden.

Wofür? Sie hatte es seltsam gefaßt hingenommen, daß das Kind schon fortgebracht sei, berichtete ihm Martha, die es ihr gesagt, als sie aus ihrem Dämmerzustand zum vollen Bewußtsein gekommen war.

Also nein, ein Vorwurf nicht. Sie flüsterte ihm doch auch zweimal „danke" zu....

Eine Frage? Vielleicht die Frage: Du willst mich richten?

O Gott, nein — er wollte nicht richten. Man schlägt nicht noch auf Seelen ein, die schon zerbrochen am Boden liegen.

Aber was war denn seine kalte Heftigkeit gegen Renate anderes gewesen als Richterhochmut und selbstsüchtige Furcht?!

Mit einem Mal vernahm er ganz deutlich, was er in der Dunkelheit des Gartens mit zornigem Vorsatz überhörte: Renatens Weinen.

All sein männlicher Hochmut schmolz dahin. Verwandelte sich in ein Mitleid, das ihn ganz weich machte.

Sein liebes Mädchen hatte geweint! Und er ließ sie ungetröstet.

Anstatt sie herzlich und ernst an sich zu ziehen und ihr zu sagen: sieh, laß uns von diesem allem lernen — laß uns begreifen, daß es in der Liebe keinen festen Besitz gibt, daß man sie jeden Tag und jede Stunde voll Wachsamkeit beschützen muß. Nicht gegen die Versuchungen, die von draußen kommen, sondern viel mehr und viel ängstlicher gegen unsere eigenen Schwächen.

Anstatt so zu ihr zu sprechen, wie er als der Reifere hätte tun müssen, ließ er sie weinen.

Gefiel sich förmlich in Härte.

Bis sie mit einem stillen „Lebe wohl!" von dannen ging, hinein in die Dunkelheit.

Dies Lebewohl ängstigte ihn mit einem Mal schwer. Er legte allerlei Klänge hinein: den des Schmerzes, der Bitterkeit, des tief verletzten Stolzes — Es kam ihm plötzlich nachträglich so vor, als sei der Vater in stummem Zorn mit seiner Tochter davongegangen....

Ja, dies Lebewohl war ein Abschied gewesen.

Einem so heftigen, ungerechten Menschen wollte dieser milde, liebe, erfahrene Vater ganz gewiß sein Kind nicht geben.

Wenn es nur erst Tag werden wollte, damit er zu ihr eilen könne....

Aber als es Tag war, kamen andere Pflichten.

Gerade saß er bei seinem Morgentee und hatte gewissermaßen eine stille Beratung mit seiner Uhr. Mit ihrer Kette und all ihren kleinen Geräteanhängseln lag sie auf dem Tisch neben der Tasse und gab ihm die Auskunft, daß es erst sieben sei.

Er konnte auch nicht von hier fortgehen, ehe er nach Jutta gesehen hatte. Das verstand sich von selbst.

Da klopfte es, und Martha kam herein. Sie war aufgeregt.

„Herr Kapitän — Herr Kapitän...." Sie weinte.

„Liebes Kind," sagte er in einem Gemisch von Wohlwollen und Ungeduld, „weinen Sie weniger, fassen Sie sich mehr. Dann machen Sie sich noch verdienter."

„Aber ich ängstige mich doch so."

Ja, um ihre Herrin ängstigte sie sich. Die benahm sich wunderlich....

Und ihr Gebaren hatte Martha auf den schrecklichsten Gedanken, die tollste Furcht gebracht.

Seit es Tag war, kramte sie zwischen allen Sachen herum — ordnete dies und das — Und sagte nicht, was es für einen Sinn habe.... Und antwortete nicht auf Fragen.

Nur einmal hatte sie gesagt: „Du mußt nun allein in die Heimat zurückreisen, Martha — ich — ich gehe anderswohin — weit fort...."

Weit fort... dahin, von wo man niemals wiederkehrt, dachte Martha.

Er spürte es wohl —

Aber er faßte es anders auf.

Weit fort....

Hin zu dem andern Mann, der sie liebte? Und mit ihm in die Welt hinaus oder lebensscheu in die Verborgenheit hinein?

Konnte das möglich sein? So unmittelbar von dem Grabe ihres Kindes fort?

Der Gedanke war ihm so hart, daß er fast wünschte, die Auffassung dieser treuen, ergebenen Dienerin möchte die richtige sein.

Wär's nicht milder, dem fernen Mann zu sagen: Dein Weib wollte ihr Kind nicht überleben, sie beging eine Tat des Wahnsinns — als sagen zu müssen: Dein Weib lief sofort mit einem andern davon, sie beging eine Tat der Unwürde.

„Wir wollen gut aufpassen", sagte er nur.

Das war ein übles Amt, und es machte die Stunden nicht kurzweilig, daß er es vor sich und vor der Frau zu verstecken trachtete, wie er hier eigentlich als Spion und Wächter sich herumschlug.

Er sah Jutta nur auf wenige Minuten, um ihr zu sagen, daß er mit ihr am Nachmittag zum Kirchhof fahren werde.

Wieder machte ihn ihre Haltung und ihr Aussehen ängstlich und betroffen.

Eine fast erhabene Ruhe lag über ihrem Wesen. Es war das eine, für die es Zweifel und Kämpfe nicht mehr gibt.

Zu welcher Gewißheit mochte ihr Leid sie getragen haben?

Und hat schon jemals Wachsamkeit eine verzweifelnde Seele von einer schlimmen Tat zurückhalten können? War er dazu imstande?

Er ging in den Garten, der ja eigentlich nur eine beschränkte Terrasse war, darauf Tische und Stühle standen, und die ein aus Tannenästen gefügtes Geländer gegen den Abhang schützte, aus dem Wipfel an Wipfel sich emporreckten.

Der Tag half nicht seine gequälte Stimmung klären. Wie eingesperrt kam Emmich sich vor, an diesen kleinen Platz gebunden, den kein Windhauch erreichte. Von dem hinaus man in die weite, besonnte Welt sah. Es war sehr heiß. Früh schon flimmerten Luftwellen über dem See. Der Himmel hatte eine fast stechende Bläue.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerhüte 1910

mit 6 Phot von Manuel, Paris.

Die von Anfang an für diesen Sommer vorgeschriebene Hutform war die eines sehr großen, sehr flachen Deckels, um dessen breiten aber niedrigen Kopf sich vereinzelte spärliche Garnierungsteile gruppierten. Noch bis Sommeranfang schmückte sich die Pariserin gewissenhaft mit diesen nicht für alle Gesichter kleidsamen Ungetümen. Schon die Rennen mit ihrer großen Toilettenrevue aber zeitigten Neuerungen, die, den ausdrücklichen Wünschen und Anordnungen der Modekünstler in der Rue de la Paix zum Trotz, immer weiter um sich griffen und jetzt, in der Hochflut der Badesaison, das Bild der Hutmode völlig umgestaltet haben. An gradlinige Hüte ist gar nicht mehr zu denken. Die ehemals steifen, fast ungarnierten Formen sind weich und schmiegsam geworden und werden bald auf dieser, bald auf jener Seite herabgebogen. Auf dem breiten, flachen Kopf wölbt sich eine Garnierung empor, die an Höhe mit allem konkurriert, was die exzentrischen Moden der vergangenen Jahre hervorgebracht haben. Abb. 1 zeigt eine solche kleidsam um das Haupt der Trägerin drapierte Capeline aus schneeweißen, feingeflochtenen Reisfasern, über deren Innengrund sich gefälteltes weißes Seidenmusselinfutter breitet, während den oberen Rand eine leicht gaufrierte, d. h. wellenförmig gelegte, spinnwebzarte, schwarze Chantillyspitze bedeckt. Beachtenswert ist die von innen rings um den Kopfrand gelegte Rüsche aus weißer Chantillyspitze. Eine ähnliche findet sich bei Abb. 4, einem Hut aus schwarzem Samt. Abb. 5 stellt eine Capeline weniger komplizierter Aufmachung dar. Hier bleibt das



1. Reisstrohcapeline
mit Spitzen und Federn.



2. Samtcharlotte
mit Spitzenrüsche und Blütenkranz.



3. Topfcharlotte
aus Bast mit Paradiesvogelfedern.

Unten:

4. Schwarzer Samthut
mit Federn und Spitzenhäubchen.



feine, altrosafarbene Haargeflecht völlig unverziert. Abbild. 2 ist ein würdiger Repräsentant der zweiten, ganz im Gegensatz zu den großen Capelinen stehenden Hutmode dieses Sommers, die, aus den Topfhüten der Wintersaison hervorgegangen, sich deshalb wohl so ausgiebig erhalten und verbreitet hat, weil die Sonne, trotz aller guten Vorsätze und Anläufe, nicht dauernd scheinen will. Das Hutgenre Charlotte gewährt hinreichenden Schutz gegen den verwirrenden Wind, auch ohne den heuer so ungern getragenen Schleier. Unser Modell ist aus rostbraunem Samt mit einer Innenrüsche von gefältelter Valenciennespitze und einem um den Mützenkopf gelegten Band, auf dessen halb braunem, halb silbernem Grund ein spärlicher Kranz von Blüten liegt. Mehr Topfhut alter Form ist Abbild. 3. Hier finden wir wieder die sehr beliebte Ueberkleidung des Strohgrunds mit Spitze, und zwar breitet sich grobe, gelbliche Kirchenspitze über den königsblauen Hut. Vom allerneusten Geschmack gibt Abb. 6 einen Begriff. Die Samtkappe trägt keinen andern Schmuck als eine gekrauste kurze Straußfeder neben einem vollen Reiherstutz und bereitet uns auf die kleiner werdenden Frisuren vor und leitet den Uebergang zu weniger großen Hüten ein. Klementine.



5. Altroter Basthut mit Federn. 6. Kappenhut aus schwarzem Samt.

Mit der Hochseeflotte im Sognefjord.

Von Kapitänleutnant Waldeyer, S. M. S. „Roon".

In der sich löblicher Kürze befleißigenden Dienstsprache hatte es im Beschäftigungsplan für die Sommerreise geheißen: Sonntag, den 17. Juli: Reisemarsch. Mit andern Worten: Hinein in die Nordsee, auf langen Kursen ohne bestimmtes Ziel, voran gegen den strammen, nordisch kalten Wind, der nichts vom Monat Juli wußte, und hindurch durch die sich machtvoll entgegenwühlende See, die in der Feiertagstimmung der herben, strahlenden Sonnentage die Legion ihrer blauen Wellenkämme mit schneeweiß leuchtenden Schaumkronen geschmückt hatte und manchen kräftigen Spritzer über Bug und Brücke der Schiffe schleuderte.

Als daher am Sonnabendabend das Signal vom Flottenflaggschiff kam: „Es ist für Sonntag beabsichtigt, bei günstiger Witterung in den Sognefjord einzulaufen", da sah man allenthalben frohe, dankbare Gesichter in Erwartung des kommenden Genusses. Ist doch der Sognefjord der König der norwegischen Gewässer. An Größe, Macht und Erhabenheit wird er von keinem anderen, an anmutiger Lieblichkeit vielleicht nur vom Hardangerfjord übertroffen. Er ist einzig in seiner Art.

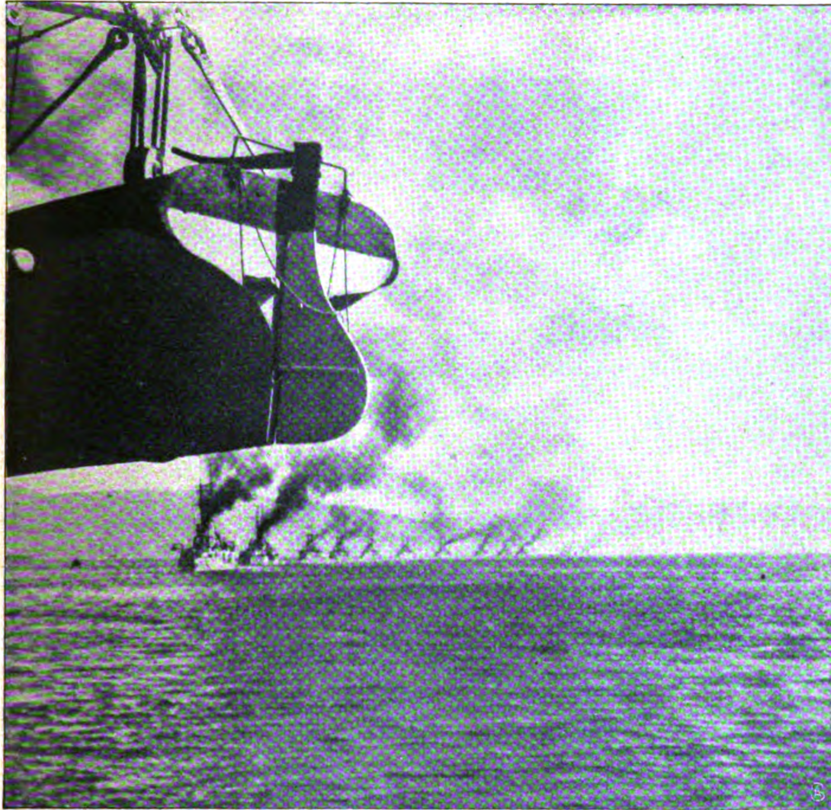


Balholmen, die Perle des Sognefjords.

Und das Wetter war und blieb günstig. Die Sonne lachte am Sonntag in der Frühe vom Himmel, der Wind blies mit vollen Backen, und die Seen jagten einander in tollem Uebermut, ein Bild gesunden, frischen Lebens!

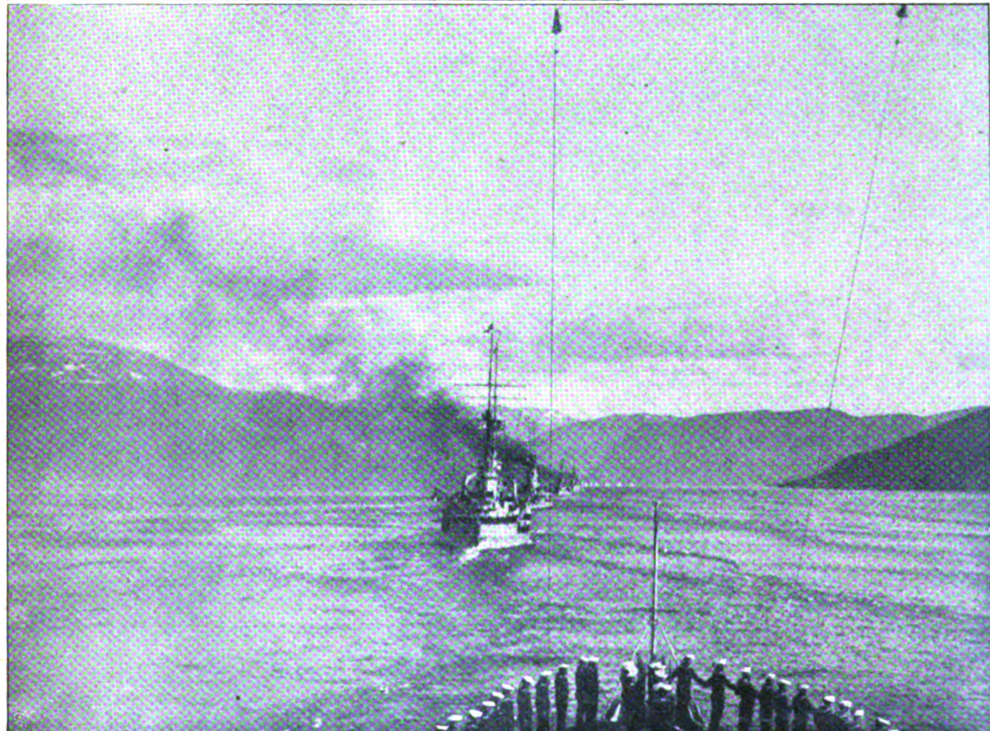
Um zehn Uhr vormittags stand die Hochseeflotte in der Einfahrt zum Sogneföen, der dem gleichnamigen Fjord als Einfahrt dient, beim Leuchtturm Hellisö. Dorthin waren die Depeschenboote beordert, ältere Torpedoboote, die neben mancherlei sonstigem Dienst die Aufrechterhaltung der Postregelung übernehmen und daher stets gern gesehene, mit Spannung erwartete Gäste sind. Sie kommen längsseit der in Fahrt befindlichen Schiffe. Leinen fliegen hinüber. An ihnen wandert der wasserdichte Postbeutel zum Empfang und zur Abgabe hin und her (Abb. S. 1410).

In einer langen Kiellinie steuerte die Flotte, 16 Linienschiffe und 8 Kreuzer stark, in das Felsengewirr hinein. Wie eine Schlange schob sie sich voran, den mannigfachen Krümmungen des Fahrwassers folgend. Bisweilen sah das Auge nicht, woher? wohin? Es war, als ob die Berge sich trotzig zusammenschöben,



Die Flotte in Kiellinie.

Aus Tiefen, die bis über 1200 Meter reichen, wächst das Gestein herauf. Draußen, wo die See brandet und der Wind von weiter Bahn herkommt, ist es nur niedrig. Geduckt lagert es wie in Vorpostenstellung in ruhiger, selbstsicherer Kraft. Mit Vordringen in den Fjord weicht der starre, trotzige Charakter. Die Felsen schmücken sich mit grünen Matten, mit Strauch und Baum. Einzelne Häuser werden sichtbar, in ihrer Nachbarschaft bescheidene Fleckchen Erde mit landwirtschaftlichem Bestand, mühsam dem Boden abgewonnen. Auf den Höhen haben sich in zahlreichen Vertiefungen Schneefelder gehalten. In dünnen Rinnsalen oder breiten Bächen senden sie ihr Wasser den Hang hinab. Dort, wo es in langen, dichten Strähnen von einem Vorsprung zum andern stürzt, gleicht es gelöstem Frauenhaar. Und höher, immer höher hebt sich das Felsenland in seiner ernsten Schönheit aus den



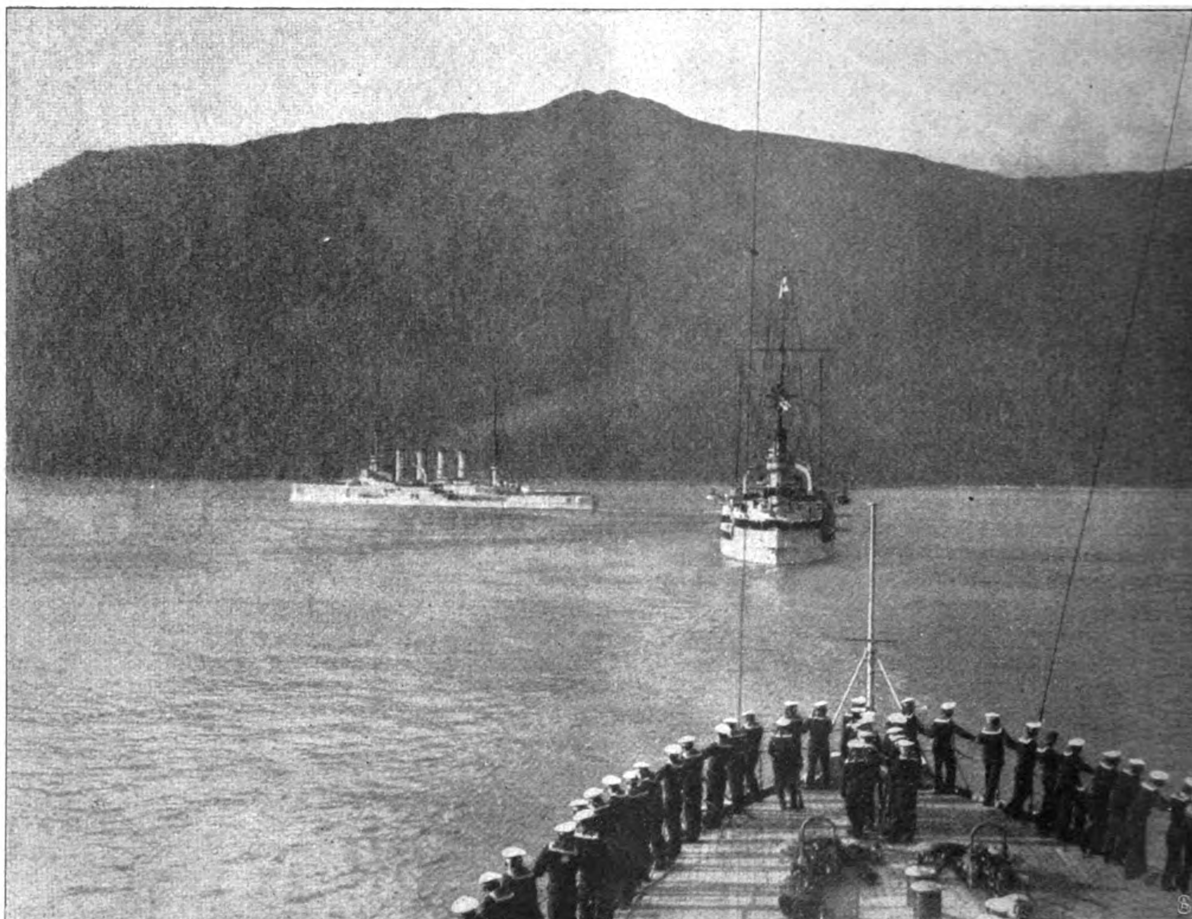
Ausfahrt der Flotte aus dem Sognefjord in offene See.

dem Eindringling Weiterfahrt und Rückkehr zu wehren (Abb. siehe oben). Dabei war die Luft so klar und die Beleuchtung derart hell, daß die Küste in nie gesehener Plastik hervortrat, und daß selbst an den entferntesten Höhenzügen die zahllosen, der Gebirgsform eigenen Falten, Risse und Schluchten in voller Deutlichkeit zu erkennen waren. Auch die griesgrämigsten der verwitterten und verwaschenen Felsenklüfte konnten den vergoldenden Strahlen des Sonnentags nicht widerstehen und gewannen, von seinem Licht umschmeichelt, ein farbenfrisches, freundliches Aussehen. Messerscharf standen die zackigen Konturen der hohen Felsenrücken gegen den blauen Himmel wie Silhouetten sich abhebend.

Fluten des Fjords. Die großen Panzerschiffe gleichen in dieser Umgebung einem Kinderspielzeug. Ihre massige Wucht wird zum Tand im Vergleich zur Größe der Natur, im Vergleich zu den mächtig aufsteigenden Wänden.

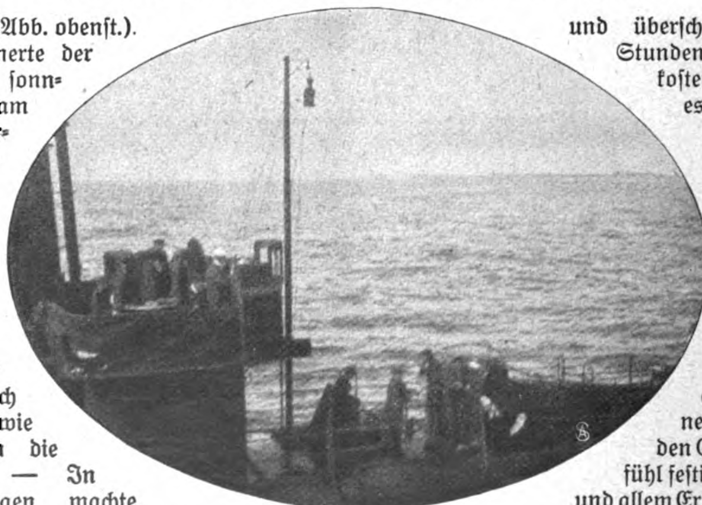
Aus Lotsenmund stammte die Nachricht, daß Seine Majestät der Kaiser mit der „Hohenzollern" vor Balholmen, der Perle des Sognefjords, lag (Abb. S. 1408). Um 5 Uhr nachmittags rüsteten sich die Schiffe und Mannschaften zu seiner Begrüßung. Beim Erkennen der Kaiserstandarte wurden Toppflaggen gesetzt, die Mannschaft trat auf allen Schiffen längs der Reeling seewärts steuernd die Kaiserjacht schnurgerade in Kiellinie, wie sie gekommen.

Manch sehnsüchtiger Blick glitt nach dem lieblichen Balholmen zurück. Der eine meinte, wie anregend es wäre, den Abend im Badehotel bei Tanz und Damengeplauder zu verbringen. (Balholmen ist berühmt dafür.) Der andere sah prüfend zu den Gletscherkronen empor



Parade der Schlachtschiffe vor der „Hohenzollern" im Sognefjord.

in Paradierstellung an (Abb. obenst.). Kurz nach 6 Uhr donnerte der Kaisersalut durch die sonntägliche Stille. Droben am Himmel hatten nur vereinzelte weiße Wölkchen gestanden. Als jetzt aber ein jedes Schiff seine 33 Schuß im Salut löste, da war bald der ganze Balholmener Kessel in ein Wolkenmeer getaucht, das sich nur langsam verzog und noch lange Zeit danach wie mit dünnen Schleiern die Bergriesen umhüllte. — In weitausholendem Bogen machte die Flotte kehrt und passierte wieder

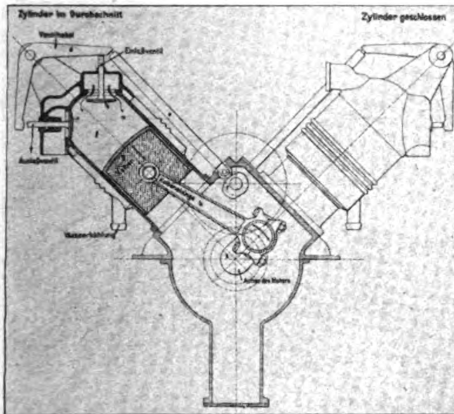


Torpedoboot als Postbote.

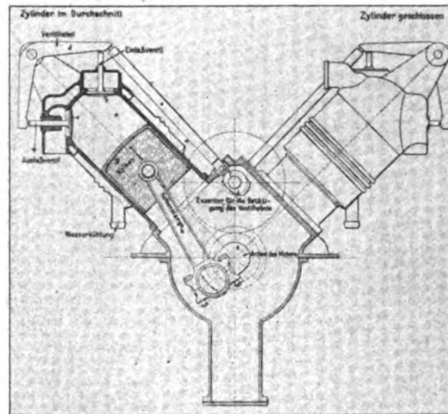
und überschlug in Gedanken die Stunden, die eine Besteigung gekostet hätte. Unerbittlich ging es aber weiter, den eben befahrenen Weg zurück (Abb. S. 1409). Am kommenden Morgen sollte in aller Frühe der Dienst beginnen. Da galt es wieder draußen in See zu stechen. Die gewonnenen Eindrücke werden aber auch so unauslöschlich bleiben und neben der Dankbarkeit für den Genuß des Tages das Gefühl festigen, daß bei aller Strenge und allem Ernst gerade der Seemannsberuf überreich an schönen Stunden ist.

Die Flugwoche.

Die Luftschiffmotoren, deren technischer Vervollkommnung wir die große Entwicklung aller Luftfahrzeuge zu verdanken haben, bilden gleichzeitig das Schmerzenskind der Aeronautik. Von ihrem guten Gang hängt außerordentlich viel ab, und die meisten Unglücksfälle der letzten Zeit haben in dem Versagen der Maschinen ihren Grund gehabt. Die große Schwierigkeit



I. Saugperiode.



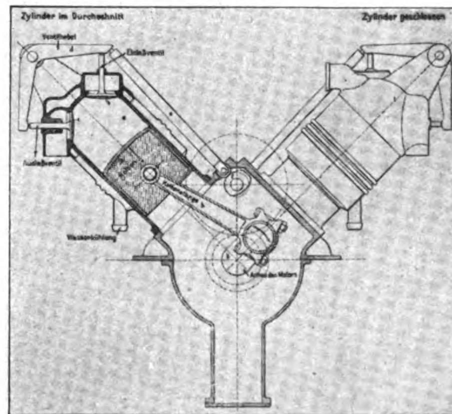
II. Kompressionsperiode.

liegt darin, daß bei ununterbrochenen Gebrauch nur eines einzelnen Motors dieser weit mehr in Anspruch genommen wird, als beispielsweise beim Automobil, bei dem er während einer längeren Fahrt immer wieder durch Abstellen bei Aufenthalt und Bergabwärtsfahrt zur Ruhe kommt. Ferner bildet die wechselnde Neigung der Luftfahrzeuge eine weitere Schwierigkeit, weil gelegentlich Benzinzufluß, Oelung und Schmierung nicht in normaler Weise vor sich gehen.

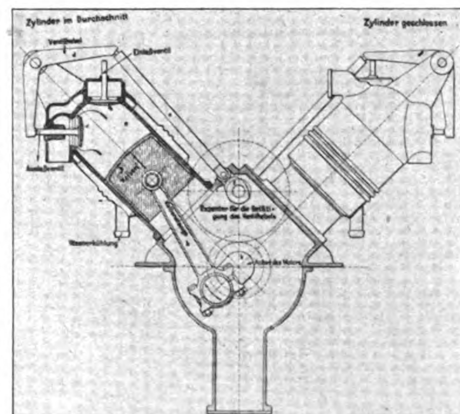
In früheren Zeiten beschränkte man sich auf die Kraft, die die menschlichen Muskeln zu erzeugen vermochten. Gleich nach Wiedererfindung des Luftballons durch die Gebrüder Montgolfier gedachte man die Luftfahrzeuge durch Ruder vorwärts zu bewegen, und obgleich schon im Jahr 1849 der Engländer Henson ein gut ausgearbeitetes Projekt einer durch Dampfmaschine getriebenen Flugmaschine veröffentlicht hat, sah doch noch im Jahr 1870 der Marineingenieur Dupuy de Lôme die menschliche Muskelkraft zur Fortbewegung seines Lenkballons vor. Acht Menschen vermochten tatsächlich Schrauben in Bewegung zu setzen, die dem Fahrzeug eine geringe Eigengeschwindigkeit gaben. Nur kurze Zeit vermag der Mensch seine Kräfte so anzuspannen, daß eine Pferdestärke, das heißt eine Kraft, die 75 Kilogramm in einer Sekunde einen Meter hoch zu heben vermag, erzielt wird. Um die Arbeit eines Motors von 40 P. S. fünf Stunden lang zu leisten, wären 985 Menschen erforderlich. Der Franzose Giffard hatte 1852 eine Dampfmaschine von 3 P. S. im Dienstgewicht von 248 Kilogramm erbaut. Eine Stunde lang vermochte dieser Motor zu arbeiten, wobei 250 Kilogramm Wasser und Kohle verbraucht wurden. Für die von uns angenommene Arbeitsenergie würden demnach 16,500 Kilogramm Betriebstoff erforderlich gewesen sein. Der Elektromotor, den Tissandier im Jahr 1872 erfunden hatte, wog noch 225 Kilogramm.

Die Fortschritte der Automobilfabrikation haben die schnelle Entwicklung der Motoren gebracht. Der Lebaudymotor wog bei 40 P. S. noch 300 Kilogramm, der erste Zeppelinluftschiffmotor im Jahr 1900 hatte noch ein Gewicht von 40 Kilogramm für die Pferdestärke, jener von 1905 nur noch 6 Kilogramm und von 1910 nur noch 4 Kilogramm. Das Gewicht der Motoren ist sogar bis auf 1 Kilogramm pro Pferdekraft heruntergegangen; dabei haben sich jedoch Nachteile herausgestellt, die es nicht ökonomisch erscheinen lassen, auf so geringes Gewicht herabzugehen.

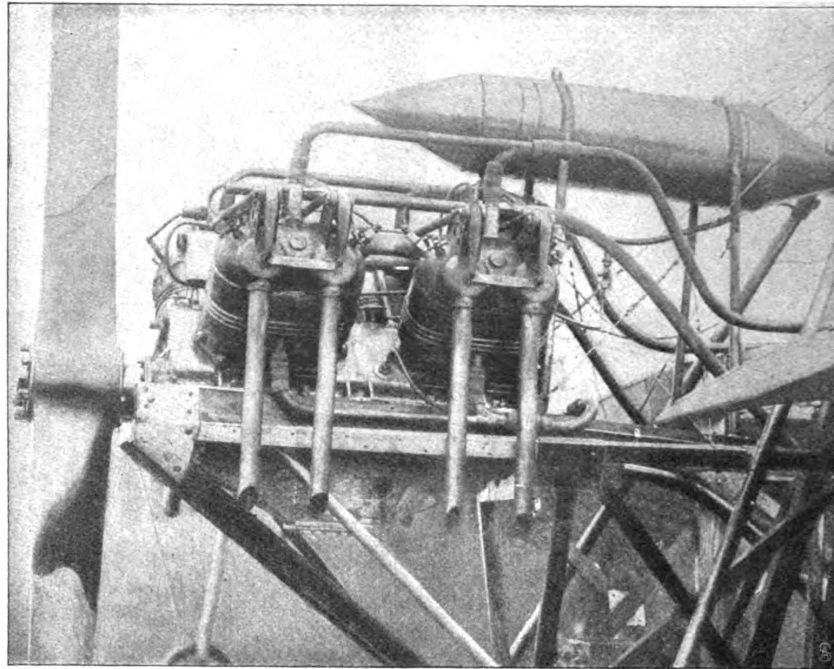
Die dem Betriebsmaterial, Benzin, Petroleum und anderen Stoffen innewohnende Wärmeenergie wird von dem Motor in Bewegungsenergie umgesetzt. Man spricht von den sogenannten Zwei- und Viertaktmotoren, von denen bei Explosionsmaschinen das Viertaktsystem vorwiegt. Hierbei wiederholen sich die in jedem der Zylinder eintretenden Vorgänge in gleichmäßiger Aufeinanderfolge in vierfacher Weise: Zunächst



III. Explosions-, Arbeitsperiode.



IV. Auspuffperiode.

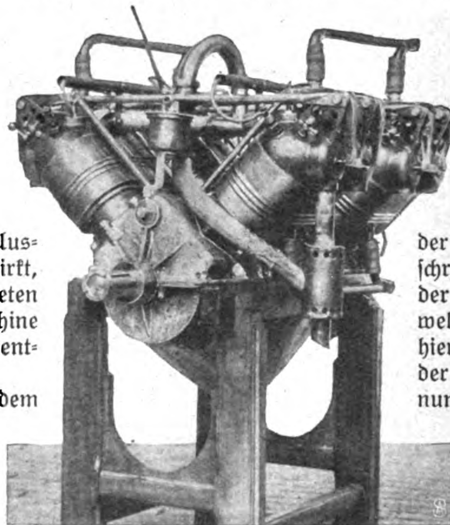


Wie der Motor im Aeroplan „Rumpler-Eggers“ eingebaut ist.

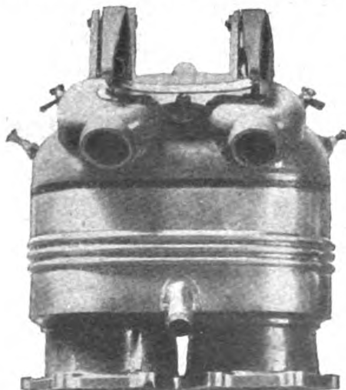
erfolgt das Ansaugen des Gasgemischs, dann die Kompression, demnächst die Explosion und endlich der Auspuff der verbrauchten Gase. Jedem dieser Vorgänge entspricht eine halbe Umdrehung der dem Zylinder zugehörigen Kurbel des Motors, so daß auf je zwei Umdrehungen eine Explosion fällt, die den Kolben in Bewegung setzt. Durch diese Aufeinanderfolge ergibt sich eine gewisse Ungleichförmigkeit in dem Antrieb der die Luftschrauben bewegenden Welle. Dieser Ungleichmäßigkeit beugt man durch eine größere Anzahl der Zylinder vor, bei denen die vier verschiedenen Vorgänge zeitlich entsprechend verändert werden, so daß die Ungleichmäßigkeit vollkommen ausgeglichen wird. Während man bei einer geringen Zylinderzahl ein Schwungrad gebraucht, dessen lebendige Kraft den abermaligen Rückgang des Kolbens und den Austritt der Verbrennungsprodukte bewirkt, kann man bei dem hier abgebildeten 8 zylindrigen Motor der Flugmaschine Rumpler-Eggers das Schwungrad entbehren.

Die Vorgänge, die sich in jedem Zylinder abspielen, sind folgende: Von einem höher liegenden Benzinreservoir fließt das Benzin zu einer Vorrichtung, Vergaser genannt, der die Aufgabe hat, ein stets gleichmäßiges Gasgemisch von Benzindampf und Luft dem Motor zuzuführen. Bewegt sich der Kolben in einem Zylinder gegen die Kurbelwelle zu, so entsteht hinter ihm ein luftverdünnter Raum, der durch Oeffnen eines Ventils am Zylinderkopf durch eine Rohrleitung mit dem Vergaser in Verbindung gebracht wird. Hierdurch wird das Gasgemisch durch den Vergaser angesaugt. Bei dem zweiten Weg werden beide Ventile geschlossen, und der Kolben wird gegen den Zylinderkopf bewegt, das nunmehr im Innern des Zylinders eingeschlossene Gemisch also zusammengedrückt und dadurch seine Fähigkeit, die in ihm enthaltene Wärmeenergie in Bewegungsenergie umzusetzen, erhöht. In dem Augenblick der höchsten Verdichtung wird durch einen elektrischen Funken, der entweder durch eine Akkumulatorenbatterie oder durch Magnetzündung erzeugt wird, das Gasgemisch zur Explosion gebracht. Das Gas treibt nunmehr den Kolben vor sich her, der zum drittenmal seinen Hubweg beschreibt und dabei die Energie mittels der Kolbenpleuelstange an die Kurbelwelle abgibt. Die beiden Ventile sind hierbei geschlossen. Hieran schließt sich der vierte Weg, bei dem die Verbrennungsprodukte durch das sich öffnende Auspuffventil gedrückt werden. Mit der weiteren Bewegung des Kolbens erfolgt wieder Ansaugen des Gasgemisches und so fort. Die Ventile werden während dieser Vorgänge durch einen gemeinschaftlichen Wippenhebel mittels einer Stoßstange von einem Exzenter = Nockenher bewegt.

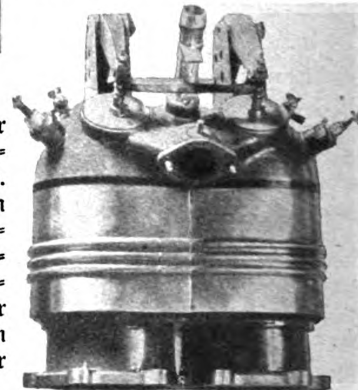
Wesentlich ist es, daß die Motoren gut



Die Anordnung der Zylinder zur Achse.



Ein Zylinderpaar mit den Wippheheln und den Auspüffen.



Dasselbe Zylinderpaar von der Seite des Gaszulasses.

geölt und geschmiert werden; die mitzuführende Last wird wesentlich durch die Gewichte dieser Stoffe erhöht. Beispielsweise braucht ein 100-P. S.-Motor, wie ihn die deutschen Lenkballons vielfach besitzen, in einer Stunde 30 Kilogramm Benzin und Oel. Demnach ist das an diesem Stoff mitzuführende Gewicht für 24-Stunden-Betrieb bei zwei Maschinen etwa 1500 Kilogramm.

Groß ist die Anzahl der verschiedenen Motortypen, und außerordentlich schwankend sind die von ihnen entwickelten Kräfte. Bei dem Flugwettbewerb zu Reims schwankte beispielsweise die Stärke zwischen 22 P. S. eines Darracq-Motors und 100 P. S. von Gnom. Die meist gebrauchte Anzahl der Zylinder ist acht oder 7.

Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Bilder aus aller Welt.

Am 25. August werden es 10 Jahre, daß Friedrich Nietzsche von seinem tragischen Geschick durch den Tod erlöst wurde. Nietzsche wurde in dem Orte Roecken bei Lützen geboren und auch daselbst zur Ruhe bestattet; eine einfache Steinplatte deckt das Grab dieses denkwürdigen Mannes.

Wenn wir von den enormen Hitzegraden hören, die alljährlich in Amerika auftreten und als Hitzewellen auch unsere Landstriche überfluten, dann hören wir auch von dem regen Bade- und Strandleben, das sich an den Küsten der Neuen Welt entwickelt. Unser Bild zeigt den Strand von Vancouver in Kanada, und zwar im Bereich der English bay. Männlein und Weiblein tummeln sich munter in der kühlen Flut, und eine mächtige Wasserrutschbahn erhöht das labende und erfrischende Vergnügen.

Wie alljährlich, so hat auch in diesem Sommer die Sommeroper im Neuen Königlichen Operntheater bei Kroll unter Guras Leitung schöne Erfolge zu verzeichnen. Bedeutende Kräfte, gute Regie und geschickte Leitung bewährten sich wie im Vorjahr.

Die im Schillertheater O zu Berlin gastierende Gottscheid-Oper hat die in früheren Jahren oft ge-





Fr. Nietzsches Geburtshaus (×) und Grab.



Badeleben in der „English bay" von Vancouver in Kanada.











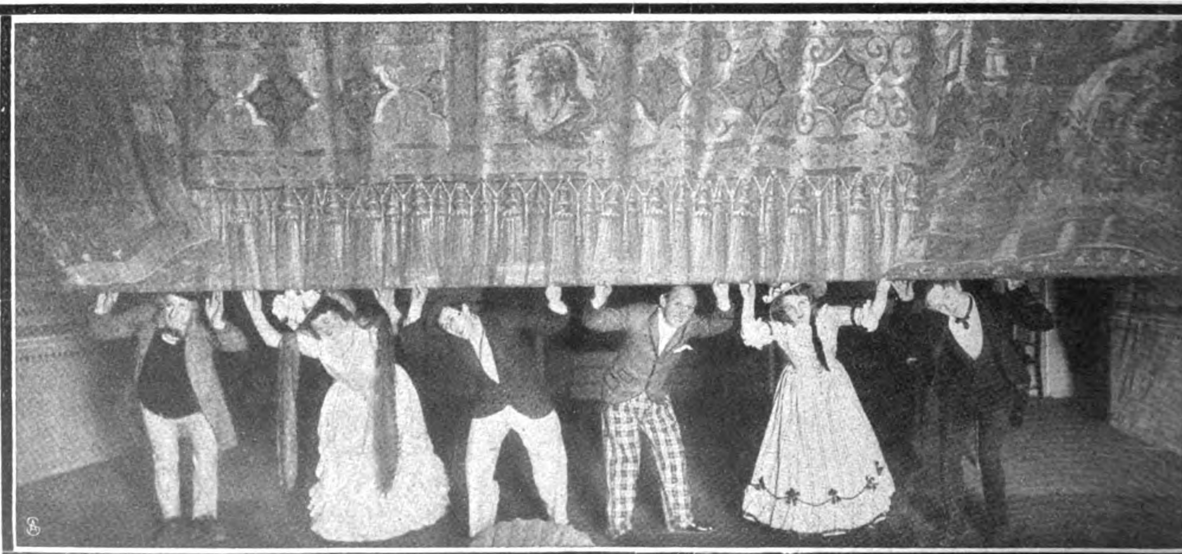




Alice Guszalewicz, Cöln.

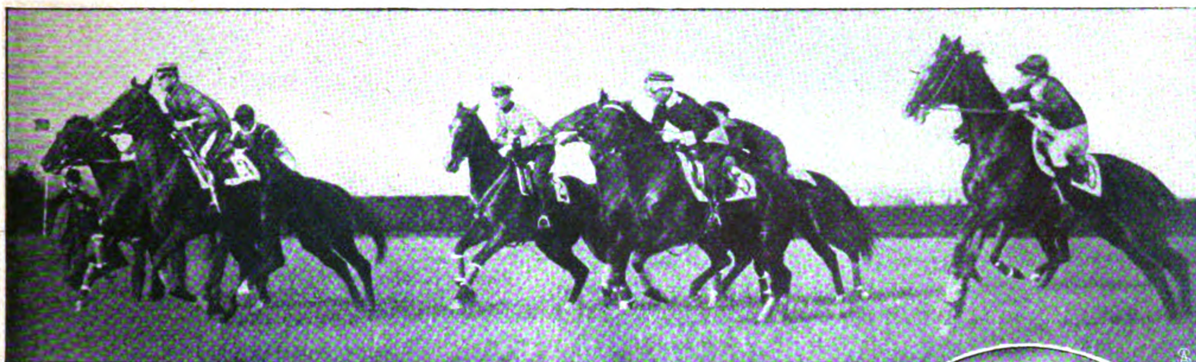
1. William Miller, Wien.
2. Anna Gura-Hummel.
3. Else Jülich, Crefeld.
4. Hermann Gura. (Phot. Bieber.)
5. Louise Petzke, Hamburg.
6. Fr. Langendorff, Neuyork.

Die Gura-Oper 1910 in Berlin.



Von links nach rechts: Frohberg (E. Fischer). Tine (H. Thornegg). Heinrich (J. Plaut). Brennecke (Br. Schlegel). Hedwig (M. Will). Notenschwärmer (H. Klemich).

Die Aufführung der Alt-Berliner Posse „Das Milchmädchen von Schöneberg“ in der Gottscheid-Oper, Berlin.



Von der neuen Rennbahn in Wiesbaden: Phot. Benade.
Start zum Frankfurter Jagdrennen.
Nebenst.: Ltn. von Moßner mit dem Ehrenpreis.

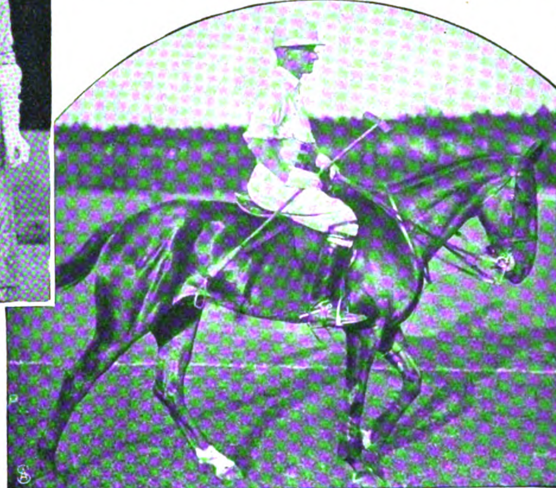




Phot. Zinsel.
Frhr. v. Grunelius und Tochter als Zuschauer beim Polospiel.

gebene Posse: „Das Milchmädchen von Schöneberg“ zur Aufführung gebracht. Der harmlose Humor verfehlte seine Wirkung nicht.

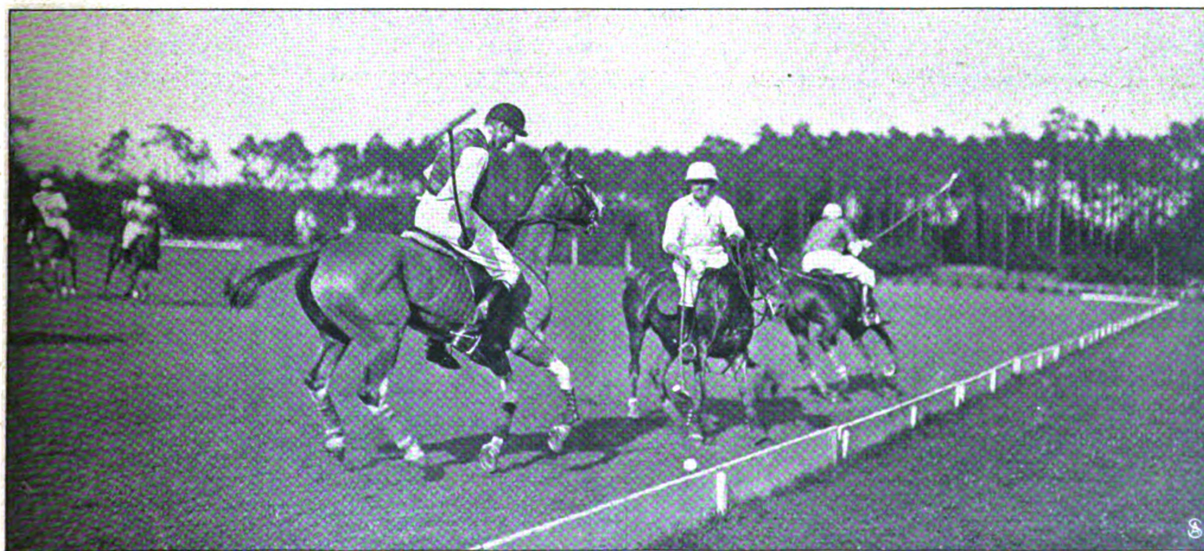
Der Pferdesport nimmt immer mehr zu, in Wiesbaden wurde die neue Rennbahn eröffnet, während in Frankfurt mit Eifer das Polospiel gepflegt wird. Unsere untenst. Abb. zeigt einen spannenden Moment des Spiels. Einer der bekanntesten Poloreiter ist Freiherr



Phot. Zinsel.
Vom Frankfurter Polospiel:
Freiherr von Heintze im Polodreß.



Phot. Benade.
Generalkonsul von Weinberg (×)
Rittmeister von Platen (××)
Zuschauer beim Wiesbadener Rennen.



Beim Frankfurter Polospiel: Mr. Rich (links) und Graf Montgelas im Kampf bei der Barriere. Phot. Zinsel.

Vor wenigen Tagen feierte der bekannte schwäbische Volksdichter Christian Wagner seinen 75. Geburtstag.

Dem Dichter Komponisten Heinrich Werner, dem das deutsche Volk das schöne Lied „Sah ein Knab ein Röslein stehen" verdankt, wurde in seiner Heimatstadt Kirchohmfeld in Thüringen ein Denkmal gesetzt.

Es ist nichts Seltenes, daß indische Fürstentöchter nach Europa kommen, um dort die westliche Kultur kennen zu lernen, und sich dann ganz in das Leben und Treiben unserer gesellschaftlichen Kreise einleben. Es ist erstaunlich, wie sehr die Töchter Indiens dann den Damen unserer Kreise gleichen. Eine besonders begeisterte Anhängerin europäischer Sitten und vor allem auch europäischen Sports ist die Tochter des Radschas von Cooch Behar, die jugendliche, bildschöne Prinzessin Petriva. Diese vornehme indische Fürstentochter gehörte zu den eifrigsten Bobsleighfahrerinnen der letzten Wintersaison in St. Moritz. Sie pflegt sich ganz europäisch zu kleiden, nur ein kostbarer indischer Schal und der reiche Schmuck erinnern an das Heimatland dieser reizenden Schönheit.

In Stolp in P. begeht demnächst Generalmajor z. D. Friedrich Wittke sein 60jähriges Militärjubiläum. Der Jubilar kämpfte 1866 und 1870 mit und wurde noch vor Ablauf des Krieges 1870/71 zum Major befördert.

Vor wenigen Tagen wurde in Soest gelegentlich seines 100jährigen Geburtstages dem Dichter Ferdinand Freiligrath ein Denkmal enthüllt. Dasselbe ist in Gestalt eines Brunnens von dem Bildhauer Hengstenberg in Rom entworfen. Soest setzte dieses Denkmal dem Dichter im Gedenken daran, daß Freiligrath seine kaufmännischen Lehrlingsjahre bei einer noch bestehenden Soester Kolonialwarenhandlung verlebte.

... von Heintze. Gelegentlich des letzten Rennens in Wiesbaden entstanden einige Aufnahmen, die von Interesse sind. Rechts oben auf Seite 1415 sehen wir Leutnant von Moßner nach einem siegreichen Ritt, in den Händen den Ehrenpreis. Rechts unten zeigt unser Bild Generalkonsul von Weinberg zusammen mit Frhrn. von Platen. Links oben sehen wir Herrn von Grunelius, einen eifrigen Förderer des Polosports aus der Frankfurter Hochfinanz, mit seiner reizenden Tochter.



Christian Wagner,
schwäbischer Volksdichter,
wurde 75 Jahre alt.



Generalmajor z. D. F. Wittke
feiert demnächst sein sechzigjähriges Militärjubiläum.



Phot. Rita Martin.

Prinzeß Petriva,
Tochter des Radschas von Cooch Behar.



Phot. Juust.-Verlag.

Denkmal für den Komponisten H. Werner
in Kirchohmfeld.



Der kürzlich enthüllte Freiligrathbrunnen
in Soest.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 34. Berlin, den 20. August 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 34.



Die sieben Tage der Woche.

11. August.

Auf den Weserwerften wird die angekündigte Arbeiteraussperrung vollzogen. Darauf legen sämtliche Arbeiter die Arbeit nieder.

Bei der Ersatzwahl zum preußischen Abgeordnetenhaus in Emden-Norden wird der nationalliberale Oberbürgermeister Fürbringer, dessen Mandat für ungültig erklärt worden war, wiedergewählt.

Auf der Strecke Straßburg-Kolmar werden in der Nähe von Matzenheim sechs Rottenarbeiter von einem Personenzug überfahren und getötet.

In Brüssel wird ein Abkommen zwischen Belgien, England und Deutschland über die Regulierung der Grenze am Kivusee und Rusisi (belgischen Kongo) abgeschlossen.

12. August.

Das Präsidium des Wiener Gemeinderats ersucht den österreichischen Handelsminister im Hinblick auf die Fleischteuerung ein Ausfuhrverbot für Schlachtvieh zu erlassen. Es werden alsbald Verhandlungen hierüber eingeleitet.

Die Union-Castle-Dampfschiffahrtgesellschaft richtet auf Grund eines Abkommens mit der englischen Regierung und den Regierungen der Kolonien einen regelmäßigen monatlichen Dienst zwischen Europa und Ostafrika ein.

Aus Japan kommen Nachrichten von verheerenden Ueberschwemmungen. Tokio steht zum Teil unter Wasser. Ganze Städte und Dörfer sind zerstört, viele Menschenleben vernichtet.

13. August.

Präsident Fallières tritt eine Reise nach Bern an, um der Eidgenossenschaft einen offiziellen Besuch abzustatten.

14. August.

In Kassel findet in Gegenwart des Kaiserpaars die feierliche Nagelung und Weihe von Fahnen verschiedener Truppenteile statt.

Die Brüsseler Weltausstellung wird durch eine schnell um sich greifende Feuersbrunst zum größten Teil zerstört. Die deutsche Abteilung bleibt völlig unversehrt.

In der Nähe der Station Saujon im Departement Charente-Inférieure werden bei dem Zusammenstoß eines Personenzugs mit einem Güterzug 44 Menschen, zumeist Zöglinge eines Mädchenpensionats, getötet, zahlreiche andere schwer, teilweise tödlich, verwundet.

In London stirbt, 90 Jahre alt, die Philanthropin Miß Florence Nightingale (Portr. S. 1432), die ihre ganze Lebensaufgabe in der Förderung vernünftiger humanitärer Bestrebungen erblickte und auf diesem Gebiet die größten Erfolge erzielte.

15. August.

In Marienbad findet zwischen dem österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern Grafen Aehrenthal und dem türkischen Großwesir Hakki Pascha eine Konferenz statt.

In Washington wird der sechste internationale Esperanto-Kongreß eröffnet.

16. August.

Ein Telegramm des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika meldet, daß in Lindi ein Todesfall unter pestverdächtigen Erscheinungen vorgekommen ist.

In Bremen stirbt kurz nach seiner Ankunft aus Amerika der Präsident von Chile Pedro Montt.

Zwischen der Türkei und Bulgarien kommt eine Einigung dahin zustande, daß die bulgarischen Flüchtlinge nach Mazedonien zurückkehren dürfen, wenn sie vorher ihre Waffen an die türkische Regierung abliefern.

17. August.

Aus Gibraltar wird gemeldet, daß der Flensburger Dampfer „Elsa" im Nebel den spanischen Dampfer „Martos" angerannt und zum Sinken gebracht hat. Sieben Matrosen und 38 Passagiere des „Martos" sind ertrunken.

Bei dem Rundflug durch den Osten Frankreichs erringt Leblanc den ersten Preis von 100000 Frank.

Der Riesenbrand der Brüsseler Weltausstellung.

(Hierzu die Aufnahmen auf Seite 1429.)

„Man kann wohl sagen, daß der großartige Völkerjahrmarkt in der schönen Königsresidenz von Brabant den Höhepunkt seines Glanzes erreicht hat —" mit diesen Worten beginnt die an anderer Stelle dieses Heftes abgedruckte Schilderung der Brüsseler Weltausstellung aus der Feder unseres Berichterstatters. Jäh ist die Freude über das glänzende Gelingen des großen Friedensfestes gestört worden; ein Schrei des Entsetzens ging durch die zivilisierte Menschheit, als die Nachricht von dem Brand der stolzen, mit den auserlesensten Gaben gefüllten Hallen die Welt durchlief. Und wenn auch das Schlimmste abgewendet werden konnte, wenn die zuerst gehegte Befürchtung, daß alle Bauten vernichtet seien, sich als grundlos erwies, so ist das Unglück wahrlich groß genug, um des Mitgefühls aller sicher zu sein. Belgien, England, Frankreich vor allem betrauern den Untergang unersetzlicher Schätze des Kunstgewerbes und der industriellen Arbeit; andere Länder, wie namentlich Deutschland und die Nieder-

lande, sind durch die isolierte Lage ihrer Ausstellungsgebäude vor dem Verlust ihrer wertvollen Produkte bewahrt geblieben.

Welche Wertschätzung der Inhalt der deutschen Abteilung in den maßgebenden Kreisen der Brüsseler Weltausstellung gefunden hat, zeigt am deutlichsten die Würdigung, die Baron Léon Janssen, der Präsident des Weltausstellungskomitees, auf unser Ersuchen niedergeschrieben hatte. Die warmherzigen Worte des kenntnisreichen Mannes werden jeden Deutschen mit Befriedigung erfüllen. Die Redaktion.

Deutschland auf der Brüsseler Weltausstellung.

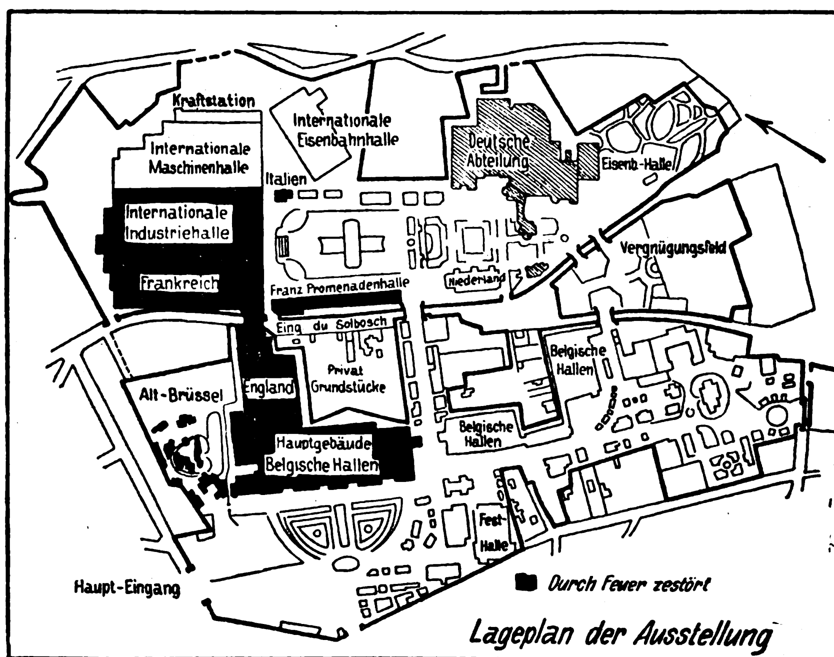
Vom Baron Léon Janssen, Präsident des Weltausstellungskomitees.

(Nach dem Französischen übertragen von M. Dung.)

Meine Eindrücke von der deutschen Beteiligung an der Weltausstellung in Brüssel möchten Sie in einem kleinen Artikel geschildert haben? Diesem Wunsch würde ich gern Folge geben. Sie werden mich stets bereitfinden, alles zu tun, was der Förderung und Anerkennung dieses schönen, hohen Kulturwerks dienen kann. Eine Schwierigkeit nur bietet mir die Aufgabe: Was kann ich Ihnen Neues sagen? Ich habe schon bei der feierlichen Einweihung der deutschen Ausstellung und in der Folge wiederholt als Gast der prächtigen Feste im Deutschen Haus zu Ehren der verschiedenen Körperschaften der Industrie und des Handels die angenehme, ehrenvolle Pflicht gehabt, im Namen des Exekutivkomitees der internationalen Weltausstellung den deutschen Gästen einen freudigen Willkommgruß zu bieten, und habe bei diesen fröhlichen Anlässen meiner lebhaftesten Anerkennung und tiefen Dankbarkeit herzlichen Ausdruck gegeben. So kann ich mich hier nur selbst wiederholen; ich möchte in der Hauptsache nur das wieder sagen und durch das allumfassende Organ dieser weitverbreiteten, die Ereignisse des Lebens treu widerspiegelnden Wochenschrift feststellen lassen, was ich schon vor den Mitgliedern des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller ausführte. Vor diesem entzückenden und so harmonisch übereinstimmend germanischen Ensemble, das die deutsche Abteilung der Weltausstellung bildet, deren uns archaisch anmutende Umrißlinien am Horizont gewissermaßen eine Vergangenheit silhouettieren, auf die sie mit Recht stolz sind, haben unsere deutschen Freunde die innere Genugtuung, im Aeußern die Reize ihrer allmählichen Entwicklung zu erkennen und im Innern die Summe der Arbeit, all den Reichtum und die ganze Machtfülle des produktiven und sich immer mehr ausdehnenden Deutschlands wiederzufinden.

Ich schmeichle mir nicht, ein besonderer Psychologe zu sein; aber ich wäre doch sehr überrascht, wenn vor dieser großartigen Verkörperung Deutschlands auf Brüsseler Boden nicht alle deutschen Herzen in Stolz schwellen und die Gedanken sich nicht der hohen Persönlichkeit zuwenden sollten, die einen so großen Raum im Leben Deutschlands einnimmt, und deren konstanter Ehrgeiz es ist, sein Volk stetig größer, blühender und an Respekt gewinnend sich entwickeln zu sehen. In seiner ersten Regierungzeit, als man vielfach dem Kaiser Wilhelm II. kriegerische Gesinnungen beilegte, sagte dieser eines Tages in einer Unterhaltung mit dem französischen Nationalökonomen Jules Simon: „J'ai beaucoup réfléchi depuis mon avénement et je pense, que dans la situation où je suis, il vaut mieux faire du bien aux hommes que de leur faire peur.“ Und er fügte hinzu: „Nous nous trouvons à une époque de transition et de marche en avant; il faut marcher en avant et à tout vapeur!“ Ich habe schon früher Gelegenheit gehabt, vor deutschen Freunden auszusprechen, wie unwandelbar treu der Kaiser diesem Programm, das er sich gegeben, geblieben ist. Alle seine Handlungen, alle seine Reden zielten darauf hin, den nationalen Geist auf allen Gebieten emporzuheben.

Und welch wunderbares Resultat hat diese Bestrebungen gekrönt. Die deutsche Reichshauptstadt zählt heute über zwei Millionen Einwohner. In nur drei Generationen hat sich das Wunder vollzogen, Berlin aus einer provinziellen Hauptstadt in der brandenburgischen Sandbüchse zu dem werden zu lassen, was diese glänzende Stadt heute ist. Die Gestalt, die gegenwärtig für die Welt dieses Mirakel der Entwicklung einer Nation personifiziert, ist Wilhelm II. Er ist es, den instinktiv der Gedanke grüßt, wenn man sich vor dem grandiosen, eindrucksvollen Ganzen der deutschen Ausstellung befindet, und dessen Erscheinung sich für



Situationskarte zum Brand der Brüsseler Weltausstellung.

die Zukunft unmöglich trennen läßt von allem, was Deutschlands Größe und Glanz bedeutet.

Aber Vernunft und Erfahrung lehren uns doch, daß nichts wahrhaft Bedeutendes in dieser Welt sich vollenden läßt durch den Willen eines einzigen. Die großen historischen Gestalten verkörpern eine enorme Summe von Kraftanstrengungen, Kämpfen, Arbeitsleistungen und Ideen, die sich für die Perspektive der Zeiten in ihnen vereint. Alle Mitarbeitenden verschmelzen mit der Hauptpersönlichkeit, die sie gewissermaßen zusammenfaßt und ihnen die Größe verleiht nach Maßgabe der Zahl und Bedeutung der zusammenwirkenden Einzelelemente.

Mitarbeiter des Kaisers aber war und ist das ganze Deutschland, das enthusiastische, tatkräftige; Männer der Initiative, des Gedankens, der Tat; die Gelehrten der berühmten Universitäten: „Die Ehrengarde des Hauses Hohenzollern". Das sind die Menschenbildner, die „façonneurs d'hommes", und es sind die Leute, auf deren Schultern die Industrie ruht, die die Produktion und den Handel Deutschlands bis zu einem Grad der Vollendung und Macht entwickelt haben, daß sie ausstrahlen bis zu allen Punkten des Erdballs. Und darum ist man berechtigt zu sagen, daß die Deutschen sich stolz fühlen dürfen in diesen 40000 Quadratmetern eines „Deutschland auf Brüsseler Boden", dieser deutschen Ecke, die die beiden ausgezeichneten Männer, der Reichskommissar Albert und der Präsident der deutschen Ausstellung Ravené, so brillant und großartig gestaltet haben — insgesamt das Resultat von deutscher Hände Arbeit. Ich will nicht alle die Schönheiten und Reichtümer zergliedern, die großzügigen und die verlockenden, anziehenden Dinge, die die deutsche Sektion zu einem Resümee des Lebens, der Ordnung, der Methode und Erziehung, des Komforts, der ästhetischen Kultur und der wirtschaftlichen Größe Deutschlands machen. Weshalb sollte ich deutschen Lesern die Fortschritte aufzählen, die ihnen allen bekannt sind, und die Eroberungen, deren Urheber sie selbst sind?

Aber eins gibt es in der deutschen Sektion, was mich vom ersten Tag an entzückt hat, und das unwiderstehlich die Aufmerksamkeit aller fesselt, die einige Stunden in der Ausstellung verweilen. Das ist — man lächle nicht — das ist die Glocke hoch oben auf dem Turm des Deutschen Hauses, deren reiner, eindringlicher Ton aus der Höhe des Friedens, in der sie schwebt, so unbeschreiblich ruhevoll vibriert, daß meinem Empfinden nach wohl eines jeden Seele von diesem Zauber berührt und gefesselt werden dürfte. Inmitten der wallenden Menschen und der sausenden Maschinen, all des ungeheuren, lärmenden Lebens einer Weltausstellung ist diese deutsche Glocke, von allen gekannt, uns zu einer lieben Freundin geworden mit ihrer Stimme der ehernen Aufrichtigkeit und Geistigkeit. Als ich sie zum erstenmale hörte, erwachte mir die Erinnerung an das Meisterwerk Ihres unsterblichen Schiller, das „Lied von der Glocke", worin mit so reinem Eindruck von Schönheit und Harmonie die Glocke zum idealen Sinnbild unseres Daseins der Arbeit geworden ist. Möge auch die Glocke des Deutschen Hauses unserer Weltausstellung dem deutschen Volk nur Stunden der Freude und des Erfolges künden und ihr Ton vor allem, immer und überall, ein Klang des Friedens sein.

Großstadtmädchen.

Von Direktor Dr. Gruber, Berlin-Wilmersdorf.

Die Worte des Vetters zur Heldin von Sohnreys „Grete Lenz": Einen Arbeiter willst du nicht, und ein anderer heiratet dich nicht — haben jüngst eine bekannte Vertreterin der Frauenfrage veranlaßt, feinsinnige Betrachtungen darüber anzustellen, inwiefern dieses Wort als Motto vor das Lebensschicksal unzähliger Großstadtmädchen gesetzt werden könnte. Neben der leichten Anpassungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts ist es vor allem auch die große Empfänglichkeit für alles Hübsche, Gefällige und Elegante, die das Großstadtmädchen aus dem Arbeiterstand dazu führt, sich leicht über die Kulturebene seines Standes zu erheben. Es sieht fast täglich an seiner Mutter das Martyrium einer Arbeiterfrau vor Augen, und mit einem gewissen Schaudern denkt es daran, einst ein gleiches Schicksal zu teilen. Die geringen Vorkenntnisse machen es ihm indessen nicht möglich, das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen: es wird Verkäuferin, Konfektioneuse, „Fräulein" in einer Konditorei oder etwas Aehnliches, und da ein gefälliges Aeußeres, adrette Kleidung und nette Manieren für diese Berufe am besten empfehlen, so richtet es frühzeitig sein ganzes Streben auf Putz und Tand, auf die Pflege seiner Erscheinung. Bessergestellte, mit denen dieses Großstadtmädchen aus dem Arbeiterstand häufig zusammenkommt, bedingen zwar eine Verfeinerung seiner Lebensgewohnheiten, steigern aber auch zugleich seine Lebensansprüche. Auf den Spielkameraden der Jugendjahre, der als Handwerker arbeitet, sieht jenes Mädchen mit einer gewissen Verachtung herab; jenen Männern aber, die sie nicht heiraten, sie jedoch umschmeicheln, ihr Lebensglück und sorglose Tage versprechen, gibt sie den Vorzug — — „Kein Wunder, daß Tausende von Mädchen an diesen Klippen scheitern! Wer mit sehenden Augen das Großstadttreiben beobachtet, dem graut es bei dem Gedanken, wie viele Mädchenblüten alljährlich dem Moloch der sogenannten Großstadtfreuden geopfert werden." Mit vollem Recht erklingt darum auch die mahnende Stimme, den Frauen Berufe zugänglich zu machen, in denen auch für sie ein Emporsteigen in besser bezahlte und leitende Stellen möglich ist, und durchaus berechtigt und im Interesse jener Mädchen aus dem Arbeiterstand erscheint der Hinweis auf den Verein zur handwerksmäßigen Ausbildung der Frau, der, in der Reichshauptstadt kürzlich begründet, es sich zum Ziel setzt, die fachgewerbliche Ausbildung des Mannes auch der Frau angedeihen zu lassen, die bisher bei einer großen Reihe von Handwerken nur die ungelernte und deshalb auch schlecht entlohnte Arbeiterin war. Abgesehen von der Heiratsmöglichkeit, die jenen Mädchen in der gemeinsamen Lehr- und Arbeitzeit mit ihren männlichen Fachgenossen vielfach geboten wird, erscheint es aber auch durchaus möglich, der Vergnügungssucht der arbeitenden Klassen, die in

vielen Fällen nichts anderes als geistiger Hunger bedeutet, dadurch zu steuern, daß man den Arbeiterheimen zu ihrem Recht verhilft, in denen die jungen Mädchen nicht nur einen ihren Mitteln entsprechenden Mittags- und Abendtisch erhalten, sondern auch Gelegenheit zu Schneider-, Koch-, Gesang-, Turn- und Sprachunterricht finden können, während Büchereien und Spiele für geeignete Unterhaltung in den Erholungstunden sorgen. —

Alle diese Vorschläge gelten jenen Großstadtmädchen, deren Eltern dem Arbeiterstande angehören. Aber man sollte auch an jenen Großstadtmädchen nicht achtlos vorübergehen, die sich zur Gesellschaft rechnen, weil eben ihre Eltern dazu gehören. In einer Zeit, die ganz allgemein die Berufsvorbildung des weiblichen Geschlechts auf ihr Schild erhoben hat, sollte man es wirklich nicht für möglich halten, daß sich noch immer Vertreterinnen jener alten abgetanen Richtung finden, die in der Ausübung eines Berufs durch ein weibliches Mitglied der Gesellschaft ein Herabsteigen erblicken. Man versteht die Mütter nicht, die es lieber sehen, wenn ihre Töchter die Hände in den Schoß legen oder sich Dingen hingeben, mit denen man wohl die Zeit hinbringen, vielleicht auch totschlagen kann, als sich ernster Arbeit widmen, die das Herz freudig stimmt und dem Leben einen Inhalt gibt, den Nichtstun auch nicht einmal ahnen läßt.

Aber solche Mütter gibt es noch immer in beträchtlicher Zahl. Daß aber die berufslose Tochter der berufsfreudigen Gefährtin gegenüber zuweilen eine wenig beneidenswerte Rolle spielt, entgeht jener meist nicht so leicht wie der Mutter. Wenn aber dann schließlich die Eltern doch zu der Einsicht gekommen sind, daß die Tochter einst auf sich selbst angewiesen sein wird, wenn sie ihr dann, zuweilen zwar etwas spät, aber doch in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse, die Wege zur Ausübung eines „unschuldigen" Berufs zu ebnen bereit sind, so ist wiederum die Tochter nicht selten eifrig darauf bedacht, ihre Tätigkeit nicht ruchbar werden zu lassen oder gar mit zweifelhaften Gründen wie Zeitvertreib zu entschuldigen. Das glaubt sie nun einmal der Familie schuldig zu sein. Indessen hat sie ihr erstes Ziel nicht aus dem Auge verloren. Sie harrt der Stunde, da sie der Erkorene ihres Herzens heimführt. Zunächst ist aber dieser Erkorene nur in ihrer Einbildung vorhanden. Er muß reich sein, damit sie sich etwas leisten kann. Daß er ein Studierter ist, setzt sie blindlings voraus. Wie sollte sie auch anders ihre gesellschaftliche Stellung behaupten können! Der Jurist und vielleicht auch noch der Mediziner erscheinen ihr besonders begehrenswert. Grundsätzlich leistet sie Verzicht auf einen Theologen, der noch dazu auf das Land verschneit werden kann, oder auf einen Philologen, der vielleicht in irgendeinem ostpreußischen oder oberschlesischen Nest, womöglich noch an einem in der Entwicklung begriffenen Progymnasium, sein Dasein fristen muß, und der schließlich herzlich froh ist, wenn er zwei- oder dreimal im Winter mit der Gattin in das Theater der Nachbarstadt fahren kann. Das sind überdies für sie die Altmodischen. Sie aber hält es mit den Modernen: Glockenjackett, Schleifenschuhe und modische Selbstbinder, die mit der Farbe der Fußbekleidung in inniger Harmonie stehen, machen ihrer Meinung nach den ganzen Mann aus, entsprechen auch einigermaßen ihrer Schuten-Variante mit Crêpe de Chine, ihrem Charlotte aus Seidenstoff mit Marabuumrandung oder schließlich gar ihrem Toque in Zweispitzform mit Reiherstutz. Dabei scheint sie aber doch bereits gebührende Rücksicht auf die Wünsche der Eltern zu nehmen, die es ihr mehr als einmal zu Gemüte geführt haben, daß es zwecklos ist, dem „bunten Rocke" nachzujagen. Aber Freundinnen bringen eben manches zuwege. Schließlich scheint sich ihr in der Tat vermöge freundschaftlichen Zuspruchs der Erkorene ihres Herzens zu nähern. Wenigstens hat sie ihn in der Gesellschaft kennen gelernt. Sie hat sich von ihm mehr als eine Schmeichelei sagen lassen; sie kann ihn wirklich gut leiden. Jeden Tag besser. Sie sieht ihn auf den belebtesten Straßen der Großstadt, begleitet ihn auch wohl hin und wieder auf seinen notwendigen Ausgängen, macht auch dann und wann vor seinen Fenstern halt, um sinnend die Vorhänge zu betrachten, die an Schlichtheit nichts zu wünschen übriglassen. Sie begreift es nicht, wie es eine Wirtin über sich gewinnen kann, einem solchen Mieter so Minderwertiges zu bieten. Aber die Tage vergehen inzwischen, auch Wochen und Monate — und Jahre. Vielleicht verbietet es sich ganz von selbst für den Erkorenen ihres Herzens, sich der Erkorenen seines Herzens zu offenbaren, da des Vaters Geldbeutel eben nicht entsprechend seinen Wünschen gefüllt ist. Und sie harrt noch immer. Schließlich aber kommt sie selbst zu der Ueberzeugung, daß sie vergeblich geharrt, daß sich der Eltern Voraussage völlig bewahrheitet hat: Einen Leutnant willst du wohl, aber — — Dann sind inzwischen auch die altmodischen Theologen und Philologen ihr zum Leidwesen gehörig „untergebracht". Und niemand kann es ändern.

Aus dieser Periode ihres Harrens hat sie aber so manche Eigenart mit in das Leben hineingenommen, die sie leicht nicht wieder loswerden kann. Da ist es zunächst die Mode, der sie doch als Glied der Gesellschaft den gehörigen Tribut entrichten muß. Oder sollte sie nun mit einem Mal auf die prächtige, aus Valenciennespitzen gefertigte und mit Rosen gekrönte Capeline, den Chanteclerhut oder den Turbantoque verzichten, die doch so trefflich dem griechischen Chignon angepaßt sind? Sollte sie der Pierrotkragen nicht mehr schmücken, nicht mehr das modische Gewand mit der allmählichen Verengung vom Knie bis zu dem breiten, durch Stoffauflage beschwerten Rocksaum zieren dürfen?

Da sind es ferner auch gewisse Gewohnheiten, die sich bei ihr im Lauf der Zeit herausgebildet haben, die sie aber keinesfalls aufzugeben bereit ist. Oder sollte sie sich nun etwa mit einem Mal bei Einkäufen mit Paketen belasten, die sie früher lieber andere tragen ließ? Uebrigens waren ihr immer jene Einkäufe unerträglich, bei denen es sich nur um geringe Beträge handelte. Und nun soll es plötzlich anders werden? Aehnlich hat sie es auch immer mit der Sommerreise gehalten. Lieber mochte sie zu Hause bleiben, als etwa an die Ostsee oder in das deutsche Mittelgebirge gehen. Die Nordsee, Tirol, die Schweiz und Italien hatten es ihr besonders angetan. Dort allein konnte sie sich ihrer Meinung nach erholen, dort die Nerven nach den Anstrengungen, die das Großstadtleben mit sich bringt, wieder stärken. Die Stille, der Aufenthalt auf dem Land erschienen ihr dazu wenig geeignet. Und dann fehlen ja auch die volltönenden Namen der Orte, die in der Gesellschaft der Gegenstand des Gesprächs, wenn auch nicht immer das wirkliche Ziel der Reise, zu sein pflegen. Gesellschaftliche Lügen feiern eben bei

solchen Gelegenheiten ihre Triumphe. Wer da abseits steht, wer nicht mitfeiert, gilt als minderwertig. —

Erst vor wenigen Wochen hat der preußische Kultusminister bei Gelegenheit der Etatsberatungen im Abgeordnetenhaus sich dahin geäußert, daß es das höchste Ziel der Unterrichtsverwaltung sein müsse, unsere jungen Mädchen so zu erziehen, daß sie vor allem befähigt werden, den für sie höchsten Beruf zu erfüllen, den der Gattin und Mutter. Das aber hindere keineswegs, den Unterricht und die Erziehung so zu gestalten, daß auch die, denen das höchste Glück, Gattin und Mutter zu werden, versagt bleibt, so mit Kenntnissen ausgestattet sind, daß sie einen geeigneten Beruf ergreifen und eine selbständige Existenz sich schaffen können, um so innere Befriedigung zu finden und Nutzen zu stiften. Das liege nicht nur im Interesse der Frau, sondern auch geradezu im Interesse des Staates, im Interesse der Gemeinde und unserer Schulen, wo es zahlreiche Stellen gibt, in denen gerade die Frauen sich betätigen können und vielfach mehr nützen und besser am Platz sind als die Männer.

Glücklicherweise mehrt sich in diesen Tagen auch die Zahl einsichtsvoller Großstadtmädchen, die jener inneren Befriedigung nachstreben, und diesen Vertreterinnen der Gesellschaft wird es sicherlich auch gelingen, die berufslosen Gefährtinnen zu überzeugen und durch Beispiele zu jener Erkenntnis zu führen: es geht auch anders — und es geht so besser.

hi

Eine neue epidemische Haarerkrankung.

Von Dr. med. Dreuw, Arzt für Hautkrankheiten in Berlin.

Epidemische Haarerkrankungen treten in letzter Zeit in Deutschland immer häufiger auf, so daß eine populäre Betrachtung aus Gründen der Prophylaxe und Hygiene geboten erscheint; denn im Kampf gegen die Uebertragung von epidemischen Erkrankungen sind wir Aerzte nicht nur auf unsere wissenschaftlichen und praktischen Erfahrungen, sondern auch auf die Mitwirkung aller beteiligten Faktoren angewiesen. Wenngleich es sich im vorliegenden Fall um Krankheiten handelt, die mit geringen Ausnahmen weder das Leben noch in erheblicher Weise die Gesundheit gefährden, sondern lediglich kosmetische Schädigungen hervorrufen, so ist ihre Bekämpfung trotzdem nicht minder geboten und notwendig, und zwar um so mehr, als meist unmündige Personen, in der Regel Schulknaben, die noch der Obhut der Eltern und Lehrer anvertraut sind, befallen werden.

In Frankreich und auch in England waren epidemische Haarerkrankungen in weitesten Kreisen bekannt schon zu einer Zeit, als man in Deutschland sie allgemein kaum dem Namen nach kannte. Besonders die Mikrosporie machte es erforderlich, daß in Paris unter der Leitung des ausgezeichneten französischen Forschers Professors Sabouraud besondere Schulen einem Krankenhaus angegliedert wurden, in denen nur haarerkrankte Kinder isoliert von der Familie behandelt und unterrichtet werden.

Gerade das Gebiet der Haarerkrankungen ist von Sabouraud hinsichtlich der Aetiologie, der Symptome und der Art der Bekämpfung mit hygienischen, sozialen medikamentösen und physikalischen Maßnahmen in einer Weise erforscht worden, die vorbildlich genannt werden darf. Das vor kurzem erschienene Werk dieses Forschers „Les Teignes“ (Paris, Masson & Cie, 1910), das auf mehr als 850 Seiten 433 Figuren und 28 Tafeln enthält, zeugt von dem enormen Fleiß, der auf die Erforschung dieses schwierigen Gebietes verwandt wird.

Welchen Umfang die Mikrosporie in Paris angenommen hat, geht schon daraus hervor, daß das jährliche Budget für die Bekämpfung allein dieser Erkrankung die Summe von 450 000 Frank beträgt.

Woher es kommt, daß die Mikrosporie gerade in Paris, dann aber auch in London so häufig auftritt, während Berlin beinah verschont blieb, ist eine noch strittige Frage. Klimatische, soziale, hygienische und last not least Rassenverhältnisse spielen bei der Uebertragung eine nicht zu verkennende Rolle.

In Deutschland machte (1908) die Schöneberger Mikrosporieepidemie, die jedoch dank der sofort in Angriff genommenen ärztlichen Maßregeln auf ihrem Herd beschränkt wurde, von sich reden. Die Epidemie war aus Frankreich eingeschleppt worden durch einen aus Bordeaux stammenden Knaben, der 1907 einige Monate im Antoniusstift in Schöneberg untergebracht war.

Vor $2^1/_2$ Monaten wurde von mir in den Schulen von Berlin N eine bisher in Deutschland noch nicht beobachtete Haarerkrankung bei mehr als 150 Schulknaben entdeckt, die ich mit Rücksicht auf den kleinfleckigen Beginn als Alopecia parvimaculata (kleinfleckige Kahlheit) bezeichnet habe.

Vor einigen Wochen wurde wiederum über eine epidemische Haarerkrankung in Schwerte i. W. berichtet, die, Zeitungsnachrichten zufolge, so stark auftrat, daß die Schulen geschlossen werden mußten.

Man teilt die epidemischen Haarerkrankungen zweckmäßig ein 1. in solche, deren Erreger uns bekannt ist (Mikrosporie, Trichophytie, Favus), 2. in solche, deren Erreger wir mit Bestimmtheit noch nicht kennen (Alopecia areata oder kreisförmige Kahlheit und Alopecia parvimaculata oder kleinfleckige Kahlheit).

Es ist natürlich unmöglich, in dieser kurzen Abhandlung alle bekannten Krankheitsformen zu erwähnen, vielmehr können nur die hauptsächlichsten kurz genannt werden.

Die wichtigste, weil am leichtesten übertragbare Erkrankung ist die Mikrosperie, sogenannt, weil der Erreger, das 1843 von Gruby entdeckte Microsporon audouini, im Gegensatz zur Trichophytie kleine Sporen bildet, die etwa $^2/_{1000}$ Millimeter Durchmesser zeigen.

Die Trichophytie wird hervorgerufen durch einen von Malmsten entdeckten Fadenpilz, Trichophyton tonsurans, der je nach der Größe der Sporen wieder eingeteilt wird in einen großsporigen oder kleinsporigen Trichophytonpilz. Die Trichophytie kommt bei Hund, Rind, Pferd, Katze, Geflügel usw. vor und wird von diesen häufig auf den Menschen übertragen.

Der Erreger des Favus ist das Achorion Schoenleinii, ein Fadenpilz, der geschlängelte, mit Septen und Seitensprossen versehene Fäden bildet.

Sowohl die Trichophytie als auch der Favus und die Mikrosporie werden also übertragen durch Fadenpilze. Nicht etwa Spaltpilze (Kokken oder Bakterien) sind die Ursache, sondern, allerdings auch nur mikroskopisch sichtbare, größere Lebewesen, Pflanzen, die zur Gruppe der Eumyzeten gehören, und die die Fähigkeit haben, ein Myzel oder Fadengeflecht zu erzeugen. Dieses Myzel bildet Sporen, die, auf geeigneten Nährboden gebracht, wieder ein Myzelgeflecht hervorbringen, indem die Spore einen Keimschlauch treibt, der sich verästelt und schließlich wieder ein vielfach verzweigtes Myzelium entwickelt. Auf künstlichem Nährboden (Agar) kann man diese Entwicklung sehr gut beobachten. Auch die Haut der Menschen und der Tiere ist ein guter Nährboden für diese pathologischen Fadenpilze. Auf der nicht behaarten Haut entstehen so vulgär als Flechten bezeichnete Hautkrankheiten, während die Sporen und die Myzelfäden auf der behaarten Haut in die Haarwurzeln eindringen und das Haar zum Absterben bringen. In einem solchen Haar sieht man sowohl außerhalb als innerhalb desselben Tausende von Sporen und Myzelfäden im Mikroskop. — Einer ganz andern Gruppe von Erkrankungen gehört nun die Alopecia areata und parvimaculata an, insofern, als bei diesen Erkrankungen mit größter Wahrscheinlichkeit, wenn auch nicht mit Sicherheit Spaltpilze (Kokken) die Ursache sind. Bei der kreisförmigen Kahlheit fallen an kreisrunden, bis zu taler- und handtellergroßen Stellen die Haare plötzlich aus, die kahlen Stellen werden immer größer, so daß schließlich der Ausfall der Haare sich über den ganzen Kopf verbreiten kann. Diese Erkrankung ist in der Regel nicht ansteckend, jedoch sind zweifellos in Schulen und Kasernen, hier und da auch bei Friseuren, zahlreiche und gehäufte Erkrankungen konstatiert worden, die es zweifellos machen, daß unter gewissen Umständen auch die kreisförmige Kahlheit ansteckungsfähig sein kann.

Die kleinfleckige Kahlheit wurde zuerst in meiner Poliklinik beobachtet bei 30 Knaben des Israelitischen Kinderhorts Berlin N. Von 40 Knaben des Kinderhorts waren etwa 30 erkrankt. Späterhin wurde sie bei mehr als 150 Schulknaben in Berlin N. beobachtet. Sie beginnt mit erbsengroßen, bis etwa 4 Zentimeter langen, weißen oder grauweißen, spindelförmigen, kahlen Flecken. Die ausgezogenen Haare sind an der Wurzel von einer durchsichtigen, weißlich grauen Scheide umgeben. Die beobachteten Fälle betrafen nur Knaben, wahrscheinlich deshalb, weil die dichten Haare bei Mädchen wie ein Filter wirken, so daß der supponierte Erreger nicht auf die Kopfhaut gelangen kann.

Der Erreger dieser Krankheit konnte mit Bestimmtheit noch nicht eruiert werden. Die sowohl in meiner Poliklinik als auch von dem Hamburger Bakteriologen Dr. Plaut angestellten Versuche zur Züchtung eines solchen ergaben nur das Vorhandensein von Spaltpilzen, die auch von französischen Forschern beobachtet wurden, über deren ätiologische Bedeutung jedoch noch nichts Genaueres feststeht. Wie ich in einer ausführlichen Abhandlung in den Monatsheften für praktische Dermatologie, August 1910 (Verlag Leopold Voß in Hamburg), des näheren berichtet habe, gehört die kleinfleckige Kahlheit zu der Gruppe der von dem französischen Forscher Professor Brocq 1885 als Pseudopelade bezeichneten Erkrankungen des behaarten Kopfes, die im Anfangstadium zwar häufig heilbar, im späteren Stadium jedoch vollständig irreparable kahle Stellen erzeugen. Ungefähr 70 v. H. der behandelten Fälle wurden durch die angewandten ärztlichen Maßnahmen zur Heilung gebracht, während die meisten anderen Fälle der Heilung entgegensehen.

Hinsichtlich der Maßregeln, die Eltern, Lehrer, Staat und Kommunen ansteckenden Haarerkrankungen gegenüber zu ergreifen haben, gilt der oberste Grundsatz der Hygiene: „Krankheiten verhüten ist leichter als heilen." Eltern und Lehrer sollen eine gründliche Reinigung des Kopfes mehrmals in der Woche verlangen. Von Zeit zu Zeit sollen die Haare kurz geschnitten werden, da unter dem dichten Haar Krankheitskeime sich leicht einnisten können.

Zum Waschen nimmt man lauwarmes Wasser und gute Seife und verwendet nachher zweckdienlich zum Abspülen eine kleine Gartengießkanne. Bei sehr trockenem Haar fettet man die Kopfhaut nach dem Trocknen leicht mit Mandelöl ein. Natürlich muß auf eine exakte Reinigung von Bürsten und Kämmen geachtet werden. Besonderes Augenmerk verdienen etwaige Haarerkrankungen der Haustiere (Hund, Katze, Pferd usw.), da diese vielfach sowohl den Favus- als auch den Trichophytie- und Mikrosporiepilz übertragen.

Neben den häufigen Kopfwaschungen empfiehlt sich noch eine ein- bis zweimal wöchentlich vorzunehmende Desinfektion der Kopfhaut mit Seifenspiritus. Jeder verdächtige Fall einer Haarerkrankung soll sofort dem Arzt überwiesen werden, und namentlich die Lehrer würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie auf das bisher vernachlässigte Gebiet ihr Augenmerk richten würden. Staat und Kommunen haben die Aufgabe, Eltern, Lehrer, vor allem aber die Friseure über ansteckende Haarerkrankungen aufzuklären und entsprechende Vorschriften zu erlassen.

Wenn es richtig ist, was mein früherer Lehrer, der leider so früh verstorbene Nachfolger Pettenkofers, Professor Buchner sagte, daß die das Leben bedrohenden epidemischen Krankheiten Cholera und Typhus erst in besonderer Heftigkeit auftreten mußten, ehe die von der Wissenschaft als richtig anerkannten Maßnahmen durchgeführt wurden, nach dem bekannten Sprichwort: „Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, dann deckt man ihn zu", so gilt dies auch von den ansteckenden Haarerkrankungen. Durch eine rechtzeitige Hygiene können den Kommunen und dem Staat Hunderttausende erspart werden. Und wenn das Bekanntwerden von Haarerkrankungen in weiteren Kreisen nur das eine Gute stiftet, daß „die Leute sich häufiger den Kopf waschen", so ist dadurch schon viel erreicht.

Was speziell die Gesetzgebung auf diesem Gebiet betrifft, so müßte die Anzeigepflicht und der Behandlungzwang eingeführt werden, wie es in Frankreich und zuletzt auch in der Schweiz anläßlich größerer Epidemien geschehen ist. Auch empfiehlt es sich, Schulärzte anzustellen, die die Behandlung übernehmen, während diese jetzt den meist ärmeren Bevölkerungschichten angehörigen Eltern überlassen bleibt. Meiner Meinung nach werden die Schulärzte überhaupt nur dann ihr hohes Ziel vollständig erreichen, wenn sie nicht wie bisher nur diagnostische, sondern auch therapeutische Tätigkeit entfalten können.

Frankreich ist uns, wohl der Not gehorchend, auf dem Gebiet der Behandlung und Erforschung der ansteckenden Haarerkrankungen vorausgegangen, indem besondere Schulen an Krankenhäuser angegliedert wurden, und indem das Laboratoire municipal de la Ville de Paris à l'hôpital St. Louis entstand, an dessen

Spitze der hervorragende Pilzkenner Prof. Sabouraud steht, dem die junge Wissenschaft so viel verdankt. Möge unser Vaterland vor so ausgedehnten Epidemien, wie sie in Paris so außerordentliche Maßnahmen erforderlich machten, verschont bleiben.

Unsere Bilder

Das neue Königliche Residenzschloß in Posen (Abb. S. 1426). In Gegenwart des Kaiserpaars, des Kronprinzenpaars sowie der meisten Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses wird am 20. d. M. das neue Residenzschloß in Posen feierlich eingeweiht. Der stolze Bau, der nach den Plänen des Geheimen Baurats Schwechten im romanischen Stil errichtet worden ist, erinnert an eine mittelalterliche Kaiserpfalz. Ein 70 Meter hoher und 15 Meter breiter Turm gibt dem Gebäude etwas sehr Imposantes. Die Wohnräume für den Monarchen befinden sich in der Front des Schlosses, während die der Kaiserin im ersten Stockwerk nach dem Park zu belegen sind. Auf der dem Turm entgegengesetzten Seite liegt ein riesiger, zu Repräsentationzwecken bestimmter Saal. Die Innenarchitektur und die Einrichtung des Schlosses sind gleichfalls streng im romanischen Stil gehalten.

Ischl (Abb. S. 1426), der liebliche Kurort im Salzkammergut, wo der Kaiser von Oesterreich jedes Jahr längere Zeit zu weilen pflegt, darf sich des Vorzugs rühmen, die Stadt der riesigen Monarchie Kaiser Franz Josefs zu sein, in der der greise Herrscher seinen 80. Geburtstag verlebte. Entsprechend dem Wunsch des Monarchen ist dieser Tag allerdings nicht durch prunkvolle Festlichkeiten, sondern mehr als ein Familienfest gefeiert worden. Nach außen hin sollte die Bedeutung des Tages nur durch Werke der Wohltätigkeit und Humanität betont werden. Trotzdem kamen die Besucher Ischls nicht zu kurz. Ein Théâtre paré am Vorabend des Geburtsfestes, eine große Illumination der Stadt und das Abbrennen von Freudenfeuern auf den Waldhöhen, die sie rings umgeben, sowie die glanzvolle Anfahrt der zahlreich zur Gratulationscour erschienenen Fürstlichkeiten gaben der Stadt Ischl am Festtag ein außergewöhnliches, feierliches Gepräge.



Regierungsjubiläum in Montenegro (Abb. S. 1428). Das Jubiläum seiner 50jährigen Regierung feiert in diesen Tagen Fürst Nikolaus I. von Montenegro; bekanntlich werden die aus diesem Anlaß vorgenommenen Festlichkeiten in der Erhebung Montenegros zum Königreich ihren Höhepunkt finden. Fürst Nikolaus ist der zweite Herrscher des Landes, der den Fürstentitel führt; denn sein Oheim Danilo I. wurde erst 1852 als Fürst anerkannt. Die Fürstin Milena, seine Gemahlin, entstammt der montenegrinischen Familie Vukotic. Im Alter von 13 Jahren dem Fürsten vermählt, hat sie 14 Kindern das Leben geschenkt. Von diesen sind die meisten mit den angesehensten Herrscherhäusern Europas durch Verheiratung verbunden.

Vom Brand der Brüsseler Weltausstellung (Abb. S. 1429). Eine furchtbare Brandkatastrophe hat die Brüsseler Weltausstellung heimgesucht. Am 14. August brach aus bisher noch nicht aufgeklärter Ursache in der belgischen Abteilung, lange Zeit nachdem diese bereits für den Besuch geschlossen war, Feuer aus, das sich rasend schnell ausbreitete und in kurzer Zeit sich zu einem Riesenbrand entwickelte. Die vielen Dekorationen, die leicht gebauten Ausstellungshäuser und -hallen, die zahllosen Ausstellungsobjekte gaben dem Feuer eine gute Nahrung, so daß trotz aller Bemühungen der Feuerwehr und Pioniere an eine Rettung der brennenden Abteilungen nicht zu denken war, sondern das ganze Bestreben sich darauf richtete, die nicht ergriffenen Teile zu schützen und dem aufs äußerste gefährdeten Publikum Gelegenheit zu verschaffen, das Ausstellungsgelände zu verlassen. Dank dem vom deutschen Kommissar seinerzeit mit Energie durchgesetzten Isoliersystem beim Bau der deutschen Abteilung blieb das Feuer von diesem Teil der Ausstellung vollkommen fern. Der Glut fielen folgende Teile zum Opfer: Die Belgische, Englische und Französische Abteilung, Alt-Brüssel und der Lunapark. Trotz dieser umfangreichen Zerstörungen bleibt die Ausstellung weiter geöffnet, und die zerstörten Abteilungen werden durch kleinere provisorische Ausstellungen ersetzt werden.

Von der letzten Johannisthaler Flugwoche (Abb. S. 1425 u. 27). Die kürzlich beendete aviatische Woche von Berlin-Johannisthal hatte vielfach unter der Ungunst der Witterung zu leiden. Dennoch war der dort gebotene Sport recht bemerkenswert. Einen besonders interessanten Zug erhielten die Konkurrenzen durch die Tatsache, daß das preußische Kriegsministerium mehrere Preise im Gesamtwert von 18000 Mark dazu gestiftet hatte, und daß es deutsche Flieger und Flugapparate sein mußten, die sich darum bewarben. Den Höhenpreis von 5000 Mark errang der Aviatiker Robert Thelen mit seinem Wrightapparat; ebenfalls gewann er den 1. Belastungspreis für die Mitnahme von 210 Kilogramm „Ueberfracht". Eines weiteren Erfolgs konnte sich Eugen Wiencziers erfreuen, der den 1. sog. Totalitätspreis, gebildet aus den nicht gewonnenen täglichen Dauer- und Zusatzpreisen, errang. Die größte Gesamtflugzeit dagegen erreichte Emil Jeannin mit einer Flugdauer von 2 Stunden 42 Minuten. Der Absturz des Aviatikers Heim erregte allgemeine Teilnahme. Glücklicherweise befindet sich der Verletzte, der im Krankenhaus zu Britz untergebracht ist, auf dem Weg der Besserung. Einen eigenartigen Rekonvaleszentenbesuch stattete ihm sein Freund v. Gorrissen ab, der mit seinem Eulerflugzeug vom Flugplatz nach dem Britzer Hospital flog. Der bekannte Wrightschüler Kapitän Engelhardt zeichnete sich während des Meetings mehrfach aus. Unter den zahlreichen Besuchern hatte sich auch Generalstabschef Graf Moltke eingefunden, der die Konkurrenzen mit Interesse verfolgte.

Unsere Seebäder-Filialen (Abb. S. 1431). An den freundlichen Gestaden der Ostsee wie nicht minder an der brausenden Nordsee, überall grüßen am Strande die schmucken Zeitungspavillons des „Berliner Lokal-Anzeigers" und des „Tags". Wenn auch alle Ferienreisenden hochgemut erklären, daß sie Ruhe, nichts als Ruhe während des Sommeraufenthalts suchen, so verlangt dennoch das moderne Kulturbedürfnis auch geistige Nahrung. Mit der geübten Entsagung ist es daher nicht weit her. Leute, die allen Zeitungsausträgern im Bogen ausweichen, sind nach Ablauf einer gewissen Zeit glücklich, wenn sie überhaupt eine Zeitung erhalten. Diesem wirklich tief empfundenen Bedürfnis kommen die Zeitungspavillons des „Berliner Lokal-Anzeigers" entgegen. Es werden dort nicht nur Zeitungen feilgeboten, sondern der Telegraph blitzt unablässig die neusten Vorgänge aus allen Gebieten der Welt herüber. Unsere Pavillons werden daher, zumal in politisch bewegter Zeit, die oft genug mit der sommerlichen Stille zusammentrifft, von einer Menge interessierter Personen belagert. Auch die neusten Kursdepeschen sind dort zu finden.

Manchem Badegast an der See ist der Kurszettel daher ein ständiger Begleiter. Denn auch das Meer hat Hausse und Baisse, nur daß diese am Strand Ebbe und Flut heißen.

Gedenkfeier der Pekinger Gesandtschaftswache (Abb. S. 1428). Im Marinehaus am Köllnischen Park zu Berlin fand kürzlich die offizielle Feier zum Andenken an die Entsetzung der deutschen Gesandtschaft in Peking durch das Marinedetachement statt; die am 14. August 1900 geglückte Befreiung bildete den Abschluß einer 64tägigen schweren Belagerung der Gesandtschaft durch die Boxer. Major Graf Soden, der damalige Kommandeur der siegreichen Marinesoldaten, hatte fast sämtliche noch lebenden Kameraden aus jenen denkwürdigen Tagen zu der Feier in Berlin zusammenberufen, unter deren Teilnehmern sich auch Freifrau von Ketteler, die Gemahlin des in Peking ermordeten deutschen Gesandten, befand.

Generalkonsul Dr. Irmer (Abb. S. 1432), der seit drei Jahren die Interessen der Deutschen in Australien vertritt, ist von Sydney in Berlin eingetroffen, wo er im Auswärtigen Amt verschiedene Konferenzen hatte. Dr. Georg Irmer ist 1859 geboren und trat nach Beendigung seiner geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Studien in den Archivdienst des preußischen Staates. 1892 wurde er in die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts berufen. Von 1894 bis 1897 war Dr. Irmer Landeshauptmann auf den Marshallinseln, wurde 1900 Generalkonsul in Genua und ging von dort in gleicher Eigenschaft vor drei Jahren nach Sydney.

Dschawid-Bei, der türkische Finanzminister (Abb. S. 1432), weilt seit einigen Tagen in Berlin, um hier einmal die Zahlungsbedingungen für die von der Türkei käuflich erworbenen deutschen Kriegsschiffe festzulegen, dann aber auch, um, wie man erzählt, hier wie in andern Hauptstädten Europas den Boden zu einer neuen türkischen Anleihe zu ebnen. Dschawid-Bei ist in Berlin vom Staatssekretär des Auswärtigen Amtes v. Kiderlen-Waechter empfangen worden; auch gab der türkische Botschafter ihm zu Ehren ein Bankett, an dem eine Anzahl hervorragender Finanzleute teilnahm.

Gräfin Emilia Pardo-Bazan (Abb. S. 1432), die bekannte spanische Schriftstellerin, ist vom König von Spanien als Ministerialrat in das Unterrichtsministerium berufen worden. Die Gräfin ist zweifellos eine der interessantesten Frauengestalten des heutigen Spaniens. Seit einer Reihe von Jahren steht sie mitten im politischen Leben, wenn ihre Ansichten und die von ihr befolgte Richtung auch nicht immer die gleichen geblieben sind. Ihre Anschauungen, deren Mittelpunkt stets das Wohl des Volkes gewesen ist, hat sie in zahlreichen Abhandlungen sowie in verschiedenen Romanen und Erzählungen niedergelegt. In Anerkennung ihrer Verdienste erhob König Alfons die außergewöhnliche Frau vor zwei Jahren in den Grafenstand.

Brandkatastrophen in Tirol (Abb. S. 1430). Die Duplizität der Fälle ist ein Gesetz, das sich immer wieder als richtig erweist. Kaum hat die Kunde vom Riesenbrand der Brüsseler Ausstellung die Welt durcheilt, da kommt aus Tirol die erschütternde Nachricht, daß das allen Touristen und Reisenden der Tiroler Berge so wohlbekannte Karersee-Hotel ein Raub der Flammen geworden ist. Dies mit dem höchsten Komfort ausgestattete Riesenhotel ist heute ein rauchender Trümmerhaufen. Es muß als ein Wunder bezeichnet werden, daß bei dem Brand kein Verlust an Menschenleben zu beklagen ist. Der materielle Schaden beläuft sich auf $2^1/_2$ Millionen Kronen. Die Ursache soll in einem nicht genügend gereinigten und in Brand geratenen Kamin zu suchen sein. Das Hotel wird wieder aufgebaut werden. — Fast zu gleicher Zeit brach in dem lieblichen Kurort Gossensaß an der Brennerbahn ein großes Schadenfeuer aus, das leicht den ganzen Ort hätte einäschern können. Glücklicherweise gelang es, des entfesselten Elementes Herr zu werden und den Brand auf 18 Häuser zu beschränken.

Todesfälle (Abb. S. 1432). In Straßburg i. E. starb im Alter von 75 Jahren Professor Dr. Adolf Michaelis, einer der namhaftesten deutschen Archäologen. Seit 1872 übte er an der Kaiser-Wilhelm-Universität sein Lehramt aus und trat 1907 in den Ruhestand. In einer großen Zahl von Publikationen hat der Gelehrte seine Forschungs- und Studienergebnisse niedergelegt. Sein Spezialgebiet war das der Museographie. — Der in Neuyork im 75. Lebensjahr verstorbene Philanthrop Robert J. Paine war als Präsident der amerikanischen Friedensgesellschaft und Wohltäter großen Stiles weit über die Grenzen seines Heimatlandes bekannt. 1880 hat er, gemeinsam mit seiner Gattin, die sogenannte Robert-Paine-Gesellschaft ins Leben gerufen, eine Wohltätigkeitsstiftung, aus der sich verschiedene bedeutende philanthropische Institute entwickelt haben. — Miß Florence Nightingale, die jüngst in London verstarb, ist ebenfalls durch ihre menschenfreundlichen Bestrebungen berühmt geworden. Einen großen Teil ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens hat sie auf die Reorganisation der Londoner Hospitäler verwandt. An ihrem 90. Geburtstag, den sie am 12. Mai dieses Jahres begehen durfte, waren ihr von allen Seiten, auch von König Georg, herzliche Ehrungen zuteil geworden.

Die Toten der Woche

Rudolf Epp, bekannter Münchner Genremaler, † in München am 10. August im Alter von 76 Jahren.

Dr. Fahlberg, der Erfinder des Saccharin, † in Bad Nassau am 16. August im Alter von 59 Jahren.

Geh. Kommissionsrat F. C. Glaser, bekannter Zivilingenieur, † in Berlin am 10. August im Alter von 67 Jahren.

Generalleutnant z. D. Wilhelm von Kienitz, † in Berlin am 16. August im Alter von 88 Jahren.

Professor Ernst Martin, bedeutender Germanist, † in Straßburg im Alter von 69 Jahren.

Professor Dr. Adolf Michaelis, bedeutender Archäologe, † in Straßburg i. E. am 12. August im Alter von 75 Jahren (Portr. S. 1432).

Pedro Montt, Präsident von Chile, † in Bremen am 16. August.

Miß Florence Nightingale, bekannte Philanthropin, † in London am 14. August im Alter von 90 Jahren (Portr. S. 1432).

Robert J. Paine, Präsident der amerikanischen Friedensgesellschaft, † in Neuyork am 13. August im 75. Lebensjahr (Portr. S. 1432).

Karl Graf von Seinsheim, erblicher Reichsrat der Krone Bayerns, † auf Schloß Sünching am 10. August im Alter von 74 Jahren.

Earl Spencer, ehem. Minister und Vizekönig von Irland, † in London am 13. August im Alter von 75 Jahren.

Rittergutsbesitzer v. Wedel, Mitglied des Herrenhauses, † in Kannenberg bei Freienwalde am 10. August im Alter von 65 Jahren.

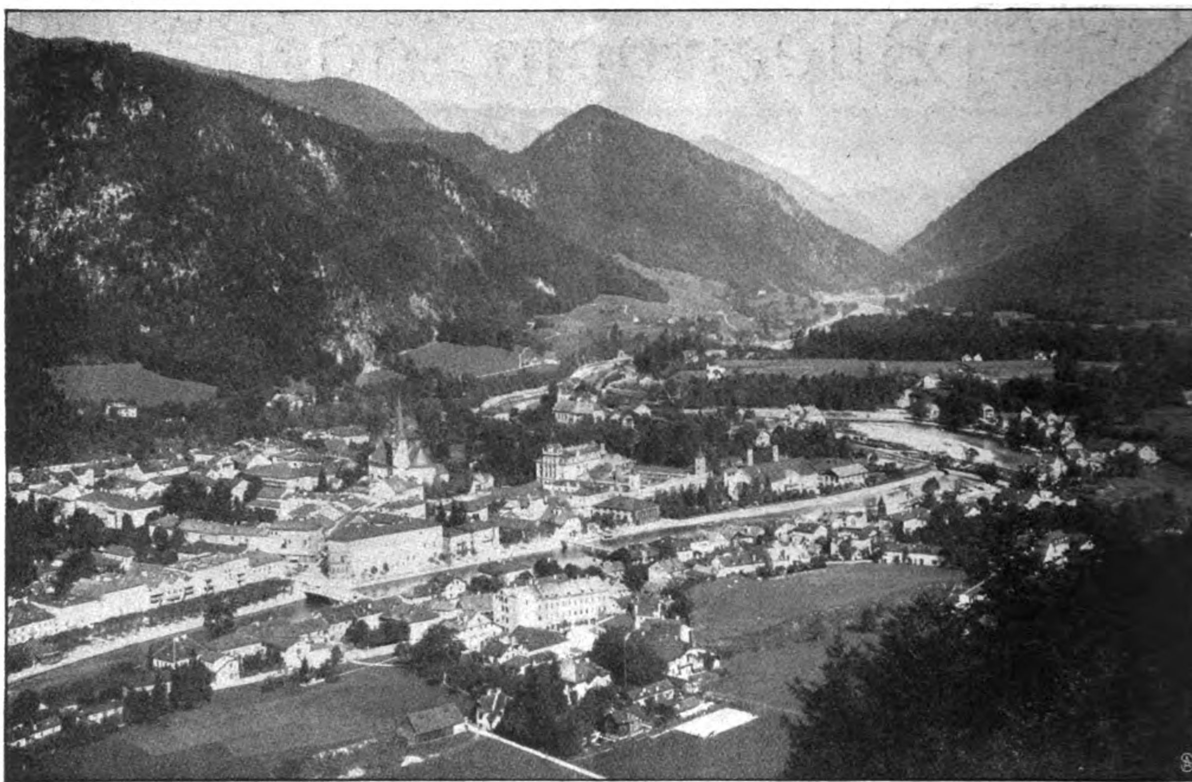
Bilder vom Tage



Kriegsminister von Heeringen (×) bei der nationalen Flugwoche in Johannisthal.

Das preußische Kriegsministerium und die Aviatik.

Photographische Aufnahme — „Illustrationsphotoverlag".



Ischl, der Schauplatz der Festlichkeiten aus Anlaß des 80. Geburtstags Kaiser Franz Josefs von Oesterreich.



Das neuerbaute Königsschloß in Posen, Phot. Boedecker.
das am 20. August in Gegenwart des Kaisers eingeweiht wird.



v. Gorrissen besucht seinen gestürzten Kameraden Heim in Britz. Phot. Menzendorf



Phot Fischer.

Der Aviatiker Thelen, der erste Preisträger von Johannisthal.



Wienczıers in seinem Antoinette-Flugzeug.



Phot. Gebr. Haeckel.

Jeannin im Flugzeug, Preisträger der größten Gesamtflugzeit.



Illustrationsphot.-Verlag.

Der Chef des Generalstabs von Moltke im Gespräch mit Dorner, der das Flugzeug mit der kleinsten Tragfläche steuerte.



Der vom letzten Sturz noch lahme Behrend humpelt nach einem Flug aus dem Flugzeug. Phot. Deutsch. Ill.-Ges.



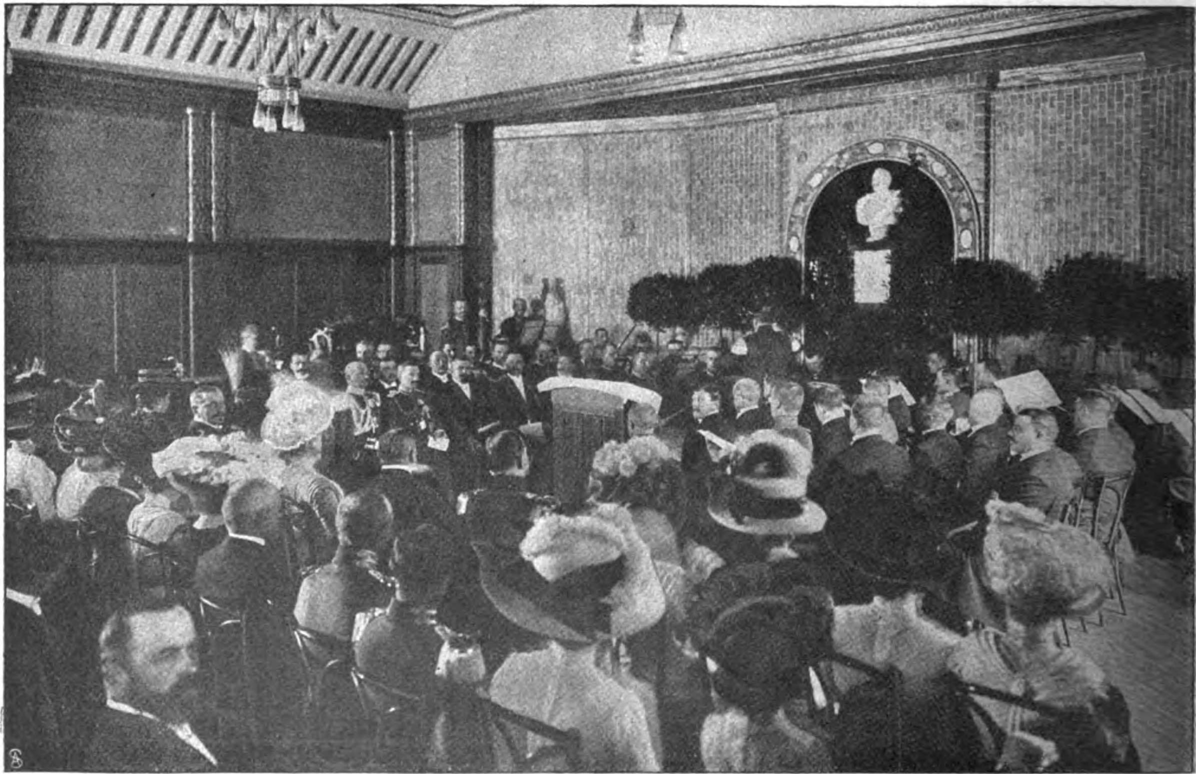
Korvettenkapitän Engelhardt in seinem Flugzeug.

Von der nationalen Flugwoche in Johannisthal.

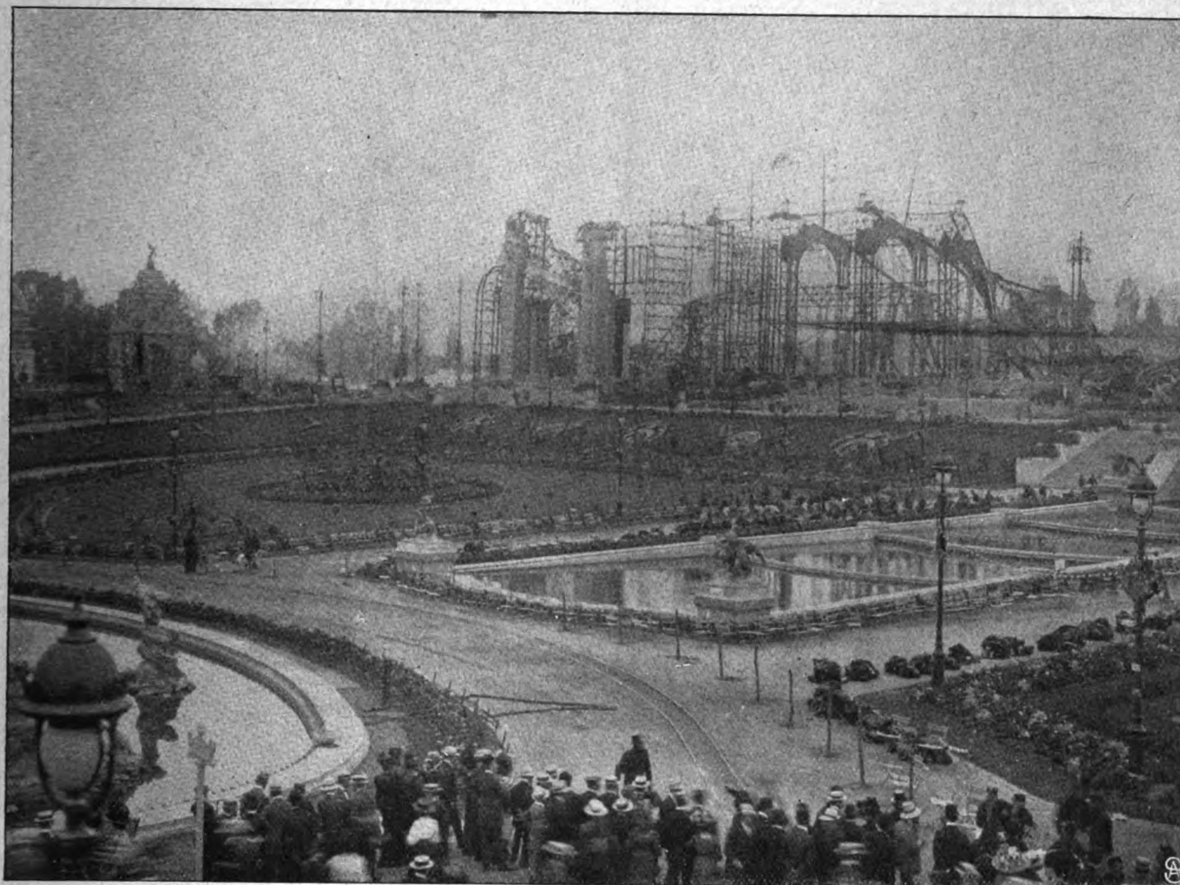


Fürst Nikolaus I. von Montenegro und seine Gemahlin Fürstin Milena.

Zur Erhebung Montenegros zum Königreich.



Festakt in Berlin zum Gedächtnis des 10. Jahrestages der Entsetzung der deutschen Gesandtschaft in Peking.



Blick auf die Ruine des Hauptgebäudes: Die Reste der Eisenkonstruktionen der Prunkfassade.
Im Vordergrund die unversehrt gebliebenen Wasserkünste.



Trümmer der großen belgischen Ausstellungshalle: Blick über den zerstörten Innenraum nach dem Restaurant „Grüner Hund",
dem allein erhalten gebliebenen Gebäude von „Alt-Brüssel". Phot. Wolfmann & Renault.

Der Riesenbrand der Brüsseler Weltausstellung.



Der Kurort Gossensaß an der Brennerbahn, woselbst 18 Häuser durch Feuer zerstört wurden.



Das bekannte Karersee-Hotel, das am 15. August völlig niederbrannte.

Zwei Brandkatastrophen in Tirol.

Aus unsern Seebäder-Filialen.

1. Vor dem Depeschensaal am Strand in Swinemünde.
2. Der Blockhaus-Pavillon neben dem Kurhaus in Heringsdorf.







3. Borkum: Depeschensaal in der Strandstraße.
4. Verkaufsstelle auf der Plattform am Strande in Westerland.
5. Depeschensaal auf der Landungsbrücke in Misdroy.









Ein Erfolg der Frau in Spanien.
Gräfin Emilia Pardo-Bazan
wurde ins spanische Unterrichtsministerium beru[illegible]en.



Prof. Dr. A. Michaelis †
berühmter Straßburger Archäologe.



Robert J. Paine †
bekannter Philanthrop in Neuyork.



Dschawid-Bei, türkischer Finanzminister,
weilt augenblicklich in Berlin.



Dr. Irmer, Generalkonsul für Australien,
zu seinem Besuch in Berlin



Miß Florence Nightingale †
bekannte englische Philanthropin.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

3. Fortsetzung.

Professor Hansen saß wie immer noch eine Zeitlang am unabgedeckten Tisch und rauchte und dachte nach.

Er dachte an die Heimat, an die Familie Thorensen.

Das blonde Geschlecht war ihm immer wie ein besonders erdechtes Landesprodukt erschienen, so wie der Korb Gravensteiner Äpfel, den er sich jeden Herbst aus der Heimat verschrieb. Nirgends auf der Welt gab es seiner Meinung nach solche Äpfel. Die Meraner Kalville war ja nur ein ganz schwaches Gegenstück, ein bleichsüchtiger Rivale. Diese Früchte saßen an Bäumen, deren Stämme hervorgewachsen waren aus einer kräftigen, segenschweren Erde, deren Zweige immerfort salzgetränkter Wind der See umweht hatte, der Atem der Gesundheit von der reinen, unverbrauchten Weite des Meeres.

Und wie die Äpfel waren die Menschen!

Wo gab es solche Menschen wie daheim?

Er dachte an den Sonntagnachmittag, als ihm seine Tochter Fräulein Thorensen vorgestellt hatte, da er alle Hausdamen erst unverbindlich unter der Beihilfe der Tochter besah.

Wie ein Klang von einst war der Name Thorensen an sein Ohr geschlagen.

Er fragte.

Nein, nein, hatte sie abgewehrt, Johanna hießen sie alle, und ähnlich sähen sie sich alle. O ja! Sie wüßte wohl — Attenrade — aber sie hätte Verwandte über ganz Holstein, einige entfernte Cousinen lebten in einem Stift für Beamtentöchter.

Nun ja, wenn sie nicht die gleiche war, so war es doch die Marke. Aus dem großen Gravensteiner Korb da oben ein einzelner Apfel.

Ihm war, als habe er nunmehr ein Bollwerk zwischen sich und den ungeordneten Anfeindungen des Tages.

Er sann und sann.

Natürlich war es doch die richtige Johanna Thorensen!

Ihr Ausweichen nur Takt und Diplomatie. Sie hatte durchaus recht mit dieser Handhabung des Vergangenen. Vermutlich hatte sie überhaupt immer recht.

Wenn die erste Zigarre aufgeraucht war, erhob er sich stets, zündete die zweite an und wanderte im Garten.

Zuweilen blieb er am Geländer der kleinen Brücke stehen und sah in das Wasser, das sich träge und dunkelbraun dem Nachbargarten zuschob.

Johanna stand hinter der Gardine ihres Zimmers und betrachtete ihn.

Also doch jemand, dem diese Brücke Illusionen gab!

Professor Hansen sah so beruhigt aus, so stillbefriedigt. Seine hohe Figur, die ein schlecht sitzender Havelock um ihre angeborene Stattlichkeit betrog, stand wie die Silhouette eines beschaulichen Denkers auf der Brücke. Der Kopf unter der karierten Reisemütze hatte noch immer das seltsam Anziehende, das von Denken und Sinnen Geadelte, das ihr einst an dem jungen Studenten so unendlich gefiel.

Sie schloß die Lider und blinzelte nieder auf ihn.

Ja, wirklich! Da war er wieder in ihrem Leben, ihr Student....

Millionen von Zeitgenossen hat man. Die meisten sind einem unwesentlich, gleichgültig. Und dann ist einer darunter, ein einziger, der uns alle Schätze Indiens geben kann....

Ja! Manchmal ist das oft so geizige Schicksal großmütig und bezahlt unvermutet alte Schulden.

* * *

Meister schritt an dem alten, ebenerdigen Hause mit den grünen Läden vorbei, in dem die achtundneunzigjährige Frau Anka Thorensen lebte, die Seniorin der Familie, die Witwe eines Deichgrafen, der dereinst bei Idstedt gefallen war.

Der alte Medizinalrat, der alle guten Familien der Stadt behandelte, hatte ihm bei einer Begegnung an der Straßenecke mitgeteilt, daß Frau Anka Thorensen schwer erkrankt sei und ihr Leben nach Tagen zähle.

Meister kannte sie nur flüchtig, mehr als Silhouette im Garten am Kaffeetisch vor dem Haus, der an jedem warmen Tag silberblitzend und weißgedeckt vor der Glastür stand.

Sie hatte nie persönliche Bedeutung in seinem Leben gehabt.

Aber heute wurde sie plötzlich aktuell für ihn.

Frau Anka Thorensen mußte sterben und der Neffe mit seiner Familie zum Begräbnis kommen.

Vielleicht in wenigen Tagen schon würde Gunhildens flüchtiger Schritt wieder das Pflaster von Attenrade streifen! Dies furchtbar lange Jahr des erneuten Wartens, das erst zur Hälfte heruntergelebt war, würde unterbrochen werden für den Sehnsüchtigen durch das Glück eines kurzen Wiedersehens!

Er sah gespannt zu den grünen Läden hin.

Frau Anka Thorensen, eine sehr unerbittliche Dame, die das Alter nicht weicher, sondern nur härter gemacht hatte, die ein ungewöhnliches Selbstbewußtsein hinter der Stirn und einen Kieselstein in der Brust trug, würde vermutlich in flammende Empörung geraten sein, hätte sie die egoistische Stellungnahme zu ihrem Ableben geahnt, die der draußen Vorüberwandernde sich erdreistete!

Meister empfand selbst die Hartherzigkeit seiner Gedankengänge, aber er war eingefangen im intensiven Traumleben der Kleinstädter, die so viel Zeit haben, sich

Möglichkeiten auszumalen, Strich für Strich, auf den langen Wanderungen durch stille Wälder, in den einsamen Zimmern zur Abendzeit, während die Blumen honigsüß hereinduften und das Rauschen der Bäume wie Menschensprache klingt.

Er sehnte sich, sehnte sich immerfort nach Gunhilde.

Er hätte mit Schlafpulvern eingesargt liegen mögen bis zu seinem Verlobungstag, hätte die Monate so schnell beiseite bringen mögen, wie man die einzelnen Datenblätter von dem Kalender reißt.

Jeder Tag, den Frau Anka Thorensen ihm den Gefallen tat, früher zu sterben, schien ihm ein Gewinn.

Immer sah er das blasse, etwas blutarme Haupt seines Idols vor sich, scheu und ablehnend wie damals, als sie den furchtbaren Kaffee zustande brachte, aber umsponnen von dem Reiz des Fatums, das auf ihm lag, gerade nur diese eine zu lieben. —

Und Frau Thorensen starb wirklich.

Doktor Meister sah immer wieder alle in Frage kommenden Züge nach. Er richtete es ein, um zu der etwa fälligen Ankunftzeit in der Nähe des Bahnhofs zu sein.

Viermal. Erfolglos.

Beim fünften Mal jedoch kam das Ehepaar Thorensen richtig an, aber ohne Töchter.

„Oh, nein! Den Töchtern wäre es leider unmöglich gewesen. Sie stäken so in Verpflichtungen aller Art", sagte die Mutter abwehrend.

Und auch Tante Johanna hätte nicht abgekonnt, da Professor Hansen selber elend sei.

Die alte Frau Thorensen wurde mit der ganzen Würde, die der Seniorin eines Patriziergeschlechtes zukam, zu Grabe getragen.

Die schicksalschweren Schlachtennamen von der Mitte des letzten Jahrhunderts klangen wie ferne Fanfaren durch die Rede des Geistlichen. Über den Kirchhof am Deich wehte salzige Meeresluft, und Herbstastern standen bunt und still um das Eisengitter der Familiengruft.

Mittags aß man beim Oberschulrat Thorensen, der nunmehr der Familienälteste geworden war.

Nur den alten Medizinalrat und Doktor Meister hatte man zu dem Verwandtenkreis hinzugezogen.

Agnes Thorensen saß wie ein verwehtes Blatt zwischen den andern. Noch nie hatte sie so stark empfunden, wie losgelöst aus ihrer früheren Welt sie war, wie eine völlig andere Seite des Lebens sie in Beschlag genommen, ihren Standpunkt verrückt, ihre Anschauungen gewandelt hatte.

Sie dachte über ihren Charakter, ihre Natur nach, die ihr von Doktor Furka inzwischen so oft erläutert worden und ihr etwas Interessantes und Merkwürdiges geworden war.

Wie gutmütig sie doch gewesen sein mußte in all den früheren Jahren, daß sie so ohne weiteres vorliebgenommen, keinen Mangel empfunden, alles hatte gehen lassen, wie es ging.

„Willenlosigkeit im Guten wie im Bösen", hatte in einem graphologischen Urteil gestanden, das Furka über sie eingeholt hatte. Wie richtig das war!

Willenlos im Guten hatte sie jahrzehntelang die Geistlosigkeit des Spießbürgertums ringsum geduldet, all die platten Scherze belacht, an den engsten Horizonten Interesse genommen.

So verstaubt erschienen ihr jetzt diese Menschen alle. Sie taten sonderbare Fragen, die wie Fußangeln waren, Fragen, von jenem Argwohn diktiert, den die kleinen Zentren immer gegen das große Zentrum haben. Sie vertraten das Nil admirari — sie hätten um keinen Preis zugegeben, daß Frau Agnes' neue Lebensform eine wünschbarere sei als die ihre. Das Mißtrauen, daß Frau Thorensen sich als Großstädterin aufspielen könne, machte sie noch unliebenswürdiger, als sie von Natur schon waren. In ihren zu engen Trauerkleidern, die nach Kampfer rochen und den Schnitt des Jahres, in dem der letzte Thorensen starb, trugen, staken sie wie in dunkeln Säcken. Das nach hinten gerissene Haar saß wie mit Wasser angeklebt freudlos an den Stirnen auch der hübscheren unter den weiblichen Mitgliedern. Etwas Ungastliches war um sie, ohne Gnade waren sie... Staub auf ihren Seelen.

Frau Agnes fröstelte. In ihrem schleppenden Trauerkleid saß sie mit dem ondulierten Blondhaar wie eine Taube unter Krähen.

Ihre Augen schauten träumerisch ins Weite....

Sie dachte an Furka.

Er war schließlich der einzige, der sie ganz verstand....

Die Augen der Männer wanderten immer wieder zu ihr hin.

Herrgott! Was die Großstadt aus Frau Thorensen gemacht hatte! Freilich! Prachtvolle Mittel waren ja immer dagewesen. Sie war so gut bei Gesundheit und so stattlich in den Formen. Aber nun war noch die richtige Aufmachung zu den Mitteln gekommen, das rückte die Sache erst ins Licht.

Still und ablehnend war sie, ohne die alte Herzlichkeit, aber wer konnte wissen? Vielleicht betrauerte sie Tante Anka besonders tief! Vielleicht genierte es sie, daß die Töchter nicht mitgekommen waren. Vielleicht schämte sie sich auch ein bißchen wegen Tante Johanna.

Die Sache mit Tante Johanna war eben doch nicht zu rechtfertigen! Der ganzen Familie mußte ja schwül dabei zumute sein. Gottlob, daß sie fortgeblieben war!

Nach Tisch blockierte Meister Frau Agnes endlich in einer Zimmerecke, wo die nachgemachte Palme, Frau Oberschulrats Stolz, ihre grüne Unnatur, wohl abgewaschen, unter einer Riesenphotographie der Zerstörung von Jerusalem hinstreckte.

Wie gut er aussah! Sie betrachtete ihn im alten Rahmen mit dem alten Wohlwollen.

„Und wie geht es Gunhilde?" fragte er gepreßt, und all seine Liebe, Sehnsucht und Enttäuschung zitterten in seiner Stimme.

„Oh, sie lebt so ihr Blumendasein," versetzte Frau Agnes, „immer liebenswürdig, aber ohne Initiative. Schließlich ist sie doch recht eigentlich nur zum Heiraten geboren...."

Ein Aufleuchten ging über Meisters Züge.

„Ich habe ihr öfters Feuilletons mit Schilderungen meiner letzten Reisen geschickt," sagte er, „aber leider bekam ich niemals Antwort."

„Oh, sie war aber sehr begeistert!" rief Frau Agnes. „Sie kann es nur nicht von sich geben. Die Mädchen trugen mir viele Grüße an Sie auf."

„Bis zum Juli ist es noch sehr lang", sagte er.

„Ja, aber eine Trennungzeit ist das einzig Richtige."

Ihr fiel ein, daß sie im Grunde eigentlich gar nicht wußte, wie Hilde neuerdings zu dieser Sache stand. Ihre eigenen Angelegenheiten nahmen so viel Zeit und Gedanken in Anspruch.

„Und Olaf?"

„Oh, Olaf genießt Berlin auch auf seine Weise! Die Hochbahn allein beseligt ihn. Stundenlang hockt er an der Fensterbank. Kinder kommen ja überall auf ihre Rechnung."

Meister sah auf den Teppich.

Seine sehnsüchtigen Pläne schlossen manchmal Olaf mit ein. Gunhilde heiraten und Olaf mit nach Attenrade nehmen, das war sein Ideal! Denn ursprünglich war er ja in die ganze Familie verliebt gewesen, nur, daß einige Glieder ihm neuerdings diese Liebe erschwerten.

Frau Thorensen unterdrückte ein Gähnen hinter ihrer weißen Hand.

„Sie sind müde."

„Kleine Städte sind so furchtbar angreifend," sagte sie, „oder ist es, daß man mehr Lärm gewöhnt ist und einem nun die Stille ringsum, diese kleinen Häuser wie etwas Beunruhigendes erscheinen?"

Indessen zog der Oberschulrat Geheimrat Thorensen in eine Ecke.

„Hermann", sagte er. „Es darf nicht unbesprochen zwischen uns bleiben. Es hat Tante Ankas letzte Lebensmonate entschieden getrübt. Sie hielt so viel von Johanna. Das mit dem Professor hat ihr nicht in den Sinn gewollt. Und mir auch nicht. Nein, Hermann! Ihr mögt ja in Berlin eine andere Moral haben. Sonst könnten da ja unmöglich so viel Geschichten passieren, die wir in der Provinz nicht begreifen. Aber daß ein Mädchen glattweg zu einem Mann ins Haus zieht, den sie notorisch geliebt hat, mit dem sie beinah verlobt war, das geht doch über die Hutschnur! Eure Mutter scheint ja den Fall mit Tante Anka seinerzeit gründlich besprochen zu haben, es ist also ganz authentisch so! Und daß er direkt angehalten, wußte Tante Anka auch, und sie ist es selbst gewesen, die eurer Mutter dringend geraten hat, Johanna von den Plänen dieses Atheisten nichts zu sagen. Und nun diese Konstellation! Ich stritt es erst glattweg ab, als Kehren es erzählte. Diese Abgeordneten erfahren ja alles, was ihre Landsleute in Berlin treiben. Ihr ahnt gar nicht, wie orientiert Kehren über euch alle ist."

Geheimrat Thorensen steckte die Finger seufzend zwischen zwei Knöpfe seines Bratenrocks. Er lehnte den Kopf steil zurück, wie er seit der Berufung ins Ministerium mit Vorliebe tat, da er es für Pflicht hielt, sich nicht mehr behaglich gehen zu lassen wie früher am heimatlichen Gestade.

„Mädchen nennst du Johanna?" sagte er. „Dabei ist sie fünfundfünfzig. Sie ist eine Frau in einem Alter, das jeden Verdacht ausschließt. Tante Anka, vom Kothurn ihrer dreiundvierzig Jahre plus, mag Johanna wie etwas Jugendliches aufgefaßt haben. Faktisch ist sie, unter uns gesprochen, eine ganz alte Schachtel."

„Aber äußerst wohlkonserviert!"

„Ja, wir sind gottlob ein zäher Schlag."

„Also du billigst ihren Schritt?" fragte der Schulmann feindselig.

„Nein. Ich habe ihr sogar abgeredet. Aber sie untersteht nicht meiner Gewalt. Nun sie's getan hat, habe ich mich damit abgefunden."

Der andere drückte das Kinn in seinen Vollbart hinab.

„Diese Auffassung interessiert mich!" versetzte er. „Also man warnt; und erreicht man nichts damit, so findet man sich ab. Eine bequeme Philosophie."

Er suchte in seiner Tasche, als wisse er da ein Notizbuch, um diese Weisheit einzuschreiben.

„Adolf! Du ahnst nicht, wie kompliziert das Leben bei uns ist!"

„Ja, wie ihr lebt, das ist Wahnsinn", grollte der andere. „Immer in der Hetze, und die höheren Gesichtspunkte kommen unter die Räder."

„Ihr übertreibt gleich immer so in der Provinz", lehnte Thorensen ab.

„Du hättest Tante Anka hören sollen, noch vor acht Tagen! Wie ein Vermächtnis war es. Mit den härtesten Ausdrücken belegte sie Johannas Verhalten. Freie Liebe, wilde Ehe, all diese entsetzlichen Schlagworte brauchte sie. Sie hält Professor Hansen zu allem für fähig, da er doch als sogenannter ‚Religionsphilosoph' natürlich ganz irreligiös ist."

Er putzte mit einem riesigen, schwarzgeränderten Taschentuch seinen Kneifer.

„Ein Mann von so viel Graden!" rief Thorensen. „Ein Mann Ende fünfzig!"

„Na, und? Ist das eine Garantie in einer moralisch so verseuchten Stadt?"

Thorensen schwieg.

Durch das halb angelehnte Fenster wehte die spröde, herbe Luft des Landes, das seine Heimat war.

Eine Kirchturmuhr schlug. Klar und metallen hallte der ferne Schlag über die Dächer, der vertraute Schlag, nach dem sich seine Tage so lange gerichtet hatten.

Er sah um sich, sah all die bekannten Gesichter. So viel Selbstberuhendes, Ehrbares, Unbestechliches war in dem Ausdruck der meisten. Ihre Augen sahen klar und ruhig, ein wenig nüchtern und ohne Glanz, aber es war auch nichts Flackerndes darin, nichts Nervöses. Eine Rasse, noch nicht vermischt mit andern Stämmen, noch nicht hineingeraten in den großen, kosmopolitischen Verallgemeinerungstrichter, dessen Produkte oft nicht wissen, wohin sie sich zu rechnen haben.

Er hatte den Oberschulrat früher gern gehabt. Jetzt war etwas Trennendes zwischen ihnen. Das beiderseitige zu starke Selbstgefühl trennte sie. Der eine war in diesem Augenblick ganz Familiensenior, der andere ganz preußischer Geheimrat aus der Metropole der Intelligenz.

Aber die ganze Atmosphäre zwang Thorensen doch in ihren Bann. Ihm war, als hätte nicht er recht, sondern diese Menschen.

Vielleicht war es doch unmoralisch von Johanna?

„Ordentlich muß der Mensch sein!" sagte der Oberschulrat. „Darauf kommt's an, nicht auf Titel und Ehren!"

Er kann meine Berufung ins Ministerium nicht verwinden, dachte Thorensen. Sie empfinden es alle, wenn man über sie hinausgeht. Sie kennen das schöne Gefühl berechtigten Ehrgeizes nicht.

Er schwieg und strich sich über die Stirn.

„Ich als nunmehriges Familienoberhaupt bitte dich, mit Johanna zu reden!" sagte der Vetter. „Du wirst selbst einsehen, daß es nötig ist, nöch?"

Wenn er erregt war, verfiel er stets in den Dialekt des meerumschlungenen Landes.

„Gern!" versetzte Thorensen verbindlich, „ich will noch einmal das meinige tun."

„Sie ist auch kein Beispiel für deine Töchter. Ich bitte dich! So blutjunge Mädchen und dies laxe Handhaben der Moral. Ich sah den großen Hansen neulich in einer illustrierten Zeitschrift abgebildet. Er ist durchaus nicht der wacklige Greis, als den Johanna ihn brieflich meiner Frau geschildert hat. Wir fühlten das schlechte Gewissen deutlich durch die Zeilen, wie sie das Ganze so mehr auf Krankenpflegerin hinausspielen wollte."

Thorensens reisten mit dem Abendzug.

Der im Augenblick besonders schwer mit Arbeit belastete Geheimrat hatte nur einen Tag Urlaub genommen und Frau Agnes allen Bitten der Oberschulrätin um längeres Bleiben widerstanden.

Oh nein, sie müßte doch zu den Kindern!

Dagegen ließ sich nichts sagen.

Als der Rauch des Zuges in der Ferne hinter den herbstlich braunen Koppeln verschwand, trat bereits im Kasino der Gerichtshof über die Berliner Gäste zusammen.

„Sie sind nicht mehr das, was sie waren", kopfschüttelte einer.

„Ja, er hat eben den Tick, einen richtigen Tick! Das kriegen alle da ohne Ausnahme. Jedem steigt's zu Kopf."

„Ich finde es etwas tief Antipathisches."

„Berlin ruiniert viele Menschen qualitativ. Das Herz kommt nicht auf sein Recht, das Gemütsleben. Die Leute sind sich nicht genug allein. Und sind sie allein, so fühlen sie sich so verhetzt, daß die Einsamkeit auch keine Ruhe ist."

„Und alle zünden ihr Licht an beiden Enden an", sagte der Medizinalrat. „Einmal hat's ein Thorensen auf hundert gebracht, aber der gute Hermann wird's nicht dazu bringen. Er arbeitet sich auf und ist schon nach zwei Jahren wie halb verbraucht."

Herr von Kehren, der Abgeordnete für Attenrade, trat herzu.

„Schade, daß die Töchter nicht mit waren!" sagte er ins Gespräch hinein.

Doktor Meister horchte auf.

„Das ist nun eine ganz andere Marke geworden, als ihnen an der Wiege gesungen wurde", fuhr Herr von Kehren fort und rückte einen Stuhl herzu. „Reizend anzusehen, das will ich zugeben. Letzten Monat dinierte ich mal da, großes Geheimratsdiner, alles sehr ordentlich. Die beiden Mädel in zinnoberroten Gewandungen mit roten Bändchen hinter den Ohren. Was sie noch sonst hinter den Ohren haben, weiß ich nicht. Die zweite ist, glaube ich, ein Lamm, aber die älteste ist ein Racker. So die Sorte: mir kann keiner! Aber ich seh gern so was, wenn ich nicht gerade der Vater dazu sein muß. Sie hatten einen Afrikareisenden da, mit dem sie sehr intim schienen, so einen langen, eleganten Schlaks, der mehr nach raffinierter Kultur als nach Wildnis aussah. Dann bot sie mir eine Karte zu einem Vortrag an, den sie über ‚platonische Beziehungen' in irgendeinem Verein mit höchst sonderbarem Namen halten wollte. Sie ist, wie sie mir mit aller Ruhe auseinandersetzte, für fünfjährige Ehe, die nur auf gemeinsame Vereinbarung fortgesetzt werden darf. Die Kinder soll, glaub ich, der Staat erhalten. Alle diese Dinge erzählte sie mir mit der rührendsten Naivität. Ja, ja, Berlin bildet seine Leute!"

Alles war gespannt zusammengerückt, als Herr von Kehren seine Berliner Weisheit strömen ließ....

„Ja, und die Mutter hatte auch einen Freund da, so ein blasses Berliner Gespenst. Sie schwimmen alle in Seligkeit und preisen ihr Glück in den höchsten Tönen. ‚Lieber an der Kranzler-Ecke begraben liegen, als lebendig in Attenrade sitzen!' erklärte die Älteste."

Mißfälliges Räuspern erhob sich.

Etwas Schlimmeres hätte ein Kind dieses Landes kaum sagen können. Es war so viel Frivolität und Renegatentum in dem einen Satz!

Alle wandten sich erwartungsvoll dem Pastor zu, der Anka Thorensen vor fünf Jahren konfirmiert hatte.

Er strich langsam den blonden Vollbart herunter.

„Ich fälle nie Urteile über junge Mädchen, ehe sie fünfundzwanzig sind", sagte er milde. „Auch wenn sich der Most bis dahin reichlich toll gebärdet! Das wildeste Bergwasser endet oft noch als ganz vernünftiger Kanal. Bei denen unter fünfundzwanzig ist's auch manchmal lediglich der Übermut, der wie Leichtsinn oder Frivolität aussieht. Man muß da immer abziehen. Außerdem haben intelligente Mädchen es heutzutage wirklich nicht leicht, sich mit all den auf sie eindringenden Interessensphären auseinanderzusetzen. Und wir hier in unserer sicheren, engumfriedeten Weltecke ziehen überhaupt den fundamentalen Unterschied nie genug in Betracht, der zwischen dem Leben in einer so großen und dem einer kleinen Stadt besteht. Die absolute Größe der seelischen Vortrefflichkeit ist überdies, praktisch angesehen, im Leben der Menschen nicht so entscheidend wie das Quantum der Versuchungen, die das Schicksal ihnen in den Weg schiebt. Das ist praktisch wichtiger. Und jedenfalls liegen in Berlin sehr viel mehr Fußangeln als in Attenrade."

Er sah lächelnd um sich und fühlte, wie die meisten seine Duldsamkeit mißbilligten. Sie hätten lieber gehört, daß er Anka Thorensen mit der Hölle drohte, aber den Gefallen tat er ihnen nicht. Er war nun einmal duldsam und ein aufrechter Mann, unabhängig und unbeirrbar in seinem Denken.

Nur Meister sandte ihm einen dankbaren Blick.

„Ich finde überhaupt," fuhr der Pastor fort, „daß wir in den Weltwinkeln vielzuviel von den Schattenseiten des Großstadtlebens reden. So als ob das der Sumpf wäre und hier die fromme Ideallandschaft. Warum spricht man nicht lieber von den hohen und großen Mächten, die in solchem Riesenzentrum stecken, die jeden Menschen zu den äußersten Leistungen anstacheln, Ruhm und Größe züchten, den Charakter stählen und die Geisteswaffen scharf und blank erhalten? Mir imponiert jeder Mensch, der dort er selbst bleibt. Wir sind hier natürlich wir selbst, da wir gar nicht in die Gefahr kommen, anders zu sein. Herr Thorensen kam mir durchaus nicht zu seinem Nachteil verändert vor, außer nach der physischen Seite ... und Frau Thorensen schien mir auch nicht anders, als sie früher schon war."

„Und die Tante Johanna? Wollen Sie auch Tante Johanna reinwaschen?"

Pastor Schreiber lächelte. „Mir mit meinen vierzig Jahren scheinen einige fünfzig ein so würdiges Alter, daß ich diese Jahrgänge nicht verdächtigen möchte. Sollte Fräulein Johanna nicht längst jenseit des Rubikon sein?"

Er ging, Bekannte am Nebentisch zu begrüßen.

„Es dürfte nur ganz alte Pastoren geben!" sagte jemand. „Zu weit gehende schwächliche Toleranz ist eine üble Sache. Wohin soll die Welt kommen, wenn man bei nichts mehr etwas findet!"

„Alte Pastoren? Wie denken Sie sich das?" fragte ein streitsüchtiges Gegenüber. „Sollen sie vielleicht bis zu ihrem sechzigsten Jahr in Kellern aufbewahrt und dann erst auf die sündige Menschheit losgelassen werden?"

Meister erhob sich. Die Unterhaltung, die sich gar zu sehr von Gunhilde weg verlor, interessierte ihn nicht mehr.

Er ging durch die kühle Nacht. Silbern und feingeschweift hing die Mondsichel über dem stillen Land.

Wie sicher hier das Leben hinging, eingefriedet, sturmgeschützt hinter den Deichen!

Und indessen trieb Gunhildens kleines Fahrzeug in der großen Brandung, wehrlos preisgegeben den Winden und den Wellen.

* * *

Im Morgengrauen klomm das Ehepaar Thorensen zu seiner Wohnung empor.

„Ja, wie man wohnt", sagte er mißbilligend, den Reiz der gartenumzogenen Kleinstadthäuser noch in Gedanken. „Wie an einer hohen Leitersprosse klebt man in einem Vogelbauer. Wie furchtbar die Glasfenster sind! Der Natur fällt es ja gar nicht ein, so auszusehen. Ein kleines, weißes Haus mit einer Tür, die einem allein gehört, auf die man zwischen grünen Büschen auf einem sorgsam geharkten Wege geht, das ist das Wahre, Würdige, darin liegt Ästhetik!"

Frau Thorensen, die rasch und leicht die Treppen hinaufschwebte, lächelte.

„Das ist Frühmorgensentimentalität, wenn man ungefrühstückt ist," sagte sie, „mit der ersten Tasse Kaffee geht's vorüber."

„Nein", rief er und hielt auf dem letzten Treppenabsatz aufseufzend an. „Attenrade hat mich wirklich etwas umgeworfen, ich bin zu spät verpflanzt. Da liegt's. Nach fünfzig faßt man nicht mehr Wurzel anderswo. Es wäre besser, du wärst damals nicht zur Kieler Woche gefahren!"

Frau Thorensen lachte.

„Wie du immer schwankst!" sagte sie. „Mal hast du das Große Los gezogen, und mal ist Attenrade Trumpf. Ich weiß viel mehr, was ich will, unsere Gören auch."

Sie klingelten, und die Kinder stürmten aus der Tür, Olaf mit roten Schlafbacken, reizend im wirren Blondhaar, die Töchter verschlafen und etwas übernächtig, aber alle voll Liebe und Zärtlichkeit, eine Familie, in der kein Glied dem andern ein ernstes Opfer zu bringen fähig gewesen wäre, die aber alle sehr innig und herzlich miteinander umgingen, in einer gewissen bequemen Kameradschaftlichkeit.

„Ach, Kinder!" sagte Frau Thorensen, als sie dann am Frühstückstisch zusammen saßen. „Waren die Menschen da oben früher anders? Oder sah ich sie nur in anderm Licht? Es lag wie Mehlstaub über allen, und alle hatten so was Mißbilligendes, besonders weil ihr nicht mit zur Stelle wart! Nett war eigentlich nur Meister! Ja, ich bin ganz wieder zu Meister zurückgekommen! Berlin stand ihm nicht — aber die alten Häuser mit den grünen Fensterläden standen ihm — und der Kirchhof von Attenrade — und überhaupt alles da oben. Er ist was Erdgewachsenes. Ihn muß man da nicht wegnehmen, sondern an Ort und Stelle verbrauchen. Dann ist er gewiß ein Großes Los."

Und ihre Blicke gingen forschend zu Gunhilde.

„Übrigens ... wo sind seine Reiseberichte geblieben? Er hat doch welche geschickt."

Anka lachte. „Sie waren ganz ungenießbar, Mama! Wir haben Butterbrot hineingewickelt."

„Nein," sekundierte Hilde, „Reisebeschreibungen kann man heutzutage nur noch lesen, wenn der Stil ganz prima ist."

Ihr Gesicht hatte etwas Gespanntes, Beunruhigtes.

„Ihr seid sonderbare Frauenzimmer!" bemerkte die Mutter und dachte an etwas anderes.

„Übrigens jetzt eine ganz große Neuigkeit, die gestern eklatiert ist! Denkt euch, ich habe", erzählte Anka, „eine Prämie von fünfhundert Mark auf der photographischen Ausstellung bekommen! Eine Ecke bei Kohlhasenbrück, wo hohes Schilf unter einem Brückenbogen steht und dunkles Sumpfwasser hinfließt, hab ich doch mit Henry X.' großem Apparat geknipst und dann vergrößert. Henry X. hat mir dabei geholfen und darunter geschrieben: ‚Oreto bei Palermo', denn er sagt, genau so sähe es dort aus. Es ist wirklich riesig fein geworden, und ich bin enorm stolz; Henry X. meint, wenn's darauf ankäme, könnte ich mir jeden Tag meinen Lebensunterhalt als Kunstphotographin verdienen. Nun wollen Hilde und ich uns im August einen Extra-Reisepaß machen, wenn wir die Gratis-Fettweide in Höchenschwand genügend abgegrast haben. Unsere Freundinnen wollen dann alle los, und ihr habt uns dann mal eine Zeit bequem von der Tasche."

„Ist Gunhilde nicht im Sommer verhindert?" fragte die Mutter, „ich dächte zu ihrem Geburtstag."

„Ja, das hängt doch von ihr ab. Es wird doch wohl niemand Druck auf sie ausüben wollen?"

„Gott bewahre!" lächelte Frau Agnes. „Das wäre ja Mittelalter, so bin doch ich nicht. Mir schossen nur gestern allerhand Gedanken durch den Kopf. Meisters Haus stand so hell und schön an der Straße. Neuen Anstrich hat es, weiße Ölfarbe. Vielleicht schon für dich, Gunhilde! Gewissermaßen kenne ich auch keinen netteren Menschen als ihn."

Gunhilde erhob sich und verließ das Zimmer.

„Wenn du ihn ihr so empfiehlst, nimmt sie ihn bestimmt nicht", sagte Anka. „Sage, daß er im Verdacht steht, eine Wirtstochter in der Heide ermordet oder einer Pariser Tänzerin die Cour gemacht zu haben, das zieht vielleicht. Meister ist viel zu unaufregend. So glattweg vortrefflich ist das Ödeste, was es gibt."

„Ihr Kindsköpfe!" sagte Frau Thorensen und lächelte freundlich und gedankenlos über die Eigenart ihrer Töchter.

* * *

Thorensen seufzte im Nebenzimmer. Akten in Massen, Einladungen zu Konferenzen, Kommissionsitzungen, eilige Briefe lagen auf seinem Schreibtisch.

Die große Tretmühle wartete nur darauf, ihm wieder die Kräfte zu zermalmen.

Unlustig erhob er sich und ging ans Telephon. Die Angelegenheit mit Johanna bedrückte ihn. Lieber sofort Klarheit, ehe die andern Tagesinteressen dazwischenkamen.

Seine Gereiztheit wuchs, je länger es mit dem Anschluß dauerte.

Endlich klang ihre Stimme dünn und freundlich aus der Ferne.

Er machte keine weiteren Umschweife, sondern teilte ihr kurz und bündig die Mißbilligung der Attenrader Familie mit.

„Ordentlich muß der Mensch sein, darauf kommt es an!" zitierte er aus frischer Erinnerung den Oberschulrat.

„Aber, bitte, liebster Hermann!" rief es ängstlich, „solch ein Thema geht wirklich nicht durchs Telephon. Das Mädchen deckt gerade, und Herr Professor kann jeden Augenblick kommen."

„So komm um zwölf aufs Ministerium." Ihm graute zwar, zwischen so vielen andern Rücksprachen noch diese Privatangelegenheit abwickeln zu sollen, und doch sehnte er sich nach einem Wesen, an dem er seinen Lebensmißmut, der ihm von der Rückkehr in die Heimat geblieben war, auslassen konnte.

Fünf Minuten später stand Frau Thorensen am Telephon und verhandelte mit Doktor Furka.

„Oh, ja, natürlich, sehr beweglich! Solch verehrungswürdige alte Dame. Eine höchst seltsame Sensation, nun mit so völlig andern Augen die alten Kulissen zu sehen, dies Gefühl des Hinausgewachsenseins über all die gewissermaßen verjährten Bande. Jawohl, um zwölf in der Porträtausstellung. Nein, trauern müßte sie. Vierzehn Tage, verlangte Thorensen. Es täte ihr ja so leid, daß er diese Animosität gegen Schwarz hätte, sie wolle ein lila Band um den Hals tun, aber das sei auch das Äußerste. Ihr Mann sei sehr genau in diesen Dingen."

Um zwölf waren alle Thorensens bereits unterwegs.

Ihr Familienleben war wieder wie ein Kaleidoskop, in dem sich die Steine sekundenlang berühren und dann wieder nach allen Richtungen schwirrend auseinanderstreben.

Um zwölf geriet Geheimrat Thorensen heftig mit seiner Schwester aneinander und drohte ihr mit einem Verbot seines Hauses, falls sie sich nicht bereit erklärte, ihre Stellung baldmöglichst aufzugeben.

Johanna besaß den echten holsteinischen Dickkopf.

Oh nein, sie dachte nicht daran! Alles eher als das. Sie sähe jetzt das Leben von einer höheren Warte, die Moral von Attenrade kümmere sie nicht mehr.

Er war tief empört und zitierte immer wieder alle lebenden und verstorbenen Familienglieder, die sich noch zu diesem Fall geäußert hätten.

„Ja, so warst du immer," rief Johanna, „immer der Meinung dessen, der zuletzt die Tür zugemacht hat. Mama hatte recht, wenn sie zu mir sagte: ‚Hermann ist eigentlich das Mädchen und du der Mann.'"

Der Kanzleidiener schnitt das Zwiegespräch ab. Der Herr Unterstaatssekretär ließe bitten.

Mit roten Köpfen gingen sie voneinander.

... Zur gleichen Zeit saß Olaf in der verlassenen Wohnung auf der Fensterbank und sah interessiert und begeistert wie immer der Untergrundbahn zu.

Zuweilen steckte Antje den Kopf durch die Türspalte und überzeugte sich, ob er noch da war.

Er ahnte nichts davon, daß in dieser Stunde das einzige Wesen aus seinem Leben ausschied, das immer Zeit für ihn gehabt und für alle Kleinigkeiten seines Daseins liebevoll und treu besorgt gewesen war, daß er nunmehr ganz der Gnade der Dienstmädchen überantwortet war, da ja die andern von der Hetze ihres Lebens unmöglich auch noch Muße für das „Kind im Hause" erübrigen konnten.

Vier Urlaubswochen für Höchenschwand!

Die Familie Thorensen hätte nunmehr ausgiebig Gelegenheit gehabt, sich von elf durchhetzten Monaten gründlich auszuruhen, so wie sie es früher hier oben getan, wenn sie von Norden kam, wobei ihre Mitglieder allerdings eigentlich nur von einem Ruheposten in den erübrigen konnten. — — —

Ihre Nerven waren aber jetzt nicht mehr auf Vegetieren eingestellt. Wie Gummibälle, die in weitem Schwung geworfen worden sind und weiter rollen, als beabsichtigt war, so vermochten auch sie auf der grünen Höhe, die sie bisher so sehr geliebt hatten, den Lebensdrang nicht gleich zur Ruhe zu bringen.

Frau Thorensen fuhr kurz entschlossen bald nach Baireuth und ließ sich von Doktor Furka die Reize Oberfrankens erläutern. Herr Thorensen rettete sich von Zeit zu Zeit in eine der größeren Sommerfrischen der Umgegend, wo Berliner Kollegen zur Kur waren. Eine frische Nummer einer Berliner Zeitung war ihm mehr wert als der Duft frischen Heus von „der ersten Mahd im Jahr", der gewürzt mit Krauseminze, Margueriten und Skabiosen das hochgelegene Schwarzwalddorf balsamisch umstrich.

Hauptsächlich der Umstand, daß sie gratis in dem

weißen Haus existieren konnten, das der Onkel aus Waldshut von den günstigen Erträgnissen seiner Maschinenfabrik für sich und die weitere Verwandtschaft hatte erbauen lassen, hielt sie auf der luftigen Höhe fest, die über dem Rauch der Täler himmelnah und noch ziemlich fremdenlos in der Sonne und dem Winde lag.

Anka und Gunhilde hatten das einst geliebte Höchenschwand längst überwunden. Der Onkel war ihnen zu rustikal. Er hatte die feinen Allüren ihrer mütterlichen Familie in seinem rauhen, erfolgreichen Lebenskampf merklich abgestreift. Die Tante war eine geborene Waldshuterin, und Anka behauptete, man brauche die kleine, an Türmen und Gärten reiche Stadt nur da unten so mittelalterlich am Fluß liegen zu sehen, um zu wissen, daß eine überfeinerte Großstadtkultur von dorther nicht zu erwarten sei.

Auch die Cousine lehnte Anka grundsätzlich ab.

„Annchen kann lediglich als Kreuzungsprodukt zwischen Norden und Süden interessieren," sagte sie, „sonst ist nichts Interessantes an ihr. So dicke Mädchen zählen überhaupt gar nicht mit."

Die Geringschätzung der Cousinen focht Annchen wenig an. Sie hatte ein Spezialverhältnis mit Olaf und tollte die ganzen Tage mit ihm über die Wiesen oder lag mit ihm hinter einer Böschung am Wegrain, wenn wie eine glänzende Eidechse das Automobil, das von Waldshut kam, sich über die weiten Kehren der Straßen vom Rhein herauf glatt und sicher emporschlängelte, um dann jenseit des weißen Dorfes ebenso pfeilgeschwind in den mächtigen Schatten der Tannenwälder hineinzutauchen.

Die Junisonne sengte auf Olafs Wangen und veränderte für ein paar Wochen seinen ganzen Typus. Kaum paßte das blonde Haar noch zu der gebräunten Haut. Wie ein Mischlingskind sah er aus, wie der Sohn eines blonden Langobarden aus der Völkerwanderung, der ein dunkles Schwabenmädchen zur Frau genommen.

In der schönen Sommerglut der hohen Berge lebten die Schwestern ihre Tage hin, träumten zu den Alpen hinüber und korrespondierten zu ihren Freunden in die Niederungen hinunter, die prompt ihre Geistesblitze in parfümiertem Papier wieder hinaufsandten.

So kam der erste Juli, Gunhildens neunzehnter Geburtstag.

Als unheimliches Datum stand ihr dieser Tag seit langem in Gedanken, und mit trüben Ahnungen sah sie dem Postboten entgegen, der vor dem weißen Hause länger als sonst in seiner Tasche kramte.

Richtig, da war's. Über dem Brief der Mutter und einem der dünnen lila Kuverte, deren sich Marcell bediente, ein dicker Doppelbrief aus Attenrade von Meister.

Schwer wie Eisen legte sich's ihr aufs Herz.

Ja, nun kam er und fragte, und sie, die Entschlußlose, die sonst allen schwierigen Fragen möglichst aus dem Wege lief, wurde unbarmherzig vor einen Kreuzweg gestoßen und sollte Farbe bekennen, ob sie so gehen wollte oder so.

Da lag ihr Leben. Ganz prosaisch sah sie es in diesem Moment vor sich, und näher, immer näher rückte die schwere Stunde, wo sie ihre Wahl treffen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Glockenschlag der Liebe.

Durch schwere Nächte
Strebte mein Herz zu Tag —
In finstern Schächten
Schlug es wie Glockenschlag.

Sehnsucht hält Feier.
Göttlich der Mensch, der liebt!
Wie mich Befreiten
Ein Himmel umgibt!

Greif ich die Sterne?
Ist meine Hand voll Licht?
Strömt aus den Fernen
Ewiger Schimmer nicht?

Himmlisches Wunder
Ist mir wie Kindern nah —
Sind nicht die Stunden
Der Seligkeit da?

Fasse du, Seele,
Fülle des Augenblicks!
Brauchst nicht zu zählen
Stunden des Glücks!

Franz Evers.

Eine Bäderreise.

Von Siegmund Feldmann. — Hierzu 8 Spezialaufnahmen für die „Woche" von Schaul.

An einem mit dünnen Wolkenschleiern kühl verhängten Julimorgen setzte sich im Hamburger Hafen die „Kronprinzessin Cecilie" in Bewegung, um zehn Dutzend bummelfroher Menschen auf einer Lustfahrt „nach berühmten Badeorten" zu entführen. Das stattliche Schiff erinnerte nur insofern an die wohl recht primitive Arche Noah, als es gleichfalls Männlein und Weiblein in ungefähr gleicher Zahl aufgenommen hatte, so daß man von Anfang an sicher war, auch bei der Seekrankheit bunte Reihe bilden zu können, was bekanntlich der Unterhaltung in besonderem Grade förderlich ist. Es kam aber leider nicht dazu. Das Meer benahm sich gerade unverschämt musterhaft und breitete sich selbst im gefürchteten Golf von Biskaya wie eine endlose Kartoffelsuppe friedlich um uns. Erst auf der Heimreise, in den drei letzten Tagen, schäkerte es, tanzlustig geworden, ein wenig mit unserer Gondel. Allein der Tanz dauerte immer nur wenige Stunden und

war so harmlos, daß bloß ein kleines Häuflein übertrieben empfindlicher Leute die Erfahrung sammeln konnte, wie schwer die Kunst des Wiederkäuens ist, und wieviel die leckere Kost der „Hapag“ an Wohlgeschmack verliert, wenn sie, statt hinunterzurutschen, den Weg hinausnimmt.

Zwischen einer Badereise und einer Bäderreise gibt es nicht nur den Unterschied, den die Grammatik zwischen die Einzahl und die Mehrzahl setzt. Für eine simple Badereise schafft man sich, altem Brauch gemäß, vorher ein passendes Leiden an, während bei einer Bäderreise wie der unsrigen jedermann dringlichst zu empfehlen ist, mit einer starken Ueberfracht von Gesundheit an Bord zu kommen, damit er die Menge der Eindrücke und Bilder und auch die großen und kleinen Abenteuer, die sich ihm längs seiner nassen Bahn darbieten, gebührend genieße. Denn auch für diese Fahrt gilt ein wenig das Dichterwort, daß nichts schwerer zu ertragen sei als eine Reihe von glücklichen Tagen. Und solcher glücklicher Tage blühten uns achtzehn: just so viele, als unser Argonautenzug nach dem goldenen Vlies der Freude gedauert hat.

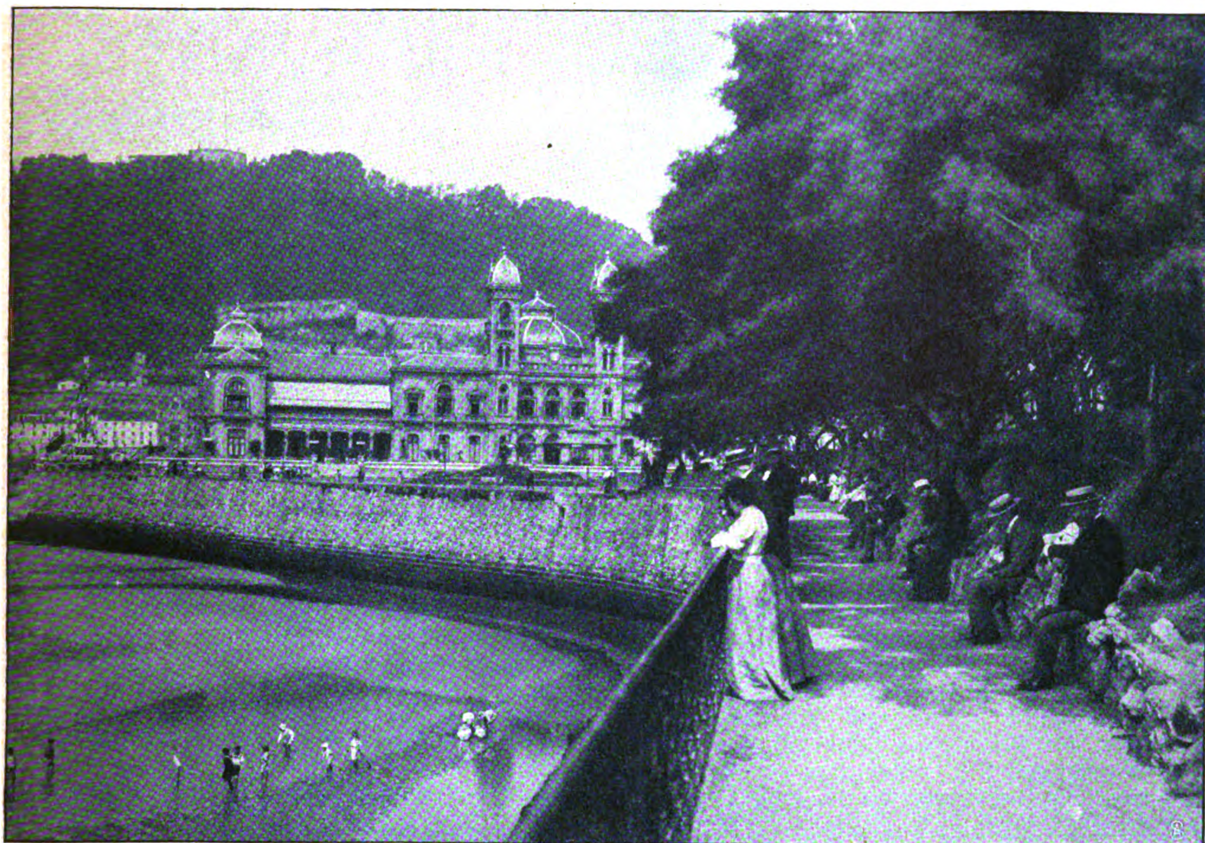
Jawohl, es gab nicht nur Eindrücke und Bilder, sondern auch allerlei Abenteuer. Und eins davon will ich Ihnen sofort erzählen, weil es gewiß allen im schönsten Gedenken geblieben, weil es gleichsam der koloristische Punkt in einem Gemälde mit zerstreuten Farben ist. Unsere „Kronprinzessin“ schaukelte geruhsam neben der „Giralda“, der weißen Jacht König Alfons' von Spanien, in der „Concha“, der kleinen muschelförmigen Bucht, um die San Sebastian seine grüne Hügelkette wie ein Geschmeide um einen schönen Frauenhals legt. Am ersten Tag hatten wir uns unter den zarten Laubkronen der unzähligen Tamarisken tüchtig getummelt, die das botanische Kennzeichen dieser schmucken und pittoresken Badestadt sind, und am zweiten waren wir schon am frühen Morgen aufgebrochen, um mit der Eisenbahn dem benachbarten Biarritz jenseit der französischen Grenze einen Touristenbesuch abzustatten. Aber während wir es uns drüben bei den Franzmännern wohl sein ließen, hatte unser trefflicher Kapitän auf dem unsern unkundigen Auge waschecht blau dünkenden Himmel einige verdächtige Anzeichen entdeckt, die ihn zur Vorsicht mahnten. Die „Kronprinzessin“ hatte bei ihren zehn Metern Tiefgang in der seichten Bucht kaum mehr als einen Fuß Salzwasser unter sich und lief Gefahr, auf den Grund zu schlagen, wenn, wie der Kapitän meinte, der Sturm mit Einbruch der Dunkelheit losgehen und das Boot ein bißchen herumwerfen würde. Es galt also, dem Unheil zuvorkommen und hinauszufahren, ohne erst die Biarritzer Ausflügler abzuwarten, die vor halb acht nicht zur Stelle sein konnten.

Unser Kapitän hatte eine feine Nase. Denn während die „Kronprinzessin“ bereits zehn Meilen weit draußen auf dem offenen Meer kreuzte, wo sie in voller Sicherheit war, fuhr im ersten Abenddämmer ganz plötzlich ein furchtbarer Windstoß in die Flut, die in der engen, von allen Seiten eingeschnürten Concha zu rasen, zu wirbeln und haushohe Wellen zu wälzen begann. Ein richtiger Taifun, ein in unserm Westen äußerst seltenes Ereignis, war blitzartig niedergegangen und peitschte die Wogen zur Empörung auf. Es war herrlich, großartig, überwältigend, und ich starrte vom festgemauerten Pier stockenden Atems auf diese Entfesselung der Naturgewalten. Die meisten unter uns hatten in diesem Augenblick freilich kein Gefühl für diese „Nummer“, die nicht auf dem Programm stand. Denn keiner von uns war mit einem Kamm, einer Zahnbürste oder einem keuschen Nachthemd versehen — und der liebenswürdige Offizier der „Hapag“, der an Land geblieben war, hatte uns gerade lächelnden Mundes erklärt, es würde uns wohl nichts übrigbleiben, als in San Sebastian zu schlafen. Die Damen faßten natürlich sofort an ihre Frisuren . . . du lieber Gott, wie werden die morgen aussehen! Und die Herren begannen einander besorgt Zigarren abzuborgen, um ihren Unmut wenigstens durch Nikotindämpfe zu betäuben.

Doch welcher Unmut hielte stand unter einem südlich ausgestirnten Himmel, wenn die Palmenzweige über die Marmorbrüstung der monumentalen Kasinoterrasse nicken, auf der wir, gebadet im Lichterglanz und gewiegt vom Gefiedel eines verteufelten Orchesters, unser gar nicht spartanisches Abendmahl verzehrten! Lange bevor noch drunten am Wasser der Wirbelsturm beschwichtigt war, hatte sich unser Verdruß in Vergnügen verwandelt, und in seliger Laune suchte man, zu sehr vorgerückter Stunde erst, das mollige Nachtlager auf, das uns inzwischen fürsorglich bereitet worden war. Und am nächsten Morgen, als wir an unsere endlich wieder sichtbare „Kronprinzessin“ angebootet wurden, sahen die Damen unter ihren wirren Haarsträhnen entzückender aus denn je. Die Herren aber, die sich immer noch Zigarren abborgten, obschon sie gar nicht mehr wütend waren, schworen durch die Bank, daß sie diesen Zwischenfall „nicht für eine Million“ verkaufen würden. Ich hätte nicht alle beim Wort nehmen mögen. Aber ihre Begeisterung war erklärlich, ich empfand sie mit. In bleiche Landrattenexistenzen, deren von Stunde zu Stunde geregelter Schritt den bereits tausende Male durchmessenen Horizont immer wieder durchwandelt, und deren Erholung selbst einer gebundenen Marschroute folgt, war mit einem Mal das Unvorhergesehene, die Ueberraschung, die lockende Möglichkeit des Zufalls getreten. Und wir alle konnten es gewiß auch als einen kostbaren Stimmungsgewinn buchen, vom sicheren Port, bei Walzerrhythmen und knallenden Sektpfropfen, einen ahnenden Blick in die Romantik des Seemannslebens, seine Kämpfe, Verantwortungen, Fährlichkeiten und Verhängnisse getan zu haben.

Nachdem ich nun diese unterwegs verfrachtete Erinnerung „gelöscht“ habe (Sie sehen, was für eine fixe Teerjacke ich in den paar Tagen geworden bin), könnte ich ordnungsmäßig verfahren und Ihnen chronologisch alle Orte schildern, in die wir zwischen Hamburg und Lissabon verschlagen wurden. Allein das paßt mir gar nicht in den Kram. Und zudem geriete ich in Verlegenheit, wie ich auf diesen paar Blättern Papier ein so großmächtiges Stück Geographie unterbringen sollte. Da wir mit Trouville begannen, will ich es auf gut Glück auch tun. In diesem Weltnest gerät die „Saison“ mit ihrem eleganten Trubel erst im August in Fluß. Aber da sich Trouville, zu Recht oder zu Unrecht, als die „Reine des Plages“ brüstet, war es vielleicht nicht minder interessant, diese Königin just in dem Augenblick auszuspähen, wo sie sich ihren Ornat zurechtlegt, um ihre Stammgäste von hüben und drüben des großen Teichs würdig zu empfangen.

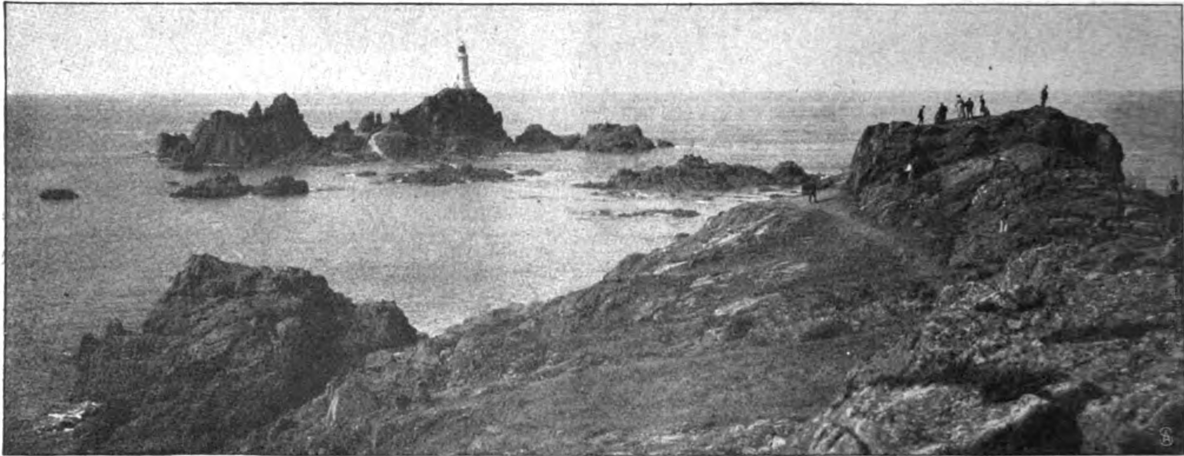
Hingegen hatte das Badeleben auf der Insel Wight, in Ryde, Ventnor, Sandown und Shanklin seine Zeltlager bereits überall aufgeschlagen. In diesem blühenden



San Sebastian: Das Kasino am Ufer der Concha.



Im Havre: Aufbruch vom Schiff nach Trouville.



Der Leuchtturm La Corbière auf Jersey.

Eiland kann man den Gemeinplatz, daß alle Seebäder einander gleichen, am besten auf seiner Lügenhaftigkeit ertappen. Gewiß, wenn man sie nach den Menschen beurteilt, die drei Viertel nackt im Wasser umherplätschern, gleichen sich alle. Aber sowie diese Menschen sich angekleidet haben, merkt man den Unterschied. Und so merkt man auch beim ersten Blick, daß Wight mit seinen billardglatten Fahrwegen und seiner komfortablen Zierlichkeit, die sich auf das Landschaftsbild erstreckt, ein echt englisches Kleid trägt. Und das gleiche unverkennbar englische Gepräge zeigen, trotz ihrer französischen Ueberlieferungen, Jersey und Guernsey, nur daß hier die ungemein charakteristischen, weit vorragenden und barock ausgeschweiften Strohdächer fehlen, die auf Wight die äußerst solid gemauerten, Reichtum, Freude und Behagen atmenden Villen in auffallender Kontrastwirkung wie ein moderner Frauenhut überschatten. Dafür leistet sich Jersey mit seinem über allerlei Felsgerümpel weit ins Meer verstiegenen Leuchtturm von La Corbière eine Anziehung, die Wight ihm vorgeben muß.

Nein, die Seebäder gleichen einander nicht. Oder

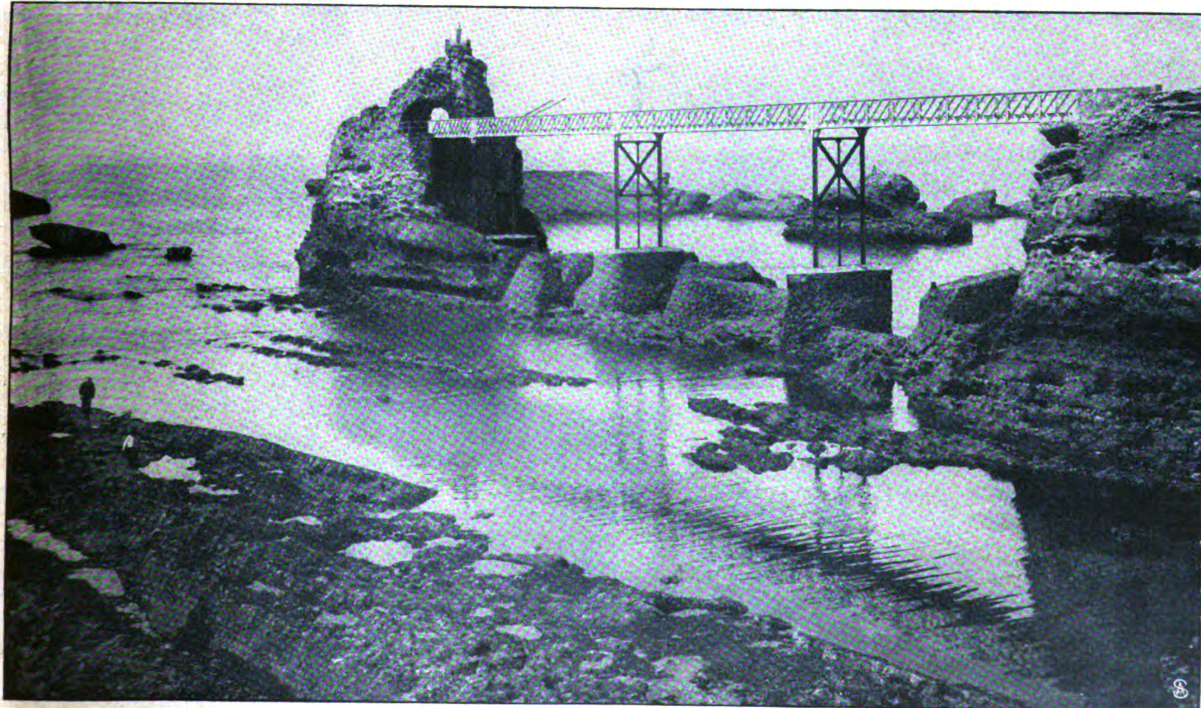


Halt in Shanklin auf der Insel Wight.

fände man wirklich in jedem eine Fischerstraße wie die von Scheveningen? Klimmt man in jedem über eine Klippenwildnis, wie sie am „Baskenstrand" in Biarritz sich auftut: das dramatischste Küstenbild, das ich kenne und das förmlich auf den Theatereffekt hin zusammengewürfelt scheint. Und wo, es sei denn irgendwo drüben an der südamerikanischen Wasserkante, wandelt man noch inmitten einer so tropischen Pflanzenpracht wie im Cascaes, in Monta-Estoril und den andern Badeorten der „portugiesischen Riviera"? Auf Weg und Steg recken blühende Agaven und Aloen ihre gezackten Jatagane aus dem blauen Dickicht der Stranddistel empor, strotzende Berberfeigen schwingen ihre stachligen Keulen, und zwischen den schütter am Straßenrand träumenden Dattelpalmen und der Wand seltsamer Koniferen im Hintergrund steigen in Gärten ohne Ende glatte Eukalyptusstämme, mannshohe Begoniensträucher, zwanzig Fuß hohe Kamelienbäume und eichenstarke Daturabäume aus einem Gebüsch von Nachtschatten mit tellergroßen Blüten und von Fuchsien mit unglaublich langen Glocken von flammendem Rot in die Luft. Alles, was in unserm Norden sich nur blaß und zwerghaft in die karge Sonne hineinkümmert, quillt und wuchert hier, zu exotischen Riesenformen gesteigert, aus dem mit tausend Gnaden gesegneten



Eine Fischerstraße in Scheveningen.



In Biarritz: Partie am Baskenstrand.



Garten an der portugiesischen Riviera.

Boden, und wer die Blumen liebt, der fühlt in diesem Paradies sein Herz schlagen wie einer, dem sich endlich eine lange, brennende Sehnsucht erfüllt hat.

Und bei alledem habe ich noch kein Wörtchen über Lissabon, dem Ziel und Wendepunkt unserer Fahrt, verloren! Vielleicht weil ich noch immer ein bißchen über den Schlingel von Trompeter verschnupft bin, dessen Hornsignal uns um halb sechs Uhr morgens aus dem Schlaf tutete, damit wir die berühmte Einfahrt nicht versäumen. Wenn man bis Mitternacht geschwatzt, getanzt, geflirtet oder gebridget hat, ist dieser Naturgenuß eine harte Zumutung. Aber wir ertrugen sie gern. Als ich aus meiner Koje emporgekrochen war, fand ich die Treppen zum Sonnendeck bereits von Schaulustigen verbarrikadiert, die, gleichfalls aus den Federn gerissen, ihre Blöße schleunigst mit Pyjamas, Plaids, Kimonos und andern summarischen Geweben verschleiert hatten, um nur ja nicht zu spät zu kommen. So notdürftig eingewickelt schießen sonst nur in Gebirgshotels die Leute bei einem Sonnenaufgang zusammen. Es war eine Brückenstaffage in der Tejomündung. Schon um dieses erbaulichen Anblickes willen würde ich die Reise gleich noch einmal machen. Nur müßte man mir vorher wieder einen so wundernetten Taifun zusichern wie in San Sebastian, einen Taifun ohne Zahnbürste und mit der Lustigen Witwe, zu deren Dreivierteltakt der Ozean sich dreht. Sonst tu ich nicht mit.



Einfahrt in den Hafen von Lissabon.

Auf der Brüsseler Weltausstellung.

Von Max Duntz. — Hierzu 6 Zeichnungen von Klaus Meyer jr., 9 Aufnahmen und eine Gesamtansicht.

Man kann wohl sagen, daß der großartige Völkerjahrmarkt in der schönen Königsresidenz von Brabant den Höhepunkt seines Glanzes erreicht hat. Wenn an einem grauen und trüben Regensonntag von Novembertemperatur die Rekordziffer von 149 000 Besuchern und der Betrag von 53 000 Frank Eintrittsgeld erzielt wurde, wenn an keinem Tage dieser letzten stürmischen Wochen die Eintrittziffer unter 50 000 und die Einnahme unter 15 000 Frank fiel, so ist das ein Gipfelpunkt äußeren Erfolges, der das Garantiekonsortium in die beste Laune versetzt. Dieses internationale Rendezvous steht darum unter einem guten Stern, weil der Volkscharakter sowie die lokalen Umstände es im besonderen Maße begünstigen, und weil ihnen entsprechend eine glückliche Hand dem Ganzen die Physiognomie eines lustigen Sommerfestes gegeben hat, worin der Wettstreit der Industrien nur den ernsten Grundton einer Sinfonie der Lebensfreude bildet. Das lehrt die Beobachtung der wechselnden Hunderttausende der Besucher. Von Paris und von London, von Amsterdam und von Köln — immer sind es nur einige Stunden bis Brüssel; und in



Die französische Abteilung und der Pariser Garten.



Vor der „Colonie française“.



Der wilde Westen auf der Ausstellung.

einem Lande, das sich des dichtesten Schienennetzes der Welt rühmen darf, sind auch die Bauern keine Haushocker mehr. So ziehen sie denn schon in den frühen Morgenstunden in Scharen heran von den Bahnhöfen, in großen Trupps von Familiensippen oder in Vereinen, wohlgerüstet für die Strapazen des Tages mit reichlich gefüllten



Die Brüsseler Kirmes.



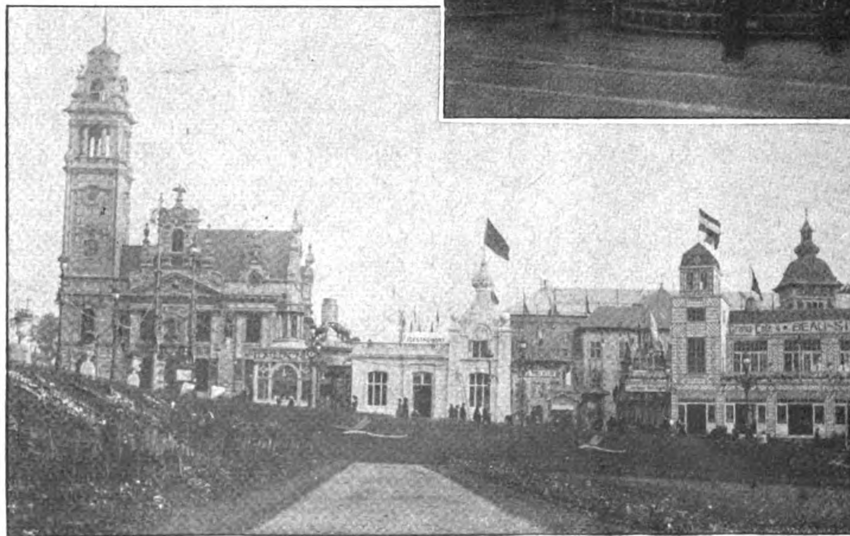
Das deutsche Haus in festlicher Beleuchtung.

Frühstunde, das erlaubt der sparsame Sinn dieser hart arbeitenden Kleinbürger nicht; da lagert man sich lieber am Parkrand, beginnt zu frühstücken und ergötzt sich an dem Vorspiel der in langen Reihen heranrollenden Kremser und Mailcoaches, der englischen Karawanen, der Hotelwagen mit amerikanischen

Proviantkörben. Diese treuherzig derben Flämen und temperamentvoll dunkeläugigen Wallonen sind meist sehr enttäuscht, daß sich ihnen die Herrlichkeiten der weißen Märchenstadt dort hinter den großen Toren für ihren Franken erst um 10 Uhr erschließen sollen. Aber einen zweiten Silberling zu opfern als Preisaufschlag für die



Die holländische Ausstellung.

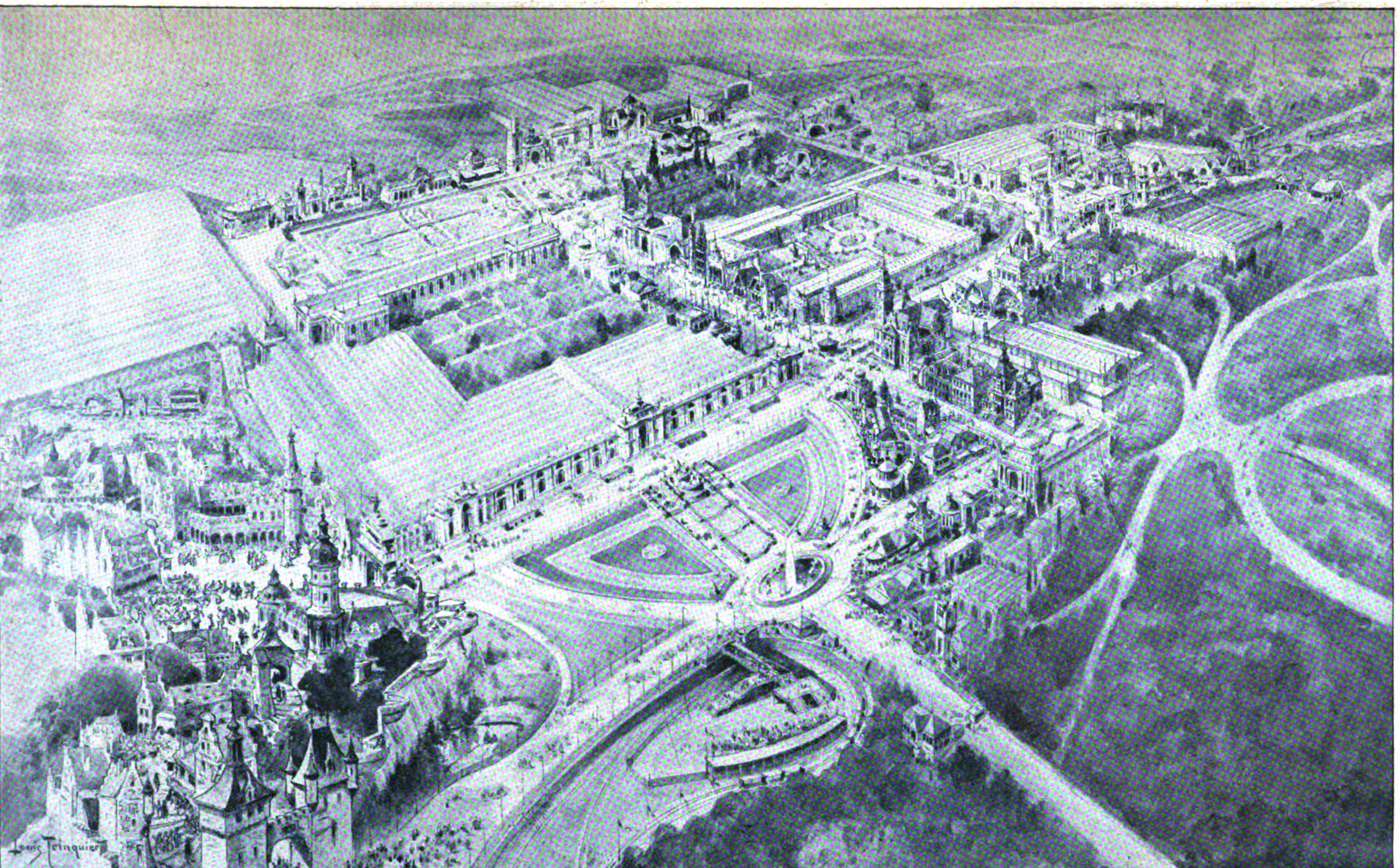


Der Brüsseler Garten mit dem Palais.

Familien, der Automobile und Droschken, die die Brüsseler und ihre Gäste zu Tausenden herbeibringen, wenn die offizielle Stunde naht.

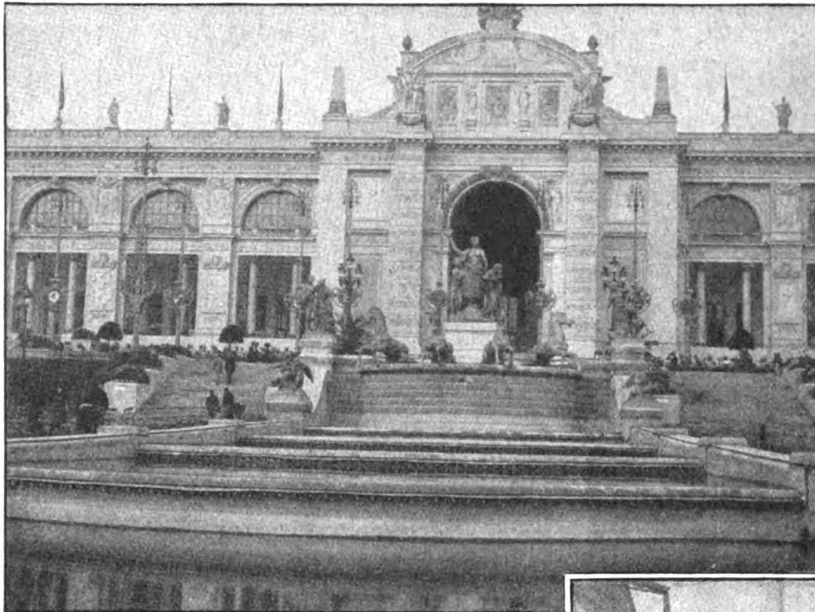
Man betritt die Haupthalle meist durch den zunächst gelegenen Eingang zur belgischen Abteilung, die sich seitlich im rechten Winkel abzweigt, während der Blick geradeaus in den großen englischen Mittelraum fällt. Dieser gleicht einem ungeheuren antiken Tempel durch die seitlichen Reihen der

Deutschland. Niederlande. Arbeiter-Musterhäuser.



Frankreich, Italien usw. Alt-Brüssel und Vergnügungspark. England. Große Halle und Belgien. Belgien und Frankreich, rechts davon die französischen Kolonien, gegenüber die Stadt Brüssel und Brasilien.

Die Brüsseler Weltausstellung: Gesamtansicht der Ausstellung aus der Vogelschau.

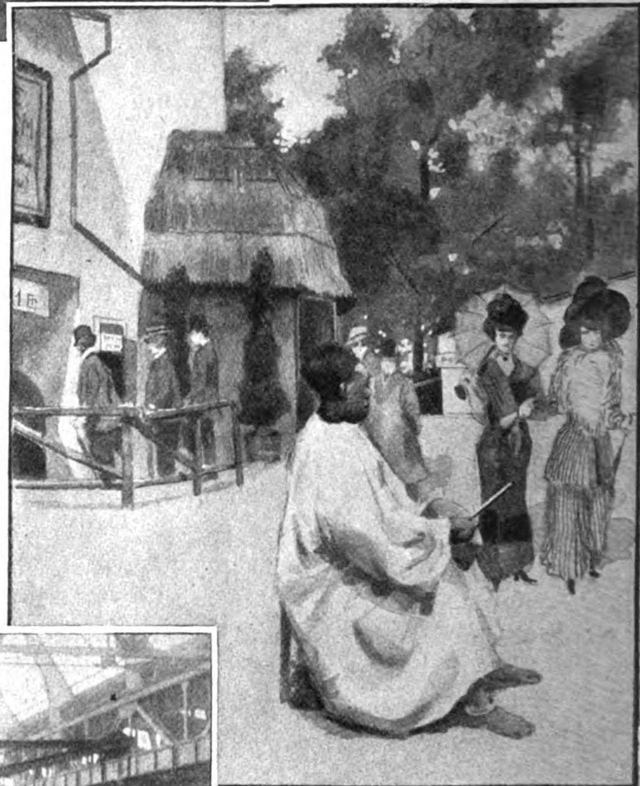


Portal zur Haupthalle mit den Kaskaden.

schild in London und Walter in Neuyork repräsentieren, sie prangen in gleicher Schönheit des leuchtenden, glühenden Farbenschmelzes und in ungezählten graziösen Formen in den Vitrinen.

Hier zeigt sich vor allen diesen nur rein ästhetische Lustgefühle erweckenden Kostbarkeiten, erfreulich überraschend, wieviel eingeborenes, unbewußtes Kunstempfinden, wieviel Freude am Schönen in den Seelen des einfachen Volks schlummert. Die laute Heiterkeit, die übermütige Scherzstimmung, die eben noch vor den raffinierten Sinnenreizen der goldgestickten, durchsichtigen Gazegewänder über den verführerischen Formen der Wachsschönheiten in den Vitrinen der be-

prächtigen korinthischen Säulen, zwischen denen sich über den ganzen weiten Raum, das Dach verdeckend, leichte, zartblau getönte Stoffe ausspannen, den freien Aetherhimmel vortäuschend. Diesem luftigen Rahmen entspricht der Inhalt. Nur wenige leicht entworfene Glasschränke, alle einheitlich in matt gehaltenem Mahagoni und so disponiert, daß sie nirgendwo die Durchsicht hemmen, bergen erlesene Schätze des englischen Kunstgewerbes, köstliche Silberschmiedearbeiten, funkelnd geschliffene Glaskristalle, die edelsten Porzellane und vor allem jene Fayencen in dem wunderbaren Farbenschmelz, der bis in die jüngste Zeit das vererbte Geheimnis der Kunsttöpferfamilien des himmlischen Reichs geblieben war. Die herrlichsten alten Stiche in den Schattierungen der Pfirsichblüten, geflammt, in „Sang de Boeuf" und „Haricot", die Werte von einer Viertelmillion und darüber für die einzelnen Seltenheiten in der berühmten Sammlung Roth-

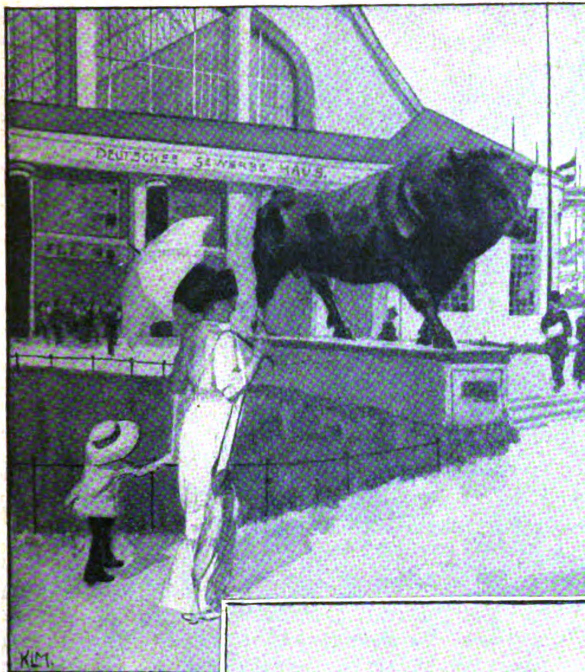


Bei den Singhalesen.

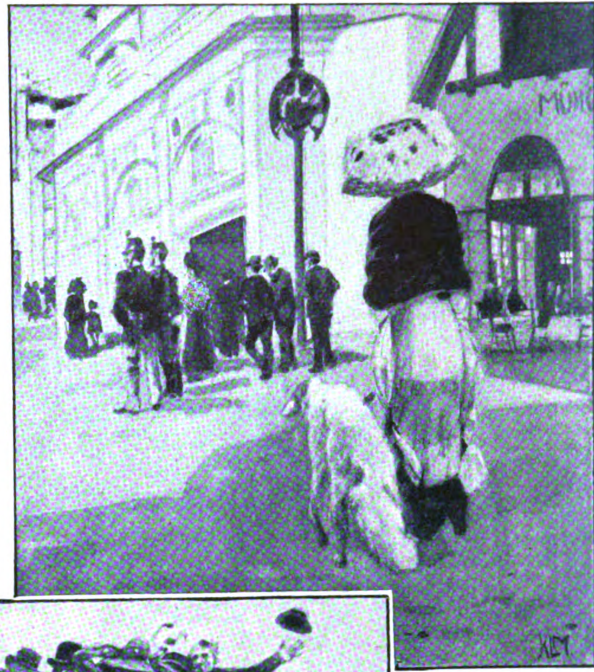


Blick in die deutsche Maschinenhalle.

kannten Konfektionshäuser sich durch kleine Neckereien der derben Eheliebsten Luft machte, sie ist ganz verstummt. Mit ernsten Mienen, fast andachtsvoll durchwandelt man langsam den Saal, und erst als man von der großen Freitreppe, vor der gigantischen „Marianne", in die bunten, geschmückten Säle der Franzosen hinabblickt, löst sich die erhabene Tempelstimmung. Sie würde auch hier nicht passen zu



Vor dem deutschen Gewerbehaus.



Eine Schönheit auf der Promenade.



Im Vergnügungspark: Eine Fahrt auf der Rutschbahn.

den vielen Nacktgruppen, die kokett überall sich zwischen die Nutzwerke des Industriefleißes hineinschieben. Ein halbes Dutzend Lehrpriester und ebensoviel dunkelgewandete Nonnen mit ihren Schulklassen — der Unterricht in Belgien liegt noch zum großen Teil in den Händen katholischer Orden — haben Mühe genug, ihre Schäflein schnell hindurchzusteuern durch diese Szylla und die Charybdis der ebenso heidnisch unbekleideten Massenerzeugnisse der italienischen Plastik. Sie atmen erst auf, als sie durch den Tand und Flitter dieser großen Verkaufsbasare (denn nichts anderes sind alle die vielen verschiedenen Gewerbehallen der Spanier, Oesterreicher und Russen, der Griechen, Türken, Japaner und Chinesen, Marokkaner, und wie sie sonst heißen) zu den großen Maschinen gelangt sind, die so eindringlich mit rasselnden Stimmen des Lebens Ernst den jungen Seelen verkünden. Und die Alten, mögen sie Arbeiter sein oder Ingenieure oder Fabrikherren, die lebhaft mit prüfenden Augen das sausende Getriebe studieren, sie fühlen sich sichtlich hier auf bekanntem, sicherem Boden. In allen Abteilungen der vielgestaltigen industriellen Sektionen beobachtet man die gleiche Erscheinung eines fast persönlichen Verhältnisses dieser Besucher zu den Betrieben. Das

ist das Vormittagspublikum, das den Zweck der Weltausstellung rechtfertigt; es sind die emsigen Arbeitsbienen, die von dem weiten, blühenden Feld den Segen einheimsen und weit fort in ihre Stätten tragen. Diese aber zählen doch nur nach Tausenden; und ohne die Hunderttausende, die der Nachmittag bringt, wäre die Ausstellung unmöglich. Sie kommen in der Hauptsache, um die Schaulust zu befriedigen, um des Vergnügens willen. Für sie ist das gute halbe Dutzend Rutschbahnen geschaffen worden und der ganze Lunapark, die Hunderte von Schenken, aus denen heraus es jodelt und pfeift und im Dreitakt fiedelt; sie bevölkern bis in die nächtlichen Stunden die Gäßchen und Plätze des althistorischen Brüssel-Kermesse in wild ausgelassenem Karnevalstreiben. Ihr flandrisch eingeborenes Bedürfnis nach Mummenschanz, Festzügen, Volksfesten und üppigen Gelagen gibt der Brüsseler Weltausstellung den Stempel eines gigantischen Kirmestreibens. Doch das war unerläßlich, um den äußeren Erfolg dieses Kulturwerks zu sichern, und ein solches ist es trotz alledem.



Das Senegaldorf.

Nur fünfzig Schritte von der „Plaine des Attractions", dem Tummelplatz des übermütigsten Jahrmarkttrubels, wo die silbernen Fünffrankstücke wie Spielmarken durch die Finger rollen, da findet man, lauschig in einen Parkwinkel gebettet, die kleine Kolonie der Arbeiterwohnhäuser, wie sie sein sollten und vielleicht allenthalben sein werden in nicht zu ferner Zeit. Und dicht neben diesen liegen die Hütten der „Heimarbeiter", in seltener Treue dem Leben nachgebildet; darin hausen und arbeiten die Weber und Nagelschmiede, Korbflechter und Seiler, Tütenkleber und Spitzenklöppler, 118 000 Menschen, die 17 Prozent der gesamten Arbeiterbevölkerung Belgiens repräsentieren. Sie arbeiten und leben in diesen Ausstellungshütten, elend und düster, vor den zahllosen Augen der Besucher, wie in ihrem Heimatdörfchen, wo niemand sich um sie kümmert. Aber hier hängt an der Tür ihrer Hütte ein Zettel: N. N., Weber, verdient in 78 Arbeitstunden 18 Frank; X. Z., Spitzenarbeiterin, verdient für das königliche Spitzengewebe unter ihrer Hand in 410 Arbeitstunden



Tunis, Algier und die französischen Kolonien.



Restaurants auf der „Avenue des Nations".

60 Frank! Zahllose Augen lesen das und sehen erschüttert, was ihnen vordem verborgen war, und der Menschheit ganzer Jammer packt sie an. Das muß anders werden, und es wird anders werden. Dies gefördert zu haben, das soziale Gewissen von Hunderttausenden an jedem Sonn- und Feiertag geweckt zu haben, das ist vielleicht der größte Segen, den die Menschheit der Brüsseler Weltausstellung danken wird.

Nur wer die Sehnsucht kennt . . .

Roman von

Ida Boy-Ed.

17. Fortsetzung und Schluß.

Emmich sehnte sich bald recht von Herzen nach dem klugen Gesicht des Geheimrats, in dem auch während des tiefsten Ernstes stets ein Lächeln zu warten schien. Aber dies Gesicht, das einen immer wie von selbst zur Frische und zum Mut ermahnte, zeigte sich nicht. Und plötzlich dachte Emmich, es habe ein stolzer und kalter Zurückzug darin gelegen, wie der Geheimrat gestern abend sagte: „Du benachrichtigst mich wohl, wenn ich hier noch gebraucht werde."

Dies — nachdem er ein paar Stunden vorher extra sich in der Nähe angesiedelt hatte, um zum Beistand bereitzusein. Natürlich war es ein Rückzug gewesen! Und wie denn auch nicht?...

Er sah, daß ich seine Tochter weinen ließ....

Und mit einem Mal saß Emmich vor einem Briefbogen und schrieb mit dahinrasender Feder:

„Geliebte! Ich kann nicht zu Dir eilen und flehen: verzeih, daß ich Dich weinen ließ. Denn ich muß hier wachsam sein. Ich mußte gestern abend nicht heftig werden. Ich mußte sagen: laß uns an dem Beispiel der Schwäche und des Leides lernen, daß wir stark und glücklich werden! Bin ich denn noch — ja, immer und ewig bin ich Dein Emmich."

Es fand sich zum Glück ein Bote in der Pension, der die größte Schnellfüßigkeit versprach....

Nun ertrugen sich die Stunden schon leichter.

Er dachte: sie wird ja nicht unerbittlich sein — Und er lächelte manchmal glücklich in sich hinein.

Weil seine Stimmung sich verändert hatte, war er plötzlich wieder von Vertrauen zu ihr erfüllt. — Das Unlogische hiervor wollte sich ihm manchmal aufdrängen. Aber er fühlte, sich entschuldigend: ... in der Liebe! Wer hat schon von ihr Logik gefordert? —

Auch die Begegnung wurde ihm erspart, der er voll Unbehagen entgegensah: der Legationsrat von Gamberg zeigte sich nicht.

Und dann kam endlich der Augenblick, wo er die junge Mutter geleiten mußte, damit sie ihr kleines Kind in das allerletzte Lager betten sähe....

Ihm schien, als werde sie von Erschütterung ergriffen, als er eintrat — sie schwankte — hielt sich an der nächsten Stuhllehne und faßte sich gewaltsam....

Erinnerte er sie an den fernen Gatten? Deutlicher als je vielleicht? Weil er, der feierlichen Stunde die Ehre gebend, seine Uniform angelegt hatte.... Den Rock, den auch der Vater des Kindes trug? War es das?... Aber sie schien sich rasch zu beherrschen.

In aufrechter Haltung ging sie an den Wagen.

Von schwarzen Schleiern ganz umhüllt, in Schweigen, das ihm unnatürlich und bedrohlich schien, saß sie neben ihm. Und doch war es vielleicht nur ein gefaßtes, sanftes Schweigen völligster Ergebung.

Er wagte nicht mit einem Wort der Frage oder des Trostes daran zu rühren.

Ihm fiel wunderlich deutlich ein, was sein Schwiegervater gestern abend gesagt: „Solches Leid verwischt sich und vergißt sich, wenn neues, blühendes Leben ins Haus kommt" — Ja, der sprach aus der Erfahrung einer glücklichen Ehe heraus....

Was für eine Zukunft wollte diese Frau sich aufbauen? Oder dachte sie an keine mehr?...

Und so, in Schweigen, kamen sie an die Pforte mit den strengen Pfeilern....

Sie betraten den Kirchhof — jenen wunderbaren Platz aller Melancholien und aller Entzückungen, aller Leiden und allen Trostes.

Die junge Frau, am Arm Emmichs gehend, hielt im Schreiten inne.... Sie sah sich um — sah hinaus — langsam ging ihr Blick von der Ferne zur Nähe ... verweilte wie erstaunt auf dem weißen Marmorbildnis der tragischen Königin, das aus Blumenüppigkeiten sich erhob — ein steinernes Mal, der Menschheit ein Zeichen, daß auch ein Thron keine Zufluchtstätte vor den Grausamkeiten des Schicksals gewährt....

Sie seufzte tief auf... und schritt langsam und schweigend weiter.... Da war eine kleine Kapelle... da waren Menschen.... Erkannte sie denn keinen?

Auch den hohen, blassen Mann nicht, der neben Renatens Mutter gestanden hatte und nun herankam und ihre Hand küßte und gleich mit Ehrfurcht wieder zurücktrat? Auch ihn nicht?

Es schien, sie sah nichts, außer dem winzigen Sarg, der eigentlich nur ein Gehäuf von Blumen war, auf einem kleinen, mit schwarzem Tuch bedeckten Postament.

Sie hielt sich immer fest an Emmichs Arm....

Als sei er ihr der Nächste in diesem schweren Augenblick — als sei der hohe, blasse, ernste Mann ihr ganz fremd. Da war ein Priester.... Er sprach ein tröstliches Gebet. Nicht mehr als das....

Über ein kleines Kind, das gekommen und gegangen war, ohne vom Leben etwas zu wissen, konnte Menschenweisheit nicht mehr sagen....

Und dann trug ein Mann den länglichen kleinen Berg von Blumen auf vorsichtigen Armen voran.

Es war ein winziger Zug, der folgte. Die junge Mutter wie ein Schatten nur — neben ihr fest und gerade der Mann im blauen Rock, der die Zähne zusammenbiß und so stark und so deutlich an den fernen Kameraden dachte — als könne er ihn dadurch herbeschwören....

Durch ferne Wasser rauschte sein Schiff — die Flagge wehte — die Möwen flogen — phantastisch fremdartige Ufer dämmerten am Horizont — stark und voll eherner Ruhe klang das Kommando ... am weißen Bug schwollen die Wogen.... Und hier begräbt man dein Kind — das du nie gesehen — dessen Schrei du nie gehört....

Seemannslos, mein alter Kamerad — Seemannslos.

Aber wir stehen aufrecht! Ja, das tun wir. Und zerbrechen nicht daran....

Er drückte den Arm der Frau an sich, so fest, so stark, als könne er sie damit halten, an den fernen Mann ketten.

Als hätte dieser Druck ihr weh getan — so zog sie nun ihren Arm aus dem seinen. Vielleicht wollte sie auch allein, ganz allein an die Stätte treten.

Hinter ihnen gingen Renate und ihre Mutter — in jenen leisen Tränen, wie nur Frauenmitleid und Frauenwissen sie weinen können....

Und dann die beiden Männer: der kleine Gelehrte mit bekümmerter Miene und der andere — in etwas steifer Haltung, beherrscht und undurchdringlich wie immer.... Wie schnell war die letzte Arbeit für das kleine Kind getan.... Emmich empfand es beinah als etwas Schauriges. So viel Hoffnung und Vorfreude, so viel geheimnisvolles Werden — all die heiße Not der einsamen Mutterschaft, die die Frau erlitten — all die Bitterkeit und Tränen....

Und nun: ein paar Hantierungen — noch ein Gebet.... Und im Grunde eines engen und nicht sehr tiefen Loches häuften sich Blumen.... Das war alles.

Scheu trat er zurück.... Ihm war: man muß sie wohl allein lassen. Zu einem letzten Blick.

Vielleicht fühlten die andern Zeugen ebenso... eine unschlüssige, zögernde Bewegung ging durch die paar Menschen. Da sah Emmich ganz deutlich, daß Jutta eine Hand erhob — ganz leise nur — als wolle sie sie ausstrecken — in der Geste, die man macht, wenn man jemand halten will. Und er sah auch: das galt dem Mann.

Gervasius' mußten es auch bemerkt haben. Auch sie zogen sich rasch zurück. Emmich fand sich mit ihnen im Hauptweg zusammen. Sie gingen der Pforte mit den strengen Pfeilern zu, und zur Rechten, über die Rosensträuche des Friedhofs hinweg, sahen sie in das gewaltige Schönheitsbild hinaus.

Emmich wurde sich erst jetzt so recht eigentlich der Nähe der Geliebten bewußt. Er nahm leise ihre Hand.

„Verzeih mir," sagte er, „ich war so ganz bei einem, der weit von hier ist...."

„Das habe ich gefühlt", sprach sie herzlich.

„Willst du denn noch etwas von mir wissen?" fragte er halblaut.

„Ach, Emmich...."

Sie drückten sich sehr fest die Hand. So blieben sie stehen und sahen sich nach den Eltern um, die es verstanden hatten, unauffällig zurückzubleiben.

Nun kamen sie heran, und Emmich litt kurz an jener Verlegenheit, die reife Menschen befällt, wenn sie den Zeugen ihrer Kämpfe in die Augen sehen sollen.

Aber die Eltern verstanden sich auf die Zartheit der Blinden. Emmich küßte seiner Schwiegermutter die Hand.

Es schien, als sei gar nichts gewesen.

„Ja," sagte der Geheimrat, „wir müssen wohl auf unsere Freundin warten."

Und er sah an Emmich vorbei. Sie brauchten sich nicht erst durch einen Blick darüber zu verständigen, daß sie beide voll Unruhe dachten: was spricht sie mit ihm?

Zwei Menschen standen an der winzigen Gruft....

Die Frau atmete schwer — als hindere noch ein Druck sie am Sprechen. Sie weinte nicht. Sehr bleich war ihr Gesicht im Rahmen schwerer schwarzer Kreppfalten.

Sie sah ihn an, mit einem merkwürdigen starren Blick....

„Ich habe nicht gewagt, dich aufzusuchen," begann er halblaut, „ich hatte das Gefühl, als ob ein Feind dich bewache.... Aber du weißt es: dein Leid ist meines...."

Er hätte auch nicht gewagt, hier an dieser Stelle zu ihr zu sprechen.... Aber sie hatte die Hand nach ihm ausgestreckt — vor all diesen Zeugen — das bezwang ihn.... Wer hätte Selbstbeherrschung von ihr fordern dürfen, in diesem Augenblick.... Sie streckte die Hand aus nach dem Mann, den sie liebte, der ihr Trost war....

So nahm er es.... Wie konnte er anders....

„Ich habe gelitten, daß ich dir nicht beistehen durfte. Aber ich verstand es wohl, daß der andere Rechte zu haben glaubte...."

„Herbert", begann sie —

All dies hatte sie gar nicht gehört. Sie hörte nichts wie das, was sie selbst sagen mußte — was in ihren Gedanken schon mit deutlichen, grausamen Worten stand.... „Herbert.... Herbert — wir — du und ich... wir werden uns niemals mehr sehen...."

Er machte eine Bewegung — in jähem Schreck.... Sah sie an.... Ihre Blicke starrten ineinander — wie vor Entsetzen. „Niemals..." wiederholte sie leise.

Er trat einen Schritt auf sie zu.... Sie wich zurück — hielt sich mit der Linken an eine aufrechte Marmortafel, die, mit schwarzen Buchstaben bedeckt und von Schatten überfleckt, neben der kleinen Gruft stand.

„Besinn dich," sprach er halblaut, „besinn dich — Liebe! Nicht hier — nicht jetzt — solche Worte...."

„Ja — hier — gerade hier." Sie faßte sich.

„Dies Grab steht zwischen uns — für immer —"

„Jutta...." Sie streckte ihm die Hand hin.

Er faßte sie hastig — mit seinen beiden Händen — noch voll Unglauben — noch voll verzweifelter Abwehr gegen diese Worte — noch in der Hoffnung, sie beschwören zu können.... Sie sah ihn an — lange und stumm....

Sie sah die leidenschaftliche Bitte in seinen Augen. Alles war erloschen — wie weggeweht — Und dennoch — dennoch tat es weh, zu sagen: leb wohl....

Sie begriff es nicht mehr, daß sie um seinetwillen gezittert hatte.... Und dennoch — das Wort „niemals" ist wie Tod.... Sie wußte: es verdirbt sein Leben....

„Ich kann nicht anders, Herbert", sagte sie sehr leise und sehr traurig. Und wieder hingen ihre Blicke ineinander. In einem letzten, schweigenden Kampf....

Und in einer grausamen, tödlich demütigenden Erkenntnis begriff die Frau es plötzlich: ihm verdanke ich es — seinem Stolz und seiner Ehre, daß wir schuldlos scheiden können.... Sie schluchzte auf.

„Leb wohl.... Und Dank.... Und vergib...."

Sie entzog ihm ihre Hand.

Sie brach zusammen.... Die Hände vor dem Gesicht, beugte sie sich und legte ihre Stirn gegen den kalten Stein — der von einem fremden Leben und andern längst erloschenen Leiden sprach....

Sonne und Schatten spielten unruhig über sie hin....

Noch ein paar Herzschläge lang stand er — wartend — vielleicht — vielleicht betäubt von der Gewißheit: verloren — zum zweitenmal verloren — für immer verloren.... Und dann ging er — rasch — unbeherrscht — Form und Schein und Welt vergessend — ganz benommen von dem Wissen: Verloren....

So kam er an den Freunden vorüber, ohne sie zu grüßen — ohne sie zu sehen.... Ein fassungsloser Mann.... Emmich sah ihm nach — Was war das?

Der sah nicht gut aus! dachte der Geheimrat voll Unbehagen.... Und die junge Frau? Was war mit ihr. In erwachender Sorge wollten sie zu ihr zurückeilen. Aber da kam auch sie schon gegangen. Gefaßt und aufrecht... in einer stillen, sicheren Haltung.

Als sie sah, daß Renate an Emmichs Arm hing, wurde ihr Gesicht sogar ein wenig hell — wie in der Andeutung eines Lächelns....

Sie umarmte Renate. Es war, als wolle sie sagen: verliert euch nie! Sie wandte sich zu Emmich.

„Lieber Emmich," sprach sie mit einer ganz kraftlosen Stimme, deren Klang ergreifend war — denn sie verriet all den Gram, den die gefaßte Haltung verbergen wollte, „für so viele Treue habe ich Ihnen zu danken — wollen Sie mir noch einen Dienst erweisen — einen letzten...."

In einem Gemisch von Rührung und Spannung, das ihn ganz benahm, versprach er: „Jeden. Natürlich."

Sie wurde rot. Sie schien sich fast zu fürchten vor dem, was sie sagen wollte — mußte....

„Helfen Sie mir — daß ich auf das nächste, das rascheste Schiff komme, das mich zu — Malte bringt...."

„Jutta!" schrie er jubelnd auf. „Gott segne Sie für dieses Wort."

Sie sah vor sich hin — sprach leise — zu sich selbst mehr als zu den Freunden: „Sein Kind sollte ich hüten — nun muß ich ihm sagen, daß ich es nicht mehr habe..."

— — — — — — — — — — — — —

Nur drei Tage später war es. Auf dem Pier des Norddeutschen Lloyd in Genua stand Emmich mit seiner Braut. Auch Renatens Eltern waren dabei. Sie hatten die Scheidende geleitet, um ihr mit Liebe und Fürsorge wohlzutun bis zu jenem Augenblick, wo sie allein ihren Weg weiterwandern mußte in der schweren Einsamkeit ihres Grams.

Und der Augenblick war da. Die Brücke, die Bord und Pier verbunden hatte, war schon zurückgezogen — nach aufklatschendem Fall lag sie nun auf den Steinen.

Der Pier, der sich als steinerner Arm in den Hafen hinein erstreckte, glich beinah einer hohlen Gasse, zwischen den ragenden Borden der Schiffe, die hüben und drüben an seinem Doppelkai ankerten.

Da lag der aus Australien heimkehrende „Barbarossa" und dehnte seinen mächtigen Leib an den Quadern entlang, als wolle er sich ein wenig verschnaufen, ehe er weiter ging. Oben auf seinem Promenadendeck war es leer, nur ein paar Stewards in ihren blauen Jacken und ein Koch mit weißer Mütze standen dort und sahen nach dem befreundeten Schiff hinüber, das nun Anker aufgehen wollte. Mittschiffs war emsiges Leben auf dem „Barbarossa", da holten lautlos mit ihren beweglichen Tintenfischarmen die Dampfwinden Stückgut aus

der Tiefe des Raumes und führten es an Stricken mit leisem Pendeln durch die Luft, um es in die Leichter hinabzulassen, die sich an die Planken drängten.

Am Heck flatterte im frischen Wind die schwarzweißrote Flagge. Und ganz oben, am Hauptmast, strich die Luft das weiße Stück Tuch glatt aus, darauf ein blauer Schlüssel und ein blauer Anker sich kreuzten.

Mit diesem selben Zeichen spielte der fröhliche Wind auch auf dem „Prinzen Heinrich".

Ein blauer Himmel, den weiße, rasch ziehende Wolken belebten, stand über dem Hafen und seinen aneinandergedrängten Schiffen. Bord klemmte sich fast an Bord, dem flüchtigen Blick schien es unmöglich, Masten und Schornsteine noch in ihrem sicheren Zusammenhang mit den neben- und hintereinanderliegenden Rümpfen festzustellen. Es war eine Wirrnis von Linien und Farben. Die Menschenansammlung in der hohlen Gasse des Piers zwischen dem „Barbarossa" und dem „Prinzen Heinrich" wartete voll Spannung auf den Augenblick, wo sich dieser in Bewegung setzen, und wie es ihm möglich werden solle, aus dem Gedränge sich herauszuarbeiten.

Renate und Emmich, Arm in Arm, sahen mit erhobenen Gesichtern hinauf zu der schwarzen Frauengestalt, die sich an die Reeling des Hauptdecks lehnte. Über ihr auf dem Promenadendeck war ein unruhevolles Treiben. Da standen die Musikstewards bereit, den Augenblick der Abfahrt mit schmetternder Blechfanfare und patriotischen Weisen anzublasen. Da liefen Passagiere umher, die noch nicht sich zu orientieren vermocht hatten. Andere standen und winkten letzte Grüße hinab zu den Menschen auf dem Pier.

Jutta stand allein, denn das Hauptdeck war in diesen Minuten wenig belebt.

Emmich hatte sie dem Kapitän zu seiner besonderen Obhut anvertraut. Er fand in ihm einen früheren Kameraden, mit dem er, als sie beide Kapitänleutnants waren, im scharfen Dienst und bei fröhlichen Ausflügen sich famos verstanden hatten. Der joviale und ritterliche Mann würde schon alles tun, Jutta mit Herzlichkeit und Takt die Fahrt angenehm zu machen.

Gut aufgehoben war sie — da gab es keine Sorge...

Aber die Last, die sie in ihrem Gemüt mithinübernahm über den Ozean, die konnte ihr eben niemand tragen helfen. . . .

Sie hatte nicht geweint beim Abschied. Es schien Emmich sogar, als habe sie in der Art, ihr Haupt zu tragen, wieder ein wenig von der alten stolzen Haltung — es war immer so etwas Kühnes und Mutvolles darin gewesen. Und wahrlich, es gehörte Mut dazu, den Weg zu gehen.

„Glaubst du," flüsterte Renate, wie sie nun so standen und zu der einsamen Frau hinaufsahen, „glaubst du, daß sie sich wiederfinden?"

„Er ist gerecht und gütig," sagte Emmich zuversichtlich, „und sie ist vollkommen wahr — ja, das ist sie — sie wird ihm nichts — nichts verbergen — und sie würde nicht zu ihm gehen, wenn da was wäre, was sie verbergen müßte — dafür kenn ich sie denn doch. . . . Wie sollten sie sich nicht wiederfinden. . . ."

Renatens Mutter trat heran. Sie war fraulich und mütterlich sehr besorgt: eine so schöne, junge Frau und so allein und mit dem Kummer. . . . Und dann: wenn sie ihren Mann nun gar nicht mehr in Hongkong fände.

„Dann findet sie ihn anderswo. . . . Du glaubst nicht, Mama, wie klein die Erde ist. . . . ich hab's ihm heute früh depeschiert — daß sie zu ihm kommt. . . ."

„Ach, und wenn sie ihn findet — ob es wohl zu ihrem Glück ist? Du sagtest einmal: sie hat eine wandernde Seele — eine, die mit Sehnsucht vergiftet ist — eine von denen, für die es keine Erfüllung gibt."

„Freilich hab ich das gesagt," gab der Geheimrat zu, „aber da hatte sie all das Schwere noch nicht erlitten — und es gibt Seelen, die erst durch einige Narben zu rechter Festigkeit kommen — die erst im Schmerz lernen, was für ein Gut die Freude ist. . . ."

Er unterbrach sich. Ein heulender Ton — dreimal hintereinander — schnitt ihm und allen das Wort ab.

Und alle horchten diesen dunklen Wehlauten nach. Sie hatten etwas Menschliches — trotz der mißtönigen Kraft ihres Schalles. Abschied, schreien sie, Abschied.

Zugleich rührte sich das Schiff — ganz behutsam. —

Vorn, neben seinem Bug, hatte sich der grüne, plumpe, kleine Lotsendampfer angeseilt. . . . Der führte nun wie eine dicke, kleine, sorgliche Mutter den großen Adoptivsohn durch das Gewühl. . . .

Und oben vom Promenadendeck schwollen kräftige, metallische Töne, kriegerisch in ihrer Klangfarbe, ruhevoll in ihrem Rhythmus.

„Deutschland, Deutschland über alles. . . ." Tücher wehten — flatternde Grüße — zum letzten Lebewohl. . . .

Die einsame Frau stand unbeweglich. Aber es war ihnen, die ihr mit nassen Augen nachsahen — als grüße ein letzter Blick der Liebe und der Dankbarkeit sie. . . .

Langsam glitt das Schiff weiter. . . . Das grüne Wasser des Hafens spielte an seinen weißen Planken entlang. . . .

Schwächer wurde der zitternde Klang der Blechmusik — man konnte die Melodie nicht mehr erkennen.

Und doch lag sie Emmich noch als Nachhall im Ohr.

„Deutschland — Deutschland über alles."

Er dachte: Sie hört es auch!

Und das gab ihm irgendwie gute Zuversicht, daß es zu ihr sprechen und ihr helfen werde — daß sie tapfer ihren Weg zurücklegen und ihren Gatten in Wahrheit wiederfinden werde. Er drückte den Arm seiner Braut fester an sich. „Komm."

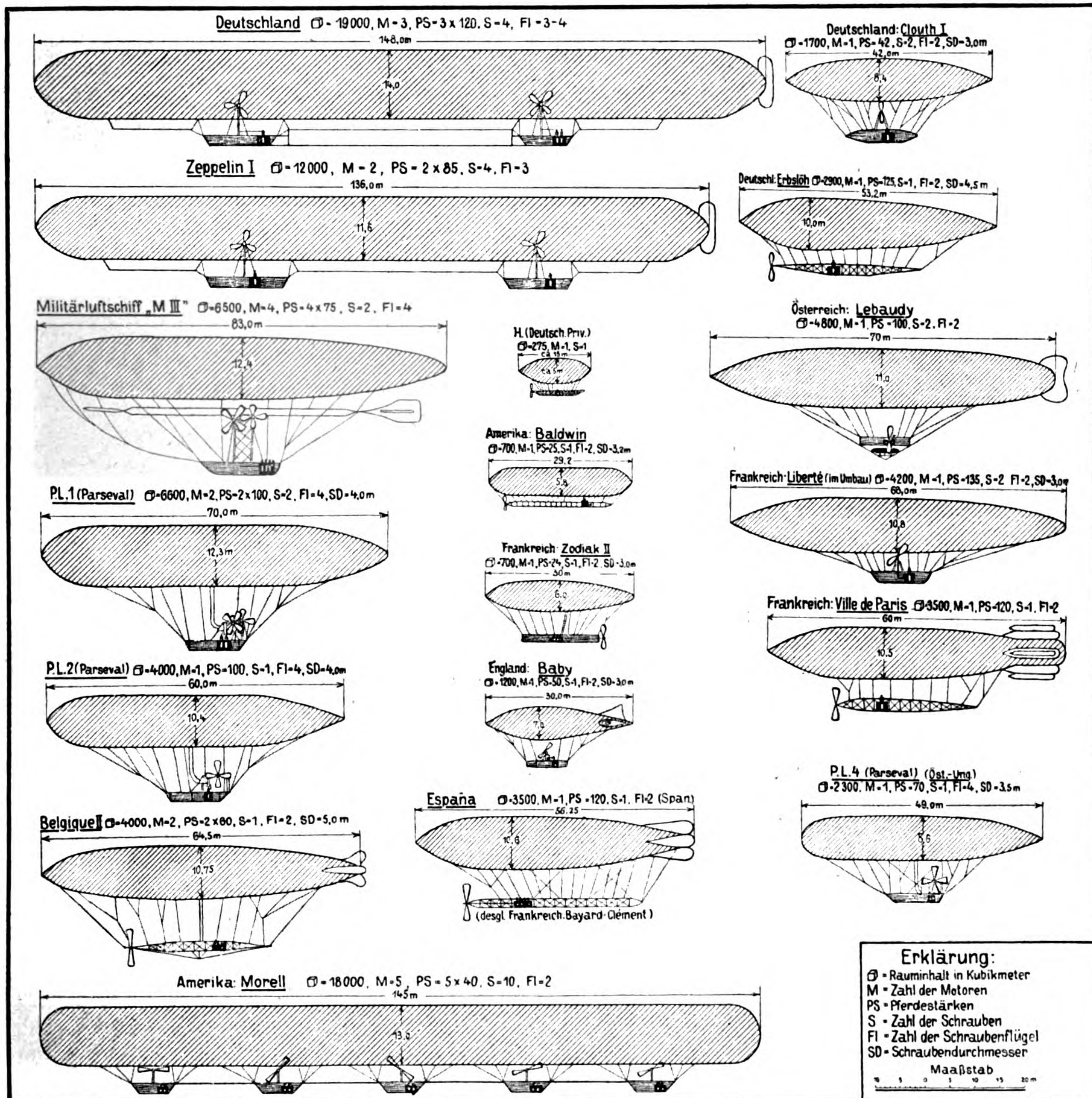
Der Geheimrat, um sich über seine Rührung fortzusetzen, hakte seine Frau ein und sagte: „Es wird mir klar — in unserer Ehe ist es zu prosaisch hergegangen. Wie denkst du darüber? Soll ich mal versuchen, ihr etwas romantischen Anreiz zu geben? Gelegenheit ließe sich ja am Ende. . . ."

„Ich bin durchaus zufrieden im Bürgerlichen", sagte sie lachend. Und dachte: Na gottlob — sein Humor ist wieder da.

Ende.

Die Flugwoche.

Die kleinsten und die größten Motorluftschiffe der Welt weichen in bezug auf ihre Abmessungen ganz erheblich voneinander ab. Dem größten Fahrzeug, das je tatsächlich gebaut worden ist, der „Deutschland“, mit 19 000 Kubikmeter Inhalt steht als kleinstes ein amerikanisches Luftschiff, Bauart Baldwin, von dem sich ein Exemplar in deutschem Privatbesitz befindet, mit 275 Kubikmeter gegenüber; der Unterschied beträgt demnach 18 750 Kubikmeter. Es ist nicht allgemein bekannt, daß man in Amerika einen Ballon unstarrer Bauart hergestellt hat, der dem größten Zeppelin nur um 1000 Kubikmeter nachstand. Es ist der „Ariel“ des Herrn Morell, ein Ballonettluftschiff mit fünf Gondeln und Motoren. Die National-Airship-Company hatte einen größeren Luftverkehr zwischen San Franzisko und Neuyork sowie über den Atlantischen Ozean geplant, in einem Luftschiff, das bei einem Durchmesser von 19,5 Meter und 381 Meter Länge einen Inhalt von 107 000 Kubikmeter haben sollte. Das tatsächlich ausgeführte Modelluftschiff hatte dagegen „nur“ 145 Meter Länge bei 13 Meter Durchmesser. Mit zwanzig Fahrgästen stieg es im Juni 1908 in Berkeley in Kalifornien auf, aber der Stoff war dem Luftdruck nicht gewachsen, und das Schiff stürzte aus 100 Meter Höhe herab. Die zwanzig Personen wurden mehr oder minder schwer verletzt, drei sind ihren Verletzungen später erlegen.



Zwischen den angegebenen Größen sind Lenkballons des verschiedensten Inhalts gebaut worden, wobei jedoch über 10 000 Kubikmeter nur die starren Zeppelin-Luftschiffe hinausragen. Demnach scheint diese Zahl vorläufig wohl die Grenze für Ballonettluftschiffe zu sein, denn der 13 000 Kubikmeter große Siemens-Schuckert-Ballon soll erst seine Gebrauchsfähigkeit beweisen. Daß Graf Zeppelin die Herstellung sehr großer Fahrzeuge für durchaus möglich hält, weiß jedermann; plante er doch schon 1908 ein Luftschiff von solcher Größe, daß damit 100 Personen befördert werden könnten. Es ist interessant, zu hören, wie andere Fachleute über die Größenverhältnisse urteilen: In England baut man neuerdings ebenfalls sehr große Lenkballons, während man in Frankreich diese Fahrzeuge noch sehr skeptisch beurteilt und als größten den starren „Spieß" von nur 8000 Kubikmeter auf Stapel hat. Der österreichische Fachmann Oberstleutnant Hoernes hat in technisch-wissenschaftlichen Ausführungen ermittelt, daß ein Ballon von 90 Meter Länge, 15 Meter Durchmesser 3000 Kilogramm, bei 130 Meter × 20 Meter 6000 und bei 400 Meter × 50 Meter 25 000 Kilogramm Nutzlast zu heben vermag. Theoretisch steht fest, daß der Inhalt eines Ballons mit der dritten



Der Aviatiker Farman und seine drei Passagiere,
mit denen er einen Stundenflug ausführte.

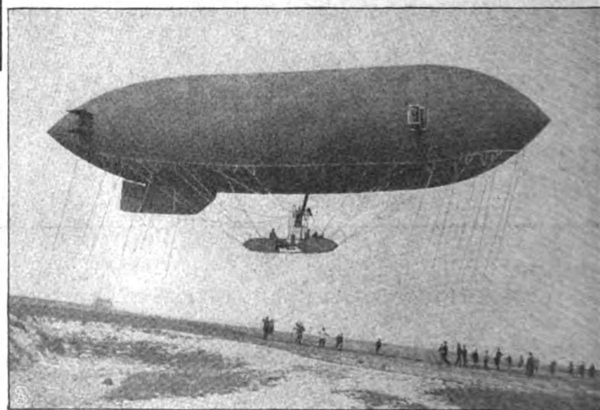
Potenz des Durchmessers, der Hauptschnitt aber, nach dem man den Luftwiderstand berechnen muß, nur proportional dem Quadrat des Durchmessers wächst. Da jedoch die Geschwindigkeit der Luftschiffe eine außerordentliche Rolle spielt, so muß man berücksichtigen, daß sie sich nicht entsprechend der Verstärkung der Motorkraft vermehrt. Wenn man die doppelte Geschwindigkeit erhalten will, muß man dem Luftschiff einen 8mal größeren Durchmesser und einen etwa 500mal so großen Inhalt geben. Auf Grund dieser Tatsachen kommt der bekannte belgische Praktiker und Theoretiker Oberst Chevalier Le Clément de St. Marcq zu dem Ergebnis, ein Volumen von 250 000 Kubikmeter sei dasjenige, das die größte nutzbare Auftriebskraft für einen Ballon gäbe, dessen Durchmesser sich zur Länge wie 1 : 6 verhalte. Sobald man aber auch Vergrößerung der Geschwindigkeit berücksichtige, müsse man für die Luftfahrzeuge eine Grenze erhalten, bei der es sich nicht mehr lohne, die Motorkraft zur Erreichung größerer Schnelligkeit zu verstärken, weil das dadurch bedingte Mehrgewicht in keinem Verhältnis dazu stände. Danach stellte er fest, daß ein Inhalt von 100 000 Kubikmeter die Grenze bildet für ein Luftschiff, das die größtmögliche Geschwindigkeit besitzt. Er berechnet ferner, daß man über eine Geschwindigkeit von 68 Kilometer in der Stunde mit den jetzigen Mitteln nicht hinauskommen könne.

Bei den Größen der Fahrzeuge spielt die Streckung eine große Rolle. Im allgemeinen geht das Verhältnis von Durchmesser und Länge nicht über 1 : 6 hinaus. Die starren Zeppelin-Luftschiffe besitzen jedoch ein Verhältnis von 1 : 10, ja sogar 1 : 11. Es gibt eine sogenannte kritische Geschwindigkeit, bei der die Fahrzeuge zum Umschlagen kommen, falls man sie nicht besonders schützt. Dies geschieht durch die Dämpfungs- oder Stabilitätsflächen, die wir an allen Fahrzeugen vorfinden, weil sie eben alle das zulässige Streckungsverhältnis überschreiten.

Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Drei Passagiere in einem Doppeldecker ist der neuste Rekord der Flugtechnik, der zweifellos eine außerordentlich große Bedeutung besitzt. Henry Farman, der den ersten Ueberlandflug am 30. Oktober 1908 von Mourmelon nach Reims in 20 Minuten ausführte, hat am 2. August 1910 drei Personen mitgenommen, die mitsamt Betriebsmaterial fast 300 Kilogramm wogen. Das Bedeutsame an diesem Flug ist jedoch die Tatsache, daß es dem Führer gelang, über eine Stunde in der Luft zu bleiben. Auch in Belgien flog De Baeder mit drei Passagieren und hatte mit Betriebstoff ein Gewicht von etwa 325 Kilogramm an Bord. Der erste Passagier wurde in Europa von Delagrange mitgenommen, der seinen Kollegen Farman am 21. März 1908 zu einem kurzen Flug eingeladen hatte, in Amerika waren allerdings die Brüder Wright schon zu zweit in ihrem Aeroplan geflogen.

Der Clouth-Ballon ist das erste Luftschiff gewesen, das vom Ausland her die Brüsseler Weltausstellung auf dem Luftweg besucht hat. Es wurde



Der Lenkballon „Clouth".

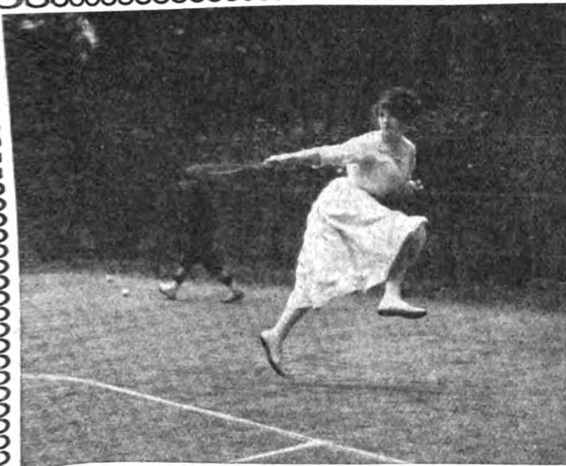
deshalb mit größter Begeisterung aufgenommen. Eine Reihe von Fahrten hat das Fahrzeug unter der Leitung seines bewährten Führers, des ehemaligen Luftschifferhauptmanns von Kleist, über dem Ausstellungsgelände unternommen. Berechtigtes Aufsehen erregte die Fahrt zum Flugplatz nach Stockel, wo interessante Vergleiche mit den den Ballon umschwärmenden Flugmaschinen angestellt werden konnten. Der Clouth-Ballon faßt nur 1900 Kubikmeter. Der Grundgedanke des Erbauers war, ein möglichst einfaches Schiff von so geringer Größe zu schaffen, daß Füllung und Betrieb mit den bei einer Feldluftschifferabteilung vorhandenen Mitteln und Mannschaften durchzuführen ist. Die Luftschiffer führen das erforderliche Gas in Stahlbehältern mit, die ähnlich denen sind, die in der Industrie für Sauerstoff und Kohlensäure verwendet werden. Das Wasserstoffgas wird in diesen Stahlbehältern auf 150—200 Atmosphären verdichtet; je eine Flasche faßt etwa 6 Kubikmeter; 20 Flaschen gehen auf einen leicht beweglichen Wagen, so daß also zur Füllung des Clouth-Ballons etwa 18 Fahrzeuge erforderlich sind. Zur Füllung eines 6000 Kubikmeter großen Militärballons sind dagegen etwa 80 Fahrzeuge erforderlich. Ein Militärfahrzeug wird meist mit 6 leichten Pferden bespannt, demnach sind allein für das Gas 360 Pferde erforderlich. Dazu kommen noch etwa acht Wagen, also 48 Pferde für Luftschiff und Zubehör, so daß im ganzen mit denen des Aufsichtspersonals etwa 425 Pferde erforderlich sind. Damit hat man aber erst eine einzige Füllung. Hieraus erkennt man, in welchem Maß der Troß wächst, wenn man Kriegsluftschiffe von diesen Größen im Felde mitführen will. Die Vermehrung der Fahrzeuge bei der marschierenden Truppe oder auch hinter diesen ist schon fast unmöglich. Aus diesem Grund läßt man die großen Luftschiffe zweckmäßigerweise an den Eisenbahnlinien aufsteigen. Oder aber man kann Kraftfahrzeuge für den Gastransport verwenden; aber auch dieses erscheint nicht sehr wünschenswert, da die Automobile die marschierenden Truppen sehr belästigen und außerdem an gute Straßen gebunden sind. Die kleinen Fahrzeuge, wie der „Clouth“, kann man aber ohne weiteres bei der Truppe mitführen und sie in den Fällen verwerten, in denen man aus dem Fesselballon wegen unsichtigen Wetters nichts mehr sehen kann. Die Geschwindigkeit dieser kleinen Fahrzeuge ist natürlich bedeutend geringer, weil auch die Motorstärke — 50 P. S. — erheblich kleiner ist.

Im Sporteifer



Hierzu 7 photogr. Aufnahmen.

Wer sich manchmal bei Spiel und Sport im Eifer oder Uebereifer des Kampfes beobachten könnte, wer sich selbst in seinen Gebärden und Bewegungen im Spiegel sehen könnte, der würde sich wohl oft genug kaum wiedererkennen und erstaunt fragen: „Bin ich das wirklich, der so läuft und springt, sich so wendet und dreht?“ Und wenn er Humor hat, wird er lachen — lachen über sich selbst und die drolligen Haltungen, die er unwillkürlich und unbewußt einnimmt. Ja, der Momentphotograph ist kein Schmeichler und Schönfärber, er schminkt und tuscht nicht, er gibt unerbittlich und unbarmherzig die getreue Wirklichkeit. Vor den Gesetzen strenger Schönheit können die jungen springenden Damen auf unsern Bildern kaum bestehen, denn klassisch sind ihre Posen gewiß nicht zu nennen, aber die Freude am Kampf, die Hoffnung auf den Sieg, ein übersprudelndes Temperament muß sie entschuldigen. Manche Schöne würde gewiß erschrecken, wenn sie ihr Konterfei in so — origineller Stellung erblicken müßte. Ja, das Maßhalten ist eine schwierige Kunst. Es ist gewiß löblich, wenn die Damen sich im Sport von den Herren der Schöpfung nicht unterkriegen lassen wollen, aber sind denn Leistung und Sieg das einzig Erstrebenswerte? Nein, ein gesunder, kräftiger und gewandter Körper kann auch dann das Ergebnis sportlicher Uebungen sein, wenn man nicht immer der oder die erste ist und dem allzu beliebten Rekord nachjagt. Wohl sind Höchstleistungen notwendig, denn





erstens zeigen sie, wessen der gestählte und trainierte menschliche Körper fähig ist, und zweitens spornen sie auch die große Masse an, sich aus der Untätigkeit aufzuraffen und nicht allein die geistigen Kräfte auf Kosten der Gesundheit zu pflegen. Aber jede Tennisspielerin will sich doch nicht gleich zur Weltmeisterin entwickeln! Der Reiz des Spiels liegt doch nicht allein



darin, daß man es allen andern zuvortut und als „primus omnium“ glänzen möchte. Namentlich für die holde Weiblichkeit hat ein solcher Ehrgeiz seine Schattenseiten, wenn Grazie und Anmut darunter leiden. Also keine Uebertreibungen, meine Damen! Ruhe auch in der Bewegung, und jede Bewegung wird schön sein. Und schön wollen Sie doch bleiben, nicht wahr?





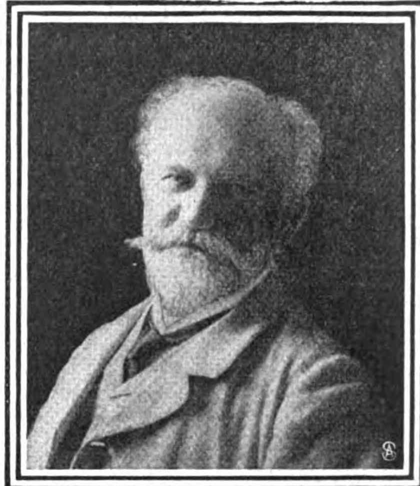




Bilder aus aller Welt.


Phot. Bieber.
Bezirksamtmann Schmidt, Keetmanshoop, kehrt nach 20 Jahren nach Deutschland zurück.

Seit etwa 20 Jahren wirkte in Keetmanshoop in Deutsch-Südwestafrika Herr Bezirksamtmann Schmidt. Der verdiente Beamte, der früher in Ostafrika tätig war, kehrt nunmehr nach Deutschland zurück. Unter reger Beteiligung aller Deutschen in Stadt und Bezirk wurde dem Heimkehrenden eine würdige Abschiedsfeier veranstaltet, bei der ihm die Stadt Keetmanshoop den Ehrenbürgerbrief überreichte. — Geheimer Hofrat Prof. Dr. Paul Wagner, Vorstand der Großherzoglich Hessischen Landwirtschaftlichen Versuchsstation, wurde in Anerkennung seiner hervorragenden Arbeiten über das Leben und die Darstellung unserer Kulturpflanzen zum Ehrendoktoringenieur der Technischen Hochschule in Darmstadt ernannt.


Phot. Jul. Jll.-Centr.
Geh. Hofrat Prof. Dr. P. Wagner, Darmstadt, wurde zum Ehrendoktoringenieur ernannt.

Miß Dorothy Deacon, die in der Londoner Gesellschaft als besondere Schönheit gefeiert wurde, hat sich kürzlich mit dem Prinzen Anton Radziwill vermählt.

Der Leiter des Vereins für Jugendfürsorge Rektor Pagel hat 40 deutsche Schulkinder auf Kosten der Allgemeinen Teeimportgesellschaft zur Weltausstellung nach Brüssel geführt. Diese Wanderfahrt stellt etwas Neues und ungemein Lehrreiches dar. Die Kinder betrachteten mit ihren fröhlichen Augen all die ausgestellten Herrlichkeiten. Nicht genug damit, Rektor Pagel hat es nicht versäumt, den deutschen Kindern die denkwürdige Stätte der Schlacht von Waterloo zu zeigen. Unser Bild zeigt die lustigen Wanderer unter dem Löwen von Waterloo bei kurzer Rast.

Eine der bewundertsten dramatischen Sängerinnen ist Frau Johanna Gadski. Sie hat mit großem Erfolg des öfteren am Berliner Opernhaus gastiert und besonders als Wagnersängerin große Erfolge errungen.

Gelegentlich der Anwesenheit des chinesischen Prinzen Tsai-Tao in Berlin wurde eine Denkmünze geprägt, die sowohl an Mitglieder der chinesischen Gesandtschaft wie an Deutsche, die gelegentlich dieses Besuchs mit dem chinesischen Prinzen in Berührung kamen, verliehen wurde.

Auch den Lesern der „Woche" dürfte der abgebildete Kunstpalast in Düsseldorf durch die darin veranstalteten Ausstellungen schon bekannt sein. Für die große Gewerbe- und Industrieausstellung 1902 errichtet, beherbergte dieses Gebäude in seinen wundervollen großen Räumen schon eine Reihe außerordentlich gut besuchter und gut eingerichteter Ausstellungen. Auch jetzt wird der Kunstpalast durch die darin veranstaltete Städtebauausstellung, die in Berlin mit so schönen Erfolgen gekrönt war, wieder von sich reden machen. Diese Ausstellung wird eine große Anziehungskraft ausüben, besonders deshalb, weil es gelungen ist, ihr durch beträchtliche Bereicherung des Ausstellungsmaterials ein ganz neues Aussehen zu geben, dadurch daß die rheinischen Städte sich in besonders dankenswerter Weise zur Beschickung dieser Ausstellung entschlossen haben.


Phot. Lalli Charles.
Prinzessin Anton Radziwill, geb. Miß Dorothy Deacon.



Johanna Gadski, hervorragende dramat. Sängerin.



Von der Wanderfahrt deutscher Schulkinder nach Brüssel.
Die Kinder bei dem Löwen von Waterloo.

Die westlichen Provinzen, die Rheinlande und Westfalen, die durch ihre Steuerkraft und durch das Blühen einer überaus reichen Industrie einen besonderen Platz in deutschen Landen beanspruchen dürfen, bereichern die Städtebauausstellung ganz besonders deshalb, weil ähnlich wie bei Groß-Berlin ein Zusammenwachsen einer großen Anzahl bedeutender Nachbarstädte zu einer Einheit von vielen Millionen Menschen im Lauf des Jahrhunderts ziemlich sicher vorauszusehen ist. So sehr auch die einzelnen Städte ihre Selbständigkeit mit berechtigtem Stolz wahren, so wird doch ein gemeinsames Vorgehen nötig werden, wenn aus den Gemeinwesen des dicht gedrängten Industriebezirks einst ein gesunder und schöner Städtebund entstehen soll.



Die zum Andenken an die Anwesenheit des chinesischen Prinzen Tsai-Tao in Berlin geprägte Medaille.



Das Kunstausstellungsgebäude in Düsseldorf.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 35. Berlin, den 27. August 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 35.



Die sieben Tage der Woche.

18. August.

Kaiser Franz Josef von Oesterreich vollendet sein 80. Lebensjahr. Kaiser Wilhelm bringt bei einer aus diesem Anlaß veranstalteten Frühstückstafel auf Schloß Wilhelmshöhe einen Trinkspruch auf den getreuen Verbündeten und persönlichen väterlichen Freund aus (Abb. S. 1470 u. 1471).

19. August.

Aus Kreta kommen Nachrichten über blutige Zusammenstöße zwischen Mohammedanern und Christen.

Die amtliche russische Statistik gibt an, daß seit dem Auftreten der Cholera in diesem Jahr im ganzen Zarenreich an der Seuche 112985 Personen erkrankt und 50287 gestorben sind.

Bei einer Pionierübung im Mainzer Fort Heiligkreuz werden durch die mißglückte Explosion einer Mine vier Offiziere, sechs Unteroffiziere und zwei Pioniere verletzt; ein Gefreiter wird getötet.

20. August.

Der italienische Militäraviatiker Vival de Pasqua stürzt bei einem Flug zwischen Magliana und Ponte Galera infolge Versagens des Motors aus 500 Meter Höhe ab und bleibt auf der Stelle tot.

In Posen findet in Gegenwart des Kaiserpaars die feierliche Einweihung des kaiserlichen Schlosses statt. Die Stadt Posen wird zur Residenzstadt erhoben (Abb. S. 1469 u. 1470).

Der österreichische Ministerrat lehnt den Erlaß eines Ausfuhrverbots für Schlachtvieh ab, er beschließt hingegen, zur Linderung der Fleischteurung die Vieheinfuhr durch verschiedene Maßregeln zu erleichtern.

21. August.

Prinz Friedrich Leopold von Preußen begibt sich nach Lissabon, um dem König Manuel von Portugal die Insignien des Schwarzen Adlerordens zu überbringen.

In Augsburg wird die 57. Generalversammlung der deutschen Katholiken mit einem Massenumzug der katholischen Arbeitervereine eingeleitet, an dem sich etwa 30000 Personen beteiligen.

Die badischen Sozialdemokraten halten in Offenburg einen Parteitag ab, der mit 136 gegen 36 Stimmen die Zustimmung der Landtagsfraktion zum Etat gutheißt.

Aus Neuyork wird gemeldet, daß der Präsident Madriz von Nikaragua auf sein Amt verzichtet hat.

Der englische Panzerkreuzer „Bedford“ strandet in der Nähe der koreanischen Insel Quelpaart. Ein Ingenieur, fünfzehn Heizer und zwei Matrosen ertrinken, die übrige Besatzung wird gerettet.

König Ferdinand von Bulgarien trifft mit dem Kronprinzen Boris in Cetinje ein. Der König und Fürst Nikolaus wechseln bei einer Galatafel herzliche Trinksprüche.

In Griechenland werden die Wahlen zur Nationalversammlung abgehalten; die Anhänger von Venizelos erringen große Erfolge, während die alten Parteien starke Einbuße erleiden.

22. August.

König Viktor Emanuel von Italien trifft mit der Königin Helena in Cetinje ein.

In der Königsberger Universität wird der Kronprinz feierlich zum immerwährenden Rector magnificentissimus proklamiert.

Das parlamentarische Ehrengericht in Holland entscheidet, daß der frühere Ministerpräsident Dr. Kuyper, dem Ordensschacher vorgeworfen wurde, sich keiner unehrenhaften Handlung schuldig gemacht habe.

23. August.

In Nordamerika richten andauernde Waldbrände große Verheerungen an. Viele Ortschaften sind vom Feuer zerstört, Hunderte von Menschen verbrannt.

Das bekannte Star-Hotel in Newport auf der Insel Wight brennt vollständig nieder. Der Besitzer nebst Tochter wird nur mit Mühe gerettet.

24. August.

Der Kaiser hält in Königsberg i. Pr. die Parade über das I. Armeekorps ab.



Internationaler Mädchenhandel und seine Bekämpfung.

Von Kriminalkommissar von Trescow I.,
Vorsteher der Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung des intern. Mädchenhandels

Vor kurzer Zeit hat die Verurteilung zweier Russen, Silberreich und Wollerstein, die wegen Mädchenhandels mit langjährigen Zuchthausstrafen von einem Berliner Gericht bestraft worden sind, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregt und das Interesse wachgerufen, Näheres über dies dunkle Gebiet des internationalen Verbrechens zu erfahren. Zur Beruhigung ängstlich gewordener Schichten des Publikums sei bemerkt, daß es sich bei dem oben erwähnten Fall nicht um ein Vorkommnis handelt, das in Deutschland häufig ist, sondern um ein Ereignis, das im Verhältnis zu andern Ländern nur selten in die Erscheinung tritt.

Unter Mädchenhandel versteht man das Anwerben und Verhandeln von weiblichen Personen zu unsittlichen Zwecken. Er ist ein internationales Verbrechen, „La traite des Blanches“ genannt, das man bei allen Völkern findet, und das so alt ist wie diese Völker selbst. Natürlich haben sich die Bedingungen und Voraussetzungen geändert, unter denen er jetzt stattfindet, und er vollzieht sich heute in den Formen, die den Verkehrsverhältnissen und den gesellschaftlichen Zuständen angepaßt sind, unter denen wir jetzt leben.

Opfer des Mädchenhandels sind jene Frauen und Mädchen, die infolge ihrer schlechten wirtschaftlichen Lage und ihrer geringen Bildung geneigt sind, sich verkaufen zu lassen. Diese Unglücklichen leben in so kümmerlichen sozialen Verhältnissen, daß sie das Höchste, was sie haben, ihre Geschlechtsehre und ihre Freiheit, für schnödes Geld und kurzes Wohlleben, ohne an die Folgen zu denken, bedingungslos hingeben.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß bei einem geringen Prozentsatz dieser Frauen und Mädchen der ihnen angeborene Leichtsinn, die Arbeitscheu und die Sucht nach schönen Kleidern den Ausschlag für ihr künftiges Leben gibt. Hauptsächlich sind es aber nicht diese Eigenschaften, die das Kennzeichen der geborenen Dirne sind, die die Mädchen dem Laster entgegenführen, sondern es ist die bittere Not, die für das Heer der Prostituierten immer neue Scharen anwirbt. Der Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes ist sehr leicht zu führen.

Sehen wir uns die Insassen der Bordelle näher an, so finden wir, daß sie fast alle den unbemittelten und wenig gebildeten Gesellschaftsklassen angehören. Mädchen aus sozial höherstehenden Familien bilden die Ausnahmen; frühere Kellnerinnen, Dienstmädchen, Fabrikarbeiterinnen und Mädchen vom Land stellen das Hauptkontingent. Länder, in denen gesunde wirtschaftliche Verhältnisse walten, und in denen Schule und Kirche an der Erziehung der Jugend in segensreicher Weise mitwirken, sind an dem schmachvollen Mädchenhandel verhältnismäßig wenig beteiligt, Länder dagegen mit kümmerlicher wirtschaftlicher Entwicklung und schlechten Schulverhältnissen sind die Orte, wo die Mädchenhändler mit Vorliebe ihre Opfer suchen und auch finden.

Die germanischen Länder werden daher auch von den Mädchenhändlern nicht so häufig aufgesucht wie die romanischen und slawischen Gebiete. Besonders die letzteren stellen die meisten Opfer, und so finden wir in den öffentlichen Häusern Südamerikas vornehmlich Mädchen aus Galizien, Polen, Rußland, Ungarn und den Balkanländern. Dort herrscht neben großer Armut ebenso große Unbildung; viele Mädchen können nicht einmal lesen und schreiben. Es besteht dort noch ein Hörigkeitsverhältnis der Frau, und die Fälle sind sogar nicht selten, wo die eigenen Eltern ihre Töchter verschachern, trotzdem sie wissen, welches elende Los sie in der Zukunft erwartet.

Eine Besserung dieser Verhältnisse läßt sich nur erwarten von einer unermüdlichen Aufklärungsarbeit und von der Herstellung einer besseren Gelegenheit für Frauenerwerb. Die Anfänge dieser Arbeit, die man als durchaus segensreich bezeichnen muß, sind bereits gemacht, und mehrere Vereine und Komitees, die ihre Sendboten in diese unkultivierten Länder schicken, leisten Vorzügliches. Besonders sind es Frauen gewesen, die sich dieser mühevollen Tätigkeit unterzogen haben, ihren armen Mitschwestern zu helfen.

Die Mädchenhändler gehen, um ihre Zwecke zu ererreichen, skrupellos vor. Der Gewinn, den sie aus ihrem Geschäft ziehen, ist ein so reicher und ein in verhältnismäßig kurzer Zeit ohne große Mühen erworbener, daß sie keine Geldmittel scheuen, um ans Ziel zu gelangen. Weite Reisen, nobles Auftreten, reiche Geschenke und Trinkgelder spielen bei diesem Geschäft eine Hauptrolle; die Ausgaben werden durch den Gewinn reichlich wieder gutgemacht.

Mit Vorliebe bedient sich der Mädchenhändler bei seinem Geschäft der Inserate in den großen Zeitungen. Er studiert den Annonceteil und sendet an die Mädchen, die sich als Kellnerinnen, Büfettfräulein, Verkäuferinnen usw. anbieten, Offerten mit den glänzendsten Versprechungen. Dann tritt entweder er selbst oder eine seiner Agentinnen an die Opfer persönlich heran, und unter tausend Versprechungen werden diese für eine brillante Stellung im Ausland angeworben. Oft setzen die Mädchenhändler auch selbst Inserate in die Zeitungen, in denen sie gute Stellungen im Ausland versprechen. Ja, sie scheuen auch davor nicht zurück, wenn es sich um ein besonders hübsches Mädchen handelt, ihm den Hof zu machen, sich mit ihm zu verloben und es sogar zu heiraten.

Als ich vor ein paar Jahren unsere Ostgrenze bereiste, um mich davon zu überzeugen, ob viele Mädchen aus Rußland und Oesterreich über unsere Grenze gebracht würden, erzählte mir ein Polizeibeamter in Kattowitz, daß es sehr häufig vorkomme, daß die Bordellagenten aus Südamerika folgenden Trick ausführten: Sie gehen über die Grenze und machen sich mit den dort zahlreich wohnenden jüdischen Familien bekannt, die über einen großen Reichtum an Kindern verfügen, aber sonst in großer Notlage leben. Dort erzählen sie, daß sie in Geschäften aus Südamerika kämen und nebenbei noch von einem dort lebenden Geschäftsfreund einen Gefälligkeitsauftrag übernommen hätten. Der Freund lebe in sehr guten Verhältnissen, sei unverheiratet und sehne sich sehr nach einer lieben Frau, aus Geschäftsrücksichten könne er aber die weite Reise nach Europa nicht machen und habe daher seinen Freund beauftragt, ihm eine Ehefrau unter den Stammesgenossen auszusuchen und diese auf der Rückreise mithinüberzubringen. Zu diesem Zweck führt der angebliche Geschäftsfreund gedruckte, in hebräischer Schrift abgefaßte Verlöbnisformulare mit sich, wie sie bei den russischen und polnischen Juden üblich sind. In diesen ist der Name des Mannes bereits aufgeführt, und der Name des Mädchens braucht nur hinzugefügt zu werden, um diesem Dokument eine bindende Kraft zu verleihen. Manch armer Familienvater ist froh, auf diese Weise eine seiner Töchter versorgt zu wissen, besonders da keine Mitgift gefordert wird, und er läßt das junge, unerfahrene Mädchen mit dem fremden Mann ziehen, ohne zu ahnen, welchem Schicksal das arme, oft kaum den Kinderschuhen entwachsene Geschöpf entgegengeht.

Der Mädchenhändler oder seine Agentinnen führen in der Regel auch ganze Koffer voll Kleider, Wäsche und billiger Schmuckwaren mit sich, durch deren Hingabe sie die armen Opfer betören und verlocken. Haben sie mehrere Mädchen angeworben, so verschicken sie diese nicht etwa in Trupps, sondern möglichst einzeln oder zu zweien, nur begleitet und bewacht von einer weiblichen Vertrauensperson. Erst am Bestimmungsort oder kurz vorher tritt der Mädchenhändler persönlich in Aktion, um die Mädchen in die verschiedenen Häuser abzuliefern und den klingenden Lohn für seine Mühewaltung einzustreichen.

In ihren Mitteilungen geschäftlicher Natur bedienen die Mädchenhändler sich gewisser Fachausdrücke, um ihr lichtscheues Treiben zu verbergen und sich der Verfolgung zu entziehen. Sie sprechen in ihren Geschäftsbriefen von „lebender Ware" und telegraphieren zum Beispiel: „Fünf Faß Ungarwein kommen in Belgrad an" oder „Drei Sack Kartoffeln lagern in Varna".

In Wirklichkeit handelt es sich im ersteren Fall um fünf schöne Ungarinnen, im letzteren Fall um drei weniger hübsche Mädchen.

Mit dem Mädchenhandel verwandt ist auch das Treiben der sogenannten Impresarien für Tingeltangel und ähnlicher Anstalten. Diese Leute werben junge und hübsche Mädchen an, um mit ihnen das In- und Ausland zu bereisen, nachdem sie ihnen binnen weniger Wochen ein paar Tanzschritte und einige Lieder eingeübt haben. Die künstlerischen Leistungen sind oft gleich Null; es kommt bei diesen Tanzensembles, Damenkapellen usw. lediglich auf hübsches Aussehen und ungeniertes Benehmen den Herren gegenüber an. Eins aber müssen alle Mädchen verstehen: ordentlich zu trinken und mit den erschienenen Kavalieren in den Extrazimmern sich zu unterhalten. Wehe denen, die sich hiervon ausschließen wollten, schlechte Behandlung und Schläge von seiten des Impresarios würde die Folge sein, denn hierin verstehen diese Herren, die mit dem Wirt des Lokals unter einer Decke stecken und Prozente von dem getrunkenen Champagner erhalten, keinen Spaß. Ueberaus schwer, oft ganz unmöglich ist es, an diesen geradezu skandalösen Zuständen etwas zu ändern, denn die Mädchen stehen derartig unter der Gewalt ihrer Peiniger und sind so eingeschüchtert, daß sie nur in den seltensten Fällen dazu zu bringen sind, vor Polizei oder Gericht eine wahrheitgetreue Aussage zu machen.

Vor ein paar Jahren ging bei der Kriminalpolizei in Berlin gegen einen derartigen Impresario eine Strafanzeige ein; teils von der Polizei, teils von dem Untersuchungsrichter wurden die Mädchen, die bei ihm im Engagement gewesen waren, zur Sache vernommen, und sie machten derartig belastende Aussagen, daß eigentlich an der Verurteilung des Beschuldigten nicht zu zweifeln war. Es wurde Anklage erhoben, und die Hauptverhandlung fand vor einer Strafkammer des Königlichen Landgerichts I in Berlin statt. Welche Enttäuschung hatte aber der Staatsanwalt, als die Mädchen nun vor Gericht in Gegenwart des Angeklagten ihre Zeugenaussagen machten. Diese wichen von den vorangegangenen Bekundungen so ab und entlasteten den Angeklagten derartig, daß das Gericht zum Freispruch kommen mußte. Die Mädchen waren so eingeschüchtert und fürchteten die Rachsucht ihres früheren Chefs so, daß sie es nicht wagten, eine ungünstige Aussage zu machen. Sie wären auch in diesem Fall auf die schwarze Liste gesetzt worden und hätten durch keinen Impresario jener Art ein Engagement mehr gefunden.

Man kann Eltern und Vormünder nicht genug warnen, ihre Kinder oder Mündel einem solchen Menschen anzuvertrauen. Erst kürzlich ist vor einem Impresario durch die Zeitungen gewarnt worden, der junge Mädchen in Berlin suchte und mit ihnen auf eine Tournee nach Serbien ging. Dort hat er die Mädchen, da die Kapelle schlechte Geschäfte machte, sitzen lassen, und diese gerieten in die größte Not. Durch Vermittlung des deutschen Konsulats und auf Staatskosten wurden sie nach der Heimat zurückgeschafft, wo sie, wie es in dem amtlichen Bericht heißt: „mit Verbitterung im Herzen, an Enttäuschungen reich und geschädigt an Leib und Seele" wieder anlangten.

Eine weitere Abart des Mädchenhandels ist auch das Verschicken der Mädchen von einem öffentlichen Haus in ein anderes. Man kann hier allerdings von einem eigentlichen Handel nicht sprechen, denn die Verschickung der Mädchen geschieht mit deren Wissen und meistens auch mit ihrer Einwilligung. Es handelt sich hier nicht um unerfahrene und unverdorbene Mädchen, sondern um solche, die oft schon jahrelang dieses Leben führen. Vom moralischen Standpunkt ist diese Art Handel natürlich ebenso verwerflich wie der Mädchenhandel im eigentlichen Sinn.

Wie ist der Mädchenhandel zu bekämpfen?

Da er ein internationales Verbrechen ist, das vor den Landesgrenzen nicht haltmacht, so genügen auch die Landesgesetze zu seiner erfolgreichen Bekämpfung nicht. Dies zuerst eingesehen zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst eines privaten Vereins, der in London gegründet worden ist und sich den Kampf gegen die Mädchenhändler zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat; von England ging die Bewegung aus, und in den verschiedenen europäischen Ländern wurden Komitees und Vereine zu dem gleichen Zweck gegründet, die mit dem Londoner Zentralkomitee in enger Verbindung blieben. Alle diese Vereine, in Berlin das „Deutsche Nationalkomitee zur Bekämpfung des internationalen Mädchenhandels", entfalteten eine rührige Agitation, und ihr ist es auch zu danken, daß die Aufmerksamkeit der Regierungen der verschiedenen Länder auf diese wichtige Frage gelenkt wurde.

Am 18. Mai 1904 wurde in Paris von den verschiedenen Regierungen der europäischen Länder ein Abkommen unterzeichnet, das wichtige Bestimmungen enthielt für die internationale Bekämpfung des Mädchenhandels.

Die Regierungen schlossen dieses Abkommen: „Désireux d'assurer aux femmes majeures, abusées ou contraintes, comme aux femmes et filles mineures, une protection efficace contre le trafic criminel, connue sous le nom de traite des Blanches."

Nach Artikel I des Abkommens hatten sich die vertragschließenden Staaten verpflichtet, eine Behörde zu errichten, der es obliegt, alle Nachrichten über Anwerbung von Frauen und Mädchen zu Zwecken der Unzucht im Ausland an einer Stelle zu sammeln. Diese Behörde sollte das Recht haben, mit den andern gleichartigen ausländischen Behörden unmittelbar zu verkehren.

Die in dem Artikel I verlangte Behörde wurde errichtet unter dem Namen „Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung des internationalen Mädchenhandels" mit dem Sitz in Berlin, und zwar angegliedert an das Königliche Polizeipräsidium.

Das preußische Ministerium des Innern entwarf einen Organisationsplan, in dem es die Aufgaben der neugeschaffenen Behörde fixierte:

Die Zentralpolizeistelle soll eine Sammelstelle für Nachrichten über den internationalen Mädchenhandel bilden und mit dem Nationalkomitee zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels direkten schriftlichen und mündlichen Verkehr unterhalten, auch an den Sitzungen des Komitees und an den Verhandlungen internationaler Kongresse durch Entsendung eines Vertreters teilnehmen.

Die Zentralpolizeistelle hat bisher mit Erfolg gearbeitet. Diesen dankt sie aber zum Teil der regen Mithilfe des deutschen Nationalkomitees und der Presse, mit der sie in ständiger Verbindung steht, und durch die sie oft wichtige Nachrichten erhält, die bei der Verfolgung der Mädchenhändler von großem Vorteil sind.

Die meisten Bestrafungen von Mädchenhändlern sind erfolgt auf Grund der §§ 180 und 181 des Reichs-

strafgesetzbuchs, also wegen einfacher und schwerer Kuppelei, aber auch der § 48 des Reichsauswanderungsgesetzes vom 9. 6. 1897 ist oft mit Erfolg zur Anwendung gekommen.

Dieses Gesetz bedroht „denjenigen, der eine Frauensperson zu dem Zweck, diese gewerbsmäßiger Unzucht zuzuführen, mittels arglistiger Verschweigung dieses Zwecks zur Auswanderung verleitet, mit Zuchthausstrafe bis zu 5 Jahren".

Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch kennt das Wort „Mädchenhandel" nicht. In ihm ist lediglich die Rede von Kuppelei. Die Bestrebungen des deutschen Nationalkomitees gehen nun dahin, bei einer Reorganisation des Deutschen Strafgesetzbuchs, die in einigen Jahren allerdings erst zu erwarten ist — denn bis jetzt ist man über einen Vorentwurf noch nicht hinausgekommen — den Begriff des Mädchenhandels in das neue Gesetz aufzunehmen, und es sind die hierfür notwendigen Schritte bereits eingeleitet worden.

Bis dahin müssen wir versuchen, mit den bestehenden Gesetzesparagraphen in dem Kampf gegen den Mädchenhandel auszukommen. Dieser Kampf ist aber nicht allein mit Gesetzesparagraphen zu führen, wirksamer noch wird der Kampf geführt durch unermüdliche Aufklärungsarbeit und soziale Fürsorge für die schlechtergestellten Schichten der Bevölkerung.

Der Beruf des Schiffsarztes.

Von Dr. A. Guthmann.

Wenn man die Sanitätsoffiziere der Marine ebenfalls zu den „Schiffsärzten" rechnet, dann genießt dieser Beruf bereits ein sehr ehrwürdiges Alter. Englische Autoren, die Mitte vorigen Jahrhunders in der Beschreibung des Seelebens glänzten, haben oft auch den auf Kriegsschiffen beschäftigten Aeskulapjünger mit meisterhafter Feder geschildert. Er repräsentierte einen ganz besonderen Typus. Dieser „Wundarzt", eine Medizinalperson zweiter Klasse, wußte meist vorzüglich mit der Säge umzugehen und zeigte sich bei der Schwere seines Berufs selten dem Genuß einer starken Alkoholmischung abgeneigt.

Da die Schiffahrt der Briten und Franzosen bereits eine hohe Bedeutung erlangt hatte, als die unsrige noch in den Kinderschuhen steckte, so sind die „Seehygienischen Gesetze" dieser Völker verhältnismäßig alt, während die deutschen Bestimmungen über die obligatorische Anstellung von Aerzten auf „Kauffahrteischiffen" erst aus neuester Zeit stammen. Das deutsche Gesetz besagt in der Hauptsache, daß alle Auswandererschiffe Aerzte führen müssen; desgleichen werden genaue Vorschriften für die Schiffshospitäler gegeben. Die Verordnungen sind bei den verschiedenen Nationen nicht einheitlich. In Frankreich muß der Schiffsarzt eine besondere Prüfung ablegen; in Italien ist er sogar Regierungsbeamter; in Deutschland untersteht er der Kommission und Kontrolle der Gesundheitsbehörden. In England allein steht es jedem approbierten Mediziner frei, ohne weiteres eine „Schiffsarztstelle" anzunehmen. Mancher Schnelldampfer besitzt jetzt zwei oder drei ständige Aerzte, und bei der großen Menge von Passagierschiffen ist die Zahl der seefahrenden Mediziner heutzutage zu einer recht namhaften angewachsen. Das Schiffsarzttum hat sich zu einem wirklichen Beruf, zu einer gewissen Spezialität des Aerztestandes entwickelt, während es früher in der Tat mehr für einen angenehmen Zeitvertreib junger Leute gelten konnte, ein wenig Schiffsarzt zu spielen. Die festen ärztlichen Schiffsarztpositionen, die als Lebensberuf aufgefaßt werden, pflegen sich jedoch auch heute nur in den Fällen zu ergeben, wo Schiffsarzt und Reederei ein übereinstimmendes Interesse an solchem Zustande haben. Auf den großen Amerikafahrern mit ihrer riesigen Besatzung ließe sich ein geregelter hygienischer Dienst kaum bewerkstelligen, wenn die ärztliche Oberleitung immerfort wechselte. Auch dürften sich die „feinen" Amerikaner nicht gern in die Behandlung eines ärztlichen Novizen begeben, der vielleicht nicht einmal Englisch spricht, an Seekrankheit leidet und von den besonderen Bedingungen an Bord keine Ahnung hat. Auf der andern Seite pflegt der Arzt nur auf allerersten Dampfern größere Honorareinnahmen zu haben, die ihm seine berufliche Tätigkeit für die „Dauer" lohnend genug erscheinen lassen. Dabei läge es entschieden auch im ökonomischen Interesse der Reedereien, möglichst viele routinierte Schiffsärzte zu besitzen, weil so Quarantäneschwierigkeiten am besten vermieden würden und die Beliebtheit der betreffenden Linien bei den Passagieren dadurch noch eine Zunahme erfährt. Früher haben sich die Gesellschaften in der den Aerzten erwiesenen Kulanz bedeutend voneinander unterschieden. Gegenwärtig sind jedoch fast überall durch die Bemühungen des Leipziger Verbandes einheitliche Verhältnisse in den Anstellungsbedingungen der Schiffsärzte erzielt. Allerdings dürfte der ursprüngliche Wunsch der Aerzte nach einer vom Kapitän unabhängigen Stellung kaum jemals in vollem Maß erreicht werden. Jeder, der das Leben an Bord kennt, hat das Gefühl, daß der straffe Zügel in der Hand eines einzelnen für die Schiffsdisziplin notwendig erscheint. Uebrigens muß zur Ehre der Seeleute gesagt werden, daß die Schiffsleiter durchschnittlich biedere, liebenswürdige Menschen sind, mit denen sich gut auskommen läßt. Allerdings besitzt die Denkart der Seeleute oft eine gerade für den Arzt fatale Seite. Da man im Steuermannsexamen heilwissenschaftliche Kenntnisse verlangt, so glauben die Kapitäne nicht selten, von der Medizin „sehr viel" zu verstehen, und wissen darum vieles „besser". Schließlich gehen aber die Dinge auf See den gleichen Gang wie am Lande. Wenn jemand, der sich in der Medizin ausnehmend klug dünkt, selbst einmal Patient wird, dann hat er gemeinhin nichts Eiligeres zu tun, als sich an den Busen der „wahren" Wissenschaft zu flüchten. Der Schiffsarzt kann darum in der Regel mit der Autorität, die er an Bord genießt, ganz wohl zufrieden sein. Je vornehmer das Schiff und seine Passagiere, desto mehr versteht man natürlich die wichtige Persönlichkeit zu schätzen, von deren Wissenschaft unter Umständen das „teure" Leben abhängt. Freilich sind auf solchen eleganten, noblen Schiffen meist noch andere Aerzte als Passagiere anwesend, aber ihre Hilfe kann doch nur auf dem Weg

eines Konsiliums in Anspruch genommen werden, da der Schiffsarzt als Apothekenverwalter kaum zu umgehen ist.

Eigentlich stecken in dem Begriff „Schiffsarzt" zwei Berufsmenschen, die hinsichtlich ihrer Lebensführung himmelweit voneinander abweichen. Es macht gewiß einen Unterschied, ob ein Mediziner im Geheimratsviertel wirkt, oder ob er Kassenpraxis betreibt; aber diese Differenz braucht das Privatleben der Betreffenden nicht zu beeinflussen. Dagegen gestaltet sich die „häusliche" Lebensführung eines Schiffsarztes ganz entgegengesetzt, je nachdem er auf einem „Prachtdampfer" oder „Frachtdampfer" angestellt ist. Der Arzt feiner Passagierschiffe verkehrt fast nur im Salon mit einer ihm sympathischen Gesellschaft; an Bord von Auswanderer- und Frachtschiffen bleibt der Schiffsarzt ganz auf den Verkehr mit dem Kapitän oder einigen Angestellten angewiesen. Desgleichen erscheint es auch nicht ganz gleichgültig, ob sich jemand an der Küche eines erstklassigen Hotels delektiert, oder ob er seine Kost von einem Frachtdampfer bezieht. Nebenbei haben die letzteren Schiffe bei schwerer See meist eine ganz unheimliche Bewegung, durch die keinesfalls die Komfortabilität erhöht wird. Der Dienst des Schiffsarztes kann unter Umständen ein sehr anstrengender werden. Im allgemeinen lassen jedoch die Gesundheitsverhältnisse auf See nichts zu wünschen übrig. Da die hygienische Aufsicht über Trinkwasser und Proviant den staatlichen Behörden zusteht, so muß von den Reedern in dieser Hinsicht mit größter Vorsicht verfahren werden. In dem peinlich sauber gehaltenen stählernen Schiffskörper können nur schwer infektiöse Keime zur Entwicklung kommen, während früher auf den Holzschiffen mörderische Pestilenzen unter Mannschaft und Passagieren zuweilen die schlimmsten Verheerungen anrichteten. Trotzdem kommt es aber ebenfalls noch heute gelegentlich an Bord zur Entstehung bösartiger Seuchen. So kann eine Diphtherieepidemie dem Arzt auf besetztem Auswandererschiff sehr viel zu schaffen machen. In den Tropen muß man auch auf das plötzliche Auftreten von Typhus, Cholera, Ruhr, Pocken, Gelbfieber und Pest immer gefaßt sein. In solchen Fällen ist es die Pflicht des Arztes, für sofortige Isolierung der Kranken zu sorgen, damit der Herd „beschränkt" bleibt. Viel öfter aber sind die auf dem Schiff vorhandenen zahlreichen „Patienten" bereits als „Kranke" an Bord genommen. Auf fast allen heimkehrenden Tropenschiffen sind Malarialeidende in großer Anzahl vertreten. Das chronische Sumpffieber ist nicht immer lebensgefährlich.



Ein Sonder-Abdruck der Bedingungen wird Interessenten auf Wunsch kostenlos durch das Sekretariat der „Woche" zugesandt.

Für diese siechen Pioniere der Kultur bewährt sich im Gegenteil die Seefahrt als ausgezeichnetes Heilmittel. Es sollen im allgemeinen überhaupt nur Patienten mitgenommen werden, bei denen keine „Lebensgefahr" besteht. Aber oft werden Kranke, ohne daß der Schiffsarzt um seine Meinung gefragt wird, auf Wunsch des Kapitäns oder der Agentur einfach an Bord geschickt. Manchmal weicht man auch aus besonderen Gründen von der üblichen Vorsicht ab, und dann kann es, wie es neulich auf einem Hamburger Brasildampfer geschah, zu einer abnormen Zahl von Seemannsbegräbnissen kommen. Es handelte sich in dem erwähnten Fall um den Transport von desertierten deutschen Arbeitern, die, in der Wildnis halb verhungert, mit schwerem Fieber infiziert, zu einem erheblichen Prozentsatz während der Reise leider trotz aller angewandten Pflege an Erschöpfung starben.

Die Seeleute bilden ein merkwürdiges Völkchen. Wenn sie ihren Beruf aufopfernd lieben und dennoch damit unzufrieden sind, so teilen sie allerdings diese Charaktereigenschaft noch mit Leuten anderer Professionen. Nur sind bei den Seeleuten die genannten Empfindungen in besonders impulsiver Form ausgebildet. Eine Stellung am Lande gilt vielen als sehnlichster Wunsch. Hat einer aber schließlich das Ziel seines Strebens, solch eine Position erreicht, dann wünscht er sich mit jeder Faser seines Herzens auf das große Wasser zurück. Nun ist der Schiffsdoktor allerdings kein richtiger Seemann, aber eine halbe Seeratte wird er mit der Zeit ganz ohne Zweifel. Für die meisten Schiffsärzte kommt einmal der Moment, wo sich bei ihnen trotz allen Komforts, den sie genießen, eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Land einstellt. Schließlich läßt sich auf der Terra firma auch besser für die Wissenschaft wirken als auf schwankenden Planken. . . . Aber genau wie die Seeleute es tun, sehnen sich die alten Schiffsärzte früher oder später wieder leidenschaftlich nach einer tüchtigen Brise auf hohem Meere. Einige können sich gewiß aus eigenen Mitteln eine größere Seereise leisten, wenn sie von solcher Lust gepackt werden. Andere sind vollauf zufrieden, wenn es ihnen gelegentlich noch einmal gelingt, für eine längere Ferienreise eine — Schiffsarztstelle zu erlangen. Es sind oft Herren von gebückter Gestalt, mit faltigen Gesichtern und weißen Bärten, die zwecks „Anmusterung" auf dem Seemannsamt erscheinen. Mit jugendlichem Feuer setzen diese alten medizinischen Semester ihren Namenszug auf die „Musterrolle", durch die sie von neuem ihre Kraft als Schiffsärzte in den Dienst einer Reederei stellen.

Sommerkaviar.

Plauderei von A. Oskar Klaußmann.

„Der verstorbene L. war ein guter Kerl und sehr tüchtig in seinem Fach; aber was die Genüsse des Lebens anbelangt, war er ein Banause. Ich erinnere mich, daß er mir, als ich ihn vor einigen Jahren besuchte und er mir etwas ganz Besonderes antun wollte, mitten im Juli Kaviar vorsetzte. Ich bitte Sie, im Juli Kaviar, zu einer Zeit, wo ihn nicht einmal die wildesten Indianer genießen, von denen man behauptet, daß sie den Kaviar sogar mit Zwiebeln und Zitronensaft essen!"

Als mir ein Freund vor zehn Jahren diese Mitteilung machte, war er im Recht, denn damals war es gegen alle Grundsätze der Feinschmecker, im Hochsommer eine Delikatesse zu genießen, die sich nur in der Wintersaison hielt, und die im Sommer trotz sorgfältigster Aufbewahrung und Eisverwendung die besten ihrer Vorzüge verlor.

Seit jener Zeit hat sich auch beim Kaviar sehr vieles geändert. Heute ißt man den besten Kaviar im Mai und im Juni, weil der Kaviar, der bei den Frühjahrsfängen gewonnen wird, besser ist als der Kaviar der Herbstfänge. Man genießt den Kaviar während des ganzen Jahres, auch während der heißesten Zeit, nicht deshalb, wie so viele Leute meinen, weil man jetzt mehr Eis zum Kühlen hat als früher, sondern weil sich die Verpackung des Kaviars schon am Produktionsort vollständig geändert hat. Früher versandte man den Kaviar in kolossalen Fässern. Heute hat man diese Verpackungsart gänzlich aufgegeben. Das Faß wird gar nicht mehr verwendet; die Konservenbüchse ist an seine Stelle getreten. Der Kaviar, den man im Faß transportierte, konnte nur in der kühlen Jahreszeit die lange Fahrt von der Wolga bis an den Bestimmungsort aushalten. War ein Faß geöffnet, so mußte man seinen Inhalt so schleunigst wie möglich verkaufen, obgleich sich ja der Kaviar im Winter ziemlich lange hielt. Heute packt man den Kaviar in Konservenbüchsen von 3, 4, 5, 10 Pfund Inhalt, verlötet diese Büchsen, und wenn der Kaviar in Kühlhallen bei gleichmäßiger Temperatur von + 2 bis 4 Grad Celsius aufbewahrt wird, kann er sich jahrelang halten. Oeffnet man die Büchse, so ist der Kaviar absolut frisch, und serviert man ihn auf Eisblock, so läßt sich gegen ihn auch im heißesten Juli und August nichts einwenden.

In früheren Zeiten schlossen die Kaviarspezialgeschäfte in den Großstädten, besonders in Deutschland, während der Sommermonate ihre Läden. Heute geht der Betrieb das ganze Jahr hindurch, und manche großen Berliner Restaurants, in denen Hunderte und Tausende täglich ihre Mahlzeit nehmen, brauchen während der heißen Sommermonate 20 bis 25 Kilogramm täglich. Eins der größten Berliner Lokale dieser Art verbraucht im ganzen jährlich für 150,000 Mark Kaviar, und der Tagesbedarf im Winter steigt bis auf 50 Kilogramm. Wenn man daran denkt, daß das Kilo des besten Kaviars, der hier verwendet wird, 44 Mark kostet, kann man sich ausrechnen, wie viele Millionen jährlich allein in Deutschland in Kaviar umgesetzt werden.

Die Konservenbüchse, die den Kaviar von einer Winterdelikatesse zur Delikatesse des ganzen Jahres machte, hat den Konsum außerordentlich gesteigert, und das mag vom Standpunkt der drei, vier großen russischen Firmen, in deren Händen das ganze Kaviargeschäft liegt, sehr wünschenswert erscheinen; für den Feinschmecker aber und den gewöhnlichen Sterblichen ist diese Konsumsteigerung eigentlich zu bedauern. Der Kaviar muß unter diesen Umständen naturgemäß immer teurer werden, und wer sein Jahreseinkommen nicht in fünfstelligen Zahlen ausdrücken kann, wird bald vom Genuß dieser in weiten Kreisen so beliebten Delikatesse ausgeschlossen sein.

Der Konsum erfährt aber dadurch eine bedeutende Steigerung, daß seit einiger Zeit auch England und Frankreich sich dem Kaviargenuß zuwenden. Die früheren Verpackungs- und Transportverhältnisse steckten der Verbreitung des Kaviargenusses enge Grenzen. Den Transport des Kaviars nach Frankreich scheute man, trotzdem die französischen Feinschmecker wohl wußten, was Kaviar als Delikatesse bedeutet. In England hatte man eine Abneigung gegen den Kaviar, und es wurde dorthin fast gar nichts exportiert. Dies hat sich in der letzten Zeit gewaltig geändert. In Frankreich hat der Kaviargenuß zugenommen, seitdem die Konservenbüchse Transport und Aufbewahrung erleichtert, und die Engländer, die den Kontinent bereisten, haben hier den Kaviar schätzen gelernt und im Heimatland Anhänger dieser Delikatesse gewonnen. Während der nächsten Jahre wird sich wahrscheinlich der Kaviargenuß in Frankreich und England so bedeutend steigern, daß eine ganz kolossale Erhöhung der Kaviarpreise eintreten wird.

Diesem gesteigerten Konsum steht nämlich eine sich ständig verringernde Produktion des Kaviars gegenüber. Die russische Indolenz denkt nicht daran, daß selbst der ungeheure Fischreichtum der Wolga, des Don, des Dnjepr, des Bug, des Dnjestr, des Aralsees, des Asowschen und Kaspischen Meers sich vermindert, wenn man nichts für eine rationelle Fischzucht tut. An letztere denkt aber kein Mensch in Rußland. Man schlachtet jährlich Tausende und abermals Tausende von Hausen, Stören, Sterletten, um ihren Rogen zu gewinnen, und in erster Linie verringert sich die Zahl der großen, alten Hausen, von denen mancher bis drei Zentner Rogen in seinem Leib trägt. Noch nimmt die Kaviarproduktion nur langsam ab, was allerdings gegenüber dem gesteigertem Konsum schon recht bedauerlich ist; in einigen Jahren aber wird sie in rascherem Tempo abnehmen. Ersatz für den russischen Kaviar ist nicht zu haben. Amerika produzierte eine Zeitlang eine Sorte Kaviar, die sich indessen keiner besonderen Anerkennung bei den Feinschmeckern erfreute. Wahrscheinlich weil sich dieser Kaviar nicht rasch einführte, hat man in Amerika die Produktion wieder eingestellt. Der Elbkaviar, der auch bei uns in Deutschland erzeugt wird, kann sich infolge seines fischigen Geschmacks nicht mit dem russischen Kaviar messen.

Beim Genuß des deutschen (des sogenannten Elb-) Kaviars sind zur Verschleierung und Verdeckung des unangenehmen Geschmacks gehackte Zwiebeln und Zitronensaft angebracht. Beim echten Kaviar erster Sorte ist die Verwendung von Zwiebeln und Zitronen-

saft allerdings eine Barbarei, denn sie vernichtet den guten, feinen Geschmack des Kaviars. Der Kenner dieser Delikatesse verzichtet auf alles Beiwerk, nicht nur auf Zwiebel und Zitrone, sondern auch auf geröstetes Brot und Butter. Man ißt den Kaviar am besten auf ungebutterten, frischen Weißbrötchen. Will man etwas Raffiniertes haben, so streiche man den Kaviar auf frische Pellkartoffeln, natürlich nachdem man sie entpellt hat. Kaviar auf einer Scheibe kalten Roastbeefs ist keine Feinschmeckerei mehr, eher ist dies Kaviar auf dünnen Scheiben kalter Putenbrust. Das natürlichste und beste aber bleibt immer wieder der gute Kaviar auf einfachem, frischem Weißbrötchen.

Man bringt jetzt von Rußland aus bereits schüchtern „roten Kaviar" in den Handel, der aus Lachseiern hergestellt ist, und der natürlich nur als ein Surrogat des echten Kaviars gelten kann.

Gar nicht eingeführt hat sich bei uns in Deutschland der Preßkaviar, obgleich wir wahrscheinlich in einiger Zeit auf diesen werden zurückgreifen müssen.

Der lockere, aus einzelnen Körnern bestehende Kaviar, im Russischen „Ikra" genannt, ist in dieser Form von den Kasaken am Don zuerst hergestellt worden und bildet dort in frischem Zustand noch immer ein Volksnahrungsmittel.

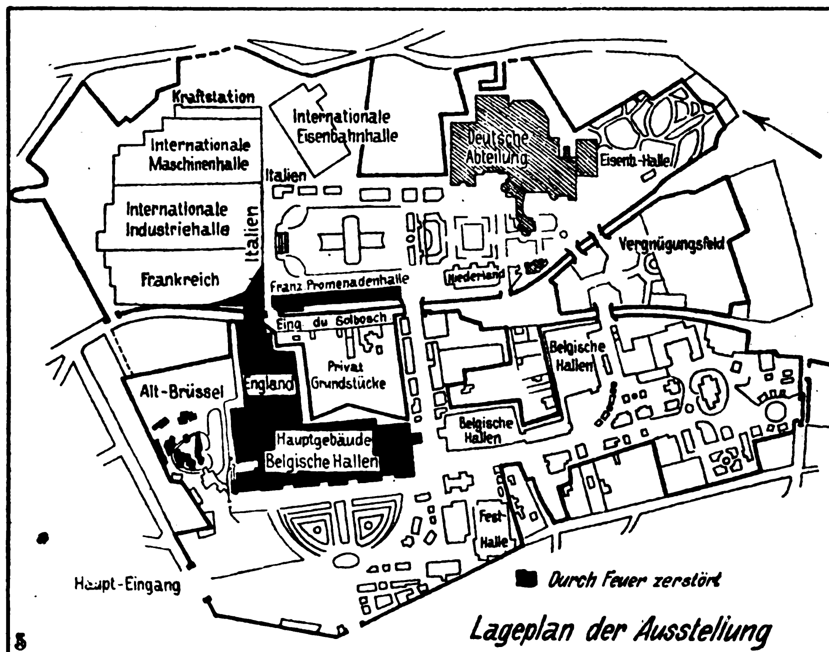
Damit sich Kaviar länger aufbewahren und leichter transportieren ließ, hat man schon seit Hunderten von Jahren (man kennt den Kaviar als Delikatesse seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts) neben dem losen oder, wie man sagt, dem flüssigen Kaviar, der Ikra, den Preßkaviar, die Pajusnaja, in Rußland selbst hergestellt. Der Kaviar wird stark gesalzen, dann in Leinensäcke gefüllt und in diesen gepreßt. Das Fett läuft ab, und die ziemlich feste Masse preßt man dann noch in kleine oder größere Tonnen, steckt sie auch heute wohl in vierkantige Kasten aus Holz oder Blech. Dieser gepreßte Kaviar wird besonders auf dem Balkan als Fastengericht genossen; er geht aber auch nach der Türkei, nach Persien und nach Aegypten. Wer von Deutschland einmal über die russisch-polnische Grenze gekommen ist, hat wohl auch schon Preßkaviar genossen und weiß, daß man sich mit dieser Speise sehr gut abfinden kann. Es wird von dem viereckigen oder säulenförmigen Stück Preßkaviar eine dicke Scheibe abgeschnitten, in einen tiefen Teller gelegt, reichlich mit Provenceröl übergossen und dann mit dem Löffel zerrührt, so daß die Kaviarkörner sich wieder voll Oel saugen. Der Kaviar wird dann mit dem Löffel gegessen, und frische Brötchen, die man dazu reicht, erhöhen den Genuß. Die Produktion des Preßkaviars beträgt drei Viertel der ganzen Produktion, die Rußland hervorbringt, so daß nur ein Viertel auf den lockeren, bei uns so beliebten Kaviar kommt. — Wie bereits erwähnt, wird man sich mit dem stärker gesalzenen Preßkaviar schließlich auch bei uns in Deutschland begnügen müssen, wenn die Zunahme des Konsums und die Abnahme der Produktion die Preise des Kaviars zu schwindelnder Höhe getrieben haben werden.

Unsere Bilder

Kaisertage in Posen (Abb. S. 1469 u. 1470). Die Einweihung der prächtigen neuen Kaiserpfalz in Posen und der Besuch der Kaiserfamilie in der Hauptstadt der deutschen Ostmark sind ohne Mißton glänzend verlaufen. Das Kaiserpaar und die Prinzen wurden nicht nur von den Behörden, sondern auch von der Bevölkerung bei ihrem Einzug in das jüngste preußische Residenzschloß in der herzlichsten Weise gefeiert. Die Tage von Posen mit ihrer imposanten Entfaltung festlichen Glanzes und solider Macht haben ihren Eindruck sicherlich nicht verfehlt. Die deutsche Kulturentwicklung im Osten, deren ragendes Denkmal die neue Pfalz darstellt, hat in diesen Tagen eine starke Förderung erfahren.

Der Geburtstag des Kaisers Franz Josef von Oesterreich (Abb. S. 1470 u. 1471) wurde überall, wo der greise Monarch treue Verehrer besitzt, also so ziemlich in der ganzen Welt, mit Begeisterung gefeiert. Die Glückwünsche, die am 18. August von allen Seiten nach Ischl strömten, haben dem alten Kaiser wieder einmal gezeigt, wie man seine Lebensarbeit achtet und schätzt. An der Spitze der auswärtigen Gratulanten stand Kaiser Wilhelm, der in Wilhelmshöhe während einer Festtafel, der auch der österreichisch-ungarische Botschafter beiwohnte, die Gefühle des deutschen Volks in einem warmen Geburtstagstoast ausdrückte. — Die Feier in Ischl selbst war vor allem ein Familienfest des österreichischen Kaiserhauses. Kaiser Franz Josef sah an seinem Geburtstag die Mitglieder seiner Familie um sich und freute sich an der Freude der Seinen. Die Bevölkerung und die Gäste der Sommerresidenz feierten den 18. August durch laute Kundgebungen, die ihren Höhepunkt erreichten, als der Kaiser an der Seite seines Schwiegersohns, des Erzherzogs Franz Salvator, in einem mit Alpenrosen geschmückten Wagen durch die festlich geschmückten Straßen zu dem großen Galadiner fuhr.

Nach dem Brand der Brüsseler Weltausstellung (Abb. S. 1472 und Karte untenstehend). Die ausgedehnten



Situationskarte zum Brand der Brüsseler Weltausstellung.

Gebäudekomplexe, die dem Brüsseler Ausstellungsbrand zum Opfer gefallen sind, zeigen den zahlreichen Ausstellungsbesuchern immer noch ihre wüsten Skelette. Zum Glück werden die traurigen Trümmer der verbrannten Herrlichkeit bald durch neue prächtige Fassaden verdeckt sein, die förmlich aus dem Boden schießen. Da aus den am ärgsten beschädigten Abteilungen der belgischen, der französischen und englischen Sektionen doch sehr viel Wertvolles gerettet werden konnte, und da der weitaus größte Teil der Ausstellung — wie aus der Karte auf Seite 1467 zu ersehen ist — unversehrt geblieben ist, findet der Besucher der großen Weltmesse auch nach dem Brand des Interessanten genug.

Der Besuch des französischen Präsidenten Fallières in Bern (Abb. S. 1476) und der Jubel, den er bei der Bevölkerung der Schweizer Bundeshauptstadt hervorrief, hat die Herzlichkeit der Beziehungen zwischen den benachbarten republikanischen Staaten bewiesen. Ein schweres Eisenbahnunglück, das sich in Frankreich ereignet hatte, warf zwar seinen Schatten über die festlichen Veranstaltungen; ihren politischen Zweck haben sie dennoch erfüllt.

Ueberlandflüge (Abb. S. 1475). Die modernen Aviatiker begnügen sich nicht mehr mit Kurvenflügen in der abgesteckten Bahn, sondern suchen ihre Erfolge immer häufiger durch imposante Distanzflüge über die freie Landschaft zu erringen. In diesen Tagen jubelt man in Frankreich den Fliegern Leblanc, Aubrun und Legagneux zu, die den Rundflug durch den Osten Frankreichs vollendet haben. Sie wurden in Paris besonders von den Militärbehörden gefeiert. — Fast zur gleichen Zeit gelang der erste große Ueberlandflug in Deutschland. Nach mehreren erfolglosen Versuchen und einem zwar gelungenen, aber nicht sehr glänzenden ersten Flug des Elsässers Jeannin vollendeten am 21. August drei deutsche Aviatiker den Fernflug von Frankfurt a. M. über Mainz nach Mannheim. Jeannin kam als Erster in Mannheim an; ihm folgten Lindpaintner auf einem Sommer- und Lochner auf einem Euler-Apparat.

Bürgermeister Gaynor und Präsident Montt an Bord des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große" (Abb. S. 1476). Der Lloyddampfer „Kaiser Wilhelm der Große" hat in der zweiten Augustwoche eine wahre Unglücksfahrt angetreten. Bevor das Schiff den Neuyorker Hafen verließ, floß auf ihm das Blut des trefflichen Bürgermeisters Gaynor, der eine Urlaubsreise nach Europa antreten wollte, und den der Ire Gallagher durch einen Revolverschuß schwer verletzte. Neben Gaynor stand im Augenblick des Attentats Don Pedro Montt, der Präsident der chilenischen Republik. Niemand hätte damals geglaubt, daß von den beiden Staatsmännern Gaynor am Leben bleiben, Montt aber dahingerafft werden würde. Während Gaynor sich von seiner Wunde langsam zu erholen begann, fuhr der Präsident an Bord des Schiffes nach Deutschland, um in Nauheim Erholung von seinem Herzleiden zu suchen. Bald nach der Ankunft in Bremen aber machte ein Anfall des Leidens seinem Leben ein Ende.

Die Baden-Badener Rennwoche (Abb. S. 1473), wohl die glänzendste sportliche Veranstaltung des Hochsommers, hat dem eleganten süddeutschen Kurort eine reiche Fülle gesellschaftlicher Anregung gebracht. Das internationale Publikum, das während der großen Woche die Tribünen der Iffezheimer Bahn füllte, bekam gleich an den ersten Renntagen vorzüglichen Sport zu sehen. Diesmal zeichneten sich besonders französische Pferde aus. So gewann der französische Favorit Lama, geritten von O'Connor, am zweiten Tag den wertvollen Badener Stiftungspreis.

Professor Julius von Neumann (Abb. S. 1476), der bekannte Nationalökonom, der von 1876 bis 1908 als Ordinarius seiner Wissenschaft in Tübingen gelebt hat, ist im Alter von 74 Jahren verschieden. Die nationalökonomische Wissenschaft verliert in dem Verfasser der Grundlagen der Volkswirtschaftslehre einen ihrer gründlichsten Theoretiker.

Das Karersee-Hotel (Abb. S. 1474) in den Bozener Dolomiten ist einer der zahlreichen Brandkatastrophen der letzten Tage zum Opfer gefallen. Das große Hotel, eine Schöpfung des um den Tiroler Fremdenverkehr hochverdienten Dr. Christomannos, war eine der schönsten und im besten Sinn modernsten Herbergen des Alpenlandes. Die zahllosen Touristen aus aller Welt, die dort ihren Sommer verbrachten, verbreiteten den Ruhm des prächtigen und doch gemütlichen Hotels, dem zur Vollkommenheit nichts fehlte — als zweckentsprechende Löschvorrichtungen. Ein durch Unachtsamkeit entstandenes Feuer hat der ganzen Herrlichkeit ein jähes Ende bereitet. Zum Glück kam bei dem Brand keiner der 400 Hotelgäste zu Schaden. — Was den in unserer letzten Nummer erwähnten Brand im Kurort Gossensaß betrifft, so können wir zu unserer Freude heute nach neueren Meldungen mitteilen, daß nicht 18, sondern nur 8 Bauernhäuser vernichtet worden sind.

Personalien (Abb. S. 1474 u. 1476). Vor kurzem feierte die Mutter des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern, die Baronin Maria Lexa von Aehrenthal, eine geborene Gräfin von Thun und Hohenstein, ihren 80. Geburtstag. Das schöne Fest vereinigte viele Mitglieder des österreichischen Hochadels auf dem Aehrenthalschen Familiengut Doxan in Böhmen. — Dr. Erich Lexer, der als Nachfolger Bernhard Riedels zum Leiter der Jenaer chirurgischen Klinik berufen worden ist, war bisher als Direktor der chirurgischen Klinik in Königsberg tätig. Vorher hat der treffliche Chirurg auch in Berlin gewirkt. — Im Anschluß an die in unserer Nr. 31 dieses Jahrgangs gebrachte Notiz von der Enthüllung des Denkmals Peters des Großen in Riga teilt uns Herr Architekt Karl Roemert mit, daß der Konkurrenzentwurf für dieses Denkmal eine gemeinschaftliche Schöpfung des Bildhauers Gustav Schmidt-Cassel und des Architekten Karl Roemert ist, und zwar hat Herr Schmidt-Cassel die Reiterfigur, Herr Roemert Sockel und Plateau des Denkmals geschaffen.

Die Toten der Woche

Arthur Coquard, bekannter Komponist und Musikschriftsteller, † in Paris im Alter von 64 Jahren.

Fürstin Margarete Esterhazy, † in Wien am 18. August im Alter von 36 Jahren.

Oberstleutnant a. D. Moritz von Kaisenberg, bekannter militärischer Schriftsteller, † in Hannover im Alter von 73 Jahren.

Professor Otto Kiltz, bekannter Genremaler, † in München-Pasing am 21. August im Alter von 64 Jahren.

Gustav Moynier, Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, † in Genf am 22. August im Alter von 84 Jahren.

Professor Friedrich Julius v. Neumann, † in Tübingen am 17. August im 75. Lebensjahr (Portr. S. 1476).

Hofrat Prof. Dr. Leopold Oser, bekannter Kliniker und Direktor des Rotschildspitals, † in Wien im Alter von 71 Jahren.

Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Hermann Schwartze, bedeutender Ohrenarzt, † in Halle a. S. im Alter von 73 Jahren.

Hofrat Prof. Dr. Josef Ulbrich, bekannter Staatsrechtslehrer, † in Prag am 30. August im 67 Lebensjahr.

Bilder vom Tage



Phot. Gebr. Haeckel.

Das Kaiserpaar und Prinzessin Viktoria Luise auf der Fahrt zum Schloß.

Kaisertage in Posen.



Die Ankunft des Kaisers (×) und der Fürstlichkeiten auf dem Paradefeld.

Kaisertage in Posen.



Hofphot. Flock.

Drei Enkel des Kaisers, Söhne des Erzherzogs Franz Salvator,
in Ischl beim Morgenritt mit Baron Lederer.



Hofphot. Eberth.

Botschafter von Szögyény-Marich
fährt zu Kaiser Wilhelm ins Schloß von Wilhelmshöhe

Zum 80. Geburtstag Kaiser Franz Josefs von Oesterreich.

Zum 80. Geburtstag Kaiser Franz Josefs.

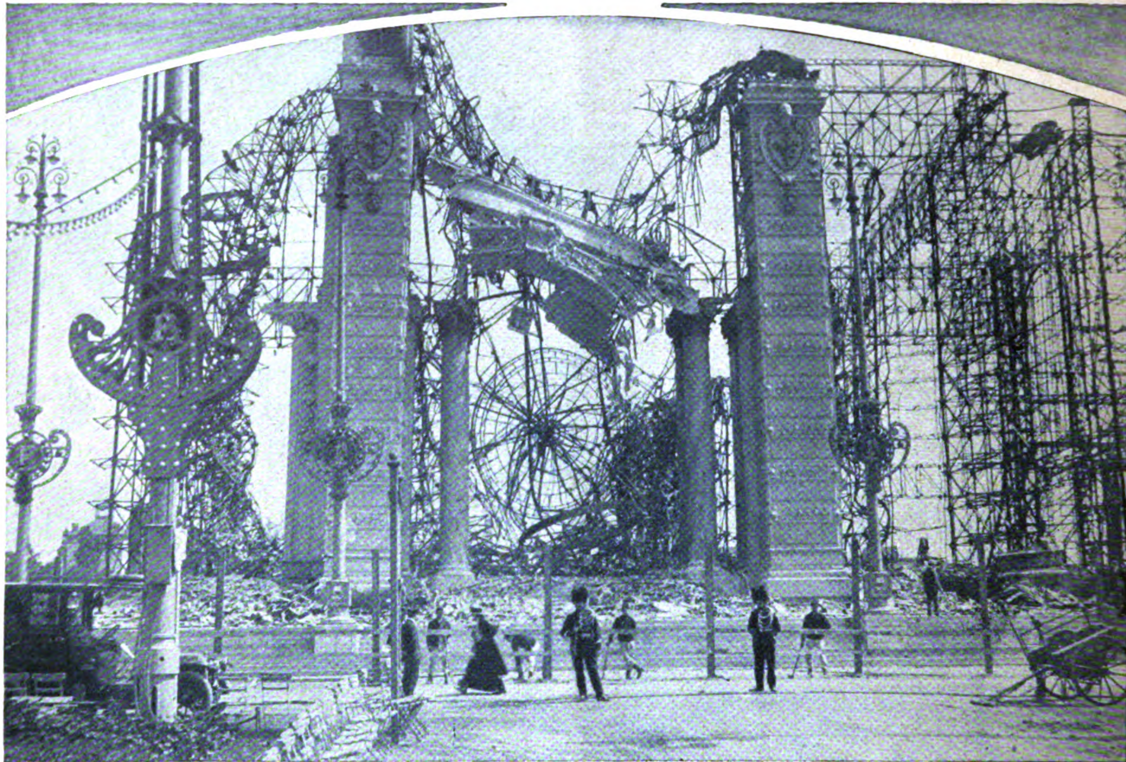
Festtage in Ischl.



Der Kaiser fährt mit seinem Schwiegersohn Erzherzog Franz Salvator zum Galadiner. Phot. Schuhmann.



Die Fürstlichkeiten verlassen die Hofkirche. Phot. Seebald.

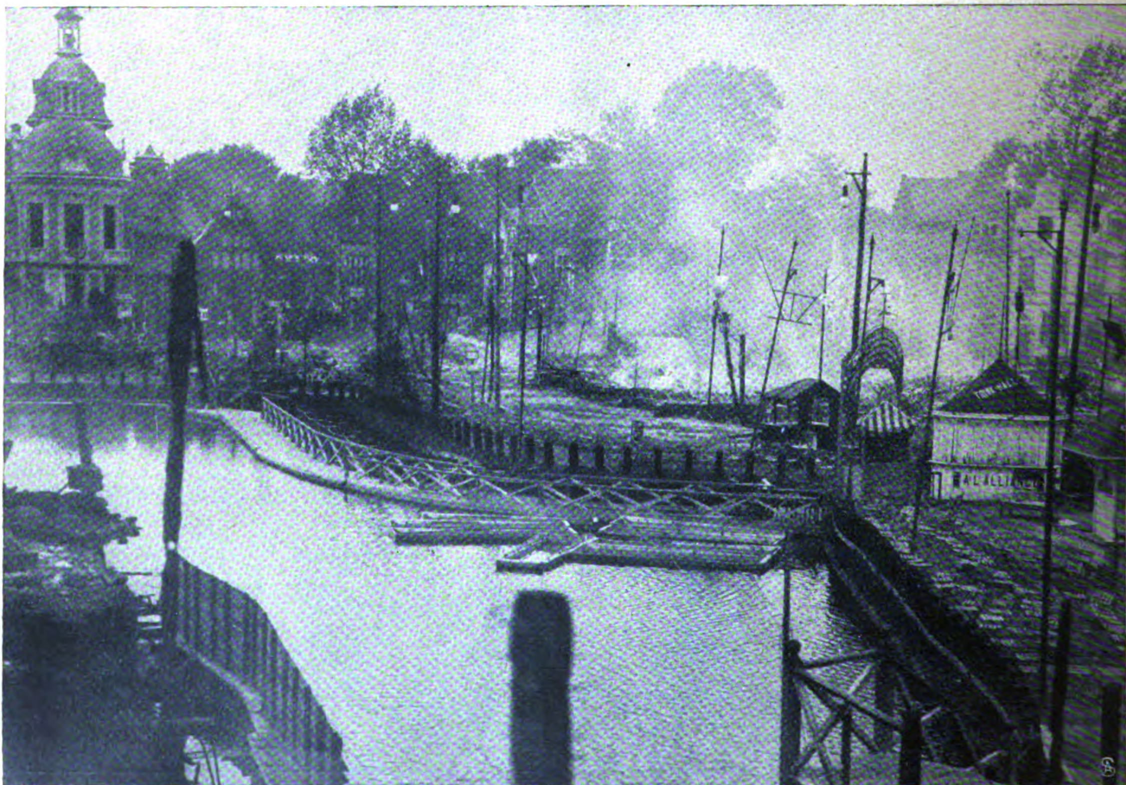


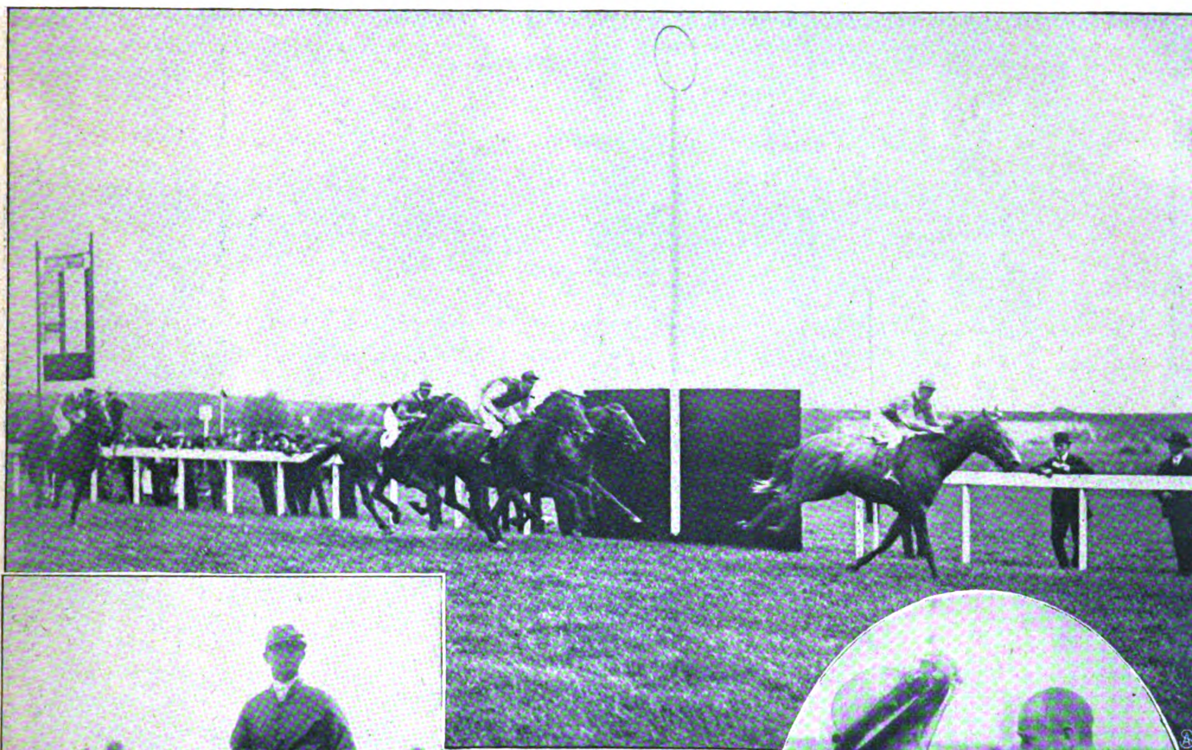
Die Reste der Hauptfassade der belgischen Abteilung.

Die Brandkatastrophe auf der Brüsseler Weltausstellung.

Phot. Ch. Trampus.

Unteres Bild: **Ein Blick auf die Brandstätte von Alt-Brüssel.**







Finish im Fürstenberg-Memorial.
Phot. Zinkel.

Die Baden-Badener Woche.

Links: Lama, der Sieger des Badener Stiftungspreises.
Illustrationsphotoverlag.

Rechts: Freiherr von Venningen, der Präsident des Rennklubs.
Phot. Kühn.

Unten: Die große Tribüne.
Phot. Kögel.





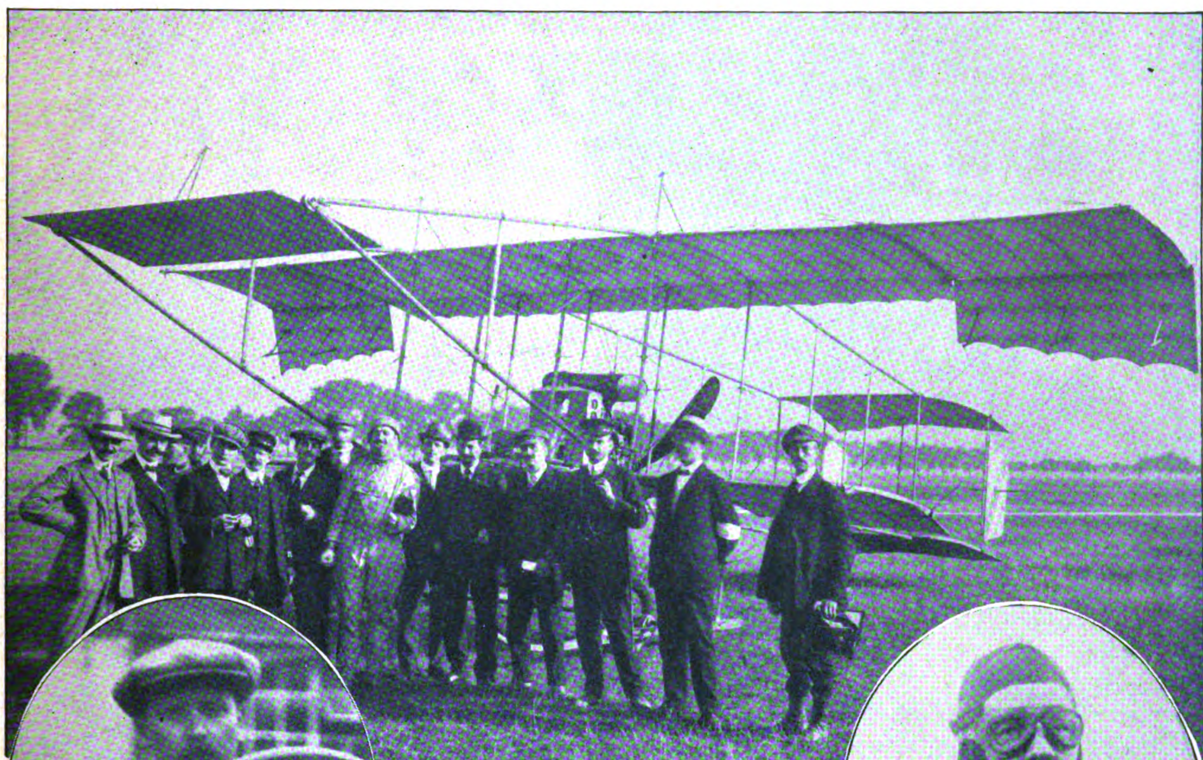


Das brennende Karersee-Hotel. Phot. Geiger.



1. Graf Erwin Nostitz jun. 2. Komtesse Isabelle Colloredo-Mannsfeld. 3. Graf Christian von Thun und Hohenstein. 4. Graf Anton Bylandt-Rheidt. 5. Komtesse Elisabeth Colloredo-Mannsfeld. 6. Baron Franz Aehrenthal. 7. Graf Franz Colloredo-Mannsfeld jun. 8. Seine Exzellenz der Minister des k. u. k. Hauses und des Aeußern Graf Aehrenthal. 9. Komtesse Aglae Colloredo-Mannsfeld. 10. Exzellenz Baron Felix Aehrenthal. 11. Exzellenz Graf Erwin Nostitz. 12. Graf Franz Colloredo-Mannsfeld. 13. Komtesse Sita Nostitz. 14. Baron Hugo Paumgartten. 15. Komtesse Marie Colloredo-Mannsfeld. 16. Gräfin Bylandt-Rheidt, geb. Baronin Aehrenthal. 17. Gräfin von Thun und Hohenstein, geb. Gräfin Waldstein. 18. Komtesse Marie Bylandt-Rheidt. 19. Komtesse Karoline Marie Aehrenthal. 20. Ihre Exzellenz Baronin Aehrenthal, geb. Gräfin von Thun und Hohenstein. 21. Graf Hansi Aehrenthal. 22. Komtesse Elisabeth Aehrenthal. 23. Exzellenz Gräfin Aehrenthal, geb. Gräfin Szechenyi. 24. Exzellenz Gräfin Nostitz, geb. Gräfin Podstatzky-Liechtenstein. 25. Graf Rudolf Colloredo-Mannsfeld.

Feier des 80. Geburtstages der Frau Baronin von Aehrenthal, geb. Gräfin von Thun und Hohenstein, in Doxan.



Phot. Graßmück.





Jeannin der erste Sieger in Mannheim.

Der Ueberlandflug Frankfurt a. M.—Mannheim.

links: der II. Sieger Lochner.
rechts: der III. Sieger Lindpaintner.



Der Sieger Leblanc fährt im Triumph zum Pariser Rathaus. Phot. Rapid.

Vom Rundflug in Ostfrankreich.



Präsident von Chile Montt † Bürgermeister Gaynor. Phot. Ch. Delius.

An Bord des „Kaiser Wilhelm der Große“ vom Norddeutschen Lloyd:
Kurz vor dem Attentat auf den Neuyorker Bürgermeister.



Prof. Dr. Erich Lexer,
wurde als Chirurg nach Jena berufen.



Prof. Dr. v. Neumann †
berühmter Nationalökonom in Tübingen.



Phot. Ch. Delius.

Der Besuch des französischen Präsidenten in Bern.
Präsident Fallières und Präsident Comtesse werden von der Menge begrüßt.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

4. Fortsetzung.

Gunhilde stand am Kreuzweg: der eine Weg wies ins Unsichere, in das Land der Romantik, zu leichtem Spiel, Torheiten und verlockenden Seifenblasen, der andere Weg wies in die Heimat zurück, in ein stilles Haus in grünem Garten, zu einer Herdflamme, in deren Schein ein ruhiges, sicheres Glück ihrer wartete....

Sie steckte den Brief zu sich und ging aus dem Dorf hinaus, der hellen Wiesenhöhe zu, von der aus man über die breite Niederung des Rheintals hinweg, fern und zart, hoch im Gewölk hingezeichnet, die Schneekuppen der Alpen wie hinter einem bläulichen Schleiervorhang liegen sah.

Hier war ihr Lieblingsplatz von Kinderzeiten an gewesen. Nicht die nachtdunkeln Tannenschatten hatten es ihr angetan, die in dunkelgrüner Unendlichkeit über die Rücken der Schwarzwaldberge liefen, nicht die klaren Quellwasser, die von den ziegenbeweideten Hängen unten am Feldberg herabsprudelten, ihr war die lichte Höhe das Schönste, ohne Baum und Fels, die blühende Wiese mit dem Blick auf das ferne Phantom einer gewaltigen Herrlichkeit.

Irgendwo sicher und unbeteiligt im Grünen liegen und des Lebens Wirklichkeit nur durch einen Schleier sehen, erreichbar, aber auch vermeidbar, das war ihr Geschmack, der Zustand, in dem sie am liebsten noch lange, lange verharrt hätte.

Und nun kam Meister und wollte sie ins Leben hineinrufen, in die Wirklichkeit, in den gewöhnlichen Lauf der Dinge....

Sie las seinen Brief wieder und wieder. Er sprach in schlichten, starken Worten von seiner Liebe.

Er umwickelte das Thema gar nicht mit Phrasen. Es war das kein literarischer Essay über Liebe, wie jene, in denen Henry X. und Marcell sich überboten. Es waren die einfachen Gefühle einer normalen starken Menschennatur.

Fünfvierteljahr waren seit dem angreifenden Sonntag vergangen, als Meister so plötzlich in der Familie aufgetaucht war.

Gunhilde stand nicht mehr so kindisch zum Leben wie damals. Sie beurteilte etwas klarsichtiger die Aussichten, die sie als unvermögende Geheimratstochter in den irdischen Verhältnissen mit ihren unerbittlichen Geldberechnungen hatte. Ein starkes Familiengefühl war in ihr. Sie hätte gern den Ihren durch eine gute Heirat die Klagen um des Lebens Sorgen verringert, ihnen ein Stück Heimat für den Notfall zurückverschafft, einen grünen Garten für Olaf. Sie hatte in letzter Zeit hinter Ankas Rücken mehrmals in Meisters Feuilletons gelesen. Seine kühnen Ritte durch unwegsame, ferne Gebirge, sein Wissen, sein Wanderdrang imponierten ihr. Neben dem so leicht ermüdbaren Marcell, der so viel Milch trank und so viel am Tage schlief, schien ihr Meister trotz seiner vierzig Jahre als der viel Jüngere; jünger als der schöngeistige Freund, der eben erst mit großen Klageliedern über merkbare Altersymptome, graues Haar und zunehmende Müdigkeit der Füße, die Grenze der dreißig überschritten hatte.

Sie fragte sich, ob sie nicht überhaupt eine Törin sei, in diesem Fall noch zu schwanken?

Und doch war immer ein Etwas in ihr, das sie zurückhielt. Sie sah eine Ehe mit Meister immer wie eine Art Gefängnis an, wie ein gewaltsames Hinpostiertwerden an ein altmodisches Burgfenster, oberhalb einer aufgezogenen Zugbrücke, die sie grausam von ihren alten Freunden trennte, und die der energische Burgherr gewiß niemals herabließ.

Seit drei Jahren beinah hatten die verführerischen Schlagworte von neuen Rechten um ihre Ohren getönt. Bei den Nachmittagstees in den Klubs, bei den literarischen Abenden der „Bannbefreiten" an jedem Dreizehnten des Monats hatte sie das Lied von der freien Persönlichkeit in allen Tonlagen singen hören.

Es hatte etwas Ansteckendes, Suggestives, selbst für so gebundene Geister wie Gunhilde Thorensen. Es war eine Art Zoll, wie ihn jeder Mensch seiner Zeitperiode zahlt. —

„Wenn etwas in der Luft liegt, so muß jeder ein wenig mit", hatte einmal Anka gesagt, Gunhildens große Autorität. „Was meinst du, Hilde? Wären wir im dunkeln Mittelalter geboren, zur Zeit der Flagellantenzüge, glaubst du, daß wir at home geblieben wären und nicht auch ein wenig mitgemacht hätten? So ein interessanter Henry X. von damals im Priestergewand voran! Oh, ich hätte mich gegeißelt wie keine sonst, glaub es mir! Und du auch ein wenig, wenn auch nur ein paar rosa Striemen. Und nun blüht die Zeit der Persönlichkeitsentwicklung. Eh bien! Da entwickeln wir uns auch! Ich gründlich und du ein bißchen!"

Sie dachte an dies Gespräch.

War es ein Symptom von qualitativer Verbesserung ihres Wesensgehalts, daß sie nicht zugreifen mochte nach dem sicheren Los?

Oder war es ein Angekränkeltsein von ungesunden Begriffen, die sie in eine Torheit hineintrieben, in ein Unrecht gegen sich und ihn?

Sie stützte beide Ellbogen auf und starrte gedankenvoll und verstimmt in die duftende Krauseminze.

Anka kam über die Wiese gegangen.

„Armes Tier!" sagte sie lächelnd. „Du wirst es dir wohl an den Blusenknöpfen abzählen müssen."

Sie stand in ihrer spinnwebdünnen, weißen Bluse

leuchtend im Sonnenlicht, und die ganze Selbstsicherheit ihrer resoluten Natur sprach aus dem Mitleidsblick, mit dem sie auf die schwankende Schwester niedersah.

Sie setzte sich neben Gunhilde auf die Wiese und zupfte an den roten Blüten einer Kleedolde, wie sie hier oben in fast unwahrscheinlicher Größe im Grase standen.

„Rate mir, Anka!“ sagte Hilde bittend.

„Nein, Hilde, ich rate nicht. So nicht und so nicht. Die Verantwortung mag ich nicht. Ich hab mit der Verantwortung für mich allein genug zu tun. So ganz sicher treibt doch auch mein Segel nicht auf dem Lebensmeer, und in welcher Bucht es mal ankern wird, wissen die Götter. Du mußt ‚nein‘ oder ‚ja‘ sagen auf eigene Rechnung und Gefahr. Du kannst die Schottlandreise mit den ‚Bannbefreiten‘ machen, und im lila Brief von Marcell steht natürlich, daß er sich anschließen wird. Irgendwo zwischen Berlin und Glasgow werden wohl all unsere Freunde auftauchen. Das ist ein Sommerplan, und der andere ist, Meister heiraten.“

„Wenn ich erst nach Schottland könnte und nachher Meister!“ klagte Hilde.

Anka lachte hell auf. Ihr Lachen klang sorglos und schmetternd in die Mittagsglut.

„Gunhilde, ich liebe dich!“ rief sie. „Du hast etwas Rührendes, wie du da im Grase liegst, frisch neunzehn geworden und so verängstigt, weil du nicht weißt, auf welchen Weg du sollst, den schmalen Weg der Tugend oder den breiten des verlockenden Lebens. Du armes Bileam-Eselchen! Ich liebe dich erstens wegen deiner Niedlichkeit im allgemeinen und dann wegen deiner primitiven Diplomatenränke. Ja, schiebe ihn noch einmal weiter in die Röhre. Es ist ja nicht zu sagen, wie geduldig manche Männer sind. Geduldig wie Jakob, über den ich mich auch immer so gewundert habe.“

Gunhilde stand auf und wurde sehr ernsthaft.

„Du hast recht, Anka, daß du keine Verantwortung tragen willst. Du bist klug und vorsichtig. Aber weißt du, was mir in dieser Stunde fehlt? Eine Mutter.“

„Mama?“ fragte Anka. „Ach Gott! Mama hat ja mit ihrer eigenen Individualität viel zu viel zu tun, um sich in uns hineindenken zu können.“

„Ja, das ist's gerade! Warum haben wir nicht eine Mutter, wie früher die Mütter waren, zu der man hinflüchtete, wenn man in einem Dilemma war? Und legte den Kopf auf ihre Knie und kriegte guten Rat.“

„Ich würde solch eine Sorte Mutter doch nie um Ratschläge in Betrieb gesetzt haben,“ meinte Anka kühl, „mir ist unser Genre sehr bequem.“

„Ja, weil du zu den Starken gehörst, ich aber hätte so was nötig, ich leide daran, es nicht zu haben. Warum will Mama auch noch so viel vom Leben? Das gab es doch früher nicht. Hatten die Mütter ihre Gören großgezogen, dann setzten sie sich auf den Ruheposten und waren zum Trösten da, zum Lieben, zum Anlehnen. Es ist schrecklich, daß diese Art Mütter ausgestorben zu sein scheint. Warum müssen sich Mütter weiter entwickeln? Sie haben einen Mann gehabt und Kinder, sie sollen sich beruhigen damit und zufrieden sein.“

„Du bist zu den ‚Bannbefreiten‘ gekommen wie der Blinde zum Königreich!“ sagte Anka. „Wenn ein Scheuklappenorden gegründet würde, müßtest du Mitglied werden. Nein, ich gönne Mama ihren Nachsommer! Ich gönne ihr ihren Furka und alles. Zwanzig Jahre hat sie Kinder gepäppelt, da ist es eine ganz natürliche Reaktion, wenn sie sich geistig noch mal etwas austoben will.“

„Wie du es auslegst, klingt es immer anders als in meinem Empfinden. Du hast so klare, kühle Augen, Anka! Unbeirrbar bist du, darin liegt deine Stärke. Sieh mal! Du könntest die tollsten Sachen tun, und wenn du sie selber nicht schlimm fändest, könnte dir eigentlich keiner viel drum anhaben. Ich bin so altmodisch, ich bin voriges Jahrhundert, ich bin ein Schaf neben dir.“ Sie wandte sich dem weißen Haus zu, dessen Mullgardinen im Höhenwind aus den Fenstern wehten.

„Ich will Meister schreiben. Je schneller ich's tue, um so eher habe ich's von der Seele. Ich will ihn wieder ein Jahr herauszuschieben suchen und es recht freundlich und schonend machen. In Marcells Geburtstagsbrief stehen so hübsche Stellen über die Landschaft hier, die schreib ich einfach hinein, damit er doch sieht, wie ich mich geistig entwickelt habe, und daß Berlin mich doch wirklich gefördert hat. Und dann will ich mal ordentlich an die Geburtstagstorte. Ich kann ja keinen Bissen herunterwürgen, eh nicht der Brief im Kasten ist.“

Und wie eine traurige Muse schlich sie mit schräggeneigtem Kopf über die Höhe davon, an der grellweißen Kirchhofsmauer vorüber dem lindenumstandenen Haus des Onkels zu, von dem das Lachen Olafs in silbernen Kadenzen durch die hohe, dünne Luft klang.

Meister wußte recht gut, daß die Abendpost des dritten Juli der erste mögliche Termin für die ersehnte Antwort war. Er nahm nicht an, daß Gunhilde sogleich an ihrem Geburtstag schreiben, daß sie vielleicht erst länger mit den Ihrigen beraten würde, und doch beflügelte er seine Schritte, als er vom Abendspaziergang am Deich heimkehrte und den Postboten gerade am verschnittenen Taxus seines Vorgartens verschwinden sah.

Er hatte sich all die Tage gewaltsam zur Ruhe gezwungen vor den andern Menschen, vor sich selbst. Er hatte tapfer die Lust in sich bekämpft, in den Schwarzwald zu fahren und die Schicksalsantwort mündlich zu holen. Seiner diskreten Natur zwang er es nicht ab, dem abwehrenden Rat der Eltern Thorensen entgegen doch persönlich in die Erscheinung zu treten. Seine Männlichkeit ertrug es ohnehin schwer, durch Schicksale der Liebe in eine so grenzenlose Abhängigkeit geraten zu sein, wie er sie Gunhilde gegenüber empfand. All diese Übergangzeiten, diese Pein des Immerweiterwartens schienen ihm überhaupt nur durch die Hoffnung auf ein glückliches Ende erträglich. Auf dieser einen Karte stand sein Luftschloß, die problematische Burg seiner Illusionen.

Seit Jahren hatte er alle Frauengunst aus seinem Wege gewehrt, alle Vermittlungsangebote von Bekannten, die direkten Angriffe von weiblicher Seite, die an seinem Vermögen uninteressierten Blicke junger Mädchen, die dritten Personen anziehender als Gunhilde Thorensen erscheinen mochten, und die ihm doch nicht

sein konnten, was sein Ideal, auf das er sich so eigensinnig kaprizierte, ihm versprach.

Oft fühlte er seinen Zustand wie eine Krankheit an sich, wie eine Manie, wie etwas durchaus Unkluges und Törichtes, und dann berauschte ihn doch wieder der Gedanke an den Tag, wo sie wirklich in Attenrade einzog, so sehr, daß er gern schärfere Qualen für dies eine Ziel erduldet hätte.

Er schlug die braune Gartenpforte hastig zu, schritt über die schmalen Trottoirsteine mit fliegenden Pulsen in sein efeuumsponnenes Haus. Die Klingel schallte dröhnend über ihm mit dem alten Sturmglockenton, der eigentlich keinen Sinn hatte und doch nie abgestellt war.

Links im Blechbriefkasten, der in weißen Lettern seinen Namen trug, schimmerte etwas Helles.

Ja, da war er, der Brief von Gunhilde!

Er stürmte in sein Zimmer. Was er, der Ordentliche, sonst niemals tat, tat er heute, nahm den Zeigefinger als Falzbein und riß den Bogen gewaltsam heraus. Am Fenster blühten Geranien und Nelken, vom Vorgarten zog der Geruch der mit Abendtau getränkten Erde herein. Er stand und starrte, und unfähig, ordnungsgemäß den Inhalt von Anfang an zu lesen, suchten seine heißen Augen nach einem Entscheidung bringenden Stichwort, einem Ja oder Nein.

So leicht war das in dem künstlich gewundenen Mädchenbrief nicht zu finden, er sprach keine entschiedene Sprache, schlängelte sich so herum um den Kern der Sache. —

Irgendwie fand er aber doch plötzlich den Sinn. Es flimmerte ihm vor den Augen, so ungefähr wie „es ehrt mich, aber trotzdem —"

Also nicht.

Er legte die geballte Linke vor die hohe, so schön geformte Stirn, strich sich durch das dichte, leichtgewellte Haar und stöhnte in Schmerz und Enttäuschung wie ein Schwerverwundeter.

Ach Gunhilde! ...

Er ging zu seinem Schreibtisch, nahm sich gewaltsam zusammen und las:

„Höchenschwand, 1. Juli.

„Lieber Herr Doktor!

„Ich weiß wohl, und meine Eltern haben es mir auch so oft gesagt, daß es eine Ehre für mich ist, wie treu Sie meiner gedenken.

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Zuneigung, und Ihr heutiger Brief hat mich recht beschäftigt und gerührt.

„Trotzdem, lieber Herr Doktor, kann ich mich nicht entschließen, mich zu verheiraten. Ich möchte mich noch nicht von Anka und Olaf trennen, und ich möchte überhaupt meiner geistigen Ausbildung, die noch recht im Rückstand ist, noch einige Zeit widmen.

„Sie sehen in mir viel mehr, als ich bin, und in Ihrer Güte trauen Sie mir allerhand gute Eigenschaften zu, die ich nicht besitze.

„Dem Bilde, das Sie von mir haben, könnte ich ja gar nicht gerecht werden! Sie würden enttäuscht sein, glauben Sie es mir.

„Auch ist mir das Klima in Attenrade nie recht bekommen. Ich hatte da immer so viel Kopfdruck. Die feuchte Luft vom Meer wird es wohl sein. Die Berliner Luft ist viel trockener, und das tut mir wohler.

„Sie schrieben, daß die Erfüllung Ihres Wunsches Ihr höchstes Erdenglück sei.

„Mir scheint, von einer höheren Warte gesehen, daß es in irdischen Dingen auf Erfüllung weniger ankommt als darauf, daß Sehnsucht vorhanden ist.

„Wir sehen hier von unserer Höhe täglich über das Rheintal hin zu den Alpen. Zuweilen sind sie ganz in Wolken versteckt, zuweilen wie hinter einem zarten Vorhang. Und manchmal liegen sie ganz entschleiert da, herrlich und weißblitzend von Kuppe zu Kuppe.

„Niemand von uns aber überkommt die Lust, zu ihnen hinüberzufahren, eine Schweizerreise zu machen, sie dicht aus der Nähe zu bestaunen.

„So genügen sie uns, wie sie da fern und nicht erreicht am Horizont unserer Sommertage schweben. Sie können uns nicht enttäuschen, nicht durch die Nähe verlieren. Sie sind ein verlockendes Phantom, und unserer Sehnsucht genügt der Anblick von ferne.

„So, wie die Alpen von hier, möchte ich, daß Ihre Freundschaft weiter am Horizont meines Lebens stünde und mein Bild in Ihren Gedanken lebte, fern, beinah unwirklich und doch von dem Reiz der Dinge verklärt, denen nur die Unerreichbarkeit ihren besonderen Wert verleiht.

„Vielleicht, daß in einer späteren Zeit meine Ansichten über den Wert solcher Dinge andere werden können. Ich bin ein unfertiger Mensch und mit mir selbst nie im klaren.

„Sie aber sind zu stark und fest, als daß Sie mit meiner inneren Verworrenheit auf die Dauer Geduld haben könnten.

„In alter Freundschaft

Gunhilde Thorensen."

Er las dreimal, und dann starrte er lange in den Garten hinaus.

Was war an dem Brief, das ihm so seltsam wehe tat, das wie kaltes Wasser abkühlend über seine heißen Gefühle lief?

Nicht die Tatsache ihres Nein allein.

Nicht die unvorsichtige Handhabung, statt mit einem ausschlaggebenden Grunde mit mehreren kleinen zusammengeflickten Gründen zu kommen.

Daß sie, wo er Liebe schrieb, Literatur antwortete, verstiegene Phrasen über platonische Sehnsucht, das war es! Daß sie, wo er sein heißes Herz schrankenlos geöffnet hatte, mit schöngeistigen Floskeln kam!

All der Haß, der seit seiner Berliner Reise gegen die Art Kulturwelt in ihm war, in der Thorensens jetzt lebten, der Haß des unverbildeten Menschen gegen die Überbildeten schlug wie eine Flamme über seine Gefühle hinweg und wandelte seine Sehnsucht in Bitterkeit.

Er hatte ein Wort der Liebe von diesen Mädchenlippen erhofft und bekam einen Essay über Schwarzwaldlandschaft und Alpenfernsicht, Stilblumen, aus denen er nicht genau ersah, ob sie ein volles Verneinen oder ein abermaliges Verschieben verdecken sollten....

Sollte er weiter warten und nach einem Jahr noch einmal betteln?

Sein Leben war ein so normales, abgerundetes Dasein bis auf diesen einen Punkt. Er hatte gesunde Arbeit in einem Land, das er liebte, das er mit keiner andern Stelle der Welt hätte vertauschen mögen. Er hatte Muße und Mittel genug, zu reisen, der alten Passion, die seit Studententagen in ihm lag, zu folgen. Es tat ihm wohl, in enger Kajüte eines Schiffes zu liegen, an fernen sonnigen Hafenmolen fremder Erdteile zu landen, die gestürzten Säulen vergangener Kulturen in Baalbek oder Karnak ragen zu sehen. All das war ein so gutes Narkotikum für seine Phantasie, hätte ihm genügen sollen, nun er die Vierzig überschritten hatte. Er konnte ja nun normalerweise gelassen und abgeklärt sein wie die meisten seiner Altersgenossen in diesem Lande, die so zeitig Schicht zu machen pflegten mit den Leidenschaften des Lebens, die einen frühen Riegel vor alle beunruhigenden Dinge schoben und so alt wurden, vielleicht deshalb, weil sie ihre Ruhe stets geschützt und kein Temperament unnütz verbraucht hatten, diese Männer von Vierzig, die wie die Sechzigjährigen anderswo jenem Teil des Daseins weise und vorschnell Valet sagten, der unfruchtbare Leiden schafft und das Konservieren hindert.

O ja! Er hätte das alles gekonnt! In ihm stak gewissermaßen der Beruf zum Ideal des zufriedenen Junggesellen, der die fehlenden Glieder in seiner Daseinskette schließlich doch nur als „Malheur heureux" auffaßt, der überzeugter Einsiedler ist und in stiller Philosophie das Treiben der andern, der Männer mit den vielköpfigen Familien, der Eltern mißratener Söhne oder entgleisender Töchter, vom sichern Port aus mitleidsvoll ansieht.

Ordnung hätte er in seinem innern und äußern Leben, wenn nur dies eine Mädchen nicht gewesen wäre, diese eine Schwäche seines starken Herzens!

Ja, und dann, als sein Zorn verrauchte, kam es doch wieder über ihn, jenes zärtliche Gefühl, fast stärker als zuvor. Wie ein großer Entschuldigungsgrund standen ihre neunzehn Jahre vor ihm da, der Einfluß der Schwester, die giftige Luft jener von ihm so gehaßten Lebenskreise....

Er las noch einmal, las mit milderen, halb gerührten Augen.

„Vielleicht, daß in einer späteren Zeit —"

Diese Worte waren es, an die seine verlöschende Hoffnung sich klammerte....

— — — — — — — — — — —

Allein physisch war es ein Glück für die „Bannbefreiten", daß der langgehegte Winterplan der gemeinsamen Sommerfahrt seiner Verwirklichung entgegenging.

Die weiblichen Mitglieder litten, da sie dauernd bei Tag und Abend mit „lichtem Blick" einherwanderten, seit langem an chronischen Halserkältungen. Sie mußten ihr Renaissanceideal mit recht viel Pulvern und Gurgelwasser bezahlen, und wären sie nicht so sehr für Morbidezza der Farbe gewesen, hätten sie wohl aus Eitelkeitsgründen die Hälse doch wieder gegen die erbarmungslosen nordischen Winde umwickelt. Sie bekamen alle etwas Entkräftetes, Überangestrengtes und hatten bleiche Lippen und Ringe unter den Augen. Wie Nonnen, die sich allzuviel gegeißelt haben, sahen sie aus, nur daß ihre Seelen an Kasteiungen nicht dachten, sondern nur an geistige Verfeinerung, Emporentwicklung, Sichausleben der Persönlichkeit, und wie sie all die Zwecke nannten, hinter denen sich der unbändige Unternehmungsdrang einer freigelassenen Generation zu verbergen wußte.

Dr. med. Berta Streber, die ab und zu bei den literarischen Abenden der „Bannbefreiten" hospitierte, hatte eines Tages der weiblichen Korona ernstliche Vorhaltungen gemacht.

„Es ist Blödsinn, sich so herunterzubringen!" sagte sie mit gewohnter Offenheit. „Schirrt mal eure Geistesrosse ab und tut etwas für den Körper! Miserabel seht ihr alle aus — bis auf Adelaide! Aber Adelaide zählt ja überhaupt nicht, da sie ein Weib über Lebensgröße ist. Verblüht seid ihr und unterernährt. Geht im Sommer an die See! Legt euch in die Sonne und futtert, was ihr könnt! Sonst sieht euch binnen Jahresfrist kein männlicher Bannbefreiter mehr an."

Das letzte Argument schlug durch. Vera von Beuren, eine Generalstochter, die von Henry X. in die Literatur gebracht war und über „die Liebe der Zukunft" schrieb, trat sofort an den nächsten Spiegel und betrachtete sich unparteiisch. Adelaide hohnlachte nur und strich sich durchs Haar.

„Ich habe eine Konstitution für zehn," sagte sie stolz, „und mein Hals ist imprägniert gegen Wind und Wetter. Natürlich! Wer so auf dem Lande groß wird und mehr wie eine Frucht in Licht und Sonne aufwächst, der ist gefeit. Aber ich komme trotzdem mit an die See, falls jemand Inseln ausfindet, die noch nicht abgedroschen sind, und auf denen keine Bekannten sitzen. Alles, was sich da auf der Landkarte an schwarzen Punkten an der deutschen Küste hinzieht, kommt für mich nicht in Betracht. Das sind Stammbäder meiner zahlreichen Familienangehörigen, denen ich die Kur nicht verderben will...."

Gräfin Adelaide Plessow war das schwarze Schaf eines alten, vornehmen Geschlechts, dessen jahrhundertlange Korrektheit bei ihr ins Gegenteil umgeschlagen war. Sie hatte ein vielgelesenes, vielgetadeltes Buch geschrieben, in dem sie ihren eigenen Fall wissenschaftlich beleuchtet und als durchaus berechtigt und wünschenswert verteidigt hatte. Der Stil war nicht glänzend, aber man fühlte Herzblut. Das Buch wurde stets als „Document humain" mitaufgezählt, wenn von weiblichen Befreiungstaten auf der äußersten Linken der Frauenbewegung die Rede war, und hatte ihr von vornherein bei den „Bannbefreiten" ein großes Relief gegeben. Sie paßte auch genau unter die Flagge, die diesen Namen trug.

„Also mehr westlich im Meer?" sagte Anka, die seit dem Anfang ihrer Beziehung zu Adelaide unter deren hypnotischer Gewalt gestanden hatte und in ihr das Ideal einer wirklich ganz freidenkenden Persönlichkeit verehrte. „Was liegt denn da noch? Mehr in die See hinein? Holland ist natürlich auch zu abgeklappert. Da oben bei Schottland schwebt mir aus der Geographiestunde so allerhand vor. Orkney- und Shetlandinseln?

Gewiß prachtvoller Wellenschlag und hochromantisch —"

Man beschloß, den vielgereisten Henry X. zu fragen.

Er überlegte längere Zeit und sagte dann: „Faröer. Vorher besieht man die Boys of Glasgow, und wem die Inseln zu monoton werden, der kann bequem von dort nach Island zur Ultima Thule.... Es ist etwas, das mich schon lange verlockt hat —"

Es war Adelaidens letzter Winterjour, bei dem der Plan diese feste Gestalt gewann.

Alle sahen Henry X. an, der sichtlich einen weiteren Gedanken erwog. Er hatte in solchen Augenblicken eine ganz bestimmte Geste — langsam und bedeutungsvoll legte er seine schöne, gepflegte Hand auf ein neben ihm stehendes Tischchen. Wie eine symbolische Handlung sah es aus. Viele glaubten, daß er in solchen Minuten eins jener berühmten Ritornelle dichtete, in deren drei Zeilen er den Inhalt zwölfstrophiger Romanzen schwächerer Kollegen wie komprimierten Blumenduft hineinzupressen verstand....

Aber er dichtete in diesem Augenblick nicht. Er überschlug seine Finanzen, seine Sommeraussichten. Mit bitterem Gefühl dachte er daran, daß all die Familiengüter, jene schönen Fettweiden, auf denen er sich sonst nach den Strapazen seines Winterdaseins erholt hatte, ihm verschlossen waren, seit sein letztes satirisches Drama ihm so begeisterte Verehrer und so bittere Widersacher gemacht.

Henry X. brauchte Menschen.

Seine Jüngerschar war ihm unentbehrlicher als er ihr. Seine Nerven bedurften der Anregung, des Wechsels. Seine Produktionen konnten nur gedeihen, wenn rechts und links von ihm auch produziert wurde. Er galt dafür, das Talent anderer zur äußersten Möglichkeit zu entwickeln. In Wahrheit aber schürten die andern seine Kraft, indem sie ihm das Gefühl von Überlegenheit, von Können gaben. Und darum dichtete er um so besser, je schlechter die andern dichteten. Vergötterung hatte er nötig wie Lebensluft.

Er wollte Jugend um sich, schöne Mädchen. Aber auch die minder schönen zog er in seinen Kreis, sobald sie ihn vergötterten.

Er hatte einst den Klub der „Bannbefreiten" ganz von dem Standpunkt aus zugeschnitten, daß er seinen Nerven wohl tun sollte, hatte ein Formular aufgesetzt, das die Mitglieder bei der Aufnahme feierlich zu unterzeichnen hatten. Im voraus sicherte er sich dadurch gegen Vorwürfe jeder Art, gegen moralische Verpflichtungen oder versandende Beziehungen, die auf Pietätsrechte pochten.

Wer beitrat, tat es auf eigene Rechnung und Gefahr. Aber Förderung des Talents war dafür garantiert. Wer bei den „Bannbefreiten" nicht berühmt wurde, der hatte eben nicht das Zeug dazu und war ein hoffnungsloser Fall. Die von Henry X. für hervorragend erklärten Mitglieder wurden durch Marcell von Wettersteins Rezitationsabende weiteren Kreisen als neue Sterne verkündet. Die Gesellschaft auf gegenseitige Bewunderung, die sie bildeten, gab Fernerstehenden den Eindruck einer neuaufblühenden Dichterschule, die nicht zu verstehen und zu begreifen man sich hüten mußte, da man sonst für rückständig gehalten wurde, für jemand, der seine Zeit nicht verstand, für einen Banausen mit Scheuklappen.

Nachdem Henry X. länger geschwiegen, nahm er ein Glas Zitronenlimonade und trank, trank mit symbolisch feierlichen Zügen — dann setzte er das Glas langsam, in edler Kurve weit von sich fort und sagte ganz obenhin: „Ich für mein Teil gehe sowieso nach den Faröer."

Der solchergestalt feierlich kundgegebene Entschluß von Henry X. war ein Gesetz, dem sich der ganze Kreis fügte, und wie auf ein stillschweigendes Übereinkommen hatte im Laufe der nächsten Zeit jedes weibliche Mitglied dem bannbefreiten Freunde, auf den es ihr am meisten ankam, Insel, Datum, Route und Schiff mitgeteilt. So fand denn der August die Mädchen mit den lichten Blicken und die Freunde mit den hohen Kragen auf dem flutumdonnerten, weit vorgeschobenen Eiland der Nordsee in schönster Harmonie vereinigt.

Heimatfern schwamm die Insel in den Armen des Ozeans, wie ausgeschaltet vom Klatsch Europas, ein Sommerasyl für empfindliche Großstadtgeister, die sich einmal ganz ohne Mißton ausleben wollten....

„Ganz ohne Mißton!" sagte Anka am ersten Morgen, als sie beim Rouleauaufziehen die weite atlantische Flut strahlenbesonnt vor den Fenstern des Fischerhauses schimmern sah — „Wir haben's gut, Gunhilde! Unsern Mißton haben wir gleich vorweggehabt, mit Tante Johannas Brief — das ist, als wenn man eine Anzahlung macht wie eine Art Versicherung! Ärger pränumerando — dann kommt nachher keiner."

Tante Johanna hatte eben vor dem Reiseantritt einen langen, geängstigten, beschwörenden Brief an die Nichten geschrieben, diese Inselfahrt nur anzutreten, wenn „Herrenlosigkeit" garantiert sei.

„Geliebte Kinder!" schrieb sie, „ich habe mich neuerdings gründlich über die ‚Bannbefreiten' orientiert. Kaum kann ich mir verzeihen, daß es nicht früher geschah und ich Euch so gedankenlos in diese ganz unkontrollierte Gesellschaft hineingeraten ließ. Wesen wie die Gräfin Plessow-Sternow sind wirklich kein Verkehr für Euch, und der Umstand, daß Vera, für die Ihr so schwärmt, Generalstochter ist, sanktioniert die Sache wahrhaftig auch noch nicht. Wollt Ihr durchaus mit ihnen fahren, so laßt wenigstens die dazu gehörigen Freunde aus dem Spiel! Mit Schrecken erfuhr ich neulich, daß einmal ein Buch von Adelaide Plessow, für die Ihr stets solche Propaganda macht, gerichtlich hat konfisziert werden sollen.... Und der berühmte Henry X., dessen Talent ich natürlich gar nicht bestreiten will, hat ein ganz preisgegebenes Renommee in all den Kreisen, auf deren Urteil es Euch ankommen sollte, so daß es mir fast leid tut, daß Ihr Eure arglosen Eltern dazu brachtet, ihn überhaupt in ihr Haus einzuladen. Kinder! Verderbt Euch Eure Lebenchancen nicht! Ich quäle mich mit dem Gedanken herum, ob ich nicht Eure Eltern benachrichtigen müßte? — Aber Euch anzupetzen, das bring ich doch nicht übers Herz! Bitte, laßt die Reise, wenn die so dunkeln Ehrenmänner mitgehen! Was sind ein paar lustige Sommerwochen wert im Vergleich mit einer nachher andauernd kompromittierten Situation? Ihr seid jung! Ihr wißt ja nicht, wie die Menschen sind.

Warum müßt Ihr denn, gerade Ihr so zur Bohème hinüberneigen? Ihr seid doch in erster Linie Beamtentöchter aus gutem Haus....

„Denkt doch nur einmal darüber nach, wie Meister über so etwas urteilen würde? Oder Onkel Asmus? Oder Pastor Schreiber, auf den Ihr doch früher so große Stücke hieltet!

„Bitte, macht nur keinen irreparablen Mißgriff. Ihr seid so furchtbar unbedacht und könnt die Lage, in die Ihr Euch durch gemeinsames Reisen begebt, vielleicht gar nicht einmal recht beurteilen...."

Anka hatte den Brief sofort zerrissen und Gunhilde nur ein paar Bruchstücke mitgeteilt. „Ich will dir deine Harmlosigkeit nicht nehmen," sagte sie, „solch ein Blödsinn, einem nach Rotterdam diese Anödung nachzuschleudern —"

Sie hatte sich sofort an den Schreibtisch gesetzt und eine geharnischte Antwort nach Lichterfelde verfaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Einbürgerung von fremdem Wild.

Von Fritz Bley.

In Nordjütland beabsichtigt man, Rener aus Lappland auszusetzen, um sie auf der dortigen Heide zu halten. Der Vorschlag hat in ganz Dänemark eine lebhafte Erörterung hervorgerufen. Während die Gegner des Vorschlages darauf hinweisen, daß dem Ren in Dänemark weder die Bodenverhältnisse noch das Klima auf die Dauer zusagen würden, wird von anderer Seite dem entgegengehalten, daß so häufig bereits die Einbürgerung andern fremden Wildes gelungen sei. Man habe doch Dammwild in Dänemark und Schweden eingeführt und den Fasan aus fremden südlichen Gegenden zum Standwild in ganz Nordeuropa gemacht. Warum also solle nicht das halb zahme Lappen-Ren sich in Jütland halten, vorausgesetzt, daß man ihm dort die nötige Freiheit geben könne. So verständlich diese für und wider geäußerten Ansichten sein mögen, so scheinen sie mir doch den Kernpunkt der Schwierigkeiten nicht zu treffen.

Die Frage ist keineswegs neu. Bereits im Jahr 1784 setzte die Königlich Dänische Landwirtschaftsgesellschaft ihre dritte Goldene Medaille für eine Abhandlung über die Einbürgerung des zahmen Rens im Süden von Norwegen aus. Es ist ja auch bekannt, daß die guten wirtschaftlichen Erfolge, die die Lappen mit ihrer Rentierzucht erzielten, in Norwegen mehreremal Anreiz zur Nachahmung gegeben haben. Man ist aber davon abgekommen, weil mit dem Anwachsen der Ren-Herden sich die Wölfe in ganz unglaublicher Weise an diesen zusammenzogen und schließlich auch die Rindviehherden belästigten, ja sogar in die Gehöfte einbrachen. Besser ist der Versuch der Wiedereinbürgerung des zahmen Rens seinerzeit von Norwegen aus in Island gelungen. Aber dort lagen eben doch die Verhältnisse in jeder Hinsicht günstiger. Das Klima entspricht durchaus den Lebensbedingungen des Rens, und insbesondere war diesem das völlige Auswandern abgeschnitten.

Hiermit habe ich bereits die Schwierigkeiten berührt, die der Einbürgerung des Renwildes auch in Jütland entgegenstehen dürften. Wir haben ja auch in Deutschland in dieser Hinsicht bereits recht belehrende Erfahrungen gemacht. Es sind bei uns mehrere Versuche gemacht, zahme Rener auszusetzen. Die Hoffnung, daß diese, wenn sie überhaupt die Bedingungen ihres Gedeihens fänden, bald verwildern würden, war ja berechtigt, da in den nordischen Ländern gelegentlich versprengte Herden-Rener sehr schnell verwildern. Aber die deutschen Versuche scheiterten bald an der unbezähmbaren Wanderlust, die auch dem zahmen Ren noch innewohnt. Im Jahr 1900 wurden vom Oberförster Wendt im Schwarzwald drei Rener, ein Hirsch und ein Kälberstück, ausgesetzt. Der Hirsch entstammte dem Zoologischen Garten in Basel, während Tier und Kalb in Kopenhagen angekauft waren. Die Tiere gediehen zunächst leidlich, da auf dem südlichen Schwarzwald in Höhe von 800 Meter aufwärts das Rentiermoos reichlich wächst. Aber die Brunft verlief ergebnislos, da das Tier den Hirsch nicht annahm, was wohl auf das zu milde Klima zurückzuführen sein dürfte. Nach einer Mitteilung des „St. Hubertus" Nr. 47, 1903, soll dem Wilde dann aber die Aesung ausgegangen sein. Es habe deshalb zu wandern begonnen und oft erst in verhältnismäßig weiter Ferne nur mit Mühe wieder eingefangen und zurückgebracht werden können. Ob Nahrungsmangel wirklich der Grund zu diesen Wanderungen war, muß dahingestellt bleiben! Schließlich sperrte ein Hotelbesitzer die armen Tiere in einen Stall ein, wo sie natürlich erkrankten und bald eingegangen sind. — Ein anderer Versuch wurde im Jahr 1903 bei Preil auf der Kurischen Nehrung gemacht. Es wurde dort ein Ren-Paar aus dem Königsberger Tiergarten ausgesetzt. Anscheinend war das Gatter, in dem es gehalten wurde, zu eng. Und da im Frühjahr 1904 die Mücken besonders zahlreich und stechlustig waren, so scheint das Tier, das sich ihrer in dem engen Gatter nicht erwehren konnte, an dieser Plage eingegangen zu sein. Der Hirsch hingegen brach aus und zog in richtigem Ahnungstrieb nordwärts! An der Memeler Süderspitze wurde er einigemal beobachtet, wie er in die Ostsee hinausrann und dort sich mit wohligem Behagen von der salzigen Flut umspülen ließ. Bei seiner Rückkehr an den Strand wurde der arme Kerl eingefangen und zur Strafe für seine unbezwingliche Heimatsehnsucht nach dem Königsberger Tiergarten zurückgebracht! An sich beweist das Mißlingen dieser beiden Versuche nicht die Unmöglichkeit der Einbürgerung von Renern in Deutschland. Aber unbedingte Voraussetzung für das Gelingen würde sein, daß man dem ausgesetzten Wild die nötige Wanderfreiheit gewähren könnte. Und da das Ren in dieser Hinsicht an ganz andere Entfernungen gewöhnt ist, als ihm in Deutschland erlaubt werden können, so besteht geringe Wahrscheinlichkeit, daß seine Einbürgerung hier jemals gelingt. In Jütland liegen die Bedingungen insofern besser, als das Wild nicht, wie auf der Kurischen Nehrung, mit Leichtigkeit in unbegrenzte

Ferne nordwärts wandern könnte. Die geographische Höhe des zur Besetzung mit Renern in Aussicht genommenen jütischen Gebietes entspricht dem Breitengrad nach der von Kasan, also dem südlichsten Vorkommen des russischen Rens. Nun ist freilich das dortige festländische Klima wesentlich rauher als das jütische Küstenklima. Grundbedingung des Erfolgs wird jedenfalls auch in Jütland sein, daß man ein ungewöhnlich ausgedehntes Gebiet dem Wild freigeben kann.

Weit beachtenswerter als dieser jütländische Fall war der große Streit, der sich zwischen Rußland und Alaska wegen der Einführung russischer Rener in das schnell sich bevölkernde Goldland am Beringsmeer und Yukon ergab. Das zahme Ren wird dort jetzt mit Erfolg zur Ueberlandpost verwendet. Im Jahr 1891 wurden die ersten 16 Stück von sibirischen Tschuktschen gekauft und nach einer Reise von 1000 Seemeilen in Unalaska gelandet. Im nächsten Jahr folgten 175 Stück nach und landeten bei Port Clarence. Die als Lehrer herübergeholten Tschuktschen unterrichteten die Eskimos in der Behandlung der eingeführten Tiere. Sie stellten sich aber bei diesem Unterricht wenig klug an. An ihrer Stelle wurden deshalb mit hohen Kosten sechs Lappen aus Kantokeino in Finnmarken verschrieben, die mit vier Frauen und vier Kindern im Juli 1894 in Port Clarence anlangten und sich bewährt haben. Nun verbot aber die russische Regierung die Ausfuhr von Rentieren, die sich bald sehr lebhaft gesteigert hatte. Die russische Regierung befürchtete, daß die Ausfuhr die ohnehin durch Seuchen bedrohten sibirischen Bestände erschöpfen und die Preise verhängnisvoll verteuern werde. Die Alaskaner haben sich indessen nicht beirren lassen. Es sind jetzt etwa 20000 zahme Rener in Alaska in Gebrauch, und in Dawson City ist ein stark besuchter Renmarkt. Das Ren leistet am Yukon das Dreifache wie der Hund, der bisher der einzige Gefährte des kühn vordringenden Goldgräbers war. Und es hat vor dem Hund noch den Vorsprung voraus, daß es fast überall am Weg Moos und Flechten findet, während die Nahrung des Hundes auf dem Schlitten mitgeschleppt werden muß und deshalb einen erheblichen Teil der Ladung ausmacht, der beim Ren fortfällt.

Der Schulinspektor Dr. Sh. Jackson, der im Jahr 1894 die Anregung zur Einführung von Renern gab, hat sich ein großes Verdienst um Alaska erworben. Das von ihm gegebene gute Beispiel wurde dann auch von Labrador befolgt. Der Missionsarzt Dr. W. T. Grenfell leitete dort die Angelegenheit. Man ließ 300 Rener aus Norwegen kommen, die unter der Obhut ihrer Lappen über die Küste verteilt wurden, an der infolge der ruchlosen Metzeleien das Wildren schon auf weite Strecken hin verschwunden war und als Folge davon Not und Elend unter den Eingeborenen herrschte.

Das Wildren hat man in dem Adirondack, dem bekannten Gebirge im Norden des Staates Neuyork, einzubürgern versucht. Die ausgesetzten Stücke waren mit Erlaubnis der kanadischen Regierung aus den Provinzen Quebec und Neubraunschweig bezogen. Nach übereinstimmenden Berichten kanadischer Jäger und Wildheger wurden mehrere Rener, die nach dem Adirondacks ausgeführt waren, 1903 in ihren Heimatrevieren wieder angetroffen. Sie waren also zurückgewechselt! Und auch hier war der unbezwingbare Drang der Nordwärtswanderung die Ursache des Mißlingens gewesen!

Um diese bisher seitens der Forschung noch viel zu wenig beachtete Frage richtig zu würdigen, erscheint es nützlich, einen Blick auf die bisherigen Einbürgerungsversuche von anderm Wild zu werfen. Gegenwärtig rückt der Fasan in den baltischen Provinzen in die Gebiete vor, die vordem das Moorhuhn belebte. Und in Deutschland kann man deutlich beobachten, wie er das Birkwild verdrängt. Das Wildren hat längst seine Standgebiete weit über die Grenzen der menschlichen Niederlassungen hinaus vorgeschoben: nach Wrangelland und den Neusibirischen Inseln, nach den Parryinseln und den nordwestlichen Küsten von Grönland. Ihm nachstrebend dringt auch der Elch in Europa und Amerika immer weiter nordwärts vor, während er allerdings in Rußland seit einigen Menschenaltern seine Standorte mehr südwärts zu verschieben scheint, was indessen auf die Entwaldung zurückzuführen sein dürfte.

Es ist eigentlich überraschend, daß dieser Zug zum Norden, der durch unsere Tierwelt geht, nicht von denen erkannt wurde, die sich mit der Einbürgerung südlichen Wildes befaßten. Karl Hagenbeck hat seine glänzenden praktischen Erfahrungen anscheinend gemacht, ohne diese Neigung des freilebenden Wildes zu beachten. Im Drange der Geschäfte hatte er einmal vergessen, einen Saruskranich aus Indien rechtzeitig in das Winterquartier zu bringen. Von der Reise zurückgekehrt, wurde er frühmorgens durch den ihm wohlbekannten Schrei dieses schönen, großen, blaugrau gefiederten Vogels mit lebhaft gefärbten roten Backen geweckt und bekam, da das Fenster mit Eisblumen bedeckt war und das Thermometer 6 Grad Reaumur unter Null zeigte, keinen geringen Schreck. Er stellte sich seinen armen Kranich bereits zu einem Eisklumpen erstarrt und mit abgefrorenen Ständern auf dem Boden liegend vor. Statt dessen fand er zu seinem freudigen Erstaunen den Kranich lustig herumspringend. Mit den Flügeln schlagend begrüßte er seinen Herrn, der ihm nunmehr ein windgeschütztes, aber nach der Südseite offenes Strohlager einrichtete. Aber siehe da: dem Kranich fiel es gar nicht einmal ein, selbst bei strengstem Frost seine Windschutzecke als Obdach zu wählen. Das Känguruh fühlt sich in strengen Wintern in freier Luft unbeschreiblich wohl. Es kann also gar keinem Zweifel unterliegen, daß südliches Wild an die nordische Kälte gewöhnt werden kann. Dagegen glaube ich aus gewissen Erfahrungen den Schluß ziehen zu dürfen, daß nordisches Wild oder solches aus hohen Gebirgslagen die Einbürgerung in südlichere oder tiefer liegende Gebiete sehr viel schlechter verträgt. Und doch behält gerade dies für die Weidmannswelt deswegen einen so hohen Wert, weil namentlich die starken Hirsche aus kälteren Breiten oder Höhenlagen von den Besitzern großer Parks so sehr gewünscht werden, insbesondere neuerdings die Riesen aus dem Altai und neben diesen noch immer die Wapiti. Bereits in den fünfziger Jahren hatte Graf Arco-Zinneberg in einer geeigneten Talschlucht seines bayrischen Gebirgsreviers die Einbürgerung von Wapiti versucht und dies Wild auch stammecht weiter gezüchtet. Aber die Hoffnung auf eine sich in Freiheit vollziehende Kreuzung mit deutschem Rotwild war vergeblich. Um die Mitte der sechziger Jahre versuchte Herr von Laffert auf Dammretz in Mecklenburg die Kreuzung in engerer Umfriedigung. Aber auch dies mißlang. Der Edelhirsch kümmert sich nämlich um die Brunst der Wapititiere gar nicht,

ist aber anderseits durch seine größere Wendigkeit dem Wapitihirsch überlegen und schlägt ihn in der Brunft von seinen Tieren ab, wenn er ihn erreichen kann. Aus diesem Grunde wurden bei Herrn G. Winter in Frankenfelde (Kreis Luckenwalde) nur Rottiere mit einem Wapitihirsch in einem besonderen Gatter gehalten. Aber auch da gelang die Paarung nicht. Und erst dann wurde ein Erfolg erzielt, als Herr Winter ein Wapitihirschkalb kommen ließ und dies in einer engeren Abgatterung an den ausschließlichen Anblick von deutschen Rottieren gewöhnte. Weder ein deutscher Rothirsch noch Wapititiere kamen ihm zu Gesicht. Dadurch wurden die ersten Kreuzungsergebnisse in größerer Zahl erreicht: im Jahr 1887 wurden von 18 Rottieren bereits 14 Kreuzungskälber gesetzt. Ob diese deutsch-amerikanische Mischehe für unsere deutschen Rotwildstände von Nutzen, ja ob sie überhaupt nötig war, wird stark bestritten im Hinblick auf die ausgezeichneten Ergebnisse, die wir ohne jede Zufuhr fremden Blutes in vielen deutschen Revieren durch eine verständnisvolle Hege mit der Büchse erzielt haben.

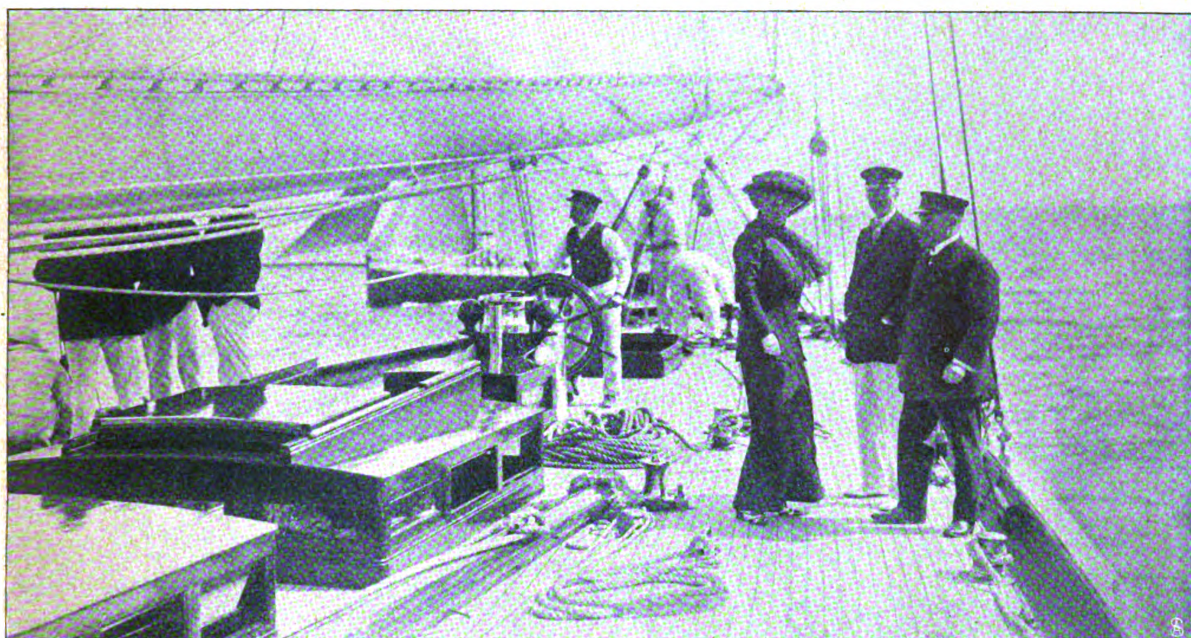
Und der Schlüssel zu dieser Anziehungskraft und heilsamen Artstärkung des Nordens? Ich meine, daß wir ihn in der Urgeschichte unserer Tierwelt und unserer eigenen Art zu suchen haben, die ja immer deutlicher nach einem hochnordischen Schöpfungsherd weist, je mehr sich die Schleier über die Vergangenheit der nordischen Länder lüften. Oswald Heer hat in seiner „Fauna fossilis arctica“ schon 1868 die Uebereinstimmung der hochnordischen, insbesondere der Spitzbergener, Isländer und Grönländer Pflanzenwelt mit der heutigen in den baltischen Ländern nachgewiesen. Gestützt auf diese Tatsache glaubte ich (siehe: „Der Elch“ in Meerwarths „Lebensbildern aus der Tierwelt“), die Gleichartigkeit der Tierformen in Amerika und Asien-Europa, insbesondere also die von Elch und Edelhirsch, Wolf, Bär usw., aus deren gemeinsamer Herkunft von dem hochnordischen Schöpfungsherd im Miozän erklären zu dürfen. Zu dem gleichen Schluß kommt Prof. Dr. Simroth unter einer andern Voraussetzung, nämlich der Pendulation der Pole. Er weist in überraschender Weise bis ins einzelnste hinein die Uebereinstimmung jener Formen an ihren östlichen und westlichen Grenzen nach. Und wenn er die Auffassung vertritt, daß die Wildarten sich am stärksten entwickelt haben, die am weitesten nach Norden vorgedrungen sind, so läuft das im Schluß auf das gleiche hinaus wie meine Ansicht, daß die Wildarten es zur höchsten Stärke gebracht haben, die am längsten in ihrer ursprünglichen nordischen Heimat geblieben waren. Im einen wie im andern Fall gewinnt unter diesem Gesichtspunkt der geheimnisvolle, nach Norden drängende Zug unserer Tierwelt fast den Wert eines mathematischen Gesetzes. Insbesondere verstehen wir dann auch, warum dem Ren das deutsche Klima nicht mehr zusagt, obgleich seine Vorfahren doch, wie die Funde von der Schussenquelle und aus den Höhlen der Dordogne beweisen, einst in unserer Heimat und in Frankreich gestanden haben. Damals lagen eben über den heute blühenden Auen der Provence und den lachenden Gefilden von Schwaben die Gletscher des Inlandeises, und als diese verschwanden, ist das Ren, das allezeit nur an den Rändern des Eises leben mochte, nordwärts gewandert, weiter, immer weiter, bis an die äußersten Grenzen der nordischen Erde!

An Bord der „Westward“.

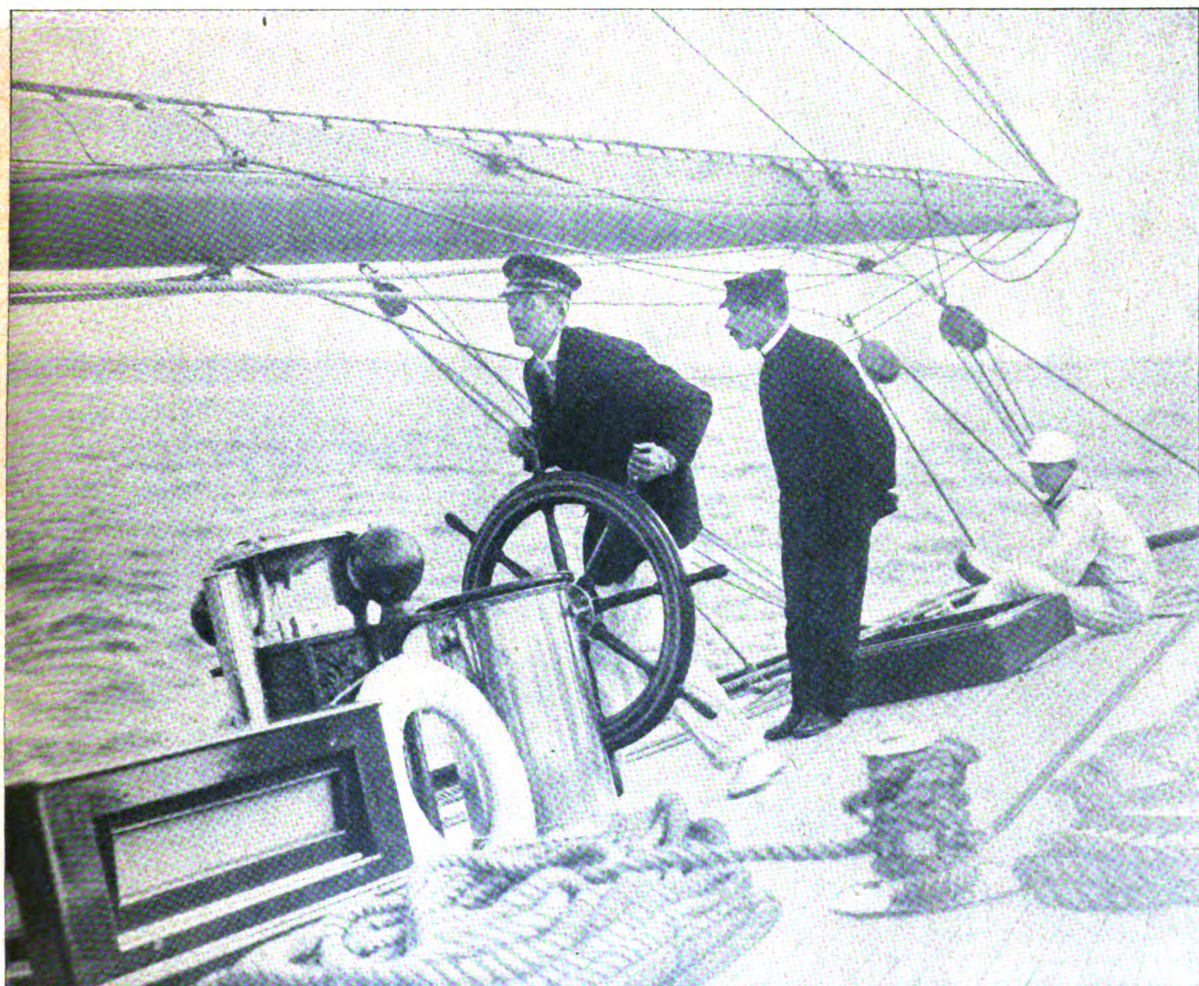
Von A. Wienholdt, Oberleutnant zur See a. D. — Hierzu 8 Aufnahmen von The Sport & General Illustrations Co.

Der wahre Luxus, der die Anerkennung aller erreichen soll, verlangt zweierlei: der Gegenstand muß von zweifelloser Echtheit sein, und dem, der ihn zeigt, muß die Repräsentation im Blut liegen. Ein vollendetes und seltenes Beispiel hierfür ist der Clou der diesjährigen Segelsaison, die amerikanische Schunerjacht „Westward“, deren Besitzer Mr. Cochran, ein Sportsman vom Scheitel bis zur Sohle, sie von Sieg zu Sieg führte, und der Könige und Fürsten in ihrer Kajüte bewirtete.

Ein „Qui vive“ schallt dem entgegen, der am Fallreep anlegt, und nur, wer sich als Inhaber eines Namens von Rang und Würden legitimiert, erhält Zutritt auf dieses Millionenobjekt. Dazu gehört auch der „Photograph“, wenn auch natürlich nur der, der gewohnt ist, sich unter den obersten Zehntausend zu bewegen, und es daher versteht, dem jeweiligen Milieu entsprechend, mit sicherm Blick die Momente festzuhalten, die für den gewöhnlichen Sterblichen von Interesse sind. Und was interessiert uns von einer berühmten Rennjacht, wenn nicht Szenen, die sie bei der „Arbeit“ zeigt? Zwar entzückt sie auch Fachmann und Laien, wenn sie im sichern Port vor Anker liegt, aber dann sind es doch nur die eleganten Linien, die dem Auge für eine Weile wohl tun; seine ganze Schönheit, die dem, der sie genossen hat, einen festen Platz der Erinnerung im Herzen sichert, entfaltet das stolze Schiff erst, nachdem es seinem Besitzer „klar zum Inseegehen“ gemeldet ist (Abb. S. 1485). Sein Begleiter ist ein in der Seglerwelt nicht minder bekannter Mann: Fregattenkapitän Karpf, der langjährige Segeloffizier der „Iduna“ unserer Kaiserin; auch dürfte es so leicht nicht jemand geben, der den Namen der Dame Vanderbilt nicht schon einmal gehört hat. Noch andere Gäste sind an Bord, doch es liegt nicht im Charakter amerikanischer Gastfreundschaft, daß die Gesellschaft vom Anfang bis zum Schluß zusammensteckt, eine Sitte, die ganz gut übern großen Teich zu uns kommen und heimisch werden sollte. — „Time is money“, und speziell für den Amerikaner. Und wenn es auch nur wenige Sekunden waren, die Mr. Cochran beim Geknipstwerden vertrödelte, sie müssen wieder eingeholt werden, darum legt er selbst mit Hand an beim „Heiß Großsegel“ (Abb. S. 1488). Das Großsegel ist die Maschine des Seglers, von seinem Aussehen hängen zum großen Teil Erfolg oder Fiasko ab. Wie die Maschine im Dampfer nur ihr Letztes hergibt, wenn jedes Schräubchen an seinem Platz ist, so tut das Großsegel erst seine volle Pflicht und Schuldigkeit, wenn kein Fältchen die Leinwand verunziert, ganz abgesehen davon, daß im andern Fall die schmuckste Jacht den Außenbeobachter zu einem bedauernden Achselzucken veranlaßt: Damit ist nicht viel los — im Großsegel ist kein „Trimm“! — Der erste Törn geht vorm Wind, das paßt der



„Klar" zum Inseegehen. Von links nach rechts: Mrs. Cornelius Vanderbilt, Mr. Cochran, Fregattenkapitän Karpf.



Der Eigner Mr. Cochran am Ruder.

Besatzung nicht schlecht, sie kauert bequem an der Reeling und „breakfastet“ (Abb. S. 1488), das gleiche tun die Herrschaften in der mit allem Komfort ausgestatteten Kajüte, an deren mit den erlesensten Leckerbissen besetzten Tafel wohl auch ein Lukullus seine Freude wenn er erfährt, welche Monatsgage so ein simpler Seemann bezieht. Inzwischen hat der Wind aufgefrischt und droht, noch stärker zu werden, daher muß rechtzeitig etwas geschehen. „Ein Reef in den Klüver!“ (Abb. S. 1488). Man kann sich ungefähr eine Vorstellung von den Dimensionen dieses Vorsegels machen, wenn man sieht, daß acht Mann bei diesem Manöver tätig sind. Es scheint verfrüht gewesen zu sein, denn der gefährlichste Konkurrent der Cowes-Woche, die deutsche „Germania“, holt sichtlich auf (Abb. untenst. und S. 1487). Das sind für den Sportsmann die

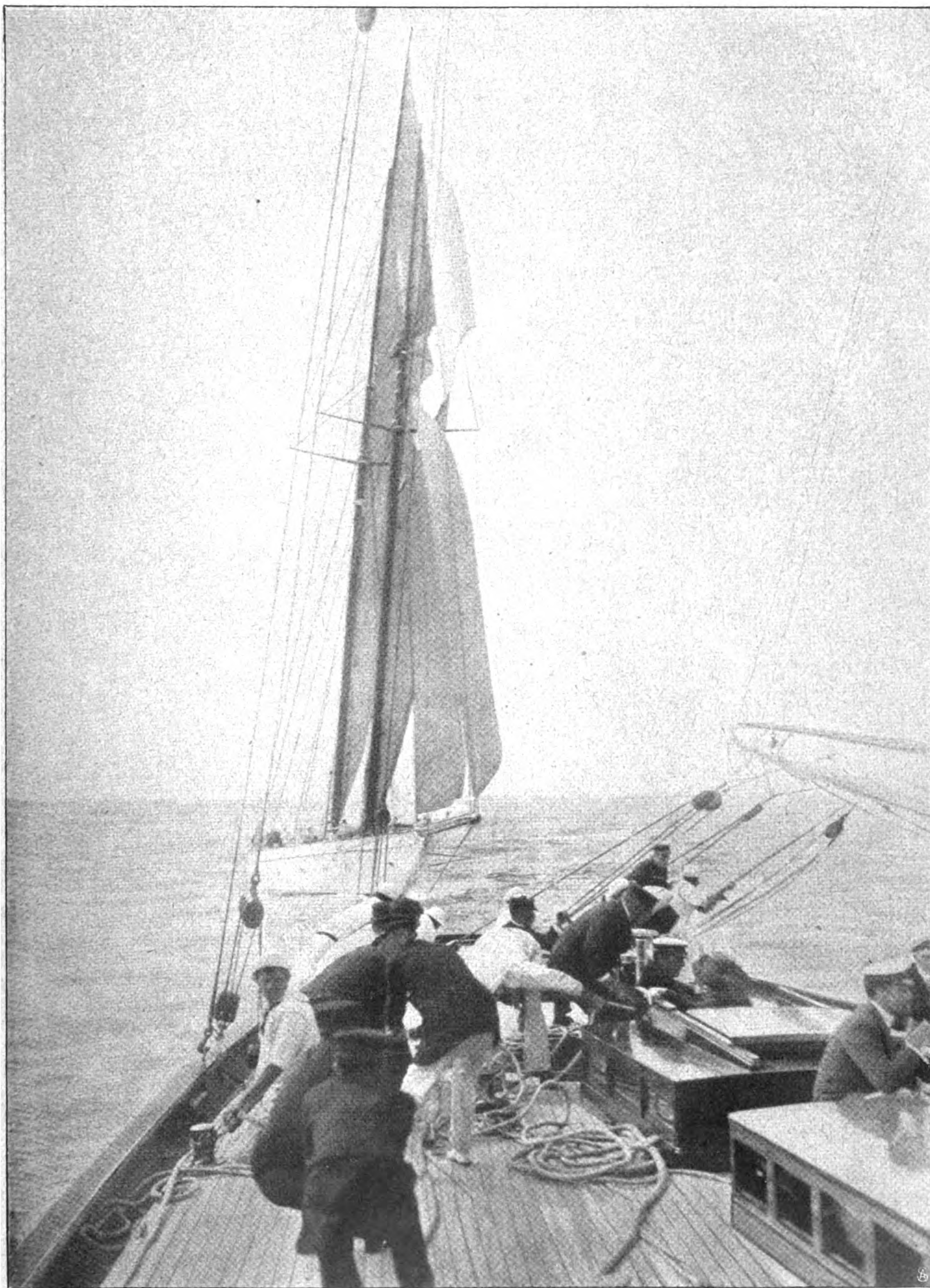


„Kurz vorm Ziel.“

haben würde. — Die erste Boje ist gerundet, die „Westward“ liegt „am Wind“. Das ist der Prüfstein für einen Renner auf dem Wasser und gleichzeitig für seinen Führer. Das Vormwindsegeln ist keine große Kunst, erst beim „Aufkreuzen“ zeigt sich der Meister, wenn es gilt, haarscharf die Linie einzuhalten, auf der die Fahrt des Schiffes mit der Segelstellung im richtigsten Verhältnis steht. M. Cochran steht am Ruder (Abb. S. 1485), nicht, als ob er sich einbildet, als einziger der Situation gewachsen zu sein, sondern er nimmt Unterricht bei seinem Capt'n Barr, der in der Lenkung großer Rennjachten auf der Welt nicht seinesgleichen hat. Dementsprechend wird er auch honoriert, und mancher Heldentenor würde ein erstauntes Gesicht machen, reizvollsten Augenblicke. Der aufkommende Hintermann ist sich seiner momentanen Ueberlegenheit bewußt, doch er weiß auch, daß der vor ihm sein Leben teuer verkaufen wird, wenn es ihm nicht etwa sogar gelingt, durch eine Veränderung in der Takelage wieder an Terrain zu gewinnen. Man bedenke, daß die „Westward“ 15 verschiedene Segel führen kann, und um deren Wirkung bei den hundert verschiedenen Wind-

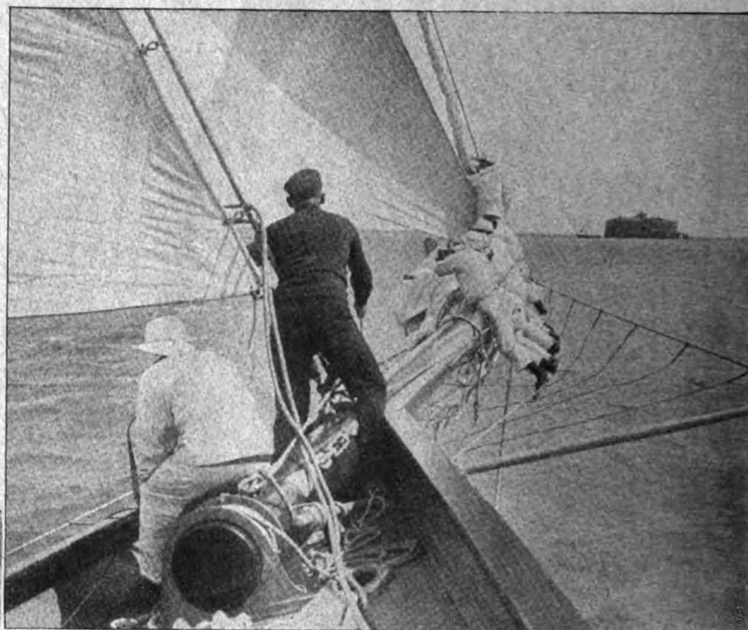


Ein kritischer Moment.



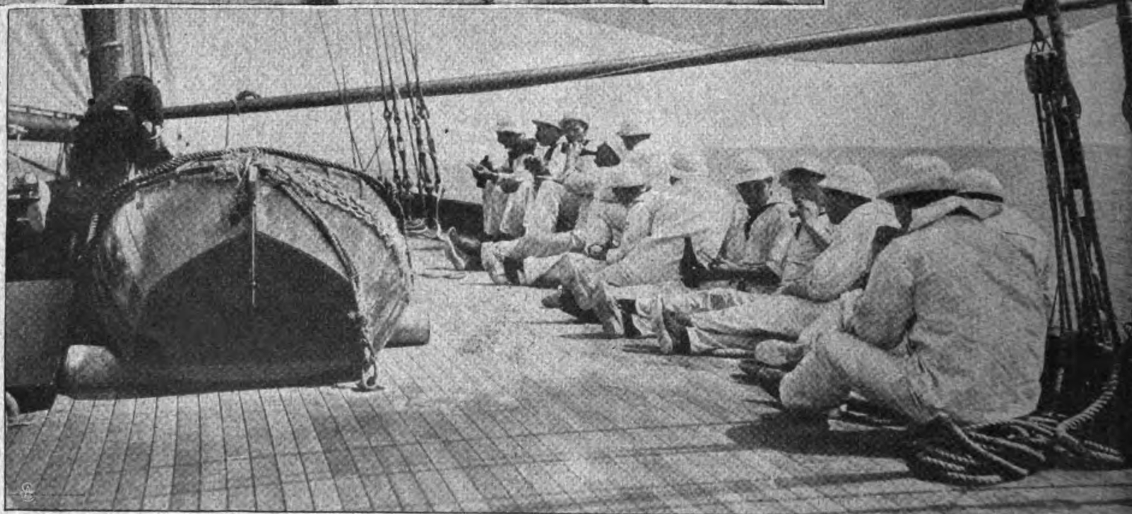
An Bord der „Westward“: Die „Germania“ hart auf den Fersen.

und Seeverhältnissen genau zu kennen, das erfordert ein langwieriges Studium. Und nicht jeder hält es aus; die Nerven vieler, die sich als Ziel ihrer Laufbahn den Kapitänsposten einer großen Jacht gesteckt haben, langen schließlich bloß zum Führer eines mittleren Bootes, und damit ist zwar nicht die Möglichkeit mancher schöner Siege ausgeschlossen, aber doch die, während der größten segelsportlichen Veranstaltung, der „Cowes week“, um die beiden heiß ersehnten Trophäen, den „Kings cup“ und „Kaisers cup“, zu kämpfen. Dieses Jahr hat den letzteren die „Westward“ gewonnen. Wundervoll veranschaulicht Abbildung S. 1486 den Moment „kurz vorm Ziel“. Jeder ist mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf seinem Posten; denn es kommt nicht nur darauf an, irgendwie durch die Ziellinie zu kommen, sondern prüfenden Blicks verfolgen die Richter auf dem nahen Dampfer jede kleinste Bewegung an Bord, und wie bei andern Sportzweigen, so heißt es ganz besonders beim Segeln: Sieger oder Besiegter, die Hauptsache ist, daß kein Fehler begangen ist.

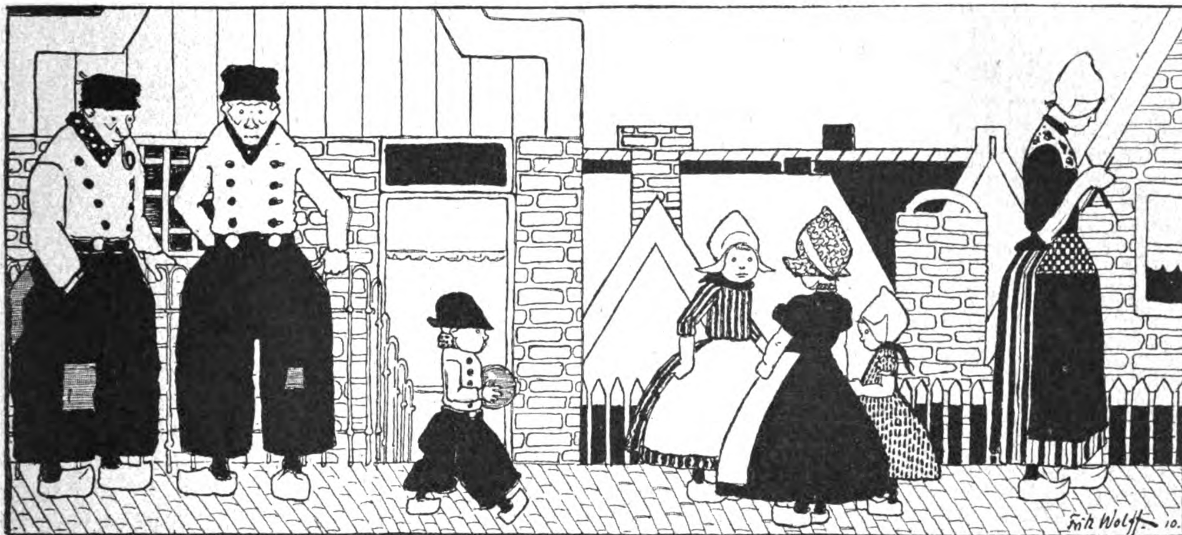


„Ein Reef in den Klüver.“





Beim Frühstück. Oberes Bild: „Hol aus Großsegel!“



Holland als Malerland.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 6 Abbildungen.

Es ist eine Wahrheit: die großen Maler sind's, die uns am nachdrücklichsten die Schönheiten eines fremden Landes erschließen. Weil ihre Werke den Stimmungsgehalt ihrer Umgebung (oder doch Charakteristisches davon) an typischen Beispielen verkörpern, wird es uns, die wir in der Kunst das Leben und im Leben die Kunst zu sehen gewöhnt sind, leichter gemacht, das auf uns einstürmende Chaos von neuen Eindrücken in Höhepunkten zu ordnen. Wir fahren durch Holland, durch dies bevorzugte Eden idyllischer Anspruchslosigkeit, und überall sehen wir, wie Vergangenes aufersteht und das Neue sich willig mit dem Alten verschwistert. Wenn du die Augen offen hast, findest du alles wieder, was in den Galerien dein Interesse fesselte. Die Sonne webt um die Gestalten noch die gleiche transparente Helligkeit, die einst Lukas van Leydens Malerauge entzückte. Des Titanen Rembrandt treue Wirklichkeitstypen bevölkern noch heute die Joden-Breestraat in Amsterdam, und die schwermütigen Wolken- und Luftstimmungen, die das Gemüt eines Jan van Goyen oder eines Ruysdael in Wallung brachten, sie lasten noch genau so dumpf über Dünen und Städten, als ob das Räderwerk der Zeit ewig stillgestanden wäre. Ja, das Land ist wirklich das alte geblieben. Selbst Jan Steens heitere Derbheit tollt noch draußen bei



Am Hafen: Eine malerische Kindergruppe. Phot. J. Siewers.

den Bauern herum. Nur das Menschengeschlecht hat das Gewand gewechselt. Nur die Wortführer und die Ausdrucksmittel der Kunst haben sich verändert. Die Nachfahren Bosboom, Jongkind, Mauve und Jakob Maris — die neuen Propheten der stillen holländischen Eigenart — ruhen zwar auch schon längst in den Gräbern. Aber der Geist, der in ihnen wirkte, ist so wenig tot wie der Rembrandts, weil er stets das Lebendige im Lebendigen suchte. Und was der greise Israëls, was Willem und Matthijs Maris, was Breitner, was Mesdag und Storm van's Gravesande heute schaffen, ist ebenfalls so eng mit der Seele dieses Landes verbunden, daß in ihrem Werk Hollands Wesen wie in einem Brennspiegel gefaßt erscheint.

Vielleicht ist das das gewinnendste an der holländischen Kunst, daß sie in erster Linie wahr sein will. Die Wahrhaftigkeit ist hier zur Tradition erhoben. Die Holländer wissen, daß ihre Heimat Lieblichkeiten besitzt wie kein zweites Land, und diese Anhänglichkeit an die Scholle gibt ihnen das starke Selbstbewußtsein. Erdenfest, ernst und sensitiv ist der Realismus, den sie pflegen. Sie sind zu bescheiden, um auf den Gedanken zu verfallen, die Natur korrigieren zu sollen, und hassen alles, was nicht diesen würzigen Erdgeruch an sich trägt. Dazu kommt noch, daß der Maler, der in Holland malt, alles findet, was er sucht. Er braucht nur zur Haustür hinauszugehen und hat Motive, die sich als geschlossene Komposition in den Rahmen stellen lassen, und auf der andern Seite aufgelöste Naturstimmungen, wo alles Anekdotische beiseite geschoben ist und nur die Landschaft als Trägerin von Licht und Farbe zu uns spricht. Der Städtemaler sowohl wie der Interieurmaler, der Tier-, der Blumen- wie der Marinemaler, keiner kommt hier zu kurz. Man braucht nur ein Maler zu sein, in dessen Herzen das göttliche Feuer brennt. Die Natur wirft hier ihre Gaben aus einem großen Füllhorn vor ihn hin. — Es liegt ein Zauber ohnegleichen über Holland. Die vielen mastenreichen Häfen, die brückenüberspannten Grachten mit ihrem wechselvollen Schifferleben, die Windmühlen mit ihren grotesken Ueberschneidungen, die in unermeßlicher Ferne sich verlierenden Wiesen mit den zahllosen Viehherden — was für Anregungen bietet das alles dem Farbe und Form suchenden Blick! Zu allen Tages- und Nachtzeiten wanderte ich durch dieses



Ein begehrtes Modell.



Der Maler bei der Arbeit.

Land. Am ewig belebten Meer, durch bevölkerte alte Städte, an engen, vertrockneten Kanälen entlang. Auch ging der Weg über vom Mondlicht verzauberte Felder und Dünen hin. Vom Morgen bis zur Nacht erlebte ich so alle Veränderungen der Natur. Aber stets gab es zwischendurch wieder neue Ueberraschungen, Ueberraschungen, die das wechselnde Licht mit sich brachte. Dies mit Feuchtigkeit vollgesogene holländische Licht, das ganz besondere Launen hat, und dessen Leuchten an Intensität zunimmt, je näher man der Nordsee ist.

Kein Wunder, wenn Holland auch auf die deutschen Maler in den letzten Jahrzehnten eine immer stärkere Anziehungskraft ausübt. Wie herrlich Max Liebermanns Kunst gerade in Holland aufgeblüht ist, ist bekannt. Er hat in Amsterdam, Haarlem, Leiden, Laren, Edam, Hilversum und Noordwijk eine große Anzahl von Meisterwerken geschaffen, die der beste Holländer nicht reicher hätte ausstatten können. Als er im Jahr 1873 das erstemal nach Holland ging — im gleichen Jahr, wo auch Lier und Schönleber dort malten — da war Holland noch nicht entdeckt. Die holländischen Ausstellungen in München weckten eigentlich erst die Sehnsucht nach diesem Malerland, von dem die Heimgekehrten so begeistert erzählten, daß die Farbe dort eine stärkere Leuchtkraft besitze und die Luft Harmonien webe von einer beispiellosen Mannigfaltigkeit und Lichtfülle. Legion ist die Zahl der deutschen Maler, die seitdem hier, von Natur und Kunst in gleicher Weise angezogen, ihren Studien lebten. Man weiß von den Ausstellungen her, was für Schätze Hermann Baisch, Fritz v. Uhde, Hans v. Bartels, Toni Stadler, Gotthard Kühl, Heinrich v. Zügel, Ludwig Dill, Fritz Kallmorgen, Hans Herrmann, Theodor Hummel und Hans v. Hayek in Holland sammelten. Natürlich zerstreut sich das malende Künstlervolk über das ganze Land. Von Nordbrabant bis zur Provinz Groningen hinauf, überall trifft man Maler. Trotzdem gibt es einige Orte, die mit besonderer Vorliebe aufgesucht werden. Diese Plätze sind Scheveningen, Katwijk, Noordwijk, Laren, Ijmuiden und Volendam. Namentlich Volendam besitzt — ähnlich wie Dachau — eine ausgedehnte Künstlerkolonie, die im Hotel, eigentlich muß man sagen im Museum Spaander, ihren Mittelpunkt hat. In diesem kleinen Dorf an der Zuidersee werden die malerischen Fischertrachten heute noch gleichsam in Reinkultur gezüchtet; hier hält man sich auch auf die schönen altholländischen Interieurs noch etwas zugute, weil man weiß, daß die Maler in sie verliebt sind wie in ihre eigene Seele. Und in Volendam gibt es ferner Charakterköpfe (männlichen und weiblichen Geschlechts) wie auf der ganzen Welt nicht mehr. So etwas weiß der Maler ebenfalls zu schätzen. Und Kinder gibt es, Kinder mit prallen, runden Gesichtern und unschuldvoll hineingesetzten Rosinenaugen darin, wie ich sie in solch staunender Harmlosigkeit putziger nirgends gesehen.



Ein typisch holländisches Motiv.

Ruht einmal der Pinsel des Malers und kommen die bleichen Stunden der Ernüchterung über ihn, dann setzt er sich auf die Eisenbahn und fährt nach einem der großen Museen, nach Amsterdam, nach Haarlem oder nach dem Haag. Dort, wo all die Malerkönige und kleineren Malerfürsten, Rembrandt und Hals und Vermeer, Ruysdael, Brouwer und Jan Steen, in stolzem Saal versammelt sind. Erhaben thronen sie und stehen doch jedem Rede. Und sie lehren jeden Entmutigten immer wieder von neuem, das Leben in emsiger Arbeit zu vertiefen und die Arbeit als die große Befreierin von allem Leid zu verehren. Dieser Sehnsucht hat schon Vincent van Gogh, der zerklüftetste aller Holländer, beredten Ausdruck verliehen, als er schrieb: „Wie notwendig ist es doch, in jetziger Zeit einmal nach den alten holländischen Bildern zu sehen!"



Eine Frauenfrage.

Skizze von Thea von Harbou.

Wolf Herenberg, der berühmte Deutsch-Ostafrikaner, war entschieden das Ereignis der Gunförder Saison, die sonst nicht an einem Uebermaß von Aufregungen krankte. Seine ritterliche Erscheinung, der die letzte Malariaattacke einen ganz besonderen Reiz bräunlicher Blässe verlieh, die sagenhafte Tollkühnheit seiner überseeischen Reiterstückchen, die verschiedenen Auszeichnungen, die ihm zuteil geworden waren, all das machte ihn zum Mittelpunkt der kleinen, auserlesenen Gesellschaft; und wenn irgendeine mit Humor gesegnete Behörde die Gunförder Vertreterinnen des schönen und schwachen Geschlechts beauftragt hätte, eine Personalbeschreibung des Helden von Usambara zu liefern, so wären viele schmeichelhafte Dinge zu Protokoll genommen worden.

Wolf Herenberg ließ sich all diese reizenden Aufmerksamkeiten mit einer wunderhübschen, fröhlichdankbaren Selbstverständlichkeit gefallen, als ob sie zum Programm seiner Nachkur gehörten. Und doch glaubten seine schönen Freundinnen bald, Grund zur Unzufriedenheit zu haben. Er erzählte gern und meisterhaft mit der prachtvollen Lebendigkeit rückschauenden Genießens, er beantwortete auch die kindlichsten Fragen seiner eifrigen Zuhörerinnen ergebungsvoll und liebenswürdig, aber seine Worte und sein Lächeln blieben dabei von einer Unbefangenheit, die einfach trostlos war, und das lebhaft beteiligte Gunförde fing an, es ziemlich rücksichtslos von Wolf Herenberg zu finden, daß er ihm die angenehme Sensation solch kleiner Vorpostengefechte des Herzens so hartnäckig vorenthielt.

Ellinor von Nuntius war ganz der gleichen Ansicht. Sie hatte nach der ersten Begegnung mit Wolf Herenberg ihre Begleiterin Lilian Fairhall, die nach dreijährigen Diensten bei Ellinor eigentlich durch nichts mehr zu verblüffen war, vollständig aus dem Gleichgewicht gebracht durch die Mitteilung, daß sie nach tausend Vorspiegelungen falscher Tatsachen endlich einen Mann gefunden habe und entschlossen sei, dieses merkwürdige Musterexemplar seiner Gattung zu heiraten. Und nun mußte die wunderschöne, blonde, kapriziöse Goldprinzessin zu ihrer unbeschreiblichen Ueberraschung erfahren, daß es wirklich zwischen den beiden Polen einen Mann gab, der nicht spätestens am dritten Tag zu ihren schmalen Füßen lag und schwor, sie sei die Frau, die ihm das Schicksal von Anbeginn bestimmt habe!

Er huldigte ihr freilich auf eine zarte und besondere Art, die sie vor allen anderen auszeichnete. Wenn sie zu den Mahlzeiten, zu den Konzerten mit der geheiligten Unpünktlichkeit schöner Frauen erschien, taufrisch, hinreißend in der bewußten und betonten Vornehmheit

ihres Geschmacks, ein wenig hochmütig und sehr siegessicher, dann war er der Vasall ihrer Schritte. Und seine Augen mit dem tiefen und weiten Blick der Menschen, die der Unendlichkeit ins Gesicht gesehen haben, seine klaren, blauen Germanenaugen sagten ihr mit einer fast andächtigen Bewunderung, daß er sie über alle Maßen schön und reizend fand. Aber seine Lippen wollten diese Sprache nicht lernen.

Lilian Fairhall pflegte später zu behaupten, sie hätte in den vierzehn Tagen dieses heimlichen Kriegs alle vergangenen und zukünftigen Sünden ihres Lebens verbüßt. Einmal hatte sie in heller Verzweiflung gewagt, an die Abreise zu mahnen, aber ein einziger Blick Ellinors scheuchte sie erschreckt aus dem Zimmer.

O nein! Die schöne Ellinor war nicht gewohnt, auf etwas zu verzichten, das sie sich einmal in den allerliebsten Blondkopf gesetzt hatte. Sie rechnete mit ihrer Persönlichkeit wie mit ihren Millionen, und die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß jedes Ding auf Erden seinen Preis hat, auch ein Mann. Es galt nur, ihn richtig einzuschätzen.

Wolf Herenberg stand hoch im Preis, das wußte sie. Und sie legte nach und nach alles Kostbare, das sie besaß, in die Wagschale seines Werts: ihre Schönheit, ihren Reichtum, ihre wundervollen dreiundzwanzig Jahre und zuletzt, in zorniger Ratlosigkeit, ihr ganzes, warmes, sehnsüchtiges Herz. Aber Wolf Herenberg, der afrikanische Barbar, hielt es scheinbar nicht einmal der Mühe wert, nach den gebotenen Schätzen die Hände auszustrecken. Nur seine Augen sagten ihr hundertmal an jedem Tag: Du bist schön, meine kleine Ellinor; wunderschön bist du, und ich liebe dich, ich liebe dich!

Und eines Tages beim Frühstück erzählte er, strahlend vor Freude, daß ihn der Arzt gesund erklärt, daß er sich wieder dienstfähig gemeldet habe und in kürzester Zeit von der alten nach der neuen Heimat abreisen werde.

An diesem himmelblauen Nachmittag wählte Ellinor von Nuntius ihr allerschönstes Kleid, denn sie hielt sehr viel von der Wichtigkeit der Kriegsausrüstung, setzte ein kleines Wunderwerk aus breitem Stroh und Lindenblüten auf das Blondhaar, schulterte den Sonnenschirm und ging nach dem Strand.

„My dear!", rief Lilian Fairhall ihr vom Fenster aus nach und legte eine Welt von Bedeutung in das winzige Wort. „Du wirst in einer halben Stunde dein teuerstes Kleid geopfert haben!"

Ellinor verzichtete auf eine Antwort. Sie fand es ganz unnötig, die schönste Toilette für eine zweite Gelegenheit zu schonen, wenn sie bei der ersten ihren Zweck erfüllte. Mit ihrem freien und stolzen Gang, der an den Rhythmus eines Frühlingsliedes mahnte, ging sie nach dem Meer, um Wolf Herenberg zu suchen. Sie stand vor einem Rätsel, aber sie war entschlossen, ihm auf den Grund zu kommen.

Sie fand den berühmten Afrikaner an seinem Lieblingsplatz, am Ende der schmalen Landzunge, die weit, weit in die See hinauslief. Da lag er, so lang er war, im Sand, hatte die Hände unter dem Kopf verschlungen und träumte in den Himmel hinauf, dessen Blau so kühl und rein erschien, als ob die Schneeberge des Nordens sich in seiner klaren Tiefe spiegelten.

„Ich störe Ihre Einsamkeit, Herr Herenberg?"

Er sprang, sie erkennend, auf die Füße und küßte ihr die Hand. Seine Augen strahlten sie an. „Dafür bin ich Ihnen ja nur dankbar, gnädiges Fräulein, ich werde bald genug wieder ungestörte Einsamkeit um mich haben!"

Sie setzte sich und spielte mit ihrem Schirm.

„Wenn Ihnen davor graut — warum bleiben Sie dann nicht in Europa?"

„Ausgeschlossen, meine Gnädigste. Raumbeschränkung bin ich in keinem Sinn mehr gewohnt. Ich würde mir vorkommen wie ein Adler im Hühnerstall."

„Ich danke für das Kompliment, Herr Herenberg. Sie sterben wenigstens einmal nicht an Selbstunterschätzung", bemerkte die junge Schönheit sachlich.

Er lächelte vergnügt. „Das wäre für einen Mann auch kaum die wünschenswerte Todesart", meinte er und nahm seinen alten Platz wieder ein. „In Afrika wird sie schwerlich Schule machen."

„Nein, allerdings nicht. Sie bekommen da drüben alle eine gelinde Abart von Größenwahn, nicht wahr?"

„Das ist eine ganz harmlose Kinderkrankheit, meine Gnädigste. So ein vom Nest entflogenes Küchen, dem die mitteleuropäische Eierschale noch fröhlich am Rücken klebt, dünkt sich der ungewohnten Freiheit gegenüber plötzlich als Herr der Welt. Denn was sind wir hier? Nummern, Stufen, Klassen — Abteilung A, B, C — Schema F, mit der ehrenvollen Aussicht, einmal der Leithammel irgendeiner Herde zu werden. Da kann einer der genialste Kerl seines Jahrhunderts sein, das nützt ihm nichts, wenn in seiner Stellung Genialität nicht gesetzlich erlaubt ist. Aber da drüben, da ist die Unendlichkeit, die Grenzenlosigkeit, die Riesengröße, die überhaupt nur das Genie erträgt und meistert. Da wird alles lebendig, was Könige schafft. Stählerner Wille, unerschütterliches Selbstvertrauen, jauchzendes Kraftbewußtsein, der Triumph des Erfolgs — und die Summe von allem: der Mann, der Herr der Schöpfung!"

„Sie haben Ihren Beruf verfehlt, mein Bester", meinte Ellinor etwas kühl. „Sie hätten Volksredner werden sollen!"

„Ich bezweifle, daß ich damit mehr erreichen würde. Das Volk hält im Grunde nicht viel von Reden, es will die Tat und hat recht damit! Der Erfolg ist der beste Prophet. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, das gälte dem Volk längst nicht so viel wie der Beweis einer einzigen Ernte. Und über dieses jungfräuliche Land zu gehen als Sämann und Schnitter, sein Leben wecken, seine Schätze heben, nicht im eigenen Dienst, nein, als Pionier einer jungen, kommenden Zeit — das ist ein Gefühl, dem nichts auf der Welt gleichkommt. Größenwahn, nein! Aber es hat etwas Göttliches im Sinn des alten Worts: Gott schuf den Menschen sich zum Bilde. Das begreift man erst dem Erwachen des neuen Landes gegenüber, das man liebt wie sein Geschöpf."

Ellinor schwieg. Sie hatte den Kopf gesenkt und zeichnete mit dem Sonnenschirm unlösbare Runen in den Sand.

„Sie wundern sich über meine Beredsamkeit", fuhr er nach einer Weile fort, ohne sie anzusehen. „Seien Sie mir nicht böse! Wie lange dauert es noch, daß ich zu einem denkenden Menschen sprechen kann? Noch ein paar Tage in der alten Heimat, ein paar Wochen unter gleichgültiger Schiffsgesellschaft — dann kommt die große Stille und die Einsamkeit, die kein Echo hat. Da sehnt man sich nach einem Menschen, der in unserer Sprache redet und in unserer Sprache schweigt. Denn man lernt das Schweigen da drüben, und das tiefere

Fühlen und alles Glück liegt uns in der Seligkeit wortlosen Verstehens, in der Seele eines Menschen, dem wir unser tiefstes Fühlen zeigen können, wenn alle Gedanken überströmen in Glück und Not . . ."

„Sie sollten heiraten, Herr Herenberg", sagte die wunderschöne Ellinor von Nuntius sanft.

„Das würde ich sehr gern tun —"

„Nun also, warum tun Sie's nicht?"

„Weil die Frau, die ich liebe, noch nicht um mich geworben hat", erklärte der berühmte Afrikaner.

Ellinors zornige Augen funkelten ihn an. „Sind Sie ganz sicher, daß Sie kein Fieber mehr haben?" fragte sie mit blassem Gesichtchen.

„Todsicher, meine Gnädigste."

„Dann habe ich das aufrichtige Vergnügen, mich Ihnen zu empfehlen", sagte die junge Schönheit und wollte sich erheben. Aber seine Hände hielten sie fest.

„Ich möchte, daß Sie mich verstehen", meinte er ganz behutsam und richtete sich auf, ohne ihre kalten Händchen loszulassen. „Denken Sie sich ein Mädchen, so ein wunderschönes, zartes, kostbares Ding, wie es der liebe Gott an einem Frühlingsonntag geschaffen hat, reich wie eine Märchenprinzeß, verwöhnt wie jene berühmte Dame auf der Erbse, vollkommen rat- und hilflos, wenn das Kammerkätzchen auf eine Viertelstunde durchgebrannt ist, denn es weiß nicht einmal, wo seine spinnwebenen Spitzentüchlein stecken, und hat keine Ahnung von den Geheimnissen einer eingefädelten Nadel, umgeben von einem stattlichen Rittertroß, der dem Prinzeßchen von früh bis in die sinkende Nacht zierliche Loblieder singt, mit einer ausgesprochenen Vorliebe für seltenste Delikatessen, mit einer ganzen Reihe von Hoflieferanten in der Rue de la Paix . . . Und denken Sie sich daneben einen Mann, einen Barbaren, den der Kampf ums Dasein rücksichtslos und hart gemacht, dem das Fieber die beste Kraft genommen, der eine weiche Frauenseele dreimal am Tag mit seinen rauhen Händen verletzt, der ein Opfer nach dem andern fordern würde und im Ringen um den nächsten Schritt kaum die Zeit fände, ihr dafür zu danken — der ihr nichts zu bieten hätte als ein Leben in Mühseligkeit und Gefahr — fern von allem, was dem Prinzeßchen das Dasein geschmückt und auswattiert hat, fern von Huldigung und Pracht und Bequemlichkeit, allein mit seiner Pflicht und seiner Liebe — glauben Sie mir, meine kleine Ellinor, den Mut darf auch der Tapferste nicht haben, solch eine zarte Königin in seine Wildnis zu schleppen! Da muß sie schon freiwillig zu ihm kommen und sagen: ‚Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, übers Meer und durch die Wüste, und du sollst mein Herr sein, denn ich liebe dich!'"

Die schöne Ellinor von Nuntius sah ungeheuer nachdenklich aus, aber sie machte nicht den leisesten Versuch, ihre gefangenen Hände zu befreien. „Nun," sagte sie endlich mit einem tiefen Atemzug, „ist dies auch Wahnsinn, hat es doch Methode. Aber wie soll die kleine Prinzessin den Mut zu diesem Schritt finden, wenn sie nicht einmal weiß, ob der Barbar sie liebt?"

„Das wissen die Frauen immer", behauptete Wolf Herenberg mit großer Bestimmtheit.

Sie sah ihn etwas unsicher an. „Und wie wird dann seine Antwort lauten?" erkundigte sie sich und meinte, er müsse ihr Herz schlagen hören.

„Meine süße, meine geliebte Königin," wird er sagen, „ich bin ein ganz verwildertes Ungeheuer und verdiene dich nicht im geringsten, aber ich liebe dich wahrhaftig mit meiner ganzen Kraft, und der Teufel soll mich holen, wenn ich dich nur einen Moment nicht glücklich mache!"

Da war die kleine Ellinor beruhigt.

„Also!" sagte sie und faltete die Hände — aber als sie in seine seligen Augen sah, hatte sie ihr Sprüchlein plötzlich vergessen. Sie wurde dunkelrot und stammelte wie ein erschrecktes Kind: „Ich habe dich lieb, Wolf!" Und dann purzelten ihr die Tränen über das Gesichtchen.

Und um seine wohlbedachte Antwort ist sie auch gekommen. Wolf Herenberg war Soldat und entschieden ein Freund von abgekürztem Verfahren. Er nahm sie in seine Arme und küßte sie, als hätte er sein Leben lang auf diesen Augenblick gewartet.

Und nach diesem Kuß wußte die wunderschöne Ellinor, daß sie es nie bereuen würde, um Wolf Herenberg geworben zu haben.

Im Wohnwagen nach Oberammergau.

Von Maria von Senger. — Hierzu 6 Aufnahmen von H. Traut.

Als ich eins der letzten Male in diesem so trübseligen Sommer in Oberammergau war und der andauernde Regen, die Oberammergauer Jünglinge mit ihren Lockenmähnen, die zahllosen Engländer und Engländerinnen, die in Gummiverpackung dem strömenden Regen standhielten, mir schon stark auf die Nerven gingen, saß ich mißmutig auf der Veranda eines Gasthofes nahe der Bahn.

Bei einer Tasse Kaffee harrte ich des nächsten Zuges, der mich wieder nach München bringen sollte. Unwillkürlich belauschte ich die Unterhaltung der Kutscher, die in der Nähe bei ihren Droschken standen, in der Erwartung der Fahrgäste, die sich bei diesem Hundewetter nicht einfinden wollten.

„Habt's heunt scho' die amerikanischen Fräuleins g'sehn?" fragte einer der Kutscher seinen ihm nächststehenden Kameraden. — „Woher doch, bei so an Wetter bleiben's scho' in ihre Wagen. Schad' is, i siech's gar z'gern', wie's dahi sausen auf ihre Rössa, wie der Teifi reitens." — „Sell is scho wahr", bestätigte der andere Rosselenker, „schöne und saubere Madeln sans dazua, und die Gäul', solchene sicht ma bei uns gar nia!"

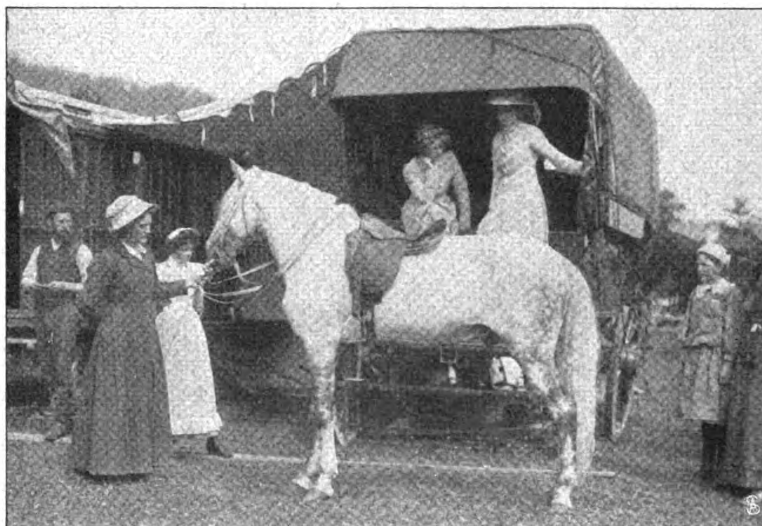
Das Gespräch fing mich an zu interessieren, und ich fragte, um welche „schöne Fräuleins" es sich handelte. Mit der legeren Vertraulichkeit, die der bayrischen, gleich der italienischen Bevölkerung, ohne daß sie den Anstand und nötigen Respekt beiseite läßt, eigen ist, befriedigte er meine Neugierde mit der Frage: „Haben's die amerikanischen oder englischen Herrschaften in ihre Wagen und Zelter net g'sehn, in Unterammergau stehn's auf a Wiesn?"



Die reisende Damengesellschaft beim Frühstück im Freien.

„Es wird wohl eine herumzigeunernde Zirkusgesellschaft sein", meinte ich dagegen etwas geringschätzig. „Was glaubn's denn, dös san gar feine, noble Herrschaften, mit sieben Gäul sans da, zwei Knecht und a Dienstmadel, scho' seit anfangs Juli sans da", ereiferte sich der Gefragte. „Wissen's was, gnä' Frau, besuchens dö Leut, bei dem malefiz Wetter weiß ma' so nix anz'fangen. Es san recht freundliche Damen und sehn's gern, wann's B'suach kriagn."

Die Sache fing mich an zu interessieren; schnell wurde ich handeleins mit dem schlau aussehenden Gesellen, und wir fuhren die reizende und jetzt so nasse Straße nach Unterammergau. Dort ist noch nicht allen Dingen der englische Stempel aufgedrückt worden, und so begrüßt uns ein freundliches Gebirgsdorf mit schmucken Häuschen, von deren dunklen Holzaltanen die feurigrote Gebirgsnelke im Winde leise schaukelt. Die Fahrt ging durch das ganze Dorf, doch von „amerikanischen Wagen" sah ich keine Spur, scheinbar war der „Standplatz" verlegt worden.



Im Wohnwagen nach Oberammergau: Vor dem Ausritt.

Ein alter Bauer mit rassigem Kopf, der mühselig seines Weges einher kam, wußte jedoch Bescheid. „Hinter den zwoa letzten Häusern links, dort stehns."

Unser Gefährt bog nun zwischen zwei Häusern ein und gelangte auf eine sehr große, zurzeit unbeschreiblich nasse Wiese. Höchst malerisch ragen drei ansehnlich große Wagen auf, in der Art, wie fahrende Zirkusleute sie benützen. Ein roter Wagen mit schwarz, ein goldiggelber und als letzter ein grüner. In einiger Entfernung davon erheben sich zwei Zelte, wie das Militär solche zum Biwakieren mit sich führt. Wäsche flattert in der Luft, offene Holzfeuer brennen dort und da, auf primitivem Gestell stehen schwarze Teekannen, und ein Mädchen mit weißer Schürze, in eine Art Kautschukautomantel gehüllt, und einen Südwester auf dem Kopf geht emsig zwischen den Feuerplätzen hin und her.

Verwundert genießt man den ungewohnten Anblick. Der Kutscher, der mittlerweile meine Besuchskarte abgegeben hatte, kommt eben zurück und ruft mir zu:

„Die Herrschaften lassen bitten.“

Zwei freundliche ältliche „Ladies“ beugen sich aus dem ersten Wagen, und bevor ich noch mein Erscheinen motivieren kann, reicht man mir hilfreich die Hand, um die schmale Leiter mit den nassen Sprossen emporzuklettern. Im stillen bewundere ich die Beweglichkeit dieser schon ältlichen Damen, die diese glitschigen Hühnerstiegen so gewandt auf und ab klettern.

Die Konversation beginnt englisch und wird gleich recht lebhaft. Man bedauert das „nasty weather“, was den Aufenthalt in Oberammergau nicht so „pleasant“ gestaltet, wie es der Fall sein könnte. Die Dame des „Hauses“ würde sogleich erscheinen, und indessen benutze ich die Zeit und sehe mich neugierig in dem Raum um.

Die rückwärtige Seite des Wagens hat den Anschein, als stünde eine weiße Kommode mit zwei Schubladen dort, die geschmackvoll mit hübschen länglichen Landschaftsbildern geschmückt ist. Davor ist ein kleines Bänkchen, auf dem die eine Dame sitzt und nach guter alter Sitte emsig strickt. In der Ecke, nahe der Tür, steht ein sonderbar konstruierter Kochofen, in dem heute ein gemütliches Feuerchen brennt. Auf der kleinen einfachen Bank neben dem Ofen sitzt sich's recht bequem und behaglich, aus dem Fensterchen kann man gerade auf den spitzen „Kofel“ sehen. Ein Tischchen und noch ein Stühlchen vervollständigen die Einrichtung; man wähnt sich zu den sieben Zwergen aus Schneewittchen versetzt, so fremd und doch anheimelnd mutet einen alles in dieser ambulanten Häuslichkeit an.

Alsbald erscheint die Frau des Hauses, eine noch hübsche, stattliche Erscheinung, mit silbergrauem Haar und blühendem Kolorit. Sie trägt ein einfaches, grünliches Reisekostüm, darüber einen schwarzen Gummimantel. Mit gewinnender Liebenswürdigkeit wird mir auf gut deutsch, da die Dame eigentlich in München geboren ist, Zweck und Ziel dieser seltsamen Art des Reisens und Lebens erzählt, und gern lauscht man diesen originellen und interessanten Ausführungen.

In England sei es schon seit längerer Zeit ein „Sport“, in „Caravans“ zu reisen, ein Sport, den alle jene gern kultivieren, die der gewöhnlichen Art des Reisens, mittels Eisenbahn, Schiff und sogar Auto, längst überdrüssig sind. Das Reisen nach der Schablone kann echten Naturfreunden nicht mehr gefallen, und so bereist man die Fremde, ganz auf sich selbst angewiesen. „Nachdem wir lange Jahre England mit eigenen Wagen und Pferden durchwandert haben, will ich nun, daß meine vier Töchter vorerst einen Teil des Kontinents genau kennen lernen.“

Mit Staunen hört man, daß die nahezu drei Meter langen Wagen nebst Einrichtung über den Kanal nach dem Festland gebracht wurden, desgleichen die herrlichen sechs Pferde, die als Zug- und Reitpferde zugleich diesem kleinen wandernden Gemeinwesen dienen.



Die jungen Mädchen im Herrensattel.

Der engsten Familie haben sich noch eine Nichte und zwei ältere Freundinnen der Familie der Karawane angeschlossen. Das Oberhaupt der Familie, ein bedeutender englischer Ingenieur, wird vorläufig durch seinen Beruf in der Heimat zurückgehalten, aber in Bälde hofft er, den Aufenthalt in Deutschland mitgenießen zu können.

Seit vollen drei Monaten ist die Gesellschaft unterwegs. Von Rotterdam aus setzte sie sich in Bewegung; man bereiste vorerst ganz Holland. „Wo ein Fleckchen Erde uns gefiel, ließen wir uns nieder und schlugen dort buchstäblich unsere Zelte auf.“ Den Rhein entlang ging es nun durch Deutschland, bis man vor drei Wochen in Ober- bzw. in Unterammergau haltmachte.

Ueberall kam man der Karawane, die den stolzen Titel „Quo Vadis“ führt, auf das freundlichste entgegen, auch von seiten der Behörde stieß man auf keinerlei Schwierigkeiten irgend welcher Art.

Der Aufenthalt in Oberammergau wurde zu einem gründlichen Studium des „Passion play“ ausgenützt, deren Darsteller man bei günstiger Witterung gern zu sich lud. Auch die durchreisenden Engländer besuchen vielfach ihre Landsleute, von denen sie gastfreundlich zu einem Diner, Lunch oder zu einer Tasse Tee gebeten werden.

Zwei Knechte und ein Dienstmädchen sind als Pferdewärter und zur gröbsten Arbeit engagiert. Einer der Wagen muß jedoch stets von einer der Damen gelenkt werden, die mit Pferden von Kindesbeinen an umzugehen wissen. Die jungen Damen sind insgesamt kühne Amazonen, die, in lange Mäntel gehüllt, glänzend auf Herrensattel zu reiten verstehen. In den Hauptstraßen von Oberammergau sowie in Garmisch-Partenkirchen erregen diese schönen jungen Reiterinnen ein gelindes Aufsehen.





Die jungen Damen bei der Wäsche. Oberes Bild: **Im Regen.**

Unglaublich abgehärtet, schläft die junge Damenwelt, selbst bei solchem naßkalten Wetter, wochenlang auf hartem Lager in den Zelten, die bei gutem Wetter auch zur Nachmittagsiesta benützt werden. Tummelt man sich nicht auf der großen Wiese oder auf den Pferden herum, so treibt man dort allerhand Spiele. Die schönen, warmen Juninächte fuhr man durch und rastete dann unterwegs. Abends lagert man in Mondscheinnächten um das offene Feuer herum, singt heimatliche Lieder und kann sich nur schwer entschließen, sein Lager aufzusuchen.

Aber nicht nur zum Vergnügen werden die jungen Damen angehalten, sondern zu tatkräftiger Arbeit. Das In-Ordnung-Halten der Wagenzimmer, der Kleidung, das Kochen, Servieren, das Waschen der Wäsche unter diesen erschwerten Verhältnissen erfordert einen recht praktischen Sinn und Organisationstalent sowie Arbeitslust.

In England, wo man überall auf dem Land an solche herrschaftliche Karawanen gewöhnt ist, kommen bei ihrer Niederlassung sofort die verschiedenen Lieferanten: wie Bäcker, Metzger, Grünwarenhändler, zum Lagerplatz und erkundigen sich nach den Wünschen der Herrschaften. Hierzulande muß man selbst alles Nötige zur Beköstigung besorgen. In einem „char à bancs“,

der gleichfalls mitgeführt wird, kutschieren die jungen Damen meist in das nächstliegende Dorf und kaufen den Proviant ein. Eine stattliche Anzahl von goldigbraunen, appetitlich aussehenden, schön gebackenen Plumpcakes bezeugen, daß die jungen Damen sich auch im Kochen praktisch betätigen, was die jungen, eleganten Mädchen auf „festem Land" heutigestags nur noch höchst selten mehr üben.

Das Leben und Treiben auf diese Art hat zwar etwas Zigeunerhaftes an sich, doch eben darum bietet es ungeahnte Reize; allerdings erschließen sie sich nur jenen, die für einige Zeit gerne auf allerhand Bequemlichkeit verzichten, um diese gegen eine einfache, etwas mühevollere, aber eigenartig reizvolle Lebensart einzutauschen. Furcht ist in diesem Damenkreis ein unbekanntes Wort, ohne Waffen zieht man von Land zu Land. Nur ein schöner, großer Leonberger ist Schutz und Wehr der Gesellschaft, der „sweet doggie" wird aber dafür auch von allen nach Gebühr verwöhnt.

Mahlzeiten im Freien eingenommen. Ist das Tafelgerät auch ziemlich primitiv, so ziert doch eine hübsche Vase mit Feldblumen jeden Tisch, verfeinerte Frauennaturen sind eben stets bestrebt, alles zu verschönern.

Bei schlechter Witterung wird je zu dritt oder auch zu viert in den Wagen gespeist. Die Geschicklichkeit und Organisation dabei können nicht genug bewundert werden, die Damen springen dann treppab, treppauf, Schüssel, Gläser werden zum Wagen hereingereicht, Bestecke und Teller gewechselt und die dampfenden Speisen vom Feuer geholt. Nach Tisch zeichnet, liest, stickt und photographiert man, macht Ausflüge in die Umgebung und längere Spaziergänge. — „Uns vergehen die Tage so ungemein schnell", wurde mir von allen versichert. Sogar das anhaltend schlechte Wetter kann den Reiz dieser originellen Lebensweise anscheinend nicht beeinträchtigen.

Von Oberammergau zieht die Karawane voraussichtlich nach der Schweiz, von dort aus nach Italien,



Nachmittagsiesta vor den Wohnwagen.

um den Winter in verschiedenen Gegenden jenes Landes zu verbringen. „Es ist ein mühsames, aber herrliches Leben", sagte mir zum Abschied die Anführerin der Gesellschaft, die Mutter der vier schönen Töchter.

Man zeigte mir alle Wagen, und ich war überrascht, wie sorgfältig sie konstruiert sind. Die Kommode, die mir schon zu Anfang in dem ersten Wagen auffiel, wurde mir als mehrfache Schlafstelle erklärt, die ähnlich wie die Betten in Schiffskabinen übereinander zu stehen kommt. Sorgfältige Toilette gemacht und gebadet wird des Abends, da man dies ungenierter besorgen kann, wenn neugierige Augen schlafen.

Gegen Kälte und Nässe ist man gut ausgerüstet. So hüllt sich z. B. die ganze Gesellschaft bei Regen in vollkommen wasserdichte Mäntel und Hüte, die der Damenwelt schon durch die praktisch schwarze Farbe der Gewandung ein eigenartiges Aussehen verleihen. Galoschen, in Form von hohen Reiterstiefeln, schützen die Füße vor Nässe.

Außer Kleider und Koffer birgt der dritte und letzte der Wagen eine große Anzahl Feldsessel und Liegestühle für die Reisenden und ihre zufälligen Gäste. Längs der Wagen stehen die Speisetische, denn gestattet es die Witterung nur halbwegs, so werden die

Und als nach beendigtem Passionspiel eine große Anzahl von gehetzten Touristen, gleich mir, nach München zurückkehrte, mußte ich unwillkürlich Vergleiche anstellen. Wie blasiert und gelangweilt sahen viele der eleganten Reisenden aus, wie fröhlich und kräftig sahen die Damen der „Quo vadis" aus, sie verkörperten weit besser den Typ der „Vergnügungsreisenden".

Man sieht, auch das Vergnügen muß der Mensch sich erkämpfen, will er davon einen wirklichen Genuß haben. Die teilweise Rückkehr zu einer ursprünglicheren Lebensgestaltung wird uns der Natur und einer gesunden, fröhlichen Lebensauffassung näherbringen, als dies alle Kulturerrungenschaften zu tun vermögen, dachte ich mir, als wir in die große, schwarze Halle des Münchner Bahnhofs einfuhren.

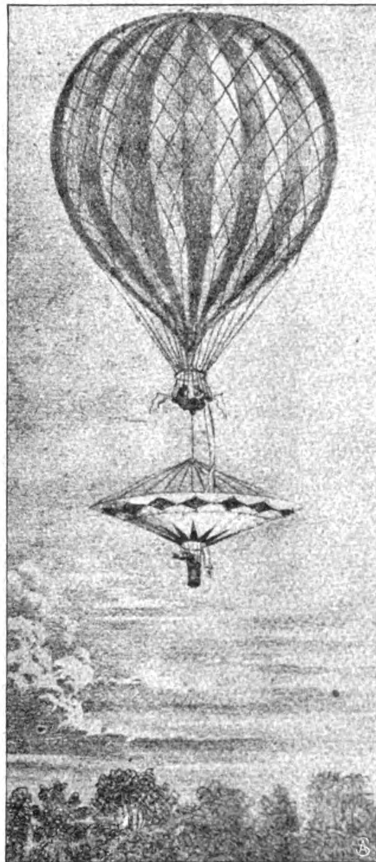
C



Die Flugwoche.



Die Fallschirmtechnik wird in einigen Ländern in neuster Zeit wieder eifrigst gefördert. Der Kommandant der französischen Luftschiffertruppe Major Boullieaux hat mit einigen flugtechnischen Autoritäten, wie Esnault-Pelterie und René Gasnier, die Bestimmungen für einen Wettbewerb mit Fallschirmen ausgearbeitet. Diese Tatsache lenkt die Aufmerksamkeit der Fachleute wieder auf dieses alte aeronautische Hilfsmittel. Fallschirme sind jene Flugorgane, die wir am häufigsten sehen, allerdings nicht als Gebilde von Menschenhand, sondern als Schöpfung der Natur. Namentlich zur Herbstzeit fliegen sie in Millionen von Exemplaren in der Luft umher, wenn die Pflanzen aus der artenreichen Familie der Kompositen ihre Samenkörner vom Wind forttragen lassen. Am bekanntesten sind die Fallschirme des Taraxacum, schlechthin Hunde- oder Kuhblume genannt, sowie die der Astern, Disteln und Georginen. Ihre Flugorgane haben meist die Gestalt eines umgestülpten Schirmes; die geschlossene oder durchbrochene Fläche besteht aus einer dünnen Haut oder aber aus dicht nebeneinander befindlichen Haaren.



Cocking im Fallschirm unter dem Ballon.

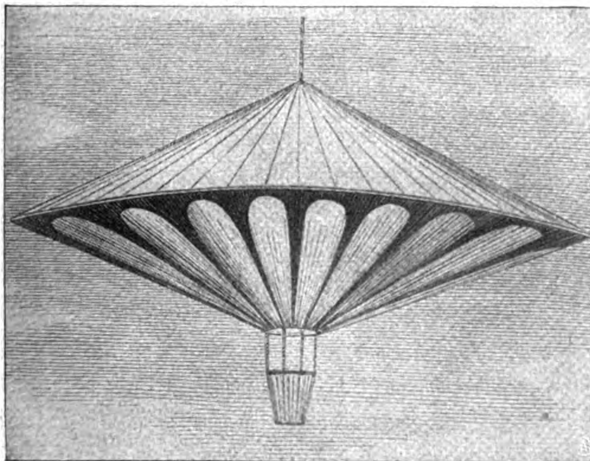


Üblicher Fallschirm in Regenschirmform.

Man soll sich schon in uralten Zeiten in China und, wie glaubwürdiger klingt, vor 400 Jahren in Siam, dem typischen Land der Sonnenschirme, mit Fallschirmen praktisch beschäftigt haben. Es haben bereits 1514 der berühmte Maler Leonardo da Vinci und 1617 Faustus Veranzius in Venedig solche Flugorgane beschrieben und abgebildet. Der Physiker Sebastian Lenormand wagte als erster 1783 einen Absprung aus dem ersten Stockwerk seiner Wohnung zu Montpellier. Vielfach sollen sich auch im Gefängnis sitzende Verbrecher mit Hilfe einfacher Regenschirme, deren Spitzen durch starke Schnüre mit dem Griff verbunden waren, aus den Fenstern ihres Gefängnisses gestürzt haben und so entkommen sein. Bald wurden die von Luftschiffern und auch Frauen ausgeführten gefährlichen Abstürze ein beliebtes Zugstück für die schaulustige Menge.



Cockings Todessturz.



Fallschirm in Gestalt eines umgekehrten Regenschirmes.

Die Technik bildete diese Flugorgane meist als Regenschirme aus, die mit dem Stiel nach unten gehalten werden; die starken Pendelungen wurden durch ein in der Mitte befindliches Loch vermieden. Die Größe des Fallschirmes richtet sich nach dem zu tragenden Gewicht. Für eine Person mittleren Gewichts ist eine Fläche von etwa 7 Meter Umfang erforderlich,

wobei eine Geschwindigkeit von etwa 2,5 Meter in der Sekunde erzielt wird, was bei weitem nicht einmal der Endgeschwindigkeit eines — aus Manneshöhe — 1,80 Meter herabspringenden Menschen entspricht. In den ersten Sekunden stürzt der Fallschirm, namentlich der noch nicht geöffnete, mit rasender, immer schneller werdender Geschwindigkeit herab, bald aber gleicht der Widerstand der Luft, der so im Quadrat mit der Geschwindigkeit wächst, den Fall zu gleichbleibender, sogar infolge der nach unten hin zunehmenden Dichtigkeit der Luft geringer werdender Schnelligkeit aus. Durch aufsteigende Luftströme kann die Fallzeit außerordentlich verlängert werden. So erzählt man, daß Madame Poiterie gelegentlich 43 Minuten zum Absturz aus 1800 Meter gebraucht hat, also nur 0,69 Meter in der Sekunde gefallen ist. Die völlig von der üblichen Gestalt abweichende Form eines nach unten gerichteten abgestumpften Kegels gab der Engländer Cocking seinem Fallschirm. Zur Erprobung seiner Erfindung wurde er am 29. Juli 1837 vom Luftschiffer Green in 1525 Meter Höhe abgeschnitten. Der Fallschirm überschlug sich jedoch, und Cocking stürzte in rasendem Fall zur Erde; mit einer Schädelwunde und gebrochenen Beinen blieb er tot liegen.

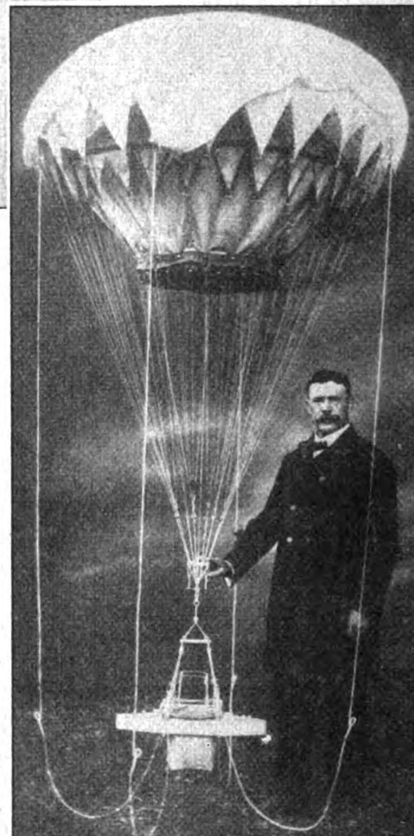


Frl. Käthe Paulus, zum Absprung
mit zwei in Paketform zusammengewickelten, nacheinander sich öffnenden Fallschirmen bereit.

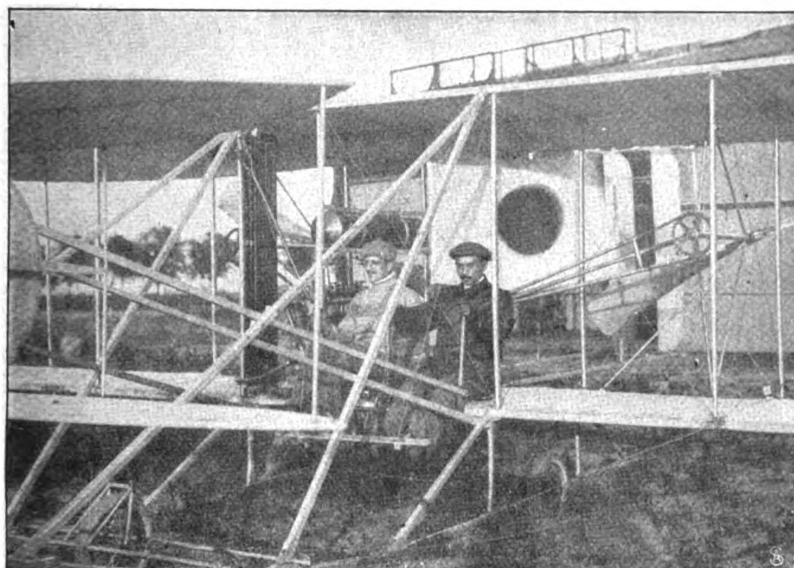
Der Fallschirmsport ist wegen seiner Gefährlichkeit sehr in Mißkredit gekommen. Bei uns wurde er vornehmlich durch die Luftschifferin Käthe Paulus betrieben, die 65 Fallschirmabstürze bei 468 Ballonfahrten unternommen hat. Fräulein Paulus wurde diesem aufregenden Sport auf Veranlassung ihres Verlobten, des Luftschiffers Lattemann, zugeführt, der sie gebeten hatte, mit einem Fallschirm vom Ballon abzuspringen, da die einfachen Vorführungen von Aerostaten die schaulustige Menge nicht mehr genügend reizten. Aus Liebe zu ihrem Bräutigam hat sie diesen Wunsch erfüllt. Das schrecklichste Erlebnis der unerschrockenen Luftschifferin war, als sie am 17. Juni 1894 sich mit einem Fallschirm aus dem von ihrem Verlobten geführten Ballon gestürzt hatte und Lattemann infolge eines mißglückten neuartigen Manövers mit seinem Aerostraten in rasender Geschwindigkeit an ihr vorbeistürzte und vor ihren Augen auf der Erde zerschmettert wurde.

Es gehört zweifellos eine große Ueberwindung dazu, den Absprung in die ungewisse Tiefe zu wagen. Fräulein Paulus äußert sich über ihre Empfindungen, wie folgt: Da das geringste Versehen bei den Vorbereitungen eine Katastrophe zur Folge haben kann, so muß ich mein Gerät persönlich bereit machen; nur so kann ich mich mit dem Gefühl, daß alles in Ordnung ist, in die gräßliche Tiefe hinabstürzen. Ich habe dieses Manöver bis jetzt mit gutem Erfolg und Vertrauen auf Gottes schützende Hand unternommen. Immerhin gestehe ich, daß der Entschluß zum Absturz jedes einzige Mal eine bedeutende Ueberwindung kostet. Bleibt doch der Gedanke stets lebendig, daß doch irgendwo eine Kleinigkeit übersehen ist und der neugewagte Sprung der letzte sein könnte; es erzeugt ein gruseliges Gefühl, über das man nur hinübergelangt in der Erinnerung an das wahre Sprichwort: „Dem Mutigen gehört die Welt."

Für Heereszwecke hat man mancherlei Verwendung der Fallschirme vorgeschlagen. Man kann sie bei der Erkundung feindlicher Stellungen benutzen, indem man aus nächtlicherweise über die feindlichen Reihen dahinfliegenden Aerostaten Fallschirme mit Leuchtraketen hinunterwirft und auf diese Weise das Gelände hell erleuchtet. Ferner will man mittels der Fallschirme aus dem erkundenden LuftschiffOrdonnanzen zur Beförderung von Nachrichten herauslassen oder sich aus dem zerschossenen Ballon gefahrlos zur Erde retten. Im Jahr 1887 in England angestellte Versuche sind allerdings wieder eingestellt worden, weil zu viele Verletzungen bei den Abstürzen vorkamen. Ein Ungar namens Lissa hat einen Rettungsdoppelfallschirm konstruiert, bei dem die Gondel durch wenige Handgriffe leicht zum Boot gemacht werden kann, wenn etwa der Fallschirm über Wasser niedergehen sollte. Durch Verstellen der Flächen will Lissa eine starke Abweichung von der ursprünglichen Fallrichtung erzielen. Vielleicht entschließt man sich auch in Deutschland dazu, die Fallschirmversuche wieder aufzunehmen, wenn auch erst kürzlich bei Breslau ein Schneider bei seinen Versuchen mit einem gleichzeitig als Mantel dienenden Fallschirm verunglückt ist.



Doppelrettungsfallschirm von Lissa.



Fridolin Keidel, Hauptmann Hino.

Der erste japanische Offizier auf einem deutschen Wright-Flugzeug.

Flugmaschinen sollen auch in der japanischen Armee eingeführt werden. Die Heeresverwaltung widmet allen europäischen Kriegsmitteln die größte Aufmerksamkeit und entsendet von Zeit zu Zeit besondere Militärkommissionen zu ihrem Studium. Ein erfreuliches Zeichen ist es, daß man sich kürzlich entschlossen hat, von der deutschen Fabrik Wrightscher Aeroplane einen der auf Rädern laufenden verbesserten Apparate anzukaufen. Der japanische Hauptmann Hino ist zur Ausbildung in der Führung nach Berlin abkommandiert und übt eifrigst unter der Anleitung der beiden Wright-Piloten Kapitän Engelhardt und Keidel. Er ist dazu berufen, nach seiner Rückkehr seine Kameraden in der Fliegekunst zu unterrichten. Das bei dem ersten Flug aufgenommene Bild bildet demnach gewissermaßen ein historisches Dokument.

Bilder aus aller Welt.



Saima Neovi,
sang vor dem Kaiser auf der Nordlandreise.

Auf der diesjährigen Nordlandreise des Kaisers sang nach einem Frühstück bei Konsul Mohr in Bergen die auch in Deutschland sehr geschätzte finnländische Sängerin Neovi und erntete den Beifall Kaiser Wilhelms.

Vor wenigen Tagen feierte Frau Hofballettmeisterin Flora Jungmann ihr 25jähriges Jubiläum als Mitglied der Münchner Hofbühne. Die Jubilarin ist jetzt in erster Linie bei der Inszenierung großer Ausstattungstücke und Ballette tätig.

Zur Einweihung des Zubaues zum Purtschellerhaus am Hohen Göll der Sektion Sonnenberg des Alpenvereins fand bei der Prinzessin Marie von Sachsen-Meiningen im Park der Villa Felicitas in Berchtesgaden ein wohlgelungenes Gartenfest statt, an dem Prinzessin Marie und Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen und Prinzessin Reuß teilnahmen.

Der Direktor der Großherzoglich Badischen Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern Geheimrat Dr. Heinrich Schüle beging vor wenigen Tagen seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar ist wohl zurzeit einer der ältesten deutschen Irrenärzte und hat sich um die Irrenpflege große Verdienste erworben. Er ist Ehrendoktor der Universität Freiburg i. B.



Frau Flora Jungmann,
feierte ihr 25jähr. Jubiläum als Mitglied der Münchner Hofbühne. Phot. Baumann.

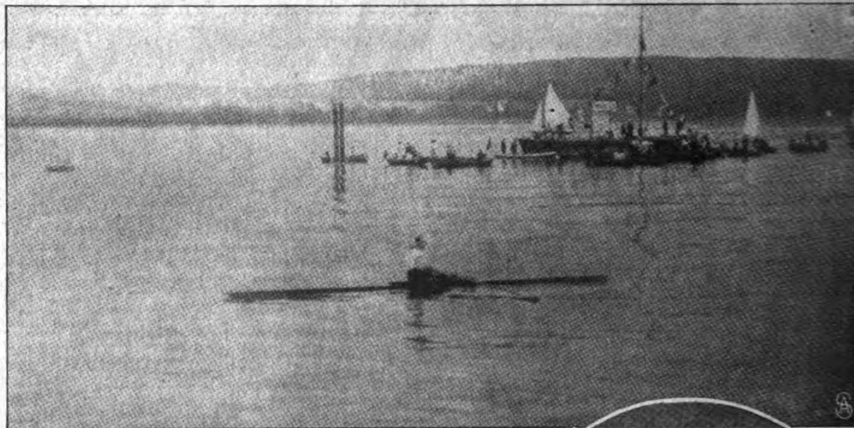


1. Prinzessin Reuß. 2. Prinzessin Marie von Sachsen-Meiningen. 3. Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen. Phot. Rottmayer.

Gartenfest bei der Prinzessin Marie von Sachsen-Meiningen im Park der Villa Felicitas in Berchtesgaden.



Geh. Rat Dr. H. Schüle
in Illenau,
feierte seinen 70. Geburtstag.



Wettrudern um die Meisterschaft von Deutschland
auf dem Starnberger See.



Sanitätsrat Dr. J. Koch,
Hildesheim,
beging sein 50jähriges Doktorjubiläum.

Sanitätsrat Dr. Joseph Koch in Hildesheim beging kürzlich sein 50jähriges Doktorjubiläum. Der Jubilar entwickelte eine segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiet der Armenfürsorge und als Eisenbahnarzt. Seit 45 Jahren ist er am Lehrerseminar in Hildesheim als Arzt tätig und erfreut sich großer Beliebtheit.

Bei dem auf dem Starnberger See zum Austrag gebrachten Wettrudern um die Meisterschaft von Deutschland wurde E. Maschmann von der Mainzer Rudergesellschaft Sieger.

Gelegentlich der Eröffnung der neuen Rennbahn in Wiesbaden wurden im Kurpark reizende Undinentänze aufgeführt, die in ihrer Eigenart und Neuheit einen fesselnden Anblick boten und großen Beifall fanden.



E. Maschmann
von der Mainzer Rudergesellschaft,
der Gewinner der Meisterschaft.



Phot. Benade.

Undinentänze im Kurpark zu Wiesbaden.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 36. Berlin, den 3. September 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 36.



Die sieben Tage der Woche.

25. August.

Bei einem vom Kaiserpaar im Schloß zu Königsberg für die Provinz Ostpreußen veranstalteten Festmahl hält der Kaiser eine bemerkenswerte Rede, in der er u. a. die Notwendigkeit der lückenlosen Erhaltung unserer Rüstung erörtert, sich gegen die Frauenrechtsbewegung ausspricht und das Gottesgnadentum der Krone stark betont.

Bei der Ersatzwahl in Zschopau-Marienburg für den verstorbenen antisemitischen Abgeordneten Zimmermann ergibt die amtliche Zählung die Wahl des Sozialdemokraten Paul Göhre mit 14831 gegen 4717 freisinnige und 4630 antisemitische Stimmen.

Die Kölner Stadtverordnetenversammlung bewilligt den Veteranen, deren Einkommen 1200 Mark nicht übersteigt, eine einmalige, am Sedantag zu zahlende Ehrengabe von je 15 Mark.

Aus Durand in Michigan wird gemeldet, daß unweit der Station ein Personenzug auf einen anderen auflief. Ein Schlafwagen wurde umgeworfen und ging in Flammen auf. 20 Passagiere verbrannten, 20 erlitten Verletzungen.

26. August.

Der Kaiser und die Kaiserin treffen, von Königsberg kommend, in Danzig ein.

In Kopenhagen tritt der zweite internationale sozialistische Frauenkongreß zusammen.

In Wien werden zwei Fälle von Cholera festgestellt.

27. August.

Der Kaiser nimmt in Danzig-Langfuhr die Parade über das XVII. Armeekorps sowie über die Artillerie und Infanterie der Landungskorps der drei Flottenverbände ab.

In Bremen wird bei einer Ersatzwahl zur Bürgerschaft der wegen seiner sozialdemokratischen Gesinnung gemaßregelte Lehrer Holzmeyer mit 402 gegen 141 (liberale) Stimmen gewählt.

König Manuel von Portugal empfängt eine aus den Chefs aller monarchistischen Gruppen bestehende Deputation in Audienz und bespricht mit ihr die Wahlbewegung.

In Arnheim stürzt der holländische Aviatiker van Maasdyk aus hundert Meter Höhe ab und bleibt auf der Stelle tot.

Bei der Flugwoche von Havre-Trouville erleidet Legagneux durch einen Sturz schwere Verletzungen.

28. August.

Das Zarenpaar reist von Peterhof nach Deutschland ab.

Der Berliner Ballon „Hewald" muß bei dem Dorf Dlutow im Kreis Lask (Gouvernement Petrikau) landen. Seine Insassen werden unter dem Verdacht der Spionage verhaftet.

In Berlin hält die Deutsche Mittelstandsvereinigung ihre Generalversammlung ab.

In Cetinje beginnen die Festlichkeiten zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Fürsten Nikolaus I.

Auf seiner Villa in San Terenzo (Provinz Genua) stirbt, fast 79 Jahre alt, der Physiologe und Anthropologe Professor Mantegazza (Portr. S. 1516).

In Kopenhagen wird der achte internationale Sozialistenkongreß eröffnet.

In Tokio wird die Annexion Koreas amtlich bekannt gegeben. Die neue Kolonie erhält den Namen Cho Sen.

29. August.

Bei einem Festmahl in Marienburg bringt der Kaiser einen Trinkspruch auf die Provinz Westpreußen aus, in der er alle Schichten der Bevölkerung zu gemeinsamer, friedlicher Arbeit auffordert.

In Berlin wird der Allgemeine Deutsche Handwerker- und Innungstag eröffnet.

In Spandau werden zwei Cholerafälle festgestellt.

Das Fürstentum Montenegro wird zum Königtum erhoben. Der Fürst genehmigt einen dahingehenden einstimmigen Beschluß der Skupschtina und nimmt den Titel Nikolaus I. König von Montenegro an.

Die Pforte erklärt in einer den Schutzmächten überreichten Note die Wahl von Kretern zur griechischen Nationalversammlung und ihre Bestätigung für einen feindlichen Akt Griechenlands gegen die türkischen Hoheitsrechte auf der Insel.

30. August.

Das Zarenpaar trifft zu längerem Aufenthalt in Friedberg in Hessen ein.

Der italienische und der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern Marquis di San Giuliano und Graf Aehrenthal haben in Salzburg eine Zusammenkunft.

31. August.

Der russische Ministerpräsident Stolypin tritt eine Inspektionsreise nach Sibirien und Ostasien an.



Die Erziehung zur Selbstbeherrschung.

Von Professor W. Rein, Jena.

> „Sich selbst bekämpfen, ist der schwerste Krieg,
> Sich selbst besiegen, ist der schönste Sieg."

Wo von Erziehung die Rede ist, wird stillschweigend vorausgesetzt, daß man etwas durch sie erreichen kann. Von der Macht der Erziehung ist man seit alters überzeugt. Freilich hat es auch nie an Zweiflern gefehlt, doch überwiegt die optimistische Stimmung. Kein Geringerer als Friedrich der Große hat ihr in dem Wort Ausdruck gegeben: „Wer die Menschen für gut hält, der kennt die Rasse nicht. Denn die menschliche Gattung sich selbst überlassen, ist brutal. Bloß die Erziehung vermag etwas." Kant spitzte diesen Gedanken in ähnlicher Weise zu: „Der Mensch kann nur

Mensch werden durch die Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht." Aehnlich sagte Fichte: „Willst du über den Menschen etwas vermögen, so mußt du mehr tun, als ihn bloß anreden. Du mußt ihn machen; ihn also machen, daß er gar nicht anders wollen könne, als du willst, daß er wolle." Die Erinnerung an ihn ruft auch das politische Testament des Freiherrn v. Stein wach: „Am meisten ... ist von der Erziehung und dem Unterricht der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft mit leichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und die Würde des Menschen beruht, sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen."

Diese Stimmen, die aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts in unsere Tage hineintönen, gewinnen heute wiederum eine besondere Bedeutung. Zu jeder Zeit, da in ihr gewisse Schäden im Volksleben gezeitigt werden, machen sich mit innerer Notwendigkeit Forderungen geltend, die darauf hinzielen, durch eine verbesserte Jugenderziehung diesen Schäden entgegenzuwirken, auf Grund der Ueberzeugung, daß sich auf diesem Weg etwas Ersprießliches erreichen lasse.

Unter den Erscheinungen nun, die heutzutage schon häufig genug aufs tiefste beklagt worden sind, tritt die Zunahme der Nervosität bei den Erwachsenen uns greifbar entgegen. Damit aber zugleich die Frage: Wie läßt sich diesem Uebel durch die Erziehung während der Jugendzeit entgegenarbeiten?

Eine Antwort hierauf kann nur gefunden werden, wenn wir den Ursachen für die Entstehung der Nervosität nachgehen. Unter ihnen wird in erster Linie die Hast des modernen Lebens verantwortlich gemacht. Ohne Zweifel hat sich das Tempo unseres Daseins mit der Entwicklung unseres Reiches vervielfacht. Wer bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts mit seinen Erinnerungen zurückzugehen vermag, dem wird das Leben unserer Eltern und Voreltern in idealem Licht erscheinen, wie es sich in Ruhe und Behaglichkeit, gleichsam in epischer Breite abspielt, weder von dem Geklingel der elektrischen Bahnen, noch von Autosignalen, noch vom Grammophongeschrei belästigt und betäubt. Gleichmäßig rollten die Tage dahin. Die Papierkörbe füllten sich nur in langen Zwischenräumen; Ansichtspostkarten überfluteten noch nicht die Welt; man hatte noch Zeit und Lust zu längeren Briefen. Die Nerven erzitterten noch nicht unter dem Treiben und Tosen des Tages. Ein heiteres, glückliches Zeitalter, gemessen an der äußeren und inneren Unruhe der Gegenwart! Unsere Zeit reibt die Nerven auf; sie macht die Menschen im Konkurrenzkampf mürbe; sie läßt ihm keine Muße zu innerer Vertiefung, zu innerer Ruhe und Befriedigung. Die Forderungen des Tages treiben ihn ruhelos von Beschäftigung zu Beschäftigung, vom Haus auf die Straße, vom Bureau ins Theater oder Konzert, von Geselligkeit zu Geselligkeit, von Versammlung zu Versammlung, von Verein zu Verein.

Und die Jugend, die an diesem Treiben teilnimmt, das namentlich unsere wachsenden Städte durchflutet? Nur zu natürlich, daß auch auf sie ein Teil dieser allzu großen Lebhaftigkeit und Ruhelosigkeit unseres Lebens übergeht, daß es ihr an innerer Sammlung gebricht, weil sie den Zerstreuungen nicht entzogen werden kann, vielfach auch nicht soll. Verständige Eltern, die die Gefahren eines solchen Lebens für ihre Kinder wohl einsehen und finanziell in der Lage sind, verpflanzen sie in die Stille der Landerziehungsheime, die, fernab von größeren Städten, vortreffliche Bedingungen für ein gesundes, ruhiges Wachstum bieten. Dort können sie eine frohe Jugend genießen, stark an Körper und Geist werden und später mit unverbrauchter Nervenkraft in den Kampf des Lebens eintreten. Dort soll Gelegenheit gegeben werden, feste Grundlagen zur Charakterbildung zu legen, deren vornehmste Kennzeichen Willenskraft und Selbstbeherrschung sind.

Selbstbeherrschung — ein herrliches Wort! Aber nicht nur ein Wort — eine fortlaufende herrliche Tat! Seit Mucius Scävola seine Hand ohne mit der Wimper zu zucken ins Feuer hielt, werden alle gepriesen, die zu der Höhe der Selbstzucht aufgestiegen sind. Unvergeßlich sind die Worte des Dichters:

„Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang."

Aber in keiner Periode vielleicht ist Selbstbeherrschung so selten anzutreffen wie heute. Im täglichen Treiben ist keine Zeit dazu; rastlos geht es von einem zum andern; für ruhige Besinnung, die mit Selbstbeherrschung verbunden ist, findet sich keine Stätte. Der unheilvolle Einfluß einer übel orientierten Philosophie tritt hinzu, einer Philosophie, die das „Sichausleben" als Losung ausgibt und nur zu willkommene Ohren findet. In ihrem Lexikon findet sich das Wort „Selbstbeherrschung" nicht. Was soll auch die Forderung der Selbstzucht dem durch das Leben Stürmenden, dem nur Genießenden, dem alle Früchte Pflückenden, solange die Kräfte nicht versagen?

Aber auch eine falsche Pädagogik treibt die Jugend auf diese Bahnen hin, eine Pädagogik, die das Stichwort geprägt hat vom „Jahrhundert des Kindes". Das Kind wird zum Maß aller Dinge gemacht. Um das Kind soll sich alles drehen, um sein Wohlbefinden, um seine Wünsche, Neigungen und Begierden. Nur die Natur gewähren lassen; es wird schon alles gut werden! Rousseau in neuer, verwässerter Auflage. Vielleicht eine Reaktion gegen Schulpäpste, die sich im Mittelpunkt der Welt dünken und sagen: Voluntas mea suprema lex. Solche Gebieter der Schule brauchen sich um die Kinderseele nicht zu kümmern. In den Schulkasernen sind die Zöglinge Nummern, eine wie die andere, die sich dem mechanischen Betrieb einzuordnen haben, sie mögen wollen oder nicht. Wer nicht mitkommt, bleibt sitzen und wird dann ausgeschieden. Ein erbarmungsloses System des Großbetriebes unserer Großstädte. Ihm gegenüber galt es, das Recht des Kindes zu vertreten. Dabei entging man aber nicht der Gefahr, die Grenzen dieses Rechts so zu erweitern, daß aus dem Kind ein Götze gemacht wurde, vor dem man anbetend zu liegen habe, nicht nur die Eltern, sondern auch die Lehrer. Wer denkt noch an die Worte Kants: „Pflicht, wunderbarer Gedanke, du wirst nicht durch Ueberredung oder Schmeichelei, noch auch durch Drohung, sondern einfach dadurch, daß du dein nacktes Gesetz in der Seele aufrecht hältst und dir stets Achtung, wenn auch nicht immer Gehorsam erzwingst, so daß alle Begierden, wie sehr sie auch insgeheim sich

auflehnen mögen, vor dir verstummen müssen." Wer aber von den Götzendienern der Kindernatur kennt noch den Namen Pflicht? Wer will von strenger Pflichterfüllung hören? Wer das restlose Nachgeben an die Wünsche und Bedürfnisse der Kindesnatur predigt, dem ist das Wort „Pflicht" geradezu ein Greuel, ein hartes, unbarmherziges Wort. Ist das Kind nicht in religiöser Stimmung, soll man es nicht mit Religionsunterricht quälen; wenn es nicht zu rechnen wünscht, soll man es damit verschonen; wenn es lieber auf die Straße laufen will, soll man es laufen lassen. Nur immer nachgeben, eng sich anschmiegen an die Bedürfnisse der kindlichen Regungen! Nur ja nicht hart anfassen; nicht mit rauher Hand eingreifen wollen in die natürlichen Bewegungen der Kindesnatur! Ein abscheuliches Wort: „Der Mensch, der nicht geschunden wird, wird nicht erzogen." Wie konnte Goethe, der Kinderfreund, nur zu so harter Aeußerung sich hinreißen lassen! Die Zeit ist gekommen, in der das Kind als heilig angesehen wird! Die kalte Atmosphäre der Pflicht weicht einer neuen Sittlichkeit! Ruhig und langsam die Natur sich selbst helfen lassen und nur sehen, daß die umgebenden Verhältnisse die Arbeit der Natur unterstützen, das ist Erziehung, d. h., das größte Geheimnis der Erziehung liegt gerade darin verborgen, nicht zu erziehen. Sei nur bemüht, das Kind in Frieden zu lassen und so selten wie möglich unmittelbar einzugreifen! —

Was bedeutet dies alles? Nichts weiter als eine grenzenlose Verweichlichung. Der bekannte Froebelsche Satz: „Laßt uns für die Kinder leben!" wird verwässert in der Formel: Laßt uns die Kinder leben lassen! Nur immer gehen lassen, keine Forderung stellen! Lerne dich selbst beherrschen — welche Zumutung, welche Grausamkeit gegen die Natur, gegen die freie Beweglichkeit kindlichen Frohsinns und kindlicher Triebe!

Wie einschmeichelnd die Lehre von der Heiligkeit des Kindes sein mag, so ist sie doch von Grund aus verkehrt. Denn sie kann zu nichts anderm führen als zur Steigerung der bereits vorhandenen Nervosität, weil sie zu viel den natürlichen Trieben und Neigungen nachgibt und zu wenig auf die Bildung eines festen Willens bedacht ist. Gefühlsduselei setzt sich an die Stelle der Willenskraft.

Wenn der spartanische Knabe Schmerzgefühle unterdrückte, ja sich selbst auferlegte, um bei den Bürgern Ehre einzulegen, so ist dies gewiß noch keine Selbstbeherrschung im höheren Sinn, wohl aber eine Vorstufe dazu. Ebenso wenn die Mutter die Angst hinter ruhiger Fröhlichkeit verbirgt, um ihr krankes Kind nicht aufzuregen. Von Selbstbeherrschung im eigentlichen Sinn kann man erst dann sprechen, wenn im Innern des Menschen gleichsam ein zweites personales Selbst entwickelt wird. Dann kommt es zur Herrschaft eines vernunftmäßigen Selbstbewußtseins über dem ursprünglichen. Mit dieser höheren Inneninstanz identifiziert sich das Ich, das die individuellen Neigungen und Begierden gleichsam aus der Vogelschau betrachtet, sie an den selbsterworbenen Grundsätzen abmißt, um sie sodann anzunehmen oder zu bekämpfen. Es findet damit die Bildung eines höheren Selbst über dem individuellen statt; eine prinzipielle Wahl des höheren Ich zwischen den aufquellenden Motiven.

Diese grundsätzliche Selbstbeherrschung ist das Produkt eines langsam aufsteigenden Entwicklungsprozesses. Er muß schon im Kindesalter im Verein mit den sittlichen Willensregungen seinen Anfang nehmen. Dieser Entwicklungsprozeß hat aber nur dann Bedeutung, wenn die bestimmenden Motive eigentümliche Bestandteile von des Zöglings eigenem Selbst werden. Und doch können von der erzieherischen Umgebung Motive dem Kind zum Zweck der Selbstbeherrschung nahegelegt werden, die aus dem Ehr- und Schamgefühl, aus der Liebe zu Eltern, Geschwistern und Freunden stammen. Das erste Motiv entspringt der Erfahrung, durch ungezügelte Ausbrüche der Sinnlichkeit oder des Temperaments die Achtung der Umgebung zu verlieren; das zweite aus dem Unbehagen, wenn die Umgebung durch den Mangel an Selbstbeherrschung sich entfremdet zurückzieht. Auch kann sich mit dem feinen Gewebe edlerer Vorstellungen und zarterer Gefühle die religiöse Scheu verbinden, durch ungestüme und rohe Aufwallungen „den heiligen Geist zu betrüben".

Das setzt aber voraus, daß die Umgebung selbst das Beispiel von Festigkeit und Folgerichtigkeit gibt, daß sie sich hütet, dem Kind alles nachzusehen, alles zu beschönigen, alles zu entschuldigen. Zunächst da, wo es sich um kleine physische Indispositionen handelt. Wie kann das Kind die Forderung der Selbstbeherrschung verstehen und sich nach ihr richten lernen, wenn es bei jeder Kleinigkeit bedauert, verhätschelt und in Watte eingewickelt wird. Wird nicht dadurch die Willenskraft, soweit sie überhaupt vorhanden ist, ganz unterdrückt? Muß da nicht ein weichliches, verzärteltes Geschlecht aufwachsen, das die Nervosität ins Ungemessene steigern wird? Welch traurige Aussicht tut sich da auf! Wird da nicht der Wille, ja das gesamte geistige Leben der Natur mit ihren sinnlichen Trieben unterworfen? Welch ein Gegensatz! Der Menschengeist triumphiert heute über die Kräfte der Natur und macht sie sich mehr und mehr untertan. Dabei unterliegt er in seinem eigenen Bereich den Wallungen egoistischer, sinnlicher Neigungen, die er nicht mehr in Schranken zu halten, nicht mehr zu beherrschen vermag. Er bändigt die Natur und verliert die Herrschaft über sich, gleich als ob sie sich rächen wollte. Das Zeitalter des Kindes predigt den Naturalismus und verachtet die Meister des Willens, die da wußten, daß ohne Selbstbeherrschung das Fleisch triumphiert, die Verwilderung um sich greift und mit ihr die Nervosität. Erziehung zur Willensstärke tut vor allem not, wenn nicht die Zahl der Nervenheilanstalten noch vermehrt werden soll. Für ein gefährdetes Nervensystem ist aber bekanntlich nichts wichtiger, als daß man wollen lerne, daß man sich übe, die eigenen Strebungen unter wirksamer Aufsicht zu halten, daß man lerne, krankhaften Anwandlungen tapfer zu widerstehen.

Auch gesunde Menschen werden krank, sobald der Wille seine Herrschaft niederlegt. Dann wird der Organismus seinen eigenen dunklen Antrieben überlassen und in die Atmosphäre des Sichgehenlassens, der schlaffen Nachgiebigkeit gegen alle Triebe hineingeführt. Die Jugend muß demnach mit aller Konsequenz im Widerstehen und im Entsagen geübt und zum beharrlichen, unbeugsamen Handeln angeleitet werden. Willensbildung aber ist nicht Sache dilettantischer Spielerei und des Herumnaschens an allem möglichen, sondern Aufgabe einer ruhigen, festen und, wenn nötig, harten Führung. Körperliche Abhärtung und geistige Konzentrierung um die Kraft eines entschiedenen Wollens, das ist es, was unserer Erziehung als Ideal vorgehalten werden muß. Das Jahrhundert des Kindes

wird nur dann Segen bringen, wenn die Erinnerung an Kants kategorischen Imperativ alle schwächlichen Halbheiten einer ungesunden, krankhaften Weichlichkeit besiegen und ein physisch und psychisch starkes Geschlecht heraufführen wird, das nichts weiß von Nervosität und haltloser Schwäche, das Selbstbeherrschung als etwas Selbstverständliches ansieht.

Wenn Lessing sagte: „Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt" — so kann dieser Wahrheit die andere zur Seite gesetzt werden: „Ein noch größerer Fehler ist es, wenn die Jugend nicht an Selbstbeherrschung gewöhnt und alles getan wird, um die Willenskraft zu stärken." Eine Mahnung an Eltern und Lehrer; eine Mahnung vor allem auch an die, denen die Erziehung der Jugend in der gefahrvollen Entwicklungsperiode zwischen 14 und 18 Jahren obliegt! —

Salzburgs Chancen als Mozartstadt.

Von August Spanuth.

Die feierliche Grundsteinlegung zum Mozarthaus in Salzburg und das damit verbundene neuntägige Mozartfest haben die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt in recht erfreulicher Weise wieder auf jenen Auserwählten gelenkt, der unter allen Komponisten als der musikalischste anerkannt wird. Wenn auch nicht überall, so scheint man doch an vielen Stätten einzusehen, daß gerade die Entwicklung unserer modernen Musik die indirekte, aber stetig erstarkende Veranlassung zu einer erneuten Mozartverehrung gibt. Während es sich da zweifellos um die unvermeidliche Wirkung von Stoß und Rückstoß handelt, darf man aber doch nicht von einer Reaktion im üblichen Sinn sprechen. Man fängt vielmehr nur an, sich eines kostbaren Schatzes zu erinnern, dessen Besitz über die glänzenden, aber zum Teil auch irritierenden Erscheinungen der musikalischen Gegenwart in Vergessenheit zu geraten drohte. Und die erneute Begeisterung entspringt nun aus dem immer mehr sich ausbreitenden Bewußtsein, daß wir viel reicher sind, als wir bisher annahmen.

Man soll das Eisen schmieden, solange es glüht. Nachdem man sich darüber klar geworden ist, daß eine Art Salzburger Hochburg für Mozarts Musik nicht etwa als ein Bollwerk gegen den musikalischen Fortschritt aufzufassen ist, daß sie nur bestimmt sein kann, Versäumtes nachzuholen und erworbenen Besitz zu schützen, sollte auch von passivem Widerstand keine Rede mehr sein. Wird sich doch kein Einsichtiger und Unbefangener der Erkenntnis verschließen können, daß nichts geeigneter ist, unserer musikalischen Vorwärtsbewegung das nötige Gleichgewicht zu geben, als ein fortgesetztes Lebendighalten des Mozartschen Geistes. Wirklich lebendig erhalten kann man ihn aber nur durch stilreine Reproduktionen, also durch Aufführungen, wie sie in massenhaftem, buntem und größtenteils auf klingenden Gewinn berechnetem Musikbetrieb unserer Tage gar nicht oder doch nur ausnahmsweise zu haben sind. Aus Salzburg und seiner Internationalen Mozartstiftung nun den Mittelpunkt für einen gesunden Mozartkultus zu machen, kann daher nicht etwa als der Wunsch einer engen Partei, sondern nur als das Ziel der gesunden musikalischen Allgemeinheit angesehen werden.

Um den Bau des Hauses nicht beim Dach zu beginnen, möge man nun beim Ausarbeiten des Planes vor allem auf ein solides Fundament bedacht sein, das heißt, man darf keine Forderungen stellen, deren praktische Ausführbarkeit zweifelhaft, deren Erfüllung schon von Anfang an aussichtslos wäre. Oder um es so prosaisch wie möglich auszudrücken: man erwäge bei jedem Vorschlag die finanzielle Seite. Das jüngst verflossene Mozartfest hat seinen Besuchern zwar viel Schönes beschert, seinen Veranstaltern aber ein sehr unschönes Defizit zurückgelassen; außerdem hat es von manchen ausführenden Künstlern unverhältnismäßige materielle Opfer gefordert. Es ist klar, daß man auf solcher Basis oder richtiger auf solchem Mangel an Basis keine ständige Organisation erreichen kann. Und da nun die Eintrittspreise hoch, der Besuch aber zum Teil, nämlich bei den Opernaufführungen, so stark wie überhaupt möglich gewesen ist und zum andern Teil, nämlich bei den Konzerten, keineswegs schlecht, so liegt es wohl am nächsten, daß man die Ausgaben zu vermindern trachtet, natürlich ohne die Qualität der Aufführung zu beeinträchtigen.

Das weitaus meiste Geld verschlang bisher das Orchester. Man wollte das allerbeste haben und ließ sich die Wiener Philharmoniker kommen. Sie haben wundervoll gespielt und aller Herzen erfreut; sie haben gewiß auch die Anziehungskraft erhöht, aber doch nicht im entferntesten im richtigen Verhältnis zu den Unkosten, die sie verursacht. Nun ist aber weder für Mozartsche Opern noch für seine Sinfonien ein großes modernes Orchester nötig, ja es ist nicht einmal wünschenswert. Die heute beliebte vielfache Verdopplung des Streichquartetts bei einfacher Bläserbesetzung bringt ja ganz andere Klangwirkungen hervor, als Mozart sie im Sinn hatte. Mehr als sechs erste Geigen tun dem Mozartschen Orchester schon Gewalt an. Also im ganzen 22 bis 24 Streicher bei einfacher Bläserbesetzung, das würde den Mozartschen Intentionen entsprechen. Es wäre also nur ein Orchester von vierzig, allerdings sehr tüchtigen Musikern aufzubringen, und dieses Orchester sollte in Salzburg zusammengehalten und jahraus, jahrein für Mozartschen Vortrag trainiert werden können. Zählt die Stadt auch nicht viel über dreißigtausend Einwohner, so ist sie doch Sitz mancher Behörden und höherer Erziehungsanstalten, könnte also schon geeignete Beschäftigung für vierzig tüchtige Orchestermusiker beschaffen und ihnen ein Jahresgehalt sichern, namentlich wenn dann das Mozarthaus mit einem ansehnlichen Zuschuß (für die Mitwirkung des Orchesters bei den Festen) einspränge. Die ersten Stimmen des Orchesters könnten zugleich Professoren der Musikschule „Mozarteum" sein, kurz, mit einigem gutem Willen ließen sich da schon stabile und ersprießliche Orchesterverhältnisse schaffen.

Abgesehen von der großen Ersparnis, die man durch das Vorhandensein eines stabilen und leistungs-

fähigen Salzburger Orchesters machen würde, ergäbe sich dann auch noch die vorteilhafte Möglichkeit, das Fest über eine längere Periode auszudehnen, während man bisher alle Aufführungen in den Zeitraum von wenigen Tagen zusammendrängen mußte. Warum sollte man die Konzerte nicht vier, ja sechs Wochen dauern lassen und etwa jede Woche ihrer zwei geben? Wer nicht länger als eine Woche bleiben kann, wird auch mit zwei Konzerten zufrieden sein.

Noch wichtiger aber wäre es, daß auch die Opernvorstellungen sich über vier bis sechs Wochen hinzögen, und daß sie mehr als zwei Werke umfaßten. Ein ganzer Mozart-Zyklus würde sich freilich nicht in würdiger und stilgemäßer Weise herausbringen lassen, aber drei bis vier Gruppen sollten in jeder Festwoche an die Reihe kommen. Die vermehrten Kosten würden durch die vermehrten Einnahmen ja reichlich gedeckt werden. Haben wir es doch in diesem Sommer erfahren, daß man noch viel mehr Opernvorstellungen, als gegeben wurden, hätte füllen können. Salzburg beherbergt im Juli und August so viele Touristen, um mit ihnen allein schon vier Opernvorstellungen in der Woche zu füllen. Allerdings müßte mehr für die Bekanntmachung des Festes außerhalb Salzburgs geschehen.

Aber auch für die Opernaufführungen sollte an Ort und Stelle tüchtig vorgearbeitet werden; einen hinreichenden Opernchor vor allem müßte Salzburg selbst liefern. Gewinnt man dann für die bedeutenderen Rollen Künstler, die mit ihrer besonderen Aufgabe durchaus vertraut sind und sich vor allem auf den Mozartgesang verstehen, dann wird man, da Chor und Orchester präpariert sind, gar keine endlosen Proben nötig haben. Unter der richtigen Leitung würden trotzdem inspirierte und stilistisch abgerundete Vorstellungen zustande kommen.

Die Bedingung, für jede größere Rolle die möglichst beste Kraft zu verpflichten, einerlei wie weit sie hergeholt werden muß, darf dabei aber nicht gelockert werden. Natürlich müßten sich die teuren Sänger und Sängerinnen wie bisher mit einer bescheidenen Aufenthaltsentschädigung zufrieden geben. Aber das werden sie auch aller Wahrscheinlichkeit nach tun, nicht bloß wegen der Reputation, die sie sich damit erwerben, sondern auch wegen der großen inneren Befriedigung, die ihnen zweifellos aus der Mitwirkung bei solchen Aufführungen erwächst. Ohne Ausnahme sind ja alle Sänger genötigt, während ihrer Arbeitsaison so viel geringere Musik zu singen; da werden ihnen doch die Mozart-Wochen in Salzburg als eine Art künstlerischer Wiedergeburt lieb werden; da werden sie lernen, Salzburg als ein musikalisches Sanatorium zu betrachten.

Aehnlich steht es mit den Festdirigenten, zu denen nur die allerbesten unserer illustren und erfahrenen Kapellmeister taugen können. Sie müssen außerdem auch noch in einem besonders intimen Verhältnis zur Mozartschen Musik stehen.

Endlich könnten verschiedene Kammermusikvereinigungen, desgleichen einzelne Klavier- und Violinvirtuosen ohne erhebliche Kosten von überall her verpflichtet werden. Man braucht eben nicht alles einer kleinen Gruppe von Künstlern zu übertragen, denn auch Mozart verträgt verschiedene Auffassungen.

Während Salzburg selbst bislang eigentlich nur für die kirchliche Musik eintrat, müßte es ferner also auch ein festmäßig leistungsfähiges Orchester für die Konzerte wie für die Opern aufzubieten haben und gleichfalls einen guten Opernchor stellen. Auch sollte sich aus dem Orchester dann eine tüchtige Bläservereinigung für die Bläserkammermusik gründen lassen. Die Bildung einer lokalen Organisation, die das ganze Jahr hindurch aktiv ist, wäre also der erste Schritt zur Ausführung des Planes, und dieser Organisation müßte natürlich ein ausgezeichneter, mozartkundiger Musiker und Dirigent vorstehen, der dann als einer der Festdirigenten zu fungieren hätte, im übrigen aber altruistisch genug denkt, um ohne Murren den andern Dirigenten manche halb fertig gemachte Arbeit zur gloriosen Vollendung zu überlassen. Wenn eine derartige Selbstlosigkeit von Musikern auch kaum zu erwarten ist, hier würde doch der Name Mozart ein Wunder wirken.

Die Initiative zur Ausführung dieses oder eines ähnlichen Planes kann aber nur von Salzburg selbst ausgehen, und wenn die Salzburger es ehrlich meinen mit ihrer Mozartbegeisterung, dann werden sie diesen ersten Schritt tun. Ein nüchternes Abwägen der Kosten und der mutmaßlichen Einnahmen aus einem Fest von vier bis sechs Wochen Dauer würde zweifellos eine günstigere Bilanz in Aussicht stellen, als sie in diesem Sommer gezogen worden ist.

Die Frage nun, wie oft solche Feste stattfinden können, muß natürlich auf Beantwortung warten, bis das erste Fest dieser neuen Art seine Anziehungskraft bewährt hat. Nur dann wird man sichere Anhaltspunkte haben. Von Rechts wegen sollten allerdings diese Mozart-Feiern alle Sommer stattfinden; jedenfalls sollte aber nie länger als ein Jahr damit ausgesetzt werden. Unsere Zeit ist zu schnellebig, sie läßt uns heute schon vergessen, was gestern gewesen ist, und selbst ein mächtiger Eindruck stumpft sich in überraschend kurzer Zeit ab, wenn er nicht bald wieder aufgefrischt wird. —

Zum eisernen Bestand des Festprogramms sollten aber „Don Giovanni" und „Nozze di Figaro" gehören; ein Mozartfest ohne diese beiden absolut unvergleichlichen Meisterstücke ist ungeachtet anderer wundervoller und seltener Gaben kein volles Fest. Dazu könnte man dann noch die „Entführung" oder „Die Zauberflöte" und „Cosi fan tutte" geben. Bei vier bis sechs Orchesterkonzerten ließen sich endlich auch manche von Mozarts fast ganz unbekannt gebliebenen Jugendsinfonien zur Aufführung bringen, so daß auch der das Fest besuchende Musiker nicht lauter Bekanntes vorfände. Ferner könnte man z. B. sechs Wochen lang in jeder Woche ein anderes Mozartsches Violinkonzert spielen lassen, so daß man auch einmal einen geschlossenen Begriff von Mozarts Bedeutung als Komponist für die Violine erhielte. Und wie viele Klavierkonzerte ließen sich da erst vorführen! —

Es wird für die nicht allzu zahlreichen Salzburger, die mit Begeisterung für die Idee regelmäßiger Mozart-Feiern eintreten, keine leichte Aufgabe sein, ihre mehr oder weniger kunstfremden Mitbürger zu veranlassen, Opfer für einen solchen Plan zu bringen oder, sofern sie Stadträte sind, zu bewilligen. Aber es hilft nichts, die Initiative muß von ihnen ausgehen. Machen die Salzburger den ersten Schritt, zeigen sie sich opferwillig, und sind sie bereit, dieses Fundament zu legen, dann werden sie ein helles Echo in allen Kulturländern wecken, und an materieller Beihilfe wird es dann gewiß nicht fehlen. Wollen sie aber bei dem bisherigen System bleiben und so ziemlich alles, was zum Mozartfest gehört, für teures Geld von auswärts

beziehen, dann werden selbst die leidenschaftlichsten Mozartverehrer zögern, die Hand wieder in den Beutel zu tun. Salzburg muß sich eben die Auszeichnung, die Hochburg des Mozartstils zu werden, nicht bloß Geld, sondern auch eigene beharrliche Arbeit kosten lassen. Sonst verdient es diese besondere Auszeichnung nicht.

Und wenn Salzburg nun diesen ersten Schritt getan hat, wird es an der Zeit sein, zu beraten, wie die oberste, nicht lokale Leitung des ganzen Unternehmens zu konstruieren sei. Aber nicht eher. Salzburg selbst muß erst das Fundament aufmauern oder wenigstens versprechen, das zu tun.

Das Ergebnis der Zeppelin-Studienreise nach Spitzbergen.

Von Kapitänleutnant a. D. Hilmers, Generalsekretär der Deutschen Arktischen Zeppelin-Luftschifferpedition.

Hierzu die Abbildungen auf Seite 1515.

Die Zeppelin-Studienreise nach Spitzbergen hat ihr Ende erreicht. In unserm offiziellen Bericht*) ist gesagt worden, daß ihr Zweck erfüllt sei. Ihr Zweck aber war der, mit großer Gründlichkeit an Ort und Stelle alle Verhältnisse genau zu untersuchen, ob sie für unsern großen Plan günstige wären oder nicht.

So fuhren wir ab, hatten uns längst daran gewöhnt, für Phantasten oder Schlimmeres gehalten zu werden. Untersuchten, studierten alles sorgfältig und gründlich und kamen alle mit der festen Ueberzeugung zurück: Im hohen Norden liegen im Polarsommer die Verhältnisse für Luftschiffe besonders günstig wegen der gleichen Bestrahlung Tag und Nacht, wegen des geringen Windes, der geringen Breite der Nebelschicht, und weil gar keine Höhen zu überwinden sind. Der Gasverbrauch wird also ein geringer sein.

Daraufhin haben wir uns allmählich alle gesagt, auch die größten Skeptiker, deren Zahl bei uns keine geringe ist: Gelingt es, die Zeppelin-Luftschiffe so zu fördern, daß sie hier in der Heimat in der Hand des Führers, bedient von tadellos geschultem Personal, auch bei ungünstigem Wetter tüchtige, sichere, brauchbare Fahrzeuge sind, haben sie sich erst so bewährt, daß man ohne Risiko daran denken kann, die recht schwierige Fahrt nach Spitzbergen anzutreten — dann, aber auch nur dann wird der Arbeitsausschuß mit aller Energie darauf hinarbeiten, daß aus der arktischen Fahrt etwas wird. Denn dann hat ein Aufenthalt von Zeppelin-Luftschiffen da oben Wert und kann neue und unerreichte Resultate zeitigen. Sie sollen der Wissenschaft Dienste leisten, die ihr bisher nicht geleistet werden konnten. Sie sollen aber auch dem Ansehen des deutschen Namens überhaupt Dienste leisten, indem sie der Welt einen sichtbaren Beweis ihrer Leistungsfähigkeit geben: der Lebensarbeit des Grafen Zeppelin.

Liegt hierin Phantasterei, Leichtsinn oder gar mehr?

Die Oeffentlichkeit kann unbesorgt sein. Wir werden ganz in der Stille wie bisher, so viel wir können, den verehrten Grafen Zeppelin nach jeder Richtung bei der Weiterentwicklung seiner Luftschiffe unterstützen. Das ist die Aufgabe des Arbeitsausschusses in der nächsten Zeit. Wir werden erst hervortreten, wenn dieses unser erstes Ziel erreicht ist, dann erst fragen: Will der Staat, will das deutsche Volk die Mittel geben, um diesen Plan auszuführen, der der Wissenschaft und dem deutschen Namen gleich nützlich und förderlich sein soll?

Wir waren der Oeffentlichkeit schuldig zu sagen, was unsere Studienreise erreicht hat. Wir bitten nun nur, uns zu glauben, daß wir ganz nüchtern, ohne jede Uebereilung, still an der Verwirklichung unseres großen, aussichtsreichen Planes arbeiten werden.

——— Route des Lloyddampfers „Mainz".
—·—· Route des später gecharterten Polardampfers „Phoenix".

*) „Die Studienreise der Zeppelin-Expedition nach Spitzbergen hat die Ausführbarkeit wissenschaftlicher Luftschiffahrten mit Zeppelin-Luftschiffen in den arktischen Regionen ergeben. Unter 30 im Polareis verbrachten Tagen waren nur drei, an denen das Wetter für die Fahrt mit Luftschiffen hinderlich gewesen wäre. In Spitzbergen wurden geeignete Landungsplätze ermittelt; nach den ausgeführten Versuchen wird die Verankerung der Luftschiffe auf dem Polareis auszuführen sein. Der Arbeitsausschuß ist hiernach von der Ausführbarkeit seines Vorhabens, mit Zeppelin-Luftschiffen in der Arktis wissenschaftliche Forschungsfahrten zu unternehmen, überzeugt. Er erblickt deshalb seine nächste Aufgabe darin, für die Ausbildung von Luftschiffen in langen Fahrten über See von der nordischen Zentralstation Hamburg aus zu wirken; hier kommt in erster Linie in Betracht die Erzielung höchster Betriebssicherheit auf maschinellem Gebiet sowie die Schulung eines besonderen Personals. Mit so entwickelten Luftschiffen wird alsdann der Arbeitsausschuß an die Verwirklichung wissenschaftlicher Luftschiffahrten in der Arktis herantreten."

Die rote Erika.

Plauderei von A. von Erlen.

Alljährlich, wenn des Sommers Hochstand überschritten ist, wenn das tiefere Blau des Himmels und eine ruhige Klarheit der Luft das Hinübergleiten in erste Herbststimmung anzudeuten scheint, dann steht in unserm deutschen Land die rote Erika in voller Blüte. Das ist ein Festkleid der Natur, ein königliches Purpurgewand. Die Heideblüte erwacht im August, da erscheinen an jenem unscheinbaren dunkeln Kraut die ersten feinen, weißlichen Knospen und färben sich röter von Tag zu Tag unter dem sengenden Strahl der Sonne. Und zuletzt steht die Heide leuchtend rotviolett und ist in dieser ihrer Blütenschönheit mit dem Leben und Wesen unsres Volkes aufs innigste verwachsen. Uralt ist das Heidekraut, als Pflanze betrachtet; denn bald nachdem die Schrecken der Eiszeit von Mitteleuropa gewichen waren, nachdem der starre Panzer des Gletschereises geschmolzen war, da bedeckte sich ein großer Teil des Bodens, dort, wo sich kein Urwald ansiedelte, mit dem zähen und kräftigen Heidekraut. Und heute beherrscht es weite Flächen in Deutschland. Die große Lüneburger Heide, nordöstlich von Hannover beginnend, zieht sich bis Hamburg und Bremen hin; auch im westlichen Schleswig-Holstein gibt es weite Heidestrecken, eine stimmungsvolle Gegend, von einem ernsten, schweigsamen Menschenschlag bewohnt, aus dem Grübler und Träumerseelen nach der Art eines Jörn Uhl hervorgegangen sind. Auch in Deutschlands Osten, die ganze Küste entlang, in der gebirgigen Lausitz und an den Hängen der deutschen Mittelgebirge, überall sproßt und gedeiht die rote Heide.

Wirtschaftlich betrachtet ist diese poesievolle Pflanze eine ziemlich unerwünschte Erscheinung. Wo sie erscheint, kann der Wald gar nicht oder nur kümmerlich bestehen, und ihre Kultur ermöglicht kaum anderes als Bienenzucht und das Halten jener kleinen, genügsamen Schafe, der Heidschnucken, die die weiten Strecken der Lüneburger Heide oft so malerisch beleben. Nur die ernste Kiefer und weithin weißleuchtende Birken und würziger Wacholder vertragen sich mit dem Heidekraut, und der Forstmann ist ihm nicht wohlgesinnt, denn es raubt dem Untergrund seines Waldes gewaltsam alle Nährstoffe und bildet bald eine feste, undurchdringliche Schicht, die das Eindringen des den Baumwurzeln so nötigen Sauerstoffes in den Boden verwehrt. Alle zehn Jahre etwa muß der Imker, der für seine Bienenschwärme eine reiche Honigernte ersehnt, die nur noch spärlich blühenden alten Heidepflanzen ausrotten und durch jungen Nachwuchs ersetzen. Dies geschieht durch Abbrennen oder durch das sogenannte Abplaggen, wobei die obere Heideschicht in großen, flachen Soden abgenommen und als Dünger oder Streu verwendet wird, worauf auf dem freigewordenen Humus bald eine neue Schicht jungen und reichblühenden Heidekrautes wieder entsteht. Die Heide, calluna, gehört zu der großen Familie der Erikazeen, sie ist eigentlich ein Strauch und kann sich bei günstigem Boden bis zu einem Meter Höhe entwickeln. Fast alle andern Blumen verdrängt sie rücksichtslos; nur die goldgelbe Heilpflanze Arnika, die zarte Glockenblume und ein paar dürftige Moose erscheinen in ihrem Gefolge.

Aber für Dichter und Maler und für alle Freunde der Natur und der Einsamkeit, da ist die Heide der rechte Ort und zur Zeit ihrer Blüte über die Maßen schön. Wenn alle die Millionen kleiner Glocken sich vereinen zu einem einzigen großen Teppich von leuchtendem Rot, wenn der Himmel tiefblau darüber steht, von großen weißen Wolken durchsegelt, wenn der Thymian duftet und die Bienen summen, daß es tönt wie ein tiefer Chor, zusammengesetzt aus tausend feinen Stimmen, dann ist die hohe Zeit der Heide, die ein Hochzeitskleid ohnegleichen trägt. So hat sie Theodor Storm besungen, der Dichter aus jener grauen Stadt am Meer, von deren letzten Häusern an sich meilenweit die Heide dehnt. Da läßt sich's gutsein im Sonnenglast, ausruhen und lauschen auf die geheimen Stimmen der Natur, die in einem großen Summen und Rauschen über die einsame Heide hinklingen. Allerlei Schmetterlinge gaukeln über den roten Blüten; wohlbekannte, wie das Pfauenauge und der Fuchs; aber auch seltene Sorten von feinstem Farbenschmelz, wie der Trauerfalter und allerlei pastellfarbene Bläulinge. Wie malerisch ist alles in der großen Weite! Schwarzgrün und manchmal riesig groß stehen die uralten Wacholder, wie regungslose Gestalten mitten zwischen dem Heidekraut. Niemand weiß, wie alt sie sind, sie scheinen die Genossen der alten Hünengräber, die ernst und schweigsam hie und da aufragen, aus grauer Vorzeit bis zu uns herübergekommen. Manchmal verwandelt sich der Boden dicht neben blühender Heide in feuchten Moorgrund, wo das grüne Torfmoos die bodenlose schwarze Tiefe trügerisch überkleidet, und wo abends die blauen Flammen der Irrlichter gespenstisch aufhuschen.

Unheimlich und doch voll geheimer Reize ist es draußen auf der Heide zur Nachtzeit. Der Vollmond steht groß am Himmel und überspinnt das erloschene Rot mit seinem Silberglanz. Die geheimnisvollen Laute der Nacht ertönen in der weiten Einsamkeit. Aus jenen schwarzen Kiefern, die wie vermummte Wesen da drüben aufragen, tönt der Ruf des Waldkauzes zu uns her, und mit fast lautlosem Flügelschlag gleitet die weichbefiederte Schleiereule über uns hinweg. Im dichten Wacholderbusch sitzt die Nachtschwalbe und surrt und spinnt und klatscht mit den Flügeln. Das ist jener Vogel, der durch seine seltsamen Töne zu dem Märchen von der gespenstischen Spinnerin Anlaß gegeben hat, die jede Nacht in der Heide ihr Rädlein surren läßt. So erzählen es die alten Frauen in den Häusern der Schäfer und Imker. Und doch ist die Nachtschwalbe ein solch harmloser und nützlicher Vogel, der in seinem weiten Rachen eine Menge schädlicher Insekten fängt.

Was ein Sonntagskind ist oder sonst ein rechtes Glückskind, das findet wohl zuweilen die weiße Heide, denn die bedeutet nach alter Sage Glück im Leben und besonders in der Liebe. Weiße Heide ist sehr selten. Wem es beschert ist, sie zu finden, vor dessen Augen leuchtet es auf einmal weiß wie frischgefallener Schnee mitten zwischen den roten Blüten. Ein ganzer Busch schneeweißer Heide ist da emporgewachsen. Man steht bewundernd vor diesem Spiel der Natur und vor so viel reiner Schönheit, und man scheut sich, den Busch auszureißen und mitzunehmen; auch ein kleiner Zweig davon wird das verheißene Glück gewähren.

Rote Heide schmückt sinnig und schön unsere Wohnräume, unsere Schreibtische und gastlichen Tafeln; aber nur dann, wenn wir sie in reichliches Wasser gestellt haben, wird sie wochenlang bei uns aushalten und blühen, während verdorrende Heide, der man kein Wasser gegönnt hat, sehr bald bleich und unansehnlich wird. Der rote Zauber ist dann schnell verflogen. Und in den Dorfkirchen droben an der Küste und auf den stillen Friedhöfen, wo so viele Seeleute schlafen, da findet man oft als einzigen Schmuck von Altären und Gräbern die Stranddistel und die rote Erika zu schlichten Kränzen gewunden.

Unsere Bilder

Die kaiserliche Familie in Danzig (Abb. S. 1513). Der Kaiser, der nach Danzig gekommen war, um dort die große Parade der Hochseeflotte abzunehmen, wohnte dort mit der Kaiserin und seinen Kindern auch einer Parade des 17. Korps bei. Prinzessin Viktoria Luise führte ihrem kaiserlichen Vater ihr 2. Leibhusarenregiment persönlich vor.

Die Festtage von Cetinje (Abb. S. 1511 und S. 1512). Der Eintritt Montenegros in die Reihe der europäischen Königreiche hat sich unter gebührenden Feierlichkeiten vollzogen. Eine Reihe von Mitgliedern regierender Dynastien hatte sich nach Cetinje begeben, um dem neuen König Nikolaus I. persönlich zu gratulieren. Natürlich fehlte das italienische Königspaar nicht bei dem Fest des greisen Monarchen, der ja der Vater der Königin Elena ist. Auch Zar Ferdinand von Bulgarien kam mit seinem ältesten Sohn Boris nach Cetinje.

Neue Gouverneure in unsern Kolonien (Abb. untenst.). Noch vor der Neubesetzung des immer noch vakanten Postens eines Unterstaatssekretärs im Reichskolonialamt sind in unsern Kolonien Personalveränderungen vollzogen worden. An Stelle des in den Ruhestand


Gouverneur Dr. Seitz.


Gouverneur a. D. von Schuckmann.

getretenen Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika von Schuckmann ist der bisherige Gouverneur von Kamerun Dr. Seitz zum Gouverneur in Südafrika ernannt worden. Als Nachfolger von Dr. Seitz wurde Geh. Oberregierungsrat Dr. Gleim auf den Posten des Gouverneurs von Kamerun berufen.

Das Ischler Denkmal des Kaisers Franz Josef (Abb. S. 1512). Kaiser Franz Josef hat sich den offiziellen Festlichkeiten, die anläßlich seines 80. Geburtstages stattfanden, entzogen. Nichtsdestoweniger erschien er zu der Enthüllung eines Denkmals, das ihm die Weidmänner Oesterreichs im Laufener Wald bei Ischl gesetzt haben. Der Kaiser trug bei dieser Gelegenheit die schlichte Jägertracht, in der ihn auch das Denkmal darstellt.

Zur Annexion Koreas (Abb. S. 1514). Am 22. August hat das alte Kaiserreich Korea aufgehört, ein selbständiger Staat zu sein, und ist nun auch dem Namen nach eine japanische Provinz geworden. Der frühere japanische Kriegsminister General Terauchi wird die Verwaltung des Landes leiten.

Die Große Woche von Baden-Baden (Abb. S. 1517) hat in ihrem Verlauf gehalten, was ihre ersten schönen Tage versprachen: sie hat dem internationalen Kurpublikum reiche Freuden beschert. Die Sportfreunde fanden die ersehnten An- und Aufregungen, insbesondere am Tag des Rennens um den Großen Preis, in dessen Finish der heiße Favorit Carlopolis plötzlich hinter Ksiaze-Pan, einem Pferd des Fürsten Lubomirski, zurückblieb. Das glänzendste Gesellschaftstreiben entfaltete sich am Tag der Blumenschlacht. Die blumengeschmückten Wagen, insbesondere das mit dem Ersten Preis gekrönte Auto des Prinzen Wilhelm von Sachsen-Weimar, erregten viel freudiges Aufsehen, noch viel mehr aber das Erscheinen des Passagierluftschiffs „Z. VI".

Der XXI. Internationale Eucharistische Kongreß (Abb. S. 1514) tritt am 5. September in Montreal in Kanada zusammen. An diesem Tag wird Kardinal Vanutelli, der als Legat des Papstes an der Spitze einer großen Schar von Kongreßteilnehmern die Reise nach Kanada angetreten hat, von einem Galaschiff auf dem St. Lorenzstrom nach Montreal gebracht und dort feierlich empfangen.

Der Vertreter Chinas in Lhassa (Abb. S. 1516). Die Aufgabe, die seit der Vertreibung des Dalai-Lama sehr erstarkte Autorität Chinas in Tibet zu wahren, ist dem Mandarin Tschaoehrfeng zugefallen, der vor einiger Zeit als chinesischer Resident in Lhassa, der Hauptstadt des Berglandes, einzog.

Die neue Friedrich-August-Brücke in Dresden (Abb. S. 1516), die an Stelle der historischen Augustusbrücke erbaut worden ist, wurde dieser Tage dem Verkehr übergeben. Sie ist die größte Steinbrücke Deutschlands und vielleicht der Welt. Der rheinische Architekt Prof. Kreis, der das mächtige Werk geschaffen hat, kann auf die neue Brücke ebenso stolz sein wie die Stadt Dresden, deren Zierde sie ist.

Spelterinis Flug über die Alpen (Abb. S. 1518). Der Schweizer Aviatiker Kapitän Spelterini hat es am 12. August zum achtenmal unternommen, mit seinem Ballon „Sirius" über die Alpen zu fliegen. Der kühne Aeronaut stieg in Mürren im Berner Oberland auf, segelte am Matterhorn vorbei über die Grajischen Alpen und landete bei Turin. Während der Fahrt machte Spelterini prächtige photographische und kinematographische Aufnahmen.

Todesfälle (Abb. S. 1516). Der Tod hat in den letzten Tagen mehrere berühmte Aerzte dahingerafft. In Straßburg verschied Professor von Recklinghausen, der berühmte Schüler Virchows, dessen Wirken die Pathologische Anatomie viel verdankt. — In Dresden starb Eduard Henoch, der ehemalige Leiter der Kinderklinik der Berliner Universität, wenige Wochen nach seinem 90. Geburtstag. — Auch Paolo Mantegazza, der Florentiner Anthropologe, starb bei Spezia. Seine große Bedeutung bestand darin, daß er die Ergebnisse der physiologischen und anthropologischen Wissenschaft in vortrefflich geschriebenen Büchern, so in seiner weltberühmten „Physiologie der Liebe", zu popularisieren verstand. — In dem Geheimen Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Isidor Loewe hat die deutsche Waffen- und Elektrizitätsindustrie eines ihrer großen schöpferischen Talente verloren. Als Generaldirektor der von seinem Bruder Ludwig begründeten großen Werke, als Mitglied gemeinnütziger Körperschaften hat er eine führende Stellung innegehabt.

Die Toten der Woche

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Eduard Henoch, berühmter Kinderarzt, † in Dresden am 26. August im Alter von 90 Jahren (Portr. S. 1516).

Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. Isidor Loewe, Generaldirektor der berühmten Waffenfabrik, † in Berlin am 27. August im 62. Lebensjahr (Portr. S. 1516).

Professor Paolo Mantegazza, berühmter italienischer Physiologe, † in San Terenzo am 28. August im Alter von 79 Jahren (Portr. S. 1516).

Geh. Medizinalrat Prof. Friedrich von Recklinghausen, berühmter Pathologe, † in Straßburg am 26. August im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 1516).

Amand Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld, bekannter Schriftsteller, † in Wien am 24. August im Alter von 64 Jahren.

Bilder vom Tage



Phot. Comero.

König Viktor Emanuel. Zar Ferdinand. König Nikolaus I.

Zur Erhebung Montenegros zum Königreich: König Nikolaus
im Gespräch mit dem König von Italien und dem Zaren von Bulgarien auf dem Paradefeld bei Cetinje.



Zur Erhebung Montenegros zum Königreich. Phot. Comero.

Kronprinz Danilo von Montenegro und Königin Elena von Italien auf dem Landungsteg.



Ein Nachklang zu den Ischler Festtagen. Phot. Schuhmann.

Kaiser Franz Josef bei der Enthüllung seines Denkmals im Gespräch mit Graf Wurmbrand-Stuppach.

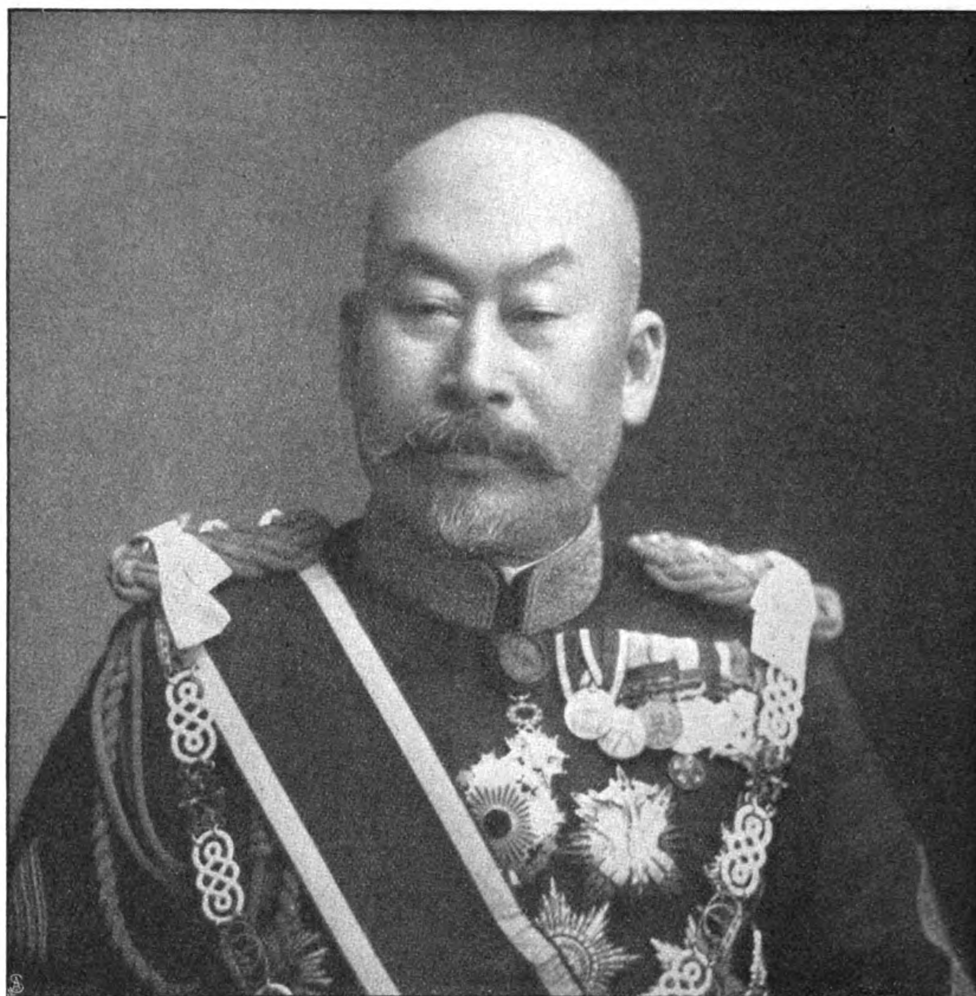


Hofphot. Tellgmann.

Kaisertage in Danzig:

Auf dem Paradefeld: Die Prinzessin Viktoria Luise meldet ihr Regiment, das 2. Leibhusarenregiment Königin Viktoria von Preußen, dem Kaiser.

Oben links: Die Prinzessin Viktoria Luise an der Spitze des Regiments. — Phot. Gottheil & Sohn.

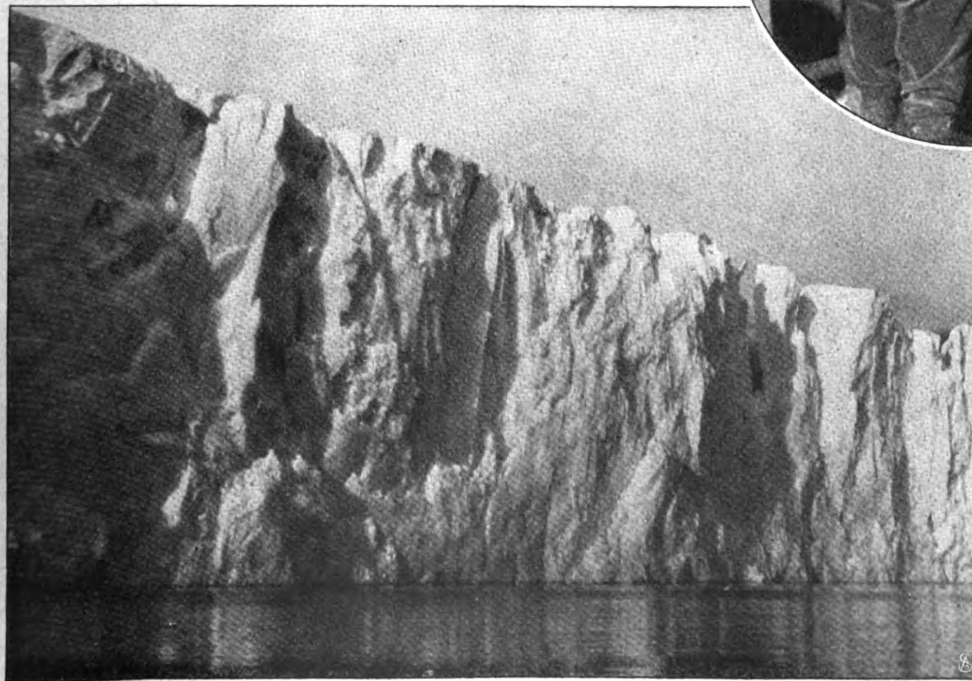


Zur Annexion Koreas durch Japan:
Der neue japanische Generalgouverneur Vicomte Terauchi.



Der Eucharistenkongreß in Montreal:
Kardinal Vanutelli (×) reist mit 270 Eucharisten von London zum Kongreß ab.





Von der Zeppelin-Studienreise nach Spitzbergen.

Oben: Der gefüllte Ballon in der Polarnacht vom 3. zum 4. August.

Rechts: Prinz Heinrich u. Graf Zeppelin im Gespräch.

Unten: Der Gletscherwall der Kriegsbai.

Siehe hierzu den Artikel: Das Ergebnis der Zeppelin-Studienreise.



Geheimrat Professor Dr. Henoch †
berühmter Kinderarzt.



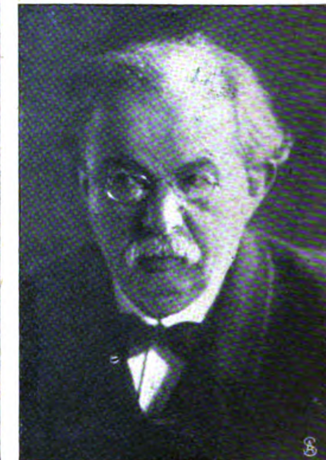
Chinas neuer Resident in Lhassa
Tschaoehrfeng.



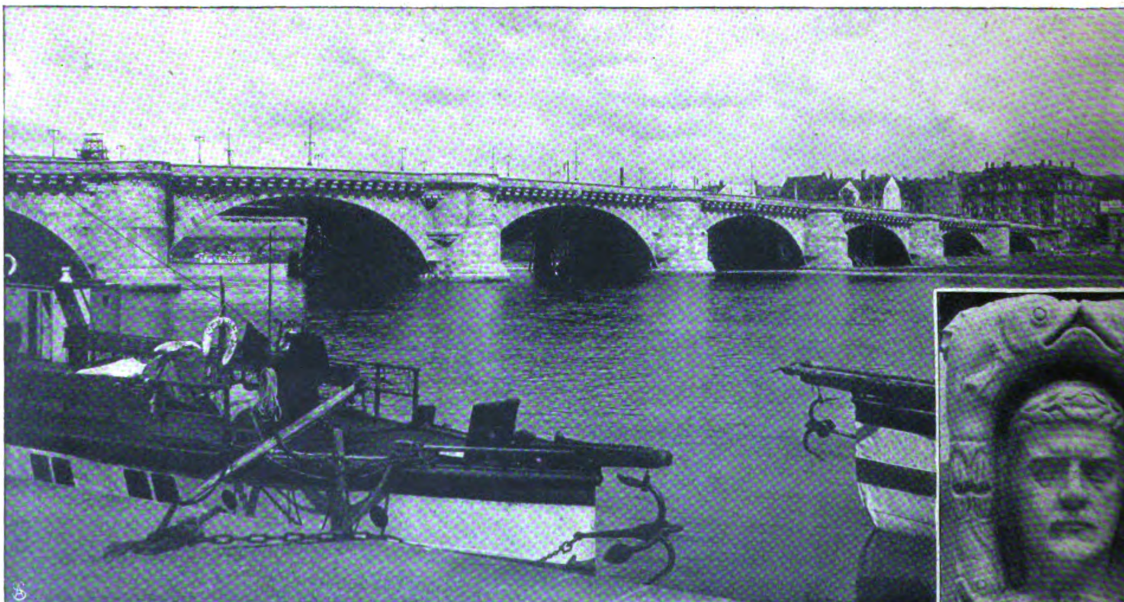
Geh. Kom.-Rat Dr.-Ing. Isidor Loewe †
bekannter Großindustrieller.



Professor Paolo Mantegazza †
hervorragender Anthropologe in Florenz.



Professor Dr. von Recklinghausen †
Pathologischer Anatom in Straßburg.





Die neue Friedrich-August-Brücke in Dresden.
Rechts: Der Schlußstein, Porträt des Erbauers Prof. W. H. Kreis.

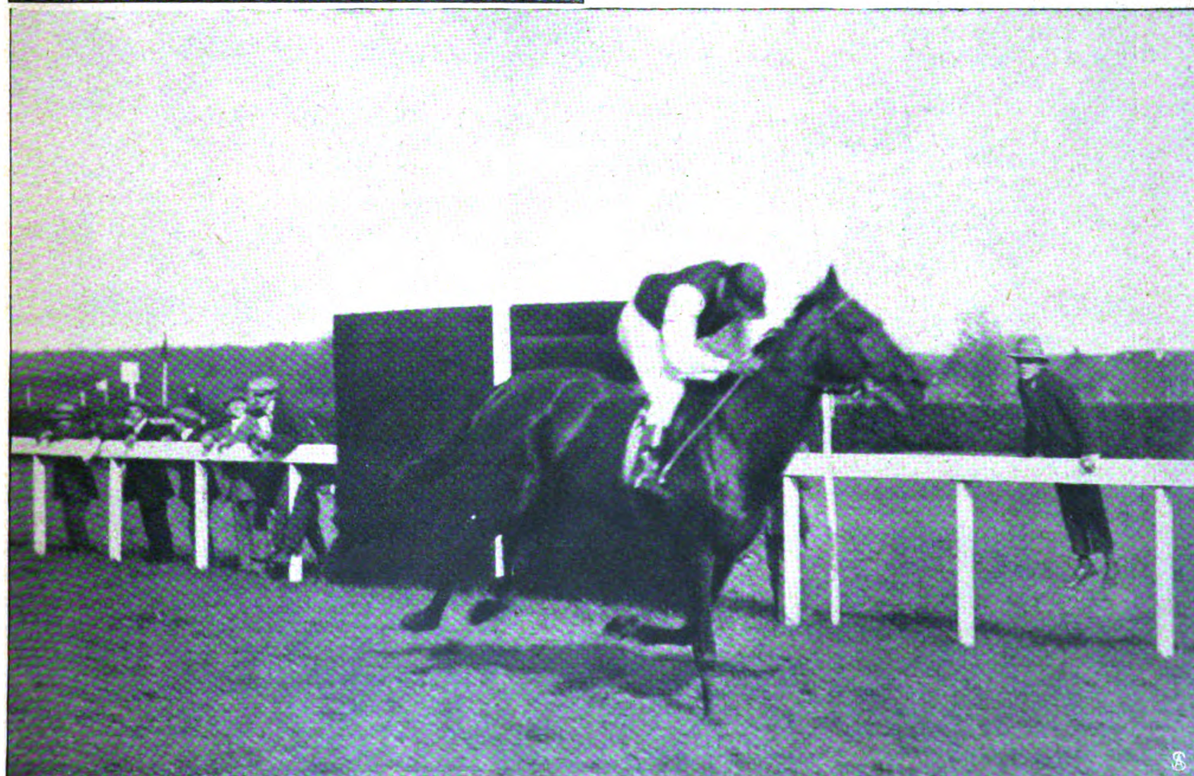




Der mit dem ersten Preis gekrönte Wagen des Blumenkorsos.

Von der Großen Woche in Baden-Baden.

Links: Der „Z VI“ über den Tribünen von Iffezheim. – Phot. Kühn.
Unten: Das Finish im Großen Preis: Ksiaze-Pan siegt.





Die achte Alpenüberfliegung des Kapitäns Ed. Spelterini: Photographische Aufnahme des Matterhornmassivs vom Ballon aus.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

5. Fortsetzung.

Gunhilde stand ängstlich bei Anka. „Mach es nicht zu scharf!" sagte sie, „beschlaf es erst! Schreib nicht auf den ersten Eindruck. Du wirst dann immer gleich so ausfallend."

Aber Gunhildens flehendes Bitten half nicht. Anka hatte ihre schneidige Stunde.

„Anweisungen für Moral kommen nur dem zu, der moralisch selber intakt ist!" schrieb sie. „Sonstige Einmischungen sich zu verbitten, haben Persönlichkeiten wie wir durchaus das Recht —"

„Sie nimmt es tödlich übel!" bat Gunhilde.

„Mag sie. Dann schreiben wir eben ihren Namen in den Schornstein! Es ist ja lächerlich! Diese alte Jungfer will uns unsere Reise verderben! Sollen wir etwa nach Faröer telegraphieren: ‚Bedauern. Unsere alte Tante wünscht es nicht.' Man sollte eine Klage wegen Verleumdung der ‚Bannbefreiten' gegen sie anstrengen. Woher sie nur alle diese Injurien hat? Und ‚Bohème' nennt sie uns! Ich möchte mich fast bei Papa über sie beklagen, wenn man dann nicht erst gar zu viel auseinandersetzen müßte...."

* * *

Wer die jugendliche Schar in den Dünen sitzen sah, ohne die näheren Zusammenhänge zu kennen, mußte denken, daß an diesem dänischen Inselstrand der Zufall einen erlesenen Kreis des jungen Deutschlands zusammengeführt hätte, wie er gewissermaßen eine Idealform des zwanglosen Verkehrs der Jugend untereinander repräsentierte. Es wurde gelesen, gesungen, gedichtet und gemalt. Die Wangen der Mädchen röteten sich. Die katarrhalischen Hälse wurden braun und wieder fest. Selbst Gunhilde, die am meisten mitgenommen von den Berliner Jahren war, obwohl sie am wenigsten oder eigentlich nichts gearbeitet hatte, bekam etwas von ihrer verlorenen beauté de diable zurück und saß manchmal wie eine junge Muse im Strandhafer.

„Gunhilde ist die Dümmste, aber die Schönste von uns!" sagte eines Tags Vera von Beuren, die bereits am dritten Band ihrer „Zukunft der Liebe" war, da die Seeluft ihrer Produktionskraft erstaunlich zugute kam. „Ich weiß immer nur nicht recht, warum sie gerade bei uns ist? Manchmal denk ich, Anka, Sie sind der Schleppdampfer und ziehen diesen kleinen Nachen ohne Fracht immer in Ihrem Kielwasser hinter sich her, einerlei, ob er will oder nicht!"

„Hierher wollte sie, sie wollte durchaus."

„Na ja, wo Marcell mit ist — aber dieser Minnesänger, der Milch trinkt und beständig über müde Füße klagt, kann ihr doch nichts Dauerndes sein? Sie müßte zu ihrer Belebung an eine große Leidenschaft heran. Es hat ja gar keinen Sinn, sich zu lange bei einer solchen Episode aufzuhalten. Dies alles ist doch nur Durchgangstor, um zu wirklicher Reise zu gelangen. Könnte sie nicht mal zwei Jahre bei Henry X. in die Lehre getan werden?"

„Henry X. fährt heute nachmittag mit Adelaide nach Island —"

„Wie? Er geht Ihnen durch, Anka? Und das sagen Sie so gelassen?"

Anka lächelte.

„Er findet, daß ich ihn neuerdings zu viel ironisiere und zu wenig bewundere. Ich falle ihm auch wohl auf die Nerven mit meinen Prinzipien, die ich trotz aller Bannbefreiung nun doch noch einmal habe. Adelaide wird ihm nicht mit Prinzipien kommen, das steht fest! Also warum nicht? Wir haben uns ganz à l'amiable die Freundschaft gekündigt, ohne ein häßliches Wort, ohne Riß, so wie ein wohlerzogener gebildeter Hauswirt einem liebenswürdigen Mieter aus zwingenden Gründen eine Wohnung kündigt. Trennung auf gegenseitige Übereinkunft. So wie wir's zu Hause bei Landpartien mit der Satte saurer Milch machten, wenn wir Teilstriche zogen. Ich löffle hier, du löffelst da, nur zusammen löffeln wir nicht mehr."

„Dann hatte ich Ihre Passion für ihn überschätzt!" wunderte sich Vera.

„Passion war es überhaupt nicht!" wehrte Anka kühl ab. „Es war etwas, das mit mathematischer Sicherheit eintreten mußte, als ich aus unserer engen Öde nach Berlin verschlagen wurde. Der erste Mensch einer ganz neuen Art, der an meinem Wege stand! Mein erster Jour, meine erste Bekanntschaft! Hätte ich Beziehungen zu Zirkuskreisen gehabt, wäre es vielleicht ein Eisbärbändiger geworden — so einer, auf dessen Befehl achtzig weiße Ungeheuer gehorsam eine Planke herunterrutschen. Wäre ich zuerst in musikalische Zirkel geraten, hätte vermutlich ein Tenor meine Anfangsbegeisterungen entgegengenommen. Statt dessen lernte ich Adelaide im Frauenklub kennen, und sie lud mich und Gunhilde zum nächsten Sonntag ein. Als wir ihren Salon betraten, standen rechts und links vom Leopardenfell Henry X. und Wetterstein....

„So wie es mit der Prinzessin von Este war, als sie aus der Öde der stillen Gemächer lebenshungrig ins Licht trat. Wer stand an ihrer Schwelle? Tasso! Ein richtiger Tasso wäre mir ja vielleicht auch lieber gewesen als Henry X.! — Aber der normale Mensch greift vernünftig zum Vorhandenen und kann sich seine Ideale nicht aus den Gräbern der Renaissance heraufholen. Und Gunhilde schnappte natürlich auf Marcell zu — von wegen der Bläſſe und des elegischen Ausdrucks. Bei uns zu Hause waren ja alle Bekannte viel zu hand-

fest und gesund. Das entwickelte sich alles so selbstverständlich. Nur Passion ist ein zu großes Wort dafür. Furchtbar geschmeichelt fühlte ich mich lange Zeit durch Henrys Gunst. Aber nun gönne ich sie andern, wie auch ich zu etwas anderm übergehe."

Vera von Beuren sah neidvoll auf.

„Anfang zwanzig lebt man im Reichtum", sagte sie seufzend. „Noch dazu mit solch einem Gesicht und solch einer Figur, wie Sie sie haben. Da wechselt man leicht mit den Empfindungshandschuhen. Später gilt es, sich zu bescheiden — und dann behält man einen alten, vertragenen Glacé geduldig bei, weil man ja doch keine neuen zur Auswahl hat."

„Meinen Sie Ihren braven Doktor Giesebrecht mit dem alten Glacé?" lachte Anka. „Sie sind etwas grausam in Ihren Vergleichen!"

„Allerdings meine ich ihn. Er ödet mich nachgerade grenzenlos mit seinem ewigen Buddhismus. Aber wissen Sie, Anka! Hier, wo alles zu zweien läuft, ist es das schlimmste, solo zu laufen. Da laß ich ihn, faute de mieux, mitpendeln. Und dann hat er eins vor euch andern voraus: er kannte mich jung! Er sah mich in der neunzehnjährigen Glorie der Kommandeurstochter einer kleinen Garnison, verzogen, behütet, eine kleine, anmutvolle Gans, vor meiner geistigen Periode, ehe das Leben mich in seine nicht immer sehr feine Schule nahm, ehe ich ‚ins Wilde geriet', wie meine Brüder es nennen. Kennen Sie das schöne Gedicht vom blinden Bettler, der im gealterten Don Juan noch die herrlichen Züge des jungen Gottes sieht? Don Juans zerstörte Jugend lebt in eines Blinden Auge fort in unverwelkter Schönheit. Solch ein Blinder ist Doktor Giesebrecht. Er merkt gar nicht, was für ein Monstrum ich seit Anno dazumal geworden bin. Und, Anka, wenn uns einer die glänzendsten Kritiken schreibt oder uns ein Vermögen schenkt oder den Stein der Weisen selbst — zum größten Dank verpflichtet uns doch immer der Mensch, der uns idealisiert, zumal wenn das so schwierig ist wie bei mir —"

Und sie schlug sich emphatisch auf das Knie und warf das leichtergraute Haar mit heftigem Halsruck in den Nacken.

„Ich bin keine Muse mehr. Meduse schon eher. Aber in Giesebrechts Träumen wandle ich dauernd als Euterpe herum und spiele die Flöte."

„Sie haben Ihr großes Talent!" warf Anka ein.

„Ich habe wohl mehr eine gewisse Unverschämtheit", versetzte Vera lächelnd. „Meine ‚Zukunft der Liebe' wird doch vermutlich mehr nach der Richtung als nach der Genieseite hin imponieren."

.... Von den Dünen her kam Marcell.

„Ich habe wieder einmal Gunhilde verloren!" sagte er elegisch. „Ich weiß nicht, neuerdings kommt sie mir immer abhanden."

„Gott, Marcell!" versetzte Anka und verschränkte die Arme. „Mir fallen überhaupt allerhand Symptome auf. Meiner Ansicht nach hocken wir alle hier vielzuviel zusammen. Man müßte mehr Zeit am Tage für sich allein bleiben. Wenn man sämtlichen Geist der ‚Bannbefreiten' zusammenschüttet, so gibt es einen Extrakt, der allenfalls für acht Tage genügt, aber nicht für drei Wochen. Zudem haben wir ausgepumpten Großstadtseelen etwa eine gute Stunde par jour, in der wir auf der Höhe unseres Geistes sind, jene schöne, kleidsame Stunde, in der Tizian seine Frauen malte. Nun sind wir aber zwölf Stunden zusammen und öden uns naturgemäß elf davon ziemlich an. Herrn Stiller und Fräulein Melchthal vielleicht ausgenommen, die nicht einmal die eine helle Stunde haben und daher keinen Unterschied merken."

„Also eine verfehlte Sommerfrische?" sagte Marcell vorwurfsvoll. „Ich dachte, dies hätte gewissermaßen der Höhepunkt sein sollen?"

„Punkt. Da haben Sie's! So etwas muß eben Punkt sein und nicht ein zu langgedehnter Strich. So wie im Gebirge, wenn man den Paß erreicht. Plötzlich leuchtet eine ferne, bis dahin für uns unsichtbare Gletscherwelt unsern staunenden Augen entgegen. Dieser Moment ist der Kulminationspunkt unserer Ekstase! Wandern wir aber erst ein paar Stunden auf dem allzu sonnigen Plateau, immer die gleiche Aussicht vor dem Blick, so verblaßt der Zauber, nutzt sich ab. Die Begeisterung in uns armen Menschenkindern ist leider auf Dauerhaftigkeit zu wenig eingerichtet. Wir leben nicht mehr im Jahrhundert des Ardinghello und seiner glückseligen Inseln. Das war die richtige goldene Zeit für Bannbefreite. Wir sind auch hierin Epigonen."

Marcell schüttelte den Kopf.

„Sie haben zu viel Verstand", sagte er vorwurfsvoll.

„Die Konkurrenz ist im Moment nicht groß", lachte Anka und sah plötzlich gespannt nach den Dünen hin, von deren in blendender Weiße leuchtendem Hintergrund ein einsamer, langsam auf und ab wandelnder Fremder sich scharf abhob; er schien Ankas Aufmerksamkeit mit einem Mal ganz zu fesseln.

Gunhilde stand indessen allein auf der Hafenmole und träumte gedankenvoll auf die Flut hinaus. Sie mochte diese Art von Meer nicht! Das war alles so ungebärdig, so aufdringlich. Die atlantischen Wogen kamen manchmal wie Reiterattacken herangestürzt; ihr Atem legte sich beklemmend aufs Herz. Weltmeer war es, endloses, unabsehbares, kein behagliches Binnenwasser wie die blaue Ostsee.

Ach wie anders, wieviel beruhigender, wohltuender war der Ostseewellen leises Anrauschen am heimatlichen Strand, wenn der „blanke Hans" gebändigt lag unter den warmen Lüften des Sommers, wenn das Wasser sich am gelben Sand so leicht und anmutig kräuselte und die Wälder den frischen Geruch ihrer Buchenblätter, ihrer harztriefenden Stämme unmittelbar hineintrugen in die Atmosphäre von Salz und Tang, die mit der Flut heranschwebte.

Vielleicht war überhaupt alles Übertriebene nicht für sie?

Vielleicht waren auch Marcells Klappkragen für sie zu hoch und die „amorphe" Literatur, in der er sich neuerdings übte, zu sehr gegen ihr empfindliches Gefühl.

Vielleicht war diese ganze Reise eine Torheit, ein Hereinfall?

Vielleicht hatte Tante Johanna vollkommen recht gehabt mit dem angstvollen Brief nach Rotterdam....

Vielleicht war das Leben überhaupt eine viel verfänglichere, schwierigere Sache — ein nur scheinbar harmloses Tal mit vielen versteckten Fußangeln — weit komplizierter, als sie, Gunhilde Thorensen, es hinter den Gebüschen des Heimatgartens jemals geträumt hatte.

Am Nachmittag brachten die „Bannbefreiten" die scheidenden Genossen, den großen Henry X. und die schöne Gräfin Adelaide, ans Schiff, das, von Edinburg kommend, hier in Thorshavn einen kurzen Halt machte, um dann seine Fahrt nach Island fortzusetzen.

Paarweise bildeten sie Spalier am Landungsteg.

Herr Stiller und Fräulein Melchthal, die ihrerzeit als „Füllsel" aufgenommen waren, da man Beiträge brauchte, standen wie immer schräg gegeneinander gelehnt, den Mißbilligungsblicken der andern Reisenden zum Trotz.

Vera und Doktor Giesebrecht, die stets gleich gekleidet gingen, waren beide in Flaschengrün und trugen die gleichen Panamas.

Henry X. und Adelaide glitten wie zwei elegante Verkörperungen hochmoderner Zeichenkunst reiselustig durch die Reihe der Trabanten.

Hinter ihnen wanderten drei Badegäste von Thorshavn, die in den Fischerhäusern neben den „Bannbefreiten" seit zwei Wochen gehaust hatten, in finsterer Empörung dem Dampfboot zu, die Abschiedswitze der Klubgenossen mit gerunzelten Brauen in die verletzten Ohren aufnehmend.

Es schien eine blendend helle, jeden Umriß scharf und fest auf die lichte Luft hinzeichnende Nachmittagsonne.

Adelaidens Gestalt leuchtete wie eine überlebensgroße Schiffsfigur aus dem Himmelsblau.

Erstaunt und dankbar für die nahende Abwechslung sammelten sich die Augen aller auf Deck befindlichen Passagiere auf dem schnell und gewandt die Landungsbrücke überschreitenden eleganten Paar und glitten dann, wie an Seilen gezogen, zu den Gestalten am Ufer hin, die den Islandfahrern das Geleit gaben.

Es kam Leben in die luftmüden Gesichter der Schiffsgesellschaft. Himmel und Wellen waren schön, aber doch eintönig auf die Dauer! Diese lebendige Zufuhr von Faröer wirkte angenehm aktuell, so wie wenn ein Walfisch oder ein Eisberg in Sicht gekommen wäre.

Aufgeregt starrten die Damen an Bord auf die seltsamen griechischen Draperien der bannbefreiten Mädchen am Ufer.

Was das bedeutete, wußte niemand — jeder empfand nur, daß es etwas im höchsten Grad Auffallendes, vermutlich Anfechtbares sei....

Die Herren arbeiteten mit Operngläsern.

„Alle Wetter, Auguste!" sagte ein kleiner Herr in weißer Schiffsmütze zu der Dame neben ihm. „Da stehen ja Thorensens Töchter — was machen denn die hier? Und sieh mal, da kommt ja der große Dichter, der Mann mit dem Pseudonym, das wie eine Zigarre klingt, der mal bei Thorensens mit zum Diner war —"

Es war ein kinderloses Geheimratspaar aus Thorensens Ministerium, das auch zur Ultima Thule fuhr.

Der Ring, der im Bannkreis Europas die Kontrolle des Nächsten umschließt, endet nicht mit dem Festland des alten Weltteils, sondern reicht über alle Wasserstraßen, überallhin, wo Schiffe gehen!

Anka und Gunhilde waren stets zu gleichgültig gegen Typen aus der Welt der Kollegen ihres Vaters gewesen, als daß sie die beiden erstaunten und mißbilligenden Gesichter an Bord erkannt hätten.

Sie sahen winkend dem Schiff nach. Anka knüpfte den weißen Schleier von ihrem Hut, ließ ihn im Winde wehen und rief übermütig lachend zu Henry X. hinüber: „Fahre wohl, Doria! Schöner Stern!"

Dann legte sie den Kopf zur Seite und sah mit künstlerischem Genuß dem Bild des frischlackierten, blütenweiten Fahrzeugs zu, das mit bunten Sonntagswimpeln in das grünblaue Meer hinausdampfte.

„Loyal ist's nicht von Adelaide," sagte sie zu Gunhilde hin, „daß sie ihn mir so einfach weggenommen hat. Aber schließlich war sie es, auf deren Jour ich ihn kennen lernte, die ihn mir als nützlichen Mentor empfahl. Und ohne ihre Fürsprache wären wir ja überhaupt nicht bei den ‚Bannbefreiten' zugelassen, da wir doch unproduktiv waren. Man muß auch nicht kleinlich sein. Ich gehe ruhig weiter auf Adelaidens Jours. Gott, auf dem toten Punkt war ich ja auch wirklich mit ihm. Und eins, Hilde, es gab eine Zeit, wo ich mir einbildete, er könnte vielleicht doch zum Heiraten zu bringen sein. Am Ende hab ich die Stunde verpaßt. Am Ende war sie niemals da. Jedenfalls weiß ich jetzt, daß er nie mehr eine unter vierzigtausend pro Jahr nehmen wird. Er taxiert sich mit Selbstgefühl."

„Du dachtest an Heiraten?" fragte Hilde beinah bestürzt.

„Ich denke immer ein wenig daran!" lächelte Anka.

„Aber du empfahlst doch stets das Gegenteil?"

„Jedes Mädchen denkt an Heiraten, ob sie dran denken will oder nicht. Unter der Schwelle unseres Bewußtseins steht bei uns doch immer das Standesamt!" dozierte Anka mit einiger Selbstironie.

Ihre Augen wurden unruhig und gingen nach links.

Ein Fremder stand an den Dünen und schaute sie an, eine junge, elegante, in tadellosen Strandanzug gekleidete Gestalt.

„Dieser Mensch fällt mir schon seit Tagen auf!" sagte Anka. „Ich weiß gar nicht, wo ich ihn eigentlich unterbringen soll. Aus der Ferne denke ich immer: Musterbild eines Englishman. In der Nähe ist so viel Fremdartiges in seinem Gesicht, von dem man nicht weiß, ob es hier von der Sonne so gebräunt oder von Natur so zigeunermäßig braun ist, ein so unanglikanisches, tiefes Feuer in den Augen, ein Farbenton im Haar, wie Europa ihn selten produziert. Ich taxiere: ein Exote, der von einem ersten englischen Schneider angezogen ist. Ich finde, die ‚Bannbefreiten' müssen etwas aufgemuntert werden, nun unsere beiden Stars abgeschwommen sind. Er sah immer so hungrig zu aus der Ferne, wenn wir saßen und lasen. Vera will ja nachher an der weißen Düne ihre neuen Kapitel vortragen. Ich werde ihn einfach auffordern dazu. Vermutlich interessiert er sich auch für die ‚Zukunft der Liebe' — das heißt: am Ende

verbrauche ich ihn lieber für mich — als Separatbekanntschaft unter vier Augen." Sie sah grübelnd mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin. „Er ist eigentlich zu schade für die ‚Bannbefreiten'. — Adieu, Hilde, da kommt er, ich spreche mit ihm."

Hilde sah Anka mit der staunenden Bewunderung nach, die sie immer für die Schwester hatte, und namentlich in Momenten, in denen sie wie jetzt wieder resolut und ohne Zeitvergeudung einem neuen Versuchstier entgegenging. —

Sie sah die beiden Menschen nebeneinander stehen — Anka sicher und elegant, den Kopf leicht und anmutig gehoben — er halb betroffen, halb beglückt ... ein Gesicht, das seiner speziellen Rassenmischung wegen nicht erröten zu können schien, aus dem dafür aber die nachtschwarzen Augen feucht und beredt in Ankas blondes Germanenantlitz hinüberglühten....

* * *

Im nächsten Winter geschah es, daß Olaf ganz plötzlich wieder Familienmittelpunkt wurde.

Das Schulleben, das er seufzend angetreten, quittierte mit der ersten ansteckenden Krankheit. Olaf bekam Scharlachfieber.

Mit fieberroten Backen, die blauen Augen unnatürlich groß und glänzend, lag er in seinem Bettchen, seine weiche Kinderschönheit gleichsam noch unterstrichen durch die Glut der Farbe.

Mit einem Mal hielten die Seinen alle an in ihrer täglichen Jagd! Sie lösten Verabredungen, von denen sie tags zuvor geglaubt hatten, daß ihre Seele an ihnen hinge! Alle die Gestalten an ihrem Lebensweg, die ihnen so wichtig gewesen, wurden plötzlich schattenhaft und blaß. In ihrer Erinnerung wachte jede frohe Stunde in der Heimat auf, die mit Olaf zusammenhing. Es war ihnen zumute, als seien jene Tage die schönsten gewesen, da sie noch unter den Apfelbäumen des Attenrader Gartens, um Olafs Kinderwagen geschart, saßen, eine friedliche, engverbundene Gemeinschaft, die einen Kultus mit dem reizenden Knaben trieb, der so viel Sonne in den Augen und der Seele hatte.

Ja, nun dachten sie alle plötzlich nur mehr an Olaf, nun, da sie fürchteten, er könne ihnen entrissen werden!

Frau Thorensen vergaß Doktor Furka, Anka ihren großen Henry X. und Gunhilde ihren melancholischen Marcell von Wetterstein.

Tag und Nacht saßen sie da und warteten in Angst und Liebe.

Geheimrat Thorensen war außer sich. Wenn er überarbeitet nach Hause gekommen war, war ihm das Kind stets das liebste Spielzeug gewesen. Um keinen Gran war seine Liebe für den Sohn durch die neue Lebensphäre geringer geworden. Ihm hatte nur die Zeit gefehlt, sie noch mehr auszuüben — so war er entschuldigt, denn seine Arbeit war Pflicht und Notwendigkeit — er fühlte jetzt nur Trauer und Angst, aber keine Reue. Den andern aber, ohne daß sie es sich gegenseitig gestanden, kroch in den schlaflosen Nächten die Reue wie eine quälende Spinne übers Herz!

Ja, sie waren lau geworden gegen den Abgott von einst! Sie hatten ihn ganz prosaisch als eine Sache zu betrachten angefangen, die einmal da war, die man beiseite schiebt, wenn sie stört, und nur an sich nimmt, wenn mal gerade Laune und Zeit da ist. Niemals war jemand unfreundlich gegen ihn gewesen, gleichgültig nur! Aber sie fühlten, daß Gleichgültigkeit in diesem Fall etwas Schreckliches gewesen war!

Sie beneideten die dicke Antje, die mit so gutem Gewissen herumlief und lauter kleine, lustige Geschichten von Olaf erzählte, die sie sonst nie die Geduld gehabt hatten anzuhören, Geschichten von seinem Schulweg, auf dem Antje oder Amanda ihn stets geleiteten, Lobesworte der Ladenbesitzer unten in der Straße, die alle eine Schwärmerei für den fröhlichen Jungen hatten, so sehr, daß man fast sagen könnte, daß er in den Kaufläden da unten populärer als in den Herzen der Seinen war!

Anka und Gunhilde wechselten kein Wort über ihr Empfinden, aber sie verstanden sich mit den Blicken, wenn das Fieber stieg oder der Arzt ein beunruhigtes Gesicht machte.

Aber Frau Thorensen war in lauter lärmender Verzweiflung.

Sie verstand sich selbst nicht mehr. Sie überhäufte sich mit den wildesten Anklagen. Sie quälte ihren Mann mit den ärgsten Selbstbeschuldigungen, wenn er müde und besorgt nach Hause kam.

Sie hatte Weinkrämpfe und Nervenkrisen. Zum erstenmal kam ihre gesunde Natur aus dem Gleichgewicht.

Herr Thorensen redete zur Ruhe, energisch, mit einer Art Groll.

Er hatte keinen Respekt vor verspäteten Gewissensbissen. Warum ist man nicht rechtzeitig so, wie man sein soll, dachte er resigniert.

Der Haushalt war ganz aus seinem geregelten Gang gekommen. Niemand wollte an Essen denken. Niemand überlegte sich, daß der Vater schließlich auch ein pflegebedürftiger Mensch sei und Anspruch auf Betreuung hatte.

Mutter und Töchter machten sich gegenseitig Vorwürfe, wenn die selbstverständlichsten Dinge bei den Mahlzeiten fehlten. Sie vergaßen alles und leisteten nichts.

Sie hatten ihren „Intellekt" in den letzten Jahren alle drei sehr ausgebildet, aber es war, als hätte der gesunde Menschenverstand dabei gelitten.

Und Olafs Fieber stieg und stieg.

Frau Thorensen lief in ihrem Zimmer auf und ab.

Warum ist man nicht katholisch, dachte sie, daß man ein Gelübde tun kann? Oder daß man etwas ins Meer wirft, um den Sturm zu beruhigen ... ein Opfer, damit die Gefahr vorbeizieht?

Sie dachte die letzten Jahre durch. Etwas Böses hatte sie wahrlich nicht getan, aber sie hatte gespielt, immerfort gespielt mit all den Sensationen dieses bunt zusammengewürfelten Lebens hier, die ihr so verlockend schienen, weil sie etwas so ganz anderes waren wie jene einfachen Glücksformen, die sie so lange zur Genüge gekannt.

Sie hatte fremden Menschen einen zu großen Platz in ihren Gedanken eingeräumt! So oft, wenn sie

zwischen ihrer Familie beim Tee saß, zog ihre Phantasie ins Weite und fragte: „Was tut er jetzt?“ Und wenn die Postsachen kamen, griff sie gerade so hastig wie Anka in den Briefsegen, so daß sich oft ihre Finger zwischen den Kouverten verflochten.

Weshalb war sie innerlich so schrecklich jung geblieben? Warum hatte dies furchtbare Attenrader Klima, in dem gar nicht selten Leute hundert Jahre alt wurden, sie so konserviert?

Das war doch alles keine Schuld, das war mehr Schicksal! Und sie entschuldigte sich in der einen Minute, in der andern fielen ihr neue Unterlassungssünden ein. Warum, wenn nun Olaf zugrunde ging, war sie nicht im letzten Sommer noch gründlich im Schwarzwald mit ihm gewesen, hatte ihn da oben in der Freiheit seine Sommerseligkeit genießen sehen, von der die kleine Waldshuter Nichte ihr so begeistert geschrieben hatte? Warum mußte sie nach Baireuth, nur weil Furka Wagnerianer war? Weshalb mußte sie die Landschaften Oberfrankens so ausführlich kennen lernen? Nur weil Furka Thoma-Schwärmer war?

Hatte es denn Sinn und Berechtigung, sich so gewissermaßen aus der eigenen Familie zu entfernen, um mit einem schöngeistigen Freund ein verstiegenes geistiges Zusammenleben zu leben?

Sie war auf falschem Wege, bestimmt! Sie fühlte es. Ach! Alle verlockenden Wege sind ja immer falsch!...

Irgend etwas mußte geschehen.

Einen Polykratesring mußte sie in die Flut werfen, damit das Unheil abgewendet wurde.

Und sie setzte sich in raschem Entschluß an ihren Schreibtisch und schrieb an Furka, aufgeregt und hastig, daß sie aus Gründen, die sie nicht näher auseinandersetzen wolle und könne, die Beziehung zu ihm abbrechen müsse, daß sie ihn bitte, ihre Freundschaft nun als beendigt zu betrachten — „eine schöne Welt, die versank“.

Sie schrieb den Brief zweimal ab, da sie über die Anwendung des Schlußzitats im Zweifel war, dann nahm sie die geisterhafte Profilphotographie mit dem mystischen Licht auf den schmalen Wangen und der scharf und fein geschwungenen Nase vom Schreibtisch fort, schloß sie in ein Fach, klingelte Amanda und ließ sofort den Brief zur Post bringen.

Ein grenzenloses Gefühl innerer Erleichterung kam über sie. Sie hatte dem Himmel etwas abgekauft, mit ihrer wertvollsten Münze hatte sie bezahlt....

...Des Nachmittags sprach Olaf immerfort von Tante Johanna. Es war, als ob ihn die andern mit ihren nervösen Bewegungen, ihrem aufgeregten Hin und Her, ihren Tränen und ihrem Vorlesen beunruhigten.

Ja, sie lasen ihm vor! Alle Märchen, die ihnen in seinen gesunden Tagen viel zu lang dazu gewesen waren, lasen sie nun an seinen heißen Ohren hin, die gar nicht die Worte oder den Sinn aufnehmen konnten.

Sie weigerten sich dem Arzt gegenüber, eine Pflegerin zu holen. „O nein, an Olaf sollte niemand Fremdes gelassen werden!“...

„Ich will Tante Johanna“, sagte er eigensinnig und mit Nachdruck. Des Nachts sprach Olaf im Fieber immerfort nur von ihr.

...Früh im Morgengrauen ging Geheimrat Thorensen ans Telephon und bat die Schwester zu kommen, da Olaf schwer erkrankt sei und nach ihr verlange.

Und Johanna unterdrückte mit schnellem Entschluß alle Bitterkeit, die sich seit dem Verbot, das Haus des Bruders zu betreten, in ihr gesammelt hatte, und kam.

Ein vernünftiger Mensch trat in den Wirrwarr, und es schien wie eine Wohltat für alle.

Und Olaf quittierte die größere Hingabe, die Johanna früher immer für ihn gehabt, mit einem strahlenden Lächeln und der Bitte, immer an seinem Bett zu bleiben.

Es war, als hätte Tante Johanna das entweichende Glück wieder zurückgebracht. Mit dem Tag ihrer Ankunft ließ das Fieber nach, und der Arzt nickte beruhigt mit seinem grauen Kopf.

Und Olaf blieb mit Tante Johanna allein.

Sie erntete, was sie gesät hatte. Der unbestechliche Kindermund nahm keine Höflichkeitsrücksichten auf Mutter und Schwestern. In Johannas starke und feste Arme bettete er den Kopf mit dem lang und wirr gewordenen Blondhaar wie in ein Stück Heimat.

„Alle andern sollen fortgehen!“ sagte er gebietend.

Frau Thorensen schämte sich. Anka, die ein heranwachsendes Kind meist wie ein höchst sonderbares Kuriosum objektiv zu betrachten pflegte, fand Olafs energische Bevorzugung der alten Tante mehr originell. Gunhilde aber ging auf ihr Zimmer und weinte.

Allen aber erschien das Leben wie neugeschenkt, seit sie wußten, daß sie ihn behielten.

(Fortsetzung folgt.)



Vor einem Jahr –.

Den Birkenweg, wo Wald und Schonung grenzen,
kennst du ihn wieder heut — nach einem Jahr?
Die Forsthausfenster, die im Abend glänzen,
und überm Dach das alte Kiefernpaar?
Ein Drosselruf klingt in die klaren Weiten,
und Duft steigt auf von Harz und frischem Grün;
ganz leise rauscht dein Seidenrock beim Schreiten,
mein junges Weib, und deine Wangen glühn.

Damals — vor dunklen Kiefern wob die Birke
mit zartem Laub die Schleier des April,
weiß schifften Wolken über Waldbezirke,
und alles jubelte — du nur warst still.
Dein Mädchenauge war so ernst und wissend,
du sahst schon tief in Menschenlos und Leid;
das Schiff des Glücks zog seewärts, Wimpel hissend —
du standst am Strand, die Augen sehnsuchtweit.

Nun bist du mein — nun ist's ein süß Erwachen
von holden Wundern, die dein Wesen barg:
Heut fandst du wieder auch dein Kinderlachen,
das helle Lachen ohne Scheu und Arg. — —
Konturlos leuchten blühende Apfelbäume
aus letztem Dämmerblau vom Försterhaus,
und lange noch, im Glück erfüllter Träume,
sehn wir zusammen in die Nacht hinaus.

Karl Hagen.

Der tote und der lebendige Mars.

Von Kurd Laßwitz.

Dem Planeten Mars ist seine letzte Annäherung an die Erde nicht gut bekommen. Er ist bei den Astronomen in Ungnade gefallen. Sie haben ihn für zu kalt und zu trocken erklärt, um höher kultivierten Wesen als Wohnplatz zu dienen, und so haben sie ihn tot gesagt. Ein Schriftsteller, der in einem Roman geschildert hatte, wie sich das Zusammentreffen der Marsbewohner mit den Menschen gestalten könnte, falls, wie anzunehmen, jene eine viel höhere Kultur in technischer wie ethischer Hinsicht besitzen als wir Erdenwanderer, bekam allerlei Beileidsbezeugungen, daß wir nun nicht von den Martiern entdeckt werden könnten. Das wäre doch schade! Sollte der Mars wirklich ein so alter ausgetrockneter Planetengreis sein, daß er für Kulturträger gar nicht mehr bewohnbar ist?

Es ist ihm schon einmal so übel ergangen, sogar noch schlechter. Damals bestritt man ihm überhaupt das Wasser und die Luft. Die weißen Flecken an den Polen sollten gefrorene Kohlensäure sein, was eine Temperatur von 100 Grad Celsius unter Null voraussetzen würde. Jetzt gönnt man dem Mars wenigstens ein bißchen Wasserdampf und Schnee, aber zur Existenz von menschenähnlichen Wesen soll das nicht mehr ausreichen. Amerikanische Astronomen hatten nämlich Gelegenheit, im Herbst 1909 bei einer Expedition auf den Mount Whitney in Kalifornien (4420 Meter hoch) photographische Aufnahmen der Spektra des Mars und des Mondes unter Umständen zu machen, die für die Vergleichung beider sehr günstig waren; weniger freilich für die Beobachter, die es mit einem eisigen Sturm und der Bergkrankheit zu tun hatten. Die Resultate sprachen für einen recht geringen Wassergehalt der Marsatmosphäre. Man ist daher geneigt, dem Mars ein Wüstenklima zuzuschreiben, bei dem selbst in den äquatorialen Gegenden die mittlere Tagestemperatur kaum über den Gefrierpunkt hinausreicht.

Bedeutet nun ein solcher Schluß, in dem übrigens außer den tatsächlichen Beobachtungen noch sehr viel Hypothteisches steckt, wirklich für den Mars die Eigenschaft einer toten und abgestorbenen Welt? Ein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung fordert zunächst Anerkennung; es fragt sich nur, wie groß ist seine Tragweite?

Es ist die glückliche Eigenart der Wissenschaft wie der Erkenntnis überhaupt, daß sie niemals abgeschlossen ist. Sie bedeutet eine unendliche Aufgabe, bei der jedes Resultat neue Fragen aufwirft, jede Errungenschaft den früheren Standpunkt korrigiert. Insofern ist es sehr wohl möglich, daß eine Erweiterung unserer Kenntnisse wieder zu einer Auffassung führt, die der Annahme intelligenter Marsbewohner günstiger ist. Aber darauf möchte ich mich nicht stützen. Die Frage gestattet auch noch andere Erwägungen.

Die Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, die Fülle dessen, was wir erleben, als einen gesetzlichen Zusammenhang zu bestimmen, wodurch uns die Erfahrung erst als eine objektive Realität, als ein eindeutiger Inhalt des Bewußtseins gegeben wird. Ihr Recht und ihr Interesse ist auf diese Bestimmung beschränkt. Auf unser Gefühl, auf unsere Wünsche, auf unsere Ideale hat sie dabei keine Rücksicht zu nehmen. Und eben dadurch ist Wissenschaft das feste Fundament unserer Kultur, der unbestechliche Maßstab für die Tauglichkeit unseres Wirkens und Könnens; nur dadurch wird sie das einzige und unentbehrliche Mittel, unsere Ideale durch Beherrschung der Natur zu verwirklichen. Aber eben dadurch auch sind ihr die Grenzen ihrer Methode gesetzt. Nicht jede beliebige Frage geht sie an, sondern nur die Untersuchung dessen, was zu der großen gesetzlichen Einheit gehört, die wir Natur nennen. Annahmen, deren sie hierzu nicht bedarf, verweist sie mit Recht in das Reich der Phantasie. Erst dann beschäftigt sie sich mit ihnen, wenn wir sie als unentbehrlich erkennen, um den gesetzlichen Zusammenhang des ewig Werdenden zu verstehen. Eine solche bedenkliche Frage ist die nach der Bewohnbarkeit der Planeten, im speziellen nach der Bewohnbarkeit durch Wesen, die wir als mit dem Menschen vergleichbar betrachten dürfen.

Wird diese Frage im Ernst aufgeworfen und einer Wissenschaft zugewiesen, so kann diese nur die Astronomie sein, genauer gesagt die Astrophysik. Denn mit diesem Namen bezeichnen wir den Teil der allgemeinen Sternkunde, der sich mit der physischen und chemischen Beschaffenheit der Weltkörper beschäftigt. Da nun das organische Leben auf der Erde an gewisse chemisch-physikalische Bedingungen geknüpft ist, so würde es der Astrophysik zukommen, zu untersuchen, ob solche sich auf andern Weltkörpern finden. So fiele, scheint es, der Entscheid über die Existenz von Planetenbewohnern schließlich dem Astronomen zu.

Damit ist aber dem Astronomen ebensowenig gedient wie dem Problem. Der Astronom in seiner Eigenschaft als wissenschaftlicher Fachmann hat eine gewisse Abneigung gegen die Frage nach der Bewohnbarkeit der Planeten. Er besitzt dafür kein Interesse. Und das mit gutem Recht. Denn, wie gesagt, hat die Wissenschaft nur solche Fragen sich vorzulegen, deren Lösung zur naturgesetzlichen Erklärung der von ihr festgestellten Erscheinungen notwendig ist. Solange keine astronomischen Beobachtungen feststehen, die nur durch die Einwirkung intelligenter Wesen erklärlich werden, so lange hat der Astronom keine Veranlassung, auf Intelligenzen zurückzugreifen. Schmunzelnd — und mit Recht — geht er darüber hinweg.

Es lag auch bisher eigentlich nur ein einziger Fall vor, der den Astronomen in dieser Hinsicht Schwierigkeiten machte. Das war die Entdeckung der sogenannten Marskanäle. Diese breiten, sehr langen Streifen, die sich geradlinig über die Kontinente des Planeten hinzogen, mitunter verschwanden, dann wieder verhältnismäßig schnell auftraten, zuzeiten sogar sich verdoppelten, die sich nicht gut aus der Zufälligkeit natürlicher Bildungen verstehen ließen, sie schienen auf die Tätigkeit intelligenter Wesen hinzuweisen. Man konnte sie etwa als Vegetationstreifen auffassen, die infolge künstlicher Bewässerung zu gewissen Zeiten auftraten. Eine Zeitlang schien es, als könnte man die Existenz dieser Streifen überhaupt aus der Welt schaffen und sie als optische Täuschung erklären. Aber wenn auch manche Gleichmäßigkeit darin nur scheinbar sein mag, so haben sie sich doch als Eigentümlichkeit der Marsoberfläche behauptet. Man hat daher auch innerhalb

der astronomischen Fachkreise lange Zeit, obwohl mit einem gewissen Unbehagen, die Hypothese der Marsbewohner ertragen, zumal eine wasserhaltige Atmosphäre auf dem Planeten nachgewiesen war und seine allgemeinen Verhältnisse es als durchaus wahrscheinlich zuließen, daß er von kultivierten Wesen bewohnt sei.

Nun scheint aber die Gelegenheit gekommen, diese mißliebigen Vernunftwesen loszuwerden. Auf die ungünstigen klimatischen Verhältnisse des Mars gestützt, hat der berühmte Stockholmer Gelehrte Svante Arrhenius eine rein naturwissenschaftliche Hypothese über die Entstehung der sogenannten Kanäle aufgestellt. Sie sollen Sprünge der Marsoberfläche infolge der Zusammenziehung der Planeten darstellen, an denen die regelmäßigen Stürme der Atmosphäre den Wüstensand und Salzstaub der Oberfläche anhäufen, der sich dann je nach der Feuchtigkeit der Jahreszeiten dunkler färbt und uns sichtbar wird. Die genauere Prüfung dieser Erklärung muß den Fachmännern vorbehalten bleiben. Ich muß gestehen, daß ich gerade auf diese sogenannten Kanäle niemals besonderen Wert gelegt habe, wenn ich mir Gedanken über die Kultur der Marsbewohner machte. Ich habe sie in diese Gedanken aufgenommen, weil sie als sicherer Bestand der wissenschaftlichen Forschung galten, aber als Kulturzeichen könnte ich die Kanäle auch ohne Schwierigkeit entbehren, zumal das Kolossale ihrer Ausdehnung sie als Kunstprodukte problematisch macht. Die Ueberzeugung von der überlegenen Kultur der Marsbewohner stammt für mich nicht aus astronomischer Quelle; aus dieser stammt es nur, daß ich derartige ideale Vernunftwesen gerade auf den Mars versetze, weil dieser Planet nach der übereinstimmenden Ansicht der Astronomen bisher als der Planet galt, der mit der Erde die größte Aehnlichkeit hat.

Die Naturwissenschaft kann sich nur an die Erfahrung halten. Danach aber sind uns im ganzen Weltall keine anderen Bedingungen bekannt, unter denen sich Vernunftwesen herausgebildet haben, als die auf der Erde bestehenden, nämlich Organismen, deren höchste Stufe der Mensch ist. Also bleibt dem Astronomen nur der Schluß übrig: Soll ein Planet von intelligenten Wesen beherrscht sein, so müssen diese menschenähnlich sein. Dazu aber ist erforderlich, daß die Verhältnisse auf diesem Weltkörper annähernd denen der Erde gleichen in bezug auf Gravitation, Wechsel von Tag und Nacht, Jahreszeiten, Atmosphäre, Wasser, Dichtigkeit und Temperatur der Oberfläche usw. Genügt keiner unserer Planeten diesen Ansprüchen, so ist die Erde zurzeit der einzige Planet, der von Vernunftwesen bewohnt ist.

Diese Anschauung hat der bekannte Naturforscher Alfred Russel Wallace 1903 in einem umfassenden Werk „Die Stellung des Menschen im Weltall“ (Deutsch von Felix Heinemann) konsequent durchgeführt. Er kam zu dem positiven Ergebnis, daß die Erde der einzige Weltkörper sei, auf dem menschenähnliche Wesen existieren. Denn organisches Leben im höheren Sinn sei nur das, was wir auf der Erde als solches kennen. Da nun auf andern Himmelskörpern die Bedingungen andere sind, so finde sich dort kein Leben.

Das scheint unanfechtbar. Dennoch ist es ein Zirkelschluß, der die Behauptung in der Voraussetzung schon enthält. Ein Engländer könnte so etwa folgendermaßen schließen: Anständig ist, was man in England dafür erklärt. Was man anderswo dafür hält, ist nicht maßgebend. Also gibt es Anstand nur in England.

Hier wird man freilich die Voraussetzung leicht bestreiten können, da ja der Begriff des Anstandes auch von andern kultivierten Völkern her definiert werden kann. In der Frage nach dem höheren Leben aber kennen wir überhaupt nur das menschliche hier auf der Erde. Demnach bleibt der Schluß als solcher unangreifbar, und doch kann er unmöglich richtig sein. Kommen wir in irgendeinem Problem zu einem derartigen Widerspruch, so ist das ein sicheres Zeichen, daß dieses Problem innerhalb des Gebiets, worin es aufgestellt ist, sich nicht lösen läßt und dort an falscher Stelle steht. Die Frage nach der Mehrheit der „bewohnten Welten“ gehört überhaupt nicht in die Naturwissenschaft. Der Astronom als solcher hat ganz recht, wenn er für sie kein Interesse zeigt. Er kann sie niemals beantworten, solange die Erde der einzige Ausgangspunkt für die Bewertung jener Existenzform bleibt, die wir als Leben und speziell als Betätigung höheren Bewußtseins bezeichnen.

Aber eben weil er diese Frage nicht beantworten kann, darf er sie auch nicht verneinen. Damit überschreitet er seine Befugnisse. Wenn sich für die Wissenschaft hier ein negatives Resultat ergibt, so liegt das daran, daß sie in ihren Hypothesen mit Recht sich einschränkt. Für die theoretische Erkenntnis ist die Frage nach den Bewohnern anderer Planeten bei unserer gegenwärtigen Erfahrung nicht in Betracht zu ziehen.

Aber die Menschheit hat ja neben dem theoretischen noch andere Interessen. Sie hat Forderungen des Willens und des Gefühls, ethische, ästhetische und religiöse Interessen. Dort gibt es allerdings keine Beweise, aber es gibt Ideen. Und diese schaffen zwar keine Naturobjekte, aber sie erzeugen ebenfalls Realitäten, nämlich in Sittlichkeit, Kunst und Weltanschauung. Finden wir die Planetenbewohner vorläufig noch nicht im Weltraum, so ist ihre Wirklichkeit damit noch nicht widerlegt. Es gibt Realitäten des Gemüts, die nicht an die äußere Erfahrung gebunden sind.

Niemals vermag die Naturwissenschaft positiv zu beweisen, daß die Bedingungen zur Existenz intelligenter Planetenbewohner nirgends anders im Weltraum erfüllt sein könnten als auf unserer Erde. Sie hat auch kein Interesse daran. Bestünde aber ein solches für ihre Existenz, so könnte man sie ohne Schwierigkeit wahrscheinlich machen mittels einer Hypothese, die den Beobachtungen nicht widerspricht. Man brauchte nur anzunehmen, daß z. B. auf dem Mars die Atmosphäre eine Beimischung von wenigen Prozent Kohlensäure besitze, um für die dortigen Bewohner nach unsern Begriffen ausreichende Lebensbedingungen zu erhalten. Alle die Berechnungen nämlich, die sich auf die neuesten Beobachtungen stützen und zu so niedrigen Temperaturen führen, setzen dabei voraus, daß die Marsatmosphäre nahezu wie die unsrige zusammengesetzt sei. Ein kleiner Mehrgehalt an Kohlensäure aber würde bereits bewirken, daß sie eine schützende Hülle gegen die Ausstrahlung der Wärme um den Planeten bilde. So können die Bedingungen für dort lebende Organismen ganz andere sein, ohne daß wir dies nachzuweisen vermögen. Ja man könnte sich ebensogut eine organische Entwicklung denken, verbunden mit ähnlichen oder höheren geistigen Fähigkeiten als die menschlichen, die ganz andern klimatischen Bedingungen angepaßt wäre, als sie auf der Erde bestehen. Die Natur ist unerschöpflich in solchen Anpassungen, und es spricht vieles dafür, daß gerade Erschwerungen der Lebens-

umstände häufig Hebung und Verfeinerung, nämlich eine Stärkung im Kampf ums Dasein, bei den lebenden Wesen erzeugen. Wenn, wie es scheint, die Erdbewohner gerade durch die Eiszeit erst recht zu Menschen geworden sind, so dürften auch die Marsbewohner beim Altern ihres Planeten die Mittel gefunden haben, den Schwierigkeiten vorzubeugen, die ihnen aus der Abkühlung des Planeten erwachsen. Wenn nun z. B. die sogenannten Kanäle tatsächlich großartige Anlagen wären — Strahlungsfelder — um die Sonnenenergie zu sammeln und für Kulturzwecke zu verwenden? Solche Hypothesen lehnt die Wissenschaft mit vollem Recht ab, solange keine methodische Notwendigkeit dazu vorliegt.

Aber sie können brauchbar und berechtigt werden, wenn auf einem andern Gebiet als dem theoretischen das Bedürfnis entsteht, an außerirdische Existenzen zu glauben. Nur dürfen die Annahmen, die man macht, keinen Widerspruch gegen die wissenschaftliche Erfahrung enthalten; es muß wenigstens „so sein können". Solche Annahmen liegen außerhalb der Wissenschaft, aber sie streiten nicht gegen sie.

Derartige Ueberlegungen werden dann kein bloßes Spiel müßiger Phantasie sein, wenn ein wertvolles Interesse vorliegt, mit solchen Gedanken zu operieren. Der Aufblick zu einer höheren Kultur, als die Menschheit sie bietet, bedeutet ohne Zweifel ein solches höheres Interesse, den Zug nach einem Ideal, das tief in der menschlichen Seele wurzelt. Die Beschäftigung damit liefert freilich nicht theoretische Erkenntnis, aber sie ist nicht weniger eine Form realen Wirkens; sie besitzt erhebende Einflüsse auf das Gefühl, Bewegungen des Gemüts, die von kulturellem Wert sind und als solche nicht bloß im Reich der Träume bleiben. Denn es gibt zwei Gebiete, die ihnen Wirklichkeit verleihen, die Weltanschauung und die ernste Dichtung. Auf diesen Gebieten behält der Mars sein gutes Recht zu leben, und es fällt ihm gar nicht ein, tot zu sein.

Oberschlesische Skizzen.

St. Annaberg. Von Valeska Gräfin Bethusy-Huc. — Hierzu 5 Aufnahmen.

Wer weiß etwas vom Chelmgebirge? Die wenigsten kennen den Namen — diese aber sagen wohl: ein Höhenzug zwischen Polen und der deutschen Ostgrenze, was kann es da Gutes geben? Und doch sind die Ausläufer dieses Höhenzuges, die über dem Odertal zwischen Oppeln und Kosel aufsteigen, ebenso reizvoll, ja sogar vielleicht reizvoller als sonst manch deutsches Hügelland. Diese Ausläufer bilden hier ein kleines Gebirge für sich, dessen höchster Punkt, der St. Annaberg, 400 Meter hoch ist. In mannigfacher Gliederung reihen sich Hügelketten an. Der Südabhang ist zum Teil mit prächtigem Buchenwald bedeckt, durch den sich tief eingeschnittene Schluchten ziehen, die den Waldpartien ein eigenartig romantisches Gepräge geben. Auf der Westlehne schließen sich Nadelwaldungen an, dazwischen gemischte Bestände, durch die schmale, grün überhangene Pirschwege führen und dichte Fichtenschonungen, aus denen der Schrei des Fasanen klingt und verrät, daß hier gute Jagdgründe sind. Auf der Nordseite gibt es ein Karstgebirge en miniature, steinige Halden mit trichterförmigen Vertiefungen, die der Geologe Dollinen nennt. Dazwischen ein verlassener Kalkofen, der wie ein Römerturm aussieht, niedrige, schwarzgrüne Wacholderpyramiden und darüber hinaus der Ausblick weit hinein in die oberschlesische Hochebene. Ueber dem Buchenwald geht ein Fahrweg zwischen fruchtbaren Feldern hin bis zur Ortschaft Annaberg, die sich zwischen alten Linden und Obstbäumen um die Basaltkuppe lagert, auf der das Franziskanerkloster steht. Seitwärts liegen mächtige Steinbrüche, in denen zum Teil Kalkstein, zum Teil Basalt gebrochen wird. Dicht daneben führt der Kalvarienweg von der kleinen Stadt Leschnitz hinauf. Besteigt man den Berg von dieser Seite, so erscheint er fast waldlos. Hier muß freie Bahn sein für die vieltausendköpfigen Pilgerzüge, die von Anfang August bis Mitte September allsonntäglich zum Kloster hinaufziehen, wo in achttägigem Wechsel deutscher und polnischer Gottesdienst stattfindet. Am 14. September, dem Kreuzerhöhungsfest, kann man fünfzig- bis sechzigtausend Wallfahrer hier vereint sehen. Schon am Tage vorher kommen die Prozessionen von allen Seiten herangezogen, bis aus Rußland und Galizien her. Die umliegenden Gemeinden werden mitunter von ihren Pfarrern begleitet. Junge Mädchen mit Kränzen auf den Köpfen tragen die Heiligenbilder, junge Burschen die bunten, wehenden Fahnen. Singend, oft von der Dorfmusik begleitet, bei der merkwürdige, posaunenartige Instrumente vorkommen, ziehen sie aus dem Tal herauf, Tausende und aber Tausende — ein so eigenartiger Anblick, daß, wer ihn einmal sah, ihn wohl nicht wieder vergißt. In einem Seitental des Annaberges, dessen Ränder schroff, wie man das sonst nur im Hochgebirge sieht, abfallen, liegt das Frauenkloster Poremba, idyllisch eingebettet zwischen den Höhen, die sich nach Süden öffnen, so daß der Klostergarten zur Zeit der Wallfahrten, von Sonnenschein überflutet, im buntesten Blumenschmuck prangt. Neben diesem Garten steht eine uralte Kirche, die ihren Hauptaltar oben auf dem Chor trägt. Während der Wallfahrten wird ein zweiter Altar draußen an die Kirchmauer gebaut, und von hier aus bewegt sich die große Prozession, die alle Wallfahrerzüge in sich vereinigt, am Tage nach Kreuzerhöhung hinauf zum Annaberg. Den gleichen steilen und weiten Weg steigen die Nonnen von Poremba — die „Mägde Mariä" — im Winter täglich, oft durch Sturm, Eis und Schnee sich hindurch kämpfend, um vier Uhr morgens hinauf, um die Messe zu hören, da sie keinen eignen Geistlichen haben.

Am Kreuzerhöhungsfest selbst zieht der Wallfahrerzug von Poremba aus erst im Tal entlang bis zu einer kleinen, merkwürdig geformten Kapelle, wo ein Geistlicher ihn erwartet. Hier stehen, knien und lagern die Wallfahrer, die rings ansteigenden Höhen bedeckend, da sie in dem schmalen Tal nicht Platz genug haben. Klar und weithin verständlich klingen die Worte des predigenden Franziskanermönches über die Menge dahin — unwillkürlich denkt man dabei an die biblische



Blick auf St. Annaberg in Oberschlesien.

Bergpredigt. Mit dem Schlußwort der Rede kommt Leben in die bis dahin bewegungslose Masse. Ein kurzes Durcheinanderwogen — dann formt sich der Zug und strebt in langer, viergliedriger Reihe über die Hügel dahin bis zur nächsten Kapelle, wo ein anderer Geistlicher ihn erwartet. Zwischen den Landleuten sieht man Gruppen städtisch gekleideter Menschen; dort gehen Bergleute in ihrer schwarzen kleidsamen Tracht, dazwischen Polinnen mit leuchtend roten, eigentümlich geschlungenen Kopftüchern und Mönche in braunen Kutten; eine bunt zusammengewürfelte Menschheit, die sich hier vereint, um die von der Geistlichkeit geführten Andachtsübungen abzuhalten. Den ganzen Tag geht es von Kapelle zu Kapelle, von Predigt zu Predigt, bis die Höhe unter der Basaltkuppe, die das Kloster trägt, erreicht ist. Drei Kreuze, Christus und die Schächer tragend, bezeichnen hier das Ende der Kalvarie. Hier steht auch die Gruft der Grafen Gaschin, in der zwei lebensgroße Bilder hängen. Sie stellen den Erbauer des Klosters, den Grafen Georg Adam, der um 1700 lebte, und den Stifter der Kalvarie, den Grafen Anton (um 1764), vor. Außerdem hängt dort das große Bild einer Kreuzigung, das ebenfalls ein Gaschinsches Porträt enthält. Fama berichtet darüber: Dem Grafen Amand von Gaschin war als Kirchenbuße für allerlei Vorkommnisse aufgegeben worden, sich, als an der Kreuzigung Christi beteiligt, malen zu lassen. Er zog es vor, ein Kinderbildnis zu diesem Zweck herzugeben. Und nun kniet auf dem Bilde zwischen den römischen Kriegsknechten ein blonder Knabe in blauem Samtkittel und nimmt aus einer mit Nägeln gefüllten Kiste einen großen Nagel, den er einem Kriegsknecht hinreicht. Die oberste Spitze des Annaberges ist für Geologen interessant, weil die Basaltsäulen hier ganz deutlich zutage liegen. Eine breite Treppe führt zum Klosterhof empor. Durch einen Rundbogen tritt man in den viereckigen Hof, dessen drei Seiten von einem offenen Säulengang umzogen werden, während die vierte von der Kirche abgeschlossen wird. Ueber dem Hauptaltar der Kirche ist das wundertätige Annenbild, dem viele Heilungen zugeschrieben werden.

Unter der Kirche liegt eine Gruft, die jetzt geschlossen bleibt, in der früher aber die Toten in offenen Särgen beigesetzt wurden. Vor Jahren stieg ich hinunter und sah dort die vollständig mumifizierte Leiche einer Frau, die eine Fürstin Sapieha gewesen sein soll, nach merk-



Wallfahrer am Kreuzerhöhungsfest in St. Annaberg.

würdigen Schicksalen auf dem Annaberg als Einsiedlerin gelebt hat und mir als „heilige Petronella" genannt worden ist. Mein Gewährsmann hatte auch noch die andere Frau gekannt, die neben der Einsiedlerin dort aufgebahrt liegt, und die eine wunderschöne, mit 20 Jahren gestorbene Gräfin Gaschin gewesen sein soll.



Ein verlassener Kalkofen.

Der Grund und Boden, auf dem das Kloster steht, gehörte den Grafen Gaschin, die auf ihrem Gut Zyrowa am Fuß des Annaberges hausten. Die Gaschins waren ein lebenslustiges Geschlecht und kümmerten sich wenig um ihre Güter. So kam es im Lauf der Zeit, daß die Nachkommen des betriebsamen Handelsmannes, an den die Gaschins ihr Holz und ihre sonstigen Gutserzeugnisse verkauft hatten, am Ende die Gaschinschen Güter und auch Zyrowa erwarben. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bauten die neuen Grundherren den Basalt ab, auf dem das Kloster steht. Schon stürzten die Gartenmauern ein, das Kloster selbst schien bedroht. Da erwarb der Fürstbischof von Breslau 1882 die Basaltkuppe. Die Herrschaft Zyrowa aber kam in den Besitz des Grafen von Francken-Sierstorpf. Das Kloster blieb erhalten und wurde in neuster Zeit noch bedeutend vergrößert. Nach der Seite von Poremba hin ist der ganze Berg terrassiert worden, und diese Arbeit wurde nur um Gottes Lohn freiwillig von frommen Pilgern ausgeführt. Und wie vor Hunderten von Jahren, so ziehen die Pilgerscharen auch heute noch hinauf, von dem gleichen Wunsch, dem gleichen Gedanken vorwärtsgetrieben. Aufgeklärte Zeitgenossen haben wohl ein Achselzucken, vielleicht gar ein Wort des Spottes bereit, wenn sie die Pilger vorüberziehen sehen — aber haben wir alle nicht manchmal das Bedürfnis, den Alltag zu vergessen, das Herz erwärmen, die Seele erheben zu lassen? Ich habe so viele andächtige, feierliche und friedliche Gesichter auf dem Annaberg gesehen, daß ich meine, es ist mit diesen Wallfahrten wie mit andern Dingen: sie sind für jeden das, was jeder daraus zu machen weiß. Für manche ist's wohl eine Art Jahrmarkt, eine auf drei Tage zusammengedrängte vergnügliche Badereise — für viele aber ist es eine wirkliche Erbauung, ein Hinausheben über den Alltag. Und dumpf oder bewußt regt sich in ihnen das Gefühl, einer großen Allgemeinheit anzugehören, die aufwärts strebt zu den reineren Höhen eines Ideals, das von allen ersehnt, wenn auch von jedem anders benannt wird. Es ist

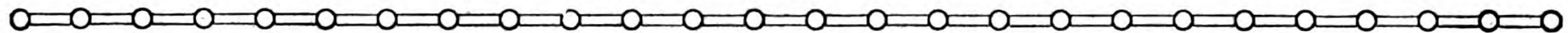


Die Treppe zum Klosterhof auf dem Annaberg.



Aus der Umgebung von St. Annaberg.

die uralte, sich ewig erneuernde Sehnsucht, die diese Menschenmassen aus den verschiedensten Gebieten und Ländern auf ihren „heiligen" Berg zieht, die Sehnsucht, die dem ersten Menschen innewohnte und wohl dem letzten innewohnen wird, die der Menschheit zu eigen sein wird, solange sie über diese bunte Erde wandert.



Von den Freuden des Hochtouristen.

Von Karl A. Schilling. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen des Verfassers.

Es ist schon reichlich darüber geschrieben worden, wie der edle Klettersport zu Mut, Selbstbeherrschung und Selbstvertrauen erzieht, wie er das Wahre, Gute und Schöne fördert; man hat sogar den unmöglichen Versuch gemacht, genau anzugeben, was es nun eigentlich sei, das den Menschen alljährlich in die Berge treibt und ihn veranlaßt, Strapazen jeder Art manchmal mit Ueberwindung großer Lebensgefahr zu ertragen.

Dazu will ich mich nicht äußern; es genügt wohl, wenn ich feststelle, daß ich die herrlichsten Stunden, das größte innere Glück meinem geliebten Sport verdanke. Wer sich darin mit mir eins fühlt, wird mir aber auch zugeben müssen, daß es im Leben und Treiben des Hochtouristen eine solche Fülle kleiner Absonderlichkeiten gibt, die alle zusammen dem ganzen Sport erst seinen Reiz verleihen. Gerade in den Kleinigkeiten tritt die Eigenart am richtigsten zutage.

Zunächst für den Neuling.

Wie hochinteressant sind ihm alle diese Dinge, die er plötzlich in seinem Aktionsradius auftauchen sieht! Mit innigem Behagen erinnere ich mich meiner ersten Tour im Hochgebirge. Ich war mit meinem Bruder am Eigergletscher. Er hatte schon einige alpine Erfahrung, mir war die Sache zwar interessant, aber zunächst nicht sehr verlockend. Ich tat mit, um mitzutun. Nämlich eine Tour zur Guggihütte — nicht gerade auf die Jungfrau. Ein Führer wurde engagiert, der ohne lange Umstände sein Seil entrollte. Ein Gemisch von innerer Hochachtung vor mir selbst, etwas Gruseln und gespielter Gleichgültigkeit. Die Sache ging trotz mangelhafter Ausrüstung ziemlich gut. Ich hatte sogar das Glück, einzelne Schikanen kennen zu lernen; denn ich trat — plump wie ich war — in eine Spalte und hing bis zur Brust in einem Vakuum. Der Führer hißte seine Last dann wieder ans Tageslicht. Mein Triumph war aber, daß das Monokel (ich war nämlich frisch gebackener Referendar) egal sitzengeblieben war.

Nach vier Stunden waren wir wieder zurück. Allerdings hatte meine Erscheinung am Seil im Schoßrock beim Verlassen des Gletschers einige Heiterkeit erregt, aber das innere Bewußtsein des Geleisteten wog über. Kaum konnte ich begreifen, daß ich bisher zu jenen Herdentieren gehört hatte, die nie einen Gletscher betreten, nie dem weißen Tod ins Auge geblickt hatten.

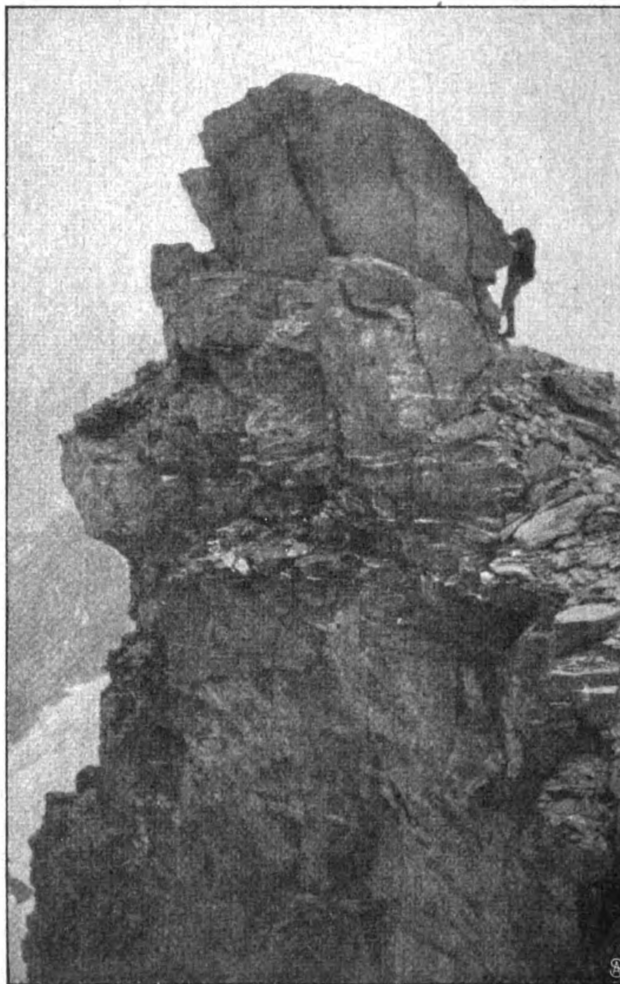
Aber damit war die Bahn beschritten. Als ich im Jahr darauf mit richtigen Bergschuhen vom Titlis, meinem ersten Gipfel über 3000 Meter, zurückkam, kam mir die Geschichte schon etwas anders vor. Ich empfand es schon als selbstverständlich, daß ich eben zu einer auserwählten Klasse der Sterblichen gehörte. In langen Gesprächen mit meinem Bruder und andern alpinen Größen wurden die Formationen der Gletscher und Felsen, die Technik des Steigens, die Gefahren der

Lawinen und dergleichen reiflich erwogen. Ich war ja nun Fachmann.

Ein paar Tage darauf kam dann mein erster Abend auf einer Hütte. Auf einer richtigen Hütte, keinem „Hause" mit Betten und Bewirtschaftung, nein, einer richtigen Klubhütte. Ich bin überhaupt ein Freund der unbewirtschafteten Hütten, denn das Leben und Treiben in einer solchen hat zu viel Poetisches. Wir wollten damals zum Urirotstock und bezogen die Hütte am Ruckhubel bei Engelberg. Alois Kuster, unser Führer, schob mit seinem Eispickel, den ich immer mit besonderem Interesse und scheuer Ehrfurcht betrachtet hatte, die Riegel von Tür und Fensterläden zurück, und wir traten ein. Die Hütte bestand damals noch aus nur einem einzigen Raum, der zur Hälfte von einer mit Stroh bedeckten Pritsche eingenommen wurde. Zunächst geht's an die Suche nach einem Paar Pantoffel; in langer Reihe stehen plumpe Halbschuhe, inwendig mit Filz gefüttert, auf einem Sims. Wenn dann glücklich die Bergschuhe abgestreift und die gewählten Pantoffel angezogen sind, fängt man an sich einzurichten. Alois holte Wasser, dann wurde Holz gespalten und das Abendessen gekocht. Erbssuppe. Beim Schein einer Kerze wird dann in heiterem Gespräch das Mahl eingenommen. Das ist immer riesig nett; ich habe aber die Beobachtung gemacht, daß selbst die trockensten Menschen bei solchen Gelegenheiten die blutigsten Kalauer machen.

Herrlich war's aber nach dem Abendessen. In Decken gehüllt, schritten wir ins Freie und blickten staunend in die prächtige Mondnacht. Man hält den Atem an vor der Großartigkeit der Szenerie. Ganz leise bimmeln die Herdenglocken in der Tiefe, Engelbergs Lichter funkeln im Tal, und oben leuchten die Schneegipfel. Aber schließlich trieb uns der Gedanke an den morgigen Marsch in die Hütte hinein zum Schlafen.

Das ist auch so eine Sache. Damals waren wir allein, und trotz Stroh- und Mäuserascheln schliefen wir recht gut. So ist's mir dann später meist ergangen, zuweilen auch anders. Da war's z. B. auf der Berglihütte, als ich zum Mönch hinauf wollte. Kaum fand man noch eine Ecke zum Niederlegen, so voll war es. Und um Mitternacht turnte noch ein Nachzügler über uns hin. Dabei tobten draußen die Lawinen die ganze Nacht hindurch mit schauerlichem Krachen. Das Frühstück des andern Morgens ist mir noch in besonderer Erinnerung. Wir waren ganz früh aufgestanden und saßen mit drei Herren schweigend zusammen, um die andern nicht zu stören. Es waren die beiden Pfarrer Hürner und Wolff und ein Student. Kurz nach zwei verabschiedeten sie sich und wanderten hinaus. Und als wir nachher auf der Tour waren, sah ich die Lichter ihrer Laternen noch lange Zeit durch die Dunkelheit winken. Es waren bekannte und verwegene Steiger, und die Erinnerung an dieses letzte Zusammensein ließ mich die Nachricht besonders schmerzlich empfinden, als ich hörte, daß die drei kraftstrotzenden Männer tags darauf am Obergabelhorn zu Tode gestürzt und ihre Körper so furchtbar zerschmettert waren, daß sie nur mit vieler Mühe rekognosziert werden konnten.



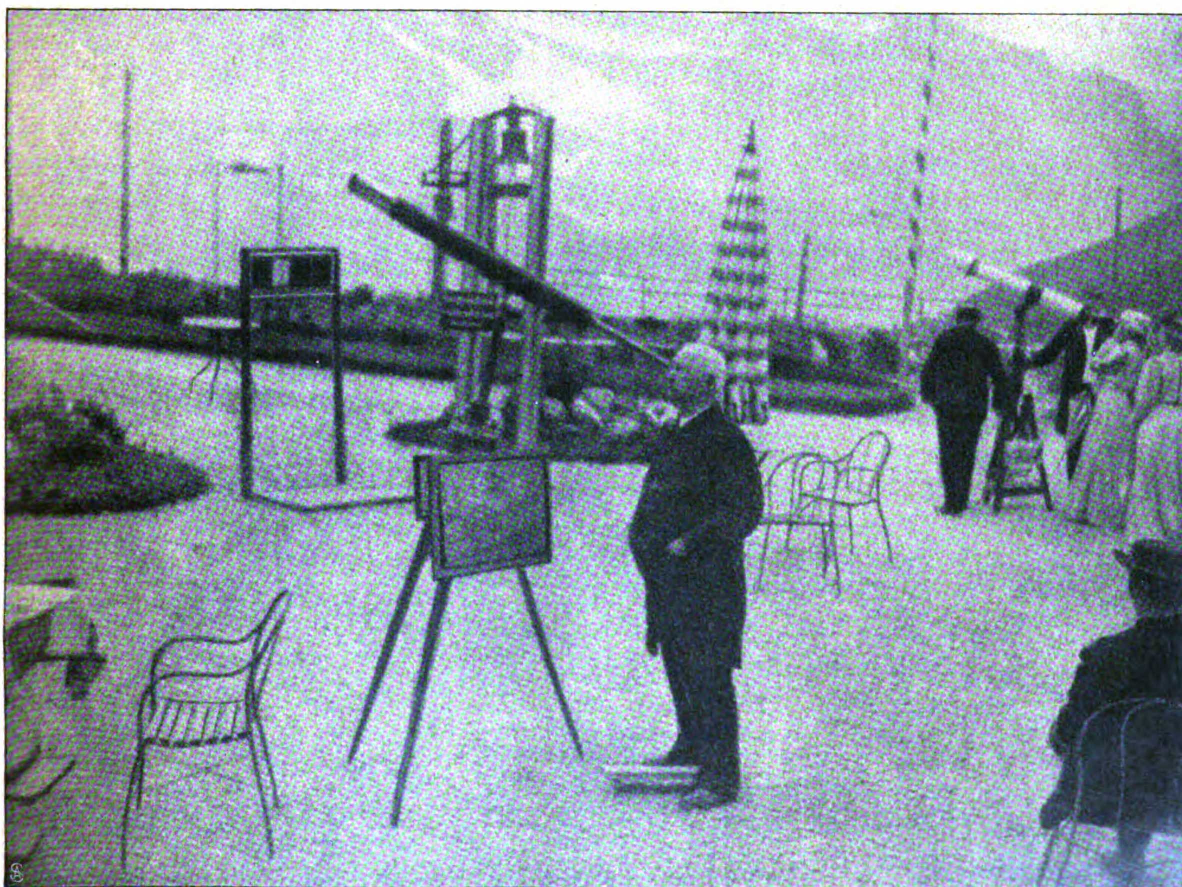
Der große Spannort: Am Ziel.

Ein andermal saß ich von Mittwochnachmittag bis Freitagmorgen mit 16 Leidensgefährten in der Finsteraarhornhütte festgeschneit, und dabei ist diese knapp auf acht bis zehn Personen berechnet. Sehr gemütlich war das ja natürlich nicht, aber wir sind mit allerlei Kurzweil auch über diese langweiligen Stunden hinweggekommen. Fast immer habe ich sehr nette Gesellschaft in den Hütten getroffen; auf der Ruckhubelhütte haben wir einmal eine vollständige Kirmes veranstaltet und draußen vor der Hütte um ein großes bengalisches Feuer die wildesten Indianertänze aufgeführt.

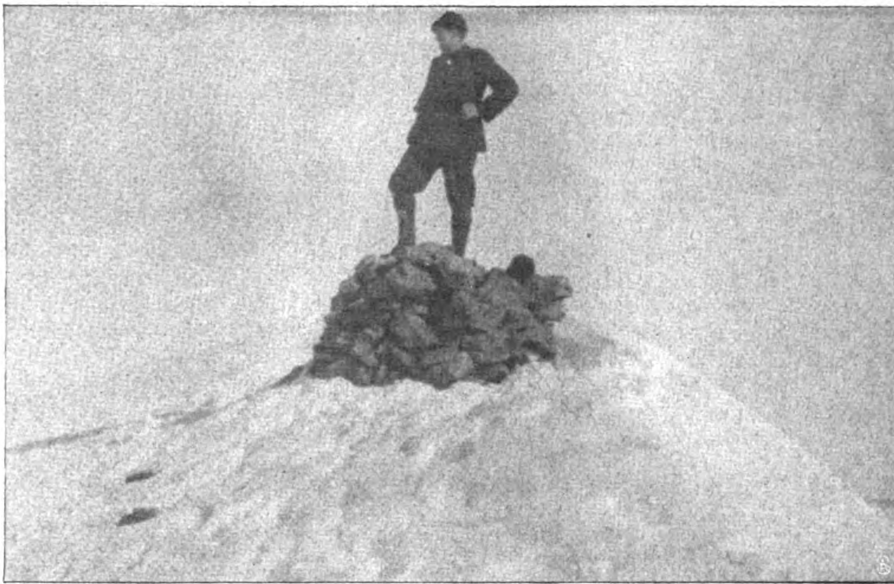
Spaßig ist auch der Aufbruch in der Frühe. Oft befindet man sich in der ersten Viertelstunde nach dem Aufstehen nicht in der rosigsten Laune. Mit einem gewaltigen inneren Ruck hat man sich überhaupt erst aus der faulen Lage emporgerichtet, und was man dann um sich sieht, ist oft auch recht sonderbar. Im spärlichen Kerzenlicht erblickt man die düsteren Gestalten der Bergsteiger, wie sie ihre Seile aufrollen, die Pickel und Steigeisen zurechtmachen und die sonstigen Folterwerkzeuge zur Hand nehmen. Dabei glänzen die zum Schutz gegen das Sonnenlicht mit Fett beschmierten Gesichter. Alles das, im Verein mit der frostlichen Temperatur und der dünnen Höhenluft, hat, wie gesagt, zunächst etwas höchst Ungemütliches, aber die innere Spannung und



Eintragung ins Gipfelbuch.



Auf der Kl. Scheidegg: „Ascension à voir sur l'Eiger.“



Auf dem Gipfel des Urirotstock.

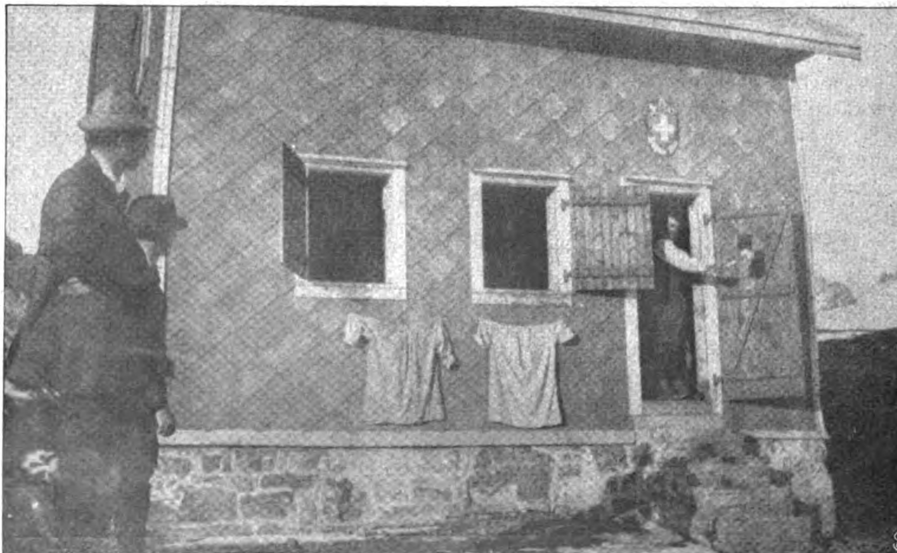
goldenen Lichtes übergießt. Schön sind vor allem auch die Stunden auf dem Gipfel. Zwar pflegen viele Bergsteiger sehr bald nach erreichtem Ziel zurückzukehren, um den Rückmarsch möglichst so lange zu machen, als die Sonne noch nicht so sehr den Schnee aufgeweicht hat. Aber mir sind die Gipfel die Hauptsache. Lieber breche ich eine Stunde früher auf und opfere den Schlaf, um mich nachher in aller Ruhe und Behaglichkeit den Gipfelfreuden hinzugeben. Die Erinnerung an solche Stunden prägt sich auch am schärfsten dem Gedächtnis ein. Zum Beispiel: Mit den Brü-

die freudige Erwartung des nahen Aufbruchs beleben recht bald die trübselige Stimmung.

Für mich sind die ersten Stunden der Wanderung die genußreichsten. Meist bricht man bei noch vollständiger Dunkelheit auf, in der Faust die Laterne. Ist dann eine klare Sternennacht, so empfindet man in der Kälte und dem geheimnisvollen Zauber, der über die schlafende Natur gebreitet liegt, eine Weihnachtstimmung; jeder genießt die Schönheit seiner Umgebung mit schweigendem Ernst. Und wenn dann der Kampf beginnt zwischen der langsam weichenden Nacht und dem jungen Tag, so überkommt es den andächtigen Beschauer mit innerer Rührung, wenn er sieht, wie die höchsten Schneespitzen langsam ein zartes Rosa ansetzen, wie sie dann scheinbar von innen heraus erglühen, wie die Umrisse deutlicher und deutlicher hervortreten, bis schließlich der Sonnenball sich siegreich über alles erhebt und die ganze Welt mit einem Meer

dern Christian und Fritz Kaufmann aus Grindelwald kam ich um fünf Uhr morgens auf dem Jungfraugipfel an. Wir hatten glänzende Schneeverhältnisse gehabt; trotzdem atmet man aber erleichtert auf, wenn die letzte, sehr exponierte Kletterei überwunden ist. Der Gipfel ist schmal wie ein Brett und fällt nach Norden und Süden senkrecht ab. Es war herrliches Wetter. Ich ließ mich sofort behaglich im Schnee nieder, die Führer aber, wie um einer Selbstverständlichkeit zu genügen, stellten sich erst nebeneinander auf und jodelten, daß es eine Lust war. Nachdem dann dieser offizielle Teil erledigt war, schüttelten sie mir die Hände, setzten sich rittlings mit mir in eine Reihe, und dann machten wir uns zunächst an die kulinarischen Genüsse. Sektflasche, Pfropfen heraus — Daumen weg!!! Ein Prosit der Welt zu unsern Füßen. Und was für einer Welt! Nach Norden das lachende Seenland, nach Süden die Eisregionen des Aletschgebietes. Und wie winken und grüßen die lieben alten Bekannten, die Gipfel, auf denen man schon ebenso behaglich gesessen und nach der Königin des Berner Oberlandes ausgeschaut hatte.

Sitzt man in größerer Gesellschaft auf dem Gipfel, so herrscht immer eine übermütige Stimmung. Die Menschen, die in gemeinsamer Anstrengung und Gefahr mühsam das gleiche Ziel erreicht haben, sind schnell Freunde geworden. Auf dem Balmhorn saßen wir zu 22, auf dem Urirotstock einmal zu 17 Personen, und welches Hohngelächter stimmten 15 davon an, als Alois Kuster mir mit vieler



Die neue Ruchhubelhütte.



In den Felsen des kleinen Spannort.

Sorgfalt auf festem Spiritus ein heißes Gulasch bereitet hatte und es dann mit dem ganzen Kochapparat in den Schnee fallen ließ. Manchmal stellt man auf besuchteren Gipfeln die verrücktesten Dinge an, nur um die Leute anzuöden, die von den verschiedenen Hotels aus durch die Riesenfernrohre die Bergsteiger beobachten.

Kehrt der Hochtourist ins Tal zurück, so winken ihm neue Freuden. Kommt er schweren Schrittes zwischen seinen Führern durch die Dorfgasse und wandert zwischen den erstaunten Fremden daher, dann markiert er äußerlich die größte Gleichgültigkeit, innerlich aber schreit's nur so: „Sie sehen dich, sie sehen dich!!!" Das sind eigentlich die idealsten Momente im Bergsteigerleben. Und wenn man dann, frisch gebadet, im Hotel sitzt, so kommen die Gespräche, die einem so schöne Gelegenheit geben, den armen Mitmenschen fühlen zu lassen, wie erhaben doch der Hochtourist über sie alle ist. Dann tauchen auch wohl immer wieder die obligaten Fragen auf, ob man denn nicht vom Gipfel herunterfalle, ob man beim Fallen die andern nicht am Seil mitreiße, und ob man selbst auch schon einmal abgestürzt sei. Einmal fragte mich an der Table d'hote ein herziger blonder Backfisch: „Haben Sie auch schon einmal eine Leiche gefunden?"

Ich konnte mich im Augenblick nicht erinnern.



Am Finsteraarhorn.

Die alte Aesche.

Skizze von Hanns Fechner.

Ein ganz wunderbares lauschiges Plätzchen kannte er. Eingebettet zwischen bemoosten Fleckchen lag es am Fuße des Berghanges. Immer lud es zu einer kurzen Rast ein, wenn er die mit alten Vogelbeerbäumen bestandene Heerstraße entlangwanderte, die Tirol mit Bayern verbindet und durch das oberbayrische malerische Städtchen Mittenwald nach Krünn zu führt.

Heute, wo er das alte Wehr oberhalb Krünn in der Isar aufsuchen wollte, hatte er wieder einmal das Fleckchen zum Verschnaufen und zu kurzer Rast benutzt. Eine helle Freude war es, von hier aus die Wolkengebilde zu studieren, die über dem zackigen Höhenzug des Karwendelgebirges in schweren, gelb leuchtenden Ballen ruhten. Tiefblaue Schatten standen zwischen den Felsspalten des schroffen Gesteins, krochen hinunter in die dunkelgrünen Föhrenbestände hinein und bis ganz hinab zu den saftgrün leuchtenden Wiesen, auf denen die weidenden Kühe mit melodischem Geläut ihr fröhlich behagliches Tagewerk begleiteten. Ganz unten aber das Flußbett der grünen Isar, breit und mächtig, den größten Teil des Tales ausfüllend, während der Fluß selbst inmitten des Steingerölls in seinem Sommerbett seine Wasser hinabwälzte.

Von seinem Rastwinkel aus konnte der Maler auch sonst noch allerlei Kurzweil haben. So die Wandrer unbemerkt beobachten, das Leben rund umher anschauen. Da gab es kein Hasten und Jagen, kein Rennen im Gewimmel wie auf den Straßen der Großstadt. Beschauliche Ruhe, zielbewußtes Dahinschreiten der einzelnen. Wer eilig des Weges kommt, der führt Böses im Schild; Gutes traut man den allzu Schnellfüßigen nicht zu.

Heute war das so recht ein Tag zum Zuschauen, ein Tag auch zum gelegentlichen herzlichen Lachen. Still und friedlich blaute der Himmel über Lebenslust und Lebensfreude; in Busch und Baum flötete vielstimmiger Vogeljubel; über die Halme strich sacht der Sommerwind. Aber leise, eintönig murmelnd wie ein melancholischer Unterton ging ein Raunen durch die lichte Fröhlichkeit. Es war der Fluß unten, der sein ewiges Lied dahintrug; es war das Aneinanderklingen der Steinchen im Flußbett, die langsam, unendlich langsam fortgewälzt wurden, ihrer sichern Zermürbung entgegen.

Der Nigglfranzl kommt von Krünn herauf. In aller Herrgottsfrühe schon war er losgewandert, um ein paar Forellen oder Aeschen zu fangen. Denn er ist der erbeingesessene Fischer in Mittenwald, der die Gerechtsame zum Fischen für sich und seine Familie hat bis zur Scharnitz hinauf und hinunter bis Krünn. Nach Gebirglerart sich in den Knien wiegend, schreitet er ans Wasser und lugt um ein Erlengebüsch herum vorsichtig in den Strom. An dieser Stelle ist er tief, und das Wasser reißt arg und schäumt zwischen hohen Steinblöcken. An einem andern Fleck wird er wohl hineinwaten. Seine bis zum Leib hinauf nassen, blaugestreiften Leinenhosen legen Zeugnis davon ab, daß er heute schon öfter als einmal durch das eiskalte Wasser gestapft ist. Das quer über dem Rücken hängende Fischlagel nimmt er erst gar nicht herunter, obwohl es schwer, bis zum Rand mit Wasser gefüllt ist, in dem die erbeuteten Fische aufgeregt plätschern. Nun nimmt er seine Haselgerte mit der Schnur, die an ihrem Ende ein kleines, mit Fuchshaaren und rotem Baumwollfaden umwundenes Häkchen hat, kampfbereit zur Hand. Er kann's doch nicht unterlassen, der Niggl, er muß wieder mal einen Wurf nach der dicken, uralten Aesche tun, die hier, ein Stückchen unterwärts, hinter einem Steinblock, dicht neben der Strömung, ihren Stand hat. Gewöhnlich gibt sie sogar noch einer Freundin Unterschlupf in ihrem gesicherten Fleckchen; aber diese Freundinnen, meist jüngere Jahrgänge, wechseln, denn nur gar zu oft passiert es, daß sie auf die Künste so eines „verdammten Anglers" hereinfallen und so von der Seite ihrer dicken Wirtin fortgeholt werden. Sie selbst, die große, alte Aesche — Freunde des Malers schätzen sie auf fünf Pfund Gewicht — war bis jetzt noch allen, auch den feinsten und geschicktesten Nachstellungen entgangen. In ihrer Jugend mochte sie wohl mal Lehrgeld gezahlt haben für ihre Unachtsamkeit und Leichtgläubigkeit. Aber sie ist noch gut genug abgekommen dabei, und mit den Jahren ist sie klüger geworden und versteht es, die Dinge in und über dem Wasser mit richtigen Augen anzusehen. Der Nigglfranzl weiß das gut.

„Aber versuchen muß ma's doch a jedes Mal", meint er bei sich, steigt dann ein paar Meter am Rand abwärts und tupft ihr mit seiner Mucken überm Kopf herum.

Jesses nach, denkt die Alte, jetzt — dees is die Mucken vom Nigglfranzl. Wie a Zahnbürstl schaugt's aus. Und was für a großes Hakel tut dransitzen. Grad zum Trotz müßt ma's ihm abreißen, die Schandmucken.

Und dann stößt sie schnell ein Viertelmeter von ihrem Platz beiseite und rückt gleich darauf wieder auf ihren alten Posten.

„O du Schlaucherl," lacht der Franzl, „host mei Mucken glei kennt?" Dann zieht er seine Stange vorsichtig zwischen den Weidenzweigen zu sich herein, wickelt die Schnur mit der Mucken darum und benutzt den Angelstock nun als Bergstecken, indem er, lustig vor sich hinjodelnd, die Straße hinauf nach Mittenwald zustapft.

Auch der Beobachter am lauschigen Plätzchen mußte lachen. Der Nigglfranzl bewies sich akkurat so schlau wie die andern Freunde der alten Aesche. Für ihr Leben gern hätten sie sie erbeutet, aber ein bissel darüber nachdenken, wie das am gescheitesten anzufangen sei, das fiel keinem bei. Der Klügste unter ihnen war des jungen Malers Freund Johann Jakobus Reiter, der beste Geigenbauer und Aeschenangler von Mittenwald. Mit ihm hatte er bei einem Angelpirschgang, den er acht Tage früher auf Aeschen unternommen hatte, langes und breites über die Alte gesprochen. O, wie er sie kannte, wie er sie beobachtet hatte!

„Mei Liaber, mit der kannst nix anfang'n, die is dir z' schlau. Was meinst, wie ich die letzten Jahr her versucht hab, ob ich's net derwischen könnt. O na, mei Liaber, die Aschen, die laßt sich net überraschen."

Es war eine Eigenart des alten Reiter, in Momenten, die ihm besonders geeignet schienen, in Reimen zu sprechen. Der Maler war natürlich neugierig, was er nun, als sie sich im Vorübergehen ihr näherten, anfangen würde; ob ihm nicht auch die Hand jucken würde nach einem Versuch. Und richtig! Kaum waren sie an der Stelle angelangt, als er stehenblieb.

„A weng verschnaufen muß ma."

Dann machte er sich leise hinunter, und ohne die Büsche weiter zu bewegen, steckte er vorsichtig den Kopf zwischen die Zweige, blickte hinunter zur alten Madame und rief ihr dann leise, aber fröhlich zu: „Grüß di Gott, du alter Lump! Lebst alleweil noch?"

Seinen Angelstock holte er aber wider Erwarten nicht heraus, und zu seinem Begleiter gewandt, meinte er: „Abwarten muß ma's, mei Liaber."

„Ja, ja, Reiterle, du bist doch der schlaueste."

Nachdenklich sprach dann das Reiterle noch vor sich hin: „Dablicken derf ma's erst gar net, zwegn dem, weil's einem da schon lang vorher selbst g'sehn hot. Aber a triebs Wasser müßt ma hab'n, und von da andern Seiten müßt ma ins Wasser nein, und z' guterletzt derft i mei Gicht net hab'n. Vielleicht, daß i's aber do noch amol riskier. Also abwarten muß ma's."

Ebenso wie der Reiter hatte sich sein jüngerer Freund seinen Feldzugsplan auf die Aesche zurechtgelegt. Was wäre das für ein Triumph gewesen, wenn es ihm gelingen würde, diese Beute heimzubringen. Nur mit lebenden Insekten, das war ihm klar, und unter ganz besonders günstigen Bedingungen konnte ihm ein Erfolg blühen. Aber auch er sagte sich: abwarten.

Ein kleiner, leichter Kutschwagen rasselte die Straße herab. Unweit vom Platz des Zuschauers sprang der Wagenführer vom Kutscherbock herunter, führte die Fuchsstute mit dem Wägelchen etwas zur Seite, schirrte die Stränge ab und holte dann hinter dem Wagensitz Rucksack und Angelzeug hervor. Schau an! Der Hinterhuber Schorschl! Gestern. Und heute wieder. Ließ sie ihm keine Ruh, die alte Madame? Zunächst machte er eine kleine Exkursion an den Wegrändern entlang und fing sich mit ziemlicher Geschicklichkeit eine größere Anzahl Grashüpfer, die hier bei jedem Schritt über die Halden kreuz und quer zu Hunderten in die Höhe sprangen. Es war die buntgefleckte Art mit den schönen, roten Tupfen auf den Flügeln, die es trotzdem so gut versteht, sich durch ihre Färbung unsichtbar vor unberufenen Augen zu machen, wenn sie ruhig zwischen Moos und Geröll, Gestein und farbigen Blättern hockt. Sorgfältig steckte er die Hüpfer in eine kleine Blechbüchse, an der sich bei Drehung des Deckels dann eine Oeffnung zeigte, aus der die Grashüpfer einzeln und bequem zur Anköderung hervorspazieren konnten.

Nun erst ging der Schorschl zum Wagen zurück und steckte seine Hildebrandsche, aus Hickoryholz gefertigte Gerte zusammen, befestigte die Rolle unten am Schaftende, zog die Schnur von ihr durch die Ringe an der Gerte und schleifte dann ein schönes Vorfach aus Gutfaden mit einem kleinen Haken am Ende der Schnur an. Den Hut mit der großen Spielhahnfeder rückte er sich verwegen aufs Ohr und schlich nun leisen Schrittes an die bekannte Stelle zum Fluß hinunter. Auch er lugte vorsichtig um die Büsche, um dann sein Spiel, sein Vorspiel, mit dem Einwerfen von ledigen Heuschrecken zu beginnen. Geschickt warf er sie in die Strömung, so daß sie dicht am Stande der Alten vorbeischwimmen mußten. Einmal, zweimal, dreimal schwamm ein neuer Köder zur Anregung ihrer Freßlust das Wasser hinab. Bei der vierten endlich konnte sie nicht widerstehen.

„Herrgott, sakra, an Heuschreck muß i hab'n!" knurrte sie aufgeregt vor sich hin. „An Hakel ist ja net dran, das siecht ma ja. G'fährlich is dis net, wenngleich — 'sis der Hinterhuber, der Lump, der die guten Bissen ins Wasser tut einiwerfen. Ma kennt 'n glei an derer großen Spielhahnfeder droben am Hütl, 's G'sicht braucht ma gar net z'sehn. Jesses, da kommt wieder ane!"

Mit einem mächtigen Schwung schoß sie der vorübereilenden Beute in den Strom nach, Kopf und Rücken bis fast zum Ende der Rückenflosse über das Wasser hinausschnellend, und wie der Blitz wieder zurück an ihren alten Stand. Ein halbunterdrückter Schrei der Ueberraschung und höchsten Aufregung war dem Schorschl hinterm Gebüsch entfahren. Er hatte sich schnell einmal niedergesetzt, um seine Erregung besser zu bemeistern.

„Jesses, Maria und Josef is dees a Kerl! Am Walfisch gleich schaugt 's aus, die wann auffsteigt!"

Mit fieberhafter Hast befestigte er jetzt einen Heuschreck am Hakel und ließ diesen mit der Schnur in vorsichtigem Schwung nach der Strömung zu ins Wasser gleiten, so viel Schnur als nötig durch die Ringe nachschickend. Ein paar nicht angeköderte Bissen warf er hinterher. Im gleichen Tempo mit diesen schwamm der bewehrte Köder flußabwärts, an der Alten vorbei. Der hatte der Leckerbissen so vorzüglich geschmeckt, daß sie unbedingt noch ein paar haben wollte. Aber: Vorsicht!

„Ui Jegerl, das Hakel kimmt, jetzt heißt's aufpassen, daß ma's net derwischt."

Friedlich schwammen die Bissen vorbei, bis die Schnur nicht weiter reichte und der Hinterhuber sie einziehen mußte. Die Aesche hatte dem Handel ruhig zugesehen. Jetzt lachte sie sich eins, denn der verräterische Bissen, der „mit'm Hakel im Leib", schwamm nun stromauf zurück, was an der Stelle weder Mensch noch Tier möglich gewesen wäre.

„Kreizdividomini, jetz nimm i glei drei!"

Damit schoß sie pfeilgeschwind den drei noch treibenden, unschuldigen nach, um erst mal die fetteste zu schnappen.

„Jesses," knurrte der Hinterhuber, „is dees aber a gewitzigtes Vieh! Klüger als wie a Mensch is es!"

Und als Beweis für seinen eignen Ausspruch unternahm er noch mehreremal seine Versuche, trotzdem ihm klar sein mußte, daß die Alte den Braten witterte und es ihm gezeigt hatte.

Schimpfend und fluchend nahm er sein Angelgerät wieder auseinander, steckte die in vier Teile zerlegte Gerte ins Futteral zurück, nachdem er vorher die Schnur aufgerollt hatte, und verließ unter Androhung allerhand böser Todesarten an die alte Madame seinen Platz am Ufer.

Seine Fuchsstute war inzwischen in aller Gemächlichkeit ein halbes Stündchen weit, den Wagen hinter sich herschleifend, auf Krünn zu hinuntergetrottet. Sie kannte dort unten eine schöne, saftige Wiese, die sie nun zur Kurzweil und Erfrischung aufsuchen wollte. Und wenn der Hinterhuber Schorschl vorher das Nachsehen

gehabt hatte, so konnte er jetzt auch noch nachlaufen. Das schadete ihm gar nichts, denn er war ein rechter alter Neidhammel, was das Angeln anbelangte, und konnte es für sein Leben nicht vertragen, wenn auf gemeinsamen Fahrten ein andrer mehr Erfolg aufzuweisen hatte als er. So recht fischneidisch.

Als der Maler abends fragte, wie es mit der Alten stünde, ob er sie noch nicht fortgeholt habe, erwiderte der Hinterhuber knurrig: „Seit a vier Wochen schau ich's schon nimmer an."

Der Maler schmunzelte vergnüglich. Wußte er doch, daß der Hinterhuber nicht nur heute, sondern auch die Tage vorher regelmäßig seine Versuche wiederholt hatte, die Alte auf den Leim zu locken. Schon um das Gesicht Schorschls zu sehen, hätte er für sein Leben gern selbst den köstlichen Fang gemacht.

Andern Tags zog er mit Malgerät und Angelzeug bewaffnet die Straße nach Krünn entlang. Kurz vor Mittenwald kam der Hinterhuber mit seinem Zeugl heimgefahren. Er hatte natürlich die Alte schon wieder ein Viertelstündchen geärgert.

„Grüß Gott, Hinterhuber!"

„Grüaß Gott, Molner."

„Hinterhuber, habt ihr wieder mit Heuschrecken gefischt?"

„Freili."

„Habt ihr grüne genommen?"

„Freili, freili, grasgreane."

„Na, Hinterhuber, da werd ich's auch ammal mit den grasgrünen versuchen. B'hüt Gott derweil."

„Pfüat Gott."

Jetzt wußte der Maler genau Bescheid. Hinterhuber hatte ihn natürlich, wie es alle Angler in seiner Situation täten, angelogen. Nicht grasgrüne hatte er als Köder benutzt, sondern selbstverständlich wieder die bunte Art, die er in aller Nähe zur Hand hatte.

Allein geblieben, bog der Maler zunächst mal seitwärts vom Weg ab und klomm über die Bergwand hinauf, weiter und weiter einer dort oben gelegenen Wiese zu, die ihren aromatisch süßen Kräuterduft schon weithin abschickte. Hier sammelte er in kurzer Frist ein Büchslein voll der schönsten hellgrünen Grashüpfer, stopfte auch sorgfältig Grashalme mit hinein, um den Hupfern den Spaß zu verderben, sich gegenseitig die Beine auszureißen. Dann kletterte er befriedigt, aber mit klopfendem Herzen wieder hinab, dabei überlegend, ob der Hinterhuber bei seiner Faulheit je einmal einen solchen Weg zur Erlangung von Ködern gemacht haben würde.

Jetzt endlich war das Bereich der Alten in Sicht. Er machte halt, prüfte Schnur und Vorfach, schraubte den Kescher — das Landungsnetz — auf den dazugehörigen Stock, steckte den Angelstock zusammen und machte bedächtig und wohlüberlegt alles zum Angriff fertig. Oberhalb des Aeschenstandes prüfte er noch einmal das Wasser.

Wie ist das? Der Strom fließt heute, so will es ihm vorkommen, auf der andern Seite stärker, und es hat den Anschein, als ob man sechzig Meter oberhalb etwa, unter Benutzung einer Kiesbank, ein paar Meter weit ins Wasser waten könne. Er bricht ein Zweiglein ab, befestigt es am Haken und läßt dieses vorsichtig zur Probe das Wasser hinuntergleiten. Ehe es sich aber der Behausung der Alten nähert, wird es vom Strom zur Seite gerissen und weit nach der andern Seite weggetragen. Unmerklich langsam haspelt er das abgebrochene Holz wieder zu sich heran. — So geht's nicht.

Nun klettert er wieder hinauf und pirscht sich vorsichtig an das ihm zunächst befindliche Weidengesträuch, das ihm vollständige Deckung bietet. Hier verbirgt ihn auch noch zum Glück der große Felsstein, hinter dem die Alte lauert. Vorsichtshalber hockt er sich ganz zum Boden hinunter und wirft nun aus seiner Büchse probeweise einige Grasgrüne ins Wasser. Dicht vor dem Stein gleiten sie mit einer kleinen Biegung in die Hauptströmung, mit energischem Strampeln der großen Hupfbeine forttreibend. — Die Aesche rührt sich nicht. — Nach einigen Minuten läßt er wieder einen Heuschreck ins Wasser gleiten, der den gleichen Weg nimmt wie seine Vorgänger. Blitzschnell steigt die Alte auf und schnappt den Köder fort.

„Ruhig, ruhig — ruhig — ruhig!" kaut er lautlos zwischen den Zähnen. Er zählt leise bis sechshundert vor sich hin. Jetzt wirft er zwei Grashüpfer hinein. Die können gar nicht erst am Stand vorbeigetragen werden, denn Madame hat solchen Geschmack an den Grünen gefunden, daß sie sie schon mit einem mächtigen Sprung stromaufwärts in Empfang nimmt. Sie schluckt zwei hintereinander, ein Zeichen ihrer besonderen Freßgier heute. Aber besser ist besser. — Er versucht das Spiel noch einmal. Er verfolgt mit gespanntester Aufmerksamkeit die kleinen, zappelnden Dinger, macht aber dann ein entsetztes und enttäuschtes Gesicht — die Alte hat die fetten Bissen vorbeischwimmen lassen. Er zittert am ganzen Körper vor Aufregung. Er weiß genau, wenn er jetzt den Köder am Haken hinunterschwimmen läßt und die Alte ihn nicht sofort annimmt, so hat sie den Betrug erkannt und lacht ihn aus wie schon öfter.

Die Aesche dagegen hat sich die Sache auch reiflich überlegt.

„Greane," so kalkuliert sie, „gibt's net alle Tag, und sicher kommen net so viel daher, daß ma sich an denen leckern Bissen amal sattfressen könnt. Die bunten Hupper, die alten, die kann ma jeden Tag habn. Aber die greanen! — Hätt die zwei doch net auslassen sollen. Obzwar mir der letzte schier im Hals hätt festsitzen mögen, so dick war er. Himi Herrgott, war dees a feiner Bissen!"

Der Maler hatte sich von seinem Schrecken erholt und kurz entschlossen einen recht schönen großen Grünen vorsichtig auf den Haken gesteckt.

„Armer Hupper," sagte er zu ihm, „da hilft nun alles Strampeln nichts. Der Große frißt den Kleinen, und der muß dann noch gar stillhalten. Das ist nun so der Welt Lauf."

Gleichzeitig mit ihm wirft er einen zweiten Köder ins Wasser, läßt ihn etwas voraus schwimmen, den mit dem Haken aber gleich hinterdrein.

Die alte Aesche zittert vor Freude, als die beiden in Sicht kommen, und schnappt, schnappt, schluckt beide zugleich fort und begibt sich sogleich an ihren Stand.

Elend harte Bein hat der ane, denkt sie. Dees muß gar an alter sein.

Sie druckst einen Augenblick, will schlucken — aber da fährt ihr das eine Bein, das sich hart wie Stein oder Muschelschale anfühlt, seitwärts ins Maul. Sie ruckt etwas an und fühlt einen Widerstand. Außer

sich vor Entsetzen fährt sie in die Höhe, zum Wasser hinaus, plumpst wieder hinein, saust in heilloser Angst nach rechts und links hinüber.

„Heilger Petrus, soll dees mei End sein?"

Sie kann's nicht glauben, sie, die alte, gescheite, gewitzte Aesche, sie sollte elend „eingangen" sein? Nein, nein, unmöglich.

Gleichmäßig straff werden der durchsichtige Vorschlag und die Schnur gehalten. Es gibt kein Entrinnen mehr für sie. — Doch. Ein Mittel weiß sie noch. Gegen den Fels will sie sich werfen und so mit ihrer Schwere die Schnur durchreißen oder an der scharfen Felskante zerreiben.

Der Angler aber hat das vorausgesehen. Zwar am ganzen Körper zitternd, aber mit größter Geistesgegenwart ist er zum Wasser hinuntergeklettert, immer die Schnur in Fühlung mit dem Fisch haltend, hat etwa fünfzig Meter von ihr ablaufen lassen, aber immer so, daß er jederzeit den Fisch an ihrem Ende fühlt, ist auf die Kiesbank hinausgewatet und kann nun von hier aus die Aesche so zu sich herandirigieren, daß sie den Felsstein nicht mehr erreichen kann. Er weiß wohl, jede Sekunde noch kann ein unglücklicher Zufall, eine kleine Unvorsichtigkeit ihm die Beute entreißen. Nur ruhig bleiben, nur ruhig bleiben, keine hastige Bewegung, keinen zu starken Ruck. Ein weiches Maul hat sie, die Aesche, und unbedingt fest hält der ganz kleine Haken nicht. Brechen kann er auch, wenn der Händler schlechtes Material geschickt hat.

Langsam, stetig rollt er die Schnur auf.

Mitten im Strom bleibt der Fisch stehen. Kein Wunder. Die Kraft des Wassers vervier- und -fünffacht das Gewicht des Fisches.

„Herrgott von Bendheim! Wenn nur die Schnur nicht reißt! Aber sie ist ja ganz neu."

Er läßt etwas nach. Der Fisch drängt, ohne sich wenden zu können, stromab. Auf keinen Fall darf er sich umdrehen, sonst — ade für immer! Der Angelstock ist krumm gebogen wie eine Sichel, aber seine elastische Spitze unterstützt das Festhalten des großen Kerls — und langsam — langsam holt er ihn näher und näher heran. Aufs äußerste gespannt, erwartet er den Moment, wo sie ihn als ihren Meister erkennen wird, die Alte. Es ist der Augenblick, wo jeder Edelfisch im Kampf ums Leben einen letzten wilden Versuch unternimmt, der Gefahr zu entrinnen. Vorausgesetzt, daß er nach dem langen Drill, dem vorhergegangenen Kampf mit der Schnur, noch genügende Kraft hat.

Dieser mit Angst erwartete Augenblick aber bleibt aus.

Die alte brave Aesche hatte schon lange ihr Sterbegebetlein gesprochen.

„Jetz bin i hi," hatte sie geflüstert, als sie den Fischer erblickte. „Jesses, der Molner! Dees hätt i mir nie denkt!"

Den hellen Bauch nach oben gekehrt, wurde sie langsam ins flache Wasser gezogen. Das Unterfangnetz, das der Angler bereithielt, brauchte nicht in Anwendung zu kommen. Durch das seichte Wasser konnte er den dicken, braven Kerl auf die Kiesbank schleifen. Auf den Knien lag der Angler neben seiner Beute, und mit den Worten: „Heilger Petrus, hab Dank!" stach er der Alten sein Weidmesser hinter dem Kopf ins Genick, gerade durchs Rückgrat. Unnötiger Qual war sofort ein Ende bereitet.

Eine Stunde später konnte man den „Molner" vor dem Häuschen Hinterhubers, das gleich voran in der Hauptstraße lag, in reger Zwiesprache mit dem Schorschl treffen. Dieser saß am Arbeitstisch, im Begriff, die letzte Hand an die Fertigstellung einer Zither zu legen. Die letzte Saite hatte er aufgezogen und stimmte sie zu den übrigen.

„Hinterhuber — wie groß schätzt ihr die alte Aesche von Maß?"

„Die alte Aschen? — Mei Liaber, ein Meter gib i ihr."

„Hinterhuber, da täuscht ihr euch. Ich geb ihr höchstens fünfundsiebzig Zentimeter von der Schnauze bis zur Schwanzspitze."

„Woas?" meint der Schorschl, „i werd doch noch die Längen richtig abschätzen können, wo i so viel Fisch in mei Leben unter die Händ g'habt hab?"

„Höchstens fünfundsiebzig geb ich ihr!"

„Ma Liaber, da wetten ma glei!"

„Hinterhuber — ich halt die Wett!"

„Da geht ihr ein, mei Liaber. Vor zwei Jahr hab i's am Hakel g'habt, wo's ma wieder auskämma is, und da war's fast schon ein Meter lang."

„Hinterhuber—gilt's a Maß für a jeden vom Tisch?"

„Zwoa! — Fangt's ihr sie nur erst. Nachher werden mer's ausmessen."

Dabei griff er ins Hackbrettl und präludierte eine lustige Plättlerweise.

„Hinterhuber — ich zeig euch was."

„Ja woas denn?"

„Die alte Aeschen. Ich hab's im Sack hier." Dabei zog er den Rucksack herunter, öffnete ihn und holte mit viel Behagen den stattlichen Fang heraus, legte ihn so recht vor die Augen auf's Fensterbrettl.

Der Hinterhuber war aufgesprungen. Sein Gesicht schaute für einige Zeit einem Chamäleon gleich. Es wurde erst rot, dann grün, dann kasweiß.

„An Dreck hast!" Damit war er zur Werkstatt hinaus.

Nach einem Weilchen kam er wieder. Er hatte sein Gemüt inzwischen beruhigt und hinter der Tür einen Enzian getrunken oder zwei.

„Hinterhuber, jetz woll'n mer nachmessen."

„Is scho guat," antwortete er giftig. „Nachmessen, nachmessen! Dees braucht's nimmer, dees habt ihr ja doch schon selber tan. Aber — he — weiß man denn ieberhaupts, ob's gar die Alte is?"

„Hinterhuber, fahrts naus und schaugts nach, obs noch dasteht. — Aber für den Rat mit den grünen Grashuppern, für den dank ich auch schön. Mit den grünen hab ich's derwischt."

Hinterhuber hatte sich wieder gesetzt und riß nur so in der fertig gewordenen Zither herum. Und dann gab er keine Antwort mehr. Er sang nur in hellem Zorn, was ihm gerade in den Sinn kam.

Der Maler packte seinen kostbaren Fisch wieder in den Rucksack, rief ein fröhliches „B'hüt Gott und auf Wiedersehen auf d'Nacht", sich heimwärtstrollend. Er tat den Fisch in den Keller, um ihn dann abends herrichten zu lassen. Alle sollen zum Mahl geladen werden.

„Und jetzt schau ich zu, ob ich meine Studie nicht auch heute noch herausbring. Heute ist so ein rechter Glückstag, da muß es gelingen." Aus der Ferne hörte er noch den Hinterhuber singen:

„Molner, du kannst mer glei — huldie, huldio,
Und i sag dir's ganz frei, huldie, huldio!"

Herbstliches von der Frauenmode.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Reutlinger und H. Manuel, Paris.

Noch früher als in andern Jahren wird jetzt das Laub der Bäume und des wilden Weins rot. Noch früher tauchen in allen Gärten und Blumenläden die buntfarbigen Herbstkinder, die Astern und Georginen, auf. Daher vielleicht kommt es, daß die anhaltende kühle Witterung auch in die Frauenmode von Paris schon jetzt eine merklich herbstliche Note hineinmischt.

Unsere Abbildungen 4 und 5 stellen Mäntel dar. Das dicke friesartige Tuch des Automobilkostüms (Abb. 4) zeigt graublaue Färbung. Der Schnitt ist der der gleichartigen Herrenmäntel, mit deren Verschlußanordnung auch die vier im Rechteck aufgesetzten großen



Phot. Reutlinger.

1. Violinbraunes Promenadenkleid mit großem Roßhaarhut.



Phot. Reutlinger.

2. Schneiderkleid mit Samtgarnierung und Samttoque.

grauen Metallknöpfe harmonieren. Der Verschluß reicht hoch zum Hals empor. Besonders originell an dem Kostüm erscheint der mit einem Stirnreif befestigte Schleier, der statt eines Hutes oder einer Mütze ihr Haupt krönt. Ein eigenartig hübsches Erzeugnis der neusten Mode ist auch die Garnierung von Straußenfedern auf dem schlichten Abendmantel (Abb. 5). Halb Kimono, halb Burnus, kreuzt sich der auf den Schultern in glatten Falten eingehaltene königsblaue Atlas vorn und im Rücken, um dann ganz schmucklos und glatt niederzufallen. Die unten weiter werdenden Aermel umschließt ein breiter, flacher Streifen schwefelgelber Straußenfedern, mit königsblauen Lichtern durchsetzt. Ein gleicher Streifen bildet, den Falten im Rücken und auf den Schultern folgend, eine Art von Kragengarnierung. Den riesigen königsblauen Basthut in weicher Capelinenform krönt eine Kaskade von schwefelgelben Straußenfedern. Dem Mantel würdig zur Seite steht das Schneiderkleid, das uns heute schon in veränderter Form entgegentritt. Das Kleid auf Abb. 2 mit seinem wieder schleppend gewordenen Rock zeigt noch die vielfachen Stoffübereinanderschiebungen, Einengungen und unruhigen Garnierungen der sterbenden Mode. Nur mit dem Unterschied, daß seine Trägerin sich zu bewegen und zu gehen vermag. Das altrosa Tuch ist verschiedentlich mit Soutache



Phot. Reutlinger.

3. Fußfreies pflaumenblaues Tuchkleid für den Nachmittag.



Phot. Reutlinger.

4. Automobilmantel mit modernem Schleierkopftuch.



Phot. H. Manuel.

5. Abendmantel mit Straußenfedergarnierung.



Phot. H. Manuel.

6. **Gesellschaftskleid aus lila Atlas** mit kurzer Taille.

nach Kimonoart aus dem Stoff des blusenartigen Mieders herausgeschnitten und mit einer spitzenumrandeten Rüsche plissierten Batistes eingefaßt. Mit dem riesigen, schwarzen Roßhaarhut, dessen Rand ein schwarzer Samtstreifen und dessen Kopf ein schwarzer Marabutuff schmückt, harmoniert zum vollendeten Promenadenanzug ein Schal aus Marabustreifen mit Zwischensätzen von violinbraun und schwarz pekiniertem Atlas. Das Kleid auf Abb. 3 zeigt als Farbe das ins Rötliche spielende Blau der Pflaumen. Der Stoff ist glänzendes, dünnes Seidentuch. Die mit einem Knopf geschlossene, kragenlose Jacke wird mit einer überfallenden Spitzenrüsche mit Jabot abgeschlossen. Der runde, gelbliche Strohhut mit blaurotem Rand wird um den Kopf nur von einer dünnen Kette Pflanzen geziert. Ganz sportlich-herbstlich ist das Kostüm auf Abb. 8. Hier ist der graue englische Stoff mit schwarzem Tuch abgeblendet, der runde Rock hat eine nach unten langsam zunehmende Weite. Die Jacke schließt sich warm und ebenmäßig dicht der Figur an. Der kleine Topfhut besteht aus Silbersamt mit einer ringsum anliegenden, lichtgrauen Straußenfeder. Einen ähnlichen Hut bringt Abb. 7; er besteht aus



Phot. H. Manuel.

8. **Sportkleid aus grauem Fries** mit steifem Topfhut.

in der gleichen Farbe abgesetzt. Kragengarnierung und die zu einer dichten Schleife mit vorn herabhängenden Enden zusammengeschmolzene Schärpe sind ganz schwarz, ebenso der riesige beutelförmige, rosa gefütterte Samtmuff und die kleine, reihergeschmückte Samttoque. Auch Abb. 1 hat einen leicht schleppenden Rock. Hier wird das violinbraune Tuch nur durch eine vorn gerade, niederlaufende Knopfgarnierung gehoben. Die Taille sitzt noch ein wenig hoch, die Aermel sind



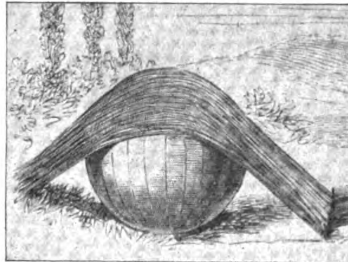
Phot. H. Manuel.

7. **Moderner Topfzylinder.**

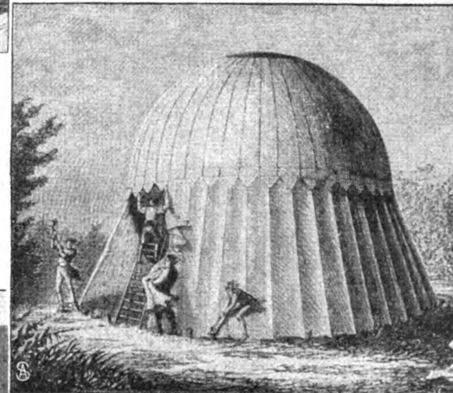
getolltem empiregrünem Samt mit herabgebogenem Rand, den vorn eine breite Schnallenschleife von lichtgrünem Liberty ziert. Zum Schluß noch ein Kleid, das halb Teagown, halb Gesellschaftskleid ist (Abb. 6). Ein wenig an die Kimonos erinnernd, lehnt sich doch die kurze Taille dem Genre 1830 an. Der Stoff des Modells ist zartlila Atlas mit orientalisch bunten Ornamenten. Sehr eigenartig wirkt der Kopfputz. Ein hellila Libertytuch wird turbanartig um den Kopf geschlungen. Klementine.

Die Flugwoche.

Die Verankerungsfrage spielt eine große Rolle nicht nur für die starren Ballons, die stets auf Fesselung im Freien angewiesen sind, wenn sie fern von ihrer schützenden Halle die Fahrt unterbrechen müssen, sondern auch für die Ballonetluftschiffe starrer und unstarrer Bauart, bei denen nach einer freiwilligen oder unfreiwilligen Landung oder Strandung das Gas nicht ausgelassen werden soll. Besonders im Krieg, wo der Gasnachschub der großen Fahrzeuge mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist, wird man die Aerostaten häufiger verankern, da es nicht immer möglich sein wird, transportable Ballonhallen mit sich zu führen. Im Frieden tritt diese Notwendigkeit noch viel häufiger ein, weil man sich die hohen Kosten der Gasfüllung möglichst ersparen muß. Die Verankerung kleiner Kugelballons läßt sich natürlich am leichtesten durchführen, da sie dem Wind den geringsten Widerstand bieten und es infolge der runden Form gleichgültig ist, ob der Wind sich später dreht. Eine gewisse Schwierigkeit liegt bei der Verankerung darin, daß das Gas sowohl bei wechselndem Luftdruck als auch bei sich ändernder Temperatur einen größeren oder kleineren Rauminhalt einnimmt. Zum leichten Abströmen der Luft ist es aber unbedingt nötig, die Hülle vollkommen prall zu erhalten. Aus diesem Grunde muß ständig eine Wache die Ankerleinen nachziehen, falls etwa das Volumen des Gases sich verringert oder die Leinen lockern, wenn beispielsweise nach Anbruch des Tages das Gas durch Sonnenstrahlung erwärmt und stark ausgedehnt wird. Die Verankerung selbst ist außerordentlich einfach. Im Kreis um den Ballon herum werden etwa ein Meter lange, zehn Zentimeter im Geviert messende, mit einer Querstrebe versehene Holzpfähle in die Erde getrieben, um die besondere, am Netzwerk befestigte Haltetaue geschlungen werden. Ferner hängt man noch eine große Anzahl gefüllter Sandsäcke ringsherum so in das Netzwerk, daß sie eben auf dem Boden aufstehen. An der Luvseite pflegt man etwas mehr Belastung anzubringen. Zum Schutz des unteren Teils der Hülle breitet man auf der Erde einen Plan aus. Ein auf diese Weise an der Erde befestigter Aerostat kann erheblichen Windstärken Widerstand leisten. Die Hülle muß vor allen Dingen prall sein, damit der Stoff keine „Dalle" bekommt, in der die Luft sich fangen kann, außerdem stets durch die Belastung fest auf die Erde gedrückt werden, weil sonst der sich keilartig zwischen Hülle und Erde schiebende Wind den Ballon von seiner Verankerung sprengen würde. Um leichteres Abströmen der Luft zu erreichen,



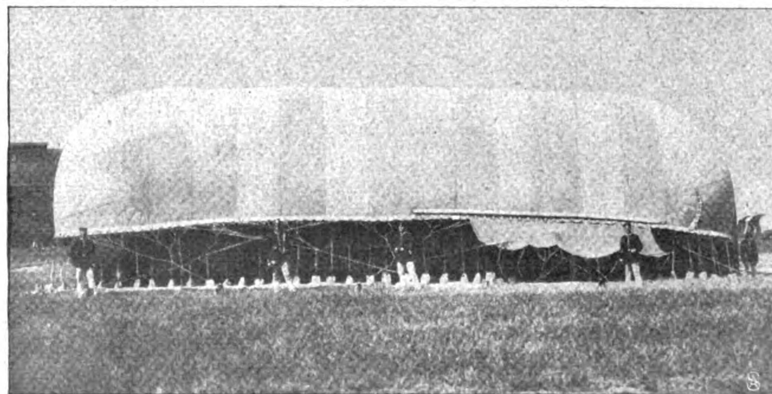
Kugelballon mit Windsack.



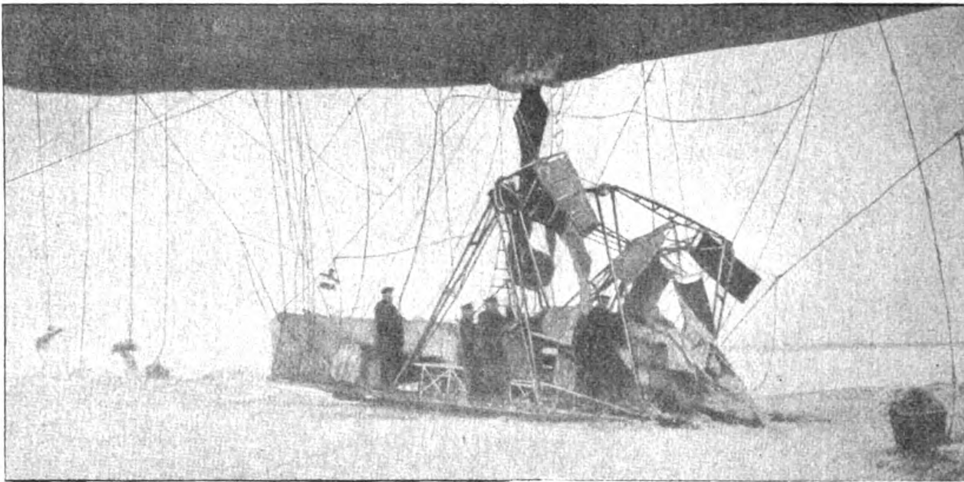
Verankerter französischer Kriegsballon im Jahre 1784.



Verankerte Kugelballons.



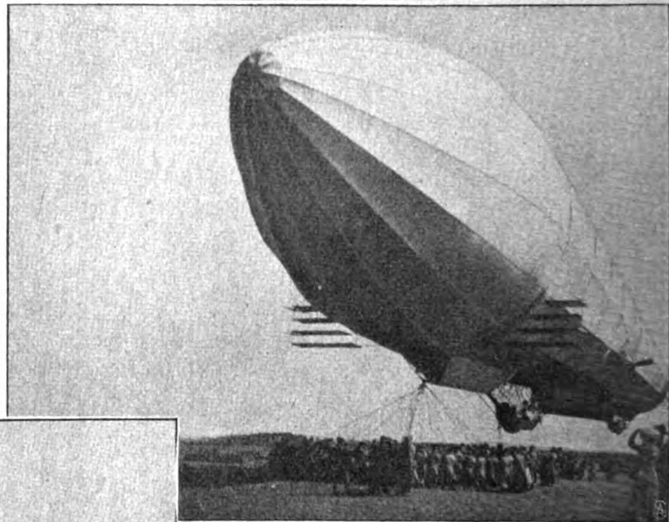
Verankerter Drachen-Fesselballon, Bauart Sigsfeld-Parseval.



Das „Parseval"-Schiff im Schnee verankert.

dienen zur Belastung der Hülle.

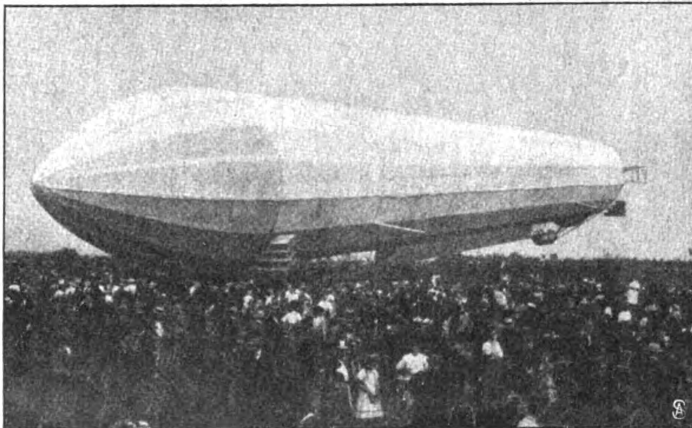
Die Verankerung von Lenkballons bietet infolge ihrer außerordentlichen Größe jedoch noch weit größere Schwierigkeiten. Ohne weiteres ist es wohl klar, daß bei einem starren Fahrzeug die erforderlichen Taue und Kabel leichter und sicherer angebracht werden können als bei Ballonetluftschiffen. Bei diesen erschwert ferner der Umstand, daß sich das Gasvolumen ständig ändert, die Verankerung. Es hat



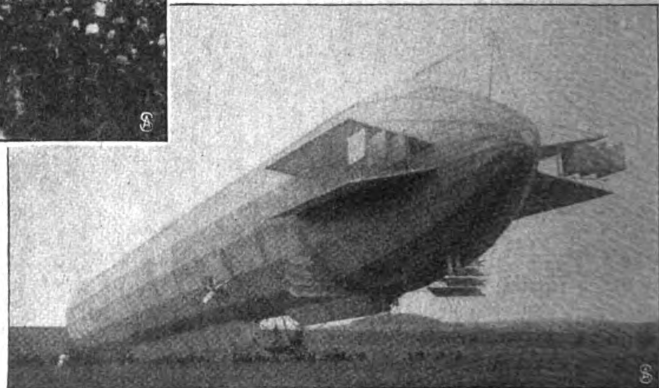
Ein falsch verankertes „Z."-Schiff.
Die vorderen Höhensteuer stehen nach oben, der Ankerwagen befindet sich zu weit entfernt.

hat man in früheren Zeiten noch besondere Plane mitgeführt, die man entweder quer in der Windrichtung über den Ballon legte, oder man hat am Aequator der Hülle ein Tuch rings um den Ballon befestigt, das unten auf der Erde verankert wurde. Wenn es irgend geht, fesselt man Aerostaten auf geschützten Stellen oder in vorhandenen Löchern, die vielfach auf dem Feld, namentlich zur Herbstzeit, zur Ueberwinterung von Rüben und Kartoffeln durch die Landleute gegraben sind. Ein in einer solchen Versenkung ruhender Aerostat ist natürlich am sichersten.

Bei allen länglichen Ballons ist Hauptbedingung, sie so zu fesseln, daß sie mit ihrer Längsachse in der Windrichtung liegen. Der deutsche Drachen-Fesselballon Sigsfeld-Parseval wird der Länge nach in der gleichen Weise am Erdboden befestigt wie die heute fast nur noch als Freiballons zur Verwendung gelangenden runden Aerostaten. Eine Wache hat dafür zu sorgen, daß bei erheblicher Drehung des Windes der Ballon entsprechend neu verankert wird, damit der Wind nicht die Breitseite trifft. Etwa 100 Sandsäcke in einem Gewicht von je 20 Kilogramm übrigens keinen Zweck, ein Luftschiff über die Grenze der Widerstandsfähigkeit seines Materials hinaus zu belasten.



Das „Z."-Flugschiff bei Bülzig verankert.
Die vorderen Höhensteuer stehen nach abwärts.



Das „Z."-Flugschiff bei Biberach verankert.
Die hinteren Höhensteuer stehen nach oben

Wenn der Winddruck größer wird als die Festigkeit der Hülle, so muß diese zerrissen werden; daran ändert auch die größte ihr angehängte Last nichts.

Wiederholt sind Ballonetluftschiffe, wie der Parseval-Ballon, das Basenachsche Militärluftschiff, sowie die französischen Kriegsballons längere Zeit im Freien verankert gewesen. Es ist ein Vorteil der Ballonetluftschiffe, daß man sie durch Betätigung einer Reißbahn schnell vom Gas entleeren kann.

Bei den starren Fahrzeugen, die nicht auseinandergenommen und fortgeschafft werden können, bildet die Verankerung eine äußerst wichtige Frage. Ebenso wie man früher behauptete, die Zeppelin-Luftschiffe würden nicht ohne Schaden auf dem festen Boden landen können, so hatte man auch gesagt, man könne sie nicht gegen stärkeren Wind im Freien halten. Den ersten militärischen Führern dieses starren Luftschiffes, Major Sperling und Hauptmann George, ist es zu danken, daß man eine Verankerungsmethode gefunden hat, die die größtmögliche Sicherheit bietet. Im vorderen unteren Teil hat man das Aluminiumgerüst zur Anbringung der Verankerungskabel verstärkt. Die Kabel werden an einen in der Erde eingegrabenen Wagen oder an Eisenröhren und dergleichen so befestigt, daß die vordere Gondel nur einen sehr geringen Spielraum besitzt. Die vorderen Höhensteuer werden nach abwärts gestellt, so daß der Wind gegen sie drückt und dadurch das ganze Fahrzeug vorn tief hält. Die hinteren Höhensteuer werden dagegen umgekehrt hochgestellt, damit die strömende Luft den hinteren Teil hochdrücken kann. Das Schiff vermag sich nun je nach wechselnder Windrichtung um die vordere Verankerung nach allen Seiten zu drehen. Dieses Hin- und Herpendeln erfolgt sehr langsam. Bei der Landung zu Loiching in Niederbayern hat das Schiff Windböen bis zu 22 Meter in der Sekunde standgehalten. Sobald man aber den Fehler macht, die vorderen Höhensteuer hochzustellen, so fördert der Wind das Losreißen des Fahrzeugs.

Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Bilder aus aller Welt.



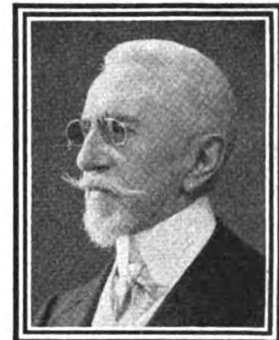
Generalleutnant z. D. von Reichenau beging sein 50jähriges Dienstjubiläum.



Dr. Fahlberg † der Erfinder des Saccharins.

Generalleutnant z. D. von Reichenau feiert sein 50 jähriges Dienstjubiläum. Er trat 1860 in die hessische Armee ein und machte den Feldzug 1866 in preußischen Diensten mit. Der Jubilar ist in erfolgreichster Weise literarisch tätig gewesen.

Vor wenigen Tagen starb in Bad Nassau der Erfinder des Saccharins Dr. Fahlberg. In Neuyork wurde diese für die Menschheit so bedeutsame Erfindung gemacht und damit ein Zuckerersatzmittel geschaffen, das eine ganz ungeheure Verbreitung und Verwendung gefunden hat. Saccharin wird als Nebenprodukt des Steinkohlenteers gewonnen.



Geheimer Hofrat Paul Richard, früherer Intendant des Meininger Theaters, feiert seinen 90. Geburtstag.



Tellaufführung im Freilichttheater zu Oetigheim.
I. Akt 1. Szene: „Glückse'ge Heimkehr, Senn!"

Der frühere Intendant der Meininger Hofbühne Geheimer Hofrat Paul Richard beging kürzlich seinen 90. Geburtstag in voller geistiger wie körperlicher Frische.

Freiherrn Alexander von Siebold, der auf eine 40 jährige Tätigkeit in japanischen Diensten zurück-



Frhr. Alexander von Siebold wurde vom Kaiser von Japan für 40jährige Dienste ausgezeichnet.

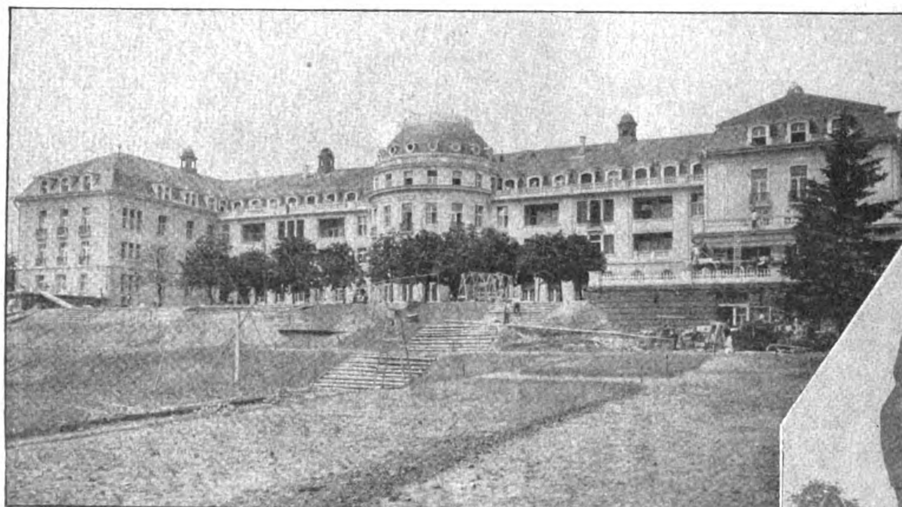
Die Trägerin des I. Preises.

Die Franzensbader Schönheitskonkurrenz.

Die Trägerin des II. Preises.

Hofphot. Pietzner, Wien.

Die Trägerin des III. Preises.



Das neue Kurhaus in Bad Salzbrunn. Phot. Leipelt.

blicken kann, wurde anläßlich dieses Jubiläums vom Kaiser von Japan das Großkreuz vom heiligen Schatze verliehen.

In Oetigheim in Baden werden in diesem Sommer in einem Freilichttheater Tellaufführungen arrangiert, die vom Publikum mit großem Interesse verfolgt werden. Unser Bild zeigt eine besonders gut gelungene malerische Szene.

Schönheitskonkurrenzen gehören heute zu den unentbehrlichen Attraktionen der Kur- und Badeorte. In der kürzlich in Franzensbad veranstalteten wurde es den Preisrichtern recht schwer, bei der Verteilung der drei Preise gerecht zu sein.

Vor kurzem wurde in Bad Salzbrunn das neue, mit einem Kostenaufwand von $2\frac{1}{2}$ Millionen erbaute Kurhaus eingeweiht. Der stattliche Bau, den der Fürst Pleß aufführen ließ, wird den zahlreichen Besuchern des beliebten Bades alle nur denkbaren Bequemlichkeiten bieten und den Besuch gewiß fördern.

In dem Orte Bismarck in der Prov. Sachsen wurde ein Bismarckstein enthüllt. An der Feier beteiligten sich viele Militärvereine. Die Weiherede hielt Pastor Eckstaedt.



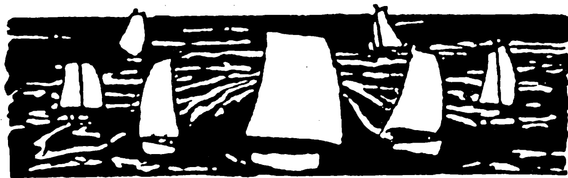
Der kürzlich in dem Orte Bismarck enthüllte Bismarckstein.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 37. Berlin, den 10. September 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 37.



Die sieben Tage der Woche.

1. September.

Kaiser Franz Josef empfängt in Ischl den italienischen Minister des Aeußern Marchese di San Giuliano in Audienz. Dieser überreicht ein Glückwunschschreiben des Königs Viktor Emanuel, das der Kaiser mit einem Danktelegramm beantwortet.

Marquis di San Giuliano und Graf Aehrenthal (Abbildung S. 1556) senden an den deutschen Reichskanzler ein herzliches Telegramm.

Die türkische Regierung beschließt, die Reserven der drei europäischen Armeekorps einzuberufen.

2. September.

In Charlottenburg wird das neue Dienstgebäude des Reichsmilitärgerichts im Beisein des Kaisers eingeweiht.

In Barletta in Apulien greift die Bevölkerung die Polizei an, die auf dem Markt Gemüse und Früchte wegen der Cholera konfiszieren will. 14 Beamte werden verwundet.

Aus Saloniki wird gemeldet, daß eine bulgarische Militärabteilung bei Dschumaibala die türkische Grenze überschritten habe. Es werden ihr sofort Truppen entgegengesandt.

Die amerikanische Regierung ordnet, da die Wiederherstellung der Ordnung in Nikaragua ständig Fortschritte macht, die Zurückziehung der amerikanischen Marinetruppen aus Bluefield an.

3. September.

Das türkische Marineministerium verhandelt mit der englischen Regierung über den Ankauf zweier englischer Linienschiffe von 14000 Tonnen.

4. September.

Die englische Sondergesandtschaft zur Notifizierung der Thronbesteigung König Georgs V. unter Führung des Earls of Roberts (Portr. S. 1553) trifft in Berlin ein und wird vom Kaiser im Königlichen Schloß empfangen.

Der Verband deutscher Katholiken im Osten hält in Bromberg seine Hauptversammlung ab.

Aus Abessinien kommt die Nachricht, daß der Negus Menelik einen neuen Schlaganfall erlitten hat.

5. September.

Das Kaiserpaar nimmt an der Sechshundertjahrfeier der Stadt Stolp und der Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelms I. daselbst teil.

Generaloberst Freiherr von der Goltz wird für die Tage des Kaisermanövers zur Vertretung des erkrankten Chefs des Generalstabs der Armee von Moltke kommandiert.

In Hamburg wird der achte internationale Genossenschaftskongreß eröffnet.

Die Antwort der Schutzmächte auf die letzte Note der Pforte geht dahin, daß gegen die Zulassung von Venizelos und Pologeagis zur griechischen Nationalversammlung, nachdem diese ihre Beziehungen zu Kreta gelöst hätten, nichts geschehen könne.

6. September.

Der griechische Gesandte in Konstantinopel überreicht der Pforte eine Note, in der erneut die Forderung von 20 Millionen Frank Schadenersatz für den Boykott griechischer Waren gestellt wird.

In Brüssel wird der internationale Straßen- und Kleinbahnkongreß, im Haag die internationale Konferenz für Sozialversicherung eröffnet.

7. September.

In Belgien wird der Senator Berryer zum Minister des Innern und der Abgeordnete de Brogneville zum Verkehrsminister ernannt.



Das Aussterben der Naturvölker und Mittel zur Abhilfe.

Von Prof. Dr. Augustin Krämer.

Bei der sich nahenden Tagung des Kolonialkongresses drängt sich eine Frage besonders in den Vordergrund, da sie von ausschlaggebender Bedeutung für das Aufblühen tropischer Kolonien ist: Die Erhaltung der Eingeborenen. Ein Land ohne Volk ist ein Körper ohne Leben, eine Maschine, die nur durch fremde, kostspielige Kräfte in Bewegung gesetzt werden kann. Handel und Wandel eines bestimmten Gebietes basieren fundamental auf bodenständiger Bevölkerung. Je größer diese, desto besser für den Produzenten und Arbeitgeber. Da die tropische Agrikultur, das ein und alles unserer Kolonien, ohne billige und reichlich vorhandene Arbeiter durch die Konkurrenz auf dem Weltmarkt erdrückt wird, muß demgemäß unser erstes Bestreben sein, die Quantität und Qualität unserer Schutzbefohlenen möglichst zu heben, unbedingt aber vor Rückgang zu bewahren.

Wie steht es heute damit?

Sowohl in Afrika als auch in der Südsee, wo ich im besonderen auf vieljährigen Reisen die hier vorliegenden Beobachtungen gesammelt habe, gibt es zahlreiche Plätze, ja ganze Länder und Inseln, wo der Rückgang der Bevölkerung offenkundig ist. Bei Bereisung des Neuguineagebiets trifft man allenthalben auf verlassene Dorfplätze, und die ethnographische Nachforschung ergibt, daß da überall eine stattliche Volkszahl

vorhanden war, und daß die noch bestehenden Siedelungen früher viel größer und mächtiger gewesen sind. Geht man dem heutigen Bestand noch tiefer auf den Grund, indem man Familienregister anlegt, so ergibt sich fast allenthalben, daß die Familien der Väter und Großväter (weiter zurück fehlen stets die Angaben) weit zahlreicher gewesen sind, und daß die heutigen Ehen das Gepräge der Kinderarmut, ja Kinderlosigkeit tragen. Oft findet man, daß mehr als die Hälfte aller Frauen eines Dorfes steril ist. Es lohnt nicht, einzelne Plätze anzuführen, da sich allenthalben das mehr oder minder traurige Bild zeigt.

Was sind die Ursachen?

Vielerlei Gründe sind von Kennern jener Gebiete aufgeführt worden, und aus allen leuchtet ein bißchen Wahrheit heraus. So fand ich Alkohol, Tabak, Krankheiten, Kriege, Arbeiteranwerbungen (namentlich der Frauen), Inzucht usw. erwähnt. Man kann von keinem der Autoren sagen, daß er unrecht gehabt hätte; je nach dem Ort wirken mehrere oder gar alle Schäden auf die autochthone Bevölkerung ein.

Es gibt aber eine Ursache, die man in der Art ihrer Auslösung bis jetzt noch nicht genügend erkannte und analysierte. Es ist das, was ich resolvierende Influenz nennen möchte oder kurzweg Resolvenz: das ist der langsam auflösende Einfluß der europäischen Kultur und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt, auf die Kultur der Farbigen. Zu betonen ist dabei, daß dieser Einfluß mit der sogenannten Zivilisation nichts zu tun hat, denn diese setzt erst ein, wenn Mission und Regierung ihren Gemeinden eine neue Sitten- und Gedankenwelt bringen. Die Resolvenz beginnt aber oft schon, wenn ein Weißer das Land der Farbigen überhaupt noch nicht betreten hat. Es ist etwas wie Magie oder dämonische Gewalt in der Kultur Europas. Fast alle farbigen Stämme hatten Sagen vom Kommen großer weißer Menschen, vom Erscheinen eines Messias, wenn man so sagen will, wie denn auch die ersten Weißen allenthalben als Götter angesehen wurden. Als die Prophezeiungen und Ahnungen in Erfüllung gingen, als die großen Schiffe kamen, da dämmerte in ihrem Bewußtsein das Kommen einer neuen Zeit. Die Kunde verbreitete sich bald nach benachbarten Inseln und Stämmen. Dann kamen sie mählich häufiger, die Besitzer der großen Schiffe, der Donnerbüchsen, der Aexte, der Messer, Kattune usw. Es kam die Zeit des Verkehrs. Kauffahrtei- und Walschiffe liefen die Häfen an. Sie führten einzelne Farbige als Begleiter oder Matrosen mit sich, und die Heimkehrenden brachten neben den Geschenken der Kultur neue Anschauungen mit. Dann kam die Aera der Koprahändler, der Kaufleute, die von den Vereinigten Staaten und Australien aus die Südsee überfluteten, leider meistens als noch verderblichere Kulturträger. Es folgten die Sklavenhändler und Arbeitswerber. Endlich die Missionare, Handelshäuser und die Flagge.

Wenn man bedenkt, daß die Resolvenz, dieser unheilvolle Auffaugungsprozeß, seit dem Jahr 1500, der Zeit der Entdeckung der Neuen Welt, im Gange ist, so kann man sich kaum darüber wundern, daß die ersten historischen Besucher und Beobachter, die Berichte geliefert haben, versichern, daß Zeichen des Verfalls schon vorhanden gewesen seien. Sie ahnten nicht, daß sie lange nicht mehr die ersten waren und sie es nicht mehr mit unberührten Eingeborenen zu tun hatten.

Wie wirkt nun diese Resolvenz?

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die dräuende Gefahr der napoleonischen Kriege auf viele Völker Europas einen lähmenden Einfluß hatte, wie auch jeder einzelne Mensch durch das Bewußtsein des herannahenden Todes in seinem Gedankenleben und seiner Tatkraft gehemmt wird. Die Religion aller Naturvölker ist nun in der Hauptsache Animismus und Dämonismus, die Furcht vor den Geistern der Verstorbenen und vor den Luft-, Wald- und Wassergöttern.

Schon die Kunde von den Weißen ließ sie vermuten, daß sie nicht das Zentrum der Schöpfung sind, wie sie immer annahmen, und daß es noch andere Götter gäbe, die mächtiger sind als die ihren. Die aus der Fremde Heimgekehrten waren aber die wahren Revolutionäre und Aufrührer. Der Dorfhäuptling ist nicht mehr der gleiche für sie wie früher, die Zauberer und Heilkünstler haben von ihrem Nimbus verloren, und wenn auch einzelne gar nicht daran denken, sich aufzulehnen, Zahl und Zeit tun das ihre. Langsam wird die Ordnung untergraben. Die Tabugesetze in der Gemeinschaft der Geschlechter sind den härtesten Angriffen ausgesetzt. Die Neuerer haben bei den Weißen laxere Sitten kennen gelernt oder vielmehr freiere, die ihnen mehr gefielen als die heimatlichen Gebräuche. Sie brachten aber auch die bislang noch unbekannten Geschlechtskrankheiten mit, und wenn dann, wie immer beim Besuch fremder Schiffe, eine Epidemie irgendwelcher Art auftrat, so erhielt die betroffene Gemeine auch noch einen plötzlichen Stoß, von dem sie sich nicht mehr zu erholen pflegte. Man braucht bei solchen Epidemien nicht einmal an Masern und Pocken zu denken, die z. B. in Fidschi und Ponape einst viele, viele Tausende in wenig Wochen wegrafften; der Masélepik, worunter man auf den Karolinen die influenzaähnlichen Erkältungskrankheiten versteht, tut auch recht erheblichen Schaden. Die Eingeborenen behaupten, daß nach jeder Kommunikation mit einem Dampfer auf ihrer Insel ein Masélepik ausbreche, dem viele Leute zum Opfer fielen. Ich hielt es früher für einen Aberglauben, zumal wenn bekannt war, daß auf den Schiffen kein Kranker sich befand, aber neuere Erlebnisse zwingen zur Annahme, daß etwas Wahres auch hieran ist, und daß unsere Schiffe Verschnupfungsbazillen herumschleppen, uns unschädlich, aber dem jungfräulichen Nährboden eines Naturvolkes genehm.

Ist aber ein Volk durch langdauernde, schädliche Einflüsse oder durch eine Katastrophe oder beides zusammen dezimiert, so häufen sich die sozialen Schwierigkeiten. Die Frauen, soweit sie nicht durch Krankheit steril geworden sind, scheuen sich vor der Schwangerschaft, weil sie während dieser und während der Stillung der Neugeborenen, also fast zwei Jahre lang, in Zurückgezogenheit leben müssen. Früher gab es viele Frauen, und der Mann konnte sich leicht heimlich oder öffentlich eine Nebenfrau verschaffen, jetzt ist es naturgemäß erschwert, alle Geschehnisse kommen ans Tageslicht, und die Frauen kommen in Gefahr, darauf angesprochen zu werden. So wollen beide lieber keine Kinder mehr. Auch Schönheitsgründe können mitsprechen, Nahrungschwierigkeiten, Rassenüberdruß und vieles andere, was an jedem Platz besonders erforscht werden muß. Wie dem auch sein mag, die Folge ist allenthalben das Verbrechen wider das keimende Leben. Eine weitere Folge ist das verstärkte Auftreten von Perversitäten in allen Formen, was man bislang bei den

Naturvölkern fast für ausgeschlossen hielt. Meine letzten Forschungen bestätigen dies in auffallender Weise. Bei einem großen Volk fallen solche Auswüchse, von denen bei den Eingeborenen nicht entfernt so viel Aufhebens gemacht wird wie bei uns, kaum in die Wagschale, bei einem kleinen vervielfachen sich die Schäden bis ins unendliche, bis zum tragischen Abschluß.

Wohl das größte Unheil wurde aber durch die gesetzlich noch nicht geregelte Arbeiteranwerbung angerichtet, wodurch einem Dorf oft zu einer Zeit die Blüte der Männer und so an einigen Plätzen auch der Frauen entzogen wird. Diese folgen entweder ihren Männern oder gehen auf eigene Rechnung in die Fremde. Ihr Los läßt sich leicht erraten. Jedenfalls fallen sie für die Wohlfahrt ihres Volkes für immer fort.

Kommt nun noch Mission und Regierung, dann hört der Krieg auf, der einst die Männer stählte. In Melanesien lastet auf den Frauen die Hauptarbeit im Tarofeld, das Pflanzen, Jäten und Ernten; ihre Beschützer, die sie ehedem mit der Waffe in der Hand begleiteten und bewachten, sitzen nun faulenzend zu Hause und sinnen wie alle Faulenzer auf Unfug, während die Frauen möglichst rasch wieder heimstreben oder lieber gar nicht gehen. Der Verkehr, der früher in Booten über die See stattfand, wo der Landweg durch feindliche Stämme verlegt war, erledigt sich nun auf den bequemen Regierungswegen, so daß man Boote kaum mehr benötigt. Damit verliert sich auch diese Männerarbeit, und der Fischfang wird beeinträchtigt oder kommt gar nicht mehr in Uebung. Die Missionsschüler betrachten es vielfach unter ihrer Würde stehend, diese Kunst zu erlernen und zu pflegen. Tragen sie doch auch möglichst bald Jacken und Hosen, mit denen sie nicht gern ins Wasser gehen. Ohne dieses ist aber eine erfolgreiche Fischerei in den Tropen nicht möglich. Die Folge des ungewohnten Kleidertragens ist aber eine noch viel ernstere: jegliche Arbeit bringt die luftgewöhnte Haut zur starken Erhitzung, und wenn dann das Zeug zur Abkühlung im Wind vom Leib gerissen wird oder durchnäßt auf dem Körper trocknet, so ist Erkältung die unausbleibliche Folge, und der Ausbreitung der Schwindsucht sind die Wege geebnet. Die durch die erwähnten Mißstände gezeitigte Nachlässigkeit in der Arbeit bei Männern und Frauen hat zur Folge, daß nicht wie ehemals gute und reichliche Nahrung vorhanden ist, und daß Lebensfreude und Rassenbewußtsein beeinträchtigt werden. Kommt es doch sogar so weit, daß sie ihre Häuser schlecht imstande halten und bei Neubauten die alten bewährten Grundsätze außer acht lassen, die ihren Vorfahren so dienlich gewesen sind. Was soll uns ein Bettlervolk in Lumpen und Bretterbuden? Ist es nicht tausendmal schöner und besser, ein freies, reizvolles, in seiner Eigenart starkes Eingeborenenvolk zu besitzen?

Die Mittel zur Abhilfe?

Sie gehen aus dem obigen von selbst hervor, und wo sie nicht ihre lauttönende Sprache reden können, muß der feinsinnige Kolonialbeamte seine eigenen Pfade tastend suchen. Dabei sei es rühmend hervorgehoben, daß in unsern Kolonien gegenüber den fremden schon viel Ausgezeichnetes geleistet worden ist, namentlich betreffs Landbesitz und Eingeborenenkultur, wobei ich nur an Samoa zu erinnern brauche und viele andere Plätze in Ozeanien und Afrika. Vielleicht ist es aber doch gut, einige bemerkenswerte Punkte hervorzuheben.

Am dringendsten notwendig, namentlich für Melanesien, sind Aerzte, die man über das Land verteilt und mit Stationsleiterrechten versieht. Denn nur in gewisser Selbständigkeit und mit geringen Machtmitteln versehen, kann die ärztliche Tätigkeit bei den lässigen Eingeborenen sich voll entfalten. Auf Grund der genauen Kenntnis seiner Klientel in einem kleineren Bezirk ist der Arzt am besten imstande, dem Gouverneur die Unterlagen zu geben für eine gesetzlich regulierte Arbeiteranwerbung, die als zweites Postulat aufzustellen ist. Ich halte einen Arbeitzwang für die Eingeborenen im Sinn unserer Dienstpflicht bei gleichzeitigem Unterricht oder Belehrung für eine weitere Notwendigkeit und einen Segen. Vor allem muß von unsern Beamten verlangt werden, daß sie die deutsche Sprache zur Kenntnis der Eingeborenen bringen, wie es ja in erfreulicher Weise den Bezirksamtleuten auf den Karolinen mit Hilfe der katholischen Missionen gelungen ist. Ein Polizeisoldat, der Englisch spricht, sollte heute schon der Geschichte angehören; in Neuguinea aber ist er noch immer an der Tagesordnung. Ganz abgesehen von den zwingenden politischen Gründen ist die deutsche Sprache schon deshalb notwendig für unsere Schutzbefohlenen, damit sie uns näher treten und unsern Belehrungen besser zugänglich sind. Am meisten wird man sich aber davon überzeugen müssen, daß die ärztliche Fürsorge als Notwendigkeit obenan steht. Dabei scheint es mir möglich, daß nicht einmal der Fiskus darunter zu leiden hat, wenn man einen Arzt auf 1000 bis 2000 steuerzahlende Eingeborene rechnet. Herrliche Wohnhäuser und Lazarette lassen sich mit Eingeborenenhilfe und Material fast um ein Nichts herstellen. Wer es nicht glauben will, der mag sich die Rasthäuser an der 150 Kilometer langen Straße von Nordneumecklenburg ansehen, die der dortige

Stationschef Voluminski gebaut hat, und von denen das von Lakurdemau mehr einem Palast als einem Rasthaus gleicht. Man muß nur nicht immer gleich mit viel Geld die armen Waldgebiete kolonisieren wollen und bei einem Naturvolk auch die Naturmittel mit heranziehen; dann kann schon jetzt allenthalben Hilfe einsetzen, wo man sie erst wird gewähren können, wenn es zu spät sein wird. Daß verheiratete Aerzte und Beamte den unverheirateten vorzuziehen sind, dürfte wohl selbstverständlich sein.

Möchte sich der Kolonialkongreß die Frage der Erhaltung der Naturvölker besonders und vertiefend angelegen sein lassen, damit die Ergebnisse seiner Beratungen sich bald zu Maßnahmen und Gesetzen verdichten, die aber den Eingeborenen mehr Fürsorge als Einschränkungen ihrer Freiheiten bringen.

Harmonische Frauen.

Plauderei von Bodo Wildberg.

Wir alle suchen das Harmonische. Es ist die unausgesprochene Sehnsucht fast einer jeden Seele. Wir Männer suchen es vor allem bei der Frau, wie das auch natürlich und recht ist. In der Tat findet man viel eher harmonische Frauen als harmonische Männer. Denn in verhältnismäßig engerem Kreis ist es eher möglich, jene Uebereinstimmung der Kräfte zu entfalten, die zur Harmonie führt. Jean Paul schon hat es wundervoll ausgedrückt: „Das Weib bedarf an sich nichts zu entwickeln als den reinen Menschen. — Die Melodie ihrer Töne geht vom Einklang aus und in ihn zurück.“ Ferner rühmt dieser Dichter am Weib „die unzersplitterte Einheit der Natur“ und wagt den Ausspruch: „Ein Mann hat zwei Ich, eine Frau nur eins . . .“

Aber ein vollkommen harmonisches Weib, dem gar nichts zur Ganzheit fehlte, wäre doch nicht das, was wir ersehnen und suchen. Vollkommene Einheit bedeutet Abgeschlossenheit und Selbstgenügen. Wo diese herrschen, da schweigt das Bedürfnis der Hingebung. Nein, die „unzersplitterte Einheit“ der Frau soll etwas Anschmiegendes haben oder doch — denn heute hat dies Wort für manche Damen einen verächtlichen Klang — etwas Gebendes, Stärkendes, Tröstendes! Eine energische Frau wird leicht die Gewohnheiten einer Herrscherin annehmen, wird die Führung gewinnen über einen weniger entschlossenen, die Vielseitigkeit des Lebens bedenksam erwägenden Genossen. Und warum sollte das nicht geschehen — falls die leitende Hand sanft, das mitdenkende Hirn gesund und klug ist?

Aus dem zersplitternden, aufreizenden Leben, aus den Sorgen des Tageskampfs kommen wir zum Weib und erflehen von ihrer friedsamen Kühle die Heilung, das Ausruhen, das Einrichten unserer aus dem Gleichgewicht geworfenen Seelenkräfte.

Weh uns, wenn das seelische Gleichgewicht der Frau nur für sie selbst vorhanden ist — wenn sie davon nichts abgeben kann oder mag.

Liebe ist alles. Ein wenig Heftigkeit, ein wenig Kinderei oder schmollender Eigensinn wären noch keine Störer der Harmonie. Vielmehr sind es oft die Schattenflecke, die den Sonnenglanz einer gütigen und tiefen Natur begleiten und verkünden. Wir lieben es sogar, dies flackernde Lichterspiel der Frauenseele. Phlegmatische Damen, immer gleich aussehende, immer gleich geartete, sie haben es schwerer als die Sprudelnden. Aber eine freundliche Kälte ist dennoch tausendmal besser als stachlige Unliebenswürdigkeit.

Wenn unliebenswürdige, unharmonische Frauen nur wüßten, wie sich ihr Bild im Auge der Männer nicht allein, nein, auch im kritischen Geist ihrer Geschlechtsgenossinnen abspiegelt — sie würden sich nicht wenig entsetzen. Sie würden das Schicksal des Basilisken erleben, den nach mittelalterlichem Glauben das eigne Spiegelbild vernichtete.

Gesunder, vernünftiger Widerspruch ist freilich besser als jene kritiklose Unterwerfung, die an Zeiten mahnt, da die Frauen Sklavinnen waren. Aber der fortgesetzte Widerspruch und Niederspruch macht Weiber häßlich. Man braucht nicht nur etwa an Ehefrauen vom Blut Xanthippens zu denken. Man male sich einmal das Bild einer mit der Welt zerfallenen, trotzig und lieblos alternden Jungfer. Widerspruch und Niederspruch ihre Parole, ihre einzige Leidenschaft nur mehr die Sucht zu herrschen. Ihr Herz ist verhärtet gegen die Menschen, sogar gegen Kinder. Denn diese ärgern sie nur; ihre Unarten finden in ihr eine parteiische Richterin, ihr holdselig schmeichelnder Reiz verschwendet sich vergebens an das dürre, dem Wachsenden abholde Gemüt. Der Wunsch, sich zu widersetzen, das Streben, stets nur um jeden Preis Opposition zu machen, sie zermürben allmählich den spärlich grünenden Stamm der Seele. Hat sie keinen Gegner zur Hand, an dem sie sich reiben kann, so wird sie, ohne es recht zu wissen, allmählich mit sich selbst zerfallen. Widerspruch und Niederspruch nährt sie aus sich selbst heraus; sie wird binnen fünf Minuten das Gegenteil von dem aufstellen, was sie eben erst zornmütig behauptet und verteidigt hat. Sie hat die klare Uebersicht verloren, es melden sich Zeichen, deren Krankhaftigkeit nicht zu leugnen ist. Waren einstmals Ansätze zur Harmonie in ihrer Seele, dann sind sie längst zerstört. Ihre Seele selbst scheint verflogen, und an ihrer Stätte herrscht Disharmonie. Solch ein Wesen mag als „in sich abgeschlossen“ gelten; aber es ist das Gegenteil von allem, was harmonisch und liebenswürdig heißt, das unheimliche Widerspiel aller wahren und segensvollen Weiblichkeit.

Auch das Aeußerliche, scheinbar Aeußerlichste soll die Harmonie im Weib verkündigen. Niemals wird eine harmonisch geartete Frau im Haus als Schlampe herumgehen. Das einfachste Hauskleid kann der Ausdruck ihres einheitlichen Wesens, ihres ruhig waltenden Schönheitsinnes sein. In ihrer Toilette wird sie Auffallendes vermeiden — oder vielmehr alles, was nicht zusammenklingt. Wenn es zum Stil ihrer Persönlichkeit stimmt, kann sie auch etwas Ungewöhnliches tragen. Nur muß man die Empfindung haben können, daß der Hut, das Kleid, kurz alles mit der Person der Trägerin verwachsen ist.

Eine solche Frau wird auch graziöse Bewegungen

haben. Da ihr alles Unharmonische in der Seele zuwider ist, müssen ihre Gesten von Natur aus leicht, gerundet und angenehm sein. Die Kunst darf nachhelfen und die Schulung, natürlich; aber wo Seelisches nicht mitschwingt, da wird die Grazie angelernt und theaterhaft wirken.

Wenn eine Frau anfängt, sich zu vernachlässigen, so ist ihr, wir dürfen es annehmen, das Gleichgewicht ihrer Natur gestört. Zeigt ihre Kleidung männischen Anstrich, entbehrt ihr Haar der Pflege und ihre Haltung reizender Würde und Verbindlichkeit, dann ist auch die Klarheit ihres Innern getrübt. Ist dagegen innen und außen alles in guter Ordnung, so bietet die Frau das ganz einzige Schauspiel eines Mikrokosmos — einer Welt im kleinen, die in ihrer wundervollen Ganzheit und schönen Selbstverständlichkeit einen Zusammenklang ergibt, den die Welt im großen unserm Auge darzubieten schwerlich je imstande sein dürfte.

Aber wir vergessen ja, daß Leid und Sorge und tausenderlei Umstände diese holde Schöpfung zu erschüttern vermögen. Getrost! Eine harmonische Seele bleibt auch in Heimsuchungen, auch im Alter hell und klar. Die unauslöschliche Fröhlichkeit einer goldrein gestimmten Natur widersteht der Zeit und vielen Kümmernissen. Aber wie schwer ist es, über diese Dinge zu sprechen, die in letztem Sinn unergründlich sind; das Fraulich-Harmonische ist ein Geschenk der Himmlischen.

Als Adam und Eva das Paradies verlassen mußten — so erzählt ein alter Dichter — da wanderten sie durch eine schreckliche Steinwüste fort. Adam schritt finster seines Weges; Eva hatte sich noch einmal umgeblickt. Nun sah sie ihren Gatten an, und der erstaunte. Auf ihrem Angesicht lag ein unbeschreiblicher Glanz. Es war der letzte Widerschein des Paradieses. Und dieser Schimmer erscheint noch heute auf dem Antlitz harmonischer Frauen.

Die Orientierung in größeren Städten.

Eine Betrachtung von Geo B. Warren.

Vor kurzem hat der Deutsche Kaiser die Genehmigung eines ihm vorgelegten Stadtplanes verweigert und die Einreichung eines neuen Planes verlangt, weil der betreffende Stadtteil zu schachbrettartig angelegt war. Diese kaiserliche Bemängelung wird den neu anzulegenden Stadtteil nicht nur davor schützen, daß er recht eintönig und langweilig aussieht, sondern sie wird auch den Fremden und Einheimischen eine bessere Orientierung verschaffen, als solche in einem schachbrettartig angelegten Ort möglich ist.

Bekanntlich ist Mannheim mit seinen 140 gleichmäßig großen Häuserquadraten die idealste Stadt, soweit es sich um gleichmäßige Bebauung handelt. Der Fremde aber, der zum erstenmal nach Mannheim kommt, entdeckt bald, daß man sich in diesen gleichmäßigen Häuserquadraten sehr schlecht zurechtfindet, trotzdem ja die Bezeichnung der einzelnen Quadrate mit Buchstaben und Zahlen auf dem Papier und besonders auf dem Plan so ungemein übersichtlich und einfach erscheint.

Man machte in früheren Zeiten bei Anlage neuer Städte gern solche Experimente wie mit dem Straßenschachbrett Mannheims. Als Karlsruhe errichtet wurde, baute man die Stadt fächerförmig, so daß sämtliche Straßen strahlenförmig vom Schloßturm auslaufen. Man hat für die neueren Stadtteile diese Bebauung aufgegeben, da sie doch keine besonderen Vorteile für die Orientierung bietet. Man hat als Hilfsmittel für das Auffinden der Richtung den Straßenfächer quer von Ost nach West durch die Anlage der Kaiserstraße durchschnitten.

In welchen Städten orientiert sich nun der Fremde am besten?

Man kann von einem Menschen, dem daran liegt, sich wirklich in einer fremden Stadt zurechtzufinden, wohl voraussetzen, daß er sich vorher den Stadtplan angesehen hat, daß er ferner Uebung besitzt, diesen Plan zu lesen und sich den Inhalt dieses Plans, insbesondere die Richtung der Hauptstraßen einzuprägen.

Hier kommen wir zu dem ersten Hilfsmittel der Orientierung selbst in sehr großen Städten: das sind die durchgehenden Straßen, die kilometerweit in einer bestimmten Himmelsrichtung verlaufen. So ist das Orientieren zum Beispiel in Berlin sehr leicht, weil man für das Zurechtfinden sofort ein Rückgrat durch die von Norden nach Süden verlaufende Friedrichstraße und die von Osten nach Westen sich hinziehende Leipziger Straße und die Straße Unter den Linden hat. Dadurch gliedert sich für den Fremden das ganze Bild der inneren Stadt in sechs sehr wohl voneinander zu unterscheidende Teile. Rechnet man dazu, daß die innere Stadt im Westen von der Königgrätzer Straße, im Osten von der Lindenstraße bis zum Dönhoffplatz wenigstens begrenzt wird, so ist es klar, daß die Fremden recht haben, die behaupten, sie fänden sich in Berlin sehr leicht zurecht. Der Fremde verkehrt ja fast ausnahmslos in der inneren Stadt. Aber auch für die Außenbezirke hat Berlin langgestreckte, fast gradlinig verlaufende Straßen, wie nach dem Westen die Potsdamer Straße, nach Süden die Belle-Alliance-Straße, nach Osten die Ritter- und Linienstraße, nach Norden die Chaussee- und Müllerstraße, ferner im Westen die Charlottenburger Chaussee und im Nordosten die Königstraße.

Dazu kommen die für die Orientierung in jeder Stadt so wichtigen Ringstraßen. Auch Flußläufe helfen beim Zurechtfinden, namentlich wenn sie mitten durch die Stadt gehen. Sie haben weniger Wert, wenn der Flußlauf direkt am Stadtrand hergeht, wie in Köln, und geradezu verwirrend wirken die Teilungen des Flußlaufes in verschiedene Arme.

Sehr viel zur Orientierung tragen auch Plätze bei, besonders wenn sie eine charakteristische Form haben, und auch in dieser Beziehung besitzt Berlin einen gewissen Vorzug; denn die Plätze, die im Westen der inneren Stadt von der Königgrätzer Straße geschnitten werden, haben von den Linden bis zum Halleschen Tor durchaus verschiedene Formen und hießen in früherer Zeit im alten Berlin „Das Viereck“ (der Pariser Platz), „Das Achteck“ (Leipziger Platz) und „Das Rondell“ (Belle-Alliance-Platz).

Ein weiteres gutes Orientierungsmittel sind auffallende Gebäude, also Kirchen und Bahnhöfe.

Viele Touristen begehen den Fehler, Kirchtürme als Orientierungsmarken zu nehmen, weil sie glauben, sich nach diesen hochragenden Bauwerken immer richten zu können. Die Orientierung ist aber wertlos, wenn man nicht außer einem Kirchturm mindestens noch zwei andere Punkte festhält, die zu dem Kirchturm in einer bestimmten Beziehung stehen. Man kommt sonst in die Gefahr, sich zu verlaufen, weil man glaubt, den Kirchturm von der Seite zu sehen, die man sich gemerkt hat, während man ihn von einer ganz andern Seite aus beobachtet. Kirchtürme sehen ja gewöhnlich von allen Seiten gleich aus. Man muß also noch mehrere andere charakteristische Punkte neben dem Kirchturm sich merken, zum Beispiel den besonders hohen, charakteristischen Giebel eines Hauses, diesem Giebel gegenüber den Eingang in eine Straße. Es sind dann Verwechslungen weniger möglich.

Lästig für den Fremden und verwirrend sind Sackgassen und Laubengänge, weil diese die Aussicht verhindern (zum Beispiel Hirschberg, Bozen, Braunschweig), ferner die Passagen und „Durchhäuser", wie man sie häufig in Wien, München und Leipzig findet. Bei Benutzung dieser Durchhäuser und Passagen erspart der Einheimische große Strecken Weges, der Fremde aber verläuft sich unrettbar, weil er die Richtung verliert und dadurch unsicher und verwirrt wird.

Die Gleise der Straßenbahn sind in kleinen Orten ein sicherer Weg, um nach dem Marktplatz und nach den Hauptpunkten der Stadt zu gelangen. Aber auch in einer Großstadt können sie, wenn man sich nachts in einem fremden Stadtteil verlaufen hat, gute Dienste leisten. Man kann in die Lage kommen, zu nächtlicher Stunde bis zur Ermüdung herumzulaufen, ohne einen Menschen zu treffen, den man nach dem Weg fragen könnte, und ohne daß einem eine Droschke begegnet. Dann gehe man den Gleisen der Straßenbahn nach. Wenn man auch dabei Umwege macht, kommt man schließlich doch zu einem Hauptverkehrspunkt, wo sich verschiedene Straßen kreuzen, und dort findet man jemand, von dem man eine Auskunft über den Weg erhält, vielleicht auch ein Gefährt, in dem man dann sicher und bequem zu seinem Quartier gelangen kann.

Die Möglichkeit, sich in einer fremden Stadt rasch und sicher zurechtzufinden, trägt entschieden dazu bei, den Aufenthalt dort für den Fremden angenehm zu machen, und vielleicht ist doch der Gedanke nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen, daß gewisse Fremdenstädte par excellence, wie zum Beispiel Dresden und München, ihre Beliebtheit bei den Touristen dem Umstand verdanken, daß man sich in ihnen so ungemein rasch und sicher zurechtfinden kann.

Dresden ist geradezu ideal für den Fremden angelegt. Mit wenigen Blicken auf die Karte kann er sich die Stadt für seine Wanderungen in eine Anzahl von Teile zerlegen, die sich gar nicht miteinander verwechseln lassen. Die Elbe teilt die Stadt in eine nördliche und in eine südliche Hälfte. Die Friedrich-August-Brücke ist ein prächtiges Merkmal, und von ihr aus führen nach Süden die Schloß-, See- und Prager Straße direkt auf den Hauptbahnhof. Nach Norden, nach der Neustadt, führt die Hauptstraße bis zum Albertplatz, von dem aus strahlenförmig wieder soundso viele Straßen abgehen. Sehr gute Merkzeichen sind auch die Marienbrücke und die Königin-Karola-Brücke rechts und links von der Friedrich-August-Brücke und weiter oben nach Nordosten die Albertbrücke. Die Hauptsehenswürdigkeiten liegen vereinigt im Norden der Altstadt und im Süden der Neustadt ziemlich dicht an der Elbe. Ohne jede Uebung kann sich der Fremde hier zurechtfinden, und es ist gewissermaßen ein Kunststück, sich in Dresden zu verlaufen, wenn man nicht in ganz entlegene Außenbezirke geht, in denen der Fremde ja gewöhnlich nichts zu suchen hat.

Wie leicht ist die Orientierung in München! Vom Zentralbahnhof kommt man durch die Schützenstraße, die Neuhäuser, Kauffinger und Thalstraße über das Isartor und die Zweibrücker Straße quer durch die Stadt hindurch, ohne daß ein Irrtum möglich ist. Die Maximilian-, die Ludwigstraße, die Sendlinger und die sich an sie anschließende Lindwurmstraße, die Isar, die vielen Sehenswürdigkeiten und monumentalen Gebäude, die man in gewissen Stadtbezirken immer dicht nebeneinander und geradezu haufenweise antrifft, ermöglichen das Zurechtfinden ebenso rasch und leicht wie gerade hier die Gleise der Straßenbahn. Selbst den Zugang zum versteckt liegenden Hofbräuhaus findet der Fremde verhältnismäßig leicht und immer wieder, wenn er erst einmal einen der Wege kennen gelernt hat, die er zu diesem Wahrzeichen Münchens benutzen kann.

Wien steht nicht in der Gunst der Touristen. Außer anderen Umständen trägt dazu wohl auch der bei, daß die innere Stadt so außerordentlich winklig ist und aus Gassen zusammengesetzt wird, die sich regellos kreuzen und verwirren. Sobald man erst auf der Wiener Ringstraße ist, gelingt die Orientierung sehr leicht. Im Nordosten und Norden dient zur Orientierung die Donau, und ganz vortrefflich findet man sich dort zurecht, wo man die Fülle von Monumentalgebäuden trifft: am Franzens-, Burg- und Opernring. Kommt man aber in die innere Stadt, besonders nach zehn Uhr, wo Wien weniger belebt ist, dann liegt die Gefahr des Verlaufens immer vor, zumal es hier keine Straßenbahngleise gibt, die man als Ariadnefaden aus dem Labyrinth der inneren Stadt benutzen könnte. In den Außenbezirken Wiens findet man sich dagegen leichter zurecht, weil es hier wiederum die lang durchgehenden Straßen gibt; so in der Leopoldstadt die Praterstraße, im Bezirk Landstraße die Hauptstraße, im Südwesten die Mariahilfer Straße, im Süden die Matzleinsdorfer Straße und Wiedener Hauptstraße. Um das Zurechtfinden in der inneren Stadt Wiens zu erleichtern, hat man, wie überhaupt in der österreichischen Hauptstadt, die Einrichtung getroffen, daß über jeder Haustür nicht nur die Nummer, sondern auch der Name der Straße angegeben ist. Das ist für die Touristen eine große Erleichterung, ebenso daß in vielen Straßen (wie auch in anderen Städten) auf der einen Seite sich die ungraden, auf der andern Seite sich die graden Hausnummern befinden. Es könnte aber durch einfache Mittel für die Orientierung der Fremden in großen Städten in dieser Beziehung noch viel mehr getan werden. Dadurch, daß man die Straßenschilder zum Beispiel mit weißer Schrift auf blauem Grund oder mit weißer Schrift auf rotem oder mit schwarzer Schrift auf weißem Grund oder roter Schrift auf weißem Grund herstellte, könnte man andeuten: diese Straße führt von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen; auf dieser Seite der Straße kommt man nach dem Zentrum der Stadt, auf jener Seite der

Straße entfernt man sich vom Zentrum. Das wären einfache und außerordentlich wertvolle Hilfsmittel für den Touristen.

Was ein Platz und einige durchführende Straßen für das Zurechtfinden bedeuten, sieht man zum Beispiel an Leipzig. Die innere Stadt ist winklig und hat besonders viele Durchhäuser und Passagen, vor denen der Fremde gewarnt sei. (Leipzig bedarf dieser Durchhäuser und Passagen für den Meßverkehr.) Wenn man sich aber erst die Lage des Augustusplatzes, des sich nach Süden anschließenden Roßplatzes und des nach Norden anschließenden Georgenrings gemerkt hat, wenn man weiß, daß die Grimmaische Straße mit dem Grimmaischen Steinweg über den Johannisplatz einerseits zur Dresdener und anderseits zur Hospitalstraße führt, wenn man sich weiter den Markt mit dem alten Rathaus und dazu die Peters- und Hainstraße sowie das neue Rathaus und die Gegend am Thomasring gemerkt hat, dann kann man sich in Leipzig gar nicht mehr verlaufen. Auch der neue Zentralbahnhof wird ein gutes Orientierungsmittel abgeben.

London hat sehr lange, durchgehende Straßenlinien, die allerdings nicht immer gradlinig sich fortsetzen. Man kann sich aber für die Orientierung bald ein Gerippe schaffen, das aus Hauptstraßen, die ungefähr von Norden nach Süden und von Osten nach Westen gehen, aus dem Themsefluß, aus den großen Parks im Westen und aus dem Strand, den Hauptbrücken vom Tower bis zum Parlamentshaus gebildet wird. Einige Orientierung bietet auch die unterschiedliche Bezeichnung der Straßen, die allerdings nicht konsequent in London durchgeführt wird. Die Hauptstraßen sind Roads, die Nebenstraßen meist Streets; doch ist, um es noch einmal zu bemerken, diese Unterscheidung nicht immer gültig.

Sehr wertvoll für das Zurechtfinden sind auch Niveauunterschiede innerhalb der Stadt. In Budapest, wo Pest in der Ebene auf der einen Seite der Donau und Ofen (Buda) auf dem Berg auf der andern Seite der Donau liegt, wird man sich wohl kaum betreffs der Stadt, in der man sich augenblicklich aufhält, irren. In Stuttgart weiß man auch, daß, wenn die Straßen bergauf gehen, man sich vom Zentrum der Stadt entfernt. Ist doch die Stadt vollständig von Bergen umgeben und nur nach der Cannstadter Seite hin offen. In Stuttgart ist die Orientierung auch so außerordentlich leicht, weil außer den Niveauunterschieden sehr wertvoll die gradlinigen Straßen sind. So die Königstraße mit dem Anschluß der Marienstraße, die Rothebühlstraße, die Neckarstraße, die Hauptstraße. Folgt man den Straßenbahngleisen bergab, so kommt man sicher wieder zum Mittelpunkt der Stadt, zum Schloßplatz.

Unsere Bilder

Die Danziger Flottenparade (Abb. S. 1555) bildete den Abschluß der glänzenden Kaiserfeste, die in den letzten Augustwochen im Osten Preußens stattgefunden haben. Der Kaiser beobachtete das imposante seemännische Schauspiel von Bord seiner Jacht „Hohenzollern“ aus. Neben ihm sah man seine reizende junge Tochter Prinzessin Viktoria Luise, die die Vorliebe ihres Vaters für das Marinewesen geerbt zu haben scheint und den Manövern der Hochseeflotte mit sichtlichem Interesse folgte.

Lord Roberts in Berlin (Abb. S. 1553 u. 1554). An der Spitze der Sondergesandtschaft, die dem Deutschen Kaiser die Thronbesteigung König Georgs V. zu notifizieren hatte, ist einer der verdienstvollsten Männer Großbritanniens nach Berlin gekommen, der Earl Frederik Roberts of Kandahar and Pretoria, Generalissimus der britischen Armee. Lord Roberts hätte bereits am 3. September nach Berlin kommen sollen, seine Abreise verschob sich indes wegen einer leichten Indisposition des greisen Feldherrn um einen Tag. Die Nachricht von der Verzögerung seiner Reise traf erst ein, als auf dem Bahnhof alles zum Empfang der britischen Gäste bereit war. Der Kaiser erfuhr während seines Morgenrittes, daß die feierliche Audienz erst einen Tag später stattfinden könne. Am nächsten Morgen verliefen der Empfang und die Audienz im Schloß denn auch programmäßig.

Die Herbstparade auf dem Tempelhofer Feld (Abbildung S. 1554), die am 1. September stattfand, bot wieder einmal das gewohnte glänzende und kriegerische Bild. Unter den Zuschauern befanden sich diesmal auch die beiden ältesten Söhne des Kronprinzenpaares. Die Truppen des Gardekorps konnten also ihre Strammheit und Disziplin vor drei Generationen des Kaiserhauses beweisen. So sehr der Kaiser und seine Söhne von der guten Haltung der Soldaten befriedigt waren — die kleinen Enkel des Kaisers waren ohne Zweifel die begeistertsten Zuschauer der diesjährigen Herbstparade.

Das montenegrinische Königshaus (Abb. S. 1557). Die Festtage von Cetinje sind nun vorbei. Sie haben dem greisen Jubilar auf dem montenegrinischen Thron Nikolaus I. und seiner treuen Lebensgefährtin Milena nicht nur eine äußerliche Erhöhung ihres Ranges gebracht, sondern bewiesen, daß das neue Königspaar sich sowohl bei seinen Untertanen als in ganz Europa der wärmsten Sympathien erfreut. Wenn das kleine Montenegro in die Reihe der europäischen Königreiche eingetreten ist, entspricht diese Tatsache vor allem dem persönlichen Ansehen, das sich König Nikolaus während seiner fünfzigjährigen Regierungzeit zu erringen wußte.

Das Zarenpaar in Deutschland (Abb. S. 1556). Der Zar ist mit Gemahlin und Kindern in Friedberg in Hessen eingetroffen. Die Zarin beabsichtigt, in Bad Nauheim eine Kur zu gebrauchen, um ihre Gesundheit wiederherzustellen. Unser Bild zeigt den Augenblick der Ankunft der russischen Kaiserfamilie vor dem Empfangshaus in Friedberg.

Die Ministerzusammenkunft von Ischl (Abb. S. 1556). Die Besprechungen zwischen den Leitern der österreichisch-ungarischen und der italienischen Diplomatie sind keine Seltenheit. Trotzdem hat die letzte Begegnung des Marchese di San Giuliano und des Grafen Aehrenthal ziemlich viel Aufsehen erregt. Die Reise des neuen italienischen Ministers des Auswärtigen nach Ischl war vor allem ein Höflichkeitsakt gegen den kaiserlichen Verbündeten Italiens, der kürzlich seinen 80. Geburtstag gefeiert hat.

Die Brüsseler Weltausstellung (Abb. S. 1560) hat sich, dank der Energie aller beteiligten Faktoren, insbesondere des Ausstellungskomitees und seines hochverdienten Präsidenten Baron Janssen (s. Porträt S. 1558), von dem schweren Unfall erholt, der sie getroffen hat. Die neue Fassade wird den Tausenden, die noch in diesem Herbst nach Brüssel kommen, die traurigen Brandstätten verdecken, und so werden sie sich ohne trübe Reminiszenzen des Schönen erfreuen, das die Ausstellung bietet.

Die Sommersaison in Thüringen (Abb. S. 1559) ist in diesem Jahr trotz des ungünstigen Wetters glänzend verlaufen. Das schöne Oberhof wird immer mehr ein elegantes und internationales Sportzentrum. Vor nicht zu langer Zeit hätte ein Bild, auf dem eine thüringische Bäuerin in ihrer Volkstracht einem russischen Großfürsten Golfschläger nachträgt, Verwunderung erregt. Allerdings wird ja jetzt dem Verschwinden der Volkstrachten energisch entgegengearbeitet. So wurde kürzlich in Reinhardsbrunn, der Sommerresidenz der koburgischen Herzogsfamilie, ein großes Trachtenfest veranstaltet, bei dem auch Herzog Karl Eduard, die Herzogin und ihre fürstlichen Gäste in der bunten heimischen Bauernkleidung erschienen. Dieses Beispiel wird sicherlich dazu beitragen, daß die alte Volkstracht wieder zu Ehren kommt.

Antonie Schläger † (Abb. S. 1558). In Türnitz in Niederösterreich ist dieser Tage die Wirtin des „Gstettenhofes“ verschieden. Das ist kein Ereignis von nur lokaler Bedeutung, denn diese Wirtin hieß Toni Schläger und hatte bis zum

Jahr 1896 zu den besten Sängerinnen der Wiener Hofoper gezählt. Damals trat die reizende Santuzza, die imposante Brünhilde plötzlich auf immer von der Bühne ab. Einige Jahre später etablierte sie sich in Türnitz als Wirtin. Auch in dieser Rolle hat sie reiche Erfolge gehabt.

Die deutschen Teilnehmer am Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte (Abb. S. 1560) sind vor kurzem vom Deutschen Luftschifferverband gewählt worden. Die drei Ballonführer und ihre drei Stellvertreter, die in diesem Jahr die deutschen Farben in Amerika führen sollen, sind natürlich lauter erprobte Vertreter der deutschen Aeronautik.

Die Aviatik in der französischen Armee (Abb. S. 1560). Die französische Kriegsverwaltung ist mit fieberhaftem Eifer bestrebt, den Vorsprung, den Frankreich in der modernen Aviatik ohne Zweifel errungen hat, für die Landesverteidigung auszunutzen. Etwa vierzig französische Offiziere aller Waffengattungen sind bereits völlig mit der Führung einer Flugmaschine vertraut.

Personalien (Abb. S. 1558). Der türkische Großwesir Hakki-Pascha hat seinen Kuraufenthalt in Marienbad nun vollendet. Das Publikum des Weltbades hat wochenlang den interessanten Fremden auf den Promenaden und am Brunnen beobachten können. Es fiel allgemein auf, daß der Großwesir nicht wie die meisten seiner Landsleute im Ausland den Fes trug, sondern einen eleganten Panama bevorzugte. — Der neue Gouverneur von Kamerun Dr. Gleim ist ein gründlicher Kenner Westafrikas, wo er fünf Jahre lang in verschiedenen Amtsstellungen gewirkt hat. Er hatte auch während der Zeit, da er der Zentralverwaltung unserer Kolonien angehörte, zweimal Gelegenheit, seinen Amtsvorgänger, den Gouverneur Dr. Seitz, zu vertreten und sich so auf das Amt vorzubereiten, das ihm nun übertragen worden ist. — Marie von Ebner-Eschenbach, die mit Recht berühmte deutsch-österreichische Erzählerin, feiert am 13. September ihren 80. Geburtstag. Die Dichterin hat sich bis in ihr hohes Alter ihre Schaffenskraft erhalten; noch vor wenigen Jahren erschienen bedeutende und umfangreiche Arbeiten aus ihrer Feder.

Die Börsenwoche.

Zwei große Projekte haben die Berliner Börse in der letzten Zeit nicht zur Ruhe kommen lassen: die Verschmelzung der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft mit der Dortmunder Union einerseits und die Annäherung der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft an die Felten- und Guilleaume-Werke anderseits. Von beiden Projekten waren die Einzelheiten vor ihrer offiziellen Bekanntgabe nach und nach durchgesickert, aber die Ungewißheit, die sich an sie knüpfte, sowie die Großzügigkeit beider Transaktionen lösten eine Menge von Vermutungen aus, auf deren Bestätigung die Börse mit geradezu fieberhafter Erregung wartete. Der Schleier des Geheimnisses ist gefallen, Gegenstand und Zweck des neuen Zusammenschlusses in der Montan- wie in der Elektrizitätsindustrie liegen klar zutage, aber die sonst gehegten Erwartungen sind noch nicht in Erfüllung gegangen. Die Mutmaßungen gingen darauf hinaus, daß das soeben gegebene Beispiel nicht ohne Nachahmung bleiben werde, daß die Konzentrationsbewegung in der Montanindustrie nunmehr schärfer einsetzen und daß der Ring in der Elektrizitätsbranche durch die Erweiterung des Siemens-Schuckert-Konzerns noch enger geschlossen werde.

Die Phantasie war den Tatsachen vorausgeeilt. Es soll hiermit jedoch nicht gesagt werden, daß die von ihr geschaffenen Gebilde der reellen Unterlage entbehren. Mehr als das, sie beruhen auf einer solchen, und der Gang unseres Wirtschaftslebens drängt auf ihre Verwirklichung hin. Der Wettbewerb im Inland wie im Ausland erheischt einen engeren Zusammenschluß der verwandten Betriebe und fordert eine Verminderung der allgemeinen Unkosten. Vornehmlich dieser Gedanke war es, der die Verschmelzung Deutsch-Luxemburgs mit der Dortmunder Union und die Annäherung der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft an die Felten- und Guilleaume-Werke ausreifen ließ. Interessant war es, daß diese beiden Projekte nach ihrer Bekanntgabe von der Börse nicht unter dem gleichen Gesichtswinkel betrachtet wurden. Während die Vereinigung von Deutsch-Luxemburg mit der Dortmunder Union gewissermaßen zu einer Stabilisierung des Kursniveaus ihrer Titres führte, rief das offizielle Communiqué der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft anscheinend eine Verstimmung der Börse wach. Man war enttäuscht, nicht über die Grundzüge der Transaktion selbst, sondern man hatte erwartet, daß für die Aktionäre mehr, nämlich ein wertvolleres Bezugsrecht, herausscheinen würde. Geheimnisvoll hatte man sich vorher einen Satz von — sage und schreibe — 40 Prozent zugeraunt; und das Fazit? Der Wert des Bezugsrechts beträgt nur 5 Prozent.

Allerdings war dies eine Enttäuschung, und unter ihrem Eindruck wurde denn auch zeitweilig die Kapitalserhöhung der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft und alles, was damit zusammenhing, kritisiert. Gleichsam als Entschädigung für die Enttäuschten wurde dann aus Verwaltungskreisen verbreitet, der Abschluß der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft werde, wie es auch nicht anders erwartet wird, wahre Rekordziffern aufweisen. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge gab sich die Spekulation zufrieden und harrt weiter der Dinge, die da kommen werden. Der Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft Geheimrat Rathenau hat mit seinen Projekten und seiner vorsichtigen Dividendenpolitik nicht immer den ungeteilten Beifall seiner Aktionäre gefunden. Ihre Zahl ist, wie dies die Generalversammlungen der A. E.-G. jeweilig gezeigt haben, eine zu große, als daß den Wünschen aller entsprochen werden könnte, zumal bisweilen auch die Konkurrenz sich als ihre Befürworter aufspielte. Der Leiter der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, der ein ebenso hervorragender Finanzier wie Fachmann ist, ist aber stets, unbekümmert hierum, seinen eigenen Weg gegangen, und die Geschichte seiner Gesellschaft sowie die neuste Transaktion zeigen, in wie genialer Weise er für die Entwicklung der A. E.-G. stets vorzusorgen verstanden hat. Sein letztes Projekt hat einen Keil in die Elektrizitätsindustrie Westdeutschlands getrieben, es hat der weiteren Ausdehnnng der dort noch dominierenden großen Betriebe einen Riegel vorgeschoben.

Jedenfalls hat die Phantasie der Börse hierdurch vorübergehend eine ungewöhnliche Anregung erhalten, die noch dadurch verstärkt wird, daß die heimische Wirtschaftslage, die zeitweilig eine Abschwächung erfahren hatte, neuerdings, dank der Regelung einer Reihe von wichtigen Verbandsfragen, eine entschiedene Wendung zum Besseren zeigt. Eine gewisse Verstimmung machte sich jedoch letzthin insofern bemerkbar, als die Lage des internationalen Geldmarktes zurzeit nicht ganz durchsichtig ist. Mit den immer näher herannahenden Herbstansprüchen ist auf eine starke Anspannung der Zentralnoteninstitute zu rechnen, und die Ungewißheit, in welchem Maß diese sich äußern wird, lähmt die Unternehmungslust. Ueberdies darf nicht übersehen werden, daß die Wirtschaftslage in den Vereinigten Staaten von Amerika doch eine weniger freundliche ist, als man sie vielfach darzustellen beliebt. Mit der außerordentlichen Steigerung der Produktionsfähigkeit der dortigen Hüttenwerke konnte der Verbrauch nicht gleichen Schritt halten, und die Folge davon war neben dem scharfen Rückgang der Preise die Notwendigkeit, die Erzeugung immer weiter einzuschränken. Wie schwer sich die dortigen Kreise an diesen Gedanken gewöhnen konnten, beweist allein das ernstlich erwogene Projekt, den Ueberschuß der Produktion nicht allein auf die neutralen Märkte, sondern, wenn nötig, auf die eigentlichen Absatzgebiete des Kontinents, gleichviel ob nur zu oder sogar unter Gestehungskosten, abzuladen. Nun, wir sind ja noch lange nicht so weit, aber der Umstand, daß drüben Erwägungen dieser Art stattgefunden haben, gibt doch zu denken. Jedenfalls kommen sie sowie die Besorgnisse, wie sich die Dinge am Geldmarkt weiter gestalten werden, der Berliner Börse, die mit Effekten zurzeit saturiert ist, im Augenblick sehr zustatten.

C. St.

Die Toten der Woche

Khan Seid Muhammed von **Chiwa**, † in Taschkent am 1. September im Alter von 65 Jahren.

Marie **Colombier**, berühmte Romanschriftstellerin, † in Paris im Alter von 67 Jahren.

Babette **Herwi**, bekannte Schriftstellerin, † in Berlin am 3. September im Alter von 67 Jahren.

Henry **Rousseau**, bekannter Maler, † in Paris am 4. September im Alter von 50 Jahren.

Franz Wilhelm **Steffens**, Geschichtsmaler, † in Berlin am 1. September im Alter von 92 Jahren.

Professor Albert **Vandal**, berühmter Historiker, † in Paris am 30. August im Alter von 57 Jahren.

Professor Franz **Widmann**, † in Rodeneck im Pustertal im Alter von 64 Jahren.

Bilder vom Tage



Die Notifizierung König Georgs V. beim Deutschen Reich durch eine Sondergesandtschaft.

Der greise Earl Roberts, Generalissimus der englischen Armee, der Führer der Gesandtschaft.

Spezialaufnahme für die „Woche".



Der Kaiser auf seinem Morgenritt am 3. September 1910.
General von Plessen meldet dem Kaiser, daß Lord Roberts einen Tag später kommt.



Von der diesjährigen Berliner Herbstparade:
Die Kronprinzessin mit ihren beiden ältesten Söhnen sieht der Parade zu. — Spezialaufn. der „Woche“.



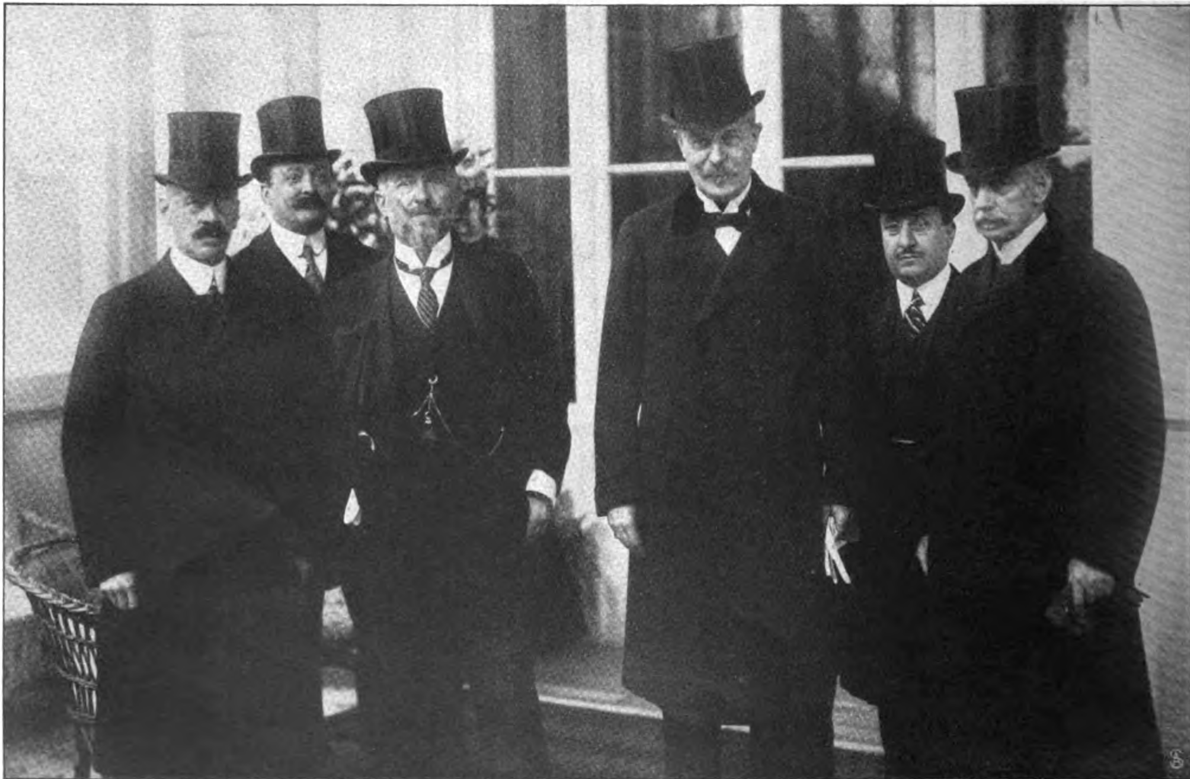
Von der Danziger Flottenparade.

Der Kaiser und Prinzessin Viktoria Luise auf Deck der „Hohenzollern".

Phot. Th. Jürgensen, S. M. J. „Hohenzollern".



Das Zarenpaar in Deutschland: Die Ankunft in Friedberg.
In der Tür der Zar, im Wagen die Zarin und die Großherzogin von Hessen, der russische Thronfolger und eine seiner Schwestern.

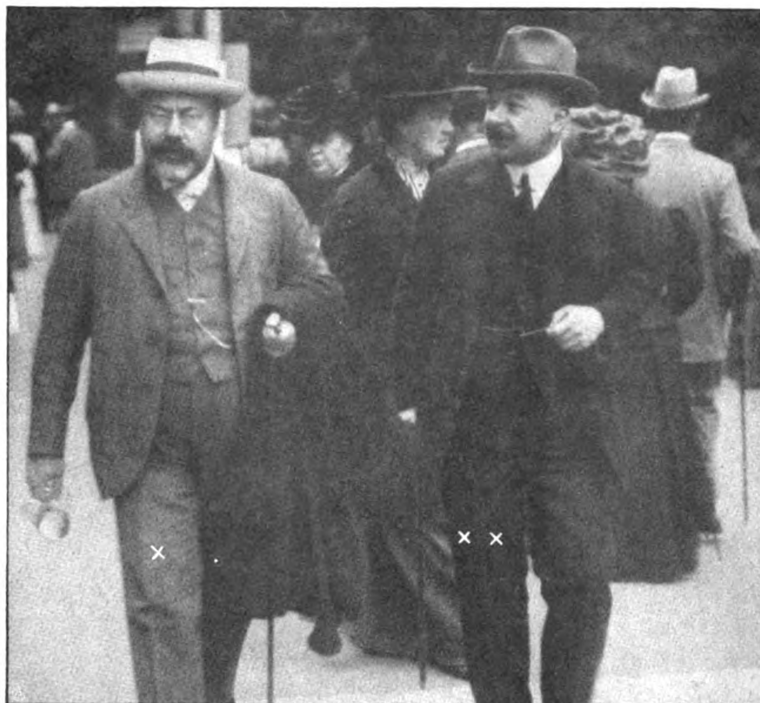


v. Merey. Graf Szapary. Marchese San Giuliano. Graf Aehrenthal. Baron Fasciotti. Herzog Avarna.
Die Ministerzusammenkunft in Ischl. Hofphot. Zloeck.
Graf Aehrenthal und Marchese San Giuliano, die Minister des Aeußern von Oesterreich-Ungarn und Italien.



Aus dem jüngsten Königreich:

Nikolaus I. von Montenegro und Königin Milena auf dem Wege zum Gottesdienst am Tage der Krönung.



Der türkische Großwesir in Marienbad:
Der Großwesir Hakki Pascha (×) und der kaiserl. türkische Rat Fahheddin (××) auf der Kurpromenade.



In ihrer Glanzzeit als „Santuzza"



Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Gleim,
der neue Gouverneur von Kamerun



Baron Janssen,
Präsident der Brüsseler Weltausstellung.



Marie von Ebner-Eschenbach.
Zur Feier ihres 80. Geburtstags.



Als Gastwirtin im Gsteitenhof zu Türnitz.
Antonie Schläger †

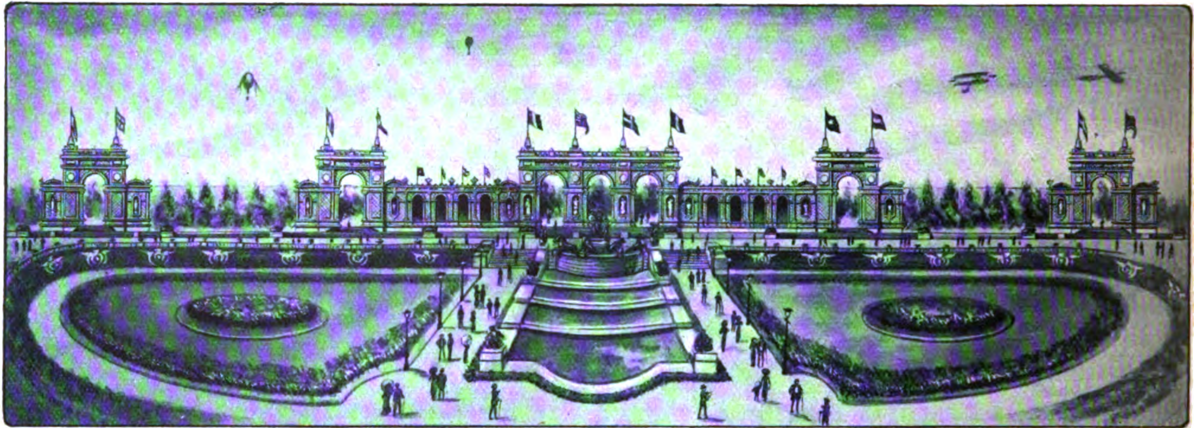
Aus Reinhardsbrunn und Oberhof.

Oben: Die Herzogin von Sachsen-Koburg-Gotha in Nationaltracht verteilt Andenken bei dem Trachtenfest in Reinhardsbrunn.

Unten: Großfürst Kyrill liegt in Oberhof dem Golfspiel ob.

Phot. Löhn & Streich.





Die neue Fassade des niedergebrannten Hauptgebäudes.
Zum Wiederaufbau der Brüsseler Weltausstellung.







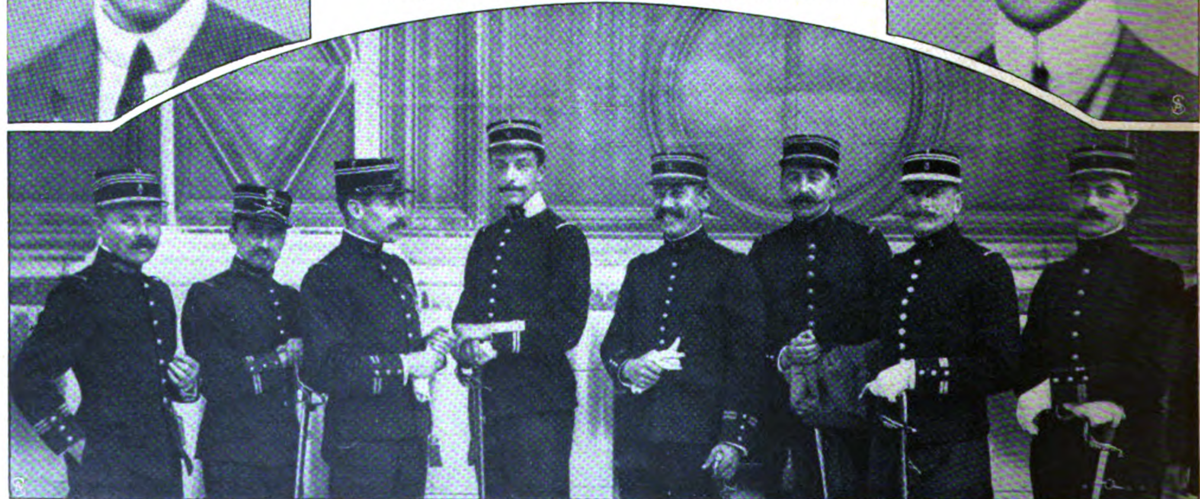






Die deutschen Teilnehmer des diesjährigen Gordon-Bennett-Rennens der Lüfte.

1. Ingenieur Gericke.
2. Leutnant Vogt.
3. Referendar Seefried.
4. Ingenieur Berliner.
5. Hauptmann v. Abercron.
6. Hauptmann v. Oidtmann.



Phot. M. Rol.

Von links: Capitain Marconnet, Lt. Chevreaux, Lt. Fequant, Lt. de Cairmont, Lt. Maillols, Lt. X., Lt. Jost, Lt. Lucas.

Die flugtechnischen Bestrebungen in Frankreich: Die Aviatiker der französischen Armee.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

6. Fortsetzung.

Der Bann war gewichen. Horensens kamen aus ihrem Ausnahmezustand heraus und wurden erst langsam und allmählich und dann in immer schnellerem Tempo vollständig wieder die, die sie gewesen waren.

Die so verschwommen gewesenen Gestalten von Doktor Furka, Henry X. und Marcell von Wetterstein gewannen wieder Blut und Körperlichkeit. Wieder stürzten Mutter und Töchter um die Wette an den Briefkasten, wenn der kurze Ton aufschlagender Postsachen vom Vorplatz her ertönte. Sie korrespondierten wieder mit Feuereifer, und Verabredungen ohne Zahl nahmen von neuem Zeit und Gedanken in Anspruch.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Olaf geht mir selbst vor Professor Hansen!“ sagte Johanna eines Abends zu ihrem Bruder. „Sein Haushalt ist ja auch so gut eingeölt. Ich fahre alle Nachmittage eine Stunde mit dem Auto hinaus. Im übrigen mag er fühlen, wie es ohne mich ist, und mich entbehren!“ Sie lächelte selbstbewußt.

„Gott, Johanna! Nun du da wieder so sitzt!“ sagte der Bruder, „in der Theorie bin ich ja noch immer außer mir über dein Verhalten. Aber doch bist du eine Wohltat! Die Frau, die Beefsteaks braten kann und Westenknöpfe richtig annähen, bleibt für mich nun einmal immer die Idealfrau! Und du pflegst mir Olaf doch am besten gesund. Wir haben ja leider Gottes so viele Diners mitzumachen und müssen selber noch eine große Sache geben. Immer drei Wochen vorher sich festlegen! Späte Absagen empfindet jeder als Beleidigung. Richtig entschuldigt ist man eigentlich nur, wenn man stirbt; man steckt hier in einem furchtbaren Schraubstock —“

„Du müßtest mehr spazierengehen“, sagte Johanna und betrachtete ihn beunruhigt.

„Ach, wie soll ich! Die viele Arbeiterei macht ja die Füße so müde!“ Er strich über Olafs Backen und sah ihn liebevoll an. „Du lieber Kleiner,“ sagte er, „werde du mal Amtsrichter in Attenrade oder so was Gesundes. Große Städte sind furchtbar. Bleib du, wo es Wiesen gibt und Himmelsweite und natürliche Erde — nicht bloß solche, die künstlich aus Karren auf den Asphalt geschaufelt wird. Ach, Johanna, wie schön war doch unser Phlox im Garten! Und der rote Pyrus! Wie herrlich war überhaupt manches, was man im Moment so wie einen ganz gewöhnlichen Anblick hinnahm! Zum Beispiel, wenn frühmorgens mit Pferden auf den Feldern der großen Güter gepflügt wurde! Wie der Atem der Tiere dampfte, wie die aufgelockerte Scholle so nahrhaft nach junger Frühlingserde roch und das rotbraune Ackerland so fein aussah neben den blauen Kitteln der Knechte. Ich würde alle dressierten Eisbären der Welt hingeben für solch einen Anblick! Kein gezähmter Löwe, auf dem der hingelagerte Dompteur eine Pistole abschießt, könnte mich ansehenswerter dünken als solch ein holsteinisches Pferd, dessen braune Silhouette so malerisch über dem Feld steht. Das ist Poesie, die Poesie der Scholle im buchstäblichen Sinn! Hier verkommt und verkümmert man schließlich zwischen all den toten Steinen.“

„Du bist schnell von deiner Anfangsbegeisterung zurückgekommen!“.

„Ach! Ausklagen tut manchmal wohl!“ rief er, „die andern nehmen ja jede Ausstellung an Berlin rein persönlich. Es ist für sie das große Elysium, für das sie Partei nehmen, als wäre es ihre eigene Gründung.“

* * *

Man befand sich in einem rechten Dilemma.

Wie seit langem verabredet war, sollte Anfang April die Cousine aus Waldshut für sechs Wochen eintreffen, um etwas großstädtischen Schliff bei den Verwandten zu erhalten und Berlin kennen zu lernen.

Annchen hatte aber noch kein Scharlachfieber gehabt. Anderseits schob man ungern die Verabredung hinaus. Ohne diese Gegenleistung hätte man ja im Sommer anstandshalber gar nicht wieder mit so viel Köpfen in das gastliche weiße Schwarzwaldhaus gekonnt. Schließlich gab es doch Grenzen....

Geheimrat Thorensen war sehr nachdenklich. Geld für andere Reisen ließ sich absolut nicht herausrechnen. Die Zuzahlung zu der letztjährigen Meerfahrt der Töchter hatte ohnehin das Jahresbudget erheblich überschritten. Ohne Kosten konnte man dann nur in Attenrade sein — natürlich! Logiergast bei Oberschulrats oder Tante Henni — das stand einem immer frei. Gastlich war man da oben im meerumschlungenen Land!

Anka lehnte schaudernd ab. Gunhilde bekam einen roten Kopf.

„Ich würde ja gern nach Attenrade gehen!“ sagte Thorensen, „aber schließlich! Im Schwarzwald habe ich mich noch immer gesund gerannt. In Attenrade läuft immer jemand mit und spricht gerade dann, wenn man schweigen möchte.“

Johanna schaffte Rat.

„Olaf ist jetzt weit genug,“ sagte sie, „ich nehme ihn mit nach Lichterfelde hinaus, ihr desinfiziert die Wohnung, und Annchen kann einrücken.“

„Ja, geht denn das?“ fragte Agnes, „ist das nicht zu viel Überwältigung für den Professor?“

„Es geht“, lächelte Johanna. „Es ist da ein hohes, helles Fremdenzimmer neben dem meinen. Er kann erst inkognito sein, heimlich versteckt wie Kaspar Hauser, und wenn die geeignete Stunde da ist, werde ich ihn schon produzieren.“

„Aber die Tochter! Was wird die Tochter sagen?"

„Der Einfluß der Tochter ist bereits gebrochen!" versetzte Johanna selbstbewußt. „Ihr könnt beliebig herauskommen und Olaf bei mir besuchen."

Thorensen strich sich nachdenklich über den Kopf. „Nein, Johanna", sagte er. „Hier ist die Grenze. Über Professor Hansens Schwelle komme ich nicht. Das würde schief sein. Mein Standpunkt an sich bleibt unverrückbar."

„Gut, daß Olaf noch keine moralischen Prinzipien zu haben braucht!" versetzte Johanna etwas gekränkt. „So kommt also nur Agnes, denn deine Töchter schneiden mich auch."

„Siehst du! Meine Mädchen haben den feinen Sinn für Grenzen!" rief der Vater stolz.

„Ja, was Grenzen sind, wissen sie", sagte Johanna scharf und spöttisch und dachte an den Brief aus Rotterdam, der wie ein trennendes Etwas unausgesprochen zwischen ihr und den Nichten lag.

* * *

Als die erste warme Mittagstunde kam, wurde Olaf in ein Auto gepackt und fuhr, Spielzeug und Blumen auf dem Schoß, unter dem Nicken und Tücherschwenken aller Ladeninhaber unten in der Straße, etwas bläßlich noch, aber beseligt, mit Tante Johanna hinaus nach Lichterfelde.

Ach wie himmlisch! dachte sie, solch ein lebendiges Paket, das man ganz für sich hat, und ihr fiel ein, wie reizend im selben Alter die beiden Schwestern gewesen, süße zärtliche Spielzeuge wie dieses da, voll Lebenswärme und Unschuldsheiterkeit. — Ach, warum bleiben Menschen nicht in dem beglückenden Stadium, in dem ihre Reize auf der Höhe sind? Warum werden ungeschlachte Bengel unabwendbar aus den zarten, siebenjährigen Knaben? Und differenzierte Mädchentypen aus den blonden Engeln der Kinderjahre?

Genießen soll man die flüchtigen Jahre der Menschenschönheit! dachte sie und zog Olaf fester an sich.

Ihr fiel ein, daß ja gerade der erste April war, der Jahrestag ihres Einzugs bei Professor Hansen. So, als habe sie immer dorthin gehört, fühlte sie sich jetzt schon festgewurzelt im roten Haus an der Vorortstraße, im Bann der Kunstbrücke, die über das träge Wasser ging.

So ganz klar war es ihr trotzdem nicht, wie sie dies seltsame Mitbringsel aus der Stadt vor dem Hausherrn motivieren sollte.

Schließlich dachte sie, daß Olaf am besten durch sich selbst wirke, und legte ihn frisch gebürstet und frisch gewaschen auf die Chaiselongue der Wohnstube, ein Märchenbuch in der Hand, mitten in das helle Licht, das durch die hohen Fensterscheiben brach und den etwas durchsichtigen Wangen eine rosige Gesundheitsglut verlieh.

So fand ihn Professor Hansen, als er beim Heimkehren die Stube durchschritt.

Mit verwundertem Blick trat er an die überraschende Erscheinung, die wie Moses im Kästchen vom Nil plötzlich auf seinem Wege lag. Was sollte denn das?

Er rieb sich die Augen und setzte die Brille auf. Das Kind lächelte unbefangen und sorglos zu ihm empor.

„Wer bist denn du?" fragte er.

„Olaf Thorensen —"

Professor Hansen räusperte sich und zog einen Stuhl heran.

Wieder ein holsteinischer Apfel! dachte er. Ja, so sahen die Kinder zu Hause aus, die er in seiner Jugend in den kleinen Ortschaften und Städten im Sande hatte spielen sehen, so, blauen Blicks, mit den runden Bauernjungenbacken und dem lichten Haar über Stirn und Schläfen! Welch ein Musterexemplar! Und er faßte mit rassenpsychologischem Interesse Olafs Hände an, warme, weiche Kinderfinger, deren Gegendruck ihm wie etwas Schmeichelhaftes erschien.

... Johanna erschien auf der Schwelle.

„Verzeihen Sie nur tausendmal, Herr Professor!" rief sie in bestürztem Ton. „Der Kleine ist, wie Sie sich gewiß gleich gedacht haben, das Söhnchen meines Bruders; er war jetzt zu Hause etwas im Wege, es wird unaufschiebbarer Besuch erwartet, da nahm ich ihn mit, will ihn heute oder morgen früh zurückbringen."

„Warum, Fräulein Johanna? Lassen Sie doch dies hübsche Kind hier, solange es will! Sie sind mir dann erstens nicht mehr so aushäusig wie die letzten Wochen, und zweitens hab ich dann die Freude dran. Denn sehen Sie, Fräulein Johanna! Es ist mir wie ein Gruß von der heimatlichen Wasserkante! Es ist mir interessant, wie sich da oben der Schlag erhält, wo sich sonst alles doch nivelliert. Und wie schön ist der Junge! Ich habe kleine Kinder sonst immer als etwas Quälendes und Störendes empfunden.... Aber dies scheint eine Ausnahme! Welch weiches, helles Fleisch, und wie der lichte Flaum darauf sitzt."

Johanna lächelte.

Olaf hörte erstaunt den unverständlichen Apotheosen des fremden Herrn zu und ließ sich artig durch die Brille wie einen Museumsgegenstand betrachten.

„Wie ein Kind aus einem Band von Goethe!" fuhr Professor Hansen andächtig gerührt fort, „wie jenes Kind aus der Novelle, dem der Löwe folgt, dem er sogar die Tatzen auf den Schoß legt. Gäbe man Ihrem Neffen die kurzgeschnäbelte Flöte in die Hand, wahrhaftig! er könnte zu dem Bilde des Knaben stehen, der da so glorreich singt.... Kleine Knaben, Fräulein Johanna, kenne ich nämlich leider wirklich nur aus der Literatur.. Ich hatte mir immer einen Sohn gewünscht. Mädchen mochte ich nie besonders."

Johanna lächelte abermals.

* * *

Der Himmel schien Frau Thorensens Opfer wirklich angenommen zu haben....

Doktor Furka war schwer verletzt ob des plötzlichen Bruchs ohne eine Zeile der Entgegnung nach Teneriffa abgereist.

Frau Thorensen erfuhr es durch ihren Mann, dem es zufällig auf dem Ministerium erzählt worden war.

„Ich wundere mich, daß er keinen Abschiedsbesuch gemacht hat", sagte er.

„Ich bitte dich, in einer Scharlachwohnung!" rief Agnes. „Sicher hat er es noch nicht gehabt. Seine Mutter war so ängstlich mit ihren Kindern."

Dann verbreitete sie sich ausführlich über ihre Verhandlungen mit der städtischen Desinfektionsanstalt.

... Als Thorensen an seine Akten ging, blieb sie mit seltsamem Gefühl am Teetisch sitzen....

Wortlos abgereist! Natürlich! Er war tief verletzt. Die schonungslose Art ihrer Mitteilung war ja auch wirklich ein wenig brutal gewesen. Wie oft hatte er ihr auseinandergesetzt, daß in rein seelischen Beziehungen ein Teil den andern dauernd mit der äußersten Rücksichtnahme, dem überlegtesten Zartgefühl zu behandeln habe! Stöße und Püffe, wie sie in Ehen ausgeteilt zu werden pflegten, wären bei diesen höheren Bündnissen aufs vorsichtigste zu vermeiden. Mit leiser Stimme hatte er oft genug diese Warnungstafel in der Unterhaltung aufgestellt.

Nun, es war gut so! Ein heilsamer Schnitt. So, als ob jemand eine Krankheit von ihr genommen hätte, einen Alp.

Sie spielte mechanisch mit der Zuckerdose und sah plötzlich, wie blind und schlecht geputzt der Deckel war. Sie fuhr auf, und ihre Blicke umfaßten den ganzen Tisch. Die Teekanne hatte den Deckelknopf verloren. Das Tischtuch war seitlich ausgefranst....

Merkwürdig! Sie hatte lange wie im Traum in ihrem eigenen Leben gesessen. Nun der Bann von ihr genommen war, wachte die sorgsame norddeutsche Hausfrau, die sie früher gewesen, wieder in ihr auf.

Mit einer Art Leidenschaft stürzte sie sich von Stund ab über ihren Haushalt, sah überall nach dem Rechten, besserte aus und zählte das Silber nach und putzte gewissermaßen die ganze Verstiegenheit ihrer Seele wieder gesund.

Es kam ein großer Tatendrang über sie. Sie holte ihren Mann vom Ministerium ab. Sie schlug den Töchtern Leseabende mit verteilten Rollen vor. Sie forderte die Ihren zu langen Spaziergängen ins Freie auf, die der Hausarzt stets so dringend und erfolglos empfohlen hatte. Sie erledigte alle Korrespondenzschulden; alle die lang vernachlässigten Familienglieder, die ihre Schrift kaum mehr kannten, bekamen plötzlich die innigsten Briefe voll wärmsten Interesses für lang zurückliegende Kleinigkeiten.

Sie schrieb an Tante Henni, an Pastor Schreiber, an Doktor Meister. Sie wollte sämtliche Kommodenfächer der Töchter aufräumen, was nur daran scheiterte, daß alle fest verschlossen waren. Sie sah die Rechnungen der letzten Jahre durch und bestellte neue Gesamtnotas bei den Firmen. Mit Grausen zählte sie die unheimliche Ziffer zusammen, die dabei herauskam, vom dunkeln Gefühl gepeinigt, wieviel ihr unbekannte Rechnungen noch vorhanden sein mochten?

Was würde ihr Mann sagen?

Nein, er mußte verschont werden — unter allen Umständen! Der Bruder in Waldshut mußte helfen, der ja schon manchmal in die Bresche gesprungen war. Annchen mußten herrliche Wochen bereitet werden, damit die Familienbande wieder wärmer und enger wurden.

Sie unterzog das Fremdenzimmer einer gründlichen Prüfung, suchte gestickte Decken hervor, bunte Gläser, ausrangierte Nippes, die von den Töchtern mit Abscheu weggestellt, aber gewiß für den unentwickelten Geschmack der Nichte noch sehr geeignet waren.

Sie nagelte Thomasche Buntdrucke mit Schwarzwaldmotiven über das Fremdenbett, damit das Kind doch für die prosaische Aussicht auf den Hof ein gewisses Gegengewicht, einen Heimatklang in der fremden Stadt neben sich hatte.

Sie sah nach den Kissen, den kornblumblauen Steppdecken aus ihrer Mutter Hausrat.

Mein Gott! Wie hier die Motten gewirtschaftet hatten! Die Arme fielen ihr entsetzt herab. Daß Antje und Amanda so etwas durchgehen ließen. Wozu gab es Kampfer in der Welt? Sie wandte sich schon der Tür zu, um eine Strafrede empörtester Art zu halten. Dann sänftigte sich ihr Groll, und sie sah in sich.

Hätte sie nicht selbst aufpassen müssen, wie sie in Attenrade doch stets getan?

Warum war sie auch so viel mit Furka spazierengegangen? Warum hatte sie an eine endlose Briefschreiberei ihre Zeit vergeudet?

Sie hatte sich intellektuell entwickelt — allerdings — und währenddessen hatten die Motten alles, was Wolle war im Haushalt, zernagt.

Sie würde ihre eigene Steppdecke für Annchen geben. Das Kind sollte es ordentlich haben. Da oben im weißen Haus in Höchenschwand hatte immer alles von Ordnung und Sauberkeit gestrahlt.

Während der fürsorglichen Vorbereitungen fing sie an, sich für Annchen förmlich zu begeistern.

Eine kleine, sechzehnjährige Nichte, ein frisches, unverbildetes Kind der Natur! Wieviel Vertrauen der Bruder zu ihr hatte, daß er ihr dies köstliche Gut überließ!

Der Bruder! Er war einst das Angstobjekt des elterlichen Hauses gewesen, leichtsinnig und gedankenlos. Dreimal hatte er den Beruf gewechselt; charakterschwach, fiel er jedem Einfluß anheim. Die ehrgeizige Familie war tief enttäuscht, als er alle Studiumspläne aufgab und an eine obskure Maschinenfabrik geriet. Aber dort fand er sich. Er hatte Erfolg und Glück, und nachdem er in seiner Heimat jahrelang totgeschwiegen worden war, tauchte er plötzlich in den Unterhaltungen der Seinen wieder auf — „o ja! Erik ist ganz rangiert! Er hat sich nun eine Villa im Schwarzwald gebaut — nur für die Sommermonate — außer dem großen Haus in Waldshut — seine Lage ist nicht nur auskömmlich, nein, beinahe glänzend."

Ja, Annchen sollte es guthaben, ein festes Vergnügungsprogramm mußte gemacht werden....

Alle sollten es guthaben! Für alle wollte sie nunmehr da sein! Sich ganz der Familie opfern, selbstlos, nur dem Wohl anderer lebend! — — — — — — — —

„Liebste Agnes!" sagte Herr Thorensen eines Tages. „Bitte, hole mich nicht ab! Es ist ja freundlich gemeint, aber das Sprechen in dem Lärm macht so schwindlig. Ich bin ohnehin nach den langen Arbeitstunden im Ministerium und nach dem Zusammensein mit so viel Menschen, die alle etwas von einem wollen, oft ganz benommen auf dem Nachhauseweg...."

„Ich möchte so gern einmal mit zu euren Klubabenden

oder zu den ‚Bannbefreiten‘!“ sagte Frau Thorensen zu den Töchtern.

Anka und Gunhilde sahen sich verlegen an.

„Gott, Mama!“ wehrte dann Anka ab. „Das ist eigentlich nichts für Mütter. Man weiß ja vorher nie, was geredet werden wird, und nachher sitzt man wie auf Kohlen.“

„Ihr werdet euch aber doch klarmachen, daß ihr für Ännchens Unterhaltung etwas tun müßt!“ versetzte die Mutter. „Bedenkt, wieviel Gastfreundschaft ihr beim Onkel genossen habt. Allein darf das Kind nicht gehen mit seinen sechzehn Jahren, und wo sie doch noch nie in einer großen Stadt war. Und wir müssen ihr recht viel erweisen, damit sie eine schöne Erinnerung behält.“

„Ja,“ sagte Anka zögernd, „allzuviel fügt sich nicht in unsere Tagesordnung, es spielen gerade jetzt so viel wichtige Verhandlungen über Probleme aller Art.“

„Aber sie ist doch eure Cousine?“

„In erster Linie aber deine Nichte!“ lächelte Anka. „Deines leiblichen Bruders Kind. Übrigens! Gunhilde und ich wollen es besprechen und dann täglich einige Stunden für sie auswerfen. An sich ist freilich Logierbesuch etwas, was ins hiesige Leben absolut nicht hineinpaßt.“

* * *

Beinah jeden Morgen, wenn Professor Hansen im Kolleg war, fuhr Frau Thorensen zu Olaf hinaus!

Oh, wie er gedieh da draußen! Wie die Wangen sich wieder rundeten und der matte Rekonvaleszentenschimmer der Augen wieder dem alten heiteren Glanz wich!

Warm verpackt lag er stundenlang auf der Veranda und sah die ersten Krokusse des Vorfrühlings aus dem runden Gartenbeet vorlugen, lag und träumte und hatte keine Sorge als die, zu bald wieder nach Hause zu müssen, aus der frischen Luft, der Sonne und dem Behagen zurück in den hohen Käfig, in dem doch niemand Zeit für ihn hatte.

Frau Thorensen fand, daß kleine Kinder sehr undankbar sind, und schränkte die zeitraubenden Vorortfahrten etwas ein.

Johanna verstand ja doch alles am besten. Frau Thorensen hatte zuweilen in dieser Zeit ein sonderbares Gefühl.

Es trat die Empfindung in ihr Bewußtsein, daß sie, bei Lichte besehen, eigentlich niemand der Ihren notwendig war!

Sie hatte zu lange ausschließlich ihr eigenes Leben gelebt.... Die Umgebung war daran gewöhnt. Niemand rechnete mit ihr als mit einer unentbehrlichen Ziffer. Die Töchter waren zu sehr im Getriebe und Herr Thorensen zu nervös.

Was fängt eine überflüssige Frau mit ihren leeren Stunden an?

Sie machte Besuche bei den Kollegenfrauen, die während Olafs Erkrankung um Nachricht geschickt hatten.

Da war eine, die unscheinbarste von allen, die bei den amtlichen Diners stets wie ein nur aus Versehen in diesen Kreis geratenes Wesen aus einer ganz andern Sphäre wirkte, ein verschrumpeltes, wie von Herdglut gerötetes Gesicht, eine Erscheinung, deren gesellschaftliche Unmöglichkeit ein ungeschickt umgelegter Spitzenkragen noch zu unterstreichen pflegte.

Frau Thorensen hatte sie vom Kothurn ihrer Schönheit herab oft genug grenzenlos bedauert. Als sie ihr nun beim Nachmittagsbesuch gegenübersaß, fiel ihr auf, wie heiter und befriedigt diese rotgeränderten Augen blickten.

Sie sprachen davon, wie schwer es sei, in solch großer Stadt richtig zu leben.

„Ja,“ sagte Frau Thorensen, „die Frauen hier, die man in Gesellschaften trifft, haben oft so etwas Beunruhigtes, Ermüdetes. Es ist auch fast unmöglich, sich in diesem künstlichen Leben seine Frische zu bewahren.“

Frau Wiedemann lächelte nachsichtig, wie sie immer lächelte, so wie von einer gewissen inneren Sicherheit heraus.

„Sie machen immer den Eindruck glücklich zu sein!“ sagte Frau Thorensen fast mit ein wenig Neid.

„Jetzt bin ich es auch“, sagte die kleine Frau. „Anfangs war ich es gar nicht! Die ersten Jahre konnte ich mich in das Leben hier gar nicht hineinfinden; fortwährend litt ich, hatte keinen Halt, kein Brett unter den Füßen. Ich bin sehr kirchlich von Haus aus, Frau Thorensen! Die Kirchen in meiner Heimat waren so traulich und schön. Diese kalten, vollen Kirchen hier konnten mir aber nichts geben. Dann kam Licht für mich in die Finsternis! Ich trat einer Gemeinschaft bei, einer Sekte, wenn Sie es so nennen wollen. Dort bekomme ich alles, was ich für meine Seele und meine Gedanken brauche, den festen Boden unter den Füßen, von dem aus ich ruhig ins Getriebe sehe. Die Leere in mir ist ausgefüllt. Mein Mann sieht es nicht gerade sehr gern, aber er läßt mich doch gewähren. Ich bin seitdem sicher in mir. Nichts kann mich anfechten, keine Gedankenlosigkeit anderer, keine gesellschaftliche Zurücksetzung — nichts. Auch die Neuralgien, an denen ich zeitweise leide, trage ich leichter.“

Frau Thorensen wurde sehr nachdenklich.

„Könnten Sie mir nicht den Namen der Gemeinschaft und ihrer Geistlichen nennen?“

Frau Wiedemann, die früh ihre beiden Kinder verloren hatte, machte ein sehr erstauntes Gesicht. Es war ihr ganz unfaßbar, wie eine Frau, die Kinder besaß, es fertigbrachte, eine Leere in ihrem Innenleben zu spüren, eine Frau, die so sicher und gefeiert in einem reichen Leben zu stehen schien.

Sie ging zu ihrem Schreibtisch und schrieb ein paar Zeilen auf.

Frau Thorensen dankte beinah überschwenglich und steckte den Zettel in die Seitenklappe ihres Portemonnaies.

Ob sie es damit versuchen sollte?

Jetzt schon?

War es nicht mehr etwas für spätere Zeiten, wenn alle Hilfsquellen versagten?

Draußen strahlte und brannte die Frühlingsonne. Wie ein Triumphfeuer der Lebensfreude goß sie ihr blendendes Licht auf die Straße nieder.

Frau Thorensen seufzte tief auf. — — —

Im Herbst

Müd sinken Blätter ohne Klang und Klage,
Da schon der Herbst fern duftge Schleier spinnt.
O wie des Jahres letzte Sonnentage
Voll sanftem Glanz und süßer Wehmut sind!

Dann gehen sacht im Stadtpark alte Frauen,
Im Silberglanz erstrahlt ihr weißes Haar . . .
Wie sonnengütig sie ins Weite schauen!
Nie lag das Leben noch so still und klar! . . .

Aus fernen Tagen klingen sanfte Glocken . . .
Fern . . . Frühlingsglück und junger Liebe Sang,
Fern . . Sommergold . . der Kinder wild Frohlocken,
Der Todesruf, der weh im Herbststurm klang. —

Versunknes Glück, das jeder reich beschieden,
Küßt sanft die Stirn mit scheuer Abendglut:
Und jede fühlt des Abends reichen Frieden
Und lächelt still: O Leben, bist du gut.

Roland Abramczyk.

Annchen fuhr den neuen Eindrücken, die ihrer harrten, mit wahrem Heißhunger entgegen.

Ein Geschäftsfreund ihres Vaters hatte sie bis Frankfurt mitgenommen, in den Zug nach Berlin gesetzt, sie dem Schaffner und den mitreisenden Damen auf die Seele gebunden.

In Annchens Seele lebte seit langem der Drang, einmal eine Zeitlang nicht so viel bevormundet zu werden. Bei den Eltern wurde sie wie der Kanarienvogel im Käfig gehalten, reichlich gefüttert, aber immer überwacht. Und doch nährte sie seit langem Ideen, die sich der mütterlichen Kontrolle entzogen. Das Vorbild der Cousinen, die ihr droben in Höchenschwand alljährlich wie Glanzerscheinungen aus der großen Kultursphäre vorgekommen waren, hatte den Wunsch zu ähnlicher Emporentwicklung in ihr geweckt. Die Bücher und Zeitschriften, die sie auf Ankas Tisch gefunden, wenn sie morgens frische Wiesenblumensträuße in die Zimmer stellte, waren ihr wie Leuchtturmfeuer erschienen, angezündet an fernen, verlockenden Erdenküsten. Die lila- oder verbenenfarbenen Briefe, deren feinen Duft selbst der Ledergeruch der alten Posttasche des Höchenschwander Postboten nicht ganz zu vernichten vermochte, hatten ihr den Eindruck verlockendster Geheimnisse gemacht. Bruchstücke aus den Unterhaltungen der Schwestern, die, sobald es ihnen paßte, gar keine Rücksicht auf die fünfzehnjährigen Cousinenohren nahmen, hatten wie abgerissene Zeilen aus spannenden Romankapiteln geklungen....

Ach, wer doch auch so werden könnte! Wer doch auch verbenenfarbene Briefe bekommen oder bei den „Bannbefreiten“ eingeführt werden könnte, jenem Kreis erlauchter Geister, von dem Anka, die wählerische Anka, mit solchem Enthusiasmus sprach! Wer doch so schlank und blaß sein könnte wie die Cousinen! Und traurig sah sie an ihrer blühenden wohlgenährten Erscheinung herab und verwünschte es, daß sie so kompakt war, so handfest, so übergesund, so gar nicht ätherisch!

Eltern und Töchter standen am Anhalter Bahnhof.

„Eine dolle Erscheinung!“ raunte Anka der Schwester zu, als Annchen, nach der neuesten Mode der Kleinstadt gekleidet, rot und verlegen dem Coupé entstieg.

Frau Thorensen war voll aufrichtigster Herzlichkeit. Sie hatte beinah Tränen in den Augen. Der Gedanke rührte sie aufs neue, daß ihr Bruder Erik so vertrauensvoll sein einziges Kind in ihre Arme legte. Viel Familienähnlichkeit zeigte sich zwar nicht. Süddeutschland hatte in diesem Produkt dem blonden Norden einmal die Oberhand abgewonnen.

Aber Eriks Stimme war es, Eriks innige Art, aus den Augen zu blicken!

Frau Thorensen ließ Annchen gar nicht wieder aus dem Arm, während die Cousinen nur kühl und flüchtig ihre Backen eine Sekunde lang am Gesicht der andern entlang gerieben hatten. Herr Thorensen war zum Telegraphenbureau geeilt, um sofort die Ankunftsdepesche nach Waldshut loszulassen. Die Eltern hatten ja so verängstigt geschrieben, saßen gewiß ganz sorgenschwer in der kleinen Stadt am Rhein und zählten die Stunden, bis die Depesche eintreffen konnte. Herr Thorensen versetzte sich vollauf in dies Gefühl und drahtete entzückt und ausführlich.

Eine Woche lang war Annchen Trumpf im Hause Thorensen. Jeder wollte ihr Berlin zeigen. Herr Thorensen brachte sie ins Zeughaus und Kaiser-Wilhelm-Palais, Frau Thorensen in Warenhäuser und Konditoreien, Anka und Gunhilde nahmen sie in die Klubs oder zu Vorträgen mit; sie ließen sie ruhig in den Ecken sitzen, wenn sie selber anregende Unterhaltungen pflogen, und konnten darauf zählen, daß sie immer dankbar und niemals unbequem war. „Sie ist wie eine Jacke“, äußerte Anka lobend. „Wo man sie hinhängt, hängt sie.“ ...

Bald kam ein Abend, der in Frau Thorensens Gemüt alles Pflichtgefühl für den Gast von einer Stunde zur andern auslöschte.

Thorensens waren zu einem Diner, einem rein „dienstlichen" Fest, zu dem Chef eingeladen.

„Abgepaart" mit Herrn und Frau Wiedemann saßen sie, der Rangordnung entsprechend, am untern Teil der langen, mit duftenden Hyazinthen geschmückten Tafel. Frau Thorensen sehr blühend, dank dem aufregungslosen Leben der letzten Wochen, aber etwas verzweifelt über die absolute Zwecklosigkeit all der Gesprächstoffe, die Herr Wiedemann auffuhr; einer nach dem andern ließ die Blicke zur Mitte der Tafel schweifen, wo im blanken Licht der großen Kristallkrone Unterstaatssekretär Furka neben der Hausfrau thronte.

Wie ähnlich die Züge der Brüder doch waren! Die Linien von fast gleichem Schnitt!

Der Unterstaatssekretär verfügte sichtlich über eine besonders ausgeprägte Vitalität, er sprach laut und heiter, hatte ein unaggressives, starkes Selbstbewußtsein, und jeder glaubte ihm gern, daß er auf dem Matterhorn gewesen war, und daß er vermutlich noch einmal Minister werden würde.

Wenn er den Kneifer mit der altmodisch breiten Schnur aufwarf und den ihm unterstellten Menschenkreis einer unverhohlenen Musterung unterzog, so hatten alle ein Gefühl von Regimentsexerzieren, von einer genauen äußerst sachlichen Kritik.

Nichts von dem lyrisch elegischen Augenaufschlag des Bruders und doch die gleiche Farbe der Iris, die gleiche an den Ecken etwas zurückweichende Stirn.

Die Erinnerung wurde nah und deutlich in ihr.

Sehnsucht nach verlorenen Freuden wachte in der schrecklichen Öde der Zwangsgeselligkeit quälend auf. Ihre Augen begegneten denen des Bruders. Er fixierte sie immer wieder in Abständen. Es tat ihr wohl. Es war wie eine Brücke zu einem schönen Land, das man in asketischer Aufwallung freiwillig verlassen.

Nach Tisch kam Exzellenz Furka auf Frau Thorensen zu. Er drängte sie in eine Ecke hinein und schob sich einen Sessel gerade vor sie hin, so daß sie wie belagert dasaß und niemand die Unterhaltung unterbrechen konnte.

„Ich hoffte schon, Sie heute zu sehen," sagte er, „um Grüße von meinem Bruder auszurichten. Er kam heute mittag verfrüht von Teneriffa zurück, war eben bei mir, während ich mich anzog."

Frau Thorensens Augen funkelten unruhig unter den Lidern hin und her. Ihre Hände spielten nervös. Ihr Gegenüber fühlte etwas wie Neid auf seinen Bruder. Er fand es ein großes Glück in dem an Überarbeitung reichen Berliner Leben, schöne Freundinnen zu haben. Aber so war es immer gewesen. Er hatte die Überarbeitung, und der Bruder hatte die Freundinnen.

„Er war nicht sehr lange fort", sagte sie.

„Gott, er hält nie lange aus!" entgegnete der Bruder. „Er ist genau das, was Psychiater einen ‚Assoziationsflüchtling' nennen. Nirgends ankert er fest. Immer muß es etwas anderes sein. Seinen Beruf hat er für meinen Geschmack auch viel zu schnell fahren lassen. Geheiratet hat er auch nicht. Er hat eine regelrechte Angst vor allem Festgebundensein! Er will seine Zukunft nicht übersichtlich, er will sie unberechenbar. Es gab eine Zeit, als er ganz leicht Präsident eines netten kleinen Amtes hier hätte werden können — aber nein! Der Gedanke, täglich durch die gleiche Tür aus und ein zu gehen, Tag für Tag, Jahr für Jahr, bis zur Pensionierung, hatte etwas so Grausenerregendes für ihn, daß er lieber ganz absprang. Zeitweis hat er sich ja sehr intensiv mit japanischer Malerei beschäftigt und denkt ja auch immer daran, den zweiten Band seines Buches noch fertigzumachen, nur daß dazu wiederum ein längerer Aufenthalt in Japan nötig sein würde. Einstweilen wirft er sich auf moderne französische Kunst. Er ist eigentlich auch nur deshalb so früh zurückgekommen, weil er morgen zur Vorbesichtigung der Renoir-Ausstellung will. Er ist übrigens schwer verstimmt. Er fürchtet, bei Ihnen in Ungnade gefallen zu sein."

Frau Thorensen empfand etwas wie Angst vor dem großen, starken, gesunden Mann, der da so breit und sicher vor ihr saß wie das regierende Leben selbst — dem Mann, der unter Umständen die ganze Familie Thorensen zurückstoßen konnte, erbarmungslos in das Dunkel, aus dem sie gekommen!

Sie sah ihn beängstigt an und schwieg.

Er lächelte in seinen braunen Bart hinein. — Seltsam! Und von dieser einsilbigen Frau behauptete sein Bruder, der wählerische Ferdinand, man könne sich stundenlang aufs angeregteste mit ihr unterhalten! Wahrscheinlich redete also immer Ferdinand, und sie hörte dankbar ergeben zu, mit dem schönen Gesicht, dessen Reiz ja auch jede fehlende Dialektik ersetzen konnte.

„Wissen Sie, meine gnädige Frau!" sagte er, die Beine übereinanderschlagend und die Hände vor dem oberen Knie faltend — „daß Sie und die Ihren einen ganz vorzüglichen Einfluß auf meinen Bruder haben — hatten, muß ich leider beinah sagen, da Sie ihn so energisch schneiden. Seit er bei Ihnen verkehrte, ist er so viel beruhigter, ausgeglichener, zum erstenmal stabil in einer Sympathie! Denn, wenn ich recht rechne, liegt die Kieler Woche, auf der er das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, bald schon vier Jahre zurück. Er hat sich so ganz an Sie attachiert, und Sie und die Ihren sind ein so großes Stück seiner Gedankenwelt geworden, daß er Sie eigentlich gar nicht mehr entbehren kann. Sie und die Ihren haben ein gewisses Etwas, was uns, den in Berlin geborenen, in Berlin erzogenen, dauernd in Berlin stationierten, nun einmal mangelt! Die Welt außerhalb Berlins, ich meine jetzt, die der Provinz oder gar die der Kleinstaaten, kenne ich eigentlich nur von kurzen Dienstreisen. Wie es sich überhaupt anderswo lebt, kann ich mir aus Erfahrung nicht vorstellen. Nun kommt jemand von außen, hat den Hauch der Fremde um sich, Frische, Gesundheit von einer anstrengungsloseren Daseinsform, ist noch nicht übersättigt, noch nicht abgestempelt.... Mein Gott! Wie soll das auch nicht wohl tun, ist es doch, als ob man Fenster aufreißt in stickigen Stuben. Man wird eben gesund mit den Gesunden —"

Agnes Thorensen empfand ein großes Glücksgefühl bei diesen Worten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wunder des Orients.

Vom Geh. Regierungsrat Dr. W. von Seidlitz. — Hierzu 7 Aufnahmen.

Wie durch seine Märchen so wirkt der Orient auch durch die Pracht seiner Kunstwerke berauschend auf die Phantasie des Europäers ein. Schöner, feiner und reicher sind nie Metallgefäße mit Gold- und Silberverzierungen eingelegt worden als die großen Bronzebecken der Araber, ihre Helme und Schwerter und all ihr Hausrat; in den Silberarbeiten des Kaukasus lebt noch ein Nachglanz dieser Herrlichkeit fort. Reich in Form und Farbe waren die Seidengewebe, in die sich die Orientalen kleideten. Das Kristall wußten sie in wirkungsvoller Weise zu schneiden, das Glas mit den wunderbarsten Farben, durch Goldglanz erhöht, zu bemalen, und durch das Mosaik buntglasierter Kacheln, die mit den reichsten geschnittenen oder gepreßten Ornamenten verziert waren, erreichten sie Wirkungen, die an Leuchtkraft von der Kunst keines anderen Volks übertroffen worden sind. Ihre Teppiche endlich, mit den phantastisch verschlungenen Mustern und dem gesättigten Ton ihrer Farben, gossen weiches Behagen über jeden Raum, in dem sie ausgebreitet wurden.

All diese Werke waren von beweglicher Art, um bei der unruhigen Lebensweise dieser kriegerischen Reitervölker leicht von einem Ort zum andern mitgeführt werden zu können. Von Bauwerken schmückten sie nur die Moscheen und Minarette, die Grabtürme und Religionschulen in dauernder Weise aus, und zwar, da ihnen der Stein meist fehlte, in Ziegelwerk, das sie wunderbar reich zu gestalten wußten und an den entscheidenden Stellen noch mit dem reichsten buntfarbigen Fliesenmosaik ausstatteten.

Neu war freilich keins dieser Zierelemente; denn die Araber, denen die künstlerische Schöpferkraft abging, entlehnten ihre Bauformen aus Byzanz, ihr berühmtes Rankenmuster aber, das später unter dem Namen der Arabeske oder Maureske die Welt erobert hat, den griechischen Vorbildern; und die Perser ihrerseits fußten auf der Kunst der Sassaniden, die vom dritten bis zum siebenten Jahrhundert n. Chr. die Ueberlieferungen des altpersischen Reichs weitergeführt hatten.

Dagegen trat als ein neuer Bestandteil, der alle diese Formen beherrschte und der orientalischen Verzierungskunst erst ihr besonderes Gepräge verlieh, die arabische oder kufische Schrift hervor, die überall in Form von Streifen oder Bändern verwendet wurde, um durch historische Inschriften und religiöse Sprüche jedem Werk seine Weihe zu verleihen, und durch ihre gepreßte, langgezogene, streng stilisierte und phantastisch verschlungene Form den geometrischen Mustern und freien Ranken sich anpaßte, die die Flächen füllten. Auch der Stalaktitenverzierung der Nischen und Wölbungen sei hier gedacht, ohne die man sich ein orientalisches Bauwerk des Mittelalters kaum vorstellen kann.

Von dieser eigenartigen Entwicklung, die von der Ausbreitung des Islam im 7. Jahrhundert bis über das 16. Jahrhundert hinaus gedauert hat, bietet die Ausstellung mohammedanischer Kunst in München während des Sommers 1910 ein überaus reiches und vorzüglich geordnetes Bild. Noch nie sind bisher, auch nicht auf der denkwürdigen Pariser Ausstellung der „Arts Musulmans“ von 1903, so viele und so hervorragende Meisterwerke der einzelnen Kunstgattungen vereinigt und in so mustergültiger, vornehmer und belehrender Weise aufgestellt worden wie bei dieser Gelegenheit. Hier kann man mühelos einen erschöpfenden Ueberblick über das ganze, ausgedehnte und so mannigfaltig gestaltete Gebiet der orientalischen Kunst gewinnen und sich davon überzeugen, welch unvergängliche Schätze künstlerischer Anregung da verborgen liegen, die nur darauf warten, zur rechten Zeit wieder gehoben und unsern eigenen Zwecken dienstbar gemacht zu werden.

Gleich der Eingangsraum, eine hohe quadratische Kuppelhalle mit breitem Wasserbecken in der Mitte, führt uns mit seinen vier tiefen Spitzbogennischen, die Architekt Fichtner in angemessener Weise mit geometrischen Flächenmustern belebt hat, in die fremde Welt der Wunderländer ein. Links und rechts davon, in den großen, hohen Sälen, bedecken die größten und kostbarsten der alten Teppiche die Wände und zum Teil, durch Glas geschützt, den Fußboden.

In diesem Eingangsraum sind auch jene eigenartigen, bisher ganz unbekannt gebliebenen „Polenteppiche“ des 17. Jahrhunderts untergebracht, die Prinz Rupprecht, der begeisterte und wohlunterrichtete Förderer aller bayrischen Kunstbestrebungen, kürzlich im Depot der Münchner Residenz gefunden hat, und die den ersten Anstoß zu dieser Ausstellung boten. Dank dem eifrigen Werben dieses Prinzen haben nicht weniger als acht Fürsten, darunter der Kaiser von Oesterreich, ferner etwa 15 Kirchenschätze, wie die des Stefansdoms zu Wien, die von Bamberg, Danzig, Krakau und Würzburg, 53 Museen und Bibliotheken, die sonst für solche Zwecke nicht zu haben sind, darunter die Kaiserliche Schatzkammer in Konstantinopel, die Kaiserliche Schatzkammer in Moskau, die Eremitage in St. Petersburg, das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, endlich viele Private aus allen Ländern ihre Schätze dargeliehen.

Unter den Teppichen ragt besonders der berühmte persische Jagdteppich des 16. Jahrhunderts aus dem Besitz des Kaisers von Oesterreich hervor, wohl der größte und schönsterhaltene der bekannten, in Seide mit Silber gewebt (rechts, Saal 5). Mit diesem Stück, das wahrscheinlich der Hofmanufaktur in Isfahan entstammt, beginnt die Reihe der modernen Teppiche, die sich von den alten, in geometrischen Mustern gehaltenen durch den Reichtum und die Feinheit ihrer Zeichnung unterscheiden. Auf dem lachsfarbenen Mittelgrund sind Reiter auf der Jagd dargestellt — daher der Name Jagdteppich — in den Ecken der chinesische Drache und der Ho-Vogel, auf der roten Borte Paare von sitzenden geflügelten Genien. Einen ähnlichen Jagdteppich hat auch Fürst Schwarzenberg in Wien ausgestellt.

Von dem Reichtum ihrer Muster geben die verschiedenen Benennungen dieser Teppiche Kunde, die man nach ihren Darstellungen als Baum-, Ranken-, Vasen-, Blumenbeet-Teppiche unterscheidet; dazu kommen die kleinen Gebetteppiche, die Polenteppiche (in Seide mit Metallfäden); nach ihren Herstellungsorten, die zugleich einen besonderen Charakter des Aussehens bedingen, zerfallen sie in persische, armenische, kleinasiatische (teils mit rotem, teils mit weißem Grund), türkische, indische usw. Die zahlreichen Arten der kaukasischen, Bochara- und Turkmenen-Teppiche sind hier außer Betracht gelassen.

An die Teppiche schließen sich in ein paar Nebenräumen die Buchmalereien, Einbände und Lackarbeiten dieser verschiedenen Völker, unter denen die Miniaturen des Meisters Behzâd von Herat aus dem Ende des 15. Jahrhunderts (W. Schulz in Berlin) durch die Pracht ihrer Farben und die Phantasie ihrer Rankenverschlingungen besonders hervorragen.

Auf der andern Seite dieser Saalreihe sind auserwählte frühe Werke der Keramik untergebracht, besonders die tiefblauen Gefäße mit goldigem Lüster, deren älteste, etwa aus dem 10. Jahrhundert, von Syrien herstammen. Hier sind auch die fein in bunten Farben bemalten frühesten persischen Fayencen aus dem 12. Jahrhundert vertreten. Auf die weit besser bekannten Erzeugnisse der späteren Jahrhunderte, die sogenannten Rhodos-Fayencen und die Nachahmungen des chinesischen Blauporzellans, werden wir erst gegen Schluß unserer Wanderung stoßen.

Weiterhin folgt eine Galerie mit alten Stoffen, in der besonders der berühmte Mantel Kaiser Heinrichs II. aus Bamberg hervorragt, sizilianische Seide des 10. Jahrhunderts in Blau und Gold, bemerkenswert durch den Umstand, daß der Goldstoff seine Innenzeichnung durch rote Striche zeigt.

Die Gartenanlage in der Mitte des ausgedehnten Gebäudekomplexes wird dann rechts durch einen nur ein paar Stufen niedriger liegenden Flügel begrenzt, an dessen Anfang eine gewaltige türkisblaue Vase aus Sultanabad, mit Ornamentbändern von flachem Relief, aufgestellt ist, die dem Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin gehört. Eine persische Holztür aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, mit fein geschnitztem flachem Rankenmuster und Elfenbeineinlagen, stammt aus dem gleichen Museum. Mit den wichtigsten Inhalt der Ausstellung aber bilden die zahlreichen, meist sassanidischen, also noch den ersten nachchristlichen Jahrhunderten angehörenden Metallarbeiten, die zum großen Teil dem Grafen Bóbrinsky in St. Petersburg gehören und durch ihre schweren, aber wirkungsvollen Formen sich als die Vorbilder jener Messinggeräte des christlichen Mittelalters bekunden, die in der Gestalt von Reitern, Löwen, Adlern usw. als Gießgefäße (Aquamanilen) eine so ausgedehnte Verbreitung gefunden haben. Besonders kostbare, zum Teil vergoldete Silberschalen hat auch die Kaiserliche Eremitage in St. Petersburg beigesteuert. Hier ist auch die goldene Platte eines Riemenşenkels aus dem Wiesbadner Altertumsmuseum anzuführen, die 1870 in einem Grabe bei Mainz gefunden wurde und aus der Zeit um 230 n. Chr. stammt, sowie die Granatgemme mit dem Bildnis des Königs Schapur I. (241—272), aus dem Museum zu Gotha (Nr. 1936 fg.); ferner die sassanidischen Seidenstoffe aus St. Ursula und St. Kunibert in Köln (Nr. 2249 fgg.).

Diesen Schätzen reihen sich in den Seitenkabinetten die nicht minder wichtigen und noch besser bekannten sogenannten Mossularbeiten an, große Bronzeschalen und -gefäße, deren schönste im 13. Jahrhundert in Mesopotamien (wo die Stadt Mossul liegt) hergestellt worden sind, und deren die ganze Fläche überziehende reiche Ornamentik mit Figuren und symbolischen Tieren in Silber-, bisweilen sogar auch in Goldtauschierung zu den eigenartigsten und bezeichnendsten Erzeugnissen des Orients gehört. Noch nie sind bisher so viele, so vorzügliche und so gut erhaltene Beispiele dieser Gattung in einer Ausstellung vereinigt worden, denn bei dem starken Gebrauch, dem diese Stücke ausgesetzt waren, und bei der Empfindlichkeit dieser Technik ist es erklärlich, daß in den meisten Fällen die dünnen Silber- und Goldplättchen mit der Zeit abgenutzt worden sind oder sich losgelöst haben.

Das älteste Stück, noch dem 12. Jahrhundert angehörend, eine Schale mit Zellenschmelztechnik, stammt aus dem Landesmuseum in Innsbruck. Ein großer Leuchter, mit christlichen Szenen verziert, und eine zehnkantige Kanne sind genau datiert, erstere aus dem Jahr 646 der Hedschra (also 1248 n. Chr.), letztere von 657 (1260); dabei hat der Mossuler Künstler nicht verfehlt, jedesmal auch seinen Namen beizufügen. Der Leuchter gehört dem aufstrebenden Musée des Arts décoratifs in Paris, die Kanne der Baronin Delort daselbst. Prachtvolle Schüsseln der gleichen Zeit haben die Münchner Hof- und Staatsbibliothek, das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, Professor Sarre, eine besonders schön erhaltene mit Heiligenfiguren der Herzog von Arenberg in Brüssel beigesteuert; das Museum der Handels- und Gewerbekammer in Prag ein großes Räuchergefäß, das noch sassanidischen Einfluß bekundet.

Die gleiche Kunst ist auch in Syrien und Aegypten geübt worden und hat um 1500 in Venedig eine mehr der italienischen Renaissance angepaßte Fortsetzung gefunden.

Weiter folgen in diesem rechten Flügel noch schöne Proben der orientalischen Buchkunst aus dem Besitz des Dr. Martin in Stockholm; die Originalaufnahmen für das Prachtwerk über die „Denkmäler persischer Baukunst", das Prof. Sarre soeben vollendet hat (Berlin, E. Wasmuth); Aufnahmen der Wandgemälde des Schlosses Quseïr Amra in der Syrischen Wüste aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts, die A. L. Mielich in Wien im Auftrage der dortigen Akademie der Wissenschaften ausgeführt hat, und die wichtig sind wegen des Aufschlusses, den sie über den byzantinischen Einfluß auf die Figurendarstellung gewähren, zu der gleichen Zeit etwa, als die reich skulptierte Fassade von Mschatta entstand; dann alte europäische Gemälde, die die Trachten der Türken in den Jahrhunderten darstellen, da Europa mit ihnen im heftigsten Kampfe stand; endlich Gewebe und Metallgeräte, namentlich aus Skandinavien, die den frühzeitigen Einfluß der eingeführten orientalischen Waren auf die europäische Kunst dartun.

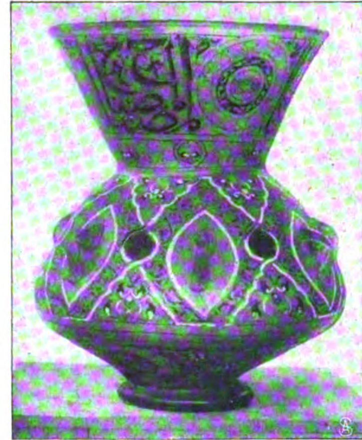
In dem Verbindungsflügel, der darauf folgt, sind türkische Samt- und Seidenstoffe untergebracht, indische Miniaturen, eine große Anzahl weiterer persischer Teppiche, eine kleine Sammlung astronomischer und kabbalistischer Instrumente, unter denen ein gegossener Spiegel mit den Bildern des Tierkreises und der Planeten, aus dem Besitz des Fürsten von Oettingen-Wallerstein, und ein persischer Himmelsglobus aus Maraga (mit figürlichen Gravierungen von 1279), dem Mathematischen Salon in Dresden gehörend, hervorragen; ferner ein später hinzugekommenes Schachbrett aus Achaten und Bergkristallen, aus St. Peter und Alexander in Aschaffenburg (Nr. 3502).

Den Hauptanziehungspunkt aber bilden hier die seltenen orientalischen bemalten und vergoldeten Gläser und die geschnittenen Bergkristalle, die in einer Reihe sauber gearbeiteter Schränke ihre vornehme Aufstellung gefunden haben. Diese größten Kostbarkeiten, von denen sich ihrer Zerbrechlichkeit wegen nur wenige erhalten haben und für die Ausstellung gewonnen werden konnten, stammen zumeist aus Syrien und sind noch etwas früher als die bronzenen Mossularbeiten hergestellt worden; die geschnittenen Kri-



Fayencevase,
mit grünlichem Goldlüster bemalt.
Ägypten, 10.–11. Jahrh.
Dr. Fouquet, Kairo.

der wahrscheinlich als Wasserspeier gedient hat, übrigens erst kürzlich an ganz versteckter Stelle im Badischen entdeckt worden ist. — Schmucksachen spielen bei dieser Ausstellung so gut wie gar keine Rolle, da der Koran den Gebrauch der Edelmetalle verbietet; diese blieben den Seligen vorbehalten, wenn sie erst mit Mohammed im Paradies vereinigt seien. Deshalb wurden alle Gefäße teils aus Bronze, teils aus Fayence hergestellt, dafür aber um so kostbarer verziert. Interessant ist ein Kaffeeservice aus vergoldeter Bronze, das im 17. Jahrhundert in China hergestellt worden ist und dem türkischen Befehlshaber Kara Mustafa gehört hat; es stammt aus dem



Moscheelampe
aus Glas, emailliert und vergoldet.
Syrien, 14. Jahrh.
Kunsth. Museum, Wien.

stalle sogar schon vom 9. Jahrhundert ab in Ägypten. Unter den Glassachen ragten die Henkelkanne und die Pilgerflasche, noch in ihren kostbaren Seidenhüllen, aus dem Stephansdom in Wien hervor, ferner verschiedene der reichbemalten Moschee-Hängelampen; ein Becher mit Reiterfiguren aus dem Museum in Kassel (zwei ähnliche aus dem Grünen Gewölbe in Dresden hatten wegen der Gefahren des Transports nicht dargeliehen werden können). Unter den geschliffenen Stücken waren besonders die große Henkelkanne aus dem Wiener Hofmuseum bemerkenswert sowie der große Löwenkopf aus dem Museum in Karlsruhe,

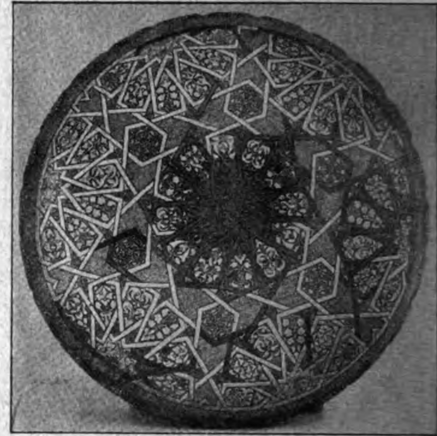


Miniaturporträt eines vornehmen Inders zu Pferde.
17.–18. Jahrhundert. Museum für Völkerkunde, Berlin

Besitz des Grafen Roman Potocki (Raum 51).

Im letzten Flügel endlich sind verschiedene Dinge untergebracht: Proben der ältesten Schriftarten, wie der kufische Koran des 9. Jahrhunderts aus der Bibliothek in Gotha, ein Prachtkoran des 14. Jahrhunderts aus Bagdad (Leipziger Stadtbibliothek); ein koptisches Hemd mit Stickereien in Schwarz, Tanzende darstellend (Baron Oppenheim, Kairo); ein großer bronzener Hirsch aus der Fatimidenzeit in Ägypten (909 bis 1171, Nationalmuseum in München); mameluckische Bronzen und verschiedene Elfenbeinarbeiten; dazu ein in Weiß auf Weiß gestickter Burnus, der vielleicht aus Sizilien

stammt (Museum in Gotha). — Den Beschluß machen die spanisch-arabischen Töpfereierzeugnisse, namentlich die Wandfliesen (Azulejos), darunter die unglasierten, in Braun und Schwarz bemalten aus Valencia und vor allem die Fußbodenfliesen aus dem „Damenturm" der Alhambra, mit dem Wappen der Nasriden, aus dem 14. Jahrhundert. Ebenso wie ein großes, grün glasiertes Wassergefäß (Jarro) des 5. Jahrhunderts sind sie von dem Folkwang-Museum in Hagen i. W. beigesteuert. Dazu kommen eine Badewanne aus der Alhambra (Besitzer Graf Wilczek), die Holzschnitzerei von einem Stalaktitengewölbe daselbst sowie der Teil eines Stuckfrieses, der noch Spuren seines roten und blauen Grundes zeigt (v. Gwinner, Berlin). Hier befindet sich auch ein kostbares altes Schwert aus Granada mit Emaileinlagen (Museum von Kassel).

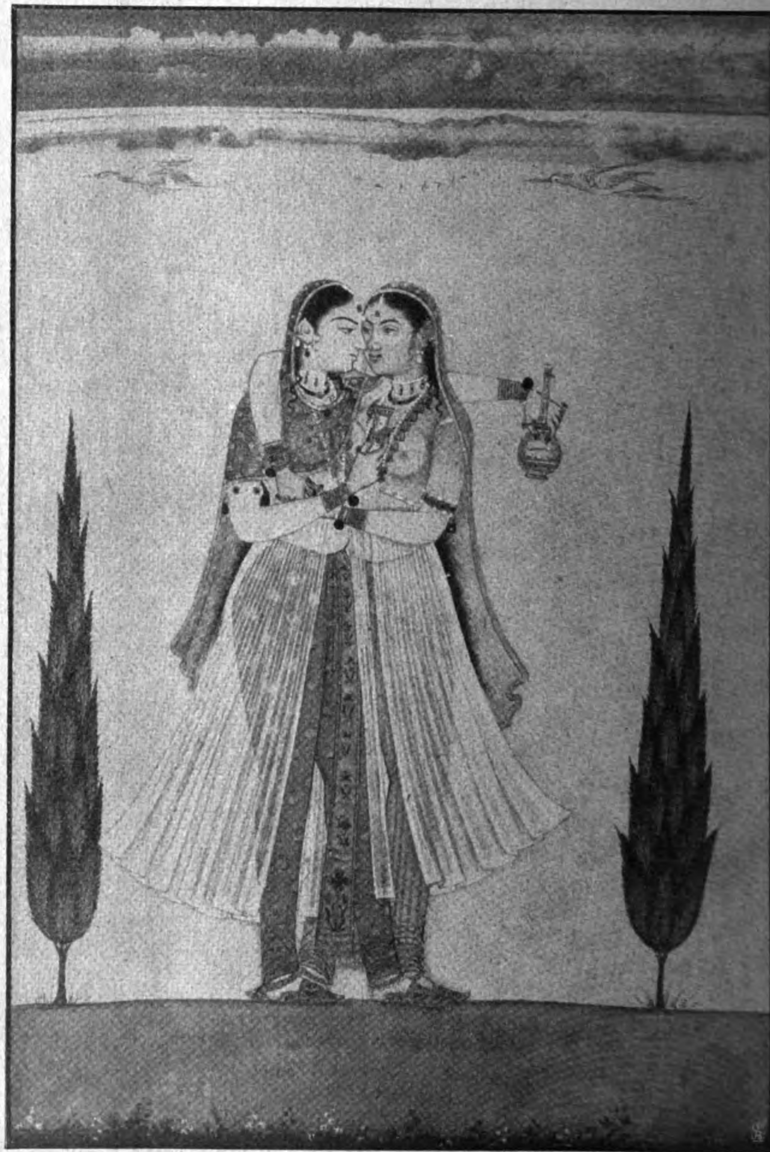


Bronzebecken mit Gold- u. Silbertauschierung.
Dem Sultan Kaït-Bey gewidmet. Aegypten, 16. Jahrh. Kaiserliche Schatzkammer, Konstantinopel.



Wirkteppich, sogen. „Polenteppich".
Persien, 17. Jahrh. — Königl. Residenz, München.

Steigt man einige Stufen empor, so befindet man sich in der linken Hälfte des Hauptbaus, die noch einige Teppiche enthält, so den großen wie neu aussehenden syrischen Seidenteppich in tiefem Rot und Grün, mit rein geometrischen Mustern, aus dem Besitz des Kaisers von Oesterreich, in der Hauptsache aber den Waffen gewidmet ist. Bewundernswert sind der persische Helm und das goldtauschierte ägyptische Becken, die die Kaiserliche Schatzkammer in Konstantinopel beigesteuert hat; drei Prachtschwerter entstammen dem Bayrischen Nationalmuseum, dem Grünen Gewölbe und dem Historischen Museum in Dresden. Trophäen aus den Türkenkriegen sind in einer großen Halle angeordnet, in Nebenräumen die türkischen von den übrigen orientalischen Waffen gesondert. Ein kleines Kabinett endlich umfaßt die spätesten orientalischen Fayencen, die türkischen des 16. Jahrhunderts, die unter



Indische Mädchen. Miniatur aus einem Sammelband.
Indien, 18. Jahrhundert. Prof. Sarre, Berlin.



Indische Bajadere in stilisierter Landschaft. Miniatur. Indien, 18. Jahrhundert. Prof. Sarre, Berlin.

dem Namen der Rhodosware allgemein bekannt sind. — Für das glänzende Gelingen dieser Ausstellung muß man vor allem Professor Sarre aus Berlin dankbar sein, der keine Mühen gescheut hat, um das weit verstreute und schwer zugängliche Material zusammenzubringen. Ein von den besten Fachkennern mit äußerster Sorfalt gearbeiteter Katalog gibt über alle einzelnen Gegenstände erschöpfende Auskunft.

Das Leben des Jägers und Forschungsreisenden.

Von H. Heiland. — Hierzu 8 Aufnahmen des Verfassers.

Wohl hat die moderne Technik mit der Elektrizität, dem Benzinmotor, der Dampfmaschine usw. unser Verkehrsleben von Grund aus umgestaltet. Aber der Aermste, der sich aus den Kulturländern hinaus bewegt, ist heute noch gerade so gut auf die primitiven Mittel unserer Vorfahren angewiesen wie der selige Lederstrumpf. Die ganze Art des Lebens und der Lebensführung des Forschungsreisenden wie des Jägers, der wenig oder gar nicht bekannte Länder aufsucht, charakterisiert sich durch die Transportmöglichkeiten. Bewegt er sich in einem Land wie etwa Ceylon, in dem auch durch die eigentliche Wildnis hindurch gute Straßen führen, so kann er eine beliebige Anzahl Ochsenkarren mit sich führen, die an Größe einem kleinen Möbelwa-



Moderne Jagd: Das erlegte Krokodil auf dem Motorrad.



Im Lager.

gen gleichkommen. Auf solchen Ochsenkarren läßt sich ein ganz komfortables Heim mit allen erdenklichen Nahrungsmitteln, ja sogar ein Wein- und Bierkeller mitführen.

Diese Art der Beförderung gestattet nicht nur den höchsten, in den Tropen möglichen Komfort, sondern erleichtert auch die Arbeit des Sammelns von Naturalien, archäologischen und mineralogischen Fundstücken. Und das ist für den Sammler in den Ländern, die keinen solchen Verkehr schwerer Wagen gestatten, eine der schwierigsten Aufgaben; man denke nur an den Transport eines Elefantenschädels oder gar einer Elefantenhaut.

Ein weiterer Vorteil der biederen Ochsenkarren ist noch der, daß sie nicht wie die afrikanischen Träger einfach mit dem erhaltenen Vorschuß auskneifen können, dazu ist ein solches Präriеschiff doch etwas zu schwerfällig. Leider ist es aber auch auf moderne Geschwindigkeiten nicht geeicht, der Jäger oder Forscher hat vielmehr genügend Zeit, weit ab in der Wildnis umherzustreifen — zu jagen oder telephotographische Aufnahmen zu machen, während seine Möbelwagen dem nächsten Lagerplatz entgegenschaukeln. In solchen Ländern kann sich der Jäger auch mit Vorteil des Autos bedienen. Voraussetzung ist allerdings, daß er nur dort Automobil zu fahren versucht, wo Straßen sind, da sonst das Auto ein mehr als lästiges Gepäckstück wird. Die Benutzung dieses Beförderungsmittels ermöglicht es auch, Jagdtrophäen, die mühsames, langwieriges Präparieren erfordern, in kürzester Zeit zum Hauptlager zu schaffen — ein Vorteil, den jeder Tropenjäger zu schätzen weiß. So bietet der Ochsenkarren die Möglichkeit eines komfortablen Lagers, von dem aus größere und kleinere Expeditionen unter-



Im „Pondot" (Blätterdach) des Urwalds.

nommen werden können, Expeditionen, auf denen der Jäger alles, was zum Kampieren in der Wildnis notwendig ist, eventuell auf dem Motor mit sich führt. Aber der Gipfel der Bequemlichkeit ist erst erreicht, wenn er den Wasserweg benutzen und auf diesem wohl gar ein Hausboot in seine Dienste nehmen kann.

Auf verschiedenen großen Strömen ist das schon heute möglich, und sind derartige Hausboote nicht zu haben, so läßt sich aus irgendeinem Lastkahn oder etwas Aehnlichem eine solche Arche zusammenbauen. Nur waltet hierbei das mathematische Gesetz ob, daß die Behaglichkeit des Reisenden proportional ist dem quadratischen Inhalt der verfügbaren Wohnfläche. Beträgt diese nur einige sechs Quadratfuß, so dürfte auch dem begeistertsten Forscher nach einigen Wochen der Aufenthalt auf einer solchen Wasservilla verleidet sein, wie Verfasser aus eigenster Erfahrung bestätigen kann.

Es ist typisch für unsere leider noch so wenig verbreitete Touristik und für unsere geringe Kenntnis des Auslandes, daß es heute in Ländern, die wir kaum von der Landkarte her kennen, durch das Verdienst der Engländer Hausboote in halb eingeborenem, halb europäischem Stil gibt, die an Komfort höchstens der Jacht eines amerikanischen Multimillionärs nachstehen. Vereinigen sich dann zwei oder drei gleichgestimmte Seelen zur Benutzung einer solchen schwimmenden Villa, die meist eine größere Anzahl von Zimmern enthält, und legen sie sich im kühlen Schiffsraum eine Batterie jener Geschütze an, denen kein Kummer und kein Schmerz gewachsen ist, so ist das Schlaraffenland des Jägers erreicht. Leider sind solche bequeme Beförderungsverhältnisse eine Ausnahme. Gewöhnlich ist der Forschungsreisende wie der Jäger auf seine eigenen Gehwerkzeuge als Beförderungsmittel angewiesen, und damit wird natürlich sein Leben etwas weniger bequem, und am Abend hat er nur selten ein Schlafpulver nötig, um in die bekannten Morpheusarme zu sinken.



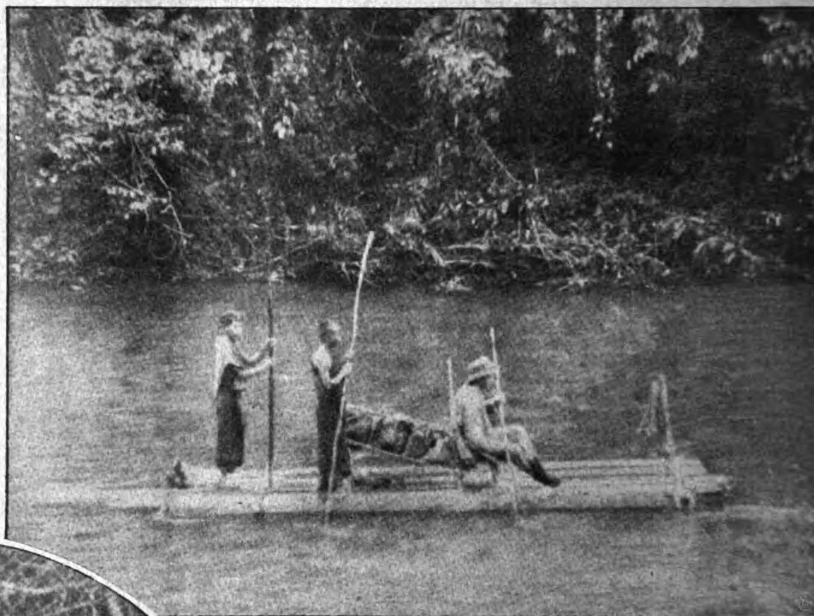
Der Verfasser auf den Höhen des Himalaja.

Auf die Strapazen, die solche oft Wochen und Monate dauernden Wanderungen mit sich bringen, wird leider in den Werken der meisten Reisenden viel zu wenig hingewiesen, so daß das Publikum glaubt, eine solche Expedition sei etwa einer vergnüglichen mehrtägigen Hühnerjagd gleichwertig.

Mag zum Beispiel eine Hochgebirgstour auch noch so anstrengend sein, spätestens nach wenigen Tagen umfängt den Touristen in Europa immer wieder der Komfort eines

Hotels, oder die kräftige Küche eines ländlichen Wirtshauses sorgt für seinen inneren Menschen. Ganz anders in jenen Gegenden, wo sich die Strapazen in mehr oder weniger großem Maßstab Tag für Tag wiederholen und das Einschieben von Rasttagen meist nur in geringem Grad möglich ist. Erstens wegen der großen Kosten, die jeder Tag verursacht, dann auch, weil fast stets der Proviant nur auf eine gewisse Zeit berechnet ist.

Immerhin lassen sich alle Strapazen ertragen, und der Forschungsreisende gewöhnt sich im Lauf der Zeit auch an die primitivste Nahrung, und sei es eine Handvoll Reis. Sein furchtbarster Feind sind nur Krankheit und Verwundungen, auch ein Thema, das in all den schönen Aufsätzen, die mit Begeisterung und glühenden Farben die Schönheit der Tropenwelt preisen, viel zu wenig beachtet wird.



Auf dem Urwaldfluß.



Was schadet es dem Jäger, wenn er sich auf der Verfolgung des Steinbocks oder des schwarzen Bären hoch, hoch auf den eisigen Höhen des Himalaja wilden Schneestürmen aussetzt. Er hüllt sich einfach in seinen warmen Pelzmantel und trotzt den Unbilden der Witterung, trotzt den Anforderungen, die die gewaltige Meereshöhe an Lunge und Herz stellt. Wie anders aber, wenn ihn dort vielleicht Monate Hunderte, ja Tausende von Meilen vom nächsten europäischen Arzt trennen. Eine an sich harmlose Krankheit kann ihn dann aus Mangel an den notwendigen medizinischen Mitteln, eine einfache Verletzung durch Mangel an sachgemäßer Behandlung zu einem siechen Mann machen oder ihn das Leben kosten. Eine einfache Verrenkung, eine Verstauchung des Fußes an den Felswänden des Himalaja zieht unrettbar seinen Tod nach sich, gibt es doch dort keine Kolonnen von Bergführern, die im Rettungs- und Samariterdienst ausgebildet sind.

Die schlimmste Klasse von Ländern, die der Jäger besuchen kann, sind jene, in denen Mangel an geeigneten Begleitern herrscht, entweder weil die Bevölkerungzahl zu klein ist, oder weil die Leute den Dienst bei



Ein Ochsenkarrenzug. — Oberes Bild: **Beim Telephotographieren.**

einem Europäer verweigern. In solchen Ländern hat er dann gewöhnlich zu allem Ueberfluß auch noch mit direkter Feindseligkeit von seiten der Eingeborenen zu kämpfen.

Welch herrliche Jagdgebiete gibt es noch an manchem Punkt der Erde, wenn der Verwegene, der seinen Fuß dorthin setzt, nicht befürchten müßte, eines Morgens ohne Skalp zu erwachen. Inmitten solcher Urwälder, in denen Eingeborene hausen, die bloß mit dem Klewang, einem eigentümlich geformten Schwert, eine europäische Truppenmacht angreifen, ja sich in diesem Sport seit einigen vierzig Jahren üben, bietet sich allerhand Gelegenheit zu Abenteuern und Abenteuerchen, wie man sie auf der Jagd des biederen Lampe nicht erlebt. Da gibt es natürlich keinen Reisekomfort. Feldbetten, Zelte, Konserven usw. sind unbekannte Dinge, ein wasserdichtes Segeltuch, auf den nackten Urwaldboden gelegt, dient als Bett, ein von den wenigen eingeborenen Begleitern errichteter Pondok — ein einseitiges Blätterdach — als Haus, eine Hand voll Reis nebst etwas getrocknetem Fisch oder ein Stück kleineres Wild, das einer der Eingeborenen mit dem vergifteten Pfeil des geräuschlosen Blasrohrs erlegt hat, als Nahrung. Kehrt der Forscher oder Jäger von einer solchen vielleicht wochenlangen Expedition zurück, so dürfte er nicht mehr zum Embonpoint neigen, und in fünfzig Fällen von hundert kann er sicher sein, eine der drei Kolleginnen Typhus, Malaria oder Dysenterie erwischt zu haben. Eigentümlich ist es nun, daß es jeden Menschen, der einmal jenes wilde Leben gekostet hat, immer wieder hinauszieht. Man sagt ja das gleiche vom Seemann, aber sicher ist dieser unwiderstehliche Reiz der von keinem Menschen betretenen Wildnis, „der Zauber des Eleleſcho“, wie der bekannte Afrikareisende Schillings ihn nennt, noch tausendfach lockender und gewaltiger.



Im Hausboot.

Angèle!

Ein Riviera-Kapriccio. Von Charlotte Gräfin Rittberg.

Sie war außergewöhnlich zierlich. Ihr Gesichtchen hatte das zarte, schmale Oval einer Madonna von Bellini; ihre großen, fragenden Augen bargen sich unter sehr langen, gebogenen Wimpern von lebhaftem Goldglanz; ihr Haar schmiegte sich in tiefen Wellen um eine blasse Stirn und zeigte einen goldigrot überhauchten Bronzeton. Ihre Gestalt zeichnete sich weich und biegsam ab unter dem braunen fließenden Tuchkleid, und unter dem schimmernden Krepp der Aermel blitzten die Ringe an ihren sehr weißen, schmalen, ruhigen, kleinen Händen.

Sie stand auf der untersten Terrasse im Garten des Kasino in Monte Carlo. Ihr riesiger, breitrandiger, kindlich einfacher brauner Strohhut ließ ihre feinen Formen noch zerbrechlicher erscheinen.

Sie stützte sich mit der Hand, die die abgestreiften Handschuhe hielt, auf die schimmernde Marmorbalustrade und sah regungslos auf das unruhig wogende Blau des Meeres.

Er kam die breiten Stufen vom Kasino herab und bog um die Gruppe mächtiger Pinien und blühender Aloe und sah sie stehen.

Sie rührte sich nicht. Er blieb einige Schritte hinter ihr und betrachtete ihr Profil.

Er war ein deutscher Dichter!

Die untergehende Sonne warf tanzende Goldfunken auf das Wasser. Im Westen reckte sich Monako weit ins Meer hinaus und hob sich einer köstlichen Silhouette gleich von dem flammenden Grund des Abendhimmels ab.

Plötzlich wandte sie sich herum und sah ihn gerade an.

Im Augenblick merkte er, daß ihr ein kleines Spitzentuch entglitten war und zu ihren Füßen lag. Er trat dicht an sie heran und hob es auf. Seine Hand zitterte, als er den weichen Batist zwischen den Fingern fühlte; er schaute fast erschrocken darauf nieder und sah den zierlich gestickten Namenzug zwischen den spinnwebfeinen Spitzenkanten: Angèle.

„Angèle!“ sagte er und blickte andächtig in ihr süßes Madonnengesicht.

Da streckte sie endlich die Hand nach ihrem Tüchlein aus: „Merci, monsieur!“

Sie beugte das Köpfchen unter dem schattenden Hut, raffte ihr Kleid ein wenig und schritt lächelnd an ihm vorbei.

Er sah ihr nach, bis sie hinter einem Busch blühender Rosen verschwand.

* * *

Er trat in eine Loge des Theaters im Kasino Municipal de Nice.

Die Vorstellung hatte schon begonnen. Das Parkett lag so im Dunkeln, daß man nur hier und da die hellen Kleider der Damen als lichte Flecke unterschied. In den Logen war es etwas weniger finster. Man erkannte wenigstens die ungefähren Formen der Insassen und glaubte die Bewegung schöner Frauenhände verfolgen zu können, wenn irgendwo Juwelen aufblitzten in plötzlichem, rasch erloschenem Feuer.

Er schob den knisternden Zettel und das Opernglas auf den leeren Sitz neben sich und wandte sein Interesse der Szene zu. Soeben trat die entzückende Floria Tosca, den Arm voller Frühlingsblüten, mit eifersuchtflammenden Augen in die kleine Kapelle.

Eine üppige junge Italienerin mit einem russischen Namen verkörperte die Gestalt der Puccinischen Oper vortrefflich. Ihre Stimme hatte trotz der großen Höhe einen samtenen Timbre; sie goß dem Hörer die Töne ins Herz.

Ihr Partner war der Typ eines italienischen Tenors zweiter Sorte: stimmbegabt, aber ausgeschrien, routiniert und mit einer herzerfrischenden Selbstverständlichkeit nach den krassesten Effekten haschend; dabei im Auftreten von einer unleugbaren Eleganz des „schönen Mannes". Der Akt ging schnell zu Ende.

Nach einigen südlich lebhaften Ovationen für die Darsteller sank der Vorhang, und die Lichter flammten auf. Dem lärmenden Beifall folgte das zuckende Auf und Nieder erregter Unterhaltungen.

Er ließ die Augen langsam von Loge zu Loge schweifen. Plötzlich fuhr er heftig zusammen.

„Angèle!" sagte er ganz laut mit stockendem Atem.

Erschrocken sah er sich um, aber die Plätze um ihn herum hatten sich geleert.

Sie stand an der Tür ihrer Loge, im Begriff, hinauszugehen. Ihre Gestalt im weißen, ganz wenig dekolletierten Spitzenkleid hob sich wie eine Tanagrafigur von dem Hintergrund des mit rotem Tuch ausgeschlagenen Raumes ab.

Sie preßte die Hand auf die Klinke und sah gerade zu ihm herüber. Er glaubte ihr süßes, frommes Gesichtchen lächeln, ihren weißen Nacken sich ein wenig beugen zu sehen, ehe sie hinausging. Er glaubte es —

Da verließ er rasch die Loge.

Im Korridor, der nach der großen Halle führte, lief ihm ein Blumenmädchen in den Weg. Er drückte ihr einige Geldstücke in die Hand und durchwühlte hastig ihren ganzen Vorrat. Ein paar wundervolle Orchideen nahm er mit fort.

In der Halle des Kasinos flutete eine bunte Menschenmenge zwischen den Gruppen üppiger Blattpflanzen und den Sitzen und Tischen, an denen Erfrischungen herumgeboten wurden.

Er bahnte sich mühsam einen Weg durch das Gedränge und spähte sehnsüchtig nach ihr. Aber er konnte sie durchaus nicht entdecken und wandte sich mißmutig zur Seite, um von da aus die Menge besser überschauen zu können.

Wie er in die Nische trat, sah er sie auf einmal vor sich. Sie stand am Spieltisch, und das Licht fiel von oben gerade auf die Fülle ihres schimmernden Haares.

Als er sich neben sie stellte, setzte sie eben ein Fünffrankstück auf das rote Feld.

Der eintönige Ruf des Croupiers schallte herüber: „Les jeux sont faits! Rien ne va plus!"

Die kleine Kugel rollte.

Er sah, wie ihre Augen zu glitzern begannen und ihr feiner schmaler Mund sich vor Ungeduld zusammenzog. Irgend etwas tat ihm weh dabei.

Er reichte ihr die Blumen über die Schulter seines Vordermannes weg. „Madame!" sagte er bittend.

„Ah, Monsieur!" sagte sie und umklammerte die Blütenstengel, ohne den Blick vom Roulett zu wenden.

In diesem Augenblick fiel die Kugel auf eine schwarze Nummer und blieb dort liegen.

„O!" klagte Angèle mit dem Ton eines unglücklichen Kindes. Sie trat ein paar Schritte zurück und sah ihn mit tränengefüllten Augen an.

„Madame!" sagte er erschrocken. Er nahm ihre Hand und küßte sie tröstend. „Madame, was fehlt Ihnen? Bekümmert Sie der kleine Verlust so sehr?"

Sie nickte und lächelte schon wieder.

„Ich bin ein Kind," flüsterte sie, „aber ich spiele für mein Leben gern, und heute abend habe ich alles verloren, was ich bei mir hatte." Sie lachte ganz hell und fröhlich. „Alles! Ist das nicht schändlich?"

Er schaute ihr in die Augen, ganz berauscht von Entzücken. „Sie müssen mir erlauben, Madame, daß ich mir noch einmal den Genuß verschaffe, Ihrer eifrigen Freude zuzusehen", sagte er bittend, indem er sein Portefeuille aus der Tasche nahm.

Sie machte eine heftige abwehrende Bewegung und stieß hervor: „Nie werde ich das von Ihnen annehmen, Monsieur . . ."

Er lächelte und sah nur ihre sehnsüchtigen Madonnenaugen. „Wir werden einfach zusammenspielen, Madame," meinte er fröhlich, „Sie setzen für mich — es ist das Einfachste von der Welt. Sie werden sehen, wir sprengen die Bank!"

Er ließ sich am Spieltisch einige Scheine einwechseln und häufte die Silberstücke vor ihr auf. Sie saß neben ihm, und der aparte Duft, der ihrem Haar und ihrem Kleid entströmte, umhüllte ihn ganz.

Er sah zu, wie sie mit ihren kühlen weißen Händen das Geld über den Tisch schob, und beobachtete das Zucken ihres Mundes vor der Entscheidung. Die kindlich schmollenden Ausbrüche ihres Zornes, wenn sie verlor, amüsierten ihn, ihre jubelnde Freude über den bescheidensten Gewinn steckte ihn an und rührte ihn zugleich. Auf einmal fiel ihm ein, daß die Oper drinnen längst wieder begonnen haben mußte.

Er sagte es ihr und fragte, ob sie nicht aufhören wolle.

Sie wurde ein wenig rot, raffte das Geld zusammen und sagte: „Wenn Sie hineingehen wollen . . ."

Da mußte er die Hand auf ihren Arm legen, um sie zurückzuhalten. „Bleiben Sie, Madame!" bat er, „ich bin überglücklich!"

Zum dritten Akt gingen sie endlich wieder ins Theater. An der Tür ihrer Loge blieben sie stehen. Er wartete, aber sie nahm ihn nicht mit hinein.

Sie gab ihm die Hand. „Ich danke Ihnen für Ihre Höflichkeit. Ich hoffe, wir sehen uns wieder!"

„Madame Angèle . . ." sagte er heiß.

Sie neigte die Stirn ein wenig. Dann schloß sich die Tür hinter ihr. Er ging nach seinem Platz.

Als er sich am Schluß erhob, suchte er sie vergeblich in dem erleuchteten Haus. Sie mußte die Loge vor dem Ende verlassen haben.

* * *

Er ging mit federnden Schritten über die „Promenade des Anglais", die einsam lag im Frühsonnenschein. Vom Meer, das sich in stählerner Bläue unter einem strahlenden Himmel dehnte, wehte eine frische Brise, die ihm die Schläfen kühlte. Die waldige Höhe des Kap Montbouron erhob sich in kräftigen Farbtönen über dem Leuchtturm von Port Lympia.

Er wanderte an der endlosen Reihe eleganter Hotels vorbei, die die Promenade einsäumen. Noch waren fast an allen Fenstern die Läden geschlossen, über die Terrassen breiteten sich riesige, rotweiße Markisen.

Ein paar Autos warteten, ihre Besitzer zu einer Morgenfahrt nach Beaulieu oder Mentone zu entführen; die Chauffeure standen plaudernd mit dem Hotelpersonal.

Er blickte auf das ruhelose Meer hinaus nach den schneeigen Segeln, die am Horizont schwammen.

Er lachte ein wenig vor sich hin und versuchte vergeblich die tollen, glückseligen Gedanken, die ihm durch den Kopf wirbelten, in Ordnung zu bringen.

Er war ungeheuer verliebt.

Das war das einzige, was ihm vollkommen klar war.

Seit drei Tagen suchte er Angèle vergeblich in ganz Nizza und Umgegend, ohne daß ihn sein Mißgeschick um seine gute Laune gebracht hätte.

Da er weder ihren Namen noch ihre Wohnung wußte, war es wohl kein Wunder, daß er sie verfehlte, aber er war fest überzeugt, daß er sie in kurzem finden würde. Dann wollte er sie jedenfalls nicht mehr loslassen. Sie mußte ihn lieben lernen wie er sie. Hatte sie ihm nicht schon Zeichen ihres guten Willens gegeben?

Ja, Angèle würde ihn lieben! Und was dann? Er fragte nicht danach. Das Herz klopfte ihm bis an den Hals hinauf. Eine ungeheure Welle von zärtlicher Innigkeit schlug ihm über allem Denken zusammen.

Er war ein deutscher Dichter.

Als er an der Jetéepromenade angelangt war und einen Blick in die Anlagen am Place Masséna warf, blieb er plötzlich stehen. Es legte sich ihm wie ein Schleier über die Augen, und er mußte sich förmlich anstrengen, um die zierliche Gestalt wirklich zu erkennen, die auf ihn zukam. Angèle!

Auf den rotgelb bestreuten Kieswegen kam sie daher, zwischen den Palmen und flammenblütigen Beeten wie ein wunderschöner, leuchtender Falter. Das fußfreie helle Stickereikleid flatterte um sie, und der weiche Florentinerhut, mit einem schlichten, breiten, schwarzen Band geschmückt, verbarg ihm ihr Gesicht für Augenblicke ganz. Sie hielt den weißen, gestickten Sonnenschirm leicht über die Schulter gelehnt und schritt mit ihren kleinen, weißbeschuhten Füßchen, so flink sie konnte.

Er ging ihr eilig ein wenig entgegen und zog ehrerbietig den Hut.

Sie blieb mit einem kleinen Ruck stehen und sagte: „Ah, Monsieur! Sie sind ganz allein?"

„Wie Sie, Madame!" sagte er, über ihre Hand gebeugt, an der zwei köstliche Brillantringe funkelten. „Aber wir werden künftig nicht mehr allein sein!"

Sie sah ihn einen Augenblick mißtrauisch an. Er verstand ihren Blick nicht und erschrak.

„Ich meine, Madame," stammelte er verwirrt, „Sie werden mich nicht dazu verurteilen, ohne Sie dies paradiesische Stückchen Erde zu durchstreifen, nicht wahr? Sie werden mir erlauben, Sie auf Ihren Spazierwegen zu begleiten — zuweilen, Madame!" bettelte er, als sie eine zögernde Miene aufsetzte.

Sie wehrte mit einer kleinen Handbewegung seine Dringlichkeit ab und sagte: „Fürs erste dürfen Sie heut ein Stückchen mit mir gehen. Wir wollen über den Blumenmarkt nach dem Hafen wandern. Ich liebe es, die Ueberfülle frischer Blüten am Morgen zu bewundern."

So schritten sie denn über den Massénaplatz am Kasino vorbei und bogen am Boulevard Mac-Mahon in die Seitengassen ein, die die malerische Vieille Ville bilden und den Paillonsfluß vom Strand trennen.

In den Cours Saleya und den angrenzenden Straßen war der Handel mit Obst und Gemüsen schon in vollem Gang. Das Küchenpersonal der großen Hotels machte seine Einkäufe, ehe die breite Menge die riesigen Vorräte zu durchstöbern begann.

Verlassen von Käufern waren nur die Stände, an denen die ganze prachtvolle Flora der Côte d'Azur in verschwenderischem Reichtum aufgehäuft lag. Blüten aller Jahreszeiten entfalteten hier zu gleicher Zeit ihre duftende, farbenfrohe Schönheit.

Angèle geriet in helles Entzücken und lief jubelnd von einem Korb zum andern: „Sehen Sie diese Rosen, nein, diese Gloire de Dijon! Spüren Sie den Duft der Veilchen? Kommen Sie doch hierher. Haben Sie schon einmal so viel frische Veilchen beieinander gesehen? Sind diese Körbe nicht wie riesige blaue Samtkissen?" Sie vergrub ihr Näschen in die dunkelleuchtenden Bukette und griff schon wieder zu den köstlichen, pastellfarbenen Nelken, die ihre schweren Blütenköpfe auf schwanken Stengeln wiegten.

Er kaufte ihr einen ganzen Arm voll Hortensien, deren hingehauchtes Rosa und Mattblau sich wundervoll an ihre weiße Toilette schmiegte, und heftete mit zitternden Fingern eine knospenhaft blasse Rose an ihren Gürtel.

Durch die engen Gassen suchten sie den Weg nach Port Lympia. Aber sie zogen es bald vor, am Meer entlangzugehen, und schritten über den Quai du Midi an dem hochgelegenen Chateau vorüber.

Angèle preßte zärtlich ihre Blumen an sich und plauderte von tausend Dingen.

„Ich war noch nie in Ihrem Land. Sagen Sie, sind die deutschen Frauen wirklich so anders als wir?"

„Ganz anders, Madame, wenn Sie unter ‚wir' Französinnen verstehen, die Ihnen gleichen!"

„Und wem geben Sie den Vorzug, Monsieur?"

„Niemals der Gattnng, Madame Angèle, und im Augenblick gewißlich dem holdesten Einzelexemplar der französischen Gattung."

„Sie machen Komplimente wie ein Franzose!" lachte sie.

„Leider nein, ich beherrsche die Feinheiten Ihrer Sprache nicht genug. Worin finden Sie die Aehnlichkeit?"

„Sie sagen: im Augenblick! Und doch hat man mir versichert, die Deutschen sagten immer: auf ewig!"

„Madame, uns wird die Ewigkeit zum Augenblick, wenn wir lieben."

„O, o!" kicherte sie und wiegte schelmisch das Köpfchen. „Darum sind Sie auch so furchtbar alt!"

Er empörte sich. „Finden Sie mich denn so greisenhaft?"

Sie sah ihn ernsthaft an.

„Nein, heute nicht. Sie müssen immer im weißen Strandkostüm gehen. Es steht Ihnen gut! Aber im Kasino kamen Sie mir so würdig vor — man mußte sich Ihnen unbedingt anvertrauen!"

„Also heute würden Sie das nicht riskieren?"

Sie lachte vergnügt.

„Ah, mon dieu, es ist keine Gefahr dabei! Aber wozu sollte ich mich unter Ihre Obhut stellen?"

„Zu einer kleinen Bootsfahrt zum Beispiel", schlug er vor.

Sie waren am Kai Lunel angekommen und blickten auf die Unzahl hübscher, kleiner Fahrzeuge herunter, die im stillen Wasser lagen und nur zu-

weilen, von einer plötzlichen kräftigen Welle hochgehoben, leise an ihren Ketten klirrten.

Angèle stieß einen kleinen Ruf des Entzückens aus. „Welch ein herrlicher Gedanke! Kommen Sie, ich bin mit Ihrem Schutz vollkommen zufrieden!"

Sie mieteten sich einen Mann, der sie hinausruderte, und saßen dicht nebeneinander auf der schmalen Bank ihres Bootes.

Angèle ordnete die Blumen in ihrem Schoß und bog sich übers Wasser, ihre Pfleglinge mit der eingetauchten Hand zu besprengen. Er legte den Arm um sie, aus Angst, sie könnte das Gleichgewicht verlieren.

Als sie sich lebhaft umkehrte, ruhte ihr Köpfchen sekundenlang an seiner Schulter. Er fühlte einen entzückenden Schauder, aber er getraute sich nicht, sie festzuhalten. Sie war ein wenig rot geworden und setzte sich aufrecht hin. Ein Weilchen schwiegen sie beide.

Dann rief sie auf einmal mit ihrem süßen Koboldlachen: „O Monsieur, wie merkwürdig, Sie haben ganz vergessen, mir zu sagen, wie Sie heißen!"

Sie versuchte, ein vorwurfsvolles Gesicht zu machen, und er wurde ganz verwirrt. Aber ihre Lustigkeit steckte ihn an. Er nannte ihr seinen Namen.

Sie machte große Augen vor Staunen und versuchte mit ungeschickten Lippen, die fremden Laute nachzunahmen.

Das brachte ihn ganz außer sich. Er versuchte es, sie zu lehren. Aber sie kamen vor Tollheit und Lachen nicht von der Stelle, und schließlich schallt sie ihn schmollend einen strengen, pedantischen deutschen Schulmeister, und er küßte sich trunken an ihren verführerischen Händchen, bis sie ihm vergeben hatte.

Plötzlich gab das Boot einen Ruck, und sie merkten in staunendem Erwachen, daß ihr Führer schon wieder am Kai anlegte. Sie erschraken ordentlich, und er wollte gleich noch einmal umkehren.

Aber sie raffte mit plötzlicher Hast ihre Blumen zusammen und sagte, es sei längst Zeit für sie.

Er hob sie aus dem Boot, und sie stiegen die Treppe zusammen hinauf. Droben standen eine Menge Menschen und sahen ihnen zu.

Angèle schaute sich mit gerunzelter Stirn um. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte.

Endlich winkte sie einem vorbeifahrenden Auto.

„Monsieur," sagte sie mit einem feinen, kühlen Ton und dem alten Madonnenlächeln, „ich danke Ihnen tausendmal für den amüsanten Morgen."

Er wollte etwas erwidern, aber die Stimme versagte ihm. Er half ihr beim Einsteigen und warf den Schlag hinter ihr zu.

Sie winkte mit ihrer entzückenden Hand. Die Hupe tönte, und der Wagen flog davon und entführte sie. —

Angèle! — Er ging nachdenklich am Hafen hin nach der Stadt zurück. Eine unerklärliche Traurigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Er grübelte.

Ihm fiel auf einmal ein, daß er über ihrem wonnigen Geplauder wieder alles vergessen hatte, daß er wieder nichts von ihr wußte als das eine: Angèle!

Angèle! Das war eine Welt, eine Unermeßlichkeit von Grazie, Liebreiz, Entzücken.

Angèle! Das war seine zärtliche, fromme Liebe.

Aber sie war ihm davongelaufen wie Aschenbrödel seinem Prinzen, und er behielt nur den kleinen goldnen Schuh in der Hand: Angèle!

Mißmutig schlenderte er durch die Avenue de la Gare. Das Menschengewühl machte ihn nervös. Die glänzenden Auslagen der großen Geschäfte, die ihn sonst anzogen, lockten ihn nicht.

Am eleganten Gebäude des Credit Lyonnais blieb er einen Augenblick stehen, um ein vorfahrendes Auto an sich vorüberzulassen. Der Wagenschlag öffnete sich; er warf einen Blick hinein und trat erschrocken zurück.

In den Polstern lehnte Angèle.

Sie hatte jetzt lange Handschuh über die Aermel gestreift und trug einen dünnen Schleier mit großen, schwarzen Punkten. Lebhaft sprach sie mit dem Mann, der soeben ausstieg, und bog sich dabei weit aus dem Fenster. Da entdeckte sie ihn.

Ihre dichten Wimpern senkten sich einen Augenblick ganz auf ihre Wangen; er fühlte deutlich, daß es ein Zeichen sein sollte. Aber ihn packte plötzlich ein seltsames Gefühl brutalen, ohnmächtigen Zornes.

Er fixierte den großen, ernst und ein wenig steif aussehenden, schwarzbärtigen Herrn und trat mit einer vertraulichen Bewegung dicht an den Wagen heran.

„Madame!" begann er und versuchte seiner Stimme Festigkeit zu geben.

Sie glitt mit einem kühlen Blick über ihn hin.

Dann sagte sie in gleichgültigem Ton: „Ah, c'est vrai, ich erinnere mich . . ."

Und indem sie mit hinreißender Grazie auf den dunklen Herrn wies: „Mein Mann!"

Die Männer verbeugten sich stumm voreinander.

Angèle rief mit einer Stimme, die vor Wärme zitterte: „Beeile dich ja, Liebling, laß mich nicht zu lange warten!" Und der große, ernsthafte Herr verschwand im Gebäude der Bank.

Dann beugte sie sich zu ihm heraus, neigte mit unschuldigem Lächeln ihr Madonnengesichtchen und rief, indem sie den Wagenschlag von innen zuzog: „Au revoir, monsieur!" — —

Er fuhr mit dem Abendzug nach Genua ab.

Er war ein deutscher Dichter!



Die französische Toilettenausstellung in Brüssel.

Hierzu die Aufnahme auf Seite 1579.

Ueber der französischen Toilettenausstellung in Brüssel waltete von Anfang an ein guter Stern. Daß sie von den zerstörenden Flammen verschont geblieben, ist Zufallsgunst; daß aber feiner künstlerischer Sinn aus einer Kleidervorführung ein Stimmungsbild schaffen kann, das kaum von den Alltäglichkeiten derartiger Schaustellungen berührt wird — darin liegt eine Art künstlerisches Verdienst. Ein liebenswürdig und vornehm anmutendes Gesellschaftsbild steht vor unsern Augen: Frauengestalten, die nicht aus Wachs, sondern wirklich aus Fleisch und Blut zu sein scheinen, bewegen sich in einem eleganten Salon, dessen Wand- und Beleuchtungsdekorationen in Farben und Spiegelungen den rechten Rahmen abgeben für dieses Gewoge von zarten Stoffen, das Flimmern der Perlen und Pailletten, die zierlichen Zeichnungen der Spitzen, für die weichen Töne der fein modellierten Köpfe. Mit glücklichem Verständnis ist jede Steifheit vermieden, so daß diese Gruppen keine bloße Imitation des Lebens, sondern das Leben selbst wiederzugeben scheinen.



Phot. Os. Wolff.

Aus der vom Feuer verschont gebliebenen französischen Modeausstellung auf der Brüsseler Weltausstellung.

Neue Automobillinien in Südtirol.

Von A. Nistler. — Hierzu 3 Aufnahmen.

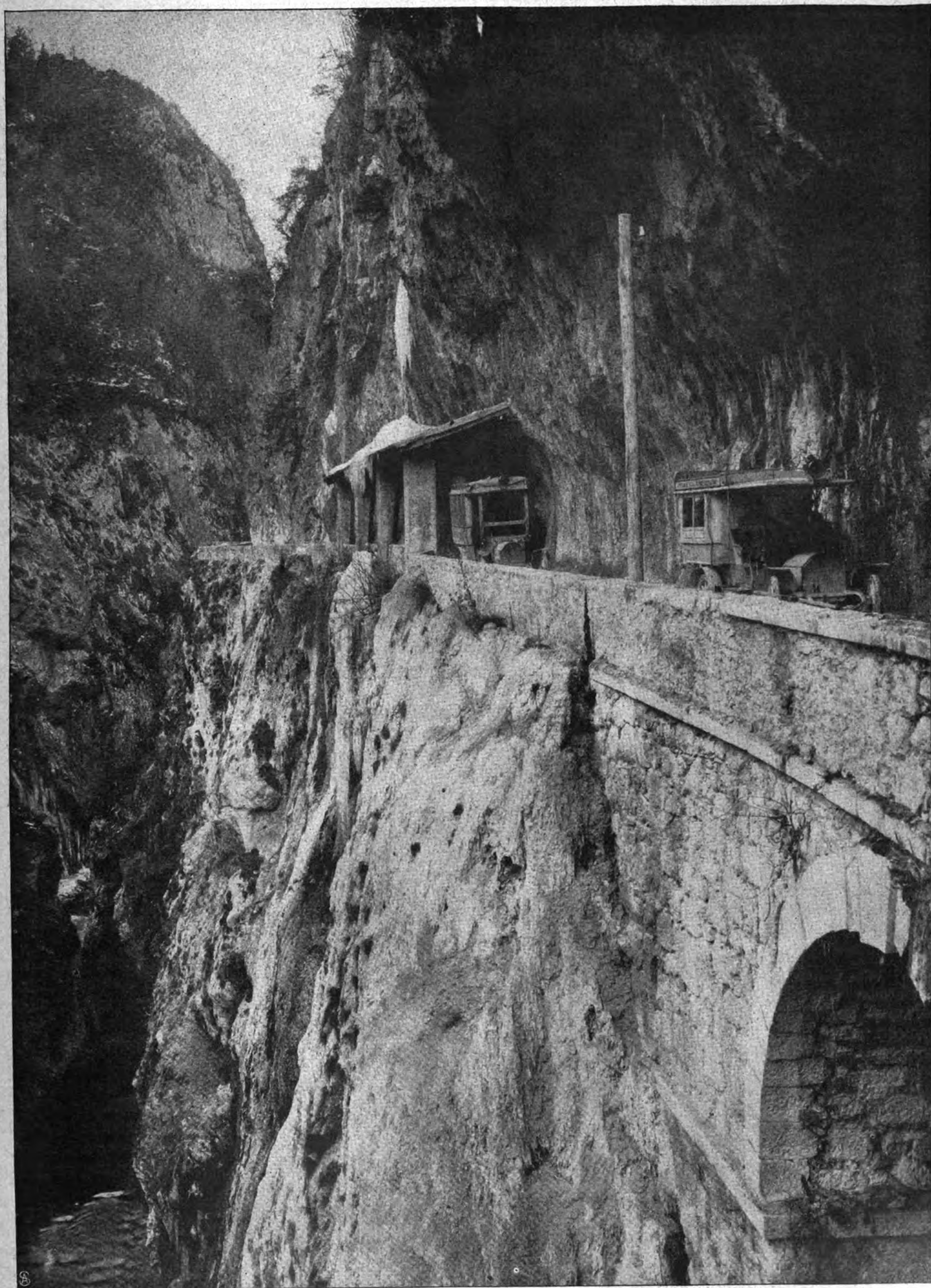
Ein an landschaftlichen Reizen reiches Gebiet an der Südgrenze Tirols, das bisher wenig bekannt ist, kann man jetzt mit dem Automobil unschwer erreichen und besuchen: es ist das Gebiet zwischen Bozen, der Mendel, Trient und dem Gardasee. Eine Perlenschnur klingender Namen: Das fruchtbare Ueberetsch mit dem Montiggler und Kalterer See, die waldreiche Mendel, einer der großartigsten Aussichtsberge Tirols, Judikarien, Madonna di Campiglio, die alte Bischofstadt Trient, das romantische Sarcatal, Castell Toblino, dann vor allem der farbenschimmernde Gardasee. Wen würde es nicht reizen, dieses wunderreiche Gebiet auf neuen bequemen Verkehrswegen aufzusuchen und kennen zu lernen? All diesen wird nun das Auto zum willkommenen Beförderungsmittel.

Wer die Mendel besuchte und in seinem Waldfrieden träumte, der hat die Möglichkeit, mit der elektrischen Bahn nach Dermulo und Malè oder nach San Michele und Trient zu fahren und ein recht interessantes, für den Fremdenverkehr noch nicht ganz erschlossenes Gebiet mit einfachen, aber guten Gaststätten kennen zu lernen. Auf die zwischen Trient—Schio—Recoaro und Rovereto bestehende Automobilverbindung sei hier nebenbei verwiesen. Von Trient, der alten ehrwürdigen Bischofstadt, beginnt die recht lohnende Fahrt durch das Sarca- und Rendenatal nach Sarche—Tione—Madonna di Campiglio bzw. Sarche—Castell Toblino—Arco—Riva, letztere von beiden Strecken die besuchteste.

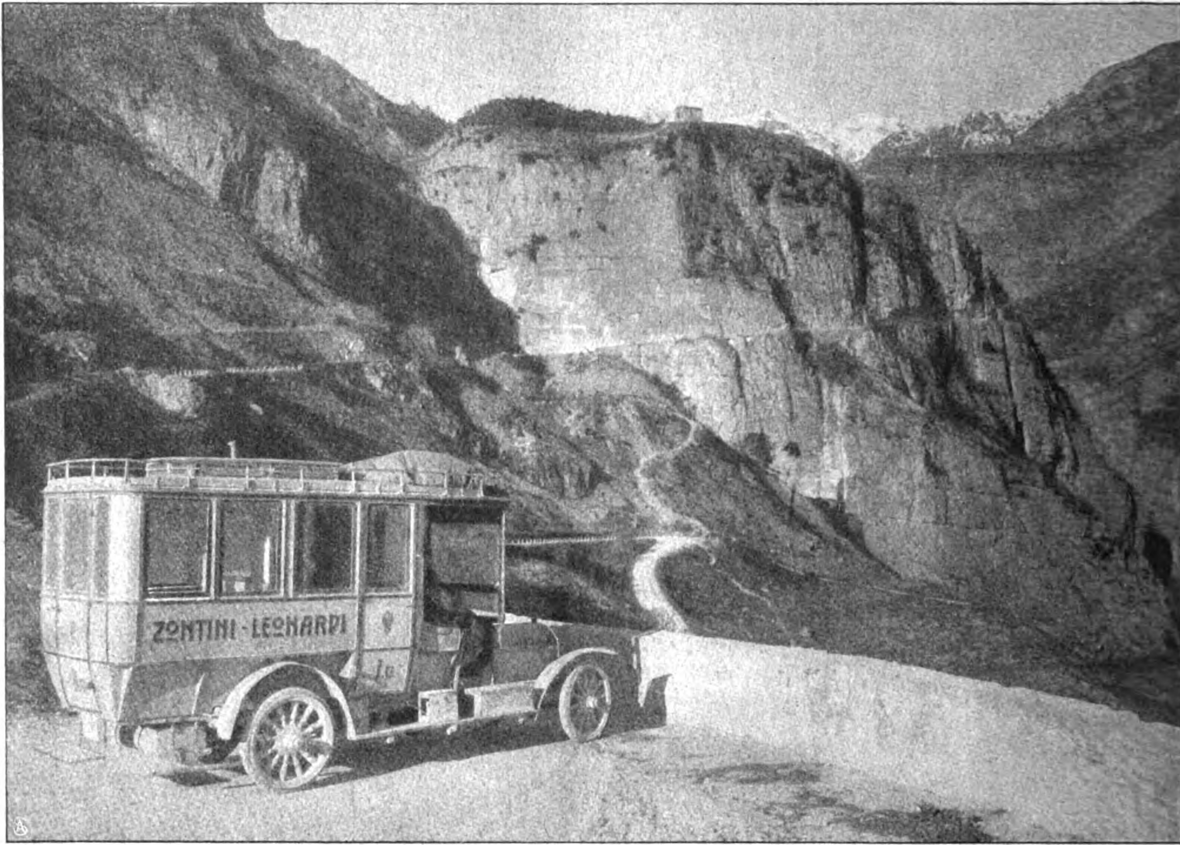
Am Doß Trento vorüber gelangen wir in die wilde Felsenschlucht Bus di Vela. Die Straße zieht hoch an den Felsenwänden, passiert ein Sperrfort und erreicht hinter dem Dorf Cadine die zwischen dem Monte Bondone und Monte Gazza liegende Paßhöhe. Aus dem Tal grüßt der See Terlago mit dem gleichnamigen Schloß herauf. Nun geht es steil bergauf nach Vigolo und Baselga. Das weinreiche Vezzano folgt. Zwischen dem See Santa Massenza und dem Toblinosee durchfahren wir die Landenge auf einem



See und Kastell Toblino zwischen Trient und Sarche.



Die Automobilstraße zwischen Sarche und Tione bei Ponte delle Arche.



Serpentine bei Sarche zwischen Trient und Tione.

Damm. Das düstere Gebirgsbild macht nun einem heiteren Talbild mit den ersten Olivenhainen, Weingeländen und Laubwaldungen Platz.

Nach kurzer Fahrzeit erreichen wir Sarche. Hier gabelt sich die Straße erstens nach Arco und Riva und dann nach Tione durch das Sarcatal. Erstere führt durch Riesenfelder voll aufgehäufter Felsblöcke, die von Bergstürzen herrühren und einen urweltlich großartigen Anblick gewähren. Pietra murata und die Burgruine Drena werden sichtbar, Dro und Ceniga erreicht, das am Fuß des steilabfallenden Burgfelsens hingebettete Arco, von malerisch gruppierten Felsen eingeschlossen, die fruchtbare Campagna, die als Querriegel des isoliert stehenden befestigten Monte Brione gegen den blauschimmernden Gardasee abschließt. Riva, die alte Hafenstadt. Von der mittägigen Ora leicht bewegt, rollen die Fluten an das Ufer. Die Segelboote wiegen sich verträumt auf den Wellenkämmen. Noch verwehren uns die den nördlichen Teil des Sees einschließenden steilen Felsen den freien Blick auf den meerähnlichen Weitsee mit seinen Perlen, der Riviera, San Vigilio, Isola di Garda, Sirmione.

Die andere von Sarche abzweigende Straße nach Tione steigt am rechten Flußufer in steilen Serpentinen an hohen Felswänden empor und bietet einen hübschen Blick auf den Toblinosee. Durch die romantische Sarcaschlucht führt die Straße zu dem von Italienern stark besuchten Schwefelbad Comano und dann nach Ponte delle Arche, wo die Straße über Stenico abzweigt. Das Automobil passiert am rechten Ufer einen wilden Engpaß, übersetzt auf hoher Brücke die Sarca, durchfährt einen Tunnel und erreicht nach Ueberschreitung des Arnobaches Saone und Tione, den Hauptort Judikariens, einen 565 über dem Meer gelegenen ansehnlichen Markt an der Einmündung des Arno in die Sarca in waldiger und gebirgiger Umgebung.

Von Tione aus passieren wir zunächst das Rendenatal, das mit dem Zillertal eine gewisse Aehnlichkeit hat. Sonnige Matten wechseln mit reichen Obstkulturen, Fichten- und Lärchenwäldern. Den wirkungsvollen und großartigen Hintergrund bilden die schneebedeckten Dolomiten der Brentagruppe.

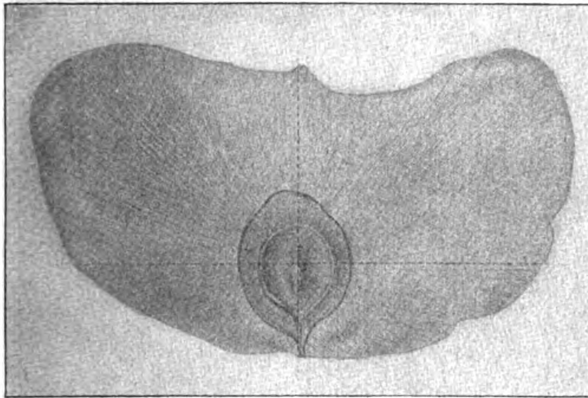
Nun geht es weiter über Verdesina in das Val di San Valentino. Wir passieren eine Reihe kleinerer Ortschaften, Javrè, Darè, Vigo Rendena und Pelugo an der Mündung des Val di Borzago, Borzago selbst, Spiazzo und Mortaso. Die Straße tritt nunmehr auf das linke Sarcaufer und erreicht über Giustino das 700 Meter hoch gelegene Dorf Pinzolo, den Hauptort des Rendenatals inmitten üppiger Vegetation. Hier vereinigen sich die beiden oberen Sarcatäler, das Val Nambino und Val di Genova. Von hier aus wird der sehr stark besuchte Höhenkurort Madonna di Campiglio erreicht.

Von Campiglio führt uns das Automobil nach Condino und Caffaro und läßt uns Südjudikarien kennen lernen. Condino ist Hauptort des Chiesatals. Bei dem Dorf Storo zweigt die Straße durch das Ampola- und Ledrotal nach Riva ab. Der Fluß Caffaro bildet die Grenze gegen das Königreich Italien.

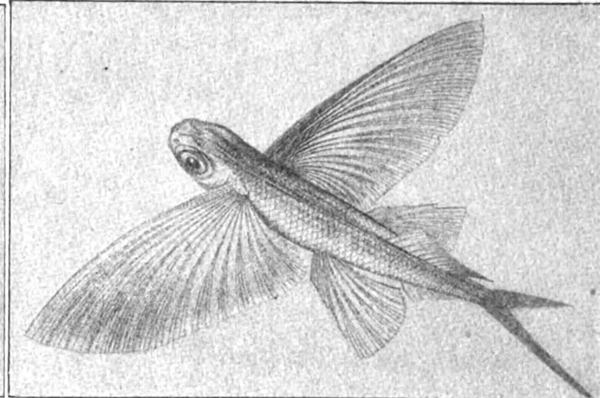
Die Flugwoche.

Die Frage, ob Eindecker oder Zweidecker gebaut werden sollen, wird in flugtechnischen Kreisen lebhaft erörtert.

Die Natur hat uns eine ganze Reihe von Vorbildern gegeben, sowohl in der Pflanzenwelt als auch im Tierreich. Im Pflanzenreich ist ein besonders auffallender Eindecker der Fruchtträger der Zanoniapflanze, der manchen Konstrukteuren, wie beispielsweise dem Deutschen Max Oertz und dem Oesterreicher Etrich, als Vorbild gedient hat. Zweidecker sind in der Pflanzenwelt bislang nicht gefunden worden.

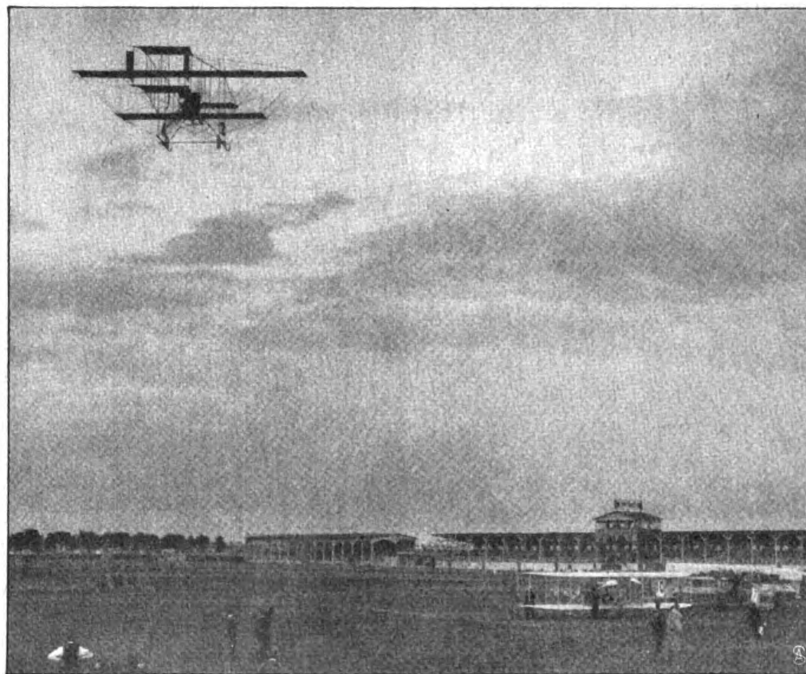


Samen von Zanonia javanica
aus: Dingler „Die Bewegung der pflanzlichen Flugorgane". Verlag von Th. Ackermann, München.



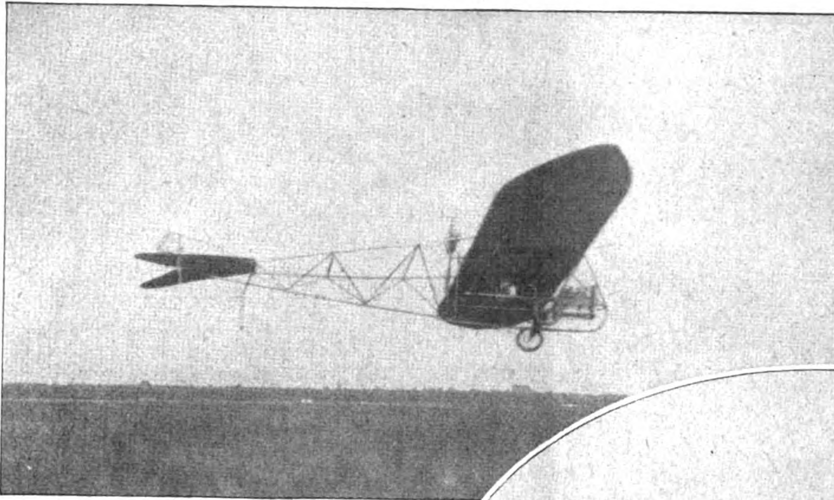
Flugfisch (etwa 1/5 der natürlichen Größe).
aus: „Der Flug der Fische". Von Dr. Fr. Ahlborn.

Wenig bekannt sind die fliegenden Fische, von denen es in früherer Zeit eine ganze Reihe vorbildlicher Typen gegeben hat und jetzt auch noch einige Arten in den Meeren gibt. Namentlich der Hamburger Professor Dr. Ahlborn hat sich u. a. mit der Flugfähigkeit der Fische wissenschaftlich beschäftigt. Zwei Gattungen ist ein gewisses Flugvermögen verliehen, dem Exocoetus — Schwalbenfisch, Hochflugfisch genannt — und dem Dactylopterus — Flughahn. Die ungewöhnlich großen und kräftigen Brustflossen vertreten beim Flug die Flügel, mit denen aber keine Flatterbewegungen vollzogen werden. Mit großer Geschwindigkeit schießen die Fische ohne Rücksicht auf Richtung des Windes und der Wellen aus dem Wasser empor. Genau wie die Gleitflieger fliegen sie gegen den Wind weiter als mit dem Wind. Als höchste Erhebung ist fünf Meter festgestellt, oft ist ein Flug bis zu 450 Meter Länge beobachtet worden. Diese lebenden Eindecker haben eine Fläche von rund 300 Quadratzentimeter bei 165 Gramm Gewicht; bei 12 m in der Sekunde Geschwindigkeit trägt die Luft die Last. Die Längsachse des Körpers ist etwas gegen den Horizont geneigt. Also der Flug dieser nicht hauptsächlich zum Fliegen erschaffenen Fische spielt sich genau so ab wie bei den von Menschenhand gebauten Eindeckern.



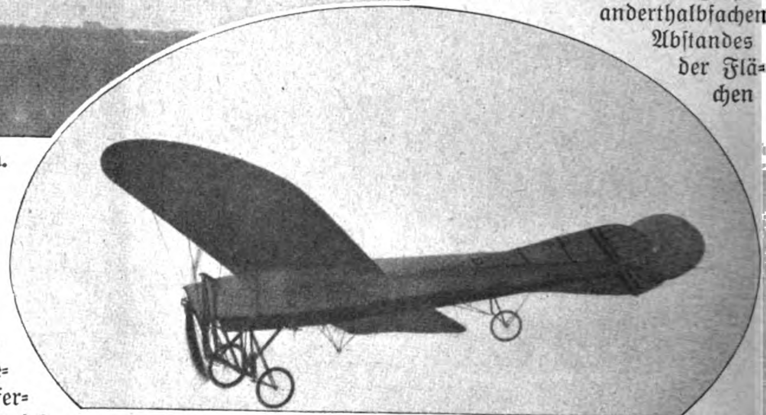
Jeannin auf einem Aviatik-Doppeldecker über dem Flugfeld Johannisthal.

Man könnte nun denken, daß es unbedingt am zweckmäßigsten wäre, lediglich der Natur nachzubauen, weil sie zweifellos die stabilsten Körper gebildet hat. Ein abschließendes Urteil läßt sich jedoch noch nicht fällen. Eindecker haben den großen Vorteil größerer Leichtigkeit, geringeren Luftwiderstandes und, daraus resultierend, der größeren Geschwindigkeit. Zweidecker besitzen stets ein größeres Gewicht; aus diesem



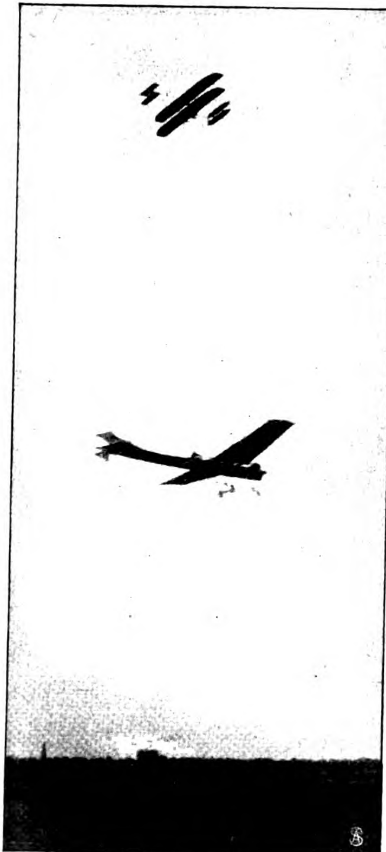
Eindecker vom Diplomingenieur Dorner-Berlin.
Phot. Fischer.

benachbarten Flächen hat Professor Ahlborn angestellt. Er hat durch sich äußerst fein im Wasser verteilenden Bärlappsamen die strömende Flüssigkeit in ihren einzelnen Teilen sichtbar gemacht und photographiert. Man sieht auf den hier wiedergegebenen Bildern, wie bei einer einzelnen Platte die Wirbelbildung hinter der Platte fehlt, wie dagegen bei den beiden Flächen trotz ihres großen anderthalbfachen Abstandes der Flächen

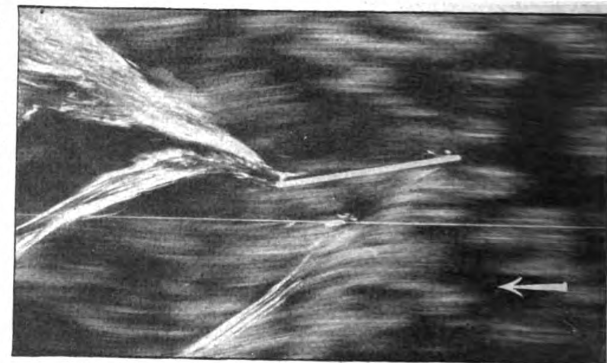


Eindecker von Bleriot, mit dem Moisant von Paris nach England geflogen ist.
Phot. Bol & Co.

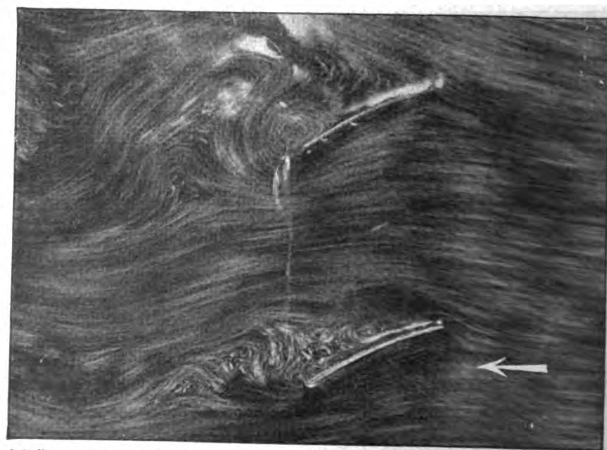
Grunde muß man ihnen auch mehr Tragfläche geben. In bezug auf die Mitnahme von Fahrgästen haben die Doppeldecker entschieden die Ueberlegenheit. Farman und De Baeder haben jeder noch drei Passagiere an Bord gehabt; der erstgenannte hat sogar 1 1/4 Stunden zu viert geflogen. — Den Zweideckern sprach man ferner vielfach eine größere Stabilität zu, und dieser Gedanke ist auch für die meisten Konstrukteure leitend gewesen. Das Beispiel der schon seit zwei Dezennien auch in Europa außerordentlich viel verwendeten Drachen für meteorologische Zwecke hat erwiesen, daß alle doppelflächigen Drachen in der Luft bei stärkerem Wind weit ruhiger stehen als die gewöhnlichen uralten Einflächer. Diese Tatsache sollte immerhin zu denken geben und vor einem voreiligen Urteil warnen. Wissenschaftliche Untersuchungen des Verhaltens der strömenden Luft bei einfachen und zwei



Thelen mit seinem Wright-Zweidecker.
Darunter:
Wincziers auf einem Antoinette-Eindecker.



Strömungen an einer ebenen, rechteckigen Fläche bei 10° Neigung. Nach Prof. Dr. Ahlborn.



Strömungen an zwei benachbarten flachgewölbten Drachenflächen.

gegenüber der Länge noch eine merkliche gegenseitige Beeinflussung und erhebliche Wirbelung eintritt.

Bei diesen Versuchen hat Ahlborn das Wasser gegen die Platten strömen lassen, da es für das Endergebnis gleichgültig ist, ob man die Flächen gegen die Luft oder das Wasser bewegt oder die Luft oder das Wasser gegen sie strömen läßt. Derartige wissenschaftliche Untersuchungen müssen in der Luft fortgesetzt werden; es gibt bereits Verfahren, durch die man die Wirbelungen der Luft sichtbar machen kann.

Ueber die Schwerpunktverhältnisse ist man sich im allgemeinen klar. Es hat sich kein grundsätzlicher Unterschied ergeben, ob man die Führer in einem bootsähnlichen Rumpf ziemlich hoch setzt, wie es die Franzosen vielfach tun, oder ob die Fahrgäste, wie bei Grade und Dorner, unter ihren Tragflächen sitzen.

Hauptmann a. D Hildebrandt

Bilder aus aller Welt.

Das Städtchen Hohenstein-Ernstthal beging vor wenigen Tagen das Jubiläum seines 400 jährigen Bestehens durch einen historischen Festzug, der auf dem festlich geschmückten, durch alte Tore abgeschlossenen Markt sein Ende erreichte.

Fräulein Rouvière ist die erste weibliche Hörerin der Ecole normale supérieure, einer Art Universität, die der Universität Paris angegliedert ist.

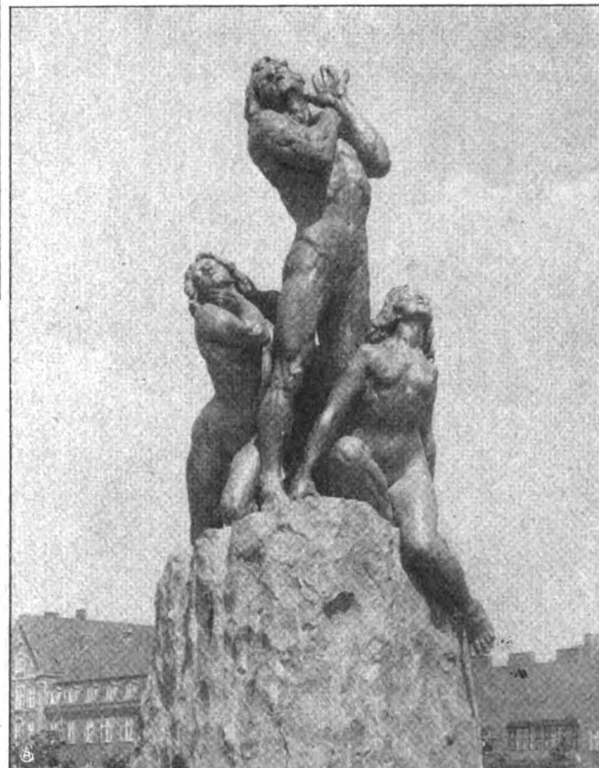
Frl. Aenne Wiegrebe ist ein aufgehender Stern der musikalischen Welt; sie wurde an das Carltheater nach Wien engagiert



Die 400-Jahr-Feier der sächsischen Stadt Hohenstein-Ernstthal:
Der festlich geschmückte Marktplatz.



Prof. Dr. A. Pringsheim,
München, beging seinen 60. Geburtstag



Das kürzlich enthüllte Denkmal für Niels Finsen,
den Erfinder der Lichtbehandlung, in Kopenhagen.



Mlle. Rouvière,
das erste weibliche Mitglied der école normale supérieure in Paris.



Frl. Aenne Wiegrebe
wurde ans Carltheater nach Wien als Operettendiva engagiert.



Phot. Bohr.
Von den Schwimmeisterschaften in Dresden.
Die Teilnehmerinnen am Damenspringen.



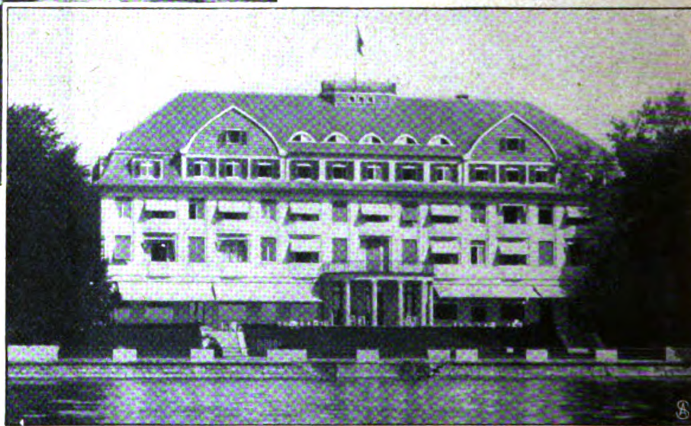
Phot. Selle & Kunpe.
Justizrat Dr. Baumert, Spandau, wurde zum Direktor der Grundbesitzerzentrale Deutschlands gewählt.

Heilkraft des Lichts, dem der leider so früh verstorbene Forscher die Wege in die Therapie ebnete.

Bei den Schwimmmeisterschaften zu Dresden bot das Damenspringen besonderes Interesse. Siegerin war Frl. Margarete Johne aus Charlottenburg.

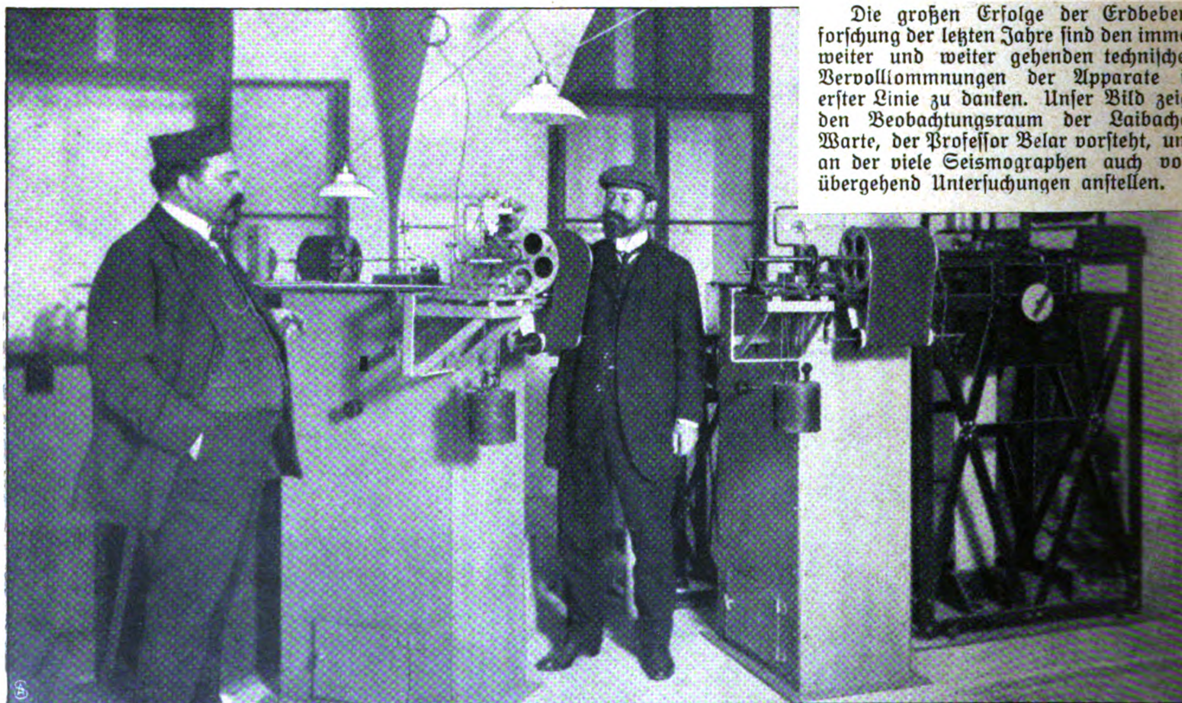
Der bekannte Münchner Mathematiker Prof. Dr. Alfred Pringsheim feierte kürzlich seinen 60. Geburtstag. Pringsheim nimmt auf dem Gebiet der Mathematik seit langem eine führende Stelle ein.

Ein in seiner Gestalt ganz besonders schönes Denkmal hat die Stadt Kopenhagen dem Arzt Niels Finsen errichtet. Die drei kraftvollen, der Sonne zustrebenden Gestalten versinnbildlichen die

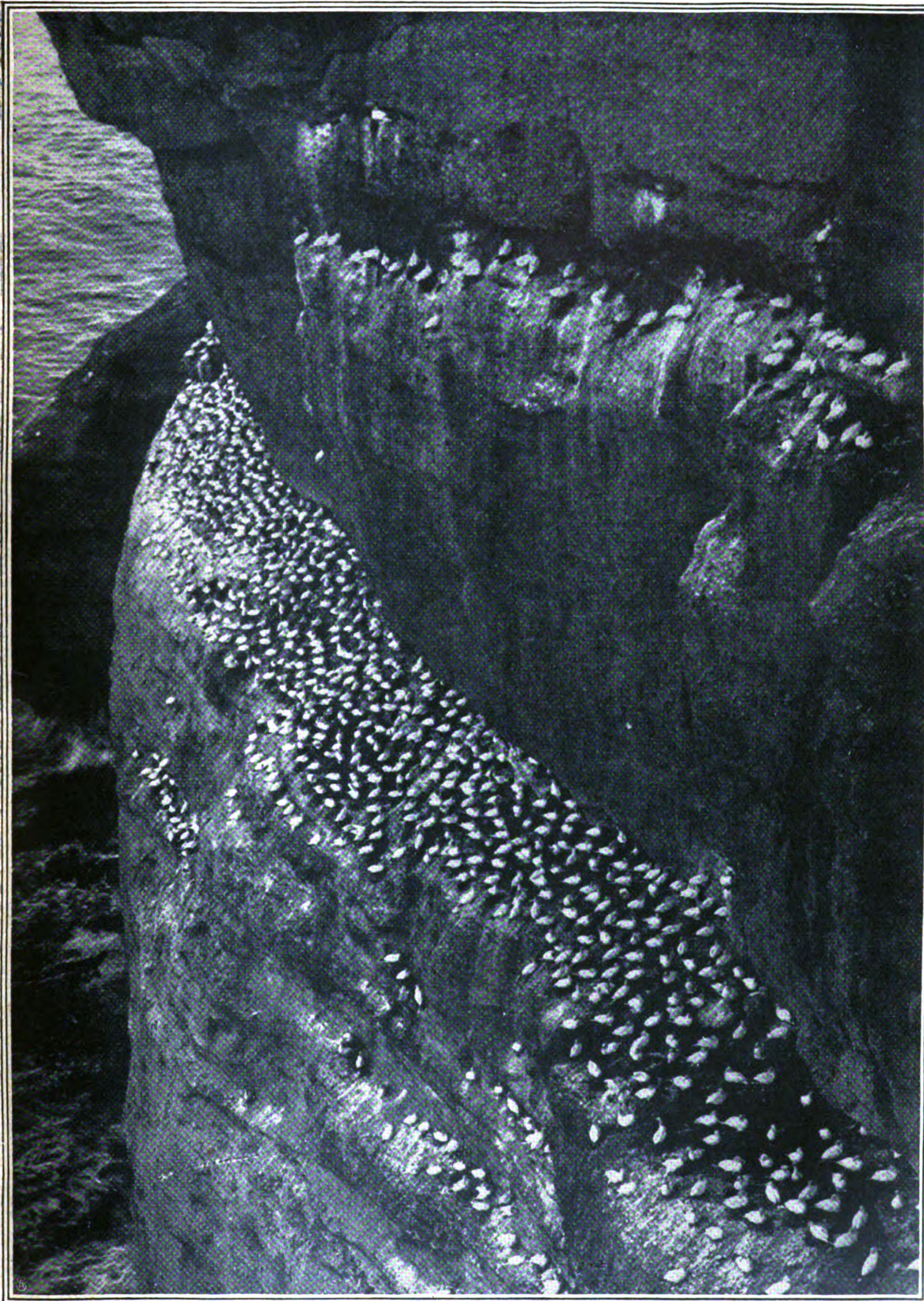


Das neue Kurgarten-Hotel in Friedrichshafen.

Die großen Erfolge der Erdbebenforschung der letzten Jahre sind den immer weiter und weiter gehenden technischen Vervolllommnungen der Apparate in erster Linie zu danken. Unser Bild zeigt den Beobachtungsraum der Laibacher Warte, der Professor Belar vorsteht, und an der viele Seismographen auch vorübergehend Untersuchungen anstellen.



Professor A. Belar, Laibach. Professor J. Michajlowich, Belgrad.
Das Innere der Erdbebenwarte in Laibach.

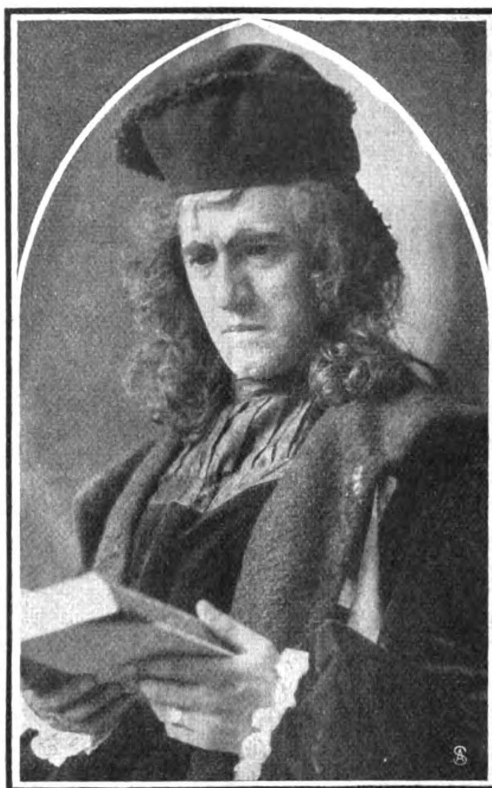


Phot. Underwood & Underwood.

Brütende Lummen an einem Felsen der englischen Küste.



Frl. Johanna Zrost-Radon
wurde an das Stadttheater in Posen engagiert.



Heinz Schwamborn,
von der Heidelberger Akademischen Gesellschaft für Dramatik, als Doktor Faustus in der alten Tragödie Doktor Faustus von Christopher Marlowe.



Frl. Charlotte Voigt
wurde als erste Naive an das Stuttgarter Hoftheater engagiert.

Zum Direktor des Zentralverbandes der städtischen Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands wurde Justizrat Dr. Baumert in Spandau gewählt.

In Friedrichshafen, das durch Zeppelin einen so vornehmen Fremdenverkehr gewonnen hat, ist jetzt ein mit allem Komfort ausgestattetes Kurgartenhotel eröffnet worden.

Tausende von Lummen umschwärmen jetzt die Felsen der englischen Küste und unserer Nordseeinsel Helgoland.

Fräulein Johanna Zrost-Radon, eine talentvolle Mozart-Sängerin, wurde an das Stadttheater in Posen engagiert.

Als erste Naive tritt Frl. Charlotte Voigt demnächst in den Verband des Stuttgarter Hoftheaters über. Die junge Künstlerin wirkte drei Jahre an der Meininger Bühne.

Der Deutsche Buchgewerbeverein unternahm kürzlich eine Studienfahrt nach London und wurde dort von der Association of Master Printers in der liebenswürdigsten Weise empfangen und geführt.



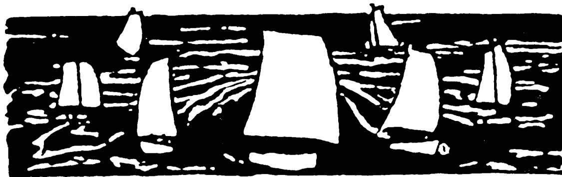
Zum Besuch des deutschen Buchgewerbevereins in London:
Die Mitglieder des deutschen Buchgewerbevereins und der Association of Master Printers in Walton Grange bei Aylesbury.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 38. **Berlin, den 17. September 1910.** **12. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 38.



Die sieben Tage der Woche.

8. September.

In der Gegend von Elbing beginnen die Kaisermanöver zwischen dem I. und XVII. Armeekorps.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung fordert einstimmig den Magistrat auf, die Reichsregierung zu ersuchen, alle zur Milderung der Fleischteuerung sofort durchführbaren Mittel unverzüglich zu ergreifen.

In Königsberg i. Pr. tritt der deutsche Pfarrertag zusammen.

In Schlesien richten Hochwasser großen Schaden an.

In der Nähe von Ocean City geraten auf dem amerikanischen Linienschiff „North Dakota" Oeltanks durch eine Explosion in Brand. Fünf Mann der Besatzung finden den Tod.

9. September.

In Dresden empfängt König Friedrich August den englischen Spezialgesandten Earl Roberts in Audienz und nimmt ein Schreiben entgegen, in dem die Thronbesteigung König Georgs V. angezeigt wird.

Der sächsische Finanzminister Dr. v. Rüger reicht sein Entlassungsgesuch ein.

Aus der deutschen Kolonie Wilhelma bei Jaffa kommen Nachrichten über Bedrohungen und schwere Mißhandlungen der Kolonisten durch Eingeborene.

In Kaiserslautern stirbt der Bischof von Speier Dr. v. Busch.

In Danzig wird der 25. Delegiertentag des Innungsverbandes deutscher Baugewerksmeister eröffnet.

Auf dem Michigansee geht ein der Père-Marquette-Eisenbahn gehöriger Trajekt etwa 30 Meilen von der Küste unter. Von der Besatzung werden nur drei Mann gerettet, 39 ertrinken.

10. September.

Eine gegen den Besuch des Zarenpaars geplante Protestversammlung in Langen bei Darmstadt wird von dem Bezirksamt in Offenbach verboten.

Die Pforte lehnt die Bedingungen ab, die von der französischen Regierung für die Kotierung der türkischen Anleihe an der Pariser Börse gestattet wurden.

Bei Bernay im Departement Eure entgleist ein von Cherbourg kommender Personenzug. Die Lokomotive und sechs Wagen gehen in Trümmer. Sieben Personen werden getötet, dreißig, zum Teil tödlich, verletzt.

11. September.

Der Alldeutsche Verband hält in Karlsruhe seine Hauptversammlung ab.

12. September.

Der Kaiser trifft in Mehlauken, Kreis Labiau, ein und begibt sich ins Elchrevier zur Jagd.

Die österreichische Regierung entsendet eine Kommission nach Argentinien, um die Möglichkeit der Einfuhr argentinischen Fleisches zu prüfen.

In Brüssel tritt die internationale diplomatische Seerechtskonferenz zur Regelung gewisser Fragen bei Kollisionen von Schiffen zusammen.

13. September.

In Marienburg in Westpreußen wird ein Fall von Cholera festgestellt. Sechs Personen sterben unter choleraverdächtigen Erscheinungen.

In Lucca stirbt, 68 Jahre alt, der frühere italienische Minister des Aeußern Morin.

Die portugiesische Regierung verfügt die Schließung des Priesterkollegs von Aldeia da Ponte und verbietet neue Klostergründungen von Jesuiten auf portugiesischem Gebiet.

Die französische Regierung läßt die Kotierung der türkischen Anleihe an der Pariser Börse bedingungslos zu.

14. September.

In Konstantinopel wird das Militär konsigniert, weil man Unruhen wegen der griechischen Patriarchatswahlen befürchtet.



Das neue Stellenvermittlergesetz.

Von Dr. phil. Maximilian Pfeiffer, Mitglied des Reichstags.

Am 1. Oktober tritt das neue Stellenvermittlergesetz in Kraft. Seit Jahren wurden über den Gewerbebetrieb der Stellenvermittler aus fast allen Berufskreisen heraus lebhafte Klagen geführt. Der Versuch, durch die Novelle zur Gewerbeordnung vom 30. Juni 1900 und das Gesetz, betreffend die Stellenvermittlung für Schiffsleute, vom 2. Juni 1902 den beregten Mißständen den Boden zu entziehen, ist nicht in vollem Umfang gelungen. Nach wie vor wurden Beschwerden darüber laut, daß für einzelne Sparten von Stellensuchenden unerträglich hohe Gebühren gefordert würden. Besonders kamen Klagen in dieser Richtung von den im Gastwirtsgewerbe tätigen Gehilfen, also Kellnern, Portiers, Hausdienern usw. Gerade dieses Personal, das in den meisten Fällen keinerlei Lohn bezieht, sondern nur auf Trinkgelder angewiesen ist, wurde von den Stellenvermittlern in der unglaublichsten Weise geschröpft. Dazu kommt noch, daß besonders die Portiers an manche Hotelbesitzer zur Erlangung ihrer Stelle einmalige oder jährliche Summen zu zahlen haben, die in einzelnen Fällen 30000 Mark übersteigen. Die Trinkgeldsteuer auf das Publikum muß das alles wieder einbringen.

Auch die Bühnenangehörigen führten Klage über zu hohe Belastung, indem sie an den Agenten für die ganze Dauer des vermittelten Engagements fünf Prozent des Einkommens zu entrichten hatten, während

die vertragschließende Bühnenleitung von jeder Vermittlungsgebühr befreit war.

Ebenso hatten zahlreiche Interessengruppen, so z. B. das preußische Landesökonomiekollegium, die Landwirtschaftskammern, die Arbeitsnachweisverbände, den dringenden Wunsch nach Aenderung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen ausgesprochen. In erster Linie hat der Verband deutscher Arbeitsnachweise in Nr. 6 seiner „Schriften" umfangreiches und wichtiges Material gegen das Geschäftsgebaren der gewerbsmäßigen Stellenvermittler vorgelegt, das eingehend verwertet ist von Dr. Franz Ludwig: Der gewerbsmäßige Arbeitsnachweis, Berlin 1906.

Neben der übermäßigen Höhe der Gebühren ergaben sich im Stellenvermittlungsbetrieb die Mißstände der Beförderung des Stellenwechsels, des Verleitens zum Verlassen der Stelle und Kontraktbruch, Vernachlässigung der Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, gewissenlose Ausbeutung der Arbeitnehmer, Benachteiligung der öffentlichen Interessen. Zur gründlichen Behebung dieser üblen Nebenerscheinungen wurde nun von verschiedenen Seiten Aufhebung der gesamten gewerblichen Stellenvermittlung gefordert, die gegen Entschädigung, analog der französischen Gesetzgebung, erfolgen sollte. Diese Entschädigungsumme würde für das Deutsche Reich 20 Millionen Mark betragen haben, wenn jeder Stellenvermittler nur 3000 Mark bekommen hätte. Wenn weiter gefordert wurde, das gesamte Gebiet der Stellenvermittlung dem gemeinnützigen öffentlichen Arbeitsnachweis zuzuteilen, so wäre das freilich der Idealzustand. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß der gemeinnützige öffentliche Arbeitsnachweis gegenwärtig noch nicht derart entwickelt und ausgebaut ist, daß er geeignet und imstande erschiene, die gewerbsmäßigen Stellenvermittler vollkommen zu ersetzen. Diese werden für bestimmte Berufe, bei denen vom Vermittler eine gewisse Fähigkeit zum Individualisieren zu betätigen ist, zurzeit noch nicht entbehrt werden können. Die vorher besprochenen Klagen geben die Richtung, in der Verbesserungen der seitherigen Vorschriften durchzuführen waren. Zunächst haben die Konzessionsbestimmungen eine Verschärfung erfahren, indem die Erlaubnis zum Gewerbebetrieb zu versagen ist, wenn Tatsachen vorliegen, die die Unzuverlässigkeit des Nachsuchenden in bezug auf den beabsichtigten Geschäftsbetrieb oder auf seine persönlichen Verhältnisse dartun. Bei der Prüfung der Bedürfnisfrage ist diese überall da zu verneinen, wo ein öffentlicher gemeinnütziger Nachweis in genügendem Umfang besteht. Von großer Wichtigkeit ist die Bestimmung, daß bei Erteilung der Erlaubnis die Berufe zu bezeichnen sind, für die die Vermittlung von Stellen stattfinden darf.

In der Praxis war sehr häufig die Gewohnheit eingerissen, daß Stellenvermittler zugleich Geschäfte anderer Art betrieben, durch die sie auf Stellensuchende Kaufzwang und damit eine Pression materieller Art üben konnten. Das Gesetz sucht diesem groben Unfug gründlich zu steuern, indem es vorschreibt, daß der Stellenvermittler Gastwirtschaft, Schankwirtschaft, Kleinhandel mit geistigen Getränken, gewerbsmäßige Vermietung von Wohn- oder Schlafstellen, Handel mit Kleidungs-, Gebrauchs-, Genuß- oder Verzehrungsgegenständen oder mit Lotterielosen, das Barbier- oder das Friseurgewerbe, das Geschäft eines Geldwechslers, Pfandleihers oder Pfandvermittlers weder selbst noch durch andere betreiben darf.

Ebensowenig darf der Stellenvermittler mit einem Gewerbetreibenden der vorbezeichneten Art so in Geschäftsverbindung treten, daß er sich für seine Tätigkeit Vergütungen irgendwelcher Art gewähren oder versprechen läßt. Das ist nur statthaft für den Fall, daß der Stellenvermittler für den eigenen Betrieb des Gewerbetreibenden tätig ist. Den auf diesem Gebiet beliebt gewesenen Machinationen ist ferner beizukommen versucht durch die Bestimmung, daß der Stellenvermittler den Stellensuchenden gegenüber seine Tätigkeit nicht zur Anpreisung für andere eigene oder fremde Gewerbebetriebe benutzen darf, ebensowenig, wie er diese verpflichten oder anhalten darf, aus seinem oder aus einem von ihm bezeichneten Gewerbebetrieb oder Handelsgeschäft Waren zu entnehmen. Um aber allen Schiebungen den Boden zu entziehen, trifft das Gesetz die Vorsorge, daß der Stellenvermittler zu dem Arbeitgeber in keinem Dienst- oder Abhängigkeitsverhältnis stehen darf.

Eine beliebte Klausel, besonders bei Bühnenverträgen, verpflichtete seither den Arbeitnehmer für längere Zeit, seine Engagements durch den gleichen Vermittler abschließen zu lassen. Daß dadurch eine direkte Schädigung herbeigeführt werden konnte, bedingt durch die mangelhafte Geschäftsverbindung des Agenten, ist klar. Ein derartiger Generalvertrag ist fernerhin nicht mehr erlaubt; denn alle Verträge, durch die sich ein Arbeitnehmer verpflichtet, sich auch in späteren Fällen der Mitwirkung eines bestimmten gewerbsmäßigen Stellenvermittlers zu bedienen, sind nichtig.

Einschneidende Neuerungen bieten die Bestimmungen über die Taxen. Bisher genügte die Anzeige der vom Vermittler selbst festgesetzten Taxen bei der Behörde. Nach dem neuen Gesetz erfolgt die Festsetzung der Gebühr durch die Behörde. Um eine allen Teilen gerecht werdende Normierung zu erzielen, werden dabei die Vertreter der Stellenvermittler, der Träger des öffentlichen Arbeitsnachweises, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer gehört. Die Vermittlungsgebühr ist aber nur dann zu entrichten, wenn der Vertrag auch wirklich infolge der Tätigkeit des Vermittlers zustande kam, und zwar ist sie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu halbieren, wenn beide Teile diese Tätigkeit in Anspruch genommen haben. Diese Inanspruchnahme wird ohne weiteres überall da vorauszusetzen sein, wo einer der beiden Teile auf ein Offert, das der Vermittler namens des andern Teils vorlegt, eingeht. Die Tendenz des Gesetzes, dem Arbeitnehmer den größtmöglichen Schutz zu sichern, kommt hierbei zum Ausdruck in der Vorschrift, daß bei Teilung der Gebühr andere, zuungunsten des Arbeitnehmers getroffene Vereinbarungen ungültig sind.

Das Schmiergelderunwesen, von dessen Umfang sich das unbeteiligte Publikum kaum eine Vorstellung machen kann, ist beseitigt. Es dürfen neben den behördlich festgesetzten Taxen Vergütungen anderer Art nicht erhoben werden. Um aber das Hintertürchen zu versperren, erhöhte Vergütungen, etwa à conto „bare Auslagen", für die ein reichlich bemessenes Pauschale angesetzt werden könnte, herauszuschlagen, ist bestimmt, daß die Erstattung barer Auslagen nur insoweit gefordert werden darf, als sie auf Verlangen und in Vereinbarung mit dem Auftraggeber verwendet und als notwendig hinreichend nachgewiesen sind.

Einseitig ist die vom Arbeitnehmer zu zahlende Gebührenhälfte nur zu entrichten in dem Fall, daß dieser

die Stelle nicht antritt. Der Arbeitgeber hat dann nichts zu zahlen oder erhält die ihm zufallende, bereits bezahlte Hälfte der Taxe zurück. Der Gebührentarif ist im Geschäftslokal sichtbar auszuhängen und, damit Schädigung der Stellesuchenden vermieden ist, diesen vor Abschluß der Vermittlung ausdrücklich mitzuteilen.

Es gehörte seither zur alltäglichen Erfahrung, daß Stellenvermittler bei ihnen deponierte Papiere der Stellensucher, z. B. Gesindebücher, Arbeitsbücher, Zeugnisse, Ausweispapiere, oft auch andere Gegenstände, zurückbehielten, sei es nun, um dem Arbeitnehmer den Verkehr mit Konkurrenten unmöglich zu machen, oder um sich durch Einbehaltung dieser Objekte das Pfandrecht zu sichern. Derartige Praktiken gegen den Willen des Eigentümers verbietet das Gesetz.

Es gibt auch eine Handhabe bei der Verschleppung deutscher Mädchen ins Ausland. Gewissenlose Stellenvermittler besorgten da Stellen für Kellnerinnen, weibliches Dienstpersonal, Erzieherinnen und Lehrerinnen. Jenseit der Grenze führte der Weg dann diese armen Opfer sehr häufig, sei es auf direkten Pfaden oder durch Krümmungen, in Etablissements sehr eindeutigen Charakters. Eine intensivere Kontrolle dieser Auslandstellenvermittler wird ermöglicht durch die Weisung, daß diese der für ihren Gewerbebetrieb zuständigen Polizeibehörde ein Verzeichnis der Namen der Personen, die sie im Ausland placiert haben, und der ihnen vermittelten Stellen nach näherer Anordnung regelmäßig vorzulegen haben.

Da es selbstverständlich ist, daß da oder dort sich weitere Unzuträglichkeiten herausstellen, die Abhilfe fordern, ist es in die Kompetenz der Landeszentralbehörden gegeben, weitere Bestimmungen über den Umfang der Befugnisse und Verpflichtungen sowie über den Geschäftsbetrieb der Stellenvermittler zu erlassen.

Die Strafbestimmungen sind erheblich verschärft. So bewirkt ein Verstoß gegen die oben näher bezeichnete Zuverlässigkeit sofortigen Verlust der Konzession. Es wird auch in dieser Hinsicht unter den bisherigen Vermittlern fürchterliche Musterung gehalten. Ist Unzuverlässigkeit bezüglich des Betriebes erweislich — und sie ist es ohne weiteres, wenn die Gebührentaxe überschritten wurde, und wenn Extrahonorare versprochen oder angenommen sind — oder ist sie in persönlichen Verhältnissen begründet, dann wird der Gewerbebetrieb auch allen jenen Stellenvermittlern untersagt, die ihn vor dem 1. Oktober 1909 begonnen haben. Die Untersagung wirkt für das ganze Gebiet des Reiches. Im Verwaltungstreitverfahren kann gegen sie Rekurs ergriffen werden.

Aus allen Vorschriften des neuen Stellenvermittlergesetzes ergibt sich demnach eine bedeutend bessere Sicherung des Stellensuchenden. Wenn schon in der Anordnung der Anhörung des Trägers eines allgemeinen öffentlichen Arbeitsnachweises bei Festsetzung der Gebühren das Gesetz diesen Arbeitsnachweis mit wichtigem Einfluß betraut, so geschieht das noch mehr in der Bestimmung, daß der Träger des öffentlich rechtlichen Arbeitsnachweises berechtigt ist, selbständig Antrag auf Entziehung der Erlaubnis zum Gewerbebetrieb eines Stellenvermittlers einzubringen.

Wohl werden gerissene Vertreter in den Reihen der Stellenvermittler versuchen, die engen Maschen des Gesetzes zu weiten. Es ist ihnen recht schwer gemacht. Man darf mit dem Erreichten wohl zufrieden sein. Die soziale Forderung „Schutz der Notlage des Arbeitsuchenden“ ist erfüllt, soweit als möglich. Und so ist das neue Stellenvermittlergesetz ein Schritt auf dem Weg ins soziale Kanaan, wo der paritätische Arbeitsnachweis die Erfüllung aller Wünsche und Hoffnungen bringen soll.

Die Lebensbedingungen der Europäer in Kamerun.

Von Major a. D. W. Langheld.

Ehe vor 26 Jahren in Kamerun die deutsche Flagge gehißt und dadurch das Gebiet der deutschen Verwaltung unterstellt wurde, führten die Europäer dort ein wenig beneidenswertes Dasein. Sie konnten nur für geduldet gelten und mußten die Berechtigung ihres Aufenthalts durch große Opfer erkaufen. Wenn man die Erzählungen der Kaufleute hört, die damals dort Handel trieben, so muß der Uebermut der Schwarzen bisweilen keine Grenzen gekannt haben. Auf dem Festland war ihnen häufig verwehrt zu wohnen, sie mußten auf abgetakelten, verankerten Segelschiffen, sog. Holken, ihren Aufenthalt nehmen und waren auch hier vor unliebsamen nächtlichen Besuchen nicht immer sicher. Deshalb wurde die Bordwand mit Glasscherben bestreut, um den barfuß gehenden Negern das Eindringen zu verwehren. Mit ihrem Bedarf an Trinkwasser waren sie meist nur auf das aufgefangene Regenwasser beschränkt und mußten für anderes aus den Bächen des Festlandes ziemlich viel bezahlen. Um dies zu vermeiden, wurden in dunklen Nächten Leute an die Küste geschickt, um das kostbare Naß zu holen. Aber wehe, wenn sie bemerkt wurden. Es kam dann zu Zusammenstößen mit den Eingeborenen, die meist blutig verliefen. Dabei handelte es sich nicht um große Sultane, sondern um kleine, unbedeutende Dorfhäuptlinge. Um des lieben Friedens willen und damit der Handel nicht gestört wurde, nahmen die Europäer alle diese Widerwärtigkeiten und Unbequemlichkeiten auf sich.

Mit der Besitzergreifung des Landes durch die deutsche Regierung trat hierin ein Wechsel ein. Zuerst ließen sich die deutschen Beamten als Vertreter der neuen Autorität auf dem Festland nieder, die Kaufleute folgten.

Die ersten Häuser waren sehr klein und ärmlich. Es steht noch jetzt das Haus, das der erste Landeshauptmann, so war damals der Titel des obersten Beamten, im Schutzgebiet gebaut und bewohnt hat. Es ist eine elende Baracke aus Holz und Wellblech, die schon lange von dem Medizinalreferenten für ungeeignet als Wohnung eines Europäers bezeichnet ist. Der Urwald reichte bis dicht an dieses Häuschen heran, und wenn auch wohl die Erzählung in das Reich der Fabel gehört, daß die Elefanten aus dem Busch herausgetreten wären und mit ihren Rüsseln versucht hätten, das Wellblechdach abzuheben, so muß doch der Aufenthalt damals nicht sehr angenehm gewesen sein. Aber schon Herr von Soden ging mit energischer Hand

daran, Wandel zu schaffen. Er schlug einen großen Teil der Joßplatte, die hauptsächlich als Unterkunft für die Europäer in Betracht kommt, frei und legte einen großen Park an. Aus fremden Kolonien, von Madeira und den Kanarischen Inseln, brachte er seltene Gewächse, die er mit liebevoller Hand pflegte. Allmählich entwickelte sich der Ort Kamerun oder, wie er später zum Unterschied von der Kolonie genannt wurde, Duala mehr und mehr. Die Kaufleute erbauten sich Wohnhäuser auf dem hohen Ufer des Flusses, während ihre Speicher unten am Strand lagen. Die Holken verschwanden immer mehr. Als letzter existierte noch ein ehemaliges Schiff der Marine, das, etwas umgebaut, als Hospital für die Kreuzer der westafrikanischen Station diente.

Für die europäischen Bewohner des Schutzgebiets wurde ein schönes, massives Krankenhaus gebaut, und auch die Regierungsgebäude vervollkommneten sich mehr und mehr.

Die andern Plätze im Schutzgebiet, Viktoria, Kribi, Groß- und Klein-Batanga, Plantation, Edea usw., bekamen nach und nach anständige Baulichkeiten.

Die Stationen und Handelsplätze im Innern der Kolonie brauchten zu ihrer Entwicklung am längsten. Da in ganz Kamerun der Transport der Güter auf den Köpfen der Neger vor sich geht, können natürlich nur verhältnismäßig kleine Gegenstände befördert werden; man ist deshalb als Material für die Bauten auf das angewiesen, was man an Ort und Stelle findet, während an der Küste Zement, Wellblech und europäische Hölzer verwendet werden können. Aber auch hier ist in der jüngsten Zeit viel geschehen, und die Hauptstationen, so z. B. Jaunde, Ebolowa, Garua usw., gewähren dem dort stationierten Europäer ein menschenwürdiges Dasein.

Im allgemeinen bieten die Plätze in der Kolonie, wo die Europäer zahlreicher wohnen, ein recht zivilisiertes Aussehen, und Touristen, die Kamerun besuchen, sprechen meist ihr Erstaunen darüber aus. Sie haben sich die Verhältnisse sehr viel wilder gedacht und sind enttäuscht, daß die Europäer nicht in Buschhütten wohnen wie die Neger, und wie solche leben. Sie vergessen dabei ganz, daß die Entwicklung einer Kolonie nur möglich ist, wenn die Europäer lange ihrem Beruf nachgehen können, und daß dies nur erreicht werden kann, wenn die gesundheitlichen Bedingungen gefördert werden. Dabei spielt die Wohnungsfrage eine Hauptrolle.

Die Anzahl der im Schutzgebiet wohnenden Europäer ist verhältnismäßig nicht groß. Sie beträgt nach der letzten Aufstellung etwa 1200 Köpfe. Sie gliedern sich in Beamte des Gouvernements, Militärpersonen, Kaufleute, Pflanzer und Missionare.

Am ständigsten wohnen die letzteren in der Kolonie. Es gibt unter ihnen einige, die schon länger als 20 Jahre im Schutzgebiet weilen. Wenn auch bei den andern Berufsarten Persönlichkeiten sind, die ebenso lange auf ein Leben in der Kolonie zurückblicken können, so gehören diese doch zu den Ausnahmen.

Der Missionar, besonders der katholische, hat, wenn er in das Ausland geht, sich meist entschlossen, sein ganzes Leben diesem aufopferungsvollen Beruf zu weihen. Aus Gesundheitsrücksichten ist es wohl hin und wieder notwendig, daß er in die Heimat zurückkehrt, aber sobald er einigermaßen wiederhergestellt ist, eilt er an den Schauplatz seiner Tätigkeit zurück. Da die Stationen der Mission festliegende sind und meist dieselben Leute auf denselben Posten zurückkehren, so haben sie es verstanden, in ihren Niederlassungen eine gewisse Gemütlichkeit sich zu schaffen. Sowohl die protestantischen Missionare als auch die Laienbrüder der Katholiken sind hervorragend tüchtig in den verschiedenen Handwerken und haben es verstanden, auch ihre Zöglinge entsprechend anzulernen. So sind ihre Häuser praktisch gebaut, und ihre Stationen zeichnen sich häufig durch schöne Kirchenbauten aus.

Hart ist für die protestantischen Missionare, die verheiratet sind, daß sie ihre Kinder in einem gewissen Alter nach Europa schicken müssen, da sie in der Kolonie nicht erzogen werden können. Auch wäre wohl das Klima für einen Menschen, der sich in den Entwicklungsjahren befindet, nicht zuträglich.

Bei den Kaufleuten müssen wir die älteren, in leitender Stellung befindlichen unterscheiden von den jungen, die dem Handel im Innern nachgehen. Die Leiter wohnen an den Hauptplätzen in den den Tropenverhältnissen angepaßten, luftigen Häusern. Die jüngeren ziehen mit ihren Karawanen in den Busch, und ihre Lebensbedingungen sind zum Teil recht mäßig. In vielen Teilen, besonders in den Gebieten des Urwaldes, ist die Fleischnahrung sehr schwierig zu beschaffen, und man ist glücklich, wenn ein mageres Huhn in den Kochtopf kommen kann. Ist dies nicht der Fall, so sind sie auf Konserven angewiesen, und der Buschhumor hat dafür den bezeichnenden Ausdruck gefunden „Man schlachtet ein Tin", d. h., man öffnet eine Konservenbüchse. Bei längerem Genuß der Konserven leidet natürlich die Gesundheit, und so sind diese Herren, wenn sie nach dreijährigem Aufenthalt im Urwald an die Küste zurückkehren, einer Erholung sehr bedürftig. Ihre Gesichtsfarbe ist von einer erschreckenden Bleichheit, dies kommt wohl auch daher, daß in den dichten Urwald die Sonne nicht eindringen kann. Ueberhaupt wirkt dieses Leben im Urwald deprimierend auf die Psyche der Europäer. Selten sieht man den Himmel, immer türmt sich 10 bis 15 Schritt vor einem die grüne, undurchdringliche Mauer auf. Ich kann den Ausspruch eines englischen Offiziers, der in Südnigerien in ähnlichen Verhältnissen, wie wir sie in Kamerun haben, lebte, wohl verstehen, der mir sagte: „I hate the bush." Die Ueberzeugung, mit der er diesen Ausspruch tat, ließ an der Wahrheit seiner Gefühle keinen Zweifel.

Die Gehälter, auch der jüngeren Angestellten, sind auskömmlich, und bei einigermaßen sparsamem Leben können sie sich etwas zurücklegen. Es ist dies wohl auch erklärlich, denn im tropischen Afrika mit seinen klimatischen Gefahren muß ein gewisses Aequivalent geschaffen werden. Meist sind sie mit freier Verpflegung angestellt, die in letzter Zeit durch Zahlung von sechs Mark täglich abgelöst wird. Auch dieser Satz muß als auskömmlich bezeichnet werden.

Etwas besser als die jungen Kaufleute sind die Pflanzer daran, da sie ein mehr seßhaftes Leben führen. Leicht ist aber ihr Beruf auch nicht. Von morgens sechs Uhr bis Sonnenuntergang müssen sie unterwegs sein und ihre Pflanzungen und die darauf beschäftigten Arbeiter inspizieren. Da die Kolonie sehr regenreich ist, was anderseits ihrer Fruchtbarkeit zugute kommt, kann man auf das Wetter keine Rücksicht nehmen. Bei Regen muß die Arbeit ebenso vor sich gehen wie bei Sonnenschein. Die Pflanzungen sind meist so angelegt, daß der Leiter mit einem Assistenten, bei größeren noch

einem Buchhalter, auf dem Hauptplatz wohnt, während die übrigen Europäer auf einzelne Vorwerke verteilt sind. Diese liegen meist ziemlich entfernt voneinander, so daß ein solcher Vorwerksleiter ein recht einsames Leben führt. Auch ihre Gehälter sind ausreichend, können aber nicht als übertrieben hoch bezeichnet werden. Nur die älteren Leiter beziehen entsprechend gute Gehälter.

Beamte und Militärpersonen, besonders aber die letzteren, sind einem häufigen Wechsel ihres Aufenthaltsortes unterworfen und haben infolgedessen am wenigsten Gelegenheit, ihr Heim sich gemütlich auszubauen. Die Regierung ist zwar bestrebt, auch hier die einzelnen Europäer an den gleichen Stellen arbeiten zu lassen, um dadurch die Entwicklung der Kolonie zu fördern, aber durch Ausfall infolge von Erkrankungen und Urlaubsreisen ist dies nicht immer möglich. Durchgeführt ist wenigstens, daß die leitenden Beamten, Bezirksamtmänner und Stationschefs, die gleichen Persönlichkeiten bleiben.

Die Gehälter unserer deutschen Beamten und Militärpersonen bleiben zwar etwas hinter denen der Engländer zurück, es können damit aber die Ausgaben völlig gedeckt und meist sogar bei einigermaßen solidem Leben Ersparnisse gemacht werden. Schwierig ist dies nur für Verheiratete, und es wäre vielleicht anzustreben, eine gewisse Zulage zu gewähren, denn der kulturfördernde Einfluß der europäischen Frau in tropischen Kolonien kann nicht hoch genug bewertet werden.

Bei der Schutztruppe bezieht der Kommandeur ein Jahresgehalt von 14100 Mark, die Hauptleute 9600 bis 10800 Mark, Oberleutnants 7500, Leutnants 6300, Unteroffiziere und Deckoffiziere 2400 bis 5400 Mark, dabei die Militärpersonen, die sich selbst bekleiden müssen, ein jährliches Ausrüstungsgeld von 400 Mark. Eine freie Verpflegung wird nicht gewährt, dafür treten bei Expeditionen die Tagegelder. Die Bezüge der Sanitätsoffiziere entsprechen dem Rangverhältnis.

Aehnlich wie bei den Militärpersonen sind die Gehälter bei den Beamten des Gouvernements.

Entsprechend der geringen Seßhaftigkeit der meisten Europäer im Schutzgebiet ist die Anzahl der europäischen Frauen noch verhältnismäßig klein, wenn sie auch in den letzten Jahren bedeutend zugenommen hat. Seitens des Kolonialamtes und des Gouvernements wird der Frage der Familienbegründung viel Interesse zugewandt, und nachdem in den letzten Jahren die hygienischen Verhältnisse sich erheblich gebessert haben und mehr Familienwohnungen geschaffen worden sind, können mehr verheiratete Europäer in der Kolonie wohnen, als es früher der Fall war. Schon dadurch wird der Stand der europäischen Angestellten mehr stabil, sehr zum Nutzen der Kolonie. Aber, wie schon oben erwähnt, könnte die Regierung noch mehr tun.

Sehr wenig haben die in Kamerun lebenden Europäer an Vergnügungen. Theater, Bälle und dergleichen gibt es natürlich nicht. An den Hauptplätzen spielt wohl hin und wieder mal die sehr gute, aus Farbigen bestehende, von einem deutschen Kapellmeister geleitete Schutztruppenkapelle. Wo mehr Familien zusammen sind, wie in Buea und Duala, gibt es auch einen entsprechenden gesellschaftlichen Verkehr.

Ein Fest, wie man es noch vor fünf Jahren für unmöglich gehalten hätte, wurde Anfang dieses Jahres in Duala gefeiert, nämlich ein Basar zum Besten des Vereins vom Roten Kreuz für die Krankenpflege in den Kolonien. An ihm beteiligten sich fast alle Damen, die nach Duala kommen konnten, und unter der energischen Leitung Ihrer Exzellenz der Frau Gouverneur Seitz verlief der Tag in ungetrübtester Harmonie. Die Einnahme war so hoch, daß ein Ueberschuß von mehr als 4000 Mark erzielt wurde.

Etwas Sport bringt Abwechslung in das Leben der Europäer. Es wird Tennis gespielt, geritten, gefahren und gesegelt. Auch zu einem Pferderennen hat sich Kamerun aufgeschwungen, das am zweiten Pfingstfeiertag dieses Jahres abgehalten wurde und glänzend verlief.

Viel ist gerade in den letzten Jahren für die Entwicklung der Kolonie geschehen. Durch den Eisenbahnbau, die Nord- und Mittelbahn, werden weite Gebiete der Kultur erschlossen werden und die reichen Schätze des Hinterlandes infolge der verbesserten Transportverhältnisse an die Küste gebracht werden können. Auch die entfernter liegenden Gebiete mit ihrem jungfräulichen Boden, die sich hervorragend zur Plantagenkultur eignen, können sehr gut ausgenutzt werden. So werden sich die Einkünfte der Kolonie steigern und dadurch die Lebensbedingungen für die dort weilenden Europäer von Jahr zu Jahr bessern.

Grill und Spieß.

Plauderei von Wilhelmine Bird.

Der Koch wird erzogen — der Bratkünstler geboren. „Können Sie einen Braten machen?" Diese Frage an die Köchin, die engagiert werden soll, wird ausnahmslos mit ja beantwortet. Beide Teile schließen befriedigt den Vertrag, Fragende wie Beantwortende sind nur gar zu oft gleich unschuldigen Wissens, wie ein Braten gemacht wird, doch sie gehen vertrauensvoll der Zukunft entgegen, von kommendem Schmerz noch nichts ahnend. Das Wort „machen" schließt ohne weiteres die ursprünglich beste Art der Herstellung eines Bratens aus.

Die Küchentechnik hat im Lauf der Jahre ihr Gebiet mit allen möglichen Erfindungen bereichert, die uns helfen sollen, „den Braten zu machen". Wohlan, halten wir eine kleine Revue ab. Unter Braten machen müssen wir verstehen, daß wir dem Fleisch mit Zugabe von Butter, Speck oder anderen beliebten Fetten, Sahne, Champignons und anderen Würzen unter Einwirkung von Unter- und Oberhitze des Bratofens den Charakter eines Bratens geben zum Unterschied von in Wasser gekochtem Fleisch.

Daß die Bratpfanne vom Standpunkt der Bequemlichkeit aus eine so große Ober- — ich möchte fast sagen — Alleinherrschaft, namentlich in Deutschland, errungen hat, muß befremdlich und kulturrückständig erscheinen, wenn man bedenkt, daß die Zubereitung eines Bratens in dieser Form der fortgesetzten Aufmerksamkeit und Intelligenz bedarf — beides Dinge, die

nicht Allgemeingut sind. Gerade hierbei ist der Bratkünstler von Geburt nötiger als bei Anwendung irgendeines andern Hilfsmittels.

Das Gelingen eines goldig gebräunten, rosig saftigen Bratens, wie er sein soll, um beim Genuß in uns Wohlbehagen, die versöhnlichsten Gesinnungen und tugendhaftesten Vorsätze auszulösen, hängt namentlich von der ersten Einwirkung des Hitzegrades ab, der stark genug sein soll, die Ueberraschung des Fleisches zu vollziehen, d. h. a tempo die Poren zu schließen, um den Saftaustritt erfolgreich zu verhindern. Die Unkenntnis oder Versäumnis dieses ersten Schrittes stellt einen Fehltritt dar, der nicht allzu schnell wieder auf die Füße kommen läßt.

Dem schließt sich dann die Aufgabe an, das schöne Ansehen des Bratens zu bewahren — zugleich mit der Entwicklung der Ausstattung, die wir ihm gegeben, d. h. der Ingredienzen, die uns unter Auffangung des Fleischaromas und dem der äußeren Hülle entweichenden Saftes das geben sollen, was man jetzt vielfach im stolzen Nationalbewußtsein mit der Bezeichnung Tunke zu benennen pflegt. Tunke! Furchtbar! Bleiben wir lieber bei Sauce. Solange nicht ein Weiser dafür ein deutsches Wort ersann, das imstande ist, alle die gaumenreizenden Vorstellungen in uns zu erwecken, die das französische Wort Sauce uns in seinem geistigen Gehalt aufdrängt, so lange — bitte — bleiben wir bei Sauce.

Wird man vorgenannten Bedingungen, die eine fortgesetzte Aufmerksamkeit bedeuten, gerecht, so bin ich weit entfernt davon, der Bratenpfanne ihre große Herrschaft zu bestreiten. Ich werde mich auch hüten, mir die Saucenfanatiker, denen eine gute Sauce mit gekochtem Pantinenleder oder Darmseiten lieber ist als ein von Saft strotzendes Fleisch ohne Sauce, auf den Hals zu hetzen. Ich muß hier einschalten, daß ich bei diesen kleinen kulinarischen Ausführungen absehe von den Massenversorgungen, wo es darauf ankommt, mit weniger Fleisch und Kartoffeln und noch so viel mehlpampiger Sauce nur dem Nahrungsbedürfnis abzuhelfen. Alles hat nach gegebenen Verhältnissen seine Berechtigung, auch die Familienseifen — pardon — ich wollte sagen die Mehlpampen.

Der glückliche Feinschmecker aber, dem es auf die Qualität, nicht auf die Quantität ankommt — ein Gourmet ist selten ein Gourmand — verlangt intensivere Variationen der Zubereitung. Glücklich nenne ich ihn, weil ihm geholfen werden kann, und zwar durch die ältesten Formen, die unsere Küchenkultur besitzt.

Die verschiedenen Fleischsorten haben verschiedenen Geschmack und Aroma. Diese Eigenschaften klar zum Ausdruck zu bringen, kann nicht durchgreifender erreicht werden als durch Grill und Spieß. Im vorhinein müssen wir dabei auf lange Saucen verzichten, aber die damit erzeugten Produkte tragen ihren Wert wie die Tugend im Herzen in sich und bedürfen dieser äußeren Ausstattung nicht.

Die überaus einfache und billige Einrichtung des Grills sollte Bestandteil einer jeden Küche sein, auch der einfachsten, wie es in England und in Amerika ist. Ich sträube mich etwas, die banalen Marktschreierworte: „ein Versuch wird jedermann überzeugen" auszusprechen, aber ich weiß, daß ich nichts Besseres für meine lieben Mitmenschen tun kann. Gäbe es doch unter den Herren Baumeistern mehr Feinschmecker! Es berührt mich rätselhaft, warum sie die Küchen im allgemeinen und die dazu gehörige nötige Speisekammer so bequem, d. h. für sich, behandeln und praktische Einrichtungen des Auslandes nicht zu uns übernehmen. Jeder Kochherd sollte mit einem Grill verbunden sein, dem die immer bereite Gasfeuerung zugrunde liegt. Hier liegen Frauenrechte, die man uns — und ich setze etwas schadenfroh hinzu: unklugerweise zum eignen Nachteil — ungerecht verkürzt. Schneller und sparsamer und, last but not least, schmackhafter sind namentlich kleinere Fleischstücke nicht herzurichten als auf dem Grill. Ein Rumpsteak, ein Kotelett usw., nur mit Salz und Pfeffer bestreut, auf dem Grill einigemal gewendet, gibt in Kürze ein ohne irgendein Fett belastetes, zartes, innen rosiges und sehr saftiges Fleisch, das beim Durchschneiden mit der besten Sauce, d. h. reinem kräftigem Fleischsaft, den Teller bedeckt. Hat man dazu etwas Gemüse, einen Salat oder ein Kompott, so erübrigt es doch wahrlich der fetten künstlichen und dazu geldraubenden Saucen. Und wie gesund das ist!

Wenn ich spät abends vom Theater oder Konzert nach Haus komme, brauche ich die Köchin nicht — der Gasgrill, durch ein Streichhölzchen in Tätigkeit gesetzt, ist uns ein trefflicher Diener und bringt uns in die angenehme Lage, bei einem gesunden, bekömmlichen Fleischgericht im „Restaurant Home", d. h. bei uns, die geistigen Genüsse des Abends noch einmal zu durchleben im trauten Gespräch. Also, es lebe der Grill!

Machen wir nun den großen Schritt zu dem ehrwürdigen Spieß. Tausendfältig hat uns mit ihm die Kulturgeschichte vertraut gemacht. Aus den alten und ältesten Zeiten tritt er uns entgegen, zur Verherrlichung der Feste die Grundlage gebend. Sogar der edle Achilles verschmähte nicht, eigenhändig die Stücke Fleisch auf den Spieß zu reihen, um seine Gäste, unter denen ein König sich befand, zu ehren. Die gute französische Küche hat des Spießes nie entraten. Was hat ihn uns so fremd gemacht? Ich höre die Antwort mir um die Ohren schwirren — die bequeme Bratpfanne! Aber welch ein Irrtum! Bequemer als heutzutage ein Spießapparat kann ja überhaupt nichts sein. Wohl hatte es früher seine Schwierigkeit in dem Umstand des erforderlichen Feuers und der Drehtätigkeit, die ständig von einer Person geleistet werden mußte. Die Gastechnik hat hier aber auch etwas geleistet, was alle diese Schwierigkeiten siegreich aus dem Feld geschlagen hat. Durch ein Uhrwerk wird der Spieß in beliebigem Tempo gedreht, das auch präzise durch klingeln ankündigt, wenn es neuer Kraft zu seiner sinnreichen Tätigkeit bedarf und aufgezogen zu werden wünscht. Fleischstücke und Geflügel jeder Art werden durch den Spieß zu höchster gastronomischer Poesie verklärt. Wie man stundenlang — wenn man die Zeit dazu hat — in die trügerischen spielenden Flammen eines Kamins starren kann, so sieht man mit stetig steigendem Behagen dem wie durch eherne Weltgesetze sich gleichmäßig drehenden Spieß zu, wie er mit jeder Wendung der Vollendung seiner Aufgabe entgegengeht. Ein süßes Farniente mit den herrlichsten Aussichten. Langsam sich färbend, goldig und goldiger und knuspriger und knuspriger werdend, reißt uns die Gans am Spieß, deren Name so oft undankbar mißbraucht wird, zu aufrichtiger Bewunderung hin, deren Ausdruck wir mit Recht in den Worten „zum Anbeißen" kulminieren können. Die miserabelste Köchin ist nicht imstande, einen Spießbraten zu verderben, wie das beim Ofenbraten so leicht der Fall ist, und auch die Sauce, die naturgemäß

quantitativ gering ist, da sie nur tropfenweise niederfällt, ergibt sich von selbst in ihrer hervorragenden Güte. Und das alles nur mit den geringen Vorarbeiten. Hoffen wir, daß menschenfreundliche Einsicht in nicht zu ferner Zeit alle unsere Küchen mit genannten Hilfsmitteln versehen möge, es ist dafür gern manches andere öde Blendwerk in den Wohnungen zu entbehren, und der Erbauer kann dabei noch Geld sparen. Wer von den lieben Leserinnen diese Zeit aber nicht abwarten will, um des Bratens aller Braten teilhaftig zu werden, die tue Geld in ihren Beutel und verzichte, um keine Lücke zu reißen, lieber auf ein simples Kleid oder einen modernen Hut. Sie wird für den vorübergehenden Rausch eine bleibende Summe wahrhaftigen irdischen Glückes eintauschen.

Im Interesse der Leserinnen kann ich nicht schließen, ohne einer Segnung — ich kann es mit Fug und Recht so nennen — zu gedenken, die dem Namen nach wohl bekannt, aber ohne Frage nicht genug gewürdigt wird. Es ist die — erschrecken Sie nicht — Kochkiste und ist es nicht. Ich meine den Kochapparat, der wohl in Form einer Kiste sich präsentiert, aber statt des Heus oder der Holzwolle mit Metall gefüttert und mit Hilfe zu erwärmender Schamottesteine seine Tätigkeit vollzieht. Sind die Speisen angekocht oder angebraten und dem Apparat übergeben, so erfordert es nicht längerer Zeit zur Garung als auf offenem Feuer. Die Resultate sind überraschend. Die Ersparnis an Zeit und Feurung außerordentlich. Solch ein Apparat ist ein positiver Gewinn für jede Küche, der Hausfrau manche Sorge abnehmend, denn es kann bei dem besten Willen nichts anbrennen oder verderben, und der festgeschlossene Apparat fesselt mit höchstem Geiz alles Aroma. Für einfache Haushaltungen ein Nonplusultra, aber auch in jeder anspruchsvollen Küche für alle möglichen Fälle ein gewissenhafter Diener. Das hartnäckigste vier- bis fünfjährige Suppenhuhn zwinge ich durch ihn zur zartesten Brüsseler Poularde. Mit einem geringen Zusatz Wasser angekocht und abends dem erhitzten Apparat übergeben, wird es am andern Tag völlig erweicht herausgenommen und dann mit dem Saft dem Schmortopf übergeben, um es in einer Stunde zu schöner Bräune einzubraten. Ein überraschend köstliches Gericht.

Zum endgültigen Schluß nun noch die Papiertüte. Sie ist neueren Datums. Auch hier werden Butter usw. überflüssig. Das Fleisch wird wie beim Grill nur mit Salz, allenfalls Pfeffer eingerieben, dann der präparierten Tüte, die weder Saft noch Aroma ausläßt, einverleibt und einem verzinnten, fest schließenden Kessel, der 1 bis 2 Roste enthält, so daß mehrere Stücke Platz finden, übergeben. Der Kessel muß im Ofen bereits zu dem nötigen Grad erhitzt sein, ehe er das Fleisch aufnimmt. Der Kessel wird darauf in den Ofen gebracht, und in etwas längerer Zeit als auf offenem Feuer gart dies Fleisch dann in der trockenen Hitze. Gasöfen eignen sich am besten, da man, wenn der Ofen und Kessel einmal erhitzt ist, die Flamme bis aufs kleinste Maß setzen kann. Sieht man bei der Untersuchung, daß sich etwas Saft in der Tüte gesammelt hat, so ist das Fleisch gar, und es präsentiert sich uns ein wenn auch äußerlich nicht reizvolles, so doch durch und durch rosa aussehendes, äußerst saftiges und aromatisches Stück Fleisch, das schmeckt, als wäre es eben der frischesten Butter entnommen. Man kann das Fleisch in den Tüten servieren, das jedenfalls den Reiz der Neuheit für sich hat. Es lassen sich in dieser Weise nicht nur Fleisch, sondern auch frische Gemüse, Geflügel, Fisch, und zwar die verschiedensten Gattungen, zu gleicher Zeit herrichten. Ich habe meine Versuche mit dem Kessel gemacht, es gibt aber auch bereits Oefen mit mehreren Rosten, die große Quantitäten aufnehmen. Wie bei allem, so macht auch hier die Praxis die Meisterin, und diese wird der Papiertüte ihre Hochachtung nicht versagen.

Es ist ja ein bekanntes Wort: Grau, Freund, ist alle Theorie usw. Nur die Uebung macht den Meister. Und wer einmal die Probe gemacht hat, wird sie sicher wiederholen. Sie ist ja auch so einfach. Man braucht nichts weiter als eine Papiertüte.

Unsere Bilder

Zur silbernen Hochzeit des badischen Großherzogpaares (Abb. S. 1597). Am 20. September begehen der Großherzog Friedrich II. von Baden und die Großherzogin Hilda den 25. Jahrestag ihrer Vermählung. Das hohe Paar sitzt erst seit zwei Jahren auf dem badischen Thron, hat aber während dieser Zeit reiche Herrschertugenden bewährt und sich die Liebe des ganzen Landes in reichem Maß erworben. Großherzog Friedrich hat an der Seite seines unvergeßlichen Vaters dazu beigetragen, daß Baden mit Recht das deutsche „Musterländle" genannt werden darf, und hat seit dem Tod Friedrichs I. die Regierung ganz in dessen Sinn weitergeführt. Die Großherzogin, eine geborene Prinzessin von Nassau, sieht ihre höchste Aufgabe in der Pflege wohltätiger und gemeinnütziger Bestrebungen. So ist denn der 20. September ein Jubeltag für alle guten Badener.

Die diesjährigen Kaisermanöver (Abb. S. 1598 und 1599). Nun sind die Tage des großen Scheinkampfs vorbei,

die in jedem Spätsommer den Höhepunkt des militärischen Jahres bezeichnen. An den Ufern des Elbingflusses und des Oberländischen Kanals kämpfte eine „blaue“ Armee (das I. Korps) mit einer „roten“ (dem XVII. Korps) um den Sieg. Die markantesten Abschnitte des zweitägigen Kriegspiels waren der Uebergang der blauen Kavalleriedivision über den von den Roten nur schwach verteidigten Elbingfluß und das Ringen um die befestigte Stellung der roten Armee bei Preußisch-Holland, die sie schließlich siegreich behaupten konnte. Die Soldaten taten unter den Augen des obersten Kriegsherrn das möglichste und errangen sich sein uneingeschränktes Lob. Der Kaiser hatte sein Hauptquartier auf dem Schloß des Fürsten zu Dohna-Schlobitten aufgeschlagen und besuchte von dort aus unermüdlich die Stätten, an denen der Kampf eben tobte. Natürlich wurden in dem Manöver auch die neuen Errungenschaften der militärischen Organisation und Technik ausgiebig erprobt. Ein Teil der Truppen trug die neue feldmäßige Uniform, die sich vorzüglich bewährt zu haben scheint.

Josef Kainz (Abb. S. 1601 u. 1602). Der größte deutsche Schauspieler unserer Zeit liegt schwer krank danieder. Die Nachrichten von seinem Krankenlager lauten so ungünstig, daß das Aergste befürchtet werden muß. Vielleicht ist der große Heldendarsteller des Wiener Burgtheaters schon von der Erdenbühne abgetreten, wenn die Leser der „Woche“ dieses Heft in Händen halten. Das wäre ein schwerer Verlust für unsere Kunst, denn Josef Kainz ist noch nicht alt, und unser Theater hat noch viel von ihm erhofft. Der Künstler kam am 2. Januar 1858 in der deutsch-ungarischen Stadt Wieselburg zur Welt. Im Jahr 1874 betrat er zum erstenmal die Bühne. Als Mitglied der „Meininger“ bewies er zum erstenmal seine künstlerische Bedeutung; dann reifte seine Künstlerschaft während der Jahre, in denen er Barnays „Deutschem Theater“ in Berlin angehörte. Im Jahr 1899 trat er in den Verband des Burgtheaters, das ihn seitdem zu den besten Trägern seiner langen und glorreichen Tradition gezählt hat.

Der neue Vizekönig von Indien (Abb. S. 1600). Der deutsche Kronprinz, der in wenigen Wochen Indien besuchen wird, soll dort von einem neuen Chef der britisch-indischen Regierung begrüßt werden. Sir Charles Hardinge, der langjährige vertraute Reisebegleiter Eduards VII., hat bekanntlich bald nach dem Tod seines königlichen Freundes sein Amt als Unterstaatssekretär im Foreign Office niedergelegt und dafür die ehrenvolle Aufgabe unternommen, an Stelle des Earls of Minto den neuen Souverän in seinem indischen Kaiserreich zu vertreten. Der neue Vizekönig wird sich mit seiner Familie demnächst auf seinen Posten begeben.

Der Silhouettentanz (Abb. S. 1603). Das Publikum des Varietéetablissements Ronacher in Wien bewundert jetzt allabendlich die junge Tänzerin Hippolita d'Hellas und ihre Silhouettentänze. Die Künstlerin wirft nicht etwa Schattenbilder an die Wand, sondern erscheint selbst als eine fleischgewordene dunkle Silhouette vor einem hellen Hintergrund. Diesen durch eine eigenartige Beleuchtungskombination ermöglichten Effekt nutzt sie aus, um allerlei wirklich schöne, klassische Tanzposen vorzuführen. Ihr künstlerischer Berater ist der Wiener Maler Theodor Bruckner.

Der Zarewitsch (Abb. S. 1604) erscheint jetzt zur Freude des Kurpublikums manchmal auf der Nauheimer Kurpromenade. Er pflegt den Weg von Schloß Friedberg nach Nauheim auf einem Fahrrad zurückzulegen, für dessen Fortbewegung der mit dem Schutz des sechsjährigen Thronfolgers betraute russische Matrose sorgt.

Personalien (Abb. S. 1604). Der neue sächsische Finanzminister Kurt v. Seydewitz, ein Bruder des langjährigen Kultusministers, war bisher als Ministerialdirektor im Finanzministerium tätig. — Der Kaiser hat den Geh. Oberregierungsrat Rüdlin, einen verdienten Beamten, der seit dreißig Jahren dem Staatsdienst und seit zwanzig Jahren der Staatseisenbahnverwaltung angehört, zum Präsidenten der Eisenbahndirektion in Berlin ernannt. — Der bisherige Vortragende Rat im Auswärtigen Amt Wirkl. Legationsrat von Erckert hat Berlin verlassen, um seine neue Stellung als Gesandter in Chile anzutreten. — Der beliebte „jugendliche Held“ des Wiener Burgtheaters Georg Reimers feierte dieser Tage das 25jährige Jubiläum seiner Zugehörigkeit zum Burgtheater. Der Künstler, der oft Tausende begeistert hat, wurde mit Begeisterung gefeiert. — Die großen französischen Manöver, die diesmal in der Picardie stattfanden, wurden in diesem Jahr vom General Michel, Mitglied des obersten Kriegsrates, geleitet. — In diesen Tagen besuchten zwei hervorragende Japaner das Deutsche Reich. Der Gouverneur von Tokio General Vicomte Kageahira wohnte dem Kaisermanöver bei, und Herr Osaki, der Bürgermeister von Tokio, verweilte auf der Reise von Brüssel nach Wien einige Tage in der Reichshauptstadt, deren kommunale Einrichtungen er sehr bewunderte.

Die Toten der Woche

Jesuitenpater Alexander Baumgartner, bekannter Schriftsteller, † in Luxemburg am 7. September im 70. Lebensjahr.

Geh. Hofrat Professor Dr. Hermann Breymann, † in Reichenhall am 6. September im Alter von 67 Jahren.

Hofrat Dr. Heinrich Caro, bekannter Chemiker, † in Dresden am 13. September im Alter von 76 Jahren.

Bildhauer Emanuel Frémiet, † in Paris am 10. September im 76. Lebensjahr.

Geheim. Rat Professor Dr. Friedberg, berühmter Kirchenrechtslehrer, † in Leipzig am 7. September im Alter von 74 Jahren.

Dr. Franz Xaver Haberl, bekannter Musikgelehrter, † in Regensburg im Alter von 70 Jahren.

Dr. Wilhelm Henzen, bekannter Schriftsteller, † in Leipzig am 12. September im Alter von 60 Jahren.

Holman Hunt, berühmter englischer Maler, † in London am 7. September im Alter von 83 Jahren.

Max Albert Klausner, bekannter Schriftsteller, † in Berlin am 7. September im 62. Lebensjahr.

Stadtrat Max Leichlin, namhafter Botaniker, † in Baden-Baden im Alter von 80 Jahren.

Professor Dr. Otto Lüdecke, bekannter Mineraloge, † in Friedrichroda am 7. September im Alter von 60 Jahren.

Senator Morin, ehem. italienischer Marineminister und Minister des Auswärtigen, † in Lucca am 13. September im Alter von 68 Jahren.

Stadtrat und Fabrikbesitzer Adolf Reichstein, Seniorchef der Brennabor-Werke in Brandenburg a. H., † am 12. September im Alter von 71 Jahren.

Max Schwarzlose, bekannter Industrieller, † in Norderney am 8. September im Alter von 70 Jahren.

Hofrat Prof. Dr. Zdenko v. Skraup, bedeutender Chemiker, † in Wien am 10. September im Alter von 60 Jahren.

Bilder vom Tage



Hofphot. Geb. Hirsch.

Friedrich II. und Hilda, Grossherzog und Grossherzogin von Baden
1885-1910.



Gutgedeckter Posten.
Phot. Menzendorf.



Mit Pferden rückwärts.
Phot. Menzendorf.

Vom Kaisermanöver in Ost- und Westpreußen.



In der Mitte: Infanterie-Schützenlinie in Deckung während des Gefechts.
Hofphot. Franz Tellgmann.

Unten links: Maschinengewehr in Deckung.
Unten rechts: Jäger in neuer Uniform.
Hofphot. Franz Tellgmann.







Hofphot. Franz Tellgmann.

Der Kaiser (×) als Manövergast beim Fürsten zu Dohna-Schlobitten (××) auf Prökelwitz.



Phot. Menzendorf.

Der Uebergang der „blauen“ Kavallerie über den Elbingfluß.

Vom diesjährigen Kaisermanöver.



Der neue Vizekönig von Indien: Phot. Central News.

Sir Charles Hardinge und Lady Hardinge mit ihrer Tochter auf der Straße in London.



JOSEF KAINZ

1. in „Fritzchen“
2. als Romeo
3. als Glockengiesser
4. im Alter von 18 Jahren
5. als Schneider Fips
6. als Leon
7. als Mephisto

1. u. 5. Hofphot. Höffert. 2. Phot. Schaarwächter. 6. Hofphot. Lundt. 7. Phot. Bernhard.





Holphot. W. Weis.

Hippolita d'Hellas,

die den vom Maler Theodor Bruckner erfundenen Silhouettentanz ausführt.





Osaki, Bürgermeister von Tokio,
weilt augenblicklich in Berlin.



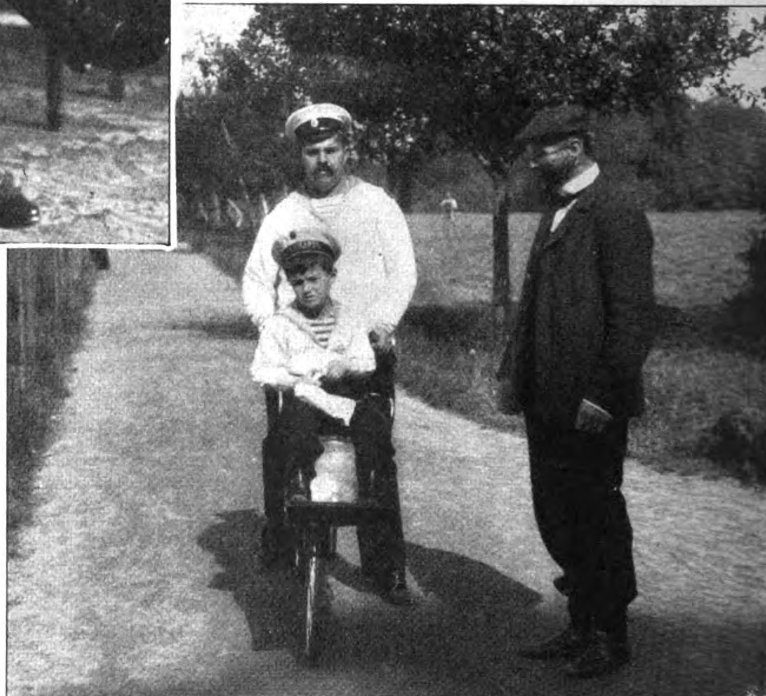
Geh. Rat v. Seydewitz,
der neue sächsische Finanzminister.



General Michel,
Leiter der diesjährig. französ. Manöver.



Geh. Ob.-Reg.-Rat Rüdlin,
der neue Präsident der Eisenbahndirektion Berlin.



Phot. L. Schmidt.

Der russische Thronfolger zwischen Friedberg und Bad Nauheim auf einem Ausflug.



General Vicomte Kageahira,
Gouverneur von Tokio,
nahm an den deutschen Manövern teil.



Hofphot. Pietzner.

Georg Reimers,
vom Hofburgtheater in Wien,
feierte sein 25jähriges Burgtheaterjubiläum.



Wirkl. Legat.-Rat von Erckert,
der neue deutsche Gesandte in Chile,
begibt sich auf seinen Posten.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

7. Fortsetzung.

Frau Thorensen erhob ihre Augen mutig zu denen der robusten Exzellenz Furka.

„Sie scheinen mich und die Meinen für eine Art Medizin zu halten!“ sagte sie lächelnd.

„Ja, Eisen- oder Stärkungspillen — auf etwas Ähnliches läuft es hinaus — Sehen Sie, da ich selbst keine Kinder habe, ist nun einmal mein einziger Bruder mein Sorgenkind. Und Sie glauben nicht, gnädige Frau, wie dankbar ich den Menschen bin, die mir diese Sorge erleichtern! —“

Der Hausherr hatte schon mehrmals Furka ins Rauchzimmer winken wollen, das nach der Tafel bei dieser Art von Festen für die meisten Herren Höhepunkt des Abends war.

Aber Furka hatte sich bei der schönen Frau Thorensen so festgeredet, daß das Augenwinken des Ministers nicht verfing. Schließlich trat dieser selbst hinzu, um auch seinerseits den Fall näher zu betrachten und Frau Thorensen, die bisher wesenlos für ihn gewesen war, wie die meisten Frauen seiner so zahlreichen Räte, einmal individuell in Augenschein zu nehmen. Eine lange, lebhafte Unterhaltung entspann sich.

Thorensen sah die Gruppe aus der Ferne. Er merkte, wie auch andere hinschauten. Unendlich stolz war er auf seine Frau. Er wünschte ganz Attenrade hier, damit es sehen möchte, wie Agnes bei den „Spitzen“ des Ministeriums zog.

Ein Hochgefühl überkam ihn.

Vor vier Jahren Landgerichtsdirektor in dem kleinen, weltabgelegenen Attenrade, ohne Aussichten als die selbstverständlichen der gewöhnlichen Tour.

Nun mit Auszeichnung eingereiht in die siebenmal gesiebte Schar derer, die über dem Gewimmel der Einflußlosen tief unten den Fuß auf höhere Leitersprossen gesetzt haben!

Er sah Frau Wiedemann neben sich, die wie ein zerknitterter Knallbonbon einsam in einem Stuhl saß, von niemand angesprochen, mit dem stereotypen, abwesenden Lächeln, das ihr eigen war, auf die Linien des Parketts niederblickend.

Er sah die andern, diese zusammengewürfelten Frauentypen, wie sie der Zufall an einer so großen Behörde zusammenbringt. Es waren die kleinen Niedlichen darunter, die jugendlichen Frauen der Männer, die spät geheiratet haben, und die würdigen Massiven, die vor der Silberhochzeit standen und es einst schon dem Referendar angetan hatten. Es waren Gesichter mit einer bestimmten Marke, denen man die Abstammung aus einem Land ansah, das seine Rasse noch rein zu bewahren verstanden — und jene Frauenköpfe nach der Schablone, vom Friseur verallgemeinert, denen niemand eine besondere Herkunft anzusehen vermochte. Er sah hübsche und chiffonierte Züge, gleichgültige und unzufriedene Brauen.

Das beste Exemplar besaß er!

Er wünschte beinah seinen seligen Vater aus dem Grabe, um Agnes Thorensens Erfolge zu sehen, den vorsichtig bedächtigen Vater, der einst solch bedenkliches Gesicht zu der reizenden Braut des Sohns gemacht und sich mit seiner Menschenkenntnis, auf die er so stolz gewesen, in diesem Fall so glänzend geirrt hatte....

* * *

Das Diner beim Chef war ein Entscheidungsabend für Frau Thorensens Innenleben geworden.

Eins hatte sie sich klargemacht: Es war einfach ihre Pflicht als Gattin, die Beziehung mit den Brüdern Furka zu pflegen!

Ihre verstiegenen Skrupel hatten sie zu falschen Entschlüssen getrieben. Auch Agamemnons Opfer war damals nicht gefordert und Iphigenie am Leben geblieben. Mit gutem Gewissen konnte sie nun den abgerissenen Faden wieder aufnehmen, den so schweren Herzens aufgegebenen Seelenfreund wieder in ihre Gedanken stellen, in die große Lücke, die er gelassen, und die doch weder häusliche Betätigung, noch der Enthusiasmus für den Logiergast, noch Frau Wiedemanns Ratschläge auszufüllen vermochten.

Sie freute sich grenzenlos auf das Wiedersehen, auf die plötzliche Begegnung vor den neu ausgestellten Renoirs.

Strebte sie wieder in den Bannkreis des Freundes, so tat sie das ja nicht egoistisch für sich allein. Sie tat es für die Stellung des Mannes, der Ihren.

Sie log sich allmählich so viel Überzeugendes vor, daß sie ganz glücklich über sich selbst wurde und am nächsten Morgen wie gefedert in der Wohnung umherging.

„Tante! Um fünf kommst du doch mit zur Schneiderin?“ fragte Annchen, als sie mit Gunhilde zu einer Museumswanderung ausziehen wollte.

„Geliebtes Annchen! Das ist mir aber ganz unmöglich heute!“

„Aber wir wollten doch hin und nachher ins Charlottenburger Mausoleum?“

Mit enttäuschten, vorwurfsvollen Augen starrte Annchen die Tante an. Da stand sie mit den Logiergastsansprüchen, verwöhnt durch die bisherigen Leistungen, das große, dicke Kind, zu dem Zeit und Geduld gehörte, das unersättlich auf Sehenswürdigkeiten war und das Tagesprogramm nicht reichhaltig genug bekommen konnte.

„Gunhilde geht mit dir!“ schlug Frau Thorensen vor.

„Sie kann nicht“, rief Anka aus dem Nebenzimmer.

„Heute ist ja der Dreizehnte vom Monat! Jeden Dreizehnten haben doch die ‚Bannbefreiten' Tagung. Ich werde heute selbst einen Vortrag halten, und Gunhilde muß natürlich dabei sein!"

Annchen errötete. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Wie ein betrübtes Reh schaute sie der angebeteten Tante flehentlich ins Gesicht.

„Könnte ich nicht ein einziges Mal mit zu den ‚Bannbefreiten'?" sagte sie.

Frau Thorensen stand zweifelnd da.

Anka erschien auf der Schwelle.

„An sich könntest du natürlich mit, Annchen, aber Mama hat neulich ausdrücklich betont, daß du noch zu jung für unsern intimeren Bekanntenkreis wärst...."

„Mein Gott! Wenn ihr eure Mutter nicht mal mithinnehmen wollt?"

„Ja, Mütter sind aber auch etwas anderes!" versetzte Anka. „Mütter fallen da eben aus der Linie. Annchen stört nicht. Wir setzen sie mit Marcell von Wetterstein in eine Ecke. Der ist so gutmütig."

„Ist es denn aber auch ganz sicher, daß nichts allzu Exzentrisches vorgetragen wird?"

„Mama! Ich habe den Hauptvortrag!" versetzte Anka gekränkt. „Natürlich kann ich für das übrige nicht garantieren. Aber schließlich! In Annchens Alter kapiert man ja nichts. Da geht's wie Wind an den Ohren vorbei. Und meinen Vortrag wirst du doch hoffentlich nicht anzweifeln wollen?"

Frau Thorensen sah der Tochter etwas hilflos in das feine, blasse, selbstgerechte Gesicht.

„Was ist denn dein Thema?"

„Ich lege meine Ansichten über platonische Beziehungen dar. Möglich, daß sich eine Diskussion anschließt."

„Platonisch?" überlegte Frau Thorensen, nur von dem einen Wunsch beseelt, den Nachmittag für Furka frei zu halten.... „Das ist ja allerdings wohl besonders unverfänglich."

Anka lächelte erhaben.

„Ja, und wenn Annchen so gern will...."

Annchen fiel der Tante jubelnd um den Hals und wußte ihr gar nicht genug zu danken.

„Sie darf nur das karrierte Kleid nicht anziehen!" kommandierte Anka. „Einige unserer Mitglieder sind so farbenempfindlich, daß sie nur uni vertragen können."

„Ich ziehe an, was ihr wollt!" rief Annchen, „es ist mir alles recht —"

„Du kannst mein violettes bekommen", sagte Gunhilde gutmütig. „Dieser Schnitt paßt jedem, und den Gürtel machen wir ein paar Löcher weiter —" und sie musterte prüfend Annchens Hüften und strich dann befriedigt an ihren schlanken, präraffaelitischen Gliedern entlang.

„Könnte ich nicht auch die Haare so um die Ohren tragen wie ihr?" fragte Annchen.

„Nein!" entschied Anka. „Wenn du nachher so als nicht ganz richtig herausgekommene Kopie von uns herumläufst, das paßt mir nicht! Die Haare behältst du, wie sie sind, das andere stimmt nicht zu deinem Stil. Dein Stil läßt sich überhaupt in diesem Kreis nur unter der Spitzmarke ‚Schwarzwaldmädchen' durchschleppen — sie denken dann an Thoma, Feldberg, und die Flechten um den Kopf erinnern die dort Gewesenen vielleicht angenehm an irgendeine junge Wirtstochter, die ihnen mal im Gasthaus zu den drei Sternen aufwartete. Deine Kontur paßt nun einmal nicht zu unsern Linien. Für die ‚Bannbefreiten' bist du zu dick."

Annchen sah beschämt drein.

„Gott, es schmeckt mir immer so gut!" sagte sie entschuldigend.

Gunhilde nahm sie zur Anprobe mit sich fort.

Frau Thorensen zögerte noch.

„Also doch wirklich nur p l a t o n i s c h?" sagte sie beschwörend.

„Gewiß, Mama, ich lege nur eigene Erfahrungen dar. Andere Beziehungen als platonische kenne ich doch nicht."

„Und daß nur sonst nichts Ungeeignetes an sie herankommt — bedenke doch, wie der Onkel sie uns auf die Seele gebunden hat!"

„Ja, bitte! Wenn es dir irgendwie ängstlich ist, übernimm du sie doch den Nachmittag. Ausgemacht war es ja. Du schienst sie aber doch gern auf uns abschieben zu wollen? —"

„Ja, aber nur, wenn ich sie gut beschützt weiß!"

Anka lächelte. „Ich sage ja, Mütter sind immer so diffizil."

* * *

Die „Bannbefreiten" tagten im hinteren Saal eines Café-Restaurants am oberen Teil des Kurfürstendamms.

Wer mit großen Erwartungen auf einen sensationellen Gesamteindruck gekommen war, mochte enttäuscht sein.

Es ging anfangs entschieden ein wenig langweilig und ziemlich korrekt zu.

Das Nichtkorrekte bestand lediglich darin, daß zwei Gruppen geschiedener Eheleute, von denen je ein Teil sich wieder versorgt hatte, in der Gesamtheit vorhanden waren, so daß zwei Grafen von Gleichen mit je zwei Frauen, der gewesenen und der gegenwärtigen, friedfertig an einem Tisch zusammensaßen und Sekt tranken.

Den Besuchern stand es frei, diesen Sachverhalt amüsant oder verwerflich zu finden — je nachdem.

Die Mitglieder, die Neulinge mitgebracht hatten, suchten durch Betonung dieser Konstellationen den vorhandenen Menschenkreis interessanter erscheinen zu lassen, als er nach seinem äußeren Ansehen war.

Annchen, die den Umstand ziemlich laut am Nebentisch erläutern hörte, riß weit die braunen Schwarzwaldaugen auf.

Gab es so etwas?

Sie saß anfangs ziemlich verlassen in einer einsamen Ecke, die Hände befangen übereinandergelegt, etwas unsicher in Gunhildens lilafarbenem „Eigenkleid", das sie selbst als „zu geschmackvoll" für sich empfand.

Streifte ein Blick sie, so zog langsam eine starke Röte über den weißen, festen Hals zu den runden Wangen hinauf. Sie hatte das Gefühl, daß sie aus dem Rahmen fiel, und litt darunter.

Ja, das gesunde Annchen, das nie, nicht einmal an

Zahnweh oder Kopfschmerz je gelitten hatte, litt hier an „ihres Nichts durchbohrendem Gefühl", wenn sie sich mit den romantischen Erscheinungen der andern Frauen verglich.

Mit Bewunderung sah sie die Cousinen mit selbstsicherer Anmut in diesem Kreis sich bewegen, wie zarte Lichtgestalten neben dem riesigen Umriß der Freundin Gräfin Adelaide und dem etwas aufs wilde gearbeiteten, von zerzausten Haaren umrahmten Gesicht der unwahrscheinlich mageren Vera von Beuren.

Sie sah, wie Anka von allen als eine Hauptperson betrachtet wurde, wie sie herablassend gnädig einem langen eleganten Herrn zwei Finger gab, ihm dann plötzlich den Rücken wandte und ihn stehen ließ. Sie erkannte das Gesicht des Herrn wieder, es war das gleiche, das im letzten Sommer in verschiedenen Photographien auf Ankas Schreibtisch im Schwarzwaldhaus gestanden.

„Die beiden sind auseinander," sagte jemand neben ihr, „seit seiner Islandfahrt mit Adelaide, aber nur Henry X. scheint es zu bedauern."

„Die ‚Bannbefreiten' schließen ja überhaupt nur Freundschaft auf Zeit", sagte ein Jüngling in einer Joppe mit langem Haar. — „Das Leben ist ja auch zu kurz, um sich mit einem einzelnen Menschen länger als zwei Jahre aufzuhalten. Nach zwei Jahren ist bestimmt jeder jedes überdrüssig."

Und er gähnte auf seine hochgehobene Handfläche.

Wie romanhaft Anka war! dachte Annchen. Welch großartige Gesten! Jeder betrachtete sie, an dem sie vorbeiging.

Annchen versank mehr und mehr in Andacht und Bewunderung.

Auf dem Seitendiwan saßen einige ältere Bannbefreite weiblichen Geschlechts, die mit den Grazien auf einem äußerst gespannten Fuß zu stehen schienen. Ihr Anblick machte melancholisch. Ihre Augen starrten so enttäuscht. Strebende mit einem Vierteltalent aus irgendeinem kleinen Nest des deutschen Landes, die, mit dem großen Ehrgeiz bewaffnet, einst dem verlockenden Brennpunkt aller literarischen Interessen zugezogen waren, wie Vögel dem Leuchtturmfeuer entgegenflattern ... die das Erhoffte nicht gefunden und das, was sie besessen, ihre Heimat und ihren Frieden, für das Unerreichbare voreilig geopfert hatten.

Sie saßen wie die Gruppe der Enttäuschten trauervoll an der Wand und sahen finster und neidvoll den berühmten Schwestern zu, denen die männlichen Größen der „Bannbefreiten" so unverhüllt den Hof machten.

Fast alle Tische und Diwans waren besetzt.

Man sah sachgemäße einwandfreie Ehepaare, die rein literarisches Interesse an den Produkten der Jüngsten hergeführt, alte Damen, die Neugier herzog, junge Leute, die überall, wo es nicht nach dem gewöhnlichen Gebrauch zuging, den kommenden Genius erhofften, nach dem ihre Herzen verlangten, der ihre geheimen Sehnsüchte offenbaren, ihre Sprache sprechen sollte, die nicht immer nur von toten Dichtern hören wollten, sondern von Zeitgenossen, von großen Feuern, aufgeflammt aus ihrer Reihe....

Gunhilde kam und setzte sich zu Annchen.

„Du bist gut!" flüsterte diese dankbar.

Gunhildens Augen trafen auf die Blicke eines einsamen jungen Mädchens, die sie prüfend ansah; schon das letztemal war ihr der sanft ablehnende Ausdruck in diesen Zügen aufgefallen, als Vera von Beuren eine ihrer kriminalistischen Novellen zum besten gab.

Das Mädchen sprach mit niemand, schien keinen zu kennen, saß still für sich.

Warum wohl manche hierherkommen? fragte sich Gunhilde.

„Wer mag die Blonde an der Wand sein, die so steif und stolz dasitzt?" hörte sie jemand sagen.

„Eine Hofmarschallstochter aus einer kleinen nordwestdeutschen Residenz", versetzte der Befragte. — „Diese sittsame Haltung der Damen ist Spezialität der kleinen Zentren. Eine ganz bestimmte Mischung: Neugier auf das wirkliche Leben und doch stets leicht schockiert. —"

Zwei junge Lyriker mit ausgemergelten Wangen und ernsthaft bedeutungsvollen Mienen näherten sich plötzlich Gunhilde und verlangten, dem Mädchen neben ihr vorgestellt zu werden.

Annchen erbleichte vor Hochgefühl.

Es war ihr wie eine Ehrung.

Die Lyriker sahen sie genau und interessiert wie ein neues Amphibium an. Mehrere Köpfe wandten sich nach der Szene um.

Annchen erregte allmählich ein gewisses Aufsehen in dem Kreis der Bleichen und Ausgemergelten.

Die Blicke der Verwunderung, die sie anfangs gestreift, verdichteten sich mehr und mehr zu Blicken des Beifalls. Wie kam diese Enklave von Gesundheit in diesen Klub nervöser Denker und Dichter?

Die Lyriker zogen sich ungern zurück, als die Vorträge begannen.

Annchens Spannung stieg aufs höchste.

Auf dem Pult erschien plötzlich ein junger Mann mit müdem, angenehmem Lächeln....

Der eine der beiden Grafen von Gleichen klingelte. „Herr Marcell von Wetterstein wird den neuesten ungedruckten Zyklus von Henry X. zum Vortrag bringen: ‚Letzte Verzweiflungen'."

Annchen starrte und starrte.

Gab es etwas Herrlicheres auf der Welt als diesen elegischen Jüngling, der seegrüne Handschuhe lässig zwischen den Fingern schaukeln ließ, auf deren einem ein Riesenring mit funkelndem Stein im Licht der Seitenlampe blitzte, dessen Stimme so weich und beschwichtigend klang, als würde man in wattierte Samtmäntel gehüllt!

Sie griff nach Gunhildens Hand und preßte sie beseligt.

Gunhilde hatte ihren Platz absichtlich so gewählt, daß sie für den Vorlesenden „Knopf" sein konnte, Zielpunkt seiner umherirrenden Blicke. Es war eine alte Vereinbarung zwischen ihnen, gleichsam ein unsichtbarer Brückensteg zwischen ihren Seelen. Plötzlich schien ihr, als irrten Marcells Blicke seitlich von ihr ab in das Antlitz der mit geöffneten Lippen aufhorchenden Cousine.

Nunmehr trat Annchen mit ihrem Fuß auf den Fuß der Cousine. Sie trat und trat wieder, so daß es Gunhilde schmerzte.

Die Blicke vom Rednerpult wurden häufiger und häufiger, es kam eine Art telegraphischer Verbindung zwischen den braunen Augen des Mädchens aus Waldshut und den hellblauen des Rezitators zustande.

Nachdem sein Vortrag zu Ende, eilte er durch den Applaus der andern mit verträumtem Schritt zu Gunhilde hin, warf einen neugierhungrigen Blick auf Annchen und ließ sich ihr vorstellen.

„Warum haben Sie mir dies Juwel von Cousine so lange unterschlagen?" flüsterte er Gunhilde nach einigen Minuten zu, während Anka Annchen zu sich gewinkt hatte, um sie der großen Adelaide und der phantastisch drapierten Vera von Beuren vorzustellen.

„Ja, pardon!" fragte Gunhilde erstaunt, „was finden Sie denn an ihr?"

„Sie hat das, was wir andern längst verloren haben," versetzte er gedehnt und strich sich langsam über die Stelle am Backenknochen, wo er öfters den tic douleureux empfand, „sie hat Naivität."

„Ja — so —"

„Sie wirkt wie ein Trunk Wasser, geschöpft aus einem Schwarzwaldborn —"

Begeistert folgte er Annchen mit den Blicken. Sie knickste kleinstädtisch vor den anwesenden Damen herum. Die Hände, die sie vor Verlegenheit nicht recht zu bewegen wußte, bildeten vor der Gürtelschnalle einen Knäuel weißer, etwas dicker Finger, von denen man hätte schwören mögen, es wären mehr als zehn....

„Ja, ich begreife doch nicht ganz", bemerkte Gunhilde, deren ästhetisches Ideal doch seit langem auf äußerster Schlankheit feststand.

„Nicht wahr? Es ist die Familie mit der Villa in Höchenschwand und der Maschinenfabrik in Waldshut?" forschte Marcell mit gespanntem Ausdruck.

„Ja!"

„Wieviel Geschwister hat sie?"

„Keine."

Sein Auge irrte traumverloren an der Saalwand entlang. Seine Seele dachte: Also hat der Taler drei Mark für sie. Das heißt, wie ist es? Hat Baden nicht anderes Geld? In bezug auf solche Realitäten herrschte in Marcells Hirn unentwirrbares Dunkel, da das nicht gemachte Abiturium endlose Lücken in seinem realen Wissen gelassen hatte.

Sonderbar! dachte Gunhilde. Man erlebt die Dinge, auf die man am wenigsten gefaßt war.

Sie dachte an Marcells endlose Beteuerungen, Briefe und Schwüre. Ewig wollte er der Minnesänger sein und sie seine Herrin.

Wie herrlich das ihren jungen unkritischen Ohren stets geklungen hatte!

Und nun kam ein gesunderes, frischeres Wesen und nahm ihn ihr weg.

Ein Wesen, das sie selbst geschmückt und ausstaffiert hatte mit ihrem eigenen Kleid, ihren eigenen Blumen!

Sie betrachtete Annchen forschend, erstaunt.

Sie sah das Leuchten ihrer blutroten Lippen, den Glanz der Kinderaugen, die vollen Wellen des weichen, dunkeln Haares. Das Entlein, das sich plötzlich zum Schwan entwickeln wollte....

Natürlich! Daß es noch andere Schönheitsideale gab als jenes, das die Schwestern Thorensen darstellten, das wußte sie.

Aber daß gerade Marcell zu einem solchen überging wie mit flatternden Fahnen, das war das letzte Ereignis, das sie auf diesem treulosen Globus für möglich gehalten hätte.

All diese Freundschaft und Liebe „auf Zeit", die Henry X. für seine „Bannbefreiten" festgesetzt hatte als Beweis der Geistesfreiheit, war sie nicht ein grenzenlos frivoles Spiel für die Seelen, die das Leben ernst nahmen und schwer?

Der Graf von Gleichen klingelte abermals. Vera von Beuren betrat das Podium. Mit den fünf Fingern der Linken fuhr sie durch das wirre Medusenhaar. Mit dem Blick einer Amazone, die sich gegen jeden Feind gerüstet fühlt, schaute sie überlegen auf die Versammlung.

„Morgen", rief sie, „wird mein neues Buch über die ‚Zukunft der Liebe' ausgegeben. Da mir von maßgebender Seite versichert wird, daß die Gefahr einer Konfiskation nicht ausgeschlossen ist, bitte ich alle Interessenten, sich zeitig die gewünschten Exemplare zu sichern."

Mit großartiger Gebärde, ihr Gewand aufraffend, stieg sie vom Pult hernieder.

Es wurde begeistert geklatscht. Die Möglichkeit, die über dem neuen Opus schwebte, imponierte ebenso, wie das unerschrockene Talent zur Reklame, das diese von jedem Bann befreite Kämpferin besaß.

Adelaide erhob sich und umarmte die Freundin.

Die alten Mädchen auf dem Seitendiwan empfanden den Anblick erschauernd als historischen Moment!

Es waren kongeniale Heroinennaturen, die sich da umarmten, Übermenschen im verwegensten Sinn, Talente mit dreißig Auflagen und schwindelnden Honoraren.

Der Graf von Gleichen klingelte zum drittenmal.

Anka Thorensen erschien neben dem Pult. Leicht und lässig stemmte sie die eine Hand in die Seite. Mit der andern hielt sie das Manuskript. Ihr Kleid floß in weichen Falten wie um eine Tanagrafigur, fiel über ihre Füße fort und ließ sie größer erscheinen, als sie war.

Wie eine Muse sah sie aus, wie eine junge Göttin.

Gunhilde empfand den alten Schwesternstolz. Sie las in allen Mienen das aufrichtige Entzücken. Ja, Anka war etwas Besonderes. Anka konnte verlangen, daß ihr Ausnahmebedingungen zugestanden wurden. Sie war fine fleur. Anmutig stand sie da, innerhalb der Grenze der Sitten, dicht daran, aber nicht darüber hinaus.

Mit ihrer kinderweichen Stimme, das weiße Kinn erhoben, begann sie zu lesen, ganz im Tonfall einer geübten Conférencière....

Was für ein Zustand ist der platonische?

Ein mittlerer zwischen Haben und Nichthaben.

So präzisierte es Plato selbst.

Die platonische Beziehung ist wie ein Mensch mit einem harmlosen Gesicht, der verborgene, schwer zu ergründende Untiefen im Charakter hat.

Wie Gletscher mit dünn überfrornem Firn und gefährlichen Spalten darunter.

Wie ein Waldweg auf Bohlen, eng aneinander-

gefügten, von zartem Blätterwerk und Farnen begrünten, hübsch und harmlos, nur daß unter den Bohlen ein tiefes reißendes Wasser hinschießt....

Ganz arglos läßt man sie in sein Leben. Wie etwas ganz Unverfängliches kommt sie über die Bewußtseinschwelle, sanktioniert durch das klassische Adjektiv.

Sie ist das Etikett, das wir auf unser Gefühl kleben, wie der Kellermeister das Namenschild des Weins auf die Flaschen heftet, ehe sie in die Welt hinausgehen.

Unser Empfindungsleben ist eine Kommode mit sehr vielen Schubfächern.

Die Schublade, auf der das Wort „platonisch" steht, verbergen wir vor niemand, im Gegenteil! Es ehrt uns, daß wir platonisch fühlen können, jenseit von Gut und Böse der Leidenschaft. Wir renommieren sogar damit. Wie von einer höheren Warte sehen wir vom Bewußtsein dieser Beziehung aus den Liebesgeschichten anderer Leute mitleidig verächtlich zu. Das allgemeine Weh und Ach scheint uns wie etwas Minderes. Wir sind die Überlegenen, die Kultivierten. Wir haben verfeinerte Nerven.

Wir kokettieren sogar mit unserer platonischen Beziehung, besonders dem gegenüber, mit dem wir uns diesen hübschen Luxus eingerichtet haben.

In dieser Koketterie liegt der Reiz des Spielens mit dem Feuer — und da das platonische Gefühl bekanntlich ein kühles ist, tut Wärme wohl.

Es ist, als ginge man auf einem Seil über Abgründe, schwindelsicher.

Die platonisch Befreundeten behaupten immer, daß sie schwindelfrei seien. Das gehört zu ihren ganz unentbehrlichen Selbstbelügungen.

In platonischen Beziehungen stecken oft gute Absichten und respektable Vorsätze, wenigstens meist von einer Seite. Sehr selten aber ist die Absicht, den Platonismus dauernd beizubehalten, zweiseitig.

Eine platonische Beziehung ist fast immer eine liebenswürdige Lüge.

Viele Menschen aber belügen sich mit so viel Erfolg dauernd selbst, daß sie gewissermaßen bona fide in jedem Augenblick bereit sind, dir das platonische Element in ihrem Gefühl zu beschwören.

Und du kannst dann nicht einmal mit den Achseln zucken.

Es handelt sich um ganz unkontrollierbare Imponderabilien.

Es ist die beliebte Spitzmarke, unter der vieles segelt, was anders heißen möchte, was sich in wahrer Gestalt nicht hervorwagt, was im Grunde das Gegenteil ist.

Zwischen den vielen angefochtenen Arten menschlicher Beziehungen gehen die platonischen wie mit einem Freibrief hin.

Die normale „romantische" Beziehung der Menschen untereinander verläuft mit mathematischer Sicherheit stets auf die gleiche Weise.

Sie bewegt sich mehr oder minder schräg oder steil aufsteigend, zuweilen in Intervallen, oft gerade empor. Sie hat ihren Höhepunkt und dann den unvermeidlichen Abstieg, rascher oder mählicher.

In der platonischen Beziehung liegt, falls sie in der Linie bleibt, die große Chance, daß kein Höhepunkt und infolgedessen auch kein Absturz droht — Sie ist vor der Ernüchterung des Verflachens geschützt, sie ist wie ein starker, breiter Fluß, der sicher die Straße zieht, geschützt vor Stromschnellen, Unberechenbarkeiten. Sie ist unabhängig von Zeit, Alter — eine rein seelische Essenz.

Aber sie kennt auch den großen Elan der Höhepunkte nicht.

Nun entsteht die Doktorfrage: Was verlohnt mehr? Höhepunkt mit Absturz oder sichere Dauer ohne einen großen Clou?

Wer das erstere vorzieht, ist nicht befähigt, platonische Beziehungen mit Erfolg und Recht einzugehen — tut er es doch, so schlummert in ihm die stille Absicht, den Platonismus als Umweg zum geraden Weg zu benutzen. So handeln die Simili-Platoniker. Sie bilden die Mehrzahl. Junge, gesunde Personen lügen sehr viel in dieser Materie. Die sichersten Platoniker rekrutieren sich aus bejahrten und gebrechlichen Personen.

Trotzdem ist es gerade die Jugend, die so gern mit diesem Begriff operiert. Die Freundschaft älterer Menschen bedarf des entschuldigenden Adjektivs ja auch gar nicht.

Und die Jugend wünscht selbstverständlich Höhepunkte.

Die normale platonische Freundschaft ist also etwas durchaus Anormales.

Anka nahm einen Schluck Wasser.

Ihr Blick flog eine Sekunde der Seitentür zu, die in Gunhildens Rücken war.

Verstohlen grüßte sie mit den Augen.

Gunhilde wandte sich, um zu sehen, wem der Gruß galt? Der Fremde von Faröer stand in der Tür, das englisch-indische Mittelding, das Ankas Interesse im Sommer so sehr in Anspruch genommen.

Hatte Anka von seinem Kommen gewußt? Ihn herbestellt? Warum ahnte Gunhilde nichts davon? Warum hatte Anka Geheimnisse vor ihr?

Empfindlich wie sie war, grollte sie plötzlich der Schwester. Ach! Sie waren alle falsch, Marcell und Annchen und Anka.

Anka las lächelnd und pointiert — so, als stände sie selbst hocherhaben über ihrem Thema — ihren Essay zu Ende.

Den Schluß bildeten Ausführungen über die feinen und tiefen Unterschiede zwischen dem platonischen und dem romantischen Kuß.

Endloser Beifall erfolgte.

Die anfechtbaren Elemente unter den „Bannbefreiten" fühlten sich gewissermaßen sozial und moralisch gehoben durch dies anmutige Mitglied, das so sicher und mit so reizendem Tonfall innerhalb der Grenze zu plaudern verstand.

Sie wirkte wie Filigran zwischen groben Metallen, wie Nachtigallenschlag im Getöse lärmender Straßen. Sie war die Anmut unter den Anmutlosen....

In den Blicken, die Henry X. auf seine Schülerin richtete, stand ein statutenwidriger Rückfall geschrieben. Er hätte gern den Freundschaftskontrakt erneuert, aber Anka nahm ihre Rache an ihm und schnitt das einstige Ideal. Sie ging ruhig zu dem Seitensofa, neben dem

der blauschwarze Mann lehnte, über den sich alle vergebens den Kopf zerbrachen. Niemand gab einen Steckbrief über ihn. Mit niemand sprach er als mit Anka Thorensen. Er hatte etwas so Leises, Liebenswürdiges, seltsam Anziehendes. Gunhilde empfand es wie einen Trost, die Schwester neben ihm zu sehen. In seinen Blicken lag es wie eine ferne, schöne Fabelwelt, die nichts gemein hatte mit der lärmenden grellen Wirklichkeit ringsum....

Marcell flüsterte immer liebevoller auf Annchen ein. Bruchteile des Gesprächs drangen an Gunhildens Ohr.

„Ob sie schon alles gesehen hätte in Berlin?"

„O nein — zwei Wünsche hätte sie noch — den Tunnel unter der Spree und das Berliner Nachtleben —"

„Sie sind so wundervoll naiv —"

Dies nahm Annchen als Beleidigung. Ihr Gesicht bekam durch den gekränkten Ausdruck etwas unsäglich Törichtes, beinah Vulgäres.

Aber Marcell schien es nicht zu bemerken. Er sah sie fortwährend begeistert an.

Gunhilde erhob sich, um nach Hause zu gehen. Sie empfand plötzlich eine große Bitterkeit gegen das Leben, einen Widerwillen gegen all die Menschen, die sie enttäuschten, hintergingen, sie, die immer Gläubige, Gutwillige, von den andern Gegängelte....

Annchen sträubte sich heftig, mitzukommen, und klammerte sich hilfesuchend an Marcell. Marcell versprach, sie zu Anka zu bringen, sie „Anka auf die Seele zu binden".

Als Gunhilde in der Garderobe ihren Mantel anzog, stand das junge Mädchen mit der abwehrenden Kopfhaltung vor ihr, die man ihr vorhin als Hofmarschallstochter aus einer kleinen nordwestdeutschen Residenz bezeichnet hatte.

„Sie mögen auch nicht mehr?" sagte sie zu Gunhilde und lächelte.

„Ich kann Luft mit Rauch so schwer vertragen...."

„Ja, ja, die Atmosphäre da! —"

Sie traten nebeneinander ins Freie. Der reine, von vorhergegangenem Regen feuchte Nachtwind schlug ihnen wohltuend um die heißen Schläfen.

„Sie sind so verschiedene Schwestern!" sagte das junge Mädchen mit ihrer langsamen, liebenswürdigen Stimme. „Ich habe Sie schon mehrfach an den Abenden der ‚Bannbefreiten' beobachtet. Ihre Schwester ist wie eine Amazone, die mit vollem Rüstzeug auf dem Kampfplatz steht, gewappnet gegen alle Fährlichkeiten bis an die Zähne. Sie hat so ein je ne sais quoi in ihrem Wesen — man bekommt das Gefühl, im Streit mit ihr wird immer der andere Teil den kürzeren ziehen. Aber Sie sind eine waffenlose Amazone. Was wollen Sie auf diesem Fechtboden? Sie passen nicht zur Bohème, Fräulein Thorensen. Sie sollten zu Haus bleiben und viel Milch trinken und recht viel gute Bücher lesen."

„Ist Bohème nicht ein etwas hartes Wort für diesen Kreis?" fragte Gunhilde ein wenig gekränkt.

„Ich glaube, ein absolut bezeichnendes!" versetzte die andere unbeirrt. „Sehen Sie, es wird einem immer erläutert, diese Vera von Beuren wäre Generalstochter! Ja, mein Gott! Was will das sagen, was verbürgt das? Vielleicht ist der General lange gestorben, vielleicht sitzt er in einer kleinen Stadt und ärgert sich über seine Tochter zu Tode. Ich kann diese bohèmeartige Freigeisterei durchaus nicht leiden, wenn sie mit Snobismus verbrämt wird. Und nun nehmen Sie diese Gräfin Adelaide! Nun gewiß! Sie ist in ihrer Art ein Rasseweib. Sicher haben die Scheuklappen der Angehörigen es irgendwie verschuldet, daß sie sich so ganz von ihnen emanzipiert hat. Sicher könnte man eine Menge Entlastungsgründe für sie beibringen — und doch! Wenn ich sie so sehe mit der Krone auf der Brosche und den langen, schmalen Fingern und den dünnen Gelenken, dann tun mir doch immer die Vorfahren leid, die auf waldumrauschten Gütern in ihren Grüften liegen und ihren Ehrenschild so blank im Leben hielten. Große Leidenschaften, die einmal den Menschen umwerfen, sind gewiß schön, aber sich dauernd mit irregulären Beziehungen abzugeben, das gibt schiefe Linien."

Gunhilde sah das fremde Mädchen erstaunt von der Seite an und mußte unwillkürlich an Attenrade denken.

(Fortsetzung folgt).

Blumenstrauss.

Auf dem Tisch ein kleiner Strauß
Von Levkoien und Reseden
Lockt mein Sinnen weit hinaus
Aus der Stadt nach fernen Beeten...

Beeten, die voll Sonne sind,
Von Syringen überhangen,
Und ein blondes Nachbarkind
Kommt den Zaun entlang gegangen.



Nahe ist ein Brunnen laut,
Tief in seinen Mauern schäumend,
Und ein Flug im Bienenkraut.
Sonst ist alles stumm und träumend.

Aller Friede, der mir fehlt,
Den ich zwischen Städtemauern
Früh verlor im Kampf ums Geld,
Schlummert hier und macht mich trauern.

Hermann Hesse.

Die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge auf der Brüsseler Weltausstellung.

Von Dr. Alfred Lewandowski, Berlin.

Die tiefen Grundgedanken und die hohen Ziele der modernen Wohlfahrtsbewegung entbehren in weiten Kreisen unseres Volks noch immer der vollen Würdigung ihrer Wichtigkeit für das öffentliche Wohl. Und doch sind es große Aufgaben von allgemein menschlicher Bedeutung, die ernste, dauernde Arbeit verlangen.

Die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin, deren Vorstand die Fürstin zu Wied, Staatsminister von Hentig und Professor Dr. von Soden bilden, steht hier in der vordersten Reihe der Kämpfer. Sie hat es zum erstenmal unternommen, eins der wichtigsten Teile ihres Arbeitsgebiets, die Erforschung der Schulhygiene, der breitesten Oeffentlichkeit vorzuführen, indem sie die Ergebnisse schulhygienischer Forschungen auf der Ausstellung in Brüssel anschaulich vorführt, um der zivilisierten Welt, die sich dort zusammenfindet, den Stand der nationalen Fürsorge zu zeigen, die bei uns dem Wohl der Jugend gewidmet wird.

Die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge dient satzungsgemäß dem Zweck, für Bestrebungen jeder Art und Richtung auf dem Gebiet der Jugendfürsorge in Deutschland einen fördernden und einigenden Mittelpunkt zu bilden. Von den mannigfaltigen, nach Inhalt und Umfang gewaltigen Arbeiten, die hier von privater Seite in opferwilliger Hingabe geleistet werden, gibt der Bericht, für jeden Interessenten von der Geschäftstelle der Zentrale, Berlin C 19, Wallstraße 89, erhältlich, über die Tätigkeit der Zentrale in den Jahren 1908 und 1909 ein erschöpfendes Bild.

Zunächst sei hier der Abteilung für praktische Arbeit in Groß-Berlin gedacht. Dieser Teil der Organisation stellt für das Publikum eine Zufluchtstätte in allen Nöten und Bedrängnissen dar, die das Wohl der Minderjährigen bedrohen. Die Zahl der bearbeiteten Einzelfälle betrug 1908: 814, 1909: 884; sie ist seitdem stetig gewachsen.

Die Anerkennung der Behörden zeigte sich darin, daß sie die Mitwirkung der Zentrale in fortdauernd steigendem Maß in Anspruch nahmen, so die Vormundschaftsgerichte, die Polizei, die Städtische Waisenhausdeputation. In ganz besonders segensreicher und vorbildlicher Weise unterstützte die Deutsche Zentrale die Rechtsprechung, indem sie die Institution der Berliner Jugendgerichtshilfe Mitte Juli 1908 ins Leben rief und seitdem leitet. Die Jugendgerichte Berlin-Mitte, Tempelhof, Wedding und die Jugendstrafkammer des Landgerichts III erfreuen sich der dauernden Mitarbeit dieser Einrichtung, in der ungefähr 40 der verschiedensten Korporationen und Verbände ohne Unterschied der Konfession und Partei zusammengeschlossen sind. Vom 1. Juni 1908 bis 31. Dezember 1910 sind von der Jugendgerichtshilfe 2843 Fälle bearbeitet. Wenn man bedenkt, welche Fülle von Arbeit, Ermittelung vor der Hauptverhandlung, Verteidigung in der Verhandlung und die auf Anordnung des Jugendrichters eintretende Schutzaufsicht geleistet wird, kann man diesem Zweig der sozialen Dienstleistung nur höchste Anerkennung entgegenbringen.

Das jüngste Kind der Deutschen Zentrale ist die am 1. Juli 1909 beim Königlichen Polizeipräsidium eröffnete Fürsorgestelle. Die Einrichtung dieser Stelle, deren Leitung einer Beamtin der Deutschen Zentrale unter der Bezeichnung „Fürsorgedame" übertragen wurde, entsprach einer Anregung, die von der früheren Vorsitzenden der Ortsgruppe Berlin des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, Frau Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, der Gemahlin des verstorbenen Reichstagspräsidenten, ausging und dem langgehegten Plan der Abteilung 4 des Königlichen Polizeipräsidiums wie der Zentrale für Jugendfürsorge entgegenkam. Die Fürsorgedame, die der Volksmund, der Zeitentwicklung vorauseilend, schon höchst treffend vom „Schutzengel" zum „Fräulein Regierungsrat" befördert hat, leistet eine dreifache Tätigkeit: 1. die Fürsorge für die im Polizeigefängnis und Polizeigewahrsam eingelieferten jugendlichen Personen; 2. die Bearbeitung der von der allgemeinen Sicherheitspolizei überwiesenen Akten; 3. die Vermittlung von Auskunft unter polizeilicher Hilfe in der Sprechstunde. Vom 1. Juli 1909 bis 30. September 1909 wurden von der Fürsorgedame 430 Fälle, vom 1. Oktober 1909 bis 31. Dezember 1909 schon 604 Fälle bearbeitet. Im laufenden Jahr hat sich die Inanspruchnahme noch in erheblicher Weise gesteigert.

Der Ausschuß, der die das Gebiet des ganzen Deutschen Reichs betreffenden Angelegenheiten behandelt, wirkt zunächst durch Erörterungsabende und sonstige öffentliche Versammlungen. Besonders bedeutsam war der am 15. und 16. März vorigen Jahres veranstaltete 1. Deutsche Jugendgerichtstag. Er hat alle im Bereich der jugendgerichtlichen Rechtspflege, dieses vielversprechenden Zweiges unserer neuesten Rechtsentwicklung, bisher gesammelten Erfahrungen und zutage getretenen Wünsche zum erstenmal organisch zusammengefaßt. Ende September dieses Jahres wird der 2. Jugendgerichtstag in München stattfinden.

Daß eine Organisation, die sich das gesamte Gebiet der Jugendfürsorge zum Gegenstand ihrer Arbeiten gewählt hat, der prophylaktisch-hygienischen ebenfalls ihr volles Interesse zuwendet, ist ohne weiteres verständlich, und so sind einem Ausschuß für Gesundheitspflege alle Fragen der Jugendhygiene, der Wissenschaft der Prophylaxe, zur Bearbeitung überwiesen worden. Als erstes Ziel wählte dieser Ausschuß die Erforschung des Standes der Schulhygiene in Deutschland. Als Frucht dieser Arbeiten konnte schon Anfang 1909 von mir die Schrift: „Ausübung und Ergebnisse der Schulhygiene in den Volksschulen des Deutschen Reiches" der Oeffentlichkeit vorgelegt werden. Diese Schrift stellt das Resultat einer Umfrage dar, die im Sommer 1908 mittels eines schulhygienischen Fragebogens, der die Volksschulen umfaßte, veranstaltet wurde; sie erstreckte sich auf alle deutschen Städte mit einer Einwohnerzahl von über 10000. Wenn bei dem an und für sich schon umfangreichen Unternehmen zunächst auf die höheren Schulen verzichtet wurde, so geschah das nicht etwa in der Ueberzeugung von ihrer Unberührbarkeit. Die Verhältnisse liegen aber dort noch so verwickelt, daß man bis jetzt kaum von einem Beginn der schulärztlichen Bewegung auf dem Boden der höheren Lehranstalten sprechen kann.

Das Ergebnis der Statistik war sehr erfreulich und ausnahmsweise reich. Von 524 in Betracht kommenden Gemeinden haben über 90 Prozent geantwortet. Wir haben aber nicht nur gefragt, sondern zugleich Anregungen gegeben. Wir wollten uns die Gelegenheit nicht entgehen lassen, bei der Berührung mit so zahlreichen Schulbehörden die wichtigsten Grundgedanken in faßbarer, den praktischen Verhältnissen angepaßter Form auszusäen. So sind Leitsätze entstanden, die, gruppiert nach bestimmten Kategorien, wie Gymnastik, Reinlichkeit, Zahnpflege, Ernährung, Schulspiele usw., überall die zweckmäßigen, den Umständen nach möglichen Forderungen aufstellen und zusammen ein vollständiges hygienisches Programm für das Schulalter darstellen. Diese Leitsätze wurden unsern Fragebogen beigegeben. Sie haben einen außerordentlichen Erfolg erzielt. Die eigenartige und neue Verbindung von Fragebogen mit Leitsätzen, der zunächst von gewichtiger Seite Bedenken entgegengebracht wurden, hat mit erfreulichem Erfolg den Gemeinden die Grundgedanken unserer Arbeit erläutert und wertvoller gemacht. Um das Ergebnis der Umfrage übersichtlicher zu machen, ist die Untersuchung für fünf Größenklassen erfolgt: Städte von 10-—20 000, 20-—30 000, 30-—50 000, 50-—100 000 und von über 100 000 Einwohnern.

Der umfangreiche Stoff hatte eine Gliederung und Verarbeitung in 11 einzelne Gruppen notwendig gemacht: 1. Gymnastik und Reinlichkeit, 2. Erholung, 3. Ernährung, 4. Alkohol, 5. Zahnpflege, 6. Fürsorge für Schwachsichtige oder Blinde, 7. Schwerhörige, 8. Sprachleidende, 9. Nervenleidende, 10. Schwachbefähigte und endlich 11. für tuberkulöse Kinder.

Um nun aber die Bedeutung der Schulhygiene so anschaulich wie möglich zu machen und den weitesten Kreisen einzuprägen, sind einige der wichtigsten Ergebnisse der Arbeit in Gestalt von Wandkarten und Wandtafeln graphisch und namentlich bildlich dargestellt. Diese in kunstvoller Weise ausgeführten Karten und Bilder sind von der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge zunächst nach Brüssel zur Internationalen Weltausstellung gesandt worden, wo sie dank dem besonderen Entgegenkommen des preußischen Kultusministeriums in der Unterrichtsausstellung der deutschen Abteilung Aufnahme gefunden haben. Um gemeinsame rechnerische Einheiten zu erzielen, sind die in der Arbeit niedergelegten absoluten Zahlen generell in Prozentzahlen für je 100 Kommunen umgerechnet worden. Ferner ist bei der bildlichen Darstellung die in der ursprünglichen Arbeit durchgeführte Einteilung in fünf Klassen von Städten und Gemeinden (nach der Einwohnerzahl) ebenfalls beibehalten worden. Es stellen demnach die fünf Gruppen die fünf Größenklassen der deutschen Städte dar.

Wenn wir nun zunächst die Ergebnisse der Zahnpflege in den Schulen betrachten, so sehen wir, daß die beiden ersten Größenklassen weit energischer für diesen wichtigen Zweig der Hygiene sorgen als die drei unteren Größenklassen. Während aber die Untersuchung der Zähne durch Schulärzte und Schulzahnärzte in den ganz großen Städten ausgedehnter ist als in den Mittelstädten, das gleiche Verhältnis sich auch in der Behandlung zahnkranker Kinder zeigt, werden die großen Städte über 100 000 Einwohner in der Errichtung von Schulzahnkliniken von der nächstfolgenden Gruppe erheblich übertroffen. In kurzer Zeit wird dieses Verhältnis sich wohl dank der rührigen Arbeit des Deutschen Zentralkomitees für Zahnpflege zugunsten der ganz großen Städte verschieben.

Auch in der Fürsorge für blinde und schwachsichtige Kinder sehen wir selbst in den kleineren Städten ein erfreuliches Interesse betätigt. Fast alle Kommunen Deutschlands bemühen sich mit anerkennenswertem Erfolg, durch unentgeltliche Brillenlieferung den Schädigungen der Schule entgegenzuwirken und die Kinder zu arbeits- und leistungsfähigen, ihre Augen vorsichtig gebrauchenden Menschen heranzuziehen.

Von besonderem Interesse sind alle Bestrebungen der letzten Jahre, schwachbefähigten Kindern, denen in der normalen Volksschule ein gedeihliches Fortkommen erschwert ist, durch Schaffung von Hilfsklassen und Hilfsschulen Ersatz und Hilfe für ihr Leben zu geben. Als eine sehr wohltätige und ganz neue, wohl unserer Zentrale zu dankende Neuerung zeigt es sich, daß man fast überall — wenn auch erst in bescheidener Weise — beginnt, von Gemeinde wegen für zurückbleibende Kinder einen Nachhilfeunterricht einzurichten. Recht stattlich nehmen sich die Hilfsklassen und Hilfsschulen aus. Selbst die kleinsten Städte haben es sich nicht nehmen lassen, für die in Frage stehenden Kinder Hilfsklassen einzurichten. Sogar einige Hilfsschulen finden sich schon in den kleinsten deutschen Städten.

Seit langem habe ich mich bemüht, um der ermüdenden Geistesarbeit in der Schule eine Abwechslung zu bieten und um den Gefahren des längeren Stillsitzens während des Unterrichts in oft mangelhaft ventilierten Räumen entgegenzuwirken, für körperliche Uebungen während des Unterrichts und in den Pausen einzutreten. Diese Bestrebungen haben schon einen recht erfreulichen Erfolg gehabt. Den Löwenanteil daran hat die zweitletzte Größenklasse, die der Städte zwischen 10 000 und 20 000 Einwohnern. Merkwürdigerweise wird der Atemgymnastik, die ich für das wichtigste in der ganzen Jugendgymnastik, besonders zur Bekämpfung der Tuberkulose und der Rückgratverkrümmungen halte, in den drei unteren Größenklassen weitaus mehr Beachtung geschenkt als in den ganz großen Städten.

Endlich der Stand der Reinlichkeitsfürsorge in den deutschen Volksschulen. Hier sind noch mancherlei Wünsche zu erfüllen. Besonders lassen die Gelegenheit zu Schwimmbädern und die Erteilung des Schwimmunterrichts von Gemeinde wegen, ausgenommen in den ganz großen Städten, noch viel zu wünschen übrig. Auch für die Brausebäder könnte noch mehr geschehen. Dagegen muß es als ein großer Fortschritt gegen frühere Zeiten gerühmt werden, daß man doch anfängt, für zweckentsprechende Waschgelegenheit selbst in den kleinsten Städten Sorge zu tragen.

Auf jeden Fall kann man deutlich erkennen, wie überall in Deutschland, in Nord und Süd, in großen und kleinen Gemeinden, mit Eifer und Liebe an der wichtigen Frage unserer Schulhygiene gearbeitet wird. Allerorts regt und rührt es sich in einem Umfang und in einer Vielseitigkeit, die uns der freudigen Erwartung Ausdruck zu geben berechtigt, daß unsere Umfrage reiche Anregung in die beteiligten Kreise getragen hat. Möge dieser kurze Ausschnitt aus der umfangreichen Arbeit der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge ihre alten Freunde erhalten und recht viele neue Gönner gewinnen helfen.

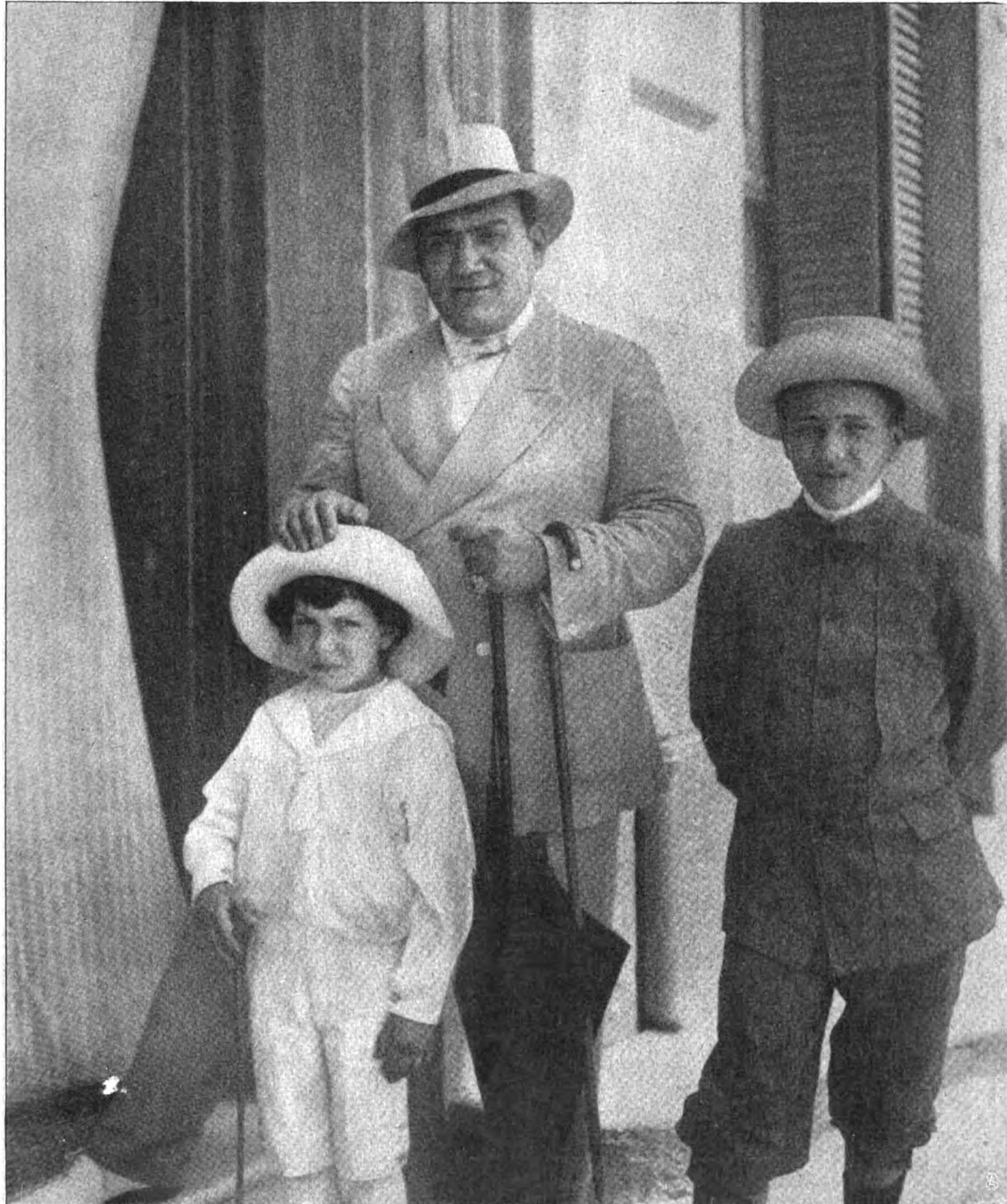


Caruso.

Von H. Merker. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Abéniacar.

Seit einigen Jahren kommt im Herbst, wenn die Singvögel ihre Winterferien angetreten haben, ein gar schönstimmiger Gast nach Deutschland und singt so herrlich, daß den Zuhörern auf dem Weg durchs Ohr das liebe Herz im Busen froh wird. Solchen Wohllaut, sagen die Entzückten, habe nicht einmal die Nachtigall selbst in der Kehle. Auch klingt schon der Name dieses willkommenen Gastes wie eitel Gesang: Caruso. Die drei schönsten Vokale und als Zugabe nur ein einziger Konsonant für jeden. Der Name muß ausdrücklich für den König der Sänger erfunden sein.

Und wie ein siegreicher König zieht Caruso dann von Stadt zu Stadt; die schwere Kontribution aber, die er einer jeden auferlegt, wird überall mit Jauchzen bezahlt. Man würde ja gern noch viel höheren Tribut entrichten, wenn nur die Theater mehr Zuhörer fassen



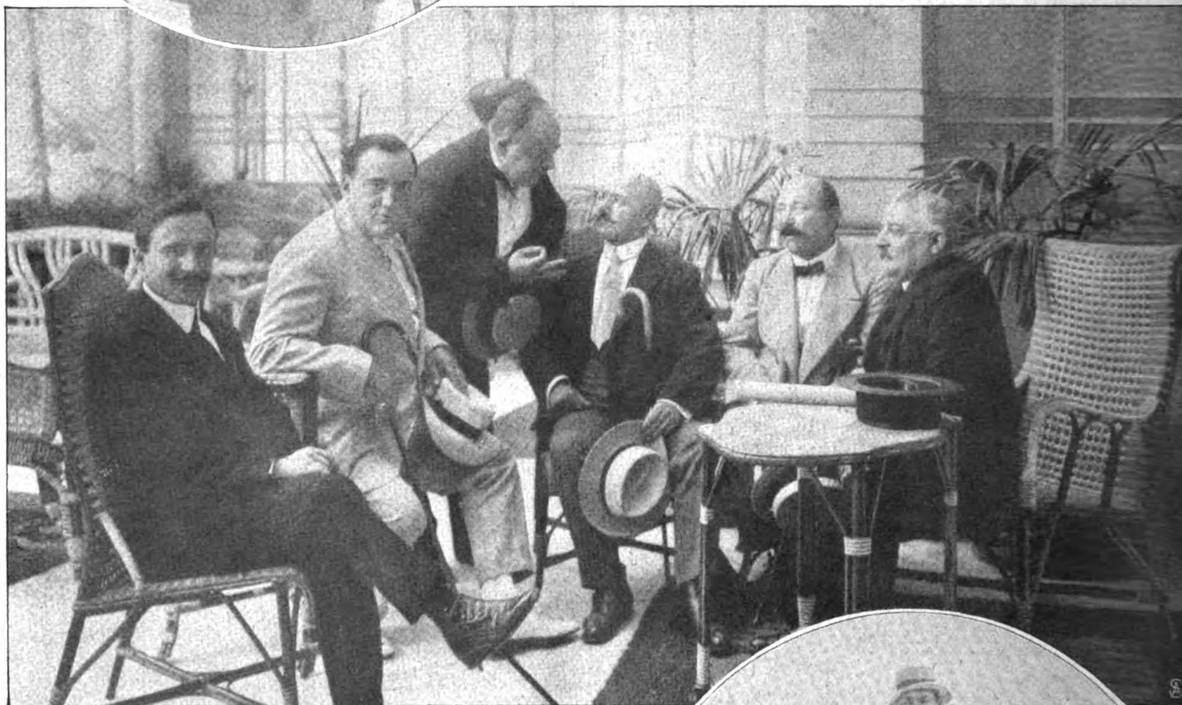
Caruso mit seinen beiden Söhnen.


Caruso als Photograph.

der herrlichen Stimme noch nicht applaudiert, weil es ja Caruso nicht sieht und deshalb auch nicht zu hören glaubt, dann macht das dem Verkannten gerade den größten Spaß.

Darin liegt eigentlich die Erklärung für seine Wohlgelittenheit: ein guter Spaß geht ihm noch über den Applaus. Das unterscheidet ihn fast ebensosehr wie seine Stimme von den meisten andern Tenören. Und er gönnt sogar seinen Kollegen allen erdenklichen Beifall, denn Caruso ist ein sogenannter „guter Kerl".

Er kann sich das freilich auch leisten. Es hat größere, höhere, brillantere Tenorstimmen gegeben, aber selbst unsere Methusalems, die nur für die „gute alte Zeit" Lob und Preis haben, können sich nicht erinnern, je eine Stimme gehört zu haben, die an ausgeglichener Schönheit und Wärme, an eigentlichem Goldklang sich mit Caruso hätte messen können. Dazu diese Atemtechnik, die gar keinen Gedanken an Technik mehr aufkommen läßt, die unfehlbare Intonation und endlich eine


Der berühmte Tenor im Kreise seiner Freunde.

könnten. Ein dumpfes Grollen aber wird gehört aus den Reihen der zu spät Gekommenen, die keinen Einlaß mehr erhalten. Sie fühlen sich wie Enterbte, trotzdem sie genug blanke Zwanzigmarkstücke in den Händen halten, um sich den seltenen Genuß zu erkaufen.

Leute, denen das Geld so zuströmt wie Caruso, müssen beneidet werden, sie erwecken sogar Haß. Aber merkwürdig, Caruso scheint wenig Feinde und nicht einmal viele Neider zu haben. Vielleicht, weil der Neid hier so vergeblich wäre. Selbst seine engeren Kollegen, die vom gleichen Stimmregister, lassen selten eine unkameradschaftliche Bemerkung über ihn fallen. Bittet er in „I Pagliacci" den Vertreter des Beppo, ihm doch die hinter der Szene gesungene Serenata abzutreten, dann bekommt er selten einen Korb. Und wenn dann das Publikum trotz der hübschen Melodie und


Caruso in seinem Auto.

gute Portion Temperament! Ein Operntenor von so vielen Vorzügen darf schon als ein „Instrument des Himmels" angesehen oder doch mit Gold aufgewogen werden.

Ist an Carusos Gesang die scheinbare Natürlichkeit, mit der er diese runden, weichen, warmen und polierten Töne hervorbringt, so bestechend, so gewinnt seine Persönlichkeit durch einen ganz ähnlichen Reiz Sympathien. Er ist kein Poseur, also auch insofern ein Unikum unter den Tenören. Er spielt sich nicht als den Romantischen oder Geistreichen oder Unwiderstehlichen auf. In den vielen Interviews, die er im Lauf der letzten Jahre ausgegeben hat, merkt man nichts von dem Bemühen, seinem Lebenslauf und besonders dessen Anfang einen romantischen Nimbus zu geben. Caruso protzt auch nicht, wenn er erzählt, wie seine ersten Direktoren geglaubt, er sei kaum die zweihundert Lire wert, die sie ihm als Monatsgage bezahlten; er läßt vielmehr durchblicken, daß er damals wirklich ein dürftiger Sänger gewesen. Zeigt er sich aber einmal von der satyrischen Seite und karikiert jemand ganz ungeniert, mit dem er sich gerade unterhält, dann beweist er seine Harmlosigkeit erst recht drastisch, indem er einem die vollendete Karikatur hinreicht, damit man sie durch Namensunterschrift gewissermaßen autorisiere.



Caruso beim Studium einer Partitur.

Sicherlich ist Caruso ein Glückskind, aber auf dieser Erde finden auch die Glückskinder einige Wermutstropfen in ihrem Becher. Wer weiß, ob Caruso mit seinem „Ridi Pagliacci" uns so zu Tränen rühren würde, wenn er nicht das Weh betrogener Liebe selbst kennen gelernt hätte. Aber schwer neigt sich doch die Schale zu ihm hernieder, auf die das Schicksal die guten Gaben gelegt: die Welt zu seinen Füßen, ein paar blühende Kinder, Gold, so viel er zu haben wünscht, Freude an seiner Kunst und an den Genüssen, die das Leben sonst noch beut! Es dürfte immerhin hier und da einige Leute geben, die mit unserem berühmten Herbstgast nicht ungern tauschen würden. —

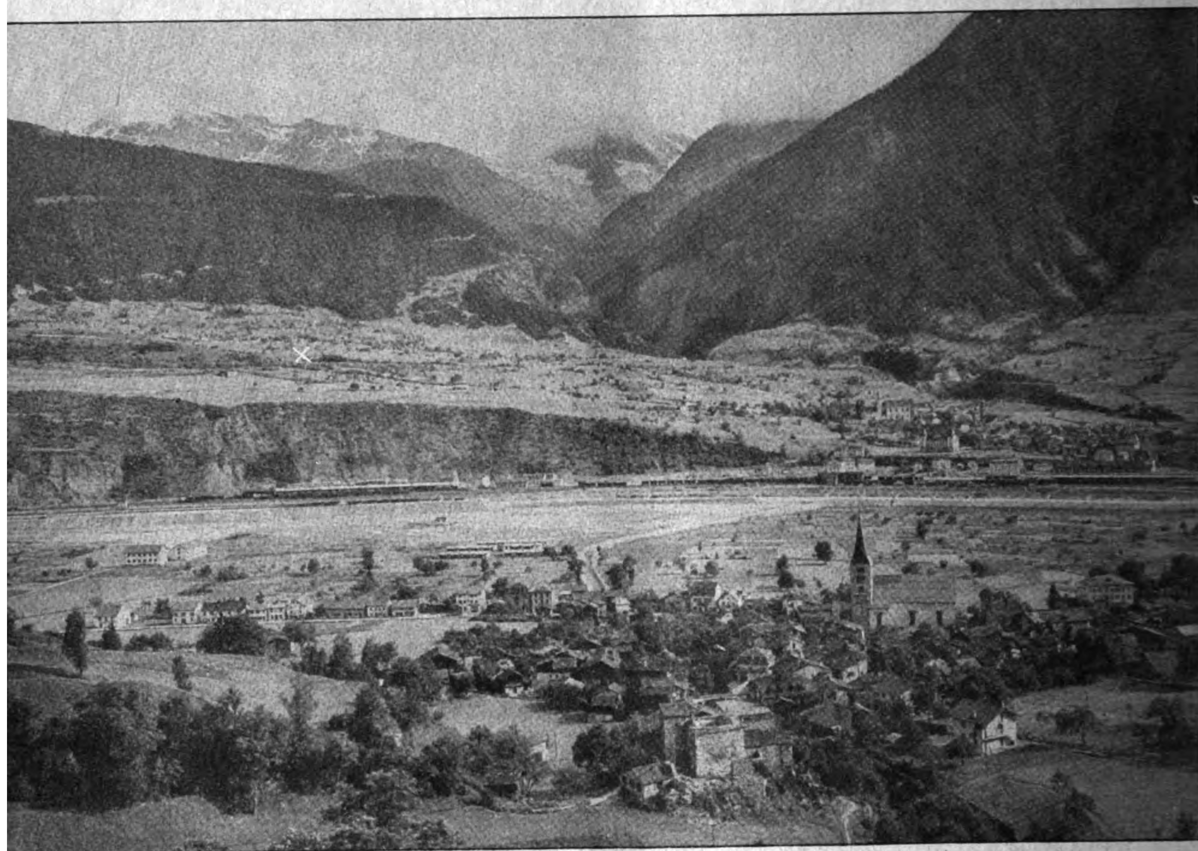
Mit dem Aeroplan über den Simplon.

Hierzu 10 Spezialaufnahmen für die „Woche" von A. Krenn und 1 Uebersichtskarte.

Zur Beurteilung der Frage, welche Aussichten der Flug über den Simplon haben wird, ist eine eingehende Kenntnis der atmosphärischen Verhältnisse erforderlich. Leider ist diese Kenntnis gerade im Hochgebirge, wo meteorologische Warten große Kosten verursachen, meist sehr lückenhaft. Meteorologische Stationen befinden sich in dem in Frage kommenden Gebiet nur in Brig und auf dem Simplon. Gebirgzüge haben auf ihren verschiedenen Hängen meist auch sehr verschiedene klimatische Verhältnisse; ganz besonders trifft dies auf das Alpengebiet zu, wo ein auffallender Unterschied zwischen Nord- und Südhang besteht. Der Direktor der meteorologischen Zentralanstalt in Zürich Dr. Maurer hat auf der ganzen in Betracht kommenden Bergstrecke einen Beobachtungsdienst eingerichtet, um ein möglichst umfangreiches Material zu gewinnen und während der Flugtage selbst die Prognosen mit möglichster Sicherheit stellen zu können.

Der Wind beeinflußt den Flug eines Aeroplans naturgemäß am meisten; aus diesem Grund muß man sich mit der Erforschung der Luftströmungsverhältnisse zunächst beschäftigen. In den Alpentälern herrscht wie in allen Gebirgen meist nur eine, und zwar eine der Längsachse des Tales entsprechende Windrichtung. Anders gerichtete Winde haben wenig Einfluß, meist stellen sie sich in die Talachse ein. Eine erhebliche Verstärkung der Windgeschwindigkeit tritt nur in dem Fall ein, wenn die Richtung eines kräftigeren Windes mit der Längsachse des Tales zusammenfällt. Ballonfahrten in Gebirgen haben diese Tatsachen hinlänglich erwiesen.

Im allgemeinen herrscht in den Tälern des Südhanges, die von den Flugmaschinenführern durchflogen werden müssen, ein aufwärts gerichteter Wind vom Lago Maggiore an. Dies ist sehr günstig, da es beim Flug nach abwärts besser ist, wenn die Luft dem Aeroplan entgegengeht, weil dann die Motoren nicht mit voller Kraft zu laufen brauchen, und weil beim Versagen der Maschine ein Gleitflug gefahrlos ausgeführt werden kann. Im Rhonetal herrscht ebenfalls ein kräftiger Talwind, der sein Maximum etwa oberhalb von Martigny erreicht, jedoch oberhalb von Brig an Intensität abnimmt, vielleicht unter dem Einfluß der von den Südhängen auftreffenden Luft-



Blick auf Brig, den Startplatz (×), und durch die Saltineschlucht auf die Simplonpaßhöhe (oben Mitte).



Berisal im Gantertal, einem Seitental der Saltineschlucht,
die im Notfall einen Landungsplatz auf der Nordseite des Passes bietet.

strömung. Die Strecke von Brig bis zum Simplon ist nur kurz. Auf dieser Etappe müssen aber die Flugmaschinen bis auf 2100 Meter steigen. Wahrscheinlich haben die Aeroplane hier den Wind von rückwärts, da bei Tage die Luftströmung talaufwärts, bei Nacht jedoch talabwärts geht. In den Morgenstunden bis zu 10 Uhr ist es verhältnismäßig ruhig, nachmittags viel böiger, so daß die Flieger gut tun, von ihrer Gewohnheit, erst abends zu fliegen, abzugehen. Der Bergwind erreicht nicht die Stärke des Talwindes, was in der Flora

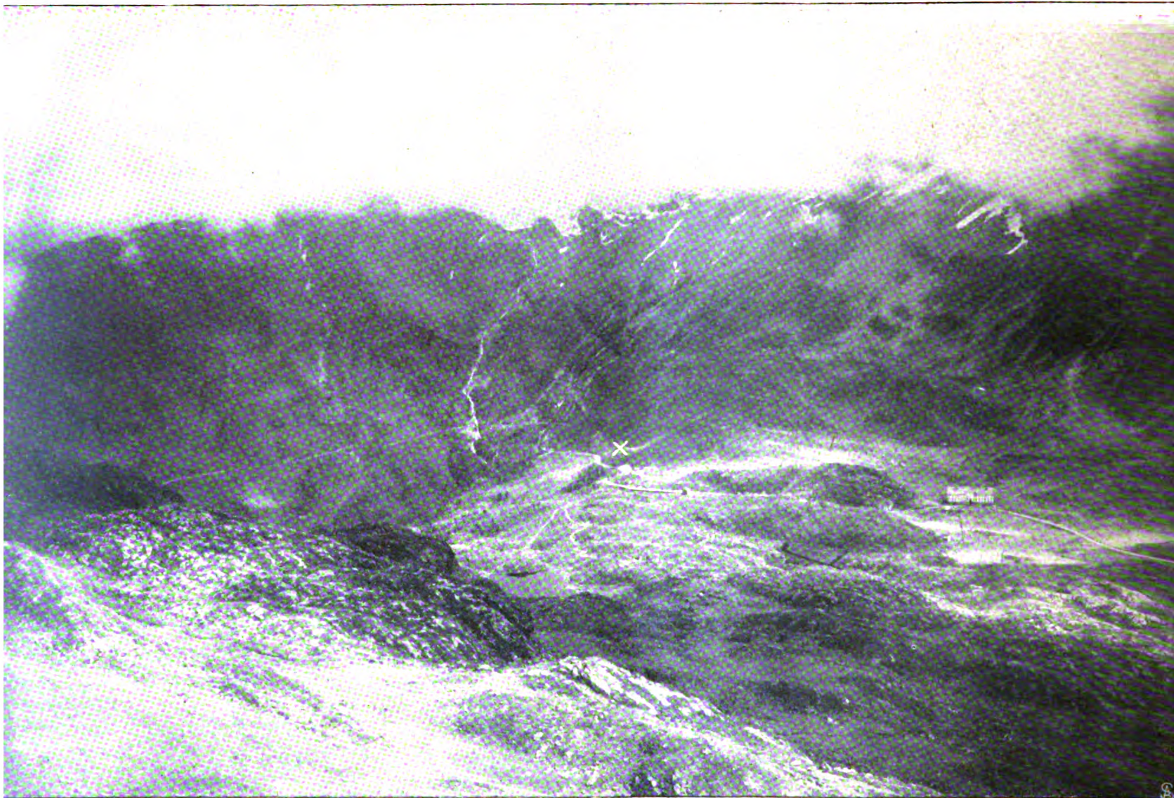


Uebersichtskarte der Flugstrecke Brig-Mailand über den Simplonpaß.

des Südhanges darin zum Ausdruck kommt, daß die Bäume entsprechend dem vorherrschenden Talwind meist bergaufwärts geneigt sind. Föhn tritt in dem Simplongebiet weniger häufig auf und ist auch weniger intensiv. Heftige Winde sind auf der Paßhöhe zur jetzigen Jahreszeit sehr selten. Bei den Beobachtungen von Maurer betrug die Stärke des Windes nicht über 4-m/Sek.

Die Niederschläge sind in dem in Frage kommenden Teil der Alpen sehr gering. Sie betragen am Simplon nur 71 Zentimeter im Jahr, während beispielsweise Montreux schon 110 Zentimeter aufweist. Die Gewitterverhältnisse sind wenig erforscht, aber so weit sich übersehen läßt, sind sie im Rhonetal und am Südhang selten; ihre Häufigkeit wird erst im Nordteil des Lago Maggiore viel größer.

Die Temperatur ist höher als auf anderen Höhen der Alpen, die Temperaturabnahme mit der Höhe ist auf dem Südhang ebenfalls geringer als an anderen



Blick auf die Simplonpaßhöhe. In der Mitte neben dem Kulmhotel (×) die eigentliche Paßhöhe.
Rechts das Simplonhospiz. Links kommt die Straße aus dem Rhonetal, rechts führt sie weiter nach der Südseite des Passes.

)rten. Brig hat im September eine mittlere Tempe-atur von 14,6 Grad, im Jahresmittel von 8,7 Grad.)ie Simplonwetterwarte — 2008 Meter Seehöhe — hat im September eine Temperatur von + 6,7 Grad, im Jahresmittel 1,2 Grad; am Lago Maggiore beträgt das Jahresmittel 12 Grad. Die Temperatur hat ja



Blick vom Kulmhotel durch die Schlucht auf den Startplatz (×) im Rhonetal.



Fortsetzung des links stehenden Bildes nach der Südseite des Passes. In der Mitte das alte Stockalperspital und Sommerseminar.
In der Umgebung zur Landung geeignete Wiesenflächen.



Rückblick von der Simplonstraße, kurz vor der Paßhöhe, durch die Saltineschlucht auf Brig.

ebenso wie die abnehmende Luftdichte einen großen Einfluß auf den Gang der Motoren. In der dünneren Luft der großen Höhen wird das Explosionsgemisch zu sauerstoffarm, so daß die Explosion nicht kräftig genug eintritt. In den kalten Luftschichten größerer Höhen ist das Gasgemisch nicht mehr genügend warm, so daß die Intensität der Explosion geringer wird. Nach eingehenden Versuchen, die man in Frankreich angestellt hat, entwickelt ein 33-P. S.-Motor bei einem Druck von 590 Millimeter, also in 2000 Meter Höhe, nur noch 24 P. S., also nur noch 0,72 Prozent der ursprünglichen Stärke. Demnach ist es günstig, daß in der und auf der Südseite der Roßbodengletscher vom Fletschhorn kommend. Außerdem sind auf der Nordseite das Gantertal und auf der Südseite das Laquintal zu beachten, die in ihrem Hintergrund gleichfalls von Gletschern umfaßt sind und ihre unberechenbaren Luftströmungen haben. Die Flieger vermeiden diese gefährlichen Stellen am besten durch Anschmiegung an die jenseitige Bergwand.

Die Flieger Chavez, Latham und Lesseps haben persönlich die Flugstrecke in Augenschein genommen und festgestellt, daß der Flug im Gebirge ungefährlicher ist als in der großen lombardischen Ebene, da in der Poebene infolge der Bewachsung kaum ein freies



Ansicht des Dorfes Simplon mit der tiefeingeschnittenen Gondoschlucht,
die im Mittelgrund des Bildes beginnt und nach der Richtung des Pfeils führt.

Simplongegend die Temperatur höher ist, als sie sonst in gleicher Höhe zu sein pflegt.

Im großen und ganzen sind die Verhältnisse der Flugstrecke keineswegs ungünstig zu nennen, jedoch gibt es genug gefährliche Stellen, die sich an den Einmündungen der Quertäler vorfinden, wo häufig sowohl plötzlich heftige Windströmungen von der Seite kommen als auch die Wirbelbildung begünstigt wird. Vor allen Dingen scheint es angebracht, möglichst vor Eintritt in die enge Saltineschlucht hochzugehen, da man dort Gefahr läuft, von plötzlich auftretenden Windstößen gegen die Bergwand geworfen zu werfen. Die Seitentäler zu beiden Seiten des Passes, die senkrecht zur Fluglinie in das Haupttal einmünden, sind nicht ungefährlich, da zwei mächtige Gletscher sich in der Nähe befinden, der Kaltwassergletscher kurz vor der Paßhöhe Plätzchen zur Notlandung zu finden ist, während im Gebirge hinreichend ebene Grasflächen vorhanden sind. Nur zwischen Brig und der Paßhöhe dürfte infolge der beiderseits steil abfallenden Schlucht der Saltine oder abwärts zwischen dem Dorf Simplon und Domodossola eine Landung außerordentliche Schwierigkeiten bieten und zum mindesten die Zerstörung der Flugmaschine zur Folge haben.

Der Startplatz befindet sich auf dem Brigerberg, etwa 200 Meter über der Talsohle der Rhone. Die Flieger haben gegen Norden und Westen vollkommen freien Aufstieg. Das Rhonetal ist dort breit genug, so daß die Führer sich in weitem Rundflug hochschrauben können, um die nötige Höhe zum Ueberfliegen der Paßhöhe zu gewinnen. Die enge und gefährliche Saltineschlucht wird auf diese Weise gemieden. Im

ganzen ist ein Höhenunterschied von 1200 m und ein Weg von 150 km zu überwinden.

Die Luftwegbezeichnung und Signalgebung durch verankerte Fesselballons ist außerordentlich geschickt gewählt. Solche Fesselkugelballons stehen nur ruhig, wenn der Wind etwa 5-m/Sek. stark ist, bei größeren Windgeschwindigkeiten werden sie sehr hin und her geworfen. Die Führer werden demnach an dem Verhalten der Fesselballons jeweils die Windverhältnisse ohne weiteres erkennen können; auch Wirbel machen sich sofort bemerkbar.

Die erste Beobachtungstelle für die Zuschauer ist naturgemäß der Startplatz, von dem aus man Start und Hochflug verfolgen wird. Zweckmäßigerweise wird man ferner im Kraftwagen schnell die Paßhöhe zu gewinnen suchen, um von dort das Ueberfliegen zu beobachten. Von dem dort befindlichen Hotel sowie Hospiz, in dem man übrigens ausgezeichnete Unterkunftsmöglichkeiten findet, hat man einen hervorragend schönen Uebersichtsplatz. Eventuell kann

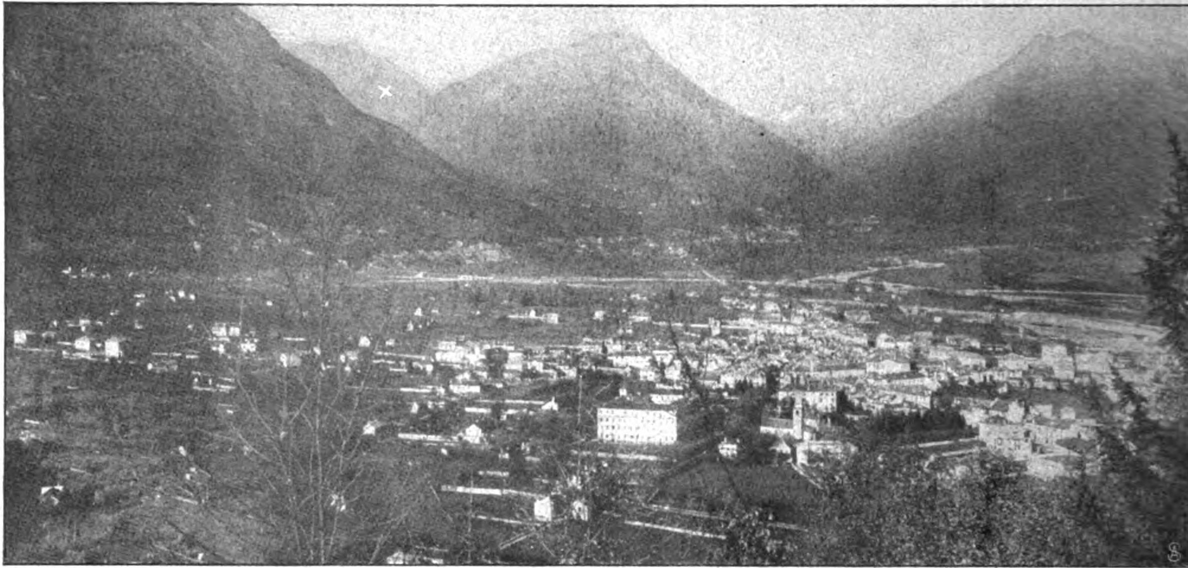




Straße und Simplonbahnviadukt in der Diveriaschlucht zwischen Iselle und Domodossola.

Oberes Bild:

Blick von Iselle in der Gondoschlucht talaufwärts gegen das Fletschhorn und Laquinhorn.



Blick auf Domodossola gegen die Alpen. Die Fluglinie führt von links oben (×) über die Mitte des Ortes nach rechts.

man auch von Brig mit der Bahn durch den Simplontunnel auf die Südseite fahren und in Iselle in der Diveria- oder in der freien Ebene bei Domodossola den Weiterflug beobachten. Wie viele der Flieger mögen es wohl bis dahin bringen? Wie groß und bestimmt die Hoffnungen auf den Erfolg des Alpenfluges sind, mag man daraus ersehen, daß bei Gelingen für das nächste Jahr bereits ein neuer Höhenflug von dem bekannten Zermatt aus über den 3300 m hohen Theodulpaß nach Mailand geplant ist!

Hilde.

Skizze von A. Oskar Klaußmann.

Der Herbstwind jagte draußen die Blätter von den Bäumen. Die Saison des kleinen Badeortes war vorüber, nur noch wenige Sommergäste waren in den Hotels und Pensionaten zurückgeblieben.

Die herbstliche Stille hatte das lebhafte Treiben der Hunderte und Tausende abgelöst, die sich während der Saisonmonate in der beliebten Sommerfrische getummelt hatten. Die Angestellten der Hotels dachten bereits an die Abreise und den Antritt der Stellungen, die sie sich für den Winter besorgt hatten.

In dem großen Speisesaal des Hotels „Bellevue" dunkelte es bereits, und der einzige Kellner, der noch servierte, knipste das elektrische Licht an.

Er sah fast vorwurfsvoll nach dem großen blondbärtigen Mann mit dem eigentümlich braunen Gesicht, der jetzt den Speisesaal betrat und an einem der Tische Platz nahm. Dieser Gast war auch ein Saisonspätling, der erst am Vormittag im Hotel eingetroffen war; anscheinend ein Sonderling, der die nächsten Wochen hier in Einsamkeit verbringen wollte.

Der Gast beorderte eine Flasche Wein und wählte ein Gericht von der Speisekarte. Während der Kellner hinausging, um die Bestellung auszuführen, setzte sich der Gast an das Fenster und sah draußen dem Tanz der vom Wind herumgewirbelten gelben und braunen Blätter zu. Es lag etwas in der Natur draußen wie Scheiden und Vergehen. Wenn aber solche sentimentalen Gedanken den Fremden etwa bewegt hatten, so schüttelte er sie jetzt mit Gewalt ab. Er nahm eine Zeitung und setzte sich so, daß er genügend Licht zur Lektüre hatte.

Der Kellner brachte die Flasche Wein, und der Gast dankte mit einem Kopfnicken. Als dann der Kellner nach der Küche ging, war es in dem weiten Speisesaal unheimlich still. Man hörte ein paar verspätete Fliegen summen und das feierliche Ticken der Regulatoruhr, die in den letzten Wochen hier so viele heitere Stunden für die Gäste angezeigt hatte.

Eine der doppelflügeligen Schwingtüren, die nach der Gartenterrasse hinausführten, wurde geöffnet, und das Knarren erweckte die Aufmerksamkeit des Gastes. Ein kleines, vier- bis fünfjähriges Mädchen, ganz in Weiß gekleidet, mit einer riesigen Puppe auf dem Arm, betrat den Speisesaal. Die Kleine sah sich neugierig um und kam dann nicht direkt, aber mit kleinen Umwegen auf den einsamen Gast zu. Das Kind war ein allerliebstes, gesund aussehendes, pausbäckiges Geschöpf mit langen blonden Locken, dunkelblauen Augen und einem Stumpfnäschen. Kleine weiße Mausezähne wurden zwischen den halbgeöffneten roten Lippen sichtbar. Die Kleine bot ein Bild von Gesundheit und kindlicher Grazie.

Sie nickte dem Gast zu, und dieser erwiderte freundlich den Gruß. Dann kam die Kleine heran und gab dem Fremden ohne Zögern die Hand. Nach dieser zwanglosen Begrüßung hob sie die Kleiderröcke der Puppe in die Höhe und sagte: „Sie hat einen seidenen Unterrock."

Den Fremden schien diese Bemerkung ungemein zu interessieren. Er faßte prüfend den Stoff mit Daumen und Zeigefinger und antwortete: „Es ist wirklich Seide."

Darauf streifte die Kleine eilig ihre eigenen Kleider zurück und zeigte mit den Worten: „Ich habe auch einen seidenen Unterrock", dem Fremden dieses intime Kleidungstück.

„Sehr interessant!" meinte der Gast, wie es schien, nicht wenig belustigt über die drollige Zutraulichkeit der Kleinen.

„Meine Mama hat sechs seidene Unterröcke", erklärte das Kind.

„Außerordentlich interessant! Und der Papa?"

„Der Papa ist beim lieben Gott, der ist tot, weißt du? Vorgestern waren es zwei Jahre, daß er gestorben ist. Die Mama ist oben und weint. Ich bin ihr fortgelaufen, das Weinen ist so langweilig."

„Da hast du recht, mein Kind, man muß das Leben von der lustigen Seite nehmen."

Die Kleine nickte, obgleich sie die letzten Worte wohl kaum verstanden hatte. Der Kellner erschien und brachte die bestellten Speisen.

„Sieh da, Hilde," sagte er, „bist du auch wieder da? Mama wird dich gewiß wieder überall suchen."

Hilde schüttelte den Kopf und trat näher an den Tisch, um neugierig die aufgetragenen Speisen zu mustern. „Was ist das?" fragte sie.

„Wiener Schnitzel", erklärte der Gast.

„Das esse ich sehr gern", meinte Hilde.

„Willst du mitessen?"

„Ach ja."

„Kellner, noch ein Besteck für die junge Dame."

Der Kellner, amüsiert von der Art und Weise, wie sich die kleine Hilde bei dem Gast anfreundete, ging lächelnd davon und brachte für Hilde ein hohes Polster, das ihr ermöglichte, bequem am Tisch zu sitzen, sowie Teller, Serviette und Eßgeräte.

Hilde nahm die Serviette und sagte zu dem Gast: „Du mußt sie mir umbinden und hinten zwei lange Ohren machen, weißt du, daß ich aussehe wie ein kleiner Esel."

„Soll besorgt werden", meinte der Fremde belustigt und band dem Kind die Serviette um.

Hilde schien sich darüber sehr zu amüsieren, aber sie verlangte nach ihrer Puppe, die unterdes auf dem Boden sitzengeblieben war.

„Sie muß mitessen", erklärte das Kind bestimmt.

„Selbstverständlich", entgegnete der Fremde und setzte die Puppe auf den Tisch.

„Kellner, geben Sie der Puppe auch einen kleinen Teller."

Mit dem gleichen Lächeln wie vorhin holte der Kellner einen Kompotteller herbei und setzte ihn vor der Puppe nieder.

Der Gast schnitt ein großes Stück von dem Wiener Schnitzel ab und legte es auf Hildens Teller. Dann mischte er der Kleinen ein geringes Quantum Wein mit Wasser aus der Karaffe, die auf dem Tisch stand.

„Nun gib der Puppe etwas ab, und wir wollen essen."

Hilde schnitt ein winziges Stückchen von ihrem Anteil ab und legte es auf den Teller der Puppe.

„Sie darf sich den Magen nicht verderben," meinte das Kind, „sie wird sonst krank und muß Medizin nehmen. Du, Medizin schmeckt scheußlich, nicht wahr?" — „Selbstverständlich, Medizin ist kein Vergnügen."

Hilde ergriff ihr Weinglas und hielt es dem Gastgeber hin. „Prost!" sagte sie.

„Prost!" klang die Antwort des Fremden; „schmeckt es dir?"

„Sehr gut. Wie heißt du denn?"

„Ich heiße Alfred."

Hilde ergriff wieder ihr Glas und sagte: „Prost, Alfred!"

Der Fremde lachte laut auf, und der Kellner erlaubte sich im Hintergrund ebenfalls vornehmlich zu kichern.

„Wie heißt du noch?" fragte Hilde weiter, ohne jedoch dabei das Essen zu vergessen.

„Rumpelstilzchen."

„O du Lügenbart!" rief Hilde, „das ist ja gar nicht wahr. Rumpelstilzchen, das ist ja der Mann aus dem Märchen" — und sofort begann sie höchst drollig zu singen:

„Ach wie gut, daß niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß."

„Ich bin auch nicht der Mann aus dem Märchen," sagte Alfred, „sondern ich bin der Sohn von ihm."

Hilde lachte so lange und so lustig, daß Alfred mitlachen mußte. „Du bist gut!" rief Hilde, „du kannst aber einmal lügen. Weißt du, ich heiße mit Zunamen Schrader, so wie mein Papa hieß; und wie heißt du?"

„Ich heiße Weber."

„Siehst du, was du für ein Lügenbart bist! Erst sagst du, du heißt Rumpelstilzchen."

„Ich wollte mir nur einen Spaß mit dir machen."

„Du bist gut, prost!" sagte Hilde.

„Nun wollen wir noch etwas essen", sagte Alfred Weber, „etwas Süßes, nicht wahr?"

Hilde klatschte in die Hände und sagte: „Pudding, weißt du, mit Vanillesauce, das schmeckt gut."

„Kellner, haben Sie Pudding mit Vanillesauce?"

„Jawohl."

„Bringen Sie uns zwei Portionen."

„Wohnst du immer hier?" fragte Weber, um die Pause, bis die süße Speise gebracht wurde, auszufüllen.

Hilde schüttelte den Kopf. „Nein, wir wohnen weit weg, in Hannover! Weißt du, wo das ist?"

„Jawohl, ich bin schon dort gewesen", meinte Weber.

„Und wir sind nur hierhergekommen, weil der Papa hier begraben liegt, und da muß alle Jahre die Mama auf sein Grab und muß einen Kranz hinlegen und sehr viel weinen. Möchtest du eine Witwe sein?"

„Ich kann nicht sagen, daß ich Neigung dazu hätte", meinte Alfred Weber.

„Es ist scheußlich", erklärte Hilde. „Mama hat ganz rote Augen vom Weinen, und dann sieht sie gar nicht hübsch aus, und Großmama sagt immer, Mama soll nicht so viel weinen, und sie muß wieder heiraten. Sie ist viel zu jung, als daß sie ihr Leben vertrauern sollte. So sagt Großmama. Hat sie nicht recht?"

„Ganz gewiß, daran ist gar nicht zu zweifeln", antwortete Alfred Weber.

„Hast du eine Frau und Kinder?"

„Nein."

„Warum denn nicht?"

„Mein liebes Kind, ich bin lange fortgewesen. Ich war in Asien. Weißt du, wo das ist?"

„Ja, ganz weit", meinte Hilde.

„Was hast du denn dort gemacht?"

„Ich habe dort Eisenbahnen gebaut und Häfen. Ich bin Ingenieur."

„Das war mein Papa auch."

„Wie? Dein Papa war Ingenieur? Und wie hieß denn dein Papa? — Wart mal, du sagtest es ja schon: er hieß Schrader. Wie hieß er denn mit Vornamen?"

„Emil hieß er, aber Mama sagte immer Mile zu ihm, weißt du."

„Ich habe deinen Papa gekannt," erklärte Weber, „ich habe ihn sogar sehr gut gekannt, und ich hatte keine Ahnung davon, daß er tot ist. Nun freut es mich erst recht, seine Tochter kennen zu lernen."

„Prost!" erklärte Hilde energisch und stieß wieder mit ihrem Glas an.

Der Kellner brachte die beiden Portionen Pudding, und Hilde machte sich eifrig über die süße Speise her. Es schmeckte ihr so ausgezeichnet, daß sie eine kleine Eßpause machte, Weber sehr liebenswürdig ansah und endlich erklärte: „Ich habe dich lieb, du bist eine famose Unke."

„Das Wort hast du von deinem Papa," meinte Weber, „der sagte auch immer ‚famose Unke'."

Hilde nickte energisch mit dem Kopf. „Ja, das sagte er immer. Aber du bist wirklich ein famoser Kerl. Dich habe ich sehr lieb, und ich werde immer mit dir zusammen essen."

„Das ist außerordentlich freundlich von dir, liebe Hilde," meinte Weber, „und ich will es als Glück betrachten, daß ich mir deine Zuneigung erworben habe, nachdem ich erst seit wenigen Tagen wieder in der Heimat bin."

Hilde nickte eifrig mit dem Kopf und sagte: „Ich werde immer mit dir essen, zum Frühstück, zum Mittag- und zum Abendbrot."

„Sehr angenehm," sagte Weber, „wenn schon, denn schon. Wenn man erst zusammen ißt, dann immer."

Der Kellner, der draußen war, hatte vor der Tür, die nach dem Korridor führte, eine Unterredung mit irgendeiner Dame, deren Stimme aufgeregt klang.

Der Kellner stieß die Tür auf, und es trat eine schlanke, jugendliche Frau von stattlicher, voller Figur, schwarz gekleidet, in das Zimmer.

„Aber Hilde!" rief die Frau, die kaum am Ende der Zwanziger stehen konnte. „Aber Hilde, was machst du hier? Mein Herr, ich muß Sie dringend um Entschuldigung bitten, wenn die Kleine Sie belästigt."

„Mama, komm und setz dich hier," rief Hilde, „er ist eine famose Unke, und ich esse immer mit ihm zusammen, zum Frühstück, zum Mittag- und zum Abendbrot."

Weber war aufgestanden und ging der sehr verlegen dreinblickenden Dame entgegen.

„Ich habe die Bekanntschaft Ihrer Fräulein Tochter gemacht, und wie Sie sehen, ist es mir gelungen, mir das Vertrauen der Kleinen zu erwerben. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: mein Name ist Alfred Weber. Wenn ich nicht sehr irre, bin ich ein Freund Ihres verstorbenen Gatten. Ich war mit Emil Schrader zusammen auf dem Polytechnikum in München und Hannover. Ich bin lange Jahre im Osten gewesen und erst seit gestern nach der Heimat zurückgekehrt. Ich erfahre von Ihrer Tochter den Tod meines Jugendfreundes."

„Wie war doch Ihr Name?" fragte Frau Schrader.

„Alfred Weber, Ingenieur."

„Ich erinnere mich, Ihren Namen von meinem verstorbenen Mann wiederholt gehört zu haben."

„Dann darf ich wohl, gnädige Frau, mich bei Ihnen als alten Bekannten einführen und Sie bitten, der lieben Hilde keine Vorwürfe zu machen, die mich ausgezeichnet unterhalten hat. Darf ich Sie bitten, bei uns Platz zu nehmen?"

Weber schob Frau Schrader einen Stuhl zurecht, und diese nahm Platz, nicht ohne einen besorgten Blick auf das halbgefüllte Weinglas zu werfen, das vor Hilde stand.

„Ich hoffe, du trinkst keinen Wein."

„Nein, gnädige Frau," erklärte Weber, „ich habe der Kleinen nur ein unbedeutendes Quantum Wein mit Wasser gemischt."

„Er ist eine famose Unke," wiederholte Hilde, „wir haben Pudding mit Vanillesauce gegessen. Wenn du früher gekommen wärst, Mama, hätte dir der Onkel auch was abgegeben."

Frau Schrader wollte Hilde gleich mit sich nehmen, aber diese erhob energisch Protest, und Weber bat so sehr, die Kleine noch bei ihm zu lassen, daß Frau Schrader nachgeben mußte. Sie war ja auch genötigt, etwas zum Abendbrot zu genießen, und das tat sie nun in Gegenwart Webers und der Tochter. Man plauderte über die gemeinsamen Bekannten, die man besaß, und anderthalb Stunden verflogen außerordentlich rasch. Dann drängte aber Frau Schrader darauf, daß Hilde zur Ruhe ginge.

Hilde versicherte nochmals dem Onkel, daß sie von jetzt ab täglich mit ihm zusammen essen würde, und gab ihm einen herzhaften Kuß. Dann mußte Weber auch die Puppe küssen, und schließlich kommandierte Hilde: „Die Mama auch küssen!"

Weber begnügte sich natürlich mit einem Handkuß und sagte der Witwe „Auf Wiedersehen".

Noch an der Tür drehte sich Hilde um und erklärte: „Ich werde immer mit dir essen, zum Frühstück, zum Mittag- und zum Abendbrot." — — — — — —

Man behauptet, Kinder und Narren sprächen die Wahrheit. Bei Hilde traf dies wenigstens insofern zu, als am nächsten Tag in der Tat Frau Schrader mit ihrem Töchterchen und Weber gemeinsam alle Mahlzeiten einnahmen. Hilde bestand darauf, und weder die Mutter noch Weber konnten Protest erheben, weil dies verletzend für die andere Partei gewesen wäre. Sie schienen auch gar nicht die Absicht des Protestes zu haben.

Es war nur natürlich, daß man auch am Nachmittag einen gemeinsamen Spaziergang machte. Hilde ging zwischen der Mutter und dem neu gewonnenen Onkel, ließ sich zeitweise von ihnen an den Händen hochheben und streckenweit tragen, sorgte durch ihren drolligen Humor für Abwechslung und bildete so eine Brücke der Verständigung zwischen Mutter und Onkel.

Dieses Programm des ersten Tages wurde auch an den nächsten drei Tagen innegehalten.

Dann wollte Frau Schrader „eigentlich" mit Hilde abreisen; aber das Kind hing bereits mit solcher Zärtlichkeit an dem neuen Onkel, daß es grausam gewesen wäre, es schon von ihm zu trennen. Das Wetter war auch sehr schön geworden, es gab einen so prächtigen herbstlichen Nachsommer, daß Frau Schrader gern noch eine Woche zugab.

Weber hatte ohnehin die Absicht gehabt, in dem milden Klima der thüringischen Sommerfrische den Uebergang zum europäischen Aufenthalt, nach dem langen Verweilen in dem heißen asiatischen Osten, sich vollziehen zu lassen.

Es verging abermals eine Woche in angenehmem Zusammensein, ja sogar in Fröhlichkeit.

Die dritte Woche brachte eine Veränderung, sowohl bei Frau Schrader wie bei Weber, eine Veränderung, die der klugen Hilde nicht entging.

Mutter und Onkel wurden nämlich eigentümlich schweigsam und schienen die Sprache verloren zu haben, wenn sie zusammen mit ihr Spaziergänge machten.

Hilde fühlte mit dem feinen Instinkt des Kindes, daß sie etwas tun mußte, um ihre beiden erwachsenen Begleiter anzuregen und zu erheitern; aber ihr Programm war natürlich gering und bald erschöpft.

Drei Wochen des Zusammenlebens waren vergangen, als nachmittags Hilde wieder mit Mutter und Onkel den üblichen Spaziergang machte. Auf dem beliebtesten Aussichtspunkt stand eine Bank, auf der man fast jedesmal nachmittags gesessen hatte. Der Ausblick hinunter in das Tal und auf die gegenüberliegenden Höhen war köstlich.

Hilde saß zwischen dem Onkel und der Mutter und blickte erstaunt von dem einen zum andern.

Mama hatte Tränen in den Augen, und der Onkel sah so ernst, so finster drein, als beabsichtigte er, etwas Fürchterliches zu begehen. Hilde mußte irgend etwas sagen, um die großen Leute zu einer Unterhaltung zu bringen.

„Weißt du, Onkel," begann sie, „Mama träumt jetzt jede Nacht von dir. Ich höre sie nachts immer sprechen, und heute nacht hat sie gesagt: ‚Mein lieber, lieber Alfred, er war ja dein Freund'."

Im nächsten Augenblick erschrak Hilde aber doch, glitt ängstlich von der Bank herunter und suchte Schutz hinter dem guten Onkel. Die Mutter war aufgesprungen, sie schien ganz außer sich zu sein vor Aufregung und Verlegenheit.

Hilde verbarg ängstlich ihr Gesicht in dem Rockschoß des Onkels. Deshalb sah sie nicht, wie der Onkel plötzlich seinen Arm um die Taille der Mutter legte und diese sanft zur Bank herniederzog: „Er war mein Freund, und ich werde dem Kind ein Vater und dir ein treuer, liebevoller Gatte sein."

Hilde wartete ängstlich auf irgendeinen Zornesausbruch der Mama. Als aber die unheimliche Stille anhielt, streckte sie schüchtern das Köpfchen hinter dem Rockschoß des Onkels hervor und sah zu ihrem Erstaunen, daß die Mama ihren Kopf an die Brust des Onkels gelegt hatte, daß Mama weinte, und daß der Onkel ihr die Tränen aus den Augen küßte, aber auch nicht vergaß, dem Mund der Mutter recht herzhafte Küsse aufzudrücken. Das kam Hilde so fürchterlich komisch vor, daß sie laut zu lachen begann.

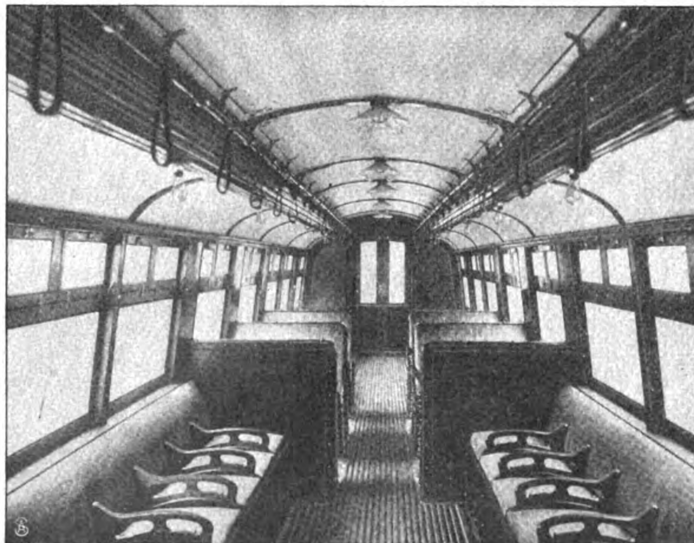
Die Mama sagte sehr ernst: „Du bist ein abscheuliches Kind, Hilde."

Aber der Onkel erklärte auffallend feierlich: „Nun, meine liebe Hilde, werden wir immer zusammen essen, morgens, mittags und abends."

Die Sicherheit im Eisenbahnwagen.

Von Hans Dominik. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

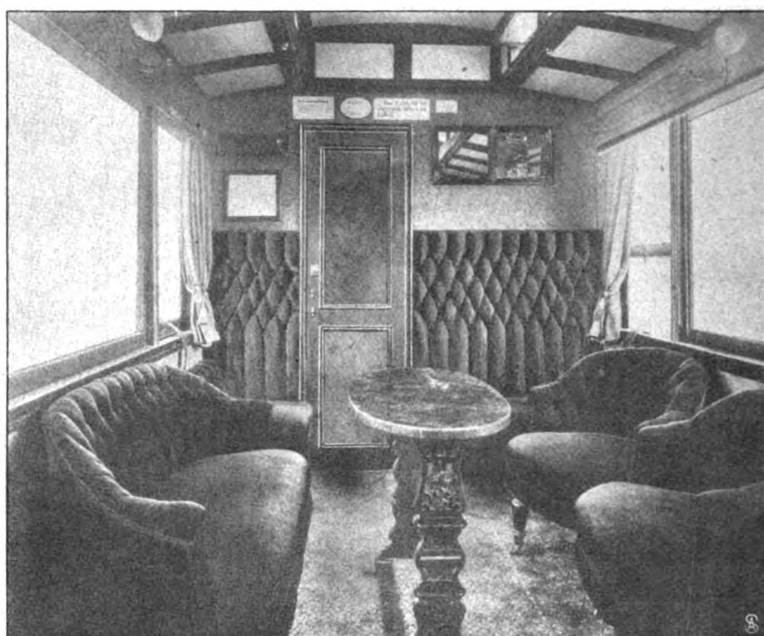
Die letzten Wochen brachten uns wiederum Ueberfälle von Reisenden im Eisenbahnwagen. Der Räuber befand sich mit seinem Opfer allein im Abteil zusammen und konnte es überwältigen und ausplündern. Erneut wird bei solchen Vorkommnissen die Forderung nach einer besseren Sicherheit laut. Denn eine unbedingte Sicherung der Passagiere nicht nur gegen die Gefahren des Betriebes, sondern auch gegen Angriffe von dritter Seite gehört ja zu den Haupt- und Grundforderungen, die man an einen vollkommenen Verkehr stellen muß. Längst haben Verbrechernaturen erkannt, daß gerade ein Eisenbahnzug mit seinen Passagieren und mit den oft recht wertvollen Postsendungen ein sehr geeignetes Objekt für die Beraubung sei. Während Postkutschen und Posträuber immer mehr verschwinden, taucht als neue Spezies der Eisenbahnräuber auf.


Das Innere eines Wagens der Londoner Untergrundbahn.

Grundsätzlich müssen wir hier zwei Typen unterscheiden. Einmal die gut organisierte Räuberbande, die einen ganzen Eisenbahnzug etwa durch Aufreißen der Schienen zum Stehen oder gar zur Entgleisung bringt, die Passagiere mit den Revolvern in Schach hält und die ganze Reisegesellschaft sowie den Postwagen ausplündert. Das andere Mal den einzelnen Verbrecher, der sich an ein einzelnes Opfer heranpirscht, es möglichst unauffällig ausraubt und ungesehen zu verschwinden sucht.

Amerika, wie überall so auch hier großzügig, hat uns zahlreiche Beispiele der ersten Gruppe geliefert. In jenen früheren Zeiten namentlich,

als die Pazifikbahnen oft Hunderte von Meilen durch die Prärie fuhren, ohne eine Ansiedlung zu berühren, war die Ausraubung ganzer Züge ein recht häufiges Ereignis In dem Maß jedoch, in dem die Besiedlung des Landes dichter wurde, sank auch für die Räuber die Wahrscheinlichkeit des Entkommens, und in dem gleichen Maß wurden diese Eisenbahnüberfälle immer seltener. Heute gehören sie in den Vereinigten Staaten bereits zu den großen Seltenheiten, und in Europa sind sie, wenn man von gewissen Strecken des Orients absieht, nie recht heimisch gewesen.



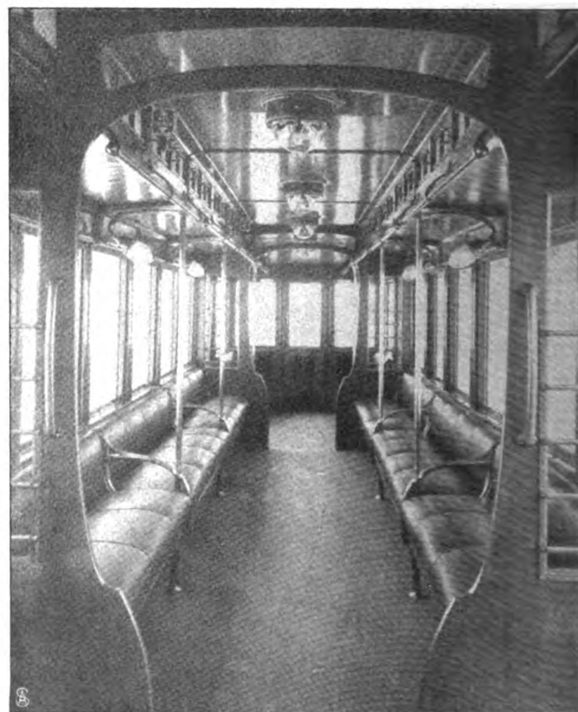
Inneres eines Wagens 2. Klasse der Kleinbahn Düsseldorf-Krefeld.

Dagegen bringt uns jedes Jahr mehrfache Berichte von Einzelüberfällen, von der Ausraubung und Ermordung einzelner durch einzelne. Während die Gefahr eines großen Eisenbahnüberfalls in dem dicht besiedelten Deutschland heute wohl praktisch gleich Null ist, droht nach wie vor das Einzelverbrechen, und es ist nicht uninteressant, die Mittel zu seiner Abwehr zu betrachten. Man hat dabei an allerlei Sicherheitsgriffe, Bremsen, Klingeln usw. gedacht, um dem Reisenden Gelegenheit zu geben, das Zugpersonal zu alarmieren, sobald ihm sein Visavis verdächtig vorkommt. Aber es leuchtet wohl ein, daß solche Mittel einen durchschlagenden Erfolg kaum haben können. Recht häufig vielleicht wird ein übernervöser Reisender diese Apparate in Bewegung setzen, weil ihm die Nase seines Gegenübers nicht gefällt, und sehr wahrscheinlich wird der wirkliche Eisenbahnverbrecher sein Opfer würgen und chloroformieren, bevor es überhaupt an die Alarmapparate herankommt.

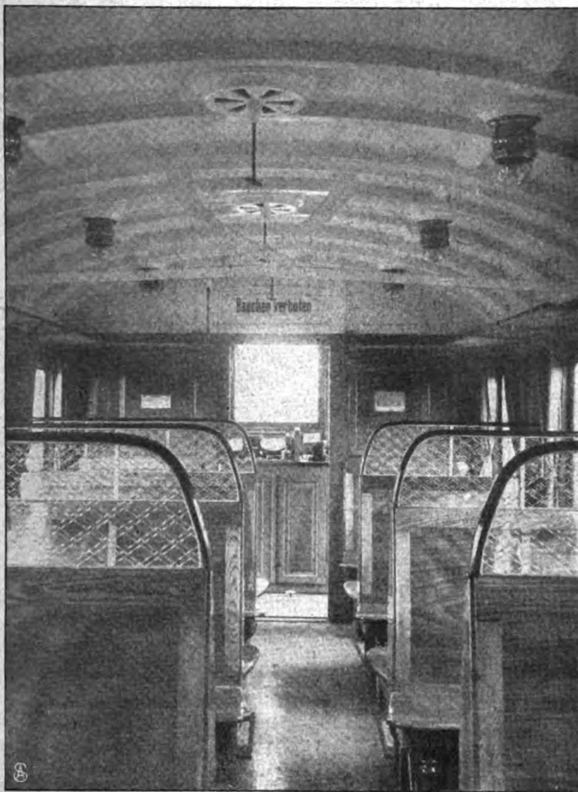
Ein sicheres Verhütungsmittel solcher Verbrechen muß anderweitig gesucht werden. Obwohl unsere Eisenbahn heute bereits das stattliche Alter von siebzig und mehr Jahren besitzt, zeigt sie immer noch die alten Postkutschenformationen. Die Eisenbahnwagen selbst sind aus Betriebs- und fahrtechnischen Gründen schon längst langgestreckte Gebilde geworden. Die Innen-



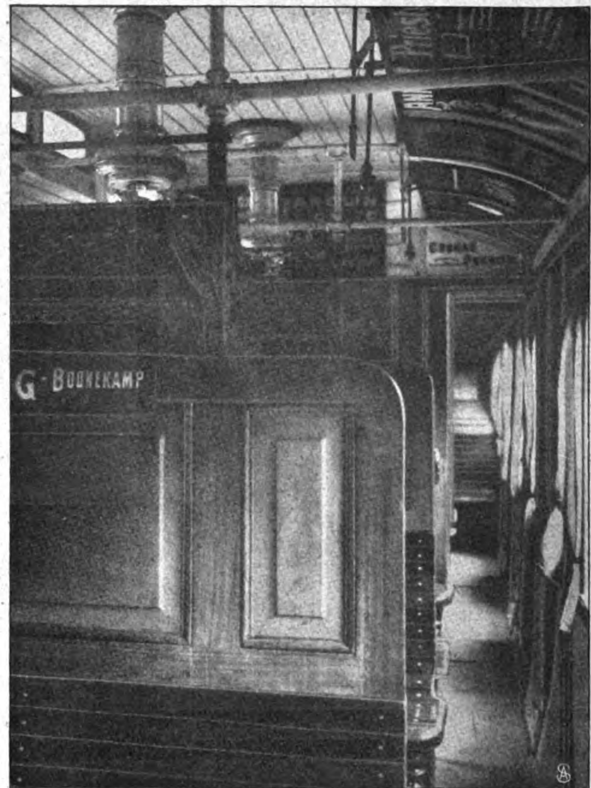
Blick in einen Motorwagen Wien-Baden.



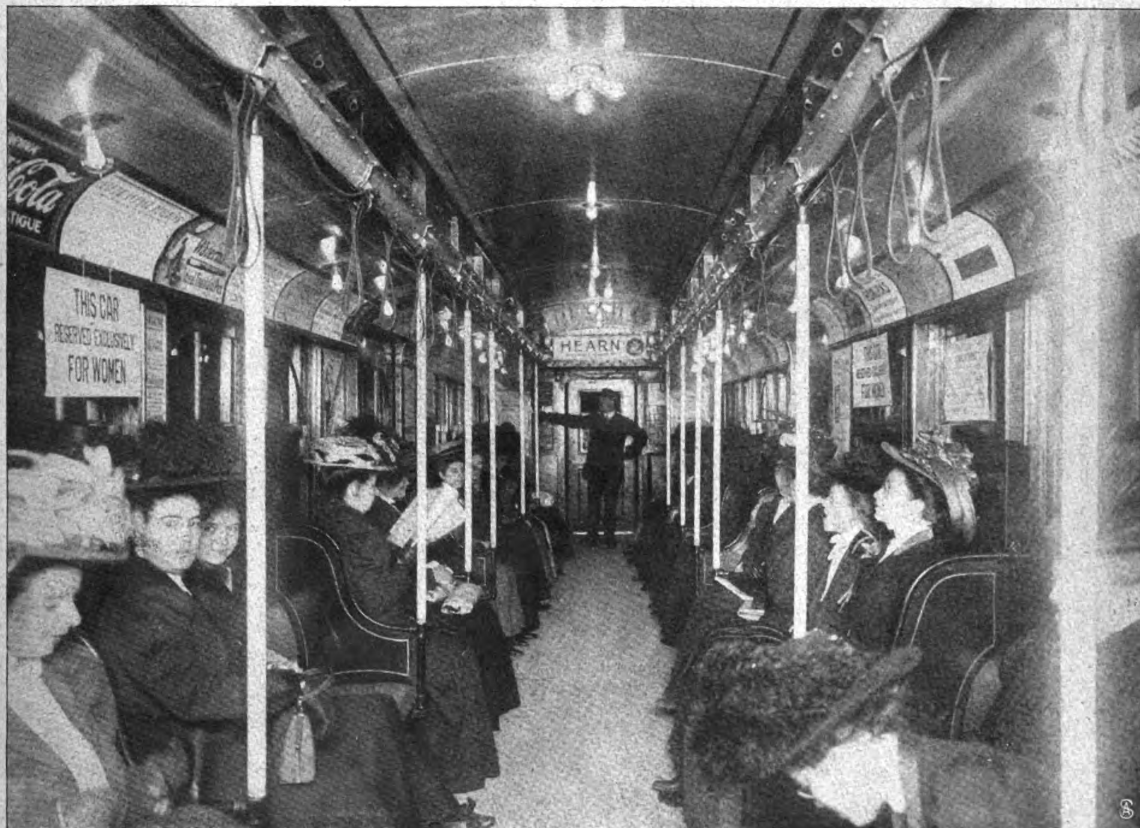
Die 2. Klasse der Berliner Hoch- und Untergrundbahn.



Ein Akkumulatorenwagen der preuß. Staatsbahn.

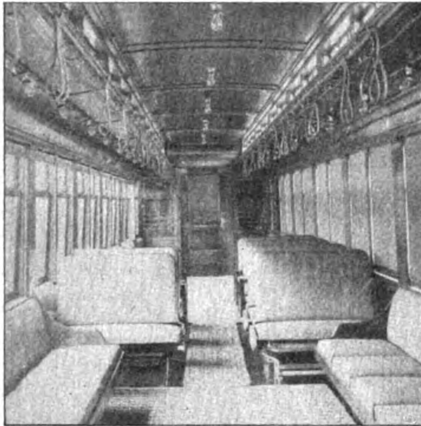


Ein Abteil der 3. Klasse der Berliner Stadtbahn.

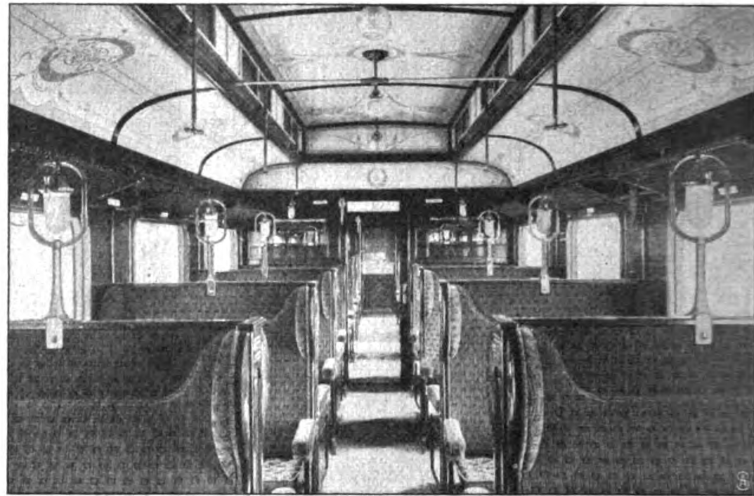


Damenwagen der Neuyorker Untergrundbahn.

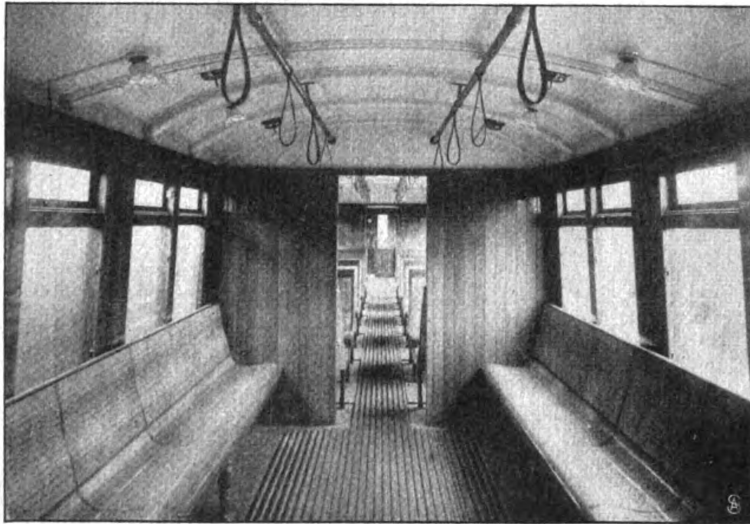
einrichtung weist aber immer noch die sogenannten Coupés oder Abteile auf, die mit ihren sechs oder acht Sitzplätzen der alten Postchaise entsprechen. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß diese Einzelabteile dem urdeutschen Begriff der Gemütlichkeit gut entsprechen, daß der einzelne oder auch die einzelne Familie, die so ein leeres Coupé für sich erwischt, sich darin äußerst wohl fühlt, weil sie sozusagen ganz für sich ist. Vielleicht gerade, weil das Publikum diese Coupéeinteilung ganz gern hat, hat sie auch die Bahnverwaltung beibehalten und sich so lange nicht davon trennen können.



Ein Wagen der Neuyorker Untergrundbahn.



Blick in das Innere eines Motorwagens 2. Klasse
der Wechselstrombahn Rotterdam-Haag-Scheveningen.

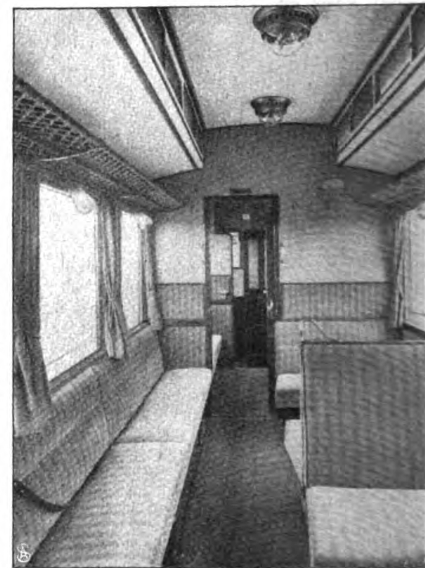


Inneres eines Motorwagens der Midland Railway.

Aber die großen modernen Wagenformen bieten ganz andere Möglichkeiten einer inneren Ausgestaltung als der alte Postkutschkasten, und im Interesse der öffentlichen Sicherheit wird man diese Möglichkeiten voll auswerten müssen.

Den ersten schwachen Versuch, mit der Zerlegung des Wagens in Coupés zu brechen, hatten wir bei der preußischen Staatsbahn bei den Stadt- und Ringbahnzügen sowie auf den Vorortzügen, soweit hier der seitliche Durchgang und die dreiviertelhohen Trennungswände zur Anwendung gekommen sind. Diese Anordnung erlaubt es, die benachbarten Abteile zu inspizieren und auf einen Hilferuf herbeizueilen. Daß bei solchen Wagen trotzdem noch Ueberfälle möglich sind, hat leider der neuliche unerfreuliche Vorfall auf der Ringbahn erwiesen. — Sehr viel weiter ist man bei der Ausstattung der neuen Akkumulatorenwagen der preußischen Staatsbahnen gegangen. Abb. S. 1627 veranschaulicht das Innere eines solchen Wagens dritter Klasse. Man sieht hier, wie die alten Trennwände zu einfachen Banklehnen zusammengeschrumpft sind, und wie ferner ein breiter Mittelgang die Durchsicht durch den ganzen Wagen gestattet. Ein Ueberfall in einem derartigen Wagen dürfte praktisch ganz ausgeschlossen sein. Denn selbst wenn sich einmal der Zufall ereignen sollte, daß im ganzen Wagen nur zwei Passagiere vorhanden sind, so bleibt immer noch das Begleitpersonal, das von seinen Räumen aus den Wagen überblicken kann.

Die Entwicklung unseres Verkehrswesens hat aber nun in den letzten Jahren zu zwei ganz besonderen Be-



Blick in einen Motorwagen 2. Klasse
der Rheinuferbahn Köln-Bonn.

triebzweigen geführt, nämlich zum städtischen Schnellverkehr und Zwischenstädtischenverkehr. Alle Millionenstädte der Welt brauchen neben den Straßenbahnen, die gewissermaßen den Verkehr von Block zu Block bedienen, noch Hoch- oder Untergrundbahnen, die den Schnellverkehr zwischen den entferntesten Stadtteilen besorgen. Und naheliegende Industriestädte, wie zum Beispiel Düsseldorf und Krefeld und andere mehr, verlangen neben der Staatsbahn eine intensive Verkehrsbefriedigung durch besondere sogenannte zwischenstädtische Bahnen.

Hier hat unsere elektrische Industrie ein großes und freies Betätigungsfeld gefunden, und hier ist gründlich mit den Wagenformen gebrochen worden.

Unsere beifolgenden Abbildungen zeigen diese neuen Formen, zeigen gleichzeitig auch, daß der gleiche Zug nach einer freieren und übersichtlicheren Gestaltung des Wageninnern sich bei allen Kulturvölkern und in allen Kontinenten ähnlich wiederholt.

Abb. S. 1626 stellt das Innere eines Wagens 2. Klasse der Berliner Hoch- und Untergrundbahn dar. Wir finden Längssitze und einen freien, breiten Mittelraum. Abb. S. 1628 zeigt das Innere eines Wagens der von den Siemens-Schuckert-Werken erbauten Rheinuferbahn Köln—Bonn. Wir finden eine eigenartige Kombination von Längs- und Quersitzen, die auch diesem Wagen etwas Anheimelndes verleiht, ohne daß doch die volle Uebersichtlichkeit irgendwie gestört würde. Abb. S. 1626 veranschaulicht einen Wagen der elektrischen Ueberlandbahn Düsseldorf—Krefeld. Es ist nur ein gewöhnlicher Zweiterklassewagen mit normalen Preisen. Das Innere macht indes den Eindruck eines Salonwagens und verbindet Komfort und Behaglichkeit mit voller Uebersichtlichkeit.

Die nächsten Abbildungen führen uns ins Ausland. Die Wagen der Strecke Wien—Baden (Abb. S. 1626) und Rotterdam—Haag—Scheveningen (Abb. S. 1628) zeigen in sehr verschiedener Form, wie man die Uebersichtlichkeit erreichen kann, ohne die Gemütlichkeit zu stören. Abb. S. 1628 stellt das Wageninnere einer englischen Ueberlandbahn, der „Midland Railway“, dar, während Abb. S. 1625 in das Wageninnere einer der sogenannten Londoner Tunnel- oder Röhrenbahnen führt. Bemerkenswert sind hier die schrägen Fensterwände, da der ganze Wagen sich in den runden Tunnelquerschnitt einpassen muß. Interessant ist weiter die Teilung der Längsbänke in einzelne Sitzbänke, die jede Streitigkeit und Drängelei im Keim ersticken dürfte.

Die Abbildungen S. 1627 u. 1628 zeigen uns die innere Wagengestaltung der Neuyorker Untergrundbahnen. Auch hier eine komfortable und unbedingt übersichtliche Wagenausgestaltung. Weiter aber noch die Einstellung besonderer Damenwagen, durch die gerade den weiblichen Reisenden die Möglichkeit eines besonderen, ja absoluten Schutzes gegen jede Belästigung überhaupt gegeben wird.

Diese Abbildungen dürften wohl zeigen, daß die Forderung der Sicherheit durch eine zweckmäßige Wagenausgestaltung in vollem Maße erfüllt werden kann, und daß unsere moderne Technik, soweit ihr die Hände nicht gebunden sind, erfolgreich dabei ist, diese gerechte Forderung auch wirklich zu erfüllen.

Bilder aus aller Welt.

Gelegentlich des Besuchs des Präsidenten Fallières in der Schweiz überreichten die beiden bildhübschen Töchter des Nationalrats Dr. Michel in Interlaken dem scheidenden Präsidenten in ihrer schmucken Nationaltracht herrliche Blumensträuße.



Zwei hübsche Schweizerinnen in Nationaltracht,
die Töchter des Nationalrats Dr. Michel in Interlaken, die dem Präsidenten Fallières Blumen überreichten.



Gej. Rat Prof. Dr. H. Schwartze †
berühmter Ohrenarzt in Halle a. S.

In Halle starb der bekannte Ohrenarzt Prof. Schwartze; ihm verdankt die Otiatrie bedeutende therapeutische Fortschritte.

Ein hochverdienter sächsischer Offizier, General der Infanterie von Reyher, ist kürzlich verstorben.



Phot. Klinkhardt & Eyssen.
General d. Inf. v. Reyher †
hervorragender sächsischer Offizier.

Eine der beliebtesten Tänzerinnen des Balletts in Petersburg, Frau Vera Mossolowa, gastierte kürzlich zugunsten der Verschönerung der Parkanlagen in St. Blasien.



Maler Hugo Ulbrich,
Schöpfer der unten wiedergegebenen Radierung.



Frau Vera Mossolowa,
Prima Ballerina des Kaiserl. Balletts in Petersburg, trat in St. Blasien zu wohltätigem Zweck auf.



Ulrich von Oertzen-Remlin.
Zu seinem 70. Geburtstag.



Generallt. z. D. v. Beczwarzowsky
beging seinen 70. Geburtstag.

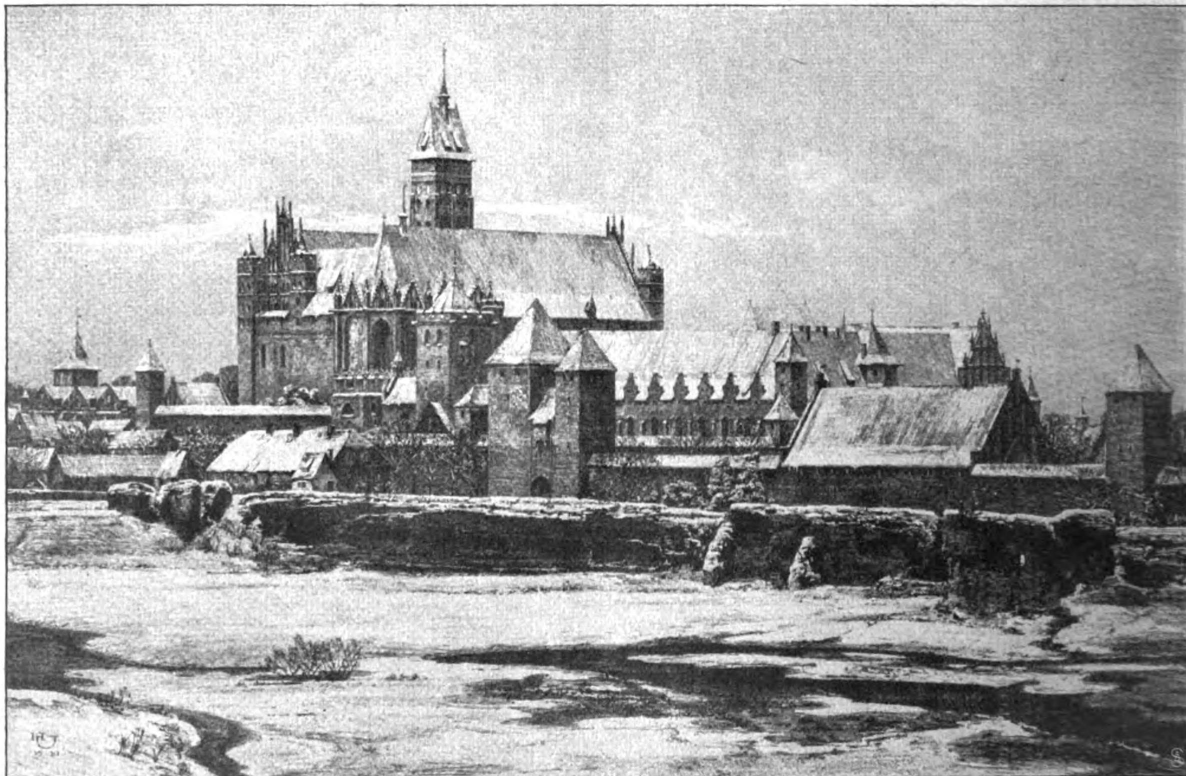


Phot. Selle & Kuntze.

Geh. Ob.-Reg.-Rat K. v. Massow
feierte seinen 70. Geburtstag.

Der Maler Hugo Ulbrich hat eine wohlgelungene Radierung der Marienburg angefertigt, die er selbst dem Kaiser bei seinem Aufenthalt auf der Marienburg überreichen durfte.

Seinen 70. Geburtstag beging vor wenigen Tagen Generalleutnant z. D. Walter von Beczwarzowsky. Auch der in Sportkreisen und als Politiker sehr bekannte Ulrich von Oertzen beging das gleiche Fest. Wir geben eine Bleistiftzeichnung von Hildegard von Winterfeld wieder. Der Geheime Oberregierungsrat und Vortragende Rat im Rechnungshof des Deutschen Reichs Major a. D. Konrad von Massow wurde ebenfalls 70 Jahre.



Verlag A. Langenwort, Breslau.

Die Marienburg von der Feldseite aus.
Radierung von Hugo Ulbrich, wurde dem Kaiser vom Künstler persönlich überreicht.



Emmi Lewald, die Verfasserin unseres Romans „Der Magnetberg“.

Hofphot. Sandau.


Phot. Sanden.

Das Erholungsheim von außen.

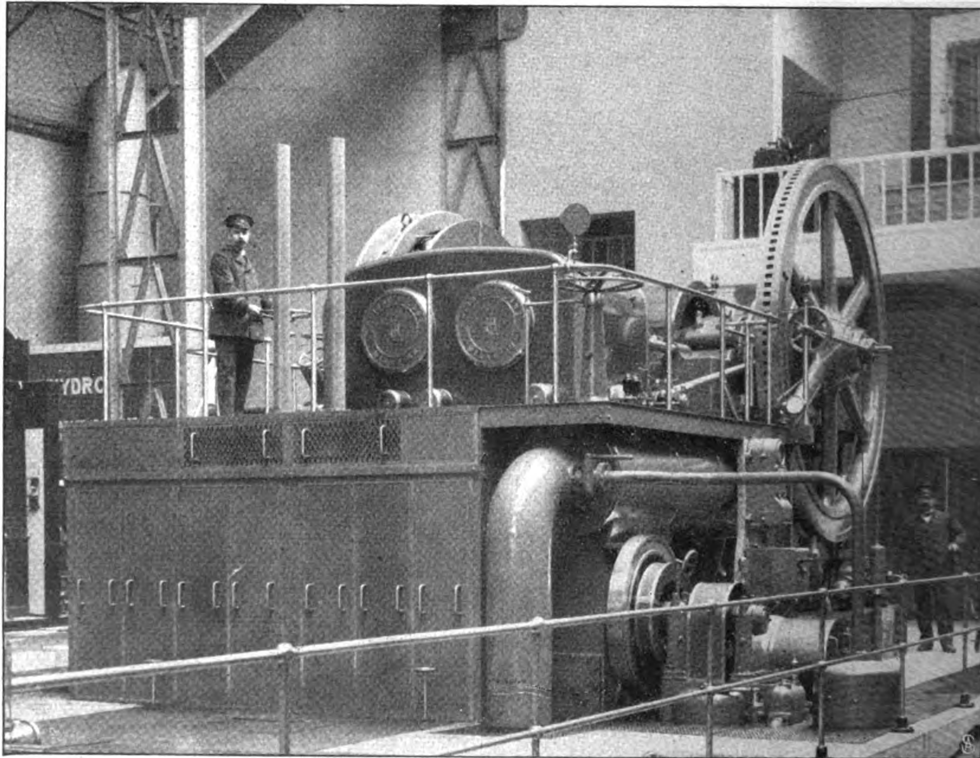
System Lentz im Bau von Heißdampflokomobilen bewirkt hat. Die tausendpferdekräftige Lokomobile ist für Großbetrieb, für Gemeinwesen, für Fabrikzentren als gemeinsame Kraftquelle geeignet und ausreichend. Ihre direkte Kuppelung — ohne Riemenübertragung — mit der Dynamomaschine gewährleistet eine erhöhte Sicherheit im Betriebe, eine Verminderung des Kraftverlustes und eine bis heute unerreichte Vereinfachung in der Bedienung und Kraftabgabe. Die riesige Lokomobile, die als ein hervorragendes Denkmal deutscher Ingenieurkunst der Welt Zeugnis gibt von der Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie, wurde in dem Zeitraum von 22 Tagen montiert und nahm am 1. April programmäßig und ohne Probelauf den regelmäßigen Betrieb auf.


Phot. Sanden.

Fröhlicher Reigen im Grünen.
Das Arbeiterinnenerholungsheim zu Seebenstein-Sautern.

Das erste österreichische Arbeiterinnenerholungsheim wurde in Seebenstein-Sautern eröffnet.

Die größte Lokomobile der Welt! In untenstehender Abbildung können wir unsern Lesern das Bild der größten Lokomobile der Welt vorführen, die gegenwärtig — ein deutsches Erzeugnis — die ungeteilte Bewunderung auf der Weltausstellung in Brüssel erregt. Sie ist ein Werk der Firma Heinrich Lanz in Mannheim und trägt — wahrlich eine stolze Bezeichnung — die Fabrikationsnummer 25 000. Schon auf der Weltausstellung zu Paris im Jahr 1900 hatte Heinrich Lanz die größte damals existierende Lokomobile zur Ausstellung gebracht. Sie besaß 460 effektive Pferdekräfte und trug die Nummer 10 000. Ein stolzer Erfolg und ein weiter Schritt ist es bis zu der in Brüssel befindlichen Lokomobile, die nicht weniger **als tausend effektive Pferdekräfte und als Höchstleistung für Dauerbetrieb sogar 1150 Pferdekräfte besitzt, und die eine der stärksten Lokomobilen ist, die bisher überhaupt auf der Welt gebaut wurden, ein stolzer Erfolg auch von der Fabrikationsnummer 10 000 im Jahr 1900 auf 25 000 im Jahr 1910. Deutschland ist bekanntlich das Land, in dem die Lokomobile, also die ortsbewegliche Dampfkraftanlage, jene wunderbare Wandlung durchmachte, infolge der sie uns heute als eine hochwertige Kraftquelle für Industriezwecke zu Gebote steht. Die große Lanzsche Lokomobile mit einer normalen Leistung von 1000 effektiven P. S. stellt eine weitere Stufe der Entwicklung des deutschen Lokomobilbaues vor, die sich würdig dem gewaltigen Fortschritt anreiht, den die Firma Heinrich Lanz durch die erstmalige Einführung der Präzisions-, Ventilsteuerung nach dem**



Die größte Lokomobile der Welt:
Die 1000pferdige Lokomobile der Firma Heinrich Lanz auf der Brüsseler Weltausstellung.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 39. Berlin, den 24. September 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 39.



Die sieben Tage der Woche.

15. September.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Frankfurt a. O.-Lebus für den verstorbenen nationalliberalen Abgeordneten Detto wird eine Stichwahl zwischen dem nationalliberalen und dem sozialdemokratischen Kandidaten notwendig.

Die französische Regierung verbietet aus Rücksicht für England einen in Paris geplanten jungägyptischen Kongreß.

In Drontheim wird die erste Technische Hochschule Norwegens eröffnet.

Aus Bulgarien wird gemeldet, daß das Ministerium Malinow seine Entlassung eingereicht hat.

16. September.

Der Kaiser trifft als Jagdgast des Erzherzogs Friedrich in Karapancsa ein.

Amtlich wird die Ernennung des Bürgermeisters von Metz Dr. Paul Böhmer (Portr. S. 1642) zum Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt gemeldet.

In der griechischen Nationalversammlung kommt es bei der Debatte über die Vereidigung der Mitglieder zu Prügeleien zwischen Abgeordneten.

In Argentinien, das bisher der Regelung des Urheberrechts entbehrte, wird ein Gesetz über den Schutz des Eigentumsrechts an Werken der Literatur und Kunst angenommen.

17. September.

Der Konflikt des ökumenischen Patriarchats in Konstantinopel mit der türkischen Regierung wird durch den Verzicht des Patriarchen auf die Abhaltung der Nationalversammlung beendet.

Aus Urmia kommt die Nachricht, daß persische Truppen die sunnitischen Ortschaften Kotolan, Salindar und Jadschin, wo unter türkischen Einfluß geratene Kurden Zuflucht gefunden hatten, geplündert und in Brand gesteckt haben.

18. September.

In Magdeburg wird der sozialdemokratische Parteitag mit einer Massenversammlung unter freiem Himmel eingeleitet.

In Königsberg i. Pr. wird der Deutsche Naturforscher- und Aerztetag eröffnet.

In Paris stirbt, 65 Jahre alt, der russische Botschafter Alexander Iswanowitsch Nelidow (Portr. S. 1642).

Ueber den Sandschak Monastir wird der Belagerungszustand verhängt.

In Bulgarien wird das Ministerium rekonstruiert. Der Minister des Aeußern Papricow und der Finanzminister Sallabaschew scheiden aus, Malinow behält den Vorsitz.

19. September.

Aus Kapstadt wird gemeldet, daß bei den ersten Wahlen zum südafrikanischen Parlament die Nationalisten 67, die Unionisten 37, die Unabhängigen 13 und die Arbeiterpartei 4 Mandate erhalten haben.

In Paris wird ein internationaler Kongreß zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit eröffnet.

20. September.

In Karlsruhe feiern Großherzog Friedrich II. von Baden und Großherzogin Hilda das Fest ihrer silbernen Hochzeit.

In Wien stirbt, 52 Jahre alt, der Schauspieler Josef Kainz, der größte deutsche Bühnenkünstler (Abb. S. 1644 u. 1645).

Kaiser Wilhelm trifft zum Besuch des Kaisers Franz Josef in Wien ein.

Auf der Station Rottenmann in Steiermark werden bei einem Zusammenstoß zweier Schnellzüge sieben Personen getötet und zwölf schwer verletzt.

21. September.

Auf der österreichischen Südbahn wird der Verkehr wieder in vollem Umfang aufgenommen, da die Angestellten infolge von Zugeständnissen der Direktion die passive Resistenz aufgegeben hatten.



Glückspiel und Spielerglück.

Von N. Goron, ehemaligem Chef des Pariser Sicherheitsbureaus, und Henry Taine, Paris.

Eins hat dem modernen Glücksrittertum zur Verherrlichung seiner Großtaten noch gefehlt: der leicht ins Ohr gehende volkstümliche Lobgesang. Nun trällert man seit Wochen in Paris an allen Ecken und Enden den sogenannten „braunen Walzer", der neben den heroischen Apachen auch die listenreiche Raubgesellschaft unserer unausrottbaren Spielhöllen zu Nutz und Frommen der lieben Jugend recht eindrucksvoll besingt. Die gewissenhaft informierende Tagespresse kann durchaus kein Vorwurf treffen, wenn die Schwärmerei für die raffinierte Ausbeutung der unsterblichen menschlichen Dummheit durch den überlegenen Witz, die uferlose Phantasie und eine blitzartig rasch zugreifende Dreistigkeit jener Konquistadoren im Frack auch den breiteren Schichten der Bevölkerung sich mitteilt, wenn man dem Leben und Wirken eines Margolin, eines Grafen de la Ramé weit über die Grenzen des Bereichs ihrer Tätigkeit hinaus solches Interesse entgegenbringt. Jedes Zeitalter hat den Plutarch, den es verdient.

Der Name de la Ramé (hier gut französich de la Ramée geschrieben) ist den polizeilichen Verfolgern der „braunen Internationale", der vorzugsweise dem Südosten Europas entstammenden Jeuvirtuosen, nicht unbekannt. Man erinnert sich eines Marquis de la Ramée, der vor Jahr und Tag als ständiger Besucher

eines der elegantesten Pariser Tripots. (Privatspielsäle) mit verblüffender Sicherheit auftrat, bis er eines Tages, in die Enge getrieben, kleinlaut bekennen mußte, daß er seinen Adelstitel ganz einfach aus der Gounodschen Oper „Mireille" geholt hat, weil er von dem süßen Refrain: O Magali, ma bien-aimée, viens avec moi sous la ramée! (Heißgeliebte Magali, komm mit mir in die grüne Laube!) bezaubert war. Nun sollte man glauben, daß eine so primitive Form des Humbugs, wie das Flunkern mit Phantasienamen in der Aera des Bertillonismus und der Fernphotographie, in der mit Kontrollmitteln jeder Art überreich ausgestatteten Gesellschaft von heute zur Unmöglichkeit geworden ist. Der verhältnismäßig lang andauernde Erfolg so mancher Namens- und Titelanmaßung erklärt sich vorzugsweise durch den Widerwillen der ehrlichen Spielpartner, der Polizei Hilfsdienste zu leisten oder gar die Initiative zur Behelligung „eines sonst recht sympathischen wohlerzogenen Menschen zu geben, dessen Privatleben uns ja doch nichts angeht". Erst nach erfolgter Verhaftung lösen sich die Zungen, und mit Erstaunen erfahren die Behörden, an wie vielen schweren Verdachtsmomenten die streng rechtschaffenen und im geschäftlichen Verkehr sonst recht scharfäugigen Mitglieder der großen Gesellschaft harmlos vorbeigesehen haben. Die Abneigung der Ahnenden und Wissenden gegen die unwillkommenen Laufereien zur Polizei war stets der kräftigste Faktor bei den schlauen Berechnungen der Glücksverbesserer und wird es wohl noch lange bleiben. Davon weiß auch die deutsche Polizei ein Lied zu singen.

Wir wollen an dieser Stelle geflissentlich die aufsehenerregenden Spielsaalabenteuer allerneusten Datums mit Stillschweigen übergehen. Doch sei es gestattet, auf gewisse, der Halbvergangenheit angehörende Kämpfe der Geheimpolizei gegen internationale Freibeuter, wie Manulesco, Savin, Ardison, hinzuweisen, durch deren unerschöpfliche Findigkeit und Verwandlungskunst die Verfolger täglich und stündlich vor neue, interessante Aufgaben gestellt wurden. Jener Ardison war lange vor Fregoli mit allen Tricks blendend rascher Maskenmacherei vertraut. Zur Erholung von dieser anstrengenden Tätigkeit wählte er dann zeitweise einen „Charakter" mit irgendeinem die freie Körperbewegung hindernden Gebrechen, um den Anschein eines Todeskandidaten zu wecken. So erschien er einmal im Rollwägelchen vor den Kasinogästen des damals erst im Aufblühen begriffenen Seebades Trouville als völlig gelähmter peruanischer General Callistrade da Montecca, verlor acht Tage lang idiotisch lächelnd beträchtliche Summen, bis, durch den Ruf dieser sicheren Beute angelockt, von weit und breit die Berufsspieler allerersten Ranges eintrafen. Auch diese nahmen dem blasierten „Rasta" während der ersten Stunden noch kleine Hügel von Goldstücken ab, dann aber wendete sich plötzlich das Blatt, und aus dem Handgelenk operierte der edle Callistrade so glücklich, daß die hineingelegten schwersten Jungen zur Bestreitung ihrer Hotelkosten an die Großmut des Herrn Generals appellieren mußten.

Der in Berlin wohlbekannte Savin, genannt Graf Toulouse-Lautrec, ein ehemaliger Fähnrich in russischen Diensten, gehörte weit über seine ersten Jugendjahre hinaus zu den unwiderstehlichen Draufgängern. Je indiskreter dieser ewige Bräutigam seine am grünen Tisch gemachten Eroberungen bei heiratslustigen reichen Matronen ausnutzte, desto stärker wurde der Zulauf. Mit allen kriminalistischen Finten wohl vertraut, gefiel er sich auch zwischen zwei Partien Bakkarat in der Rolle des uneigennützigen Rechtsanwalts für die neugewonnenen Freundinnen und Freunde. Um prompten Rat auch in scheinbar verzweifelten Rechtsfällen war der Pseudograf nicht verlegen; denn ihm war alles schon passiert. Als den größten seiner Triumphe pries der mit beispiellosem Tastsinn ausgestattete Abenteurer, daß es ihm gelungen war, dem seinerzeit berühmtesten Taschenspieler der Welt Hermann das Geheimnis der drei verblüffendsten seiner Kunststücke zu entwinden und reichen Gewinn aus den abgeguckten Fertigkeiten zu ziehen. Hermann hatte, wie seine zahlreichen überlebenden Freunde bezeugen können, am Kartentisch, wo es zuweilen um hohe Summen ging, das Mischen stets anderen überlassen, um jeden Verdacht des „Packelns" von vornherein abzuwehren. In der Tat war er fast regelmäßig der Verlustträger.

Von dem famosen Manulesco, dessen Bravourstückchen einigen unserer Romanciers zu schönen Büchererfolgen verhalfen, sei hier nur ein kecker Streich aus neuerer Zeit erzählt, der auch sehr glückliche dramatische Verwertung gefunden hat. Eine Privatspielhölle für Roulette erhält den unerwarteten Besuch eines Polizeikommissars. Der Direktor der Spielhölle läßt Zweifel an der Echtheit des Beamten laut werden, telephoniert im Beisein aller Spieler um nähere Auskunft an die Präfektur. Von dort wird ihm der amtliche Auftrag der Aushebung bestätigt. Sämtliche Teilnehmer müssen also die Beschlagnahme der Einsätze über sich ergehen lassen und werden nach Feststellung der Personalien gnädig entlassen. Kaum aber hat sich der letzte betrübt hinausgeschlichen, als sich der Herr Kommissar — unser Manulesco — mit dem Direktor, seinem Spießgesellen, in die Beute teilt. Das Telephon stand selbstverständlich nur mit einem Läutewerk im Nebenzimmer in Verbindung.

Interessante Erinnerungen an die drei Vorgenannten und manche andern Ritter der zauberischen Pikdame bewahrt das ganz eigenartige Spielermuseum der Pariser Polizeipräfektur. Dort kann man Roulettetische sehen, die sich durch Berühren eines Knopfes in gedeckte Speisetische verwandeln; dort sieht man unter Glas und Rahmen Spielerfetische aller Art vom Endchen des Gehenktenstricks bis zu den zierlichen goldenen Tannenzapfen und dem Glückschweinchen aus dem Nachlaß König Milans von Serbien. Das Museum besitzt seit neuerer Zeit auch eine als Manuskript gedruckte Anleitung, um seine Partner und Partnerinnen im edlen Bridge sicher auszubeuten. Den Anfang dieser kuriosen Publikation bilden „Aphorismen eines unverbesserlichen Pokerspielers". Der allerletzte dieser tiefsinnigen Sprüche mag hier zitiert werden: „Man erzählt, daß Wellmann über den Ozean fliegen will. Der Beneidenswerte! Er wird mit einem Blick aus der Höhe in die Pokerkarten aller Trustmagnaten an Bord der großen Ozeandampfer Einsicht nehmen können. Mit diesem Mann müßte ich mich durch Funkenspruch in Verbindung setzen können!" Das Museum, an dessen Vergrößerung gedacht wird, besitzt auch ein Originalmanuskript von François Coppée, die Reinschrift des „Ein Goldstück" betitelten Gedichtes von dem Bettlerkind, das in einer rauhen Dezembernacht am Tor eines eleganten Spielklubs eingeschlafen ist. Ein eleganter Klubmann drückt, bevor er die Treppe hinaufsteigt, dem schlummernden Kind ein Goldstück in

die Hand. Eine Stunde später verläßt er ohne einen Sou das Spielhaus, erinnert sich des gespendeten Goldstückes, entnimmt es der zitternden Hand des Mädchens, gewinnt mit diesem Einsatz ein Vermögen, kehrt zurück, um der armen Kleinen eine frohe Zukunft zu sichern, und findet das arme Würmchen tot....

Dem Schöpfer des Polizeimuseums Herrn Soulières, der als Leiter des gesamten Spieldepartements in Frankreich die Fäden der braunen Internationale von Ostende bis Batavia, von Nishnij Nowgorod bis San Franzisko in Händen hält, werden täglich neue Projekte zur kräftigen Eindämmung des Cerclewesens zugestellt. Besonders hartnäckig verfolgt eine Gruppe, die sich „Freunde der Wohlfahrt" nennt, die Konzentration aller Spielgelegenheiten in dem jetzt verödeten Pariser Palais Royal, das bis zum Jahr 1839 die Alleinherrschaft im Reich der Roulette und des Trente et Quarante für ganz Europa behauptet hatte.... Schätzbares Material für einen künftigen Finanzminister, der seine letzte Karte auszuspielen gezwungen sein könnte!

Noch wäre, um möglichst vollständig zu sein, das Kapitel von den „todsicheren" Spielmethoden, von den sogenannten Martingales, zu streifen; doch dürfen wir bei unsern Lesern das richtige Verständnis für jene komplizierten Formeln nicht voraussetzen. Ein angesehenes Mitglied der mathematischen Klasse der Pariser Akademie der Wissenschaften kam jüngst in die Lage, eine solche Martingale auf ihren theoretischen Wert hin zu prüfen. „Herrlich ausgedacht," rief der alte Herr, „aber wenn einer die geistige Spannkraft, den souveränen Ueberblick und das phänomenale Gedächtnis besäße, um dieses System mit eiserner Konsequenz in der Spielbank durchzuführen, dann soll er lieber gleich — Napoleon werden!"

Josef Kainz †

Von Siegmund Feldmann.

Unter allen natürlichen Dingen ist Sterben das natürlichste, denn der Pflicht, mit dem letzten Atemzug zu zahlen, daß es ihm vergönnt war, den ersten zu tun, entzieht sich kein Geschaffener. Aber an der Bahre von Josef Kainz, die jetzt zu Wien, von Opferlicht umlodert, wie der Mirakelaltar eines Idols aus einem Meer von Blüten emporragt, ist es uns doch, als hätte diesmal die Natur über den Rahmen ihres Rechts hinausgegriffen, um, gegen sich selbst wütend, mit sinnloser Hand zu zerstören, was ihr kostbarstes Gut, ihre höchste Verführung und auch die Entsündigung ihrer Unbarmherzigkeiten ist: die Schönheit. Die Schönheit, die Kainz uns entgegenbrachte, war mit ihm verhaftet; sie lebte mit ihm, und sie schwindet mit ihm. Er entäußerte sich ihrer nicht bloß in den Werkstunden seines Berufs; er strahlte sie immer und überall aus, sie war, wo er war: wie das Abendrot mit der Sonne, wie der Duft mit der Blume, wie die Liebe mit der Jugend!

Diese Schönheit war von ganz moderner Essenz, und nur die Instinkte eines von allen Ahnungen erfüllten und durchwühlten Kindes seiner Zeit konnten sie erwecken. Aber indem sie sich nicht nur ihrer jeweiligen Absicht gemäß die Form bildete, ja, indem sie selbst die Form oft zersprengte, um sich uns flüssig im Zusammenhang alles Menschlichen zu offenbaren, lag etwas von Ewigkeit in ihr. Darum war uns Kainz ein Bote der Ewigkeit, das will besagen: ein Genie.

Fast fürchtet man sich, dieses Wort in einer Epoche des überhitzten Histrionenkults zu gebrauchen, der den Dichter zum bloßen Librettisten der sonoren Marionetten, die ihn wiedergeben, entwürdigen möchte. Das Theater und die Theaterei haben, zum schweren Schaden unseres Volkstums, im deutschen Bewußtsein eine solche Breite und Bedeutung gewonnen, daß ihm kaum noch Teilnahme für alle andere Kulturarbeit erübrigt, die nicht bloß der Zeit und dem Zeitvertreib dient, sondern auch die Zukunft vorbereitet. Zersplitterte, ermüdete und übersättigte Zivilisationen hängen von jeher leidenschaftlich am Theater, das die Beziehungen zum Ideal mühelos und reizvoll herstellt und der Masse der geistig Genießenden leichte Bildungswerte in lockendem Gewande zuführt. Kainz war so frei und unbestochen in seinem Denken, daß sogar er zuweilen diesen Zustand mit leiser Beschämung empfand, obschon er seine Kunst unendlich hoch hielt und ihr in begreiflicher Ueberschätzung Erlösertaten zutraute. Ich habe früher wiederholt mit ihm darüber gesprochen. Und einmal, in seiner Berliner Zeit, spornte er mich an, in der Presse für eine Reform einzutreten, die den Namen der Schauspieler vom Zettel verbannen sollte, damit gar kein beirrendes, der Dichtung fremdes Element den Eindruck des Zuschauers fälsche.

Freilich, Kainz hätte bei dieser Reform nichts verloren, im Gegenteil. Er hatte damals die ersten Schritte seiner Erobererlaufbahn hinter sich und als Ferdinand, als Carlos, als Romeo und in andern Rollen ein Gesicht gezeigt, in dem gerade die individuellen Züge am stärksten fesselten, so sehr es sich zu wandeln verstand. Er wäre auch ohne den papierenen Lockruf der Anschlagsäulen der Hofschauspieler Seiner Majestät des deutschen Volkes geworden, der in den letzten Jahren mit berechtigtem Stolz erfuhr, was ein Name wie seiner auf dem Theater an Gold und Glanz gilt. Denn diesem Boten der Ewigkeit war das Zeichen des Glücks an die kluge Stirn geschrieben, hinter der sich eine Welt von Gestalten drängte. Gestalten, aus denen er wie ein Schatzgräber alles hervorholte, was in ihnen verborgen lag; Gestalten, die uns rätselhaft dünkten, bis sie im Faltenwurf seines Purpurs und in der Bestimmtheit seiner Geste Sinn und Charakter empfingen; und andere wieder, die bloße Schemen waren und erst Form, Bewegung und Beseelung gewannen, nachdem er sie mit seinem Geist befruchtet und ihnen den Atem seiner unvergleichlichen Rede eingehaucht hatte.

Es war eine kleine Schwäche von Kainz, daß er es nicht gern hörte, wenn man seine allerdings unvergleichliche Redekunst besonders rühmlich hervorhob. Ihm schien es dann, als verringerte man ihn als Schauspieler, und im Grunde hatte er recht. Wenn irgendeiner seiner Zunft, mußte er als Ganzes genommen werden, damit man ihn in seiner Einzigkeit erkenne. Wohl hat es Darsteller gegeben, die über noch eine größere Fülle der Mittel geboten, und solche,

die, mit geringerem Talent, uns doch zuweilen tiefer ergriffen, weil sie (das unvermeidliche „Paradoxon" des Diderot!) selber ergriffen waren, während Kainz, seiner Aufgabe unabhängig im Herzen und mit bildnerischem Bedacht gegenüberstehend, sich immer jene „Freiheit des Geistes" bewahrte, die, „unterstützt von einer gewissen jugendlichen Energie", Goethe seinem Eckermann als die wichtigste Voraussetzung der schauspielerischen Arbeit bezeichnet. Und vielleicht ist auch unter denen, die seinen Weg kreuzten, einer oder der andere, Friedrich Mitterwurzer zum Beispiel, der nach dem eigentlichen Theaterbegriff ein größerer Komödiant war als Kainz. Aber keiner wie er streute die Poesie wie ein Fluidum von sich, und keiner riß uns so mächtig in die ungeheure Betörung der Bühne hinein.

Diese Betörung beruht nicht darin, daß sich ein Scheinbild vor die Wirklichkeit schiebt. Sie beruht vielmehr darin, daß das Theater die Wirklichkeit verlängert und bereichert, daß es alle ihre Möglichkeiten ausmünzt und uns bis zu den Grenzpunkten des Schicksals führt. Denn auch zur Phantasie treten wir nur durch das Tor der Wirklichkeit ein, und kein dichterisches Erlebnis berührt uns, das wir nicht selber vorerlebt haben. Nur haben wir es ganz heimlich in der Werkstatt unseres Wunsches erlebt, verkümmert und kaum bewußt, als blasse Ahnung, die keinen Weg zur Gewißheit sucht, als wirren Traum, der hilflos am Boden unseres verarmten Daseins hinkriecht. Und nun hat im Blendlicht der Rampen der Wunsch plötzlich Flügel bekommen, dem Ziel entgegenzufliegen; die bleiche Ahnung füllt sich mit Glut und Blut, die verkümmerten Keime recken sich, prangend und strotzend, der Sonne zu, und berauscht empfinden wir das, was sich auf den Brettern vollzieht als holdes oder erschreckendes Abenteuer der eigenen Seele. Nur bedarf es zu einer solchen Tiefe der Wirkung des starken Mittlers, der zwischen uns und dem Dichter, zwischen dem Leben und der Vision die Brücke schlägt. Ein solcher Mittler war Kainz, und einen vollendeteren gab es nicht. Ihm glaubten wir das Unglaubliche. Ihm glaubten wir alles, nicht weil er das Heldenmaß seiner Gebilde unserm bürgerlichen Alltagsformat annäherte, sondern weil er uns zu ihrer Höhe emporriß und ihre Menschlichkeit zeigte, die für ihre Leiden und Freuden keinen anderen Ausdruck findet wie wir.

Dieser Ausdrucksmittel wegen hat man Kainz einen Naturalisten gescholten. Das war damals, als man ihn noch erklären zu müssen glaubte. Und vorher, als man glaubte, man könne ihn noch bessern, warf man ihm sogar vor, daß er ein Manierist sei, der den Stil durchbrochen habe. O über die Schulmeister und ihre Weisheit! Kainz hatte seinen Naturalismus und seinen Idealismus, wie man seine zwei Beine zum Gehen hat, und sein Stil wie seine Manier waren ihm angewachsen, organisch, und stellten sich je nach Bedarf triebhaft ein. Die Aristarchen, die seinen Erfolg aus seiner Stimme, seiner Schule, seiner Technik, seinem Temperament abzuleiten sich mühen, treiben ein müßiges Geschäft. Das alles gehörte natürlich dazu; aber seine Gewalt lag in seiner Persönlichkeit, von der eine bezwingende Suggestivkraft ausstrahlte. Seine Faszination war so groß, daß selbst Fremde, des Deutschen nur wenig oder gar nicht Kundige, ihr unterlagen; ja, sie war so groß, daß sie auf empfängliche Geister in die Ferne wirken konnte. Ich werde nie vergessen, wie mich — es sind jetzt vier Jahre her — in Cambo, am Tisch Edmond Rostands, plötzlich die ganz unvermittelte Aufforderung des Hausherrn überraschte, ihm nun „recht viel" von Kainz zu erzählen. Rostand kannte Kainz nur vom Hörensagen; doch nach dem, was man ihm zugetragen, nach blassen Urteilen anderer, aus nachgestammelten Eindrücken hatte sich das Verlangen des Dichters ein Bild des Darstellers geprägt, den er sich für seinen Joffroy Rudel erträumte, den Helden der „Princesse Lointaine", in dessen Seele er am meisten von seiner eigenen Seele gegossen hat. Und nachdem ich ihm „sehr viel" von Kainz erzählt hatte, sprang er auf und griff mit sanften Bewegungen wie in die Märchenferne seiner Prinzessin aus. „Das würde Kainz so sagen" . . . „Und jenes so" . . . „Und dann würde er vor sie hintreten" — Ich riß die Augen auf. Es war aber auch ein unerwartetes Ereignis, in einem Pyrenäendorf einen französischen Akademiker aus einer merkwürdigen Selbstsuggestion heraus einem deutschen Schauspieler Worte nachsprechen zu hören, die er von ihm nie vernommen und den er nie gesehen hatte.

Dies war vielleicht die schönste Huldigung, die Josef Kainz je dargebracht wurde. Aber den Joffroy Rudel hat er nicht dargestellt. Rostand der Zauderer hielt immer mit den versprochenen Aenderungen zurück. Das ist schade. Das Drama schildert, wie Joffroy, ein ritterlicher Sänger, als Troubadour durch alle Lande zieht, um zu der Prinzessin Meilenweit zu gelangen, von deren überirdischer Schönheit er so viel gehört, daß ihm die Sehnsucht das Herz verbrennt. Und als er endlich ihren Wohnsitz erkundet und sie nach vielen schmerzlichen Verkennungen und Verkettungen erschaut hat, ist seine Kraft gebrochen. Er stirbt beglückt in ihren Armen und umklammert ihr goldblondes Haar so fest, daß man es ihr abschneiden und ihm ins Grab mitgeben muß.

Diese Dichtung hätte Kainz entzückt. Er war Joffroy Rudel verwandt. Auch er war ein Pilger der Leidenschaft auf dem steilen Pfad zu der fernen Schönheit. Die tragischen Verkennungen und Verkettungen blieben ihm freilich geschenkt. Dieses Sonntagskind war eine tapfere Siegernatur, die sich selbst das spröde Ideal lachend unterwarf. Aber nun, da er als Leiche auf der Bahre liegt, gemahnt er wieder an den armen Joffroy. Wie der fahrende Ritter in das Haar der geliebten Frau, so fest klammerte sich Kainz mit allem Jubel der Lebensbejahung, mit dem trotzigen Willen, zu schaffen, zu lernen, zu genießen, an die Erde, die ihn von seinem königlichen Gipfel tückisch in ihr Dunkel hinabreißt. Das wissen alle, die ihm nahestanden und sich in seiner jauchzenden Daseinsfreude, seiner glücklichen Phantasie, seinem Schwung und seiner Begeisterung sonnten. Nach niedrigen Befriedigungen lechzte er nicht. Die kleine Eitelkeit der Gaukler war ihm fremd, und ihm galt die Gunst der Gaffer nichts, deren Korybantenlärm ihn umtoste. Er flüchtete vor ihm in die Stille seiner Bücherei, die sein liebster Aufenthalt, die Stätte seiner Andacht und Erbauung war. Er war ein Fanatiker seiner vier Wände und betrachtete sein Haus als die feste Burg, in der er sich gegen die auffressende Oeffentlichkeit verschanzte. Und nur wer das Losungswort der Freundschaft kannte, wurde eingelassen.

Den Freunden ziemt es nicht, ihr Gefühl zu Markte zu tragen. Sie sehen feuchten Auges einem Begnadeten nach, der mit dem göttlichen Geheiß, zu gefallen

und zu bestricken, in die Welt gesendet war. Er hat diese Sendung mit so lauterem Eifer erfüllt, daß sich heute ein großes Volk in der Klage um seinen Verlust eint. Aber nur jene, die lange um ihn waren, konnten den vollen Zauber der Anmut auskosten, die von ihm ausging. Dieser Anmut entrann keiner. Es war ein edler Ernst in ihr, und Kinderfrohsinn, und Zärtlichkeit, und Schelmerei, und Wehmut, und Musik, viel Musik. Die Musik ist verklungen. Ein Bote der Ewigkeit ist zurückgekehrt in die Ewigkeit.

Wagemut und Leichtsinn.

Plauderei von Hans Dominik.

Die größte Gefahr ist das Vertrautsein mit der Gefahr. Dieser Leitsatz ist besonders für den Beruf des Technikers geprägt, obwohl er auch für tausend andere Verhältnisse und Umstände paßt.

Greifen wir ein beliebiges Beispiel aus der Praxis heraus. Durch das Land hin über Felder und Wiesen an hohem Gestänge liegt die blanke elektrische Hochspannungsleitung. Nach einem heftigen Sturm ist ein Monteur mit ihrer Revision beauftragt. In seiner Werkzeugtasche führt er alles notwendige Werkzeug mit sich und außerdem ein kleines Buch, das die bestimmten Vorschriften enthält, nach denen er arbeiten soll. Er soll die Strecke entlanggehen, und wenn er irgendwo etwas Bedenkliches findet, soll er sich zum nächsten Streckenausschalter begeben, den Streckenabschnitt stromfrei machen und dann die Reparatur besorgen.

So wandert der Mann seinen Weg dahin. Plötzlich bleibt er stehen. Der Stacheldraht, der als Blitzableiter von Mastspitze zu Mastspitze gezogen ist, hat sich an einer Stelle gelockert. Ein paar Hammerschläge werden genügen, um die Sache zu reparieren. Schon überlegt sich der Monteur: soll er nun erst zum nächsten Ausschalter zurücklaufen oder die Kleinigkeit so erledigen. Schon hat er die Steigeisen angeschnallt und die Gummihandschuhe übergezogen und entert den Mast hinauf. Mit der einen Hand hält er sich am Holz, mit der andern führt er die paar Schläge, die den Blitzableiterdraht wieder befestigen.

Hundertmal ist solch Unternehmen schon gut gegangen. Heute geht es verkehrt. Bei einem der Schläge berührt der Mann doch mit dem Ellbogen eine der 10 000 Volt führenden Leitungen. Vom Schlag getroffen, zuckt der Körper zusammen. Fest krampft sich der getroffene Arm um die todbringende Leitung, während die Füße mit den Steigeisen direkt an einem Blitzableiterdraht liegen.

In der Zentrale merkt man bald am Ausschlag des Stromzeigers, daß da draußen etwas nicht in Ordnung ist. Eine Hilfskolonne wird nachgeschickt, der Strom sofort in der Zentrale unterbrochen. Aber die Hilfe kommt zu spät. Sie findet an Stelle des Monteurs, der lebensfroh auszog, einen halb verbrannten Leichnam.

Der Mann war zu vertraut mit der Gefahr. Vertraut aber auch nur in einem ganz besonderen Sinn. Er hatte nie gesehen, wie die hochgespannte Elektrizität einen Menschen niederschlägt und verbrennt. Er war nur Jahre hindurch in nächster Nähe jener todbringenden Drähte gewesen, und in dieser täglichen Gewohnheit hatte er die heilsame Furcht verloren.

Wählen wir ein anderes Beispiel!

Schon in der Schule lernen die Kinder, daß man in einen tiefen Brunnen erst ein brennendes Licht hinablassen soll, bevor man selbst hinuntersteigt. Die Technik hat diese Vorsicht noch erweitert. In solche bedenklichen Schächte und Brunnen soll ein Mann überhaupt nur angeseilt hinuntersteigen, und ein zweiter soll oben beim Seil sein und ihn sofort herausziehen, wenn er etwa ohnmächtig wird. Vorschriften, sagt der Satiriker, sind dazu da, damit sie nicht befolgt werden. Lang ist alljährlich die Liste der Opfer, die in Brunnenschächten und Gruben ersticken, fast noch größer die Zahl jener, die nachklettern, weil das rettende Seil fehlt, und die ihren Leichtsinn ebenfalls mit dem Leben bezahlen.

Ein drittes Beispiel noch zu diesem Thema.

Jedem Schützen, jedem Jäger wird eingeprägt, daß, wenn es geschehen soll, sogar ein Besenstiel losgeht und schießt. Um wieviel mehr ist das von einem Schießgewehr zu erwarten. Immer wieder daher die Mahnung, jede Schußwaffe vor dem Beiseitestellen zu entladen, und weiter, daß es eine Sünde wider den Geist der Jägerei ist, ein Gewehr so zu tragen, daß sein Lauf auf einen Menschen zeigt.

Und dann vergleiche man damit die lange Liste der alljährlichen Unglücksfälle. Der Leichtsinn fordert auch hier seine Opfer.

„Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!" Der Spruch gilt nicht nur für Wallensteinsche Reiter. Er gilt ebenso und mehr noch für alle die, die das technische Können und die technische Leistung der Menschheit seit Jahrtausenden gefördert haben. Mit dreifachem Erz mußte dem die Brust umgürtet sein, sagt Horaz, der zuerst Hölzer zu einem Schiff verband und sich damit auf die brüllende Meeresflut hinauswagte. Wenn heute Riesenschiffe die See sicher durchfurchen, so verdanken wir es dem wagenden Mut von vielen hundert Generationen. Aber auch hier gilt die alte Devise: erst wägen, dann wagen.

Wenn ein Santos Dumont, ein Parseval oder Zeppelin nach bestem Wissen und Gewissen Luftschiffe bauen und dann die Fahrt damit versuchen, so gehört das in die Rubrik jenes unentbehrlichen Wagemutes, dem schließlich jeder Fortschritt entspringt. Und wenn ihre Fahrzeuge auch wieder und immer wieder havarieren, so haben sie doch das volle sittliche Recht, ja die Pflicht, den Versuch mit immer neuen und verbesserten Fahrzeugen immer wieder zu unternehmen, bis schließlich der volle Erfolg den Mühen winkt, denn vor den Siegespreis haben die Götter den Schweiß gesetzt.

Etwas anderes aber ist es, wenn Wellmann mit einem neuen Luftschiff sofort den Pol erreichen will. Hier wandelt sich der Wagemut in Leichtsinn. Wir haben es gesehen, nach wie vielen vergeblichen Versuchen unsere Lenkballons endlich dazu kamen, Fahrten von auch nur 500 Kilometer gut auszuführen. Unter

solchen Umständen mit einem unerprobten Fahrzeug sofort in die arktischen Regionen vorzubrechen, ist ein Unternehmen, gegen dessen Gelingen alle Wahrscheinlichkeit spricht, ist nicht ein wagemutiges, sondern ein leichtfertiges und leichtsinniges Unterfangen.

Weniger schroff wird das Urteil über das Unternehmen Andrés lauten. Als der unglückliche Schwede seine Polfahrt antrat, gab es ja noch keinen Lenkballon. Einen Freiballon aber auszuprobieren, damit vorher auf dem Festland Versuche zu machen, lag kaum besondere Veranlassung vor. Das Andrésche Unternehmen war wagemutig im höchsten Grad. Die Teilnehmer mußten sich darüber klar sein, daß sie irgendwo in der arktischen Wüste landen würden, und daß man den Heimweg im Marsch über das Eis erzwingen müßte. Sie mußten wissen und wußten auch, daß die Chancen einer glücklichen Heimkehr nicht eben allzu hoch waren, und hatten vorher alle mehr oder weniger mit dem Leben abgeschlossen. Leichtsinnig wäre es nur gewesen, wenn man einer Notlandung auf dem Eis und eventuell sogar auf dem freien Meer nicht klar ins Auge gesehen hätte, wenn man nicht alle Mittel für solche Landung sorgfältig mitgenommen hätte. Und hier wurde so wenig wie möglich versäumt.

Nicht immer ist die Grenze zwischen Wagemut und Leichtsinn so sicher zu ziehen. Was sollen wir von den beiden Franzosen, von dem Marquis d'Arlandes und Pilater de Rozier, sagen, die sich als die ersten Menschen in einem Freiballon in die Lüfte erhoben? Geglückt war damals bereits der Versuch, lebendige Tiere, einen Hahn, einen Hammel und dergleichen, in der Gondel Luftfahrten machen zu lassen. Dann hatte der König von Frankreich bestimmt, daß nun zunächst zwei zum Tode verurteilte Verbrecher eine Luftreise unternehmen sollten. Er ging dabei von der logisch unanfechtbaren Anschauung aus, daß das Genick dieser Leute in jedem Fall verwirkt sei, und daß es höchst human wäre, ihnen im Fall einer glatten Landung das Leben zu schenken. Aber Arlandes und Rozier wollten nicht, daß Verbrechern der Ruhm zuteil würde, die erste Luftfahrt zu machen. Sie erwirkten für sich die Erlaubnis zur Fahrt, zu einer Fahrt, die über alles Erwarten glückte.

Mögen die Beweggründe der beiden Aeronauten auch die alleredelsten gewesen sein, wir wissen heute doch noch nicht, ob wir ihr Unterfangen als Wagemut oder als Leichtsinn bezeichnen sollen. Denn auf den Erfolg kommt es dabei keineswegs an. Wagemut kann zur Katastrophe führen, und Leichtsinn kann hundertmal glücklich ablaufen. Wagemutig ist der Aviatiker, der mit immer neuen Konstruktionen in die Lüfte steigt, der immer größere Lasten mit emporhebt, der schließlich den Flug von einer Stadt zur andern, ja von einem Land zum andern riskiert. Leichtsinnig ist der Aviatiker, der den Flug über Großstädte wie Paris oder Berlin unternimmt. Denn er kann nur billigen Tagesruhm gewinnen und schwere Katastrophen für sich und seine Mitmenschen herbeiführen.

Ueppig blühender Leichtsinn war es, der die amerikanischen Schiffskapitäne auf dem Mississippi in früheren Jahren veranlaßte, die Ventile ihrer Kessel zuzubinden und nun mit Oel und Holz zu feuern, was auf die Kosten ging, um irgendeinen Nebenbuhler zu überholen. Leichtsinnig war der Kapitän, dessen Schiff dabei in die Luft flog, aber genau so leichtsinnig der andere, der das Rennen gewann.

Ein typisches Beispiel für jenen Leichtsinn, der dem Vertrautsein mit der Gefahr entspringt, bietet uns auch wiederum jene letzte traurige Zeppelinkatastrophe, der ein schönes Luftschiff bei Oos zum Opfer fiel. In ihren Folgen besonders schwer, steht sie doch nicht ohne Parallelen da, denn so mancher Automobilbrand ist auf gleiche Ursachen zurückzuführen. Ein laufender Automobilmotor muß unter allen Umständen als feuergefährlich angesehen werden, wenn auch in Wirklichkeit diese Gefahr bei den modernen Konstruktionen sehr gering ist. Ihn anzukurbeln, während in nächster Nähe mit Benzin gewaschen wird, ist unter allen Umständen ein böser Leichtsinn. Es kann tausendmal gut gehen, aber die Tatsachen zeigen, daß es einmal schlecht gegangen ist. Und Benzin in offenen Eimern sollte man zu einer Zeit, da wir schon seit Jahren die explosionssicheren Gefäße haben, überhaupt nicht mehr verwenden. Zum Putzen ist schließlich gewöhnliches Lampenpetroleum ebensogut wie Benzin und sehr viel weniger gefährlich. Aber nach allem, was wir bisher erfahren haben, hat hier dreifacher Leichtsinn zusammengewirkt. Man hat erstens das gefährliche Putzmittel genommen. Man hat es zweitens in offenen Gefäßen verwendet, und man hat drittens den Motor angekurbelt. Das war etwas viel auf einmal, und die Strafe ist nicht ausgeblieben.

Denn das ist ja der typische Unterschied zwischen Wagemut und Leichtsinn: Der Wagemutige wird keine einzige Vorsichtsmaßregel außer acht lassen, deren Befolgung in seiner Macht steht. Er wird nach bestem Wissen, nach allen Leitfäden und Erfahrungen modernster Technik vorgehen. Er wird wissen, daß auch dann noch immer manches im ungewissen bleibt, daß er sich auch dann noch auf sein gutes Glück verlassen muß. Aber er wird sich in jedem Fall, mag sein Unternehmen nun gut oder schlecht ausgehen, sagen können, daß alles menschenmögliche für einen guten Ausgang geschehen ist. Der Leichtsinnige dagegen läßt die bekannten Sicherheitsmaßregeln außer acht. Er läuft ein Risiko und beschwört Gefahren herauf, ohne daß es irgendwie nötig wäre. Er setzt das Leben ein, ohne daß irgendein Gewinn dabei zu holen wäre.

Wildgeflügel.

Von Richard Gollmer, Birkenwerder.

Unter den vielen Arten von Federwild, die unsere feinschmeckerischen Gelüste befriedigen könnten, dominiert das Rebhuhn, das für viele Kleinbürgerfamilien den Gipfel der Schlemmerei bedeutet. Feierlich gekleidet ziehen Vater und Mutter mit Kind und Kegel in den Bierpalast, um dort einmal im Jahr „Rebhuhn mit Sauerkohl" zu genehmigen. Zu Hause glaubt man den Leckerbissen nicht sachgemäß herstellen zu können, und ohne Sauerkohl wäre der Genuß nicht richtig und nicht vollständig — das ist geheiligte Tradition! Aber auch unsere feinere Küche bevorzugt das Rebhuhn in einem ihm nicht gebührenden Maß, denn es gibt eine ganze Reihe feiner schmeckender Wildvögel, und sie scheint leider auch das Sauerkraut als die einzig passende Beigabe zu betrachten; selten, sehr selten trifft man einmal eine andere Zubereitung, und doch gibt es eine Legion besserer. Auch den Fasan findet man meistens in der Begleitung von Sauerkraut, sogar von

Champagnersauerkraut, diesem kulinarischen Mißprodukt, entstanden aus Protzerei und Unverstand, trotzdem er als Spießbraten, mit Brunnenkresse oder mit Schnepfenfleisch gefüllt, gedämpft, als Püree, in Pastetenform oder als Salmis, besser schmeckt und besonders getrüffelt nach Brillat-Savarin ein Bissen ist, „würdig, Engeln vorgesetzt zu werden, wenn diese noch wie zu Lots Zeiten auf der Erde reisten!" Die Glanzepoche des Fasanen ist jedoch seit einem Vierteljahrhundert vorüber; auch dem Bürger ist er heute erschwinglich, da durch künstliche Züchtung beliebig große Mengen dieser Tiere erzeugt werden. Man kann in der Tat zweifeln, ob der Fasan heute überhaupt noch als Wildvogel anzusprechen sei, zur hohen Jagd gehört er nicht mehr. Auch das Rebhuhn hat auf diese Ehre verzichten müssen, aber schon vor 400 Jahren. Schon die Schlemmer des alten Roms schätzten den Fasan, und zwar aßen sie ihn in Wein mit Traubenrosinen, Honig und Myrte gedämpft oder mit Sellerie, Bohnenkraut und einem Schuß Essig gekocht. Auch wußten sie ihm den zu starken Hautgout zu nehmen, indem sie das Tier mit Oliven füllten und diese mitkochen bzw. -dämpfen ließen, aber vor dem Servieren entfernten. Sie standen also schon auf dem gleichen Standpunkt wie wir, die jeden übertriebenen Hochgeschmack bei jedem Wild durchaus perhorreszierten — den Fasan aber ließ man in der Glanzzeit der Küche so lange am Schwanz hängen, bis er von selbst herunterfiel, also mindestens anfing zu faulen. Ja die Küchensprache erfand für das Erzielen eines so intensiven, nach unsern Begriffen gesundheitschädlichen Hautgouts den Ausdruck „faisander"!

Ein wirkliches Fürstenwild ist der Auerhahn, und auf ihn zu pirschen, ist edles Weidwerk. Aber die Freude des Jägers ist nicht die des Feinschmeckers, denn selbst die junge Auerhenne ist keine Delikatesse, der Hahn aber schon eher ein Schrecken, und ein Kenner setzt sich mit Grauen an die Tafel, wenn er weiß, ein glücklicher Auerhahnschütze ist zugegen, dem zu Ehren vielleicht der „große Tote" aufgetragen werden könnte. Da helfen keine Kunststücke und Küchenkniffe, als da sind: Abhängen, Beizen, Eingraben usw. — höchstens gerieben oder gewürzt ist das Wildbret zu genießen. In dieser Form erscheint es auch stets auf der fürstlichen Frühstückstafel in Donaueschingen. Zur hohen Jagd gehört auch die sehr selten gewordene Trappe, der größte der europäischen Laufvögel. Die junge Trappe, zwischen Michaelis und Martini geschossen, ist ein zarter und wohlschmeckender Braten, der jeder Tafel zur Ehre gereicht, „der alte dagegen", so sagt L. Rosner, der alte Wiener Feinschmecker, „leidet an der nämlichen fleischlichen Verstocktheit und Härtigkeit wie der Auerhahn und wird daher von Kennern mit der nämlichen Sorgfalt gemieden wie jener." Die Verwandtschaft des Auerhahns bietet uns jedoch auch einen höchst delikaten Hühnervogel, den ich, trotz Grimod de la Reynière und Brillat-Savarin, weit über Fasan und Rebhuhn stelle, das Haselhuhn. Es nährt sich von Knospen und Beeren und wird von Baron Vaerst als „das schmackhafteste von allem Geflügel, ein wahrer Leckerbissen", bezeichnet. Vorzüglich ist der junge Vogel gebraten mit Austernsauce, ältere mariniert man in Wein und spickt sie vor dem Braten. Die Klosterküche des 14. Jahrhunderts brachte das Haselhuhn in einer Sauce aus Wein mit Rainfarn, Raute, Petersilie und Salbei auf den Tisch, eine deutlich erkennbare Reminiszenz an des Apicius' Rezepte. Des Auerhahns nächster Vetter ist das Birkhuhn, das, wenn auch genießbarer als sein stolzer Verwandter, doch lange nicht an das Hasel- oder an das Rebhuhn heranreicht. Man brät es mit saurer Sahne oder dämpft es mit Champignons in weißer Sauce. Das Birkwild ist heimischer als bei uns auf den Mooren in Holland und Schottland, und dort ist auch die ursprüngliche Heimat der Grouses, jener rebhuhnartigen Wildvögel, die getrüffelt eins der Lieblingsgerichte des verstorbenen Königs von England waren; er ließ sie sich sogar stets auf Reisen nachschicken.

In die gleiche Familie gehört dann noch das edle Steinhuhn, ein rebhuhnähnlicher, aber größerer Vogel mit rotem Schnabel und Beinen und rötlich-aschgrauem Gefieder. Es hat eine etwas mehr rot gefärbte kleinere Abart: das Rothuhn, beide waren um 1650 noch über ganz Deutschland verbreitet, sind heute jedoch in Europa nur in den Alpen und südlich davon zu finden, das Rothuhn hat man neuerdings auch in England angesiedelt. „Das Steinhuhn", sagt Baron Brisse, „verhält sich zum gemeinen Rebhuhn wie der Kardinal zum Bischof" — diese delikaten Schüsseln sind jedoch sehr selten und müssen daher „mit Verstand" genossen werden. Im hohen Norden wohnt ein Stammesgenosse des Steinhuhns, das Schneehuhn, im weißen Winterkleid mit schwarzem Schwanz, eine imponierende Erscheinung. Dies kommt jedoch sehr selten zu uns und ist durchaus nicht identisch mit dem kleinen, weißen Schneehuhn, das massenhaft, und leider wegen schlechter Verpackung häufig madig und faulend, aus Rußland und Schweden eingeführt wird. Dies heißt eigentlich Moor- oder Weißhuhn und wird seines leicht bitteren „Vogelbeerengeschmacks" wegen geschätzt; eine Mayonnaise davon ist eine feine Schüssel. Einwandfrei ist der Ruf, den die Schnepfe als Delikatesse genießt, dieser „köstliche Vogel mit dem langen Gesicht", von dem Trojan so schön singt: „Alles ist von ihm zu essen, auch was gar nicht eßbar scheint!"

„Der Schnepf ist nämlich", sagt der alte Gourmet und Naturforscher Freiherr von Hohberg um 1600, „eins von dem köstlichen Wildprett, das man mitsamt dem Ingeweide zu essen pfleget." Dies Eingeweide, das man mit Speck, Semmel, Eigelb und Sardellen zusammenhackt und entweder im Leib des Vogels selbst oder auf dünnen Brotschnitten im Ofen bäckt, führt den waldfrischen und so poetischen Namen „Schnepfendreck". Die Schnepfe ist als Spießbraten vorzüglich, mit Trüffeln oder Gänseleber gefüllt delikat, als Pastete hervorragend und in allen andern Formen höchst annehmbar. Genau so liegt die Sache mit der Sumpfschnepfe, der Bekassine. Zu wenig Beachtung findet bei uns der Kiebitz, das „Rebhuhn der Sümpfe". Wir begnügen uns im Frühjahr mit seinen Eiern, und doch ist er im Herbst, vor seiner großen Reise, ein fetter, höchst wohlschmeckender Braten.

Die Belgier wissen ihn mehr zu schätzen; bei ihnen gibt es ein Sprichwort:

„Qui ne mange pas de vanneau
Celui ne sait que gibier vaut!"

Wir verzehren auch die Eier von Regenpfeifer und Möwe, Vögeln, von denen der erstere auch einen ganz annehmbaren Bissen abgibt, die letztere aber nicht gegessen werden sollte, da sie stets tranig und zähe ist. Diese beiden Eigenschaften fürchtet man auch bei der

Wildente, die wieder unterschätzt wird. Zieht man ihr aber die Haut ab und läßt sie einen Tag mit trockenen Erbsen gefüllt liegen, so verliert sich der Trangeschmack, und man erhält einen guten, billigen Braten. Auch die Kriekente teilt das Geschick der Wildente, die Wildgans gehört dagegen kaum auf die Tafel, ebenso wie Häher, Holztaube, Wiesenschnarre, junge Saatkrähen und dergleichen nur Gelegenheitswild sind und daher für die normale Küche nicht in Betracht kommen.

Unsere Bilder

Die Kaiserfamilie (Abb. S. 1642) hat nun die anstrengenden Tage der Reise nach dem Osten und der Kaisermanöver hinter sich. Der Kaiser hat sich von den Manöverstrapazen auf der Jagd in Ungarn erholt. Dem Kronprinzen war nach dem Kaisermanöver keine lange Ruhe in seinem Heim in Potsdam beschieden; er mußte als Bataillonskommandeur das Manöver der Garde bei Nauen mitmachen.

Die Zarenfamilie (Abb. S. 1641) muß während ihres Aufenthalts in Friedberg den Gottesdienst ihrer Landeskirche nicht entbehren. Der Zar, seine Töchter und ihre Umgebung begeben sich Sonntags in die russische Kirche in Homburg v. d. H., in der hohe russische Geistliche die Messe zelebrieren.

Die griechische Nationalversammlung (Abb. S. 1643) wurde in Athen unter großen Feierlichkeiten eröffnet. Leider ist es gleich in der ersten Sitzung zu höchst unfeierlichen Szenen zwischen jenen Abgeordneten gekommen, die der Ansicht sind, daß die Nationalversammlung auch die Grundlagen der Verfassung revidieren soll, und ihren Gegnern, die sich davon nichts Gutes versprechen. Ob die besonnenen Elemente in der Versammlung die Oberhand behalten, davon hängt das Schicksal des unglücklichen Landes ab, das unter der Korruption seiner Verwaltung und der ewigen Uneinigkeit seiner politischen Parteien schwer leidet.

Die Königin von Spanien und ihr jüngstes Kind (Abb. S. 1647). In diesen Tagen steht Spanien wegen seines neuen Regierungskurses im Mittelpunkt des Interesses. Während die Königinmutter die Reformen des Ministerpräsidenten Canalejas in schroffer Weise ablehnt, scheint das junge Königspaar darin eine Gewähr für die Festigung der Dynastie zu erblicken. Die Königin Ena Viktoria tritt politisch wenig hervor; sie widmet sich vor allem ihren Kindern, von denen insbesondere die erst ein Jahr alte Infantin Beatriz noch der mütterlichen Pflege bedarf.

Alexander Iwanowitsch Nelidow (Abb. S. 1642), der russische Botschafter in Paris, der dieser Tage verschieden ist, war einer der ältesten und verdientesten Diplomaten seines Landes. Er hat im Namen des Zaren den Frieden von San Stefano unterzeichnet und im Jahr 1907 den Vorsitz in der zweiten Haager Friedenskonferenz geführt.

Dr. Paul Böhmer (Abb. S. 1642), der neue Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt, war bisher Bürgermeister von Metz. Er hat stets im Staatsdienst Elsaß-Lothringens gestanden und mit dem Kolonialwesen nichts zu tun gehabt. Als Bürgermeister hat er besondere wirtschaftspolitische Fähigkeiten bewiesen.

Zum Tode Josef Kainz' (Abb. S. 1644 und S. 1645) bringen wir eine Reihe von Bildern, die den unvergeßlichen großen Darsteller teils im Privatleben, teils in seinen berühmtesten Rollen darstellen.

Das Rennen um den Hammoniapreis (Abb. S. 1646). Auf der Hamburg-Großborsteler Bahn wurde am 18. September zum erstenmal um den neuen Hunderttausend-Mark-Preis, den Hammoniapreis, gekämpft. Am Start erschienen neun Konkurrenten. Zur allgemeinen Ueberraschung siegte die von Jockei Miller gerittene Force Majeure über Halt, mit Shaw im Sattel, und über die Gradiţer Favoritin Abendluft, die mit Childs im Sattel erst als dritte ans Ziel gelangte.

Das Münchner Oktoberfest (Abb. S. 1648) feiert in diesem Jahr seinen hundertsten Geburtstag. Daß sich das immer lustige Geburtstagskind des höchsten Ansehens erfreut, konnte man am Eröffnungstag erkennen: in festlichem Zug erschienen Vertreter aller acht bayrischen Regierungskreise, um zu gratulieren. Viele der Teilnehmer und besonders der Teilnehmerinnen an diesem Festzug trugen die Tracht des Jahres 1810, in dem zum Heil aller guten Münchner das erste Oktoberfest auf der Theresienwiese stattgefunden hat.

Der Prozeß gegen Leutnant Helm (Abb. S. 1646), den „deutschen Spion", der kürzlich in Portsmouth verhaftet wurde, hat mit dem Vorverfahren vor dem Polizeigericht von Fareham begonnen. Die Kronzeugen sind Hannah Woodhouse, die sympathische junge Dame, die das nicht eben sehr geheimnisvolle Treiben des deutschen Leutnants „entdeckte", und der englische Leutnant Harrison, dem sie diese Entdeckung zuerst mitteilte, und nach dessen Direktiven sie Helm dann in die Netze der Polizei lockte. Die beiden Vaterlandsretter werden auch in England nicht allzu ernst genommen.

Die Premiere der neuen Revue des Metropoltheaters (Abb. S. 1648) ist seit Jahren ein sehr wichtiges Ereignis der Berliner Herbstsaison. Auch diesmal ist der witzige Julius Freund der Autor des bunten und heiteren Unsinns, der nun allabendlich Hunderte von Zuschauern vergnügen wird; die gelungene Musik hat in diesem Jahr Viktor Holländer geschaffen. Ihren großen Erfolg verdankt die Revue „Hurra — Wir leben noch!" aber vor allem den unvergleichlich lustigen und gewandten Darstellern, über die das Metropoltheater verfügt, der schönen Fritzi Massary, der in drolliger Weise exotischen Madge Lessing, dem köstlichen, langen Humoristen Giampietro und dem nicht minder köstlichen, kurzen und dicken Komiker Thielscher.

Zu unserem Artikel „Die Wunder des Orients" von Geh. Rat Dr. von Seidlitz in Nr. 37 des Jahrgangs bemerken wir noch, daß die Photographien von der Mohammedanischen Ausstellung von der Firma F. Bruckmann, München, herrühren.

Die Toten der Woche

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Theobald Fischer, bedeutender Geograph, † in Marburg am 18. September im Alter von 64 Jahren.

Professor Woldemar Friedrich, bekannter Maler, Senator der Berliner Akademie der Künste, † in Berlin am 16. September im Alter von 64 Jahren.

Josef Kainz, berühmter Schauspieler, Mitglied des Wiener Hofburgtheaters, † in Wien am 20. September im Alter von 52 Jahren (Portr. S. 1644).

Alexander Iwanowitsch v. Nelidow, russischer Botschafter in Paris, † in Paris am 18. September im Alter von 75 Jahren (Portr. S. 1642).

Dominikanerprediger Père Ollivier, berühmter Kanzelredner, † in Paris am 20. September im Alter von 76 Jahren.

Karl Pröll, bekannter Schriftsteller, † in Schlachtensee bei Berlin am 16. September im Alter von 70 Jahren.

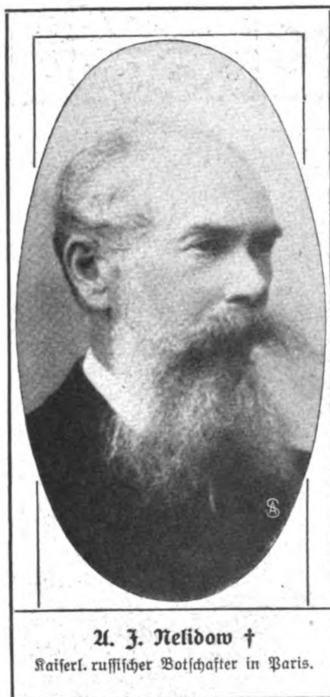
Hormuzd Rassam, verdienstvoller Altertumsforscher, † in Brighton am 17. September im Alter von 84 Jahren.

Dr. Julius Frhr. von Starck, hessischer Staatsminister a. D., † in Darmstadt am 16. September im Alter von 85 Jahren.

Bilder vom Tage



Der Zar mit seinen Töchtern beim Kirchgang in Homburg v. d. H.
Vom russischen Hoflager in Friedberg.
Hofphot. T. H. Voigt, Homburg.



A. J. Nelidow †
Kaiserl. russischer Botschafter in Paris.



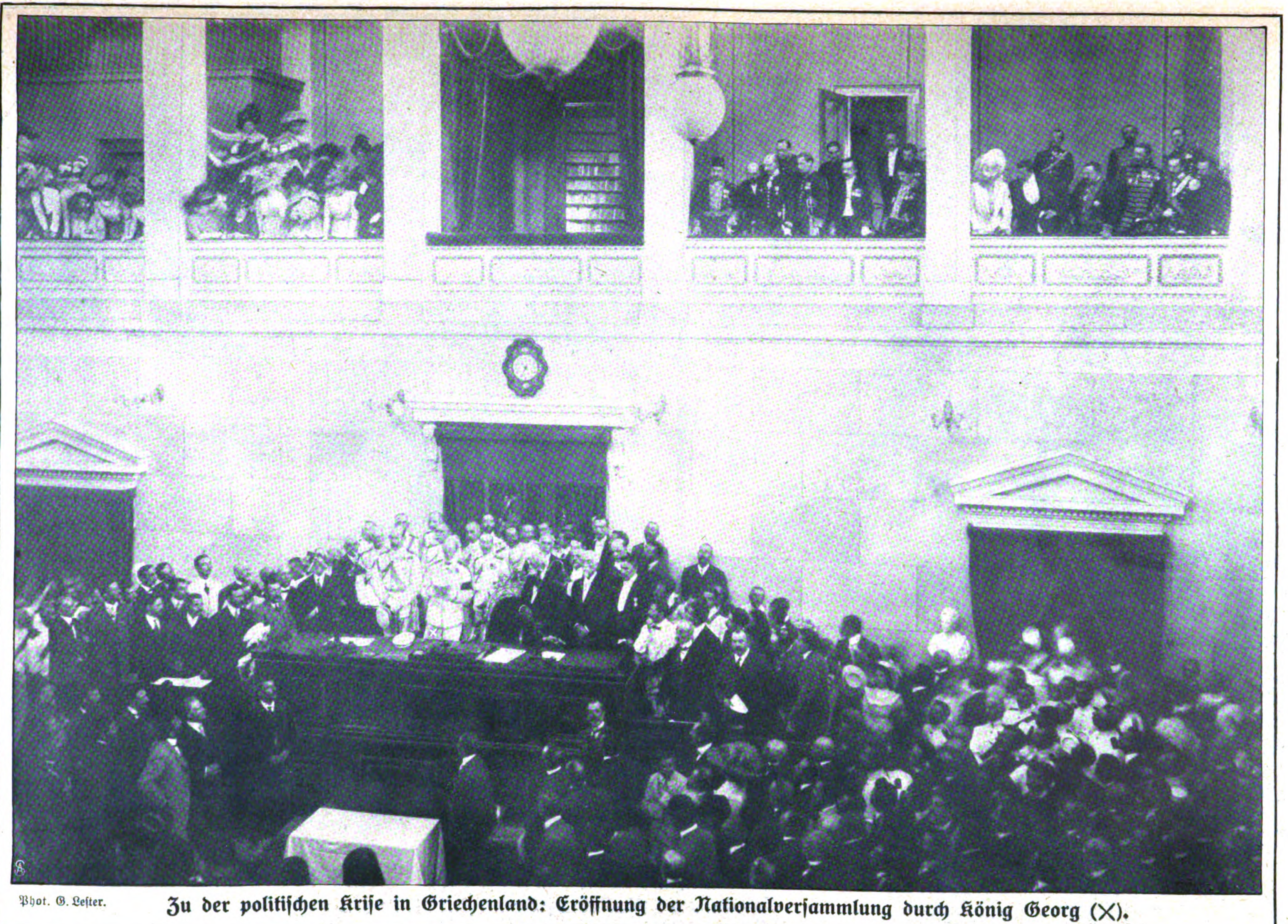
Hofphot. Oskar Tellgmann.
Aus dem diesjährigen Kaisermanöver.
Der Kaiser beim Sattelfrühstück.



Dr. Paul Böhmer,
Unterstaatssekretär im Reichskolonialamt.
Hofphot. Hermestroff.

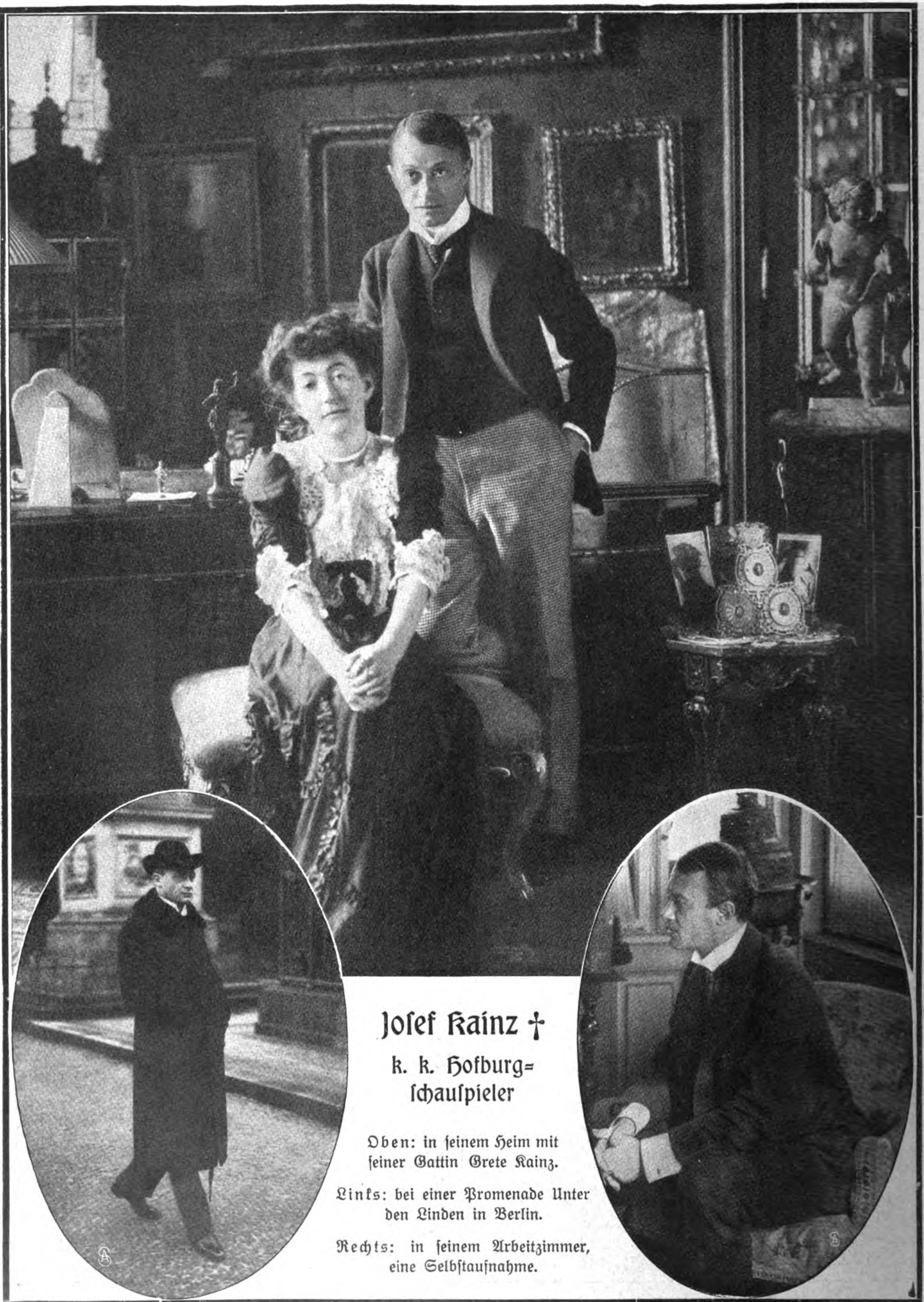


Der Kronprinz und die Kronprinzessin
im Neuen Garten des Marmorpalais.
G. Berger phot., Photochemie, Berlin copyright.



Phot. G. Lester.

Zu der politischen Krise in Griechenland: Eröffnung der Nationalversammlung durch König Georg (×).



Josef Kainz †

k. k. Hofburg=schauspieler

Oben: in seinem Heim mit seiner Gattin Grete Kainz.

Links: bei einer Promenade Unter den Linden in Berlin.

Rechts: in seinem Arbeitzimmer, eine Selbstaufnahme.





JOSEF KAINZ †
IN EINIGEN SEINER GLANZROLLEN
TASSO HAMLET RICHARD III.



Phot. A. Bernhard, Klosterneuburg.



Während der Gerichtsverhandlung: 1. Miß Woodhouse. 2. Leutn. Helm. 3. Leutn. Harrison. Phot. London News Agency.

Vom Spionageprozeß des deutschen Leutnants Helm in Fareham (England).



Graf Kalckreuth, der Richter des Union-Klubs. Walter Miller (××), der siegreiche Reiter. Frhr. v. Dalwigk (×), der Starter des Union-Klubs.

Die Jockeis des mit 100 000 Mark dotierten Hammonia-Preises auf der Bahn zu Hamburg-Groß-Borstel. Phot. Otto Reich.



Königin Viktoria von Spanien mit ihrem jüngsten Kind, der Infantin Beatriz.

Phot. Chusseau-Flaviens.



Madge Lessing als Ludwig XV.



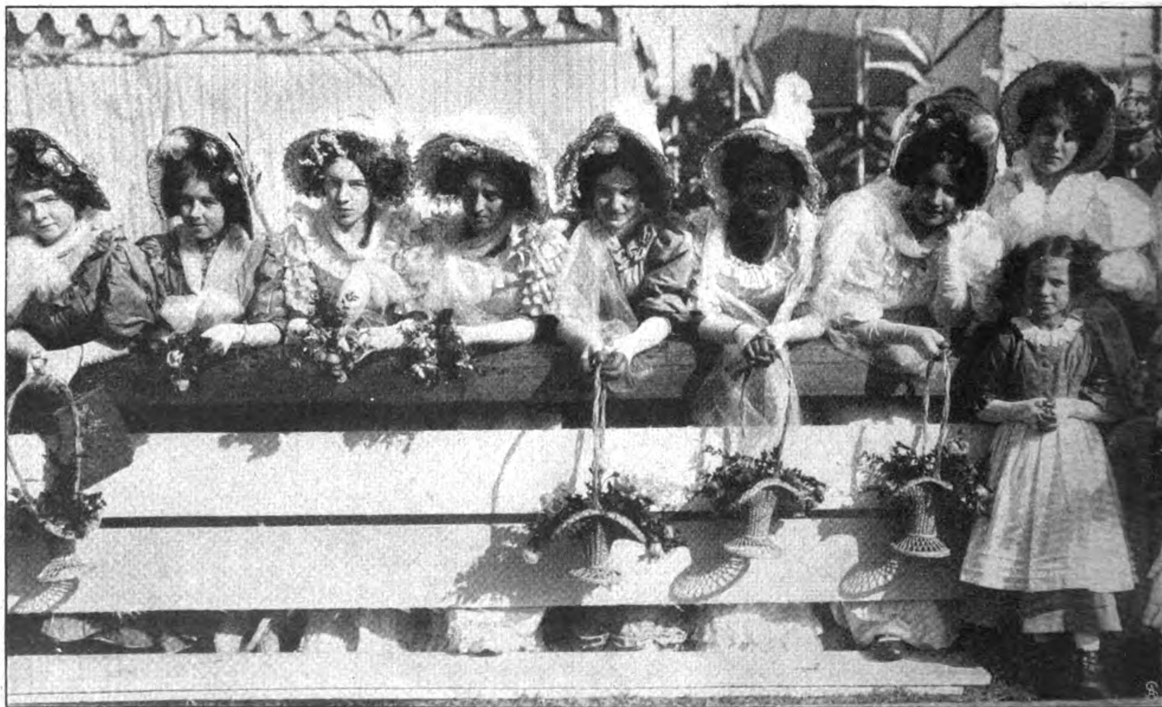
Josef Giampietro
als Bonner Preuße.

Aus der neuen Revue des
Berliner Metropoltheaters:
„Hurra — Wir leben noch!"

Phot. Neue Phot. Gesellschaft.



Fritzi Massary als Mme. Granier.



Illustrationsphotoverlag.

Die hundertjährige Jubelfeier des Münchner Oktoberfestes:
Damen in der Tracht von 1810 als Zuschauerinnen beim Pferderennen.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

8. Fortsetzung.

Als die beiden jungen Mädchen auf der Straße nebeneinander gingen, sagte Gunhilde zu der Hofmarschallstochter: „Wenn Sie so streng über das Irreguläre denken, wundert mich nur, daß Sie überhaupt zu unsern Abenden gekommen sind?“

„Ich lebe in einer kleinen Stadt und schreibe Romane“, entgegnete sie. „Ich habe einen Bekanntenkreis, in dem alle auf einen Ton gestimmt sind, auf den Ton gebildeter Wohlerzogenheit. Ich halte das auch im Grunde für das allein richtige, aber das anregendste ist es nicht. Romanstoffe fallen mir bei diesen Menschen nicht ein. Nun kam eine Gelegenheit: für fünf Wochen Berlin. Ich wollte mich gern einmal über andere Kreise orientieren, unverbindlich und konsequenzlos. Wissen Sie! Es ist ein eigentümlicher Reiz für uns, die wir so nach den alten, strengen Rezepten erzogen sind, der um den Begriff Bohème webt! Wir denken uns leicht so eine Art adliger Geistesfreiheit darunter, die nur aus Neid von den Dummen und Beschränkten boykottiert wird. Ich kann auch gar nicht leugnen, daß mich der erste Abend bei der Gräfin Adelaide, zu der mich eine Klubbekannte mitnahm, sehr geblendet hat. Es ist wirklich allerhand bedeutendes Talent in Ihrem Kreis, so viel Verblüffendes, im Moment Bestechendes. Nur, Fräulein Thorensen, im Nachgeschmack ist's nicht schön! Man soll sich auch nicht für Stunden identifizieren mit Dingen, die man ernstlich doch nie vertreten würde. Ich als Autor,“ und sie sah mit einem gewissen Selbstbewußtsein in die Sterne, das ihren sanften, mädchenhaften Zügen etwas von einer streitbaren Jungfrau gab, „ich als Autor muß mir natürlich von Berufs wegen so etwas ansehen. Sie aber, Fräulein Thorensen, die Sie nicht einmal Bücher schreiben, sind zu dem Widerwillen durchaus berechtigt, mit dem Sie heute so plötzlich aufbrachen und mir durch Ihr Beispiel zum gleichen Entschluß verhalfen. Was wollen Sie bei den ‚Bannbefreiten‘? Tragen Sie doch das bißchen Bann, das Ihnen das Leben auferlegt! Wen Ketten nicht genieren, der soll sie doch nicht abschütteln wollen. Aus Ihnen wird nie eine Emanzipierte! Sie sind ein junges Mädchen — einfach ein junges Mädchen — weiter nichts. Ich weiß, daß diese Bezeichnung heutzutage von vielen wie eine Herabsetzung empfunden wird, und Sie sehen mich auch ein bißchen empört von der Seite an, liebes Fräulein Thorensen. Aber mein Gott! Seien Sie doch froh, wenn Sie das Schicksal auf diesen schönen Ruheposten stellt. Hätte ich nicht zufällig mein Talent, würde mich nichts aus dem Behagen meines Elternhauses locken.“

„Ich wollte, ich hätte mich schon früher mit Ihnen unterhalten können“, sagte Gunhilde. „Aber Sie saßen immer so ablehnend da — — —“

„Nun ja! Ich lebe — wie all meine Kolleginnen aus guter Familie — in Berlin in der ständigen Angst, daß, sobald ich in einem nicht ganz einwandfreien Milieu bin, im Publikum ein Mensch aus meiner Stadt auftauchen könnte. So wie Quecksilberkugeln zusammenstreben, treibt irgendein geheimnisvolles Naturgesetz die Kompatrioten in der Riesenstadt immer zueinander. Das einzige Mal, als ich den von meiner Mutter eingepflanzten Prinzipien zuwider mit einem Herrn — einem“, sie errötete ein wenig, „sehr liebenswürdigen, älteren Freund von mir — abends in einem Restaurant saß, sah ich zu meinem blassen Entsetzen gleich in der ersten Minute die Augen unseres Regimentskommandeurs auf mich gerichtet. Die ‚Bannbefreiten‘ schleppen so wahllos viele Elemente zusammen, daß mir dort das gleiche passieren könnte, und dann will ich wenigstens in Einzelpose ertappt, nicht durch einen danebenlehnenden, halsbindenumwickelten Jüngling wie Wetterstein als zu den Intimen gehörig gestempelt erscheinen.“

„Ich bewundere, woran Sie alles denken“, sagte Gunhilde.

„Ja, Sie alle denken an diese Dinge viel zu wenig!“ rief das Mädchen, „Renommee und Prestige ist Ihnen, glaub ich, ganz einerlei. Sie halten das für Dinge, die man nur in Kleinstädten nötig hat. Aber oft denk ich, Fräulein Thorensen, es ist doch recht gut, daß es noch so viele Kleinstädte gibt. Woher sollten vorsichtige Berliner Männer sonst noch Frauen beziehen? Überhaupt, wo hier die weibliche Jugend so unbedenklich zu sein pflegt, ist es ja ein Segen, wenn die Provinz und die kleinen Bundesstaaten dann und wann wieder in diese lax gewordene Welt ein paar Vorurteile und altmodische Maßstäbe einführen.“

„Halten Sie uns denn für prinzipienlos?“

„Ja,“ versetzte die andere, „prinzipienlos aus Unbedachtsamkeit. Ich spreche nicht von Ihnen, denn Sie haben ja den Degout. Das ehrt Sie, Fräulein Thorensen.“

Sie waren an der Kleiststraße angekommen und standen vor Thorensens Haus.

„Haben Sie denn nicht sonstige Beschäftigungen“, fragte das Mädchen nachdenklich. „Brennen Sie nicht in Leder? Oder binden Sie nicht Bücher ein? Oder mögen Sie nicht weiß sticken? Oder haben Sie nicht jüngere Geschwister?“

„Ich habe einen Bruder von sieben Jahren.“

„Na, ich bitte Sie! Besseres kann es doch zum Betätigen nicht geben. Leben Sie doch dem Bruder, und lassen Sie die ‚Bannbefreiten‘! Ihr Gesicht interessiert mich so. Ich möchte Ihnen, ehe ich abreise, irgend etwas raten, was Ihnen nützt.“

„Sie reisen?" fragte Gunhilde enttäuscht.

„Morgen at home. Ich komme auch wohl so bald nicht wieder hierher. Hier hab ich mein Teil gelernt. Nächstes Jahr gehe ich nach München. Was mir hier an Stoffen zuwachsen kann, hat sich bereits ergeben."

„Die Talentvollen haben es gut", sagte Gunhilde traurig.

„Wie man's nimmt. Bequemer denke ich mir's ohne. — Es ist doch schön, mit Häkelarbeiten an den Fenstern kleiner Städte zu sitzen, beschaulich, ohne jeden Ehrgeiz, so, wenn Sonne über allem liegt, die Mandelbäume auf dem Schloßplatz blühen und ‚er' vorüberreitet. Das ist doch das Idealleben."

Gunhilde empfand eine Art Neid.

„Billigt ‚er' denn ihre Berliner Studienfahrt?" fragte sie zweifelnd.

„Bewahre! Er bekommt sie ja aber auch arrangiert mitgeteilt. Ihm erzähle ich, daß ich im Kapellenverein Tee getrunken habe und in den Museen war. Das Wort bannbefreit kommt ihm gegenüber nicht über meine Lippen. Wir Schriftsteller sind ein hinterhaltiges Volk, die konzessionierten Heuchler!"

Die Ecklaterne warf einen hellen Schein auf die hohe, an den Schläfen etwas kantig geformte Stirn des hübschen, lächelnden Mädchens. Ihre Augen blickten sehnsüchtig, als sie von „ihm" sprach.

Dann legte sie die Hand schwesterlich auf Gunhildens Schulter.

„Berlin ist wunderschön," sagte sie, „aber ich glaube, wenn man sich hier amüsieren will, muß man recht viel Qualitätsgefühl für Menschen haben. Sie haben gewiß gar keins! Sie haben so arglose Augen. Werden Sie etwas vorsichtig, Fräulein Thorensen! Zweimal kommen wir Mädchen leider nicht auf die Welt, und die Spanne Zeit, wo wir die Chance zum Glück haben, ist so kurz!"

* * *

Gunhilde ging durch die dunkle Wohnung. Es war Mitternacht.

Auf dem Eßtisch lag ein Zettel der Mutter. Niemand möchte aufbleiben, sie komme erst spät nach Haus, es solle noch soupiert werden nach der Theaterpremiere....

Komische Etage, dachte Gunhilde. Vater und Sohn liegen zu Bett und schlafen. Und die vier weiblichen Wesen sind aus, über die Stadt verstreut, bei irgendwelchen „geistigen" Genüssen.

Berlin ist so sonderbar!

Sie ging, ein Licht in der Hand, in Olafs Stube, durch Antjes Zimmer, die wie ein treuer Hund vor Olafs Schwelle hauste.

Sie hielt die Hand vor das Licht, damit es den Schlafenden nicht blendete.

Da lag er, die Glieder gelöst, den Arm, auf dem der Ärmel des Nachthemds nicht zugeknöpft war, bloß über dem Kopf. Zwischen den geöffneten Lippen sah man die weißen, spitzen Kinderzähne.

Wie hübsch er doch ist! dachte sie — und wie groß schon! Seit den Tagen von Attenrade hatte sie ihn noch nie so genau wieder betrachtet wie jetzt.

Ihr war, als hätte sie allerhand Stadien seiner Entwicklung verpaßt.

Sie wollte nachholen. Das fremde Mädchen hatte gewiß recht!

Mit solch einem lebenden warmen Menschenkind sich abgeben, war für talentlose Mädchen gewiß befriedigender als das Herumzigeunern in literarischen Zirkeln.

Sie wollte seine Liebe gewinnen, sich ihm unentbehrlich machen. Vielleicht glückte ihr das trotz seiner heißen Kindersehnsucht nach Tante Johanna.

Ein warmes Gefühl von Schwesternliebe und gutem Willen überkam sie.

Das Leben draußen war so wirr, so verletzend. Das Zimmer mit den Atemzügen des schlafenden Kindes wie ein Asyl.

Gunhilde ging leise auf den Zehen davon. Sie schloß in der Fremdenstube die offengebliebenen Fenster. Annchen hatte beim Fortgehen alles übereinandergeworfen. Ein wüstes Chaos herrschte. Seltsam, wie ein paar Wochen des veränderten Lebens dies schlichte Kind der Natur aus dem Gleis gebracht hatten, wie sie ein wenig ins Wilde geraten schien in äußeren und inneren Dingen....

All die hübschen, altväterischen Sachen, die Annchens Mutter mit Liebe und Sorgfalt am blumenschweren Fenster des Waldshuter Giebelhauses für die Tochter genäht hatte, lagen in wirrem Durcheinander auf den Möbeln. Die Brennschere darauf und ein kleines Buch Papier poudré, mit dem Annchen neuerdings das gesunde Naturrot ihrer Wangen abzudämpfen pflegte.

Gunhilde dachte an die Verwandten, die gastfreien Menschen, die so wenig von dem Leben jenseit der Schwarzwaldhänge zu wissen schienen. Sie empfand Mitleid. Etwas Unklugeres konnten sie ja kaum tun, als Annchen in diesen Hexensabbat zu senden!

Sollte sie, Gunhilde, mit ihr sprechen, ihr sagen, was ihr eben beim Nachhausegehen das junge Mädchen gesagt? Sie zur Vorsicht mahnen?

Aber nein....

Wie Eifersucht würde es aussehen wegen Marcell.

Ihr Stolz empörte sich gegen diesen Gedanken.

Mochte Annchen selbst sehen, wie sie durchkam.

Gunhilde hatte schließlich auch zuviel mit ihrem eignen, neuen Leben zu tun. Und wer hatte sie denn gewarnt?

Tante Johannas Brief nach Rotterdam fiel ihr plötzlich ein, den Anka so schnell zerrissen hatte.

Wenn Anka vielleicht doch zu unbedenklich war....

Aber nein, sie scheuchte den Gedanken fort. Nur nicht an Anka zweifeln! Diese Säule mußte fest stehen — sonst kam sie nicht zurecht mit ihren späten Skrupeln.

* * *

Der letzte April — ein schwüler Vorfrühlingsabend mit Gewitter in der Ferne.

Geheimrat Thorensen war zu einem parlamentarischen Abend beim Minister geladen.

Gunhilde saß im Zimmer der Mutter und nähte Knöpfe an Olafs Hemden. Die Mutter saß am Schreibtisch und schrieb einen acht Seiten langen Brief an Doktor Furka ins reine, denn die ersten Entwürfe wagte sie ihm nie zu unterbreiten.

Wenn sie doch die Briefe ließe, dachte Gunhilde. Ich

möchte ihr so gern von dem Mädchen neulich erzählen. Aber sie hat ja zum Anhören niemals Zeit. Keiner hat Zeit für mich. Alle hetzen dahin — ich steh irgendwo einsam am Weg und seh den andern nach. . . .

Da klingelte es. . . .

Langsam bewegte sich Amanda über den Hintergrund.

„Was kann es so spät noch sein?" fragte die Mutter. „Vielleicht ein eingeschriebener Brief für Anka?" . . .

Nein — es war Doktor Meister!

Ganz plötzlich stand er im Zimmer.

Allerhand schnelle Gedankengänge, die blitzartig durch ihr Hirn schossen, auch der Umstand, daß die Abschrift an Furka gerade beendet war, veranlaßten Frau Thorensen, mit äußerster Herzlichkeit dem späten Gast entgegenzugehen.

Langsam legte Gunhilde ihre Arbeit aus der Hand.

Im Glanz des Lichtes von oben erschienen die edlen Züge des männlichen Gesichtes ihr gegenüber noch vergeistigter als früher — vielleicht, daß langer Schmerz und kummervolle Nächte noch Linien eingegraben hatten, die früher nicht dagewesen.

Er hielt sich aufrechter. Seine Blicke klammerten sich nicht mehr mit der sehnsüchtigen Liebe von einstmals an Gunhildens Züge. Sie lagen prüfend auf ihr, ohne Feindseligkeit, aber auch ohne die alte Demut. Er fragte sie flüchtig nach ihrem Ergehen, sonst sprach er nur mit Frau Thorensen.

Er war seit drei Tagen in Berlin. Eigentlich hätte er sich für morgen ansagen wollen — aber jetzt eben im Vorübergehen durch die dunkle Straße habe das Licht hinter den Fenstern ihn doch sogleich emporgezogen. Er wolle auch noch danken für Frau Thorensens freundlichen Brief. Die Sorge um Olaf sei ihm so nahegegangen. Schade, daß er ihn nicht sehen könnte?

„O doch, lieber Doktor Meister!" sagte Frau Thorensen. „Wenn er Ihnen schlafend genügt. Sie sahen doch früher so gern schlafende Kinder! Ich werde Ihnen leuchten. Sie werden staunen, wie groß und lang er geworden ist. Hoffentlich essen Sie morgen bei uns und sehen ihn dann wachend. Hier, bitte, durch das Berliner Zimmer. Gunhilde besorgt einstweilen Tee."

Gunhilde tat es. Sie machte den besten Tee ihres Lebens. Ihr war, als müsse sie den Kaffee von einstmals gutmachen. Sie stand vor dem Küchengas und ließ das Wasser kochen, aufmerksam und mit Inbrunst, als gelte es einen Liebestrank. —

Sie biß in ihre hübschen, blutleeren Lippen und rieb sich die Backen. Sie strich das Haar über den Ohren glatt und horchte auf den dunklen Korridor hinaus nach der Stimme des Mannes von da droben mit dem leisen Dialektanflug, der ihr so heimatlich erschien, so vertraut und erinnerungsreich.

Sie dachte an den Brief, den sie im Sommer geschrieben. Wie mochte ihm der Brief erschienen sein?

Wie stand er zu ihr?

Und dann saßen sie in Frau Thorensens Zimmer um den Teetisch.

Gunhilde fragte alle Verwandten durch. Sie fragte nach Pastor Schreiber, nach Funden in dem alten Hünengrab am Deich, nach der Volksküche und den Blumen in seinem Garten.

Er antwortete etwas gezwungen, die Augen auf der Teetasse.

Frau Thorensen hatte das dunkle Gefühl, mütterlich einschreiten zu müssen. Sie erhob sich plötzlich, um etwas Überflüssiges im Nebenzimmer zu suchen.

Es donnerte in der Ferne.

„Gewitter," sagte Gunhilde, „die Sahne ist sauer davon. Entschuldigen Sie nur."

Doktor Meister lächelte ein wenig und rührte in der Tasse.

Die Pause wurde so schwül wie die Luft da draußen.

Gunhilde überlegte, was sie sagen könnte? Am liebsten hätte sie laut gerufen: „Wie sinnlos ist das Leben!" Aber das war schließlich keine geeignete Bemerkung für diesen Moment.

„Anka und ich waren im Sommer auf Faröer", begann sie schließlich. Es schien doch immer der beste Ausweg, von Reisen zu reden.

„Ich weiß es", sagte Doktor Meister, und der Klang seiner Stimme färbte sich dunkler. „Von diesem Aufenthalt ist viel in Attenrade erzählt worden. —"

„In Attenrade?" fragte Gunhilde unruhig.

„Ja, Herr von Kehren wußte sehr viel Einzelheiten. Ein Geheimratsehepaar aus Berlin, sogar aus Ihres Vaters Ministerium, Fräulein Gunhilde, hatte auf der Fahrt nach Island Freunde von Ihnen getroffen, die in Faröer auf den Dampfer gestiegen waren — auch andere Kurgäste, die dort neben Ihnen gewohnt hatten und so weiter. Diese Menschen scheinen sehr ausgiebig von dem eigenartigen Kreis erzählt zu haben, in dem Sie dort lebten — und was die Aufführung jenes Paares betrifft, das ja wohl zu Ihren Intimen gehörte, so scheint sie ja wenig mit dem Herkömmlichen in Einklang gewesen zu sein. . . . Man ist ja in der Tatenlosigkeit des Schiffslebens meist reichlich interessiert für die Mitpassagiere. Vermutlich ist viel übertrieben worden. Ja, die Welt ist klein, Fräulein Gunhilde."

Er hob die Augen von der Tasse und sah sie an. In seinem Blick stand die Absicht, sich durch den äußeren Reiz dieses blassen, müden Mädchens nicht wehrlos bestechen zu lassen. Mochte sie sich entschuldigen, wenn sie konnte!

„Wahrscheinlich wurde gar nicht übertrieben," sagte Gunhilde aufrichtig, „dies Paar war in der Tat reichlich sonderbar —"

Doktor Meister geriet in Erstaunen.

„Und das geben Sie so ohne weiteres zu?" rief er. „So, als ob das gar nichts wäre, wenn man in schlechte Gesellschaft gerät, sich mit Menschen gemein macht, die sich an der Grenze der Sitte und der Moral herumtreiben? Sie und Ihre Schwester, Töchter aus gutem Hause, aus den denkbar normalsten und gesündesten Verhältnissen, Sie riskieren Ihren guten Ruf um Kreise und Gepflogenheiten, wo der Umstand des Dabeigewesenseins allein schon richtend ist? . . . Ich habe mich gefragt, Gunhilde, ob ich bei Ihrer Mutter mir Auskunft erbitten sollte über den jenen Redereien zugrunde liegenden Sachverhalt, denn Ihren Vater mochte ich nicht

mit einer so delikaten Frage belästigen, obwohl mir auch das durch die Gedanken ging. Nun ich aber eben dies Licht von unten sah... und überhaupt... man leitet sich ja aus alten Gefühlen leicht Rechte ab. Warum sollte ich nicht direkt an die für mich maßgebende Quelle gehen? Ich frage also Sie, Gunhilde, wußten Sie, wie frei und ungehörig das Benehmen dieses Kreises war, mit dem Sie reisten? In dem Sie lebten? Wußten Sie, daß die eine Ihrer Freundinnen ein Buch geschrieben, mit dem der Staatsanwalt sich zu befassen gedenkt, und daß eine andere Rädelsführerin Ihrer Gesellschaft derart freien Sitten huldigt, daß die Damen auf dem Island-Schiff es vermieden, neben ihr in der Kajüte zu sitzen?"

Gunhilde starrte ihn immer entsetzter an. Der strenge Richterton, in dem er seine ehrliche Entrüstung herausdonnerte, die Empörung des Reinen und Einwandfreien gegen die schiefen Verhältnisse der Andersgearteten, das Gefühl, daß er vielleicht im Recht sein mochte, wenn die Dinge von seiner Seite so anders aussahen, so verzerrt und häßlich — alles das verwirrte sie so grenzenlos, daß ihr gar nichts einfiel, als nur befangen herauszustammeln: „Es waren eben die ‚Bannbefreiten'."

„Die Bannbefreiten!" Er lachte auf, grimmig und empört. „Ja, und diese Bande hat Sie ins Schlepptau genommen, Ihnen die Ansichten verdreht, den gesunden Sinn verdorben.... Gunhilde! Sie sind nicht mehr, die Sie waren! Nach Ihrem Brief aus dem Sommer, jenem schön stilisierten grausamen Brief, hab ich's geahnt. Und nun seh ich's bestätigt. Nicht einmal die Entrüstung haben Sie mehr gegen das, was unrecht und schief ist. Sie leben in der schlechtesten Gesellschaft und finden nicht einmal etwas dabei. Man stellt Sie zur Rede, und nicht das kleinste Wort zur Verteidigung fällt Ihnen ein...."

Er trommelte auf der Kante des Tisches. Seine Stirn war zornesrot geworden. Im Schein der roten Seidenlampe sah sein Kopf wie der eines alten Kultbildes aus, wie es in Griechenland auf den Altären zürnender, strafender Gottheiten stand.

Sie fühlte, wie innerlich fern er plötzlich von ihr war, wie entglitten, scheinbar verloren....

Er sprang auf und lief durch das Zimmer. Dann blieb er vor ihr stehen, plötzlich, so daß sie wie ein geängstigtes Schulmädchen emporfuhr.

Da fühlte er diesem hilflosen Angesicht gegenüber plötzlich seinen Zorn verrauschen.

„Liebe Gunhilde!" sagte er mit einem Mal sanft und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Bitte, sagen Sie doch ein Wort, das Sie entlastet! Sagen Sie, daß Sie widerwillig mitgingen, nur von Ihrer Schwester gezwungen, daß Sie nie die freien Sitten der andern mitgemacht, sich immer abseits gehalten, das Treiben der übrigen gemißbilligt haben, daß Sie keinen Freund mithatten, daß Sie eine Ausnahme bildeten, und was davon erzählt ist, Lüge und Klatsch war!? Es wird ja immer so viel geklatscht. Gunhilde, sagen Sie mir ein beruhigendes Wort — ich glaube Ihnen ja — dann ist's abgetan für mich, und ich höre nie mehr auf eine andere Seite...."

Gunhilde senkte den Kopf.

„Es war alles nicht so schlimm, wie es klingt", versetzte sie leise....

Er biß sich auf die Lippen....

„Sie scheinen mir sehr unempfindsam, Fräulein Gunhilde!" sagte er schmerzlich und vorwurfsvoll, „so, als ob Sie das Unterscheidungsvermögen verloren hätten, den richtigen Maßstab. Sie, die wie eine Blume da droben in dem Garten blühten! Gott im Himmel! Es ist schade! Dreimal schade! Es ist ein Jammer um jemand wie Sie, Gunhilde!"

In diesem Augenblick klingelte es scharf und hastig mehrmals an der Entreetür.

Gunhilde atmete auf, daß irgendwie ein Ende für ihre Pein kam.

Frau Thorensen, die den überflüssigen Gegenstand, den sie suchte, noch immer nicht gefunden zu haben schien, eilte auf den Vorplatz und öffnete selbst.

„Erik!" hörte man sie rufen. „Mein Gott, Erik! Wo kommst du so plötzlich her?"

„Ich mußte ganz unvorhergesehen in einer wichtigen Geschäftsangelegenheit nach Hamburg", klang eine erregte Stimme. „Na, und die große Sehnsucht nach dem Kind! Da dachte ich: fahr rasch über Berlin. Aushalten kann ich's doch nicht lange ohne mein Annchen...."

„Wer ist Annchen?" fragte Doktor Meister.

„Unsere Waldshuter Cousine, die bei uns zu Besuch ist."

Die Geschwister traten ein. Lärmende Begrüßung. Erik und Doktor Meister stellten alte Bekanntschaften fest.

Die Augen des braven Waldshuters leuchteten in Stolz und Freude.

„Und nun Annchen! Wo ist mein Annchen?"

„Sie ist noch aus," sagte Agnes, „aber ich denke, jeden Augenblick muß sie zurückkommen." Frau Thorensens Augen hefteten sich beschwörend und fragend auf die Tochter.

„Ja, sie ist mit Anka aus", bestätigte Hilde.

„Fort? Die beiden Mädchen? So allein?" fragte der Vater enttäuscht und besorgt. „Ja, wo sind sie denn? Kann man nicht hin und sie abholen?"

„Ach, das gibt Verfehlen — vielleicht sind sie schon auf dem Rückweg", beschwichtigte Agnes.

„Die Sachen dauern meist recht lange", bereitete Gunhilde vor.

Die Mutter winkte ihr mit den Augen ab.

„Wo sind sie denn?" fragte noch einmal der Vater, und seine Augen rollten unbehaglich.

Die Mutter sah Gunhilde flehend an.

„Ich glaube bestimmt, bei Adelaide. Mich lud sie auch ein. Es sollte dort eine graphologische Sitzung stattfinden."

„Glaube! Glaube!" rief beunruhigt der Vater. „Aber ich bitte dich, Agnes! Zwei junge Mädchen bei nachtschlafender Zeit! Da darf man doch nicht glauben! Da muß man doch wissen."

Eriks Stirn hatte sich merklich verfinstert. Der starke Mann zitterte nervös.

„Sie ist doch bestimmt bei ganz verbrieften Bekannten? Ihr habt doch natürlich ihren Verkehr sorg-

sam überwacht? Ihr seid euch doch eurer Verantwortung auch bewußt?"

Er funkelte Agnes unheildrohend an.

„Aber Erik! Wir lieben sie ja alle zärtlich. Solch reizendes Geschöpf. Wenn es dir aber lieb ist, kann Gunhilde sofort telephonieren, daß die Mädchen nach Hause kommen."

Gunhilde ging auf den Vorplatz. Sie klingelte bei Adelaide an und erhielt sofort Anschluß.

Jawohl, Anka war dort. Wo Annchen sei, wisse sie nicht. Annchen hätte sich letzte Woche einen Aluminiumhausschlüssel machen lassen und eine Menge private Verabredungen. Man sollte doch mal Marcell anklingeln. Der wisse doch am Ende am besten Bescheid.

Gunhilde klingelte in Marcells Pension an.

Herr von Wetterstein wäre bei einer Maifeier der „Bannbefreiten" im Café an der Kantstraße.

Sie klingelte im Café an.

Nach einiger Zeit meldete jemand, daß Herr von Wetterstein dort sei, ebenso das Fräulein. Im Augenblick könne niemand sie herausholen, die Aufführung sei gerade im Gang und alle Türen geschlossen.

Als Gunhilde mit ihren Nachfragen fertig war und den Hörer wieder an den Apparat gehängt hatte, sah sie Doktor Meister auf der Schwelle stehen und sie betrachten.

„Wie alt ist diese Cousine?" fragte er.

„Sechzehn."

„Mir scheint, daß hier die Verantwortungen für sechzehnjährige Mädchen etwas leicht genommen werden!" meinte er ironisch. „Es scheint ja wirklich niemand zu wissen, wo das Kind sich aufhält."

„Sie ist in einem literarischen Zirkel, in den Anka sie eingeführt hat...."

„Auch schon bei den ‚Bannbefreiten'?" fragte er bitter.

Frau Thorensen stand ganz blaß vor ihrem Schreibtisch. Sie hatte lange nicht mehr so viel wahlloses Zornesdeutsch zu hören bekommen wie jetzt, da der durch die schwäbische Umgebung und ein hartes Arbeitsleben etwas vergröberte Bruder seine Vaterverzweiflung vor ihr austobte.

Ihr wurde ganz unwirklich zumute.

Ihr war, als sei dies alles Theater.

Die Minuten bis zu Gunhildens Rückkehr vom Telephon dehnten sich ihr endlos.

Welch peinliche Kalamität. — Wie dumm sich aber auch alles traf!

Sie rechnete nach, wie lang es her sei, daß sie sich nicht mehr wie in den ersten Wochen um Annchen gekümmert hatte.

Vor zehn Tagen war die Versöhnung mit Furka gewesen. Seit zehn Tagen hatte sie keine Ahnung mehr, was der Logiergast trieb, wo er war, mit wem er Berlin durchzog!

Gunhilde erschien mit ruhigem Lächeln, ihre Jacke schon halb über den Schultern.

„Ich werde dir Annchen sofort holen," sagte sie, „mit einem Auto bin ich in einer Viertelstunde wieder da. Amanda holt bereits eins."

„Ich komme lieber gleich mit —"

Agnes beschwor ihn zu bleiben.

„Lieber Doktor Meister!" flüsterte Gunhilde, „halten Sie um Gottes willen Onkel Erik zurück — man kann nie wissen, wie gerade die Situation dort ist. —"

Meisters Augen wurden immer größer und dunkler. Es stand wie ein Gewitter von Empörung auf seiner Stirn. Die feinen Nasenflügel bebten, aber er sagte kein Wort, sondern biß sich die Lippen.

Gunhilde stürmte zur Tür. Die Mutter kam ihr nach.

„Was mag denn Annchen angezogen haben?" fragte sie leise und geängstigt.

„Ich weiß nicht. Sie hatte sich die Friseuse kommen lassen. Ich glaube, sie ist in meinem Roten und hat sich sonst noch irgendwie drapiert. Ich badete Olaf, als sie wegging. Gestern probte sie Lieder zur Laute. Ich weiß nicht, was sie anstellen mag."

„Es trifft sich alles zu greulich!" jammerte Frau Thorensen. „Sollte sie sich gar zu auffallend drapiert haben, so nimm ihr nur bei der Rückfahrt alles Phantastische ab und wickle sie recht fest ins Kopftuch. Mein Gott! Nie wieder hüte ich sechzehnjährige Nichten."

„Mama!" sagte Gunhilde traurig — „Es wird uns auch wohl keine wieder angeboten werden! Diesmal fallen wir herein — Paß auf!"

Und sie eilte treppab und fuhr in die Nacht davon.

Gunhilde, die, was das Betragen der „Bannbefreiten" betraf, eine gewisse Kennerschaft hatte, konstatierte beim ersten Blick, den sie in den kleinen Saal des Café warf, daß eigentlich gegen die Situation gar nicht viel einzuwenden sei.

Man war kostümiert, sang Lieder, trank Maibowle und amüsierte sich.

Die Hauptrbädelsführer fehlten überhaupt. Es war nur eine Sondergruppe vorhanden, die sich unter Wettersteins Führerschaft neuerdings organisiert hatte und den ersten Mai mit einem kleinen Mahl und bei Morgengrauen mit einem Gang ins Freie zu feiern dachte.

Gunhilde Thorensen in ihrer Regenjacke kam wie ein trauriger schwarzer Falter in die lachende Gruppe geflogen.

Sie unterrichtete Annchen in fliegender Eile über die Sachlage und beschwor sie, sofort mitzukommen. Aber Annchen wollte nicht. Der Vater zog nicht bei ihr. Ein näherer und stärkerer Magnet hielt sie fest. Sie wollte Mai feiern mit den „Bannbefreiten".

„Annchen, er ist überhaupt außer sich, daß du allein aus bist!" beharrte Gunhilde.

„Aber Fräulein Thorensen! Seien Sie doch keine Spaßverderberin!" flehte Marcell. „Wir haben Fräulein Annchen zur Maikönigin ernannt. Sie verdient es, denn sie kann am meisten Bowle von uns vertragen. Seien Sie gnädig, und lassen Sie uns diesen Schatz —"

Gunhilde blickte Marcell in die Augen.

So! Das war der Mann, neben dem Doktor Meister für sie hatte verblassen können, der Mann, der ihrem ersten Ideal den Preis verdorben! Gold, das einmal in ihren Händen lag, hatte sie achtlos beiseite geworfen, um blinkende Kieselsteine aufzusuchen, nach Seifenblasen gegriffen und darüber das Glück versäumt....

Er wurde etwas befangen unter ihrem Blick — er merkte plötzlich, daß Gunhildens Charakter gar nicht so unkompliziert war, wie er immer geglaubt....

Annchen schob den riesigen Lockenbau mit den roten Mohnblumen an beiden Ohren hoch. Sie sah grotesk aus in dem roten Chiffonkleid mit den überheizt roten Backen.

„Komm mit, Annchen!“ beharrte Gunhilde —

„Nein, wir lassen sie nicht fort!“ riefen die andern „Bannbefreiten“ und ergriffen plötzlich Annchen, hoben sie auf die Schultern und trugen sie unter Anstimmung einer Maihymne jubelnd rundum durch den Saal.

Eigentlich schlimm war auch dies nicht.

Es war der bekannte Übermut der „Bannbefreiten“, in dem Jugendluft und Humor und Lebensfreude lag, in dem allerhand Talente, Ideale und Illusionen vorhanden waren, wenigstens in den Augen derer, die sich gemüßigt fühlten, die Symposien der „Bannbefreiten“ zu verteidigen.

Feinde der „Bannbefreiten“ rückten zwar andere Merkmale in den Vordergrund.

Schlimm war nur, daß Onkel Erik doch aus seiner Schwester herausgefragt hatte, wo sein Annchen sei, und darauf bestanden hatte, Gunhilde nachzufahren, und daß er nun plötzlich mit Meister in der Saaltür erschien, gerade als Annchen den Triumphritt über den Häuptern der andern jauchzend unternahm.

Schlimm war nur, daß der Maßstab des Vaters, angelegt an diese Berliner Begebenheiten, durchaus nicht stimmen wollte, und daß die Empörung einfacher Menschen gegen lax gewordene Sitten der Gedankenlosen eine so tief innere, so grenzenlose Empörung zu sein pflegt.

Gunhilde interessierte sich von dem Augenblick an, wo die Angelegenheit nun doch verpfuscht war, nicht mehr für den Fall Annchen.

Sie sah nur in Meisters Züge.

Strenger und erbarmungsloser waren die „Bannbefreiten“ wohl nie beurteilt worden als von diesen überlegenen und ernsten Männeraugen.

Hier standen Weltanschauungen gegeneinander. Hier klafften Abgründe.

Die Rückfahrt im Auto zu vieren war etwas, das Gunhilde noch wochenlang nachher in den Nerven lag.

Der Vater schalt. Die Tochter schluchzte. Der Lockenbau löste sich. Die Mohnblumen regneten auf den Abendmantel. Sekundenlang waren die Gestalten wie Nachtmare in Dunkel getaucht. Dann wieder schleuderte eine Laterne einen Augenblick lang hellblendendes Licht über die Insassen, über das nachgerade mehr schreiende Annchen und die eisigen Mienen von Doktor Meister, der mit äußerster Hartnäckigkeit das blonde Mädchen gegenüber schnitt, das mit den tränenfeuchten Blicken bettelnder Liebe an dem entrüsteten Freund ihrer Jugend hing.

Das Auto fauchte und flog. Es quietschte an den Schienen entlang und tutete vor allen Straßenecken.

Gunhilde betrachtete mit starren Augen, was sie einst besessen hatte.

Die Träume ihrer Mädchenzeit schwebten um Meisters Angesicht. Sie entsann sich mit grausamer Deutlichkeit der verronnenen Tage, da sie zuerst die kindliche Anhänglichkeit an diesen Mann, den sie stets so freundlich und gütig gekannt, als persönliche Neigung empfunden, als die aufkeimende Leidenschaft der Vierzehnjährigen ihr Leben plötzlich wie in einen goldenen, ahnungschweren Nebel getaucht hatte....

Sie kam sich plötzlich so alt vor, so am Ende ihres Schicksals.

Wie ein geschlagenes Heer kamen die vier gebrochenen Menschen treppauf.

Frau Thorensen hatte inzwischen Beistand erhalten. Anka war auf ihr flehendes Telephonieren hochherzig vor der Zeit zurückgekommen.

Sie stand mit verschränkten Armen oberhalb der Treppe, um das Kapitol durch möglichste Seelenruhe zu retten.

Als Annchen sie erblickte, stieß sie einen Wehlaut aus und warf sich Anka um den Hals. (Forts. folgt.)

Geselligkeit und Gesellschaft.

Von Olga Wohlbrück.

Geselligkeit ist nicht immer ein Vergnügen, stets aber ein Maßstab für den augenblicklichen Kulturstand. Und wie die Natur sich nicht gradlinig fortentwickelt, so auch die Geselligkeit. Beide nehmen nur veränderte Formen und Gestalten an, wobei die Geselligkeit hauptsächlich vom Pendelschlag des politischen Lebens reguliert wird. Die Geselligkeit im allgemeinen großen Sinn läßt sich nicht bloß auf das Bedürfnis nach einem gesellschaftlichen Zusammensein zurückführen, sondern auch auf das Bestreben jedes einzelnen, seine wirtschaftliche und soziale Bedeutsamkeit nach außen hin zu dokumentieren.

Alexander von Gleichen-Rußwurm, ein Urenkel Schillers, hat es versucht, gleichsam aus der Vogelperspektive, die „Sitten und Gebräuche der europäischen Welt“ von 1789 bis auf die heutigen Tage in einem umfangreichen Werk zusammenfassen, und es ergeht einem bei der volle Aufmerksamkeit heischenden Lektüre dieses Buches wie beim unablässigen Auf- und Absteigen von Treppen, die durch gleiche Plattformen unterbrochen werden, ohne daß man den Eindruck einer allmählichen Steigerung oder eines allmählichen Niederganges hätte. Und so hat die Geselligkeit der letzten zweihundert Jahre trotz mannigfacher Modevarianten doch ein recht uniformes Gepräge.

Die Stellung der Frau war für die Entwicklung der Geselligkeit von größtem Einfluß. Die gezierte Verlogenheit der Rokokozeit mit der geheimen Brutalität wurde vom Revolutionsturm fortgeblasen wie der Puder aus den Perücken. Man hatte weder Zeit noch Sinn für die kunstvolle Toilette, die Wangenglasur und Schönheitspflästerchen, die Blütenrethorik koketter Salon-

literatur und all die „Talon rouge"-Unnatur, die sich über spiegelglattes Parkett bis auf die Stufen des Schafotts hinaufpflanzte. Die Frau wollte wissen, wofür sie ihr Blut mitverspritzen sollte, und sie lernte es, mit Männern auch noch über anderes zu reden als über die Schönheit ihrer Hand und die Grazie ihres Körpers. Die Nähe zum Mann, bedingt durch Gemeinsamkeit der Gefahr, weckte eine neue Verkehrsform: die der Kameradschaftlichkeit.

Und diese beginnende Kameradschaftlichkeit wurde die Grundlage für die Geselligkeit der ganzen neu anbrechenden Aera. Man trank nicht mehr Schokolade, man trank Tee. Die Salons dienten nicht nur dem Liebesgeplänkel als Rahmen, sondern sie wurden die Stätte praktischer Ziele. Man politisierte, handelte, schuf oder vernichtete Existenzen und — spielte. Der große Napoleon versuchte es, die anmutig vornehme Geselligkeit des Königtums wieder einzuführen, aber sein eigenes Plebejertum sprengte, bewußt und unbewußt, immer wieder die engen und verschnörkelten Grenzen. Und wie man sich nicht mehr zur Tragchaise und zum schwerfälligen Viererzug bequemen mochte, sondern couragiert über Pfützen und spitze Steine schritt, so wollte man nicht mehr in das süßliche, rosenparfümierte Salongeplapper zurückverfallen, das zu wortarm und ausdruckschwach war für die neuen Gedanken. Man ließ sich feste Sohlen unter die Stiefel nähen und schielte nach England hinüber, von wo man seine Moden und seine Salonsitten bezog.

Nicht mehr Paris — London wurde tonangebend. Der Dandy wurde eine internationale Größe. Auch schon zur Kongreßzeit war es der Prinz von Wales, der die Gesetze der Herrenmode schuf. Eine Schuhschnalle, die er erfunden hatte, verlieh ihm den Ruhm eines großen Erfinders, seine Westen wurden besungen, seine Anzüge kosteten ihn jährlich 10000 Pfund Sterling, und es gab nur einen einzigen Menschen in ganz England, der es wagte, mit ihm zu rivalisieren. Das war der Dandy Brummel. Er war das verkörperte Genie der Eleganz. Sein blauer Frack mit der weißen Weste und die schwarzen, eng an den Knöcheln geknöpften Beinkleider waren berühmt. Seine Partnerinnen im Tanz waren die schönsten und vornehmsten Frauen ihrer Zeit; sein „Ball der Dandys" wurde zu einem fast historischen Ereignis. Schulden zwangen diesen König der Mode zur Abdankung, ja sogar zur Flucht. Er starb in Paris in dürftigsten Verhältnissen. Aber auch in der elenden Mansardenwohnung verstand er es, mit unnachahmlicher Grazie und Würde seine paar Freunde am Whisttisch zu empfangen und die Pausen des Spiels durch die elegante Wiedergabe feinpointierter Anekdoten auszufüllen.

Ein amüsantes Gesellschaftspiel war in London die „Zensurenverteilung": die Verdienste der schönen Ladys wurden in Punkten berechnet und gegeneinander abgemessen. Die höchste Zahl der Punkte für eine Eigenschaft betrug 20. Die Herzogin von Devonshire bekam 20 für die Anmut, 18 für Liebenswürdigkeit, 17 für Eleganz, 16 für den Ausdruck, 15 für den Teint, 16 für die Gestalt und nur 14 für die Züge. Aus diesen Ziffern, die übrigens das Verständnis der damaligen Porträte vervollständigen, entnimmt man ziemlich deutlich, welche Eigenschaften man bei den englischen Damen am meisten schätzte. Doch dauerte es auch in London nicht lange, und die Damen verloren sich in politischen Intrigen.

Die zwei Nebenbuhler Fox und Pitt brachten eine ungeahnte Bewegung in das politische Leben, und die Herzogin von Devonshire wurde scherzweise Herzogin Fox genannt, weil sie so leidenschaftlich für ihn eintrat. Bei den Parlamentswahlen warben die Damen mit allen Mitteln um Stimmen für ihre Lieblinge, und die schöne Herzogin gewährte einem biederen Metzger für seine Stimme ohne viel Bedenken einen Kuß. Es mag wohl der meistbesungene Kuß der Weltliteratur sein; nicht weniger als 300 Sonette wurden auf ihn gedichtet.

Als London nun gar als erste Stadt Gasbeleuchtung erhielt — es war um die Kongreßzeit — da pflanzte sich das gesellige Leben aus den Häusern auf die Straße fort und von da ins Café. Auch die Damen verschmähten es nicht, in diesen neuerstandenen Cafés, wo man Musik hören, soupieren und spielen konnte, im Kreise ihrer Männer und Courmacher zu erscheinen.

Je eifriger sich die Frauen der hohen Kreise am politischen Leben beteiligten, desto mehr waren auch ernste Männer bestrebt, einen gehaltvollen Ton in die Unterhaltung zu bringen, desto häufiger wurde ein Salon zum Ausgangspunkt einer Karriere gemacht.

Aber neben dem Geburtsadel taucht eine neue Großmacht auf: die Finanzaristokratie, die es versucht, den Geburtsadel an Ueppigkeit zu überbieten und sich möglichst mit den alten Familien ehelich zu verbinden. Napoleon III. hat als Prinz Louis Napoleon vielfach in ihr verkehrt. Und wenn diese neue Welt auch nicht immer geschmackvoll war, so kam doch ein frischer Zug in die starre Vornehmheit altaristokratischer Geselligkeit. Gelang es diesem oder jenem Krösus nicht, sich Eingang in die exklusiven Kreise zu verschaffen, so versuchte er, auf neutralem Boden Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen.

So wurden die ersten Rennen arrangiert, das große öffentliche Hasard, von dem sich nur selten ein Aristokrat ausschloß. Und wie als Protest gegen diese öffentlichen Belustigungen, die immerhin ein gewisses gemeinsames Interesse mit den „gemischten Kreisen" zeitigten, wurden vornehme Klubs gegründet, die eine strenge Absonderung von der neuen Gesellschaft als Grundgesetz aufstellten. In diesem Klubleben ist aber auch der Ursprung jenes Snobismus zu suchen, der von England aus unsere moderne Kultur infiziert hat.

Ausgleichend wirkte die Ausbreitung des Eisenbahnnetzes, und die Reisewut der Engländer erleichterte dem Kontinent das Verständnis der gesellschaftlichen Umwälzung, die sich bald auch bei uns fühlbar machen mußte.

So schwand ganz langsam der französische Einfluß zugunsten des englischen. Englische Gastlichkeit tritt an Stelle französischer Etikette. Ein leiser, derber Einschlag rettete unsere damalige Gesellschaft davor, im Gefühlsüberschwang zu versinken; ja, längere Zeit hindurch scheute man sich in Deutschland vor allem, was weich, zart und elegant war. Man wollte Kraft zeigen und verwechselte Feinheit des Benehmens mit Verweichlichung, Eleganz mit Geckentum.

Die rauschenden Feste der Wiener Kongreßzeit, die wie eine Apotheose europäischer Geselligkeit eine glanzvolle Aera abschließt, brachten einen Austausch aller Kulturblüten Mitteleuropas. Es waren Tage, von denen Wien jetzt noch zehrt. Sie zogen eine Reaktion nach sich, die sich vor allem in Deutschland durch haus-

backene Kleinlichkeit bemerkbar machte, und nur die Polen glaubten, die elegante Theatralik der Wiener Tage in ihrem Vaterland fortführen zu können.

Die polnischen Konspirationen, im tändelnden Jargon der Pariser Boulevards begonnen, klangen aus in einer furchtbaren Tragödie, die Polen völlig vernichtete. So wurde den Polen nach der Julirevolution verboten, französische Moden und Pariser Frisuren zu tragen; jede Anspielung auf die Werke liberaler Schriftsteller war verdächtig, und nur ausnahmsweise wurde Urlaub zu einer Reise ins Ausland erteilt.

Hatte Deutschland den französischen Einfluß überwunden, so war Rußland ihm noch völlig ergeben. Man sprach Französisch, man las Französisch, und man kopierte die Aeußerlichkeiten französischer Salons, ohne das Zipfelchen Asiatentums zu verbergen, das sich überall bemerkbar machte. Nur der englische Weltschmerz wurde übernommen, weil Weltschmerz als elegant galt, gleichsam zur Toilette gehörte.

Doch je mehr die Fashion im öden Zeremoniell erstarrte und der Sport zu einer Bedeutung heranreifte, die ihn immer tiefer in die Rechte der Geselligkeit eingreifen ließ, um so geringer wurde Englands Einfluß auf Rußland, um so größer sein Einfluß auf Deutschland.

Rußland übernahm die Tradition der altfranzösischen Schule und schuf, was Deutschland zu keiner Zeit gelungen war, den Typus der eleganten politischen Frau. Zuerst die Fürstin Lieven, dann die hübsche, kleine, blonde Fürstin Lise Trubetzkoi. Sie beide führten jene politisch anregende Geselligkeit weiter, die Thiers „observatoire de l'Europe" genannt hat. In ihren Salons wußte man alles, wußte man mehr vom Hof als am Hof selbst, und nicht nur gefährliche Intrigen wurden angezettelt, sondern manche noch gefährlichere Verwicklung durch feinen Takt und Geistesgegenwart gelöst.

Am vornehmsten vielleicht behauptete sich der Salon in Rom. Die Tradition in Italien war so stark, daß die vornehme Welt „sich in ihrer Eigenart durch alle Kämpfe und Stürme zu erhalten verstand und dadurch im Lauf der Jahre der jüngsten Kulturnation, dem reichgewordenen Amerika, zur Lehrerin werden konnte in feiner Sitte und aristokratischem Zeremoniell". In Venedig, Florenz und Rom sehen wir die ersten Stätten jenes großzügigen, kosmopolitischen Treibens, das die verschiedensten Nationen in den Salons der Aristokraten wie in den „Halls" eleganter Hotels zum gegenseitigen Verständnis zusammenführt.

Berlin hat durch Rahel Varnhagen seinen literarischen Salon gehabt, der Adel hat sich in Berlin keinen Salon zu schaffen gewußt. Nicht der Norden Deutschlands, sondern der Süden bot geselligem Leben einen Mittelpunkt. Frankfurt am Main war die Stadt vornehmen Verkehrs, und es ist nicht uninteressant, daß Bismarck seiner Frau ganz bestimmte Verhaltungsmaßregeln für das gesellschaftliche Leben in Frankfurt gab. Wer von der Geselligkeit Frankfurts sprach, konnte das Bethmannsche Haus nicht umgehen, in dem alle hervorragenden Geister ihrer Zeit gastliche und verständnisvolle Aufnahme fanden. Der Reichtum Frankfurts war ein wesentlicher Faktor, und es mag zum großen Teil der preußische sparsame Zuschnitt sein, der Berlin so lange gehindert hat, eine führende Stimme zu sein in dem Konzert mitteleuropäischer Gesellschaftszentren. Auch in Berlin hat wie in London die Finanz mit der Zeit der Geselligkeit jenen luxuriösen und etwas lärmenden Charakter gegeben, der uns eigen ist.

Wenn aber von feiner deutscher Geselligkeit die Rede ist, so müssen wir unsere Blicke wenden nach Weimar, nach der Schweiz in das Haus von Mathilde Wesendonck oder nach Baireuth, wie es noch vor einem Vierteljahrhundert zu Wagners Zeiten gewesen ist. Doch ganz Deutschland hat keinen berühmten mondainen Salon.

Bei uns ist alles mit Literatur und Kunst verknüpft. Es ist nicht wie in den romanischen Ländern die Frau, sondern eine Richtung, die dem Salon seine Bedeutung verleiht, und allmählich geht uns auch diese ideale Seite verloren. Die Salons sind keine „Häuser" mehr, sondern Durchgangshallen. Gesellschaftliche Verpflichtung ist an Stelle geselliger Freude getreten. Der Ehrgeiz prunkvoller Aufmachung an Stelle feinfühliger Aufmerksamkeit. Nur ein Gebiet gibt es noch, wo wir mit innerer Anteilnahme an der Sache Gesellschaft suchen: der Sport. Englands Sportmanie hat auch Deutschland überschwemmt. Was zuerst dem gesunden Bedürfnis entsprach, die geistige Ueberbürdung durch körperliche Uebungen auszugleichen, ist bald Selbstzweck geworden. Mit den englischen Fachausdrücken ist der englische Moto-Spleen auf uns übergegangen, und in dieser Sportmanie hat sich eine größere Kameradschaftlichkeit zwischen den Geschlechtern entwickelt, als sie vielleicht auch von den überzeugtesten Frauenrechtlerinnen vorausgesehen war.

Galanterie und Rücksichtnahme auf das „zarte Geschlecht" findet man höchstens noch in der kleinen Provinz. Die Regeln des Spieles übertragen sich in die Wirklichkeit, und die Zuvorkommenheiten, die dem gesellschaftlichen Verkehr einst Reiz und Anmut gaben, werden, falls sie noch vorkommen, mitleidvoll belächelt, wie ein Wagnerianer eine sentimentale Romanze der siebziger Jahre belächeln würde.

Wie sich zu allen Zeiten eine Wechselwirkung von Geselligkeit und Mode feststellen läßt, so auch jetzt. Der fußfreie Rock, die praktische Hemdbluse für die Morgenstunden, das lange, schleppende Gewand fürs Haus und den Abend. Auch Mode hat ihre Psychologie, und an Hand alter Gravüren und Kupferstiche läßt sich ohne unterlegten Text viel von gesellschaftlichen Sitten und Unsitten herauslesen. Die Vielfältigkeit der heutigen Tagestoilette ist von deutlicher Beredsamkeit und enthüllt uns das Programm des geselligen Verkehrs der maßgebenden Kreise. Reit- und Tenniskostüm, Saut de bain, Trotteur, Tea-gown, five o'clock-Toilette, Ballrobe.

Aber nicht nur Sport und Komfort, auch den Toilettenreichtum haben wir von England, nicht von Frankreich übernommen; ebenso wie das Wort „Flirt", das umfassender und doch um so vieles bedeutungsloser ist als „Koketterie". Kurz wie das Wort ist der Begriff, zu nichts verpflichtend, vieles gewährend. Es ist das Recht, das sich heute jedes weibliche Wesen nimmt, weil es in unserer modernen Zeit aggressiver veranlagt ist, als es sich früher mit Frauenwürde vertrug.

Und doch, im Grunde ist es das alte Werbespiel, das einzige, das sich in großen Zügen gleichgeblieben ist vom Apfel der Erkenntnis, den Eva einst Adam reichte, bis zur Kalville, die die Weltdame mit koketter Grazie ihrem Tischnachbarn schält.